





~~129-00 88~~

B. Prov.
XXIII
262

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

649646

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A—G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Achtundachtzigster Theil.

GRANT — GREDING.

Leipzig:

H. A. Brockhaus.

1868.



OF GREAT BRITAIN AND IRELAND

FOUNDED IN 1871

VOLUME LXXII. PART I.

1942

1943

1944

1945

1946

1947

1948

1949

1950

1951

1952

1953

1954

1955

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste
E r s t e S e c t i o n.
A — G.

Achtundachtzigster Theil.
GRANT — GREDING.

G R A N T.

GRANT (Anne), englische Schriftstellerin, am 21. Februar 1755 zu Glasgow geboren, war die Tochter Duncan Mac Vicar's, eines Officiers der britischen Armee, welcher im J. 1757 nach Amerika beordert wurde, wohin ihm Weib und Kind im nächsten Jahre folgten. Er lag längere Zeit in Garulison in einem Fort, welches im Lande der Mohawks erbaut worden war, um diesen wilden Volkstamm in Zucht zu halten. Anne, ein munteres und talentvolles, aber etwas wild aufgewachsenes Kind, hatte im Alter von etwa acht Jahren das Glück mit Madame Schuyler aus Albany, der Wittve des Obersten Philip Schuyler und Ruhme des berühmten Generals gleichen Namens, bekannt zu werden und verlebte, so lange sie noch in Amerika zurückblieb, in der Gesellschaft dieser ihr wohlwollenden Frau eine sehr angenehme Zeit, welche sie in ihren „Denkwürdigkeiten einer Amerikanischen Lady“ mit sehr anziehenden Farben und mit den innigsten Gefühlen der Dankbarkeit geschildert hat. Mac-Vicar verlor während des Befreiungskrieges der englischen Colonien das ansehnliche Besitztum, welches er sich in Amerika erworben hatte, und es war ihm nicht möglich, es wieder zu erlangen oder irgend eine Entschädigung dafür zu erhalten; er kehrte daher nach seinem Vaterlande zurück, wo die Regierung, um seine Erbschaft zu sichern, ihn im J. 1772 zum Commandanten des Forts Augustus in Zwornesehire ernannte. Hier lernte seine Tochter Grant, den Bräutigam des nahe liegenden Dorfes Laggan, kennen und ward im J. 1779 dessen Gemahlin. Sie lebte hier in sehr beschneuten Verhältnissen, aber glücklich, und suchte sich an ihrem einsamen Wohnorte durch die Beschäftigung mit den neuesten Erscheinungen der englischen Literatur zu unterhalten, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, in der bald herannahenden Zeit der Noth selbst als Schriftstellerin ihr Glück zu versuchen. Ihr Gemahl starb im J. 1801 und hinterließ ihr eine zahlreiche Familie, aber kein Vermögen; sie griff nun, um die Mittel zur Ernährung ihrer acht Kinder zu erlangen, zu der Feder. Der erste Versuch, welchen sie wagte, war eine Sammlung von Gedichten, die sie unter dem Titel: *The Highlanders and other Poems* (Edinb. 1803. 8.) herausgab. Er brachte ihr nicht nur, da sie 3000 Subscriptoren gesammelt hatte, einen ansehnlichen Gewinn, sondern fand auch einen so großen

Beifall, daß schnell eine zweite Auflage (Edinb. 1804. 8.) folgen konnte, obgleich nur einige kleinere Gedichte vorzüglich zu nennen sind, und von der poetischen Anlage der Verfasserin zeugen, während man an den meisten eine bestimmte Haltung und die letzte Reife vermisst, besonders ist das größte derselben, „die Hochländer,“ schwerfällig und langweilig; dagegen muß man im Allgemeinen die seltene Herrschaft der Dichterin über die Sprache und ihre Gewandtheit in der Versification anerkennen, auch offenbar sich schon vollständig die Richtung, welche Mistress Grant unwandelbar festhielt und welcher sie ihren Ruhm verdankt, nämlich die Verehrlichung Schottlands und der Schotten. Diese Richtung entfaltete sich in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Kraft in den „Briefen von den Bergen“ (*Letters from the Mountains; being the real Correspondence of a Lady between the years 1773 and 1803.* Lond. 1806. 12. 3 Voll.), welche noch während des Lebens der Verfasserin fünf Auflagen erlebten und nach ihrem Tode in der von ihrem Sohne J. B. Grant besorgten verbesserten Ausgabe wiederholt (Lond. 1845. 8. 2 Voll. oder 24. 2 Voll. Ibid. 1853. 8. 3 Voll.) gedruckt wurden. Auch gehören sie wirklich zu den gediegensten Erscheinungen dieser Art in der neuesten Zeit, nicht sowohl wegen der Wichtigkeit des Stoffes und der darin auftretenden Personen, sondern wegen der Einfachheit und Natürlichkeit, wegen der Unabhängigkeit von allen künstlichen Hilfsmitteln und zugleich wegen der Originalität, womit bekannte Gegenstände behandelt sind. Sie entsprechen genau den Verhältnissen der Schreiberin und zeigen uns nach und nach die Gesinnungen und Ansichten eines schwärmerischen Mädchens, einer liebevollen Gattin und Mutter und einer ihren Kindern sich opfernden Wittve. Dabei schildert sie das Leben und die Sitten der schottischen Bergbewohner mit sehr lebhaften, manchmal sogar mit zu glänzenden Farben und trotz manchen Fehlern und Ungenauigkeiten in den geschichtlichen Angaben im Allgemeinen sehr wahr und genau. Mit Recht tadelt sie die Engländer, daß sie die Bewohner Dabrits und Cepland besser kennen, als die Leute von Lothaber und Badenoch, übrigens trifft dieser Vorwurf andere Völker nicht weniger als die Engländer. Mistress Grant, welche über den Erfolg ihrer „Briefe“ mehr erstaunt war, als die ganze übrige Welt, ließ alsbald ihre

„Denkwürdigkeiten einer amerikanischen Lady“ (Memoirs of an American Lady; with Sketches of Manners and Scenery in America, as they existed previous to the Revolution. Lond. 1808. 12. 2 Voll. New York 1809. 8. 2 Voll.) folgen, worin ihre Jugenderinnerungen während ihres Aufenthaltes in dem Hause der Madame Schuyler, welche unter der amerikanischen Lady zu verstehen ist, zu Grande liegen, aber mit den Vorurtheilen und Ansichten eines späteren Alters bearbeitet sind. Sie bieten indessen eine lebendige und getreue Schilderung der Sitten und Gebräuche, welche unter den englischen Bewohnern der nordamerikanischen Colonien im vorigen Jahrhundert allgemein waren und durch die nach und nach aufgenommenen Emohabiten der deutschen Ansiedler einen eigenthümlichen Anstrich gewonnen hatten. Der Verlauf eines solchen nüchternen und regelmässigen, aber geordneten und zufriedenen Familienlebens, von welchem jetzt in der ganzen Welt keine Spur mehr zu finden ist, berührt uns so angenehmer, da es gegen die Wildheit einer Ansiedelung in der Einde grell absteht. Frau Grant fand sich durch den Ertrag ihrer schriftstellerischen Versuche bewogen, zur besseren Erlebung ihrer Kinder von ihrem einsamen Wohnsitz bei Laggan in die Nähe von Stirling und im J. 1810 nach Edinburgh überzusiedeln, wo sich allmählig ein Kreis berühmter Schriftsteller und anderer angesehener Männer um sie bildete, unter welchen besonders der Bischof Beilby Porteus, Sir Walter Juxtar, Sir William Grant und Sir Walter Scott zu nennen sind. Sie liess in dieser Zeit ihre zur Ergänzung der „Briefe von den Bergen“ dienenden „Versuche über die abergläubischen Gebräuche der Hochländer in Schottland“ (Essays on the Superstitions of the Highlanders of Scotland. To which are added Translations from the Gaelic, and Letters connected with those formerly published. Lond. 1811. 12. 2 Voll. Ibid. 1814. 12. 2 Voll.) und ihr Gedicht „Achtzehnhundert und dreizehn“ (Eighteen Hundred and Thirteen. Lond. 1814. 8.) erscheinen. Das letztere ist wohlgepfeilt, aber ohne poetischen Werth, ihre Versuche über den Aberglauben der Schottländer zeichnen sich im Allgemeinen durch ansehnliche Darstellung, kräftigen Ausdruck, Scharfsinn und Phantasie aus, wenn sie auch manchmal in ihrer Begeisterung für ihre Landleute dem ruhigen Denker zu weit zu geben scheint. Zeugnissen kann man indessen nicht, daß ihre sämmtlichen Schriften einen sehr wohlthätigen und nachhaltigen Einfluß auf die Bewohner Schottlands übten, indem sie dieselben nicht nur auf die Vortrefflichkeit und Schönheit ihres Landes und auf die hohe Bedeutung ihrer Geschichte aufmerksam machten, sondern auch durch die Entwickelung einer gesunden Moral zur Bildung derselben beitrugen. Dieser letzte Punkt wird auch besonders in der von W. Scott verfaßten Biographie von Georg IV., welche Mistris Grant eine jährliche Pension von 100 Pfund bewirkte, hervorgehoben. Abgesehen von diesem Ver-

dienste verdient diese Schriftstellerin auch in der Literatur Beachtung wegen der Schönheit und Reinheit ihrer Schreibart und ihrer Gabe, die verschiedenartigsten Gegenstände richtig und naturgetreu darzustellen; überdies sind alle ihre Werke reich an anziehenden Anekdoten und Mittheilungen über berühmte und bekannte Personen und es ist auffallend, daß keines derselben von der großen Schaar treuherziger Uebersetzer zur Zeit, als man die Madame Scott's mit Geizhunger verschlang und für Schottland schwärmte, auf deutschen Boden versetzt wurde. Zeugnissen läßt sich übrigens nicht, daß die Schriften der Mistris Grant jetzt wieder beinahe vergessen sind, was wol nicht der Fall gewesen wäre, wenn sie weniger eilig gearbeitet und ihren Leistungen durch eine sorgfältigere Feile größere Vollkommenheit gegeben hätte, woran sie durch die Nothwendigkeit des Gelderwerbs gehindert wurde. Sie starb am 7. Nov. 1838 zu Edinburgh *).

Mit ihr in keiner Weise verwandt ist eine Madame Grant, welche zur Zeit des Kaisers Napoleon I. häufig Gelegenheit zur Unterhaltung gab. Sie war in Indien geboren und die Frau eines englischen Officiers und kam, nachdem sie einige Zeit in den eleganten Kreisen zu Calcutta und London geblüht hatte, durch einen nicht bekannten Zufall nach Hamburg, wo sie, da ihre Schönheit noch in voller Blüthe stand, unter den dort wohnenden Emigranten des französischen Reichs viele Eroberungen machte und auch Charles Maurier Talleyrand de Perigord, den später so berühmten gewordenen Diplomaten, welcher sich damals in Hamburg aufhielt, mit ihren Reizen umstrickte. Dieser nahm sie, als ihm die Kaiserin nach Frankreich gestattet war, im J. 1796 mit sich nach Paris, hatte aber hier alsbald nach seiner Ankunft den Verbruch, seine Reisegefährtin wegen des Verdachts haatgefährlicher Beziehungen zu den emigrierten Mitgliedern des Hauses Orleans von der Polizei ihm entzissen und in Gewahrsam gebracht zu sehen. Die Anschuldigung scheint jedoch unbegründet gewesen zu sein, wie aus einem merkwürdigen Briefe, welchen Talleyrand an Barras, Mitglied des Directoriums, richtete *) und worin er um die Freilassung

derirte their success from the happy manner in which, addressing themselves to the national pride of the Scottish people, they breathe a spirit at once of patriotism and of that candour which renders patriotism unselfish and liberal. We have no hesitation in asserting our belief that Mrs. Grant's writings have produced a strong and salutary effect upon her countrymen, who not only found recorded in them much of national history and antiquities which would otherwise have been forgotten, but found them combined with the soundest and the best lessons of virtue and morality.

2) Bérgh. A. Adibon, Critical Dictionary of English Literature, Tom. I. p. 718 seq. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 22. (N. ed. Tom. XVII. p. 365.) Biographie générale, Tom. XXI. p. 690. 3) Der Brief lautet wörtlich: On vient d'arrêter madame Grand comme conspiratrice. C'est la personne d'Europe la plus éloignée et la plus incapable de se mêler d'une affaire. C'est une Indienne bien belle, bien paresseuse, la plus dépourvue de toutes les femmes que j'aie jamais rencontrée. Je vous demande instamment pour elle; je suis sûr qu'on ne lui trouvera pas l'ombre de prétexte pour ne pas

1) Her writings, deservedly popular in her own country,

der Dame bat, welche auch aus Rücksicht für den bei der Revolution thätigen früheren Prälaten sogleich erfolgte. Diese Sache muß übrigens sehr still betrieben und gänzlich unbefannt geblieben sein, da man in den ultrarevolutionären Journalen, welche nicht leicht eine Gelegenheit veräumten, den früheren Bischof von Autun anzugreifen, keine Erwähnung derselben findet. Wie sehr übrigens die schöne Frau Talleyrand beherrschte, zeigt sich wieder klar in den hauptsächlich von ihm geleiteten Unterhandlungen über das Concordat zwischen Frankreich und dem römischen Stuhl (15. Juli 1801), denn er dachte bei diesem großen Acte der Versöhnung gewiss am meisten an das Verhältniß mit ihr, welches zu der Zeit, als Napoleon den früheren Glanz des französischen Thrones wieder herzustellen suchte und von dem seinem Systeme huldigenden Staatsmännern eine wenigstens äußerlich regelmäßige Aufführung verlangte, ein so großes Vergerniß erregte, daß Madame Grant nicht am Hofe empfangen wurde. Nur eine päpstliche Entscheldung konnte dieser höchst unangenehmen Ausschließung ein Ende machen und man begreift leicht den Eifer, womit Talleyrand die Gelegenheit des Concordats benutzte, um sich mit der Kirche auszuföhnen. Er bat daher den Papst um Aufhebung der gegen ihn im J. 1790 ausgesprochenen Excommunication und um die Erlaubnis, in das weltliche Leben zurücktreten zu dürfen. Die Gewährung dieser beiden Punkte, so wichtig sie waren, fand seine Schwierigkeit, Talleyrand selbst aber aus den Worten des päpstlichen Schreibens, obgleich diese sich nicht leicht dahin deuten lassen *), daß ihm auch gestattet sei, sich zu verheirathen. Er ließ sich also, da der erste Consul ihn fortwährend drängte, dem Vergerniß ein Ende zu machen, von dem Pfarer des Dorfes Spinay trennen. Am folgenden Tage erschien die Gemahlin des jetzt zum Minister emporgestiegenen Talleyrand am Hofe zum ersten und auch zum letzten Mal, denn der Papst erklärte, als er Nachricht von dieser Ehe erhielt, ausdrücklich, daß er die Verheirathung nicht erlaubt habe und nie erlauben werde. Als er später einwilligte, nach Paris zu kommen und den Kaiser zu treffen, war die Art seiner Bedingungen, daß man ihm „diese Dame“ nicht vorstelle. Diese konnte um so leichter angehanden werden, da Madame de Talleyrand sogleich nach der mißbilligenden Ausrufung des Papstes über ihre Ehe den Befehl erhalten hatte, nicht mehr am Hofe zu erscheinen. Die beiden Eheleute befanden sich dadurch in einer sehr peinlichen Lage, denn der

Papst war ihnen nicht hold, weil sie sich verheirathet hatten, und der erste Consul hielt sie fern von sich, obgleich dies nur auf seinen Befehl geschehen war. Man weiß übrigens, daß Bonaparte beide wenig achtete und sich des abtrünnigen Bischofs nur bediente, weil er ihn für brauchbar hielt. „Der Triumph Talleyrands“, sagte er auf St. Helena, „ist der Triumph der Immaterialität; er ist ein Priester, welcher sich mit der Frau eines Andren, der sie ihm für eine Summe Geldes abtrat, verheirathet, ein Mann, welcher die ganze Welt und alle Parteien verkauft und verräthet hat. Ich habe diesem Weibe den Zutritt zu meinem Hofe untersagt, weil sie nicht in gutem Rufe stand und weil ich entdeckte, daß einige Handelsleute in Genoa ihre 400,000 Francs ausgezahlt hatten, um durch ihre Vermittlung Vergünstigungen in ihrem Geschäft zu erlangen. Sie war eine schöne Frau aus Nömben, aber dumm und gänzlich unwissend.“ Talleyrand fühlte sich durch die Weigerung des Kaisers, sich seine Gemahlin vorstellen zu lassen, um so mehr beleidigt, da ihn dieser durch seinen Beirath zum Heirath gedrängt und ihm einen so argen Streich gespielt hatte, aber er schwieg und verstellte sich nach seiner Gewohnheit, um eine günstigere Zeit für seine Sache abzuwarten; auch der Papst mußte diese bald fühlen. Der pariser Gesellschaft gab indessen dieses Verhältniß vielfachen Stoff zur Bemerkung und zum Spott, welcher insbesondere die Gemahlin des Ministers traf; Talleyrand selbst wußte, nachdem die Illusionen des Liebhabers verschwunden waren, eine gütliche Scheidung zu bewirken; Madame Grant starb aber erst im J. 1833 nur kurze Zeit vor ihrem berühmten Gemahle, welcher ihre eine hinreichende Rente ausgezahlt hatte und seinen Verrag geschickt zu verbergen wußte. Sie wohnte in einem Hotel des Faubourgs St. Germain, während er in seinem Hotel in der Straße St. Florentin blieb, in welchem er den Kaiser Alexander in den Jahren 1814 und 1815 als Gast aufgenommen und bewirthet hatte. Die Gerüchte, welche über die ungewöhnliche Dummheit seiner Gemahlin umliefen, schienen indessen übertrieben zu sein und beruhen wohl auf einer Verwechselung von Unwissenheit und Mangel an Erziehung mit Dummheit, denn ausgezeichnete Staatsmänner, welche Gelegenheit hatten, im J. 1814 mit ihr in Berührung zu kommen, fanden die allgemeine verbreitete Meinung keineswegs bestätigt; wie denn auch wirklich die ihr ausgedehnte Bekanntschaft des berühmten Reisenden Alex. von Humboldt mit Robinson Crusoe wohl Unwissenheit, aber keineswegs Dummheit und gänzlichen Mangel an Geist beweist, da einer Eingeborenen Ombibens sogar Robinson als auch Humboldt gänzlich unbekannt sein können, ohne daß man daraus auf Geistesbeschränkung schließen darf *).

(Ph. H. Kälb.)

GRANT (Bernhard), ein angesehener Mathematiker des vorigen Jahrhunderts, ist aus dem Jahr 1725 in

5) Biographie universelle. Tom. LXXXIII. p. 186. 212. 229. Dictionnaire de la conversation et de la lecture. Tom. LXII. p. 334.

Schottland geboren, trat in den Benedictinerorden und siedelte nach Teutschland über, wo er zuerst in mehreren Klöstern seines Ordens Unterricht in der Mathematik erhielt, dann zum Prior des Schottenklosters zu Erfurt und zum Professor der Philosophie an der Universität dieser Stadt ernannt wurde. Später kam er als Prior des Schottenklosters nach Regensburg, wo er um das Jahr 1785 starb. Seine Lehrbücher („Mathematische Lehrstunden aus der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie.“ Erfurt 1756. 8. Frankfurt. 1765. 8. Erfurt 1774. 8. Elementa philosophiae. Erfurt. 1762. 8. Praelectiones encyclopaedicae in physicam experimentalem et historiam naturalem. Erfurt. 1770. 8. „Encyclopädische Lehrstunden über die Naturlehre und Naturgeschichte.“ Göttingen 1779. 8.) waren sehr kurz und klar gefasst und deshalb in den Schulen fast aller geistlichen Staaten eingeführt, haben aber später neueren und zum Theil auch besseren Handbüchern weichen müssen *). (Ph. H. Kuhl.)

GRANT (Johann von), preussischer General, um das Jahr 1700 in Schottland geboren, kam in seiner Jugend nach Teutschland und trat zuerst in das österreichische Heer, in welchem er als Adjutant des Generals Lachy diente. Im J. 1747 ging er in preussische Dienste über und machte sich bei Friedrieh dem Großen sehr beliebt. Von diesem wurde er auch als Fidejussor mit der Nachricht von dem Siege bei Leuthen (5. Dec. 1757) nach England geschickt, wo er um Mitternacht in London ankam. Sobald man seine Ankunft dem Könige meldete, befohl er ihn sogleich vorzulassen und empfing ihn mit den Worten: „eine Nachricht, die ich von meinem Bruder Friedrich zu erhalten habe, verdient jedenfalls immer, daß ich meinen Schlaf breche.“ Er entließ ihn mit einem reichen Geschenk und Friedrich machte ihn nach der Rückkehr zum Commandanten der Festung Kefse, welche er tapfer gegen den Feind verteidigte und wo er im J. 1764 starb †). (Ph. H. Kuhl.)

GRANT (Robert E.), Arzt und Zoolog, in Schottland geboren und 1814 in Edinburgh zum Doctor medicinae promovirt, wurde Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der University of London. Außer mehrfachen Journalartikeln über zoologische Gegenstände, und außer den Lectures on comparative anatomy and animal physiology, welche in The Lancet (1833 und 1834) abgedruckt sind, kennt man von Grant: An essay on the study of the animal kingdom. 2. Ed. 1829. Outlines of comparative anatomy. Lond. 1835—42. (Umriss der vergleichenden Anatomie, übersetzt von Carl Christian Schmidt. Leipzig 1842.) On the principles of classification, as applied to the primary divisions of the animal kingdom. Lond. 1836. General view of the distribution of

extinct animals. Lond. 1839. The present state of the medical profession in England. Lond. 1841.

(Fr. Wilt. Theile.)

GRANT (William), ein londoner Arzt, der sich in der Fieberlehre einen großen Namen erworben hat. Eine während einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen fortgesetzte genaue Beobachtung der Krankheitsconstitution und der herrschenden Krankheiten in London diente den verschiedenen Werken, welche Grant über die Fieberlehre veröffentlicht hat, als Grundlage. Er starb am 30. Nov. 1786. Seine Schriften sind: An inquiry into the nature, rise and progress of the fevers most common in London, as they have succeeded each other in the different seasons for the last twenty years; with the best method of treating them. Lond. 1771. Die zweite Auflage führte den Titel: Observations on the nature and cure of fevers. 2 Voll. Lond. 1773. 8. (Recherches sur les fièvres, selon qu'elles dépendent des variations des saisons etc., traduit par Lefevre de Villebrune. 3 Voll. Paris 1773—1776. — Beobachtungen über die Natur und Heilung der Fieber; aus dem Engl. von G. E. Kapp. 2 Theile. Leipzig 1775.) Essay on the pestilential fever of Sydenham commonly called the gaol-hospital-ship- and campfever. Lond. 1775. 8. Short account of the present epidemic cough and fever. Lond. 1776. 8. A short account of the fever and sore throat which began to appear in and about London in Sept. 1776. Lond. 1777. 8. (Neue Beobachtungen über die anstehenden fäulischen und die epidemischen Gaubalfieber und Halsentzündungen; übersetzt von G. E. Kapp. Leipzig 1778.) Some Observations on the origin, progress and method of treating the strabulous temperament and Gout. Lond. 1780. 81. (Beobachtungen über die chronischen Krankheiten und sonderlich diejenigen, die zu London gewöhnlich sind. I. Von der Gicht und dem Bobagra. Aus dem Engl. von G. E. Kapp. Leipzig 1784.) Observations on the late Influenza, fibris catarrhalis epidemica of Hippocrates, as it appeared in 1775 and 1782. Lond. 1782.

(Fr. Wilt. Theile.)

Grant's Land in Australien, s. Victoria.

GRANTZ (Tobias), teutscher Rechtsgelehrter, welcher zu Anfang des vorigen Jahrhunderts thätig war, von dessen Lebensverhältnissen man aber Nichts weiter weiß, als daß er nach Beendigung seiner Studien sich zu Götting als Privatrat niederließ und später Schöppe bei der Verwaltung dieser Stadt wurde, wo er um das Jahr 1710 starb. Er versuchte sich auch als Schriftsteller und seine Abhandlungen sowohl über Jurisprudenz überhaupt (Disputatio de natura et constitutione juris. Jenae 1684. 4.; worin mehr Behauptungen des bekannten Juristen Struë erörtert und bestritten werden, und Diss. de principis juris personarum. Jenae 1684. 4.) als auch über einzelne Materien der Jurisprudenz (Defensio inquisitorum ex genuinis Jurisprudentiali principis necnon Jurisconsultorum et Practicorum commentationibus et decisionibus.

*) Vergl. J. G. Voggenreiff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der ersten Wissenschaften (Leipzig 1859. 8.) S. 941.

†) H. G. Gottl. Hirsching, Biographisch-literarisches Handwörterbuch der 18. Jahrhunderte. Bd. II. Rth. 2. S. 142.

Franoof. et Lipsiae 1702. fol. Ibid. 1718. fol. Defensio reorum. Lipsiae 1702. 4. Ed. II. aucta. Francof. et Lips. 1718. fol. De electione. Jenae 1682. 4. und De exosuatione absentiae. Jenae 1684. 8.) wurden von seinen gleichzeitigen Fachgenossen sehr gerühmt und geachtet“). (Ph. H. Kallb.)

GRANUA, ein Rebensfuß des Danubius im Lande der Quaden, gegenwärtig Gran genannt. Marcus Antonin. c. 17. An den Ufern dieses Flusses schrieb Marcus Aurel. Antoninus das erste Buch seiner Selbstbetrachtungen. Vergl. Ed. Böcking, Annot. ad Notitiam Dignit. p. 699. (Krause.)

GRANUCCI (Nicolo), italienischer Novellendichter des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man aber Nichts weiter weiß, als daß er um das Jahr 1590 zu Lucca geboren wurde und um das Jahr 1590 starb. Seine ersten Versuche, welche er als „Tugendspiegel“ (Specchio di virtù, nel quale brevemente si descrive la buona amicitia, grandezza e principio del matrimonio, e di quanta eccellenza sia nelle femmine la castità. Lucca 1566. 8.) bezeichnet, wurden, obgleich seine Zeitgenossen von Novellen fast überflüssig waren, doch mit Beifall aufgenommen; eine zweite Sammlung, welche unter dem Titel: „der Einsiedler, das Gelangnis und der Zeitvertreib“ (L'Eremita, la carcere e il Diporto; opera nella quale si contengono novelle ed altre cose morali. Lucca 1569. 8.) erschien, enthält außer 14 Novellen eine kurze Darstellung der merkwürdigsten Thaten der Türken während des Jahres 1566, die Biographien Amerigo's und Scanderbeg's, die Geschichte der Entstehung des Ordens der Johanniter und eine Beschreibung der Insel Malta und ist sehr selten geworden. In einer dritten Sammlung I), genannt „die angenehme Nacht und der frühe Tag“ (La piacevole notte et lieto giorno, opera morale. Venezia 1574. 8.) befinden sich elf Novellen. Alle diese Novellen sind sehr unterhaltend und in einem heiteren und anziehenden Style geschrieben, und verrathen sogar, wie P. L. Ginguené²⁾ urtheilt, eine moralische Tendenz, dagegen glaubt Fr. Bouet-weiß³⁾, dieser Novellist habe ebenso wenig, wie die andern Novellisten des 16. Jahrh., „mit methodischem Grusse die moralische Belehrung seiner Zeitgenossen oder wol gar der Nachwelt, zur Absicht gehabt“⁴⁾. Granucci scheint sich auch gern mit der italienischen Literatur und insbesondere mit den Schriften Boccaccio's beschäftigt zu haben, denn er besorgte eine Ausgabe des erst zu seiner Zeit wieder aufgefundenen, aber freilich von dem

meisten Kritikern als unecht betrachteten „Urbano“ dieses Schriftstellers (Urbano; opera jucundissima novamente ritrovata del facundissimo ed elegantissimo poeta messer G. Boccaccio. Lucca 1562. 8.) und löste dessen „Tendele“, ein der alten Fabelwelt entlehntes, aber im romantischen Geiste durchgeführtes episches Gedicht, in Prosa auf, um es dem italienischen Geschmacke genehmer zu machen, denn das Epos hatte, wie er in der dialogisirten Einleitung zu seiner Umarbeitung (La Teseide di Gio. Boccaccio ridotta in Prosa. Lucca 1579. 8.) sagt, kaum das Tageslicht erblickt, als es, gleich einer Blüthezeit, augenblicklich wieder aus dem Leben verschwand⁵⁾. Die Umarbeitung ist jetzt ebenso unbekannt, wie die Originaldichtung⁶⁾. (Ph. H. Kallb.)

GRANUCOMETAE ist bei Plinius (H. N. V, 19) der Name zweier Tetrarchen, welche von ihm in seiner städtischen Charakteristik im Innern Syriens zwischen dem Gebiete von Hirtbekke und dem von Emesa aufgeführt werden und demnach zum Bereiche von Coele-Syrien gehört haben mögen. Weber Strabon noch Ptolemäos haben dieses Namens erwähnt. Zu Strabon's Zeit mochten dieselben noch nicht bestehen und zur Zeit des Ptolemäos keine Bedeutung haben oder einen andern Namen führen. Mannert (Ib. VI. Abth. 1. S. 421) geht fälschlich über diese Bezeichnung hinweg. Seitdem die Römer über Syrien herrschten, war die Tetrarchie in diesen Regionen, wie auch in Palästina, ein beliebtes Schema, einen größeren Staat in kleinere Abtheilungen zu zertheilen, welche unter die Söhne eines Dynasten vertheilt wurden. (Krause.)

GRANULATIO. An der Oberfläche getrennter Körperteile, wo der Heilungstrieb sich geltend macht, findet man eine mehr oder weniger hautartig überklebende weiche Schicht, worin sich einzelne runzlich oder fächerartig überragende Partien unterscheiden lassen. Es dient diese Schicht zur Ausfüllung des kassenden Raumes und zur Annäherung und allmähigen Verwachsung der Wundränder; sie ist gleichsam das ansehnliche Fleisch. Man hat deshalb die einzelnen Körnerchen als Fleischwärtchen (Granula, Granulationes) bezeichnet, und den ganzen Proceß nennt man wol die Fleischbildung oder Fleischwärtchenbildung (Granulatio). Die Granulationen sind das Erguugnis der ausgeschwippen gerinnbaren Klympen. Nach Billroth (Unterforschungen über die Entwidlung der Blutgefäße. Berlin 1856.) können die einzelnen Capillargefäßgruppen, aus denen das Erudat kommt, nur einen bestimmten District im Erudat versorgen, und da die Gefäßvertheilung in den verschiedenen Geweben nicht der Art ist, daß durch die Erudat eine gleichmäßige Oberfläche entstehen müßte, so häuft sich um jedes einzelne Capillargefäß das

¹⁾ 3o. Utr. Abtheilung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. V. Böcher's Gesetzen. Berlin. Bd. 2. S. 1581.

1) Bildlich einer zweiten vermehrten Ausgabe der ersten Sammlung. 2) Er sagt in seiner Histoire Littéraire d'Italie. (Paris 1826. 8.) Tom. VIII. p. 448 von den Novellen der zweiten und dritten Sammlung: Dans les unes et les autres on trouve de l'intérêt, de l'élegance, et plus encore, de la moralité. 3) Utr. der schönen Wissenschaften. Bd. II. S. 266. 4) Eine Auswahl der Novellen Granucci's findet man auch in dem Novelliere Italiano. Venezia 1754. 8. 4 Voll.

5) A pena si lasciò vedere in publico, che, quasi abortio, in uno istante nacì da vita. 6) 3. Utr. Abtheilung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Böcher's Gesetzen. Berlin. Bd. II. S. 1581. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 814. Biographie générale. Tom. XXI. p. 693.

Erstbad an und bildet hier ein Knötchen, wodurch eine unebene warzige Oberfläche, die granulirende Fläche, entsteht. In die gerinnbare Lymphe wachsen die getrennten und retrahirten Gefäße hinein. Aus dieser Entzündungsweise der Granulationen erklärt es sich, daß dieselben Anfangs ganz weich sind und daß sie sehr leicht bluten. Gesunde Granulationen zeichnen sich aber durch hellrothe Färbung aus. An hängenden Theilen, wie z. B. in Fußgeschwüren, deren Träger stehen oder herumgehen, bekommen die Granulationen in Folge der venösen Stauung ein lipides Aussehen, und sie befinden sich dann nicht mehr in einem zur beförderlichen Heilung geeigneten Zustande. Aber auch in den blaffen, d. h. blutarmen Granulationen, schreitet der Heilungsproceß nicht in wünschbarer Weise fort. Die gesunden Granulationen besitzen eine etwas erhöhte Temperatur. Die Granulationsschicht theilt mit den normalen Körpertheilen die Eigenschaft, daß sie Substanzen, welche damit in Berührung kommen, aufsaugt. Es zeigen ferner die Granulationen, von welchem Theile sie auch hervorgehoben sein mögen, einen gewissen Grad von Empfindlichkeit. — Nach Güterbocks Untersuchungen sind die Granulationen um so größer, je bedeutender der Substanzverlust ist, und um so kleiner, je näher der Oberfläche des Körpers sie vorkommen. Sie sind nach ihm von verschiedener Farbe und von ganz unregelmäßiger und ungleicher Form. Der oberflächlichere Theil der Granulationen ist röther, also reicher an Blutgefäßen.

Granulationen oder Granularbildungen heißen aber auch in der anatomischen Terminologie überhaupt Bildungen, die sich als ein Aggregat von runden oder förmigen Theilen charakterisiren, mögen es nun normale constituirende Bildungen sein, oder mögen sie, wie es meistens der Fall ist, zu den pathologischen Producten zählen. Solche pathologische Granulationen können an den verschiedensten Körper- und Organtheilen vorkommen. In diesem Sinne spricht man von Granulationen der Hirnhäute, namentlich den sogenannten Pachionischen Granulationen, von Granulationen der Bindehaut oder von Granularentartung der Conjunctiva, von Granulationen der Lungen und der Gebärmutter, von Granularentartung der Nieren, von Granularentartung der Leber oder Lebertuberkel. (Fr. Wilh. Theile.)

Granville, f. Perrenot (3. Sect. Bd. 17. S. 229 fg.).

GRANVILLE (Augustus Bozzi), berühmter englischer Arzt und Naturforscher, im J. 1783 zu Walland geboren, stammte aus einer englischen Familie und diente, nachdem er seine medicinischen Studien beendet hatte (1807), längere Zeit als Wundarzt auf der britischen Flotte. Später ließ er sich, um sich der Civilpraxis zuwenden, zu London nieder und wurde im J. 1819 Wundarzt und Geburtshelfer am Westminster Dispensary und im J. 1824 Arzt am Metropolitanhospital für franke Kinder (Metropolitan Infirmary for sick children) und am Wohlthätigkeitsinstitut für Wöchnerinnen (Benevolent Lying-in-Institut). Er versuchte sich zugleich mit Erfolg als Schriftsteller und machte es sich

zur besonderen Aufgabe, durch physikalische und chemische Forschungen die Arzneimittellehre zu fördern, wie seine Bemerkungen über die Eigenschaften der Rinde der granadischen Gewürzwaare (An account of the physical and chemical properties of the Malambo-bark. London 1816. 8.); über verkrüppelte mit dem Mutterforne gemachte Versuche (An account of some experiments on the Ergat of Rye. Lond. 1817. 8.); über ein neu zusammengefestes Gas, welches sich aus einer in dem lebenden Körper stattfindenden animalischen Zersetzung ergibt (On a new compound gas, resulting from animal decomposition taken place in the living body (Lond. 1818. 8. Teutsch mitgetheilt in dem Neuen Journal der Pharmacie von J. B. Trommsdorff. Bd. 7 und in dem Journal für Chemie und Physik. Bd. 35); über den innern Gebrauch der Blausäure (Historical and practical Treatise on the Internal use of Prussic Acid. 2 ed. Lond. 1820. 12. Teutsch unter dem Titel: Beobachtungen über den innern Gebrauch der Blausäure in der Augenheilkunde, Chron. Katarrh u. s. w. aus dem Englischen übersetzt von D. L. Gertrui. Leipzig 1819. 8.) und über die chemische Zusammenfassung eines als sehr fräftig gepriesenen Mittels zur Entfernung des Anästhesieästheses (On the chemical composition of two liquids, lately proposed as desinfectants of great power. Lond. 1827. 8.). Außerdem fallen in diese Zeit sein Versuch über die ägyptischen Mumien (An essay on Egyptian Mummies in the Philosophical transactions 1825, p. 269 seq.; auch besonders gedruckt. Lond. 1825. 4.); seine Anleitung zur Erhaltung der Gesundheit (Teutsch unter dem Titel: „Gesundheits-Katechismus oder einfache Regeln zur Erhaltung der Gesundheit und Erreichung eines hohen Alters.“ Nach dem Englischen. Stuttgart 1834. 8.) und seine Geschichte der Leistungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften im 19. Jahrh., welche er aber erst nach der Heimkehr von seiner zweiten Reise unter dem Titel: The Royal Society in the 19th Century, being an statistical summary of its labours during the last thirty-five years (Lond. 1836. 8.) herausgab. Im J. 1836 besuchte er nämlich die meisten Länder des europäischen Continents, um die verschiedenen Gesetzgebungen über die Gesundheitspolizei zu studiren und sein vortrefflicher Bericht über diesen wichtigen Gegenstand wurde auf Befehl und Kosten der Regierung veröffentlicht. Schon früher hatte er Frankreich, Teutschland und Rußland bereist und seine Beobachtungen in einem sehr anziehenden Tagebuche (St. Petersburg: a Journal of travels to and from that capital through Flanders, the Rhenish Provinces, Russia, Poland, Silesia, Saxony, the federated states of Germany and France. Lond. 1828. 2 Voll. 2d. Ed. Ibid. 1829. 8. 2 Voll., nachgedruckt Paris 1837. 12. 2 Voll.) herausgegeben, welches besonders eine gelungene Schilderung der merkwürdigen Stadt Petersburg enthält. Auf der zweiten Reise machte er hauptsächlich die Heilküder Teutschlands zum Gegenstande seiner Forschungen und theilte dieselben in einem mit großem Bei-

faß aufgenommenen Werke (Spas of Germany. Lond. 1837. 8. 2 Voll. Ibid. 1843. 8.) mit; ein in Teutschland veranlaßter Auszug (The principal spas of Germany. Extract of his larger works; with notes and corrections. Frankf. 1838. 12.) gibt indessen manche Erläuterungen und Beichtigungen, welche auch in den teutschen Uebersetzungen einzelner Theile dieses Werkes („Die Heilbäder in Riffingen; ihr Gebrauch und ihre Wirksamkeit; aus dem Englischen mit Anmerkungen von Gramer.“ Leipzig 1850. 8. „Baden-Baden.“ Karlsruhe 1838. 16.) nicht fehlen. Die günstige Aufnahme, welche diese Beschreibung der Heilbäder Teutschlands in England fand, bewog den Verfasser, auch ein solches über die Heilbäder seines Vaterlandes (The spas of England. Lond. 1838. 8. 3 Voll.) zu schreiben, welches ebenfalls eifrig gelesen wurde, wie die zweite Ausgabe desselben (Lond. 1841. 8. 3 Voll.) beweist. Granville's Verdienste fanden allseitige Anerkennung; auch war er Mitglied des königlichen Collegiums der Aerzte zu London *).

(Ph. H. Kall.)

GRANVILLE ¹⁾ (George, Lord Randsdowne), englischer Staatsmann und Dichter, um das Jahr 1667 zu Biddesford in Devonshire geboren, war der Sohn Bernard Granville's, welcher bei der Restauration der Stuart's mit George Mont sehr thätig war und bei Karl II. in großer Gunst stand, und der Gattin Sir David Granville's, welcher bei Vertreibung der königlichen Sache in der Schlacht von Randsdowne umkam. George Granville wurde unter der Aufsicht des Sir William Ellis, eines durch Gelehrsamkeit und vortheilhaften Charakter ausgezeichneten Mannes, erzogen und machte durch sein ungewöhnliches Talent und seinen Fleiß so schnelle Fortschritte, daß er schon in seinem 10. Jahre in das Trinity-College zu Cambridge gebracht werden konnte. Hier überreichte er der Herzogin von York, Maria Beatrix von Este, als sie im J. 1679 die Universität besuchte, ein Gedicht, für welches dem jugendlichen Dichter große Lobspprüche gesendet wurden, da es dem damaligen Geschmacke an geremtem und ungereimtem Lobdubbeln entsprach. Er verließ schon in seinem 13. Jahre mit dem Grade eines Magisters die Universität und demüthete sich, von dem ihm gewordenen Beifall ausgenutzt, auf dem Felde der Poesie Vortrügen zu erringen. Die Thronbesteigung Jacob's II. (1684) bot eine günstige Gelegenheit und der König ward mit drei verschiedenen Gedichten begrüßt, von denen besonders das eine bewundert wurde, in welchem er Jacob mit den heidnischen Göttern vergleicht und mit dem Ergebnisse schließt, daß der britische Monarch alle Vorzüge derselben in sich vereinige. Selbst Edmund Waller, der berühmte Dichter, dessen „Art und Weise,“ wie ein gleichzeitiger Kuntrichter sagt, „sich mehr für Reule von Stande und für solche, die am Hofe leben,

schidt,“ nannte den jungen Dichter eine frühzeitige, blüthenreiche Pflanze und ein seinen Jahren voraus-eilendes Genie, von welchem noch Großes zu erwarten sei. Es läßt sich leicht denken, daß Granville, welcher schon durch seine Erziehung die Ansichten und Gesinnungen der Aristokratie in sich aufgenommen hatte, die hohe Achtung, in welcher er durch seine panegyrischen Vorträge am Hofe stand, und durch die zahlreichen Gunstbezeugungen, welche er von dem Könige erhielt, zu würdigen wußte und in einem Alter, wo man sich noch nicht zu verstellen weiß, dem Hause der Stuart's mit aufrichtiger Liebe ergeben war. Schon bei dem Ausbruche des Herzogs James von Monmouth konnte er kaum abgehalten werden, die Waffen zu ergreifen; als aber die Landung des Prinzen Wilhelm von Oranien bevorstand, richtete er ein dringendes Schreiben an seinen Vater, um von diesem die Erlaubnis zur Theilnahme an dem Kampfe zur Vertreibung des Königs zu erlangen. Er schilderte darin seinen Schmerz über sein unthätiges Leben in einem Augenblicke, wo jeder, der noch eine Spur von Ehrgefühl habe, sich betheilen müsse, ins Feld zu ziehen. Die Antwort, daß er noch nicht das zum Kriegsdienste erforderliche Alter habe, will er nicht gelten lassen, da es jedem Alter Ruhm bringe, für das Vaterland zu sterben und da, je früher dies geschehe, um so räthlicher das Opfer sei. Der König, meint er ferner, sei irre geleitet worden, man solle deshalb die Rathgeber zur Rechenschaft ziehen, er selbst aber müsse für seine Person heilig sein und es sei die Pflicht eines jeden rechtschaffenen Mannes, zu seinem Schutze herbeizueilen. Ob auch jetzt die Familie Granville's, welche eine sehr klare Anschauung von den obwaltenden politischen Verhältnissen gehabt zu haben scheint, nicht seiner Ansicht war und der Ausführung seines Vorhabens unüberwindliche Hindernisse entgegensetzte, oder ob er die erwünschte Erlaubnis erhielt, zur Armee zu gehen, wird nirgends gesagt, gewiß ist, daß seine Gefahr für ihn zu befürchten war, da die Revolution ohne Blut vollbracht wurde. Granville war der jüngere Sohn eines jüngeren Bruders, eine Bezeichnung, welche in England gleichbedeutend ist mit ärmlichen und gedrückten Verhältnissen; er besaß jedoch die Klugheit und Geschicklichkeit, diese Lage durch Sparsamkeit der Außenwelt zu verbergen und den Mangel an Vermögen durch die hohe Achtung, die er sich zu gewinnen suchte, zu ersetzen. Als er später über ein reichliches Einkommen zu verfügen hatte, hielt er die frühere Einschränkung für überflüssig und bewies, daß gesungene Sparsamkeit nicht immer, wie man behauptet, im Alter bei bessern

*) Bregel. An. Albion. Dictionary of english literature. Vol. I. p. 721. Biographie générale. Tom. XXI. p. 696.

1) Der Name wird zuweilen auch Greenville über Granville geschrieben.

2) I cannot bear living under the reproach of lying obscure and idle in a country retirement, when every man, who has the least sense of honour, should be preparing for the field. I was too young to be hazarded; but, give me leave to say, it is glorious at any age to die for one's country, and the sooner the nobler the sacrifice. The King has been misled; let those who have misled him be answerable for it. Nobody can deny but he is sacred in his own person; and it is every honest man's duty to defend it.

Glück zum Geize wird. Da er also das Feld der Ehre, auf welchem viele seiner Vorfahren Lorbeerzweige geerntet hatten, nicht betreten konnte, das schnelle Schlingen der Revolution und der Sturz der Sturats ihm jede Aussicht auf eine einträgliche Stelle abschnitten und der Mangel an den nöthigen Mitteln ihm nicht erlaubte, sich nach der Sitte der damaligen Aristokratie dem Tausch der Vergnügungen hinzugeben, so blieb ihm kein anderer Weg zur Erlangung des ersehnten Ruhmes übrig, als die Poesie, durch deren Pflege er sich bereits mit Erfolg in die höhere Gesellschaft eingeführt hatte. Er hielt sich deshalb unter der Regierung Wilhelm's III. von dem Treiben des öffentlichen Lebens gänzlich fern, gelangte aber auf dem von ihm gewählten Wege weit früher zu dem Tempel des Ruhmes, als die meisten seiner Zeitgenossen. Er machte sich durch seine Gelegenheitsgedichte und kleineren Poesien hauptsächlich bei der fein gebildeten Aristokratie beliebt, besonders aber erwarben ihm seine Liebeslieder, in welchen er die Gräfin von Newbourg, welche er wirklich, ohne Gegenliebe zu finden, geliebt haben soll, unter dem Namen Mira feierte, großen Beifall bei seinen Zeitgenossen; eine spätere ruhige Kritik spendet ihnen jedoch nur wenig Lob und will an ihnen weder Natur noch Kunst, weder die Gefühle eines Liebhabers noch die Sprache eines Dichters finden; sie nehmen zuweilen einen glücklichen Anlauf, sind aber im Allgemeinen matt und kalt oder gemungen und überpaant. Die übrigen kleineren Gedichte zeichnen sich weder durch Munterkeit oder Zierlichkeit, noch durch Kraft oder Schärfe aus; manche erscheinen so unbedeutend und kindlich, daß man sich ihre Veröffentlichung nur durch die Eitelkeit des Dichters erklären kann⁴⁾, dagegen haben die Prologe und Epilogie zu seinen dramatischen Versuchen gerechten Anspruch auf lobende Anerkennung. Die „Erfolge der Schönheit“ (Progress of Beauty) muß als eines der am fleißigsten ausgearbeiteten Gedichte gelten; es fehlt ihm nicht an Pracht und Feinheit, man vermißt aber das Verdienst der Originalität. Das höchste Lob, welches man dem Dichter spenden kann, ist seine geistreiche Weise, die Gemäthin des Königs Jacob zu feiern, nachdem sie ausgetobt hatte, Königin zu sein. Unangenehm fällt bei ihm die Genossenschaft auf, alle seine Gedichte mit mythologischen Kindern zu verzieren. Sein König ist Jupiter, welcher, weil die Königin nicht mit Kindern geknetet ist, eine unfruchtbare Juno besitzt; die Königin wird übrigens nicht mit Juno, sondern auch mit Venus und Minerva verglichen. Sein Gedicht auf die berühmte Herzogin in Grafston's scanabaischem Proceß schließt, nachdem es eine Zeit lang mit Juno und Pallas, Mars und Aescles, Calliope und

Niobe, Hercules, Rinos und Rhadamanthus um sich geworfen hat, diesen Unfinn mit Gottlosigkeit⁵⁾. Noch weniger leistete Granville in dem Fache der dramatischen Poesie, worin er sich ebenfalls in der Zeit seiner unwillkürlichen Ruhe versuchte. Er begann mit dem Lustspiele „Die galanten Frauenzimmer“, welches er um das Jahr 1685 schrieb, und ließ diesem nach längerem Zwischenraume ein anderes Lustspiel: „Der Jude von Venedig“ (1698), die Tragedie: „Die heldenmüthige Liebe“ (1696) und die opernartigen Dramen: „Pelcus und Thetis“ (1698) und „Die britischen Zauberer“ (1706) folgen.⁶⁾ „Die galanten Frauenzimmer“ (The She-Gallants)“, eine schwache Jugendarbeit, welche der Verfasser selbst das Kind eines Kindes nennt, wurde trotzdem bei der ersten Aufführung auf dem königlichen Theater in Little-Rincold-in-Fields (1696) mit Beifall aufgenommen und öfter wiederholt, bis es einer dem Dichter selbstlichen Parabel gelang, mehrere Stellen in dem Lustspiele als Satyre auf angesehene Personen zu deuten, obgleich dieses keineswegs der Fall war und auch von Granville mit schlagenden Gründen in Abrede gestellt wurde. Er arbeitete das Stück, welches indessen dieser Angriff wegen von der Bühne verschoben wurde, nach vielen Jahren unter dem Titel: „Aite Liebe roset nicht“ (Once a Lover and always a Lover)⁷⁾ um und gab sich große Mühe, daraus ein nach den damaligen Verhältnissen correctes Lustspiel zu machen oder mit andern Worten, er sorgte, daß die Scene sich stets an einem Orte besand, daß die Zeit nicht die vorgeschriebenen Grenzen überschritt und die Handlung einfach war. Die Zeitgenossen gaben zwar zu, daß sich in diesem Lustspiele mehr Witz finde, als man gewöhnlich auf der Bühne höre, daß der Dialog sehr fließend und ansprechend sei und daß die satyrischen Züge, an welchen es keinen Mangel habe, das Ziel genau treffen, indeß aber, daß kaum eine einzelne Scene vorkomme, worin man nicht auf Ausbrüche stoße, die des Dichters und der britischen Bühne unwürdig seien und die weder durch den Witz noch durch die Laune, womit sie untermischt sind, entschuldigt werden können. Spätere Kritiker nennen das Stück in hohem Grade unanständig und grob und Johnson sagt geradezu, Granville sei nur ein slavischer Nachahmer des Guten wie des Schietens seiner Vorbilder und man müsse voraussetzen, daß er von Wicherley die Unkürbarkeit gelernt habe, wie ihm Waller in der Mythologie Muster gewesen sei⁸⁾. Sein anderes Lustspiel: „Der Jude von Venedig“ (The Jew of Venice)“, eine Umgestaltung des „Kaufmanns von Venedig“ von Shakspeare, gefiel ebenfalls bei der Auf-

3) „Mis versoos to Mira,“ sagt Sam. Johnson in der Biographie Granville's, „have little in them of either art or nature, of the sentiments of a lover or the language of a poet; there may be found now and then a happier effort, but they are commonly feeble and uninteresting, or forced and extravagant. His little pieces are seldom either sprightly or elegant, either keen or weighty. They are trifles written by idleness and published by vanity.

4) Eine gute Ausgabe der kleineren Gedichte erschien unter dem Titel: Poems on Several Occasions. London 1712. 8. Ibid. 1716. 12. 5) The She-Gallants, a Comedy. London 1696. 4. 6) Once a Lover and always a Lover, a Comedy. London 1706. 12. 7) Granville could not admire without bigotry; he copied the wrong as well as the right from his masters, and may be supposed to have learned obscenity from Wicherley, as he learned mythology from Waller. 8) The Jew of Venice, a Comedy. London 1701. 4.

führung und man rühmte die vorgenommenen Abänderungen, besonders die Abänderungen der Szenen und die größere Wahrscheinlichkeit in der Handlung, man hob ferner hervor, daß die Sitten der Italiener von der ernststen und lächerlichsten Seite fein geschildert, die Empfindungen edel und kräftig ausgedrückt und die Charaktere ebenso stark als natürlich geschildert seien. Trotz allen diesen Vorzügen ist indessen die matte Nachahmung in seiner Weise mit dem Originale zu vergleichen und wie wenig Granville den Geist Shakespeares zu begreifen vermochte, beweist schon sein Mißgriff, daß er den Charakter Sphocles' fowohl hielt und dadurch Lachen statt Abheben erregt. Das Trauerspiel: „Heldenmuthige Liebe“ (Heroic Love) *) folgt streng den Aristotelischen Regeln; die Handlung ist einfach, die Scene wird nie verändert und die Zeit stimmt mit der Vorstellung überein; alle Abschweifungen, alle unnötigen Zwischenfälle sind vermieden und Nichts ist mehr von Bombast entfernt als die Sprache in diesem Stücke; auch erntete es die Lobspitze der mittheilenden Kritiker in reichem Maße und der berühmte Dryden, erklärt sich sogar bereit, dem Verfasser seine Lorbeeren abzutreten **); jetzt läßt uns aber diese Tragödie, welche ihren Stoff aus der Ilias schöpft und die Liebe Agamemnon's zur Chryseis behandelt, völlig kalt, da für die poetische Begeisterung fehlt und sie sich zu deutlich als künstliches Nachwerk darstellt; auch verschwand sie bald von der Bühne und ist jetzt gänzlich vergessen. Die Oper „Peleus und Thetis“ welche Granville eine Mäse nennt und welche als Begleiterin des Kupfsteins „Der Jude von Venedig“ erschien, enthält manche schöne und liebliche Stelle, ist aber nicht gleichmäßig angenehm durchgeführte und der Schluß armthümlich. Peleus, welcher in die Thetis verliebt ist, erlangt durch den Beistand des Proteus ihre Gunst, Jupiter aber, welcher ebenfalls die schöne Göttin liebt, entreißt ihm dieselbe und verurtheilt ihn zu ewigen Qualen auf dem Caucasus ***). Hier findet dieser Geizgeiz, den in der Sternkunst erfahrenen Prometheus um Rath zu fragen, welcher prophezeit, daß der von der Thetis geborene Sohn größer werden würde, als sein Vater, worauf Jupiter von seinen Ansprüchen absteht und Peleus mit seiner Bewilligung die Thetis heirathet. Noch früher scheint die Oper: „Die britischen Zauberer oder seine Zauberer gleich der Liebe“ (The British Enchanters: or, no magic like love) **) entstanden und überhaupt einer seiner ersten Jugendversuche zu sein. „Dieses dramatische Wagniß“, sagt er selbst in der später dazu geschriebenen und seine Ansichten über die Oper überhaupt entwickelnden Vorrede, „war die erste An-

strengung einer wirklich kindlichen Muse, eher eine Arbeit freier durch keine andere Pflicht in Anspruch genommenen Stunden, als eine solche, die zur Unterhaltung des Publicums bestimmt sein sollte, aber der bekannte Schauspieler Bulington, welchem sie viele Jahre nachher in die Hände fiel, verlangte sie für die Bühne und das Stück fand so großen Beifall, daß es wenigstens vierzig Mal nach einander aufgeführt werden mußte und nur die Trennung der bedeutendsten Schauspieler, welche alsbald stattfand, und die Einführung der italienischen Oper die ferneren Vorstellungen verhinderten. Wäre es in späteren Jahren gescheit worden, so würden viele Fehler vermieden worden sein. „Granville“, bemerkt Johnson, „hat in seinen „britischen Zauberern“ aller Chronologie Trotz geboten, indem er die widersprechenden Sitten verschiedener Zeiten mit einander vermengt, aber der Dialog erinnert öfter an Dryden's gereimte Tramea und die Lieber sind gefällig, wenn auch nicht ganz correct. Sie sind nach meiner Ansicht das bei weitem beste seiner Werke und es finden sich trotz manchen Fehlern Stellen, welche wenigstens sehr anspornen, wenn sie sich auch nicht zu einem hohen Grade von Vollkommenheit erheben“ ***). Der Dichter spricht auch in der bereits erwähnten Vorrede seine Ansicht über die Oper überhaupt und insbesondere über die englische aus. „Unter allen öffentlichen Schauspielen“, bemerkt er, „muß die sogenannte Oper ihrer Natur nach das höchste Vergnügen verursachen. Fast alle Künste werden in Anspruch genommen, zu dieser Belustigung etwas beizutragen und man findet immer in einem solchen Wagnisse etwas, was auf das Gefühl der Zuschauer wirkt oder ihrem Geschmack entspricht... Die französische Oper ist in den Ausschmückungen, in den Längen und in der Pracht vollkommen und die italienische in der Musik und in den Stimmen vorzüglich, beide sind aber, was das Drama selbst betrifft, höchst mangelhaft; der englische Wagen verlangt Kräftigeres und Nachbakteres und wird durch Sühligkeiten allein nicht befriedigt. Wir haben zwar von unsern besten Meistern verschiedene dramatische Gedichte, welche den Namen Opern führen, der Stoff ist aber nicht gut gewählt und selbst Addison's „Volamunde“ und Congreve's „Semele“ sind mehr Mäsen als Opern.“ Wenn nicht diese Bemerkungen verriethen, daß sich Granville auch mit der Theorie der Dichtkunst befaßte, so würde sein „Versuch über den unnatürlichen Schwung in der Poesie“ (Essay upon unnatural flights in poetry) dies zur Genüge beweisen. Er zeigt in diesem zwar nicht sehr umfangreichen, aber inhaltreichen und von beschreibenden Anmerkungen begleiteten didactischen Gedichte, daß ungeachtet aller Begriffe von poetischer Frei-

9) Heroic Love, a tragedy. London 1698. 4.

10) Auspicious poet, wert thou not my friend,
How could I envy what I must commend:
But since 'tis Nature's law in love and wit,
That youth should reign the rule, and withering age submit,
With less regret there laurels I resign,
Which, dying on my brow, revive on thine.

11) Peleus and Thetis, a mask. London 1701. 4. 12) The British Enchanters, a dramatic poem. London 1706. 4.

H. Gault, L. B. u. A. 2. 1781. LXXXVIII.

13) In his „British Enchanters“ he has bidden defiance to all chronology, by confounding the inconsistent manners of different ages; but the dialogue has often the air of Dryden's rhyming plays; and his songs are lively, though not very correct. This is, I think, far the best of his works; for, if it has many faults, it has likewise passages which are at least pretty, though they do not rise to any high degree of excellence.

heit Nichts erhaben oder reizend sein könne, was entweder abgeschmakt oder übertrieben und unnatürlich ist. Die Ausführung ist zierlich und geistreich und zeigt zu weilen eine in seinen übrigen Arbeiten seltene Kraft, die Vorkrisen sind richtig und die Warnungen treffend. Man findet in dem Versuche freilich nichts Neues, aber man sucht dieses in einem Lehrgedichte auch nur in den Verzierungen und Erläuterungen¹⁴⁾. Granville, welcher bis jetzt in möglichst großer Abgeschlossenheit und nur der Literatur gelebt hatte, sah sich auf einmal und unerwartet in den Stand gesetzt, aus seiner Abgeschlossenheit hervorzutreten. Sein Vater, welcher um das Jahr 1692 starb, hinterließ ihm einiges Vermögen und sein Oheim, der Graf von Bath, welcher jenen nicht lange überlebte, ein kleines jährliches Einkommen; er versuchte nun, die politische Laufbahn zu betreten und da er bei der Thronbesteigung der Königin Anna (1702) durch einen Epilog der „britischen Zauberer“, in welchem er durch eine der Personen des Stüdes (die Fee Ulganda) das Glück und die Größe Englands unter der neuen Regierung prophezeien ließ, sich die Gunst des Hofes erworben hatte, so sandten seine Bemühungen bei der herrschenden Partei kein Hindernis, besonders da er das Vertrauen derselben, den Haß des englischen Volkes gegen Frankreich zu schüren, durch Theilnahme an einer Ueberragung mehrerer Reden des Demosthenes gegen den König Philipp von Makedonien¹⁵⁾, den man brüßlich genug als Vorbild des ehrgeizigen und hochmüthigen Ludwig XIV. bezeichnete, zu fördern sich bemühte. Granville überlegte die zweite olympische Rede¹⁶⁾ nicht ungeschickt, erwarb sich dadurch großen Beifall und wurde von dem Helden Foxley in Cornwall als Deputirter des Unterhauses für das erste Parlament der Königin Anna gewählt. Um diese Zeit (15. Sept. 1704) starb sein älterer Bruder Sir Bevil Granville auf der Uebersahrt von der Insel Barbados, wo er seit dem Jahre 1703 Gouverneur gewesen war, nach England, wodurch ihm nicht nur eine nicht unbedeutende Erbschaft zufiel, sondern er auch das Haupt seiner Familie wurde, welche durch die Anhänglichkeit Sir Bevil's an die Sache der Revolution und Wilhelm III. bereits wieder anfang, ihr gesunkenes Ansehen herzustellen. George Granville wußte im Parlament, wie es scheint, zur Zufriedenheit seiner Wähler, welche ihn Mandat auch für die folgende Sitzung erneuerten; im neunten Regierungsjahre der Königin Anna erwählte ihn der Helden Foxley in Cornwall zu seinem Vertreter und er wurde zum Ritter dieser Grafschaft ernannt; da er aber sowohl aus Grundfaß als aus Neigung der Partei der Tories anhing, so mußte er, als es der

Whigpartei im J. 1708 gelang, das Ministerium Harley zu stürzen, in die Daulzeit des Privatlebens zurücktreten. Während dieser Zeit suchte er seine Unterhaltung in dem Umgange mit einer ausereischen Gesellschaft gebildeter und gelehrter Männer und erwarb sich ein bedeutendes Verdienst um die Literatur durch die Erschließung, die Dichter Pope und Wadertley bei Lord Bolingbroke einzuführen. Als nach kurzer Zeit das Whigministerium den Anstrengungen der Tories abermals unterlag, wurde er von seinen Freunden wieder zu den Geschäften gezogen und am 6. Oct. als Staatssecretair im Departement des Krieges an die Stelle des verstorbenen Robert Walpole ernannt. Als im folgenden Jahre die Parteilichkeit an einem Tage (11. Febr.) auf einmal zwölf Peers machte, wurde auch Granville Lord Lansdowne, Baron von Bideford, in Devonshire. Seine Erhebung erregte weniger Verdruß und Reid, als die der übrigen, denn außer den von seinen Verfassern und ihm selbst dem Staate geleisteten Diensten war er der Erbe einer Familie, in welcher zwei Parlaments (die des Grafen von Bath und die des Lord Granville von Bathurst) unlängst erloschen waren. Ebenso wenig hatten die verschiedenen Parteien, welche ohne Unterschied ihn wegen der unergründlichen Feilschaft in seinen politischen Ansichten, seiner Biederkeit und seiner Freimüthigkeit achteten, dagegen einzuwenden, als die Königin Anna, bei welcher er in besonderer Gunst stand, ihn zum Mitgliede ihres geheimen Rathes und zum Schatzmeister ihres Hauses wählte. Zu allen diesen Ehrenstellen kam noch die zu jener Zeit sehr hoch angeschlagene Auszeichnung, daß der berühmte Dichter Pope ihm seinen „Windorforsort“ widmete und seine glänzenden Eigenschaften als Mensch, Staatsmann und Schriftsteller erhob¹⁷⁾. Granville sollte indeß bald wieder die Unbeständigkeit des Glückes erfahren, denn er verlor nach dem Regierungsantritte Georg's I. alle seine Stellen und sah sich veranlaßt, von Remun zu den Beschäftigungen seiner Jugend zurückzukehren, ohne jedoch seine Wirksamkeit im Parlament gänzlich aufzugeben, da seine enge Verbindung mit den Tories und seine unerschütterliche politische Ueberzeugung ihm nicht erlaubte, seine Freunde in den ihnen ungunstigen Verhältnissen zu verlassen. So finden wir ihn unter den Lords, welche gegen die Partei, die Lord Bolingbroke und den Herzog von Ormond aus dem Lande verwiesen wollten, und gegen die betreffende Bill entschieden auftraten (1715), wozu er sich, sowie durch andere vieleicht unkluge Messungen und Schritte in mancherlei Widerwärtigkeiten verwickelte. Sein Bruch brachte ihn

14) Granville's Gedicht würde wahrscheinlich eine weit größere Brühmtheit erlangt haben, wenn nicht Pope's Essay of criticism alle übrigen Versuche dieser Art übertraffen und in Vergessenheit gebracht hätte.

15) Several Orations to encourage the Athenians to oppose the exorbitant power of Philip of Macedon, englished by several hands (Earl of Peterborough, Lord Lansdowne, Earl Stanhope). London 1702.

16) Or his life and the von ihm besetzte Ausgabe seiner Werke (Genuine Works, in verse and prose. London 1732. 4. 2 Voll.) aufgenommen.

17) In der Dedication dieses beschriebenen Gedichts sagt Pope mit freilich übertriebener Höflichkeit:

This yours, my Lord, to bless our soft retreats,
And call the Muses to their ancient seats;
To paint anew the flow'ry sylvan scenes,
To crown the forests with immortal greens;
Make Windsor's hills in lofty numbers rise,
And lift her terraces nearer to the skies;
To sing those honours you deserve to wear,
And add new lustre to her silver star.

auch, obgleich er die Ernennungsacte Georg's I. unterzeichnet hatte, in den Verdacht der Theilnahme einer Verschwörung, welche den Zweck hatte, einen Aufstand in Schottland zu erregen und dadurch die Landung des Präidenten zu begünstigen; er wurde deshalb als eine gefährliche Person am 28. Sept. 1715 festgenommen und in den Tower zu London gebracht, aus welchem er erst nach einer über Jahresfrist dauernden Gefangenschaft (am 8. Febr. 1717) und ohne Proceß entlassen wurde. Bei seiner Gefangenenerhebung sollen auch durch den gutgemeinten Eifer seines Dieners ein noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangter Theil seiner Gedichte dem Feuer übergeben und zu Grunde gegangen sein. Nachdem er auch seinen Sitz im Parlament wieder erhalten hatte, sprach er zwar im J. 1719 mit großer Energie gegen die Aufhebung der den Dissenters so unangenehmen Uniformitätsacte¹⁸⁾, vermied aber sonst sorgfältig jeden Conflict mit der Regierung und beobachtete in seiner Handlungsweise die umfichtigste Mäßigung. Im Jahr 1722 fand Granville für gut sowohl aus Gesundheitsrücksichten, als auch zur Verringerung seines durch mancherlei Umstände zerrütteten Vermögens eine Reise nach dem Festlande zu machen. Von hier aus richtete er ein Schreiben an seine Freunde (A Letter from a nobleman abroad to his friends in England), worin er seine Ansichten über die Lage seines Vaterlandes klar und offen entwickelt und sein Benehmen rechtfertigt¹⁹⁾. Während seines Aufenthaltes las er den ersten Band von Silb. Burnet hinterlassenen „Geschichte seiner Zeit“ (History of his Own Times), welcher im J. 1724 von dessen Sohne herausgegeben worden war und fand darin Manches ungenau und partiell dargestellt, besonders fiel ihm auf, daß die Charaktere des Generals Monk und Richard Granville's, seines Vorfahren, auf eine Art geschildert waren, wie sie es nach seiner Ansicht keineswegs verdienten. Da er den Entschluß gefaßt hatte, eine Widerlegung zu schreiben, so nahm er auch andere Werke der gleichzeitigen Historiker, namentlich des Grafen Clarendon, „Geschichte der Revolution“ und des Erzbischofs Hoad, „Geschichte von England“ durch und überzeugte sich bald, daß an diesen noch größere Irrthümer zu tadeln waren. Da er im Besitze wichtiger Familienpapiere war, welche zuverlässige Nachrichten über das Benehmen der falsch beurtheilten und scharf getadelten Männer enthielten, so machte er nach seiner Zurückkunft nach England im J. 1732 dieselben theilweis mit der Ausgabe seiner übrigen Werke bekannt und veranlaßte dadurch einen Sturm von Entgegnungen, welche größtentheils in einem bössichen Style, wie Granville's Verdictungen, zum Theil aber auch in einem sehr gereizten Tone geschrieben sind. Granville antwortete noch einmal in einem Briefe²⁰⁾, die ver-

schiedenen Ansichten waren jedoch, wie es sich nach der Parteilichkeit der Gegner von selbst versteht, nicht zu vereinigen, der Leser neigt sich übrigens mehr auf die Seite Granville's, da seine Bemerkungen klar und mufterhaft geschrieben sind und absichtlich die Wahrheit nicht verlegen, dabei aber wichtige Mittheilungen über einige Punkte der merkwürdigen Revolution von 1688 bringen. Auch geht daraus hervor, daß Granville auf der Seite der ehrenhaften Aristokratie stand, welche verschmähte, um den Beifall des Volks zu werben, sondern stiet nur den wahren Vortheil des Vaterlandes im Auge hat und Fürst und Volk durch das Band der Achtung und Liebe zu vereinigen sucht. Wie er über die Haltung eines Mannes von Stande dachte, zeigt am besten ein Schreiben, welches er im J. 1710 an seinen Vetter, den jungen Grafen von Bath, welcher als Beschlehaber einer Truppenabtheilung in Flandern stand, richtete: „Jedes lebende Geschöpf“ sagt er darin, „hat ein Recht auf die Pflichten der Menschlichkeit; selbst das Unglück eines Feindes muß und wieder mit ihm aufsehnen; dörft er, so tränke ihn, hungert er, so speise ihn; überwindet das Böse mit Gutem. Mein innigster Wunsch ist, daß Sie mit diesen Gefinnungen die Gewalt, womit Sie der König vor allen ihren Landknechten beehrt hat, zu gebrauchen anfangen möchten. Dulden Sie nicht, daß irgend Jemand Sie mit partiellern Vorurtheile oder Widerwillen erfülle; machen Sie es sich zum Geschäfte, Zwissigkeiten beizulegen und, wo es nur immer möglich ist, Eintracht und nachbarschaftliches Verständniß wieder herzustellen. Sollte sich trotzdem doch noch Jemand finden, der Ihnen nicht wohl wollte, so beschämen und verwirren Sie ihn durch Güte und Mäßigung. Damit will ich Ihnen aber keineswegs rathen, nur ein Haar eines alten Freundes Ihres Hauses aufzupfern, um sanftig neue zu gewinnen. ... Menschlichkeit und Großmuth sind die besten Stützen, worauf man sein Ansehen gründen kann. Es kann Jemand von hoher Abkunft sein, er kann Reichthum, Macht, Wissen, Gelehrsamkeit und Tapferkeit besitzen, aber ohne Großmuth ist es unmöglich, ein großer Mann zu werden. Was auch der Reiche und Mächtige von sich denken, welchen Werth er auch seinem Ueberflusse und seinem Ansehen beilegen mag, er wird dennoch um so viel mehr gehaßt werden, je mehr er einen schlechten Gebrauch von seiner Größe macht. ... Bei der Vertheilung der Wohlthaten gibt es jedoch auch gewisse Vorschriften und Vorsichtsmaßregeln, die man beobachten muß, denn man findet Leute, welche sowohl Macht, als auch Reizung zur Uebung dieser Tugend besitzen, die aber aus Mangel an Ueberlegung, die Wohlthaten richtig anzuwenden, eher für gütwillige Thorheit, als für wahre Wohlthäter gehalten werden. Dieß reiche Wort wird einem christlichen Gesamnen, welcher Mangel leidet, nach vieler Ueberwindung eine Guinee reichen, aber seinen Augenblick jögern, einer gemeinen Dultlerin deren zwanzig zu

18) Die von ihm gehaltenen Reden, welche die Zeitgenossen als von Reichthum betrachteten, wurde sonst alsbald gedruckt, findet man aber nicht in Granville's Briefen. 19) Abdruck in Somers's Collection of scarce and valuable tracts on the most interesting subjects. London 1746 f. 4. 20) Letter to the author of Reflections Historical and Political, occasioned by a

Treatise, in vindication of General Monk and Sir Richard Greenville. London 1732. 4.

geben, jener wird sich weigern, seinem besten Freunde fumsig Pfund ohne hinreichende Sicherheit zu leihen, aber einen Augenblick später sein ganzes Glück auf ein Kartenblatt oder einen Würfel setzen . . . Großmuth besteht nicht in der Betrachtung des Geldes, die so weit geht, daß man es ohne Ueberlegung und ohne Unterschied hinwegwirft, obgleich dieser Leichtsinns noch besser ist, als es einzuschließen, weil der große Gauden doch einigen Nutzen daraus zieht. Die wahre Großmuth besteht vielmehr in der richtigen Anwendung des Reichthums zu guten Zwecken nach Verhältniß der Verdienste, Umstände, Würde und Beschaffenheit der Personen, die unserer Dienstleistungen bedürfen. Fürsten sind mehr, als jeder Andere, der Gefahr ausgesetzt, ihre Wohlthaten übel anzulegen, denn das Verdienst ist leicht beschaffen und tritt zurück, während die Keden und Zuringelichen sich ihnen so nahe als möglich ins Gesicht stellen und sich durch Nichts aus der Fassung bringen oder aus dem Wege drängen lassen . . . Könnten die Fürsten mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören, in welchem glücklichen Zustande würden sie sich selbst und ihre Unterthanen befinden? . . . Wie glücklich sind Sie, daß Sie mit so großmüthigen Neigungen, mit dem Bewußtsein, sie zu leiten, und mit den Mitteln, die zu beschaffen, geboren sind, denn unter allen Menschen ist der ohne Zweifel der unglücklichste, der diese Neigungen fühlt, ohne die Mittel zu ihrer Befriedigung zu besitzen.“ — Wie Granville über den geistlichen Stand dachte, beweist ein Brief an seinen Vetter, welcher sich diesem Beruf widmen wollte. „Ich billige“, sagt er in demselben, „sehr gern Ihren Entschluß, sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen; Sie können sich keinen besseren Herrn wählen, vorausgesetzt, daß Sie vorher Ihr Herz sorgfältig geprüft haben, um verifiziert zu sein, daß Sie ihm würdig dienen können . . . Sie sollen nunmehr die Wahrheit erforschen; ich werde es deshalb ferner weit lieber sehen, wenn Sie mich freundlich tadeln, als wenn Sie mir, wie bisher, in Ihren Briefen, unverdienter Weise schmeicheln. Sie dürfen deshalb ja nicht glauben, daß ich Ihnen einen finstern predicatorischen Ernst anempfehlen will; diesen muß man noch weit mehr vermeiden. Warnungen müssen, wie Argeneien, so zubereitet werden, daß sie dem Gesandten angenehm sind, sonst wird sich die Natur dagegen empören. Eien Sie fests aufrecht, aber zugleich immer böslich; seien Sie demüthig, ohne Ihrer Würde etwas zu vergeben; tadeln und bessern Sie, ohne die guten Sitten zu beleidigen, denn es ist eben so schämen, ein Cyniker als ein Schmeichler zu sein. Sie dürfen mit dem Degen nicht auch die Sitten des Edelmannes ablegen und nicht Ihr Antikleid anlegen, um Ihre Abkunft und gute Erziehung zu verbergen, sondern um ihm Ehre zu machen. Die Beobachtung der Welt ist von jeher so groß gewesen, daß man zu allen Zeiten, in allen Ländern und in allen Religionen der Ehrlichkeit den Vorwurf des Stolzes, des Eigensinns und der Ehrsucht gemacht hat, ja man beschuldigt sie, daß sie gerade das, was sie auf der Kanzel predigten, durch ihr Leben empfehlenswerth erscheinen lassen; es ist

daher Ihre Pflicht, in diesem Stande mehr, als in irgend einem andern, auf Ihrer Hut zu sein; Ihr Zeispielmuß Ihre Lehren beständigen und Niemand darf Ihnen den Vorwurf machen können, daß Sie anders leben, als Sie predigen.“ Bei solchen Gefinnungen konnte es nicht fehlen, daß der Lord sich der allgemeinen Achtung erfreute, wenn man auch nicht immer und überall mit seinen politischen Ansichten übereinstimmen konnte. Als Granville nach England zurückkam, fand er, daß seine Gedichte in sehr fehlerhaften Abdrücken verbreitet waren, er beilegte sich daher, eine genaue Ausgabe derselben, woran er schon während seines Aufenthalts in Frankreich fleißig gearbeitet hatte, zu besorgen; sie führt den Titel: *Genuine Works in verse and prose. London 1733. 4. 2 Voll.* und ist prächtig ausgestattet; ein geringerer Abdruck wurde nach seinem Tode (London 1736. 12. 3 Voll.) veranstaltet. Diese Ausgabe enthält auch seine prosaischen Versuche, welche von manchen Kritikern seinen poetischen vorgezogen werden, weil er einen besseren Styl schrieb, als die meisten seiner Zeitgenossen; indessen gingen nur seine Poësen in die bekannten Sammlungen englischer Dichter von Johnson, Anderson, Bell, Cooke und Andern über und werden immer noch von seinen Verehrern, welche ihre einmal berühmten Schriftsteller stets zu achten gewohnt sind, gelesen, wenn auch die spätere Kritik in dem Urtheile über ihre Leistungen übereinstimmt. „Schriftsteller“, sagt der streng richtende Johnson ²¹⁾, „leiten ihren Ruhm gewöhnlich von ihren Werken her, es gibt aber auch Werke, welche ihren Ruhm dem Charakter des Schriftstellers verdanken. Das Publicum hat seine Lieblingswerke, welche es für irgend einen Vorzug mit Ehrerbietungen beehrt, die einem andern gebühren. Einem solchen Liebling, den wir seiner Wohlthätigkeit wegen verehren, verweigern wir nicht gern den Preis des Genies; ein Mann von hervorragenden Verdiensten wird auf einmal ein ausgezeichneter Schriftsteller, ebenso wie eine Schönheit keine großen Schwierigkeiten findet, für geistreich zu gelten. Granville war ein angesehener Mann von Geburt und zog deshalb die Aufmerksamkeit auf sich. Nachdem er von Pope „der Feine“ (the polite) genannt worden war ²²⁾, mußte er als vollendeter

21) Writers commonly derive their reputation from their works; but there are works which owe their reputation to the character of the writer . . . Granville was a man illustrious by his birth, and therefore attracted notice; since he is by Pope styled „the polite,“ he must be supposed elegant in his manners, and generally loved; he was in times of court and turbulence steady to his party, and obtained that esteem which is always conferred upon firmness and consistency. With those advantages, having learned the art of verifying, he declared himself a poet; and his claim to the laurel was allowed. But by a critic of a later generation, who takes up his book without any favourable prejudices, the praise already received will be thought sufficient; for his works do not show him to have had much comprehension from nature or illumination from learning. He seems to have had no ambition above the imitation of Waller, of whom he has copied the faults, and very little more. 22) In der ersten Einleitung zu seinen Satyren drückten Epistol an Arbuthnot (v. 135):

Edemann in seinem Benehmen und als allgemein beliebt betrachtet werden, und da er in der Zeit der politischen Wirren unwandelbar zu seiner Partei hielt, so erwarb er auch die Achtung, welche Reiz der Festigkeit und Beständigkeit gewährt wird. Auf diese Vortheile gestützt, erklärte er, da er die Kunst, Verse zu machen, gelernt hatte, sich selbst als Dichter und sein Ansehen auf den Vorber wurde bereitwillig anerkannt. Aber bei dem Urtheile einer späteren Generation, welche ohne irgend ein gänziges Vorurtheil nach seinen Schriften greift, will das ihnen bereits gespendete Lob vorsichtig geprüft sein, denn aus seinen Leistungen geht weiter hervor, daß er von Natur große Anlagen, noch daß er durch Forschung sich hindelängliches Wissen erworben habe; er besaß, wie es scheint, keinen andern Ergeiz, als Waller nachzuahmen, und hat doch fast nur dessen Fehler copirt. — „Der Hauptcharakter seiner Dichtungen“, bemerkt der mildest urtheilende Anderson ²³⁾, „ist Jlerlichkeit, Heiterkeit und Würde; er ist selten jätlich und noch seltener erhaben, er bewußt sich übriges, in seinen kleineren Versuchen munter, und in den umfangreicheren groß zu sein. Die Hauptquelle seiner flüchtigen und leichten Poesien ist die Gaietät; der Hauptfehler eine Uebersülle von mythologischen Redensarten und Bildern, selten schöpft er seine Gedanken aus der Tiefe des Wissens und diese erheben sich nicht über die Ergebnisse einer freien Unterhaltung und über eine genaue Bekanntschaft mit dem Leben. Seine Diction ist leicht und jlerlich und seine Versification, die er von Waller geerbt hat, mehr glatt als kräftig.“ Obgleich Granville bei seiner Heimschz mit großer Zuvoorkommenheit und Achtung am Hofe aufgenommen wurde, so zog er sich doch gänzlich von den öffentlichen Geschäften zurück. Er starb am 30. Jan. 1735 auf seinem Landhause bei Hanoersquare, wo er die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Er hinterließ mehrere Töchter, aber keinen Sohn und Erben seiner Titel ²⁴⁾. (Ph. H. Kald.)

GRANVILLE SHARP, einer der eifrigsten Pflanzenkroper des neuen Zeits, am 10. Nov. 1735 zu

But why then publish? Granville the polite,
And knowing Walsh, would tell me I could write.

23) The general character of his poetry is elegance, sprightliness and dignity. He is seldom tender, and very rarely sublime. In his smaller pieces he endeavours to be gay; in the larger to be great. Of his airy and light productions the chief source is gallantry, and the chief defect a superabundance of sentiments and illustrations from mythology. He seldom fetches an amorous sentiment from the depth of science. His thoughts are such as a liberal conversation and large acquaintance with life would easily supply. His diction is chaste and elegant, and his versification, which he borrowed from Waller, is rather smooth than strong.

24) Regl. Granville's Biographie vor seinen Gedichten in den Sammlungen der englischen Dichter von Johnson (Vol. XXV) und in den besondres aus ch' berühmten Lives of the english poets) und von Johnson (Vol. VII), in dem Englischen Biograph (von Th. Warton) a. a. O., deutsch von D. H. v. Leubner und B. G. Eubner). Th. V. S. 68 ff. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 320. (N. Ed. Tom. XVII. p. 363.) Biographie générale. Tom. XXL p. 694.

Bradford-Dale in Yorkshire geboren, stammte aus einer altadeligen, durch rühmliche Thaten bekannten Familie, in welcher hohe Geistesgaben, praktische Tüchtigkeit und eine unbegrenzte Menschenliebe erblich zu sein scheinen ¹⁾. Er war der dritte Sohn ²⁾ des Erbschaten von Northumberland, Thomas Granville, eines ebenso gelehrten als wohlthätigen Mannes, welcher, obgleich mit einer zahlreichen Familie gesegnet, und bei einem nicht sehr glänzenden Einkommen es doch durch seine Sparsamkeit dahin brachte, daß er den ganzen Ertrag einer seiner geistlichen Pröbden zu Werken der christlichen Liebe verwenden konnte. In diesen gehört vor allen die Errichtung einer Schule für arme Kinder sämmtlicher christlichen Confessionen, in welcher, um einen zahlreichen Besuch zu erwirken, dem Unterricht alle streitigen Religionsfrage vermieden werden mußten. In diesen ausfamen Grundsätzen vortheilhaft erzogen, obgleich, da er zum Kaufmannsstande bestimmt war, ohne gründlichere wissenschaftliche Ausbildung, kam Granville, um das Geschäft zu erlernen, in seinem 15. Jahre nach London zu einem Leinwandhändler, dem David Hallen, nach dessen Tode zu einem andern Lehrherrn, welcher sich zu den Presbyterianern oder Independents hielt, dann zu einem Irlander, welcher sich zu der katholischen Religion bekannte und zuletzt zu einem Manne, welcher sich um sein Religionsbistum bekümmerte und dem es gütlichgung war, ob man ihn einen Deisten oder Atheisten nennen wollte. Da der junge Granville alle diese Principale als die besten Männer kennen und achten lernte, so sagte bei ihm auch die Ueberzeugung Wurzel, daß man bei jeder Confession das Herz auf dem rechten Fleck haben könne, dabei tauchte aber bei seinem angeborenen Triebe, bei allen Dingen den Grund zu erforschen, die Enst auf, einen Standpunkt zu erringen, von welchem aus er die täglich sich wiederholenden Streitigkeiten über Religionsfachen richtig zu beurtheilen vermöge. Die nächste Veranlassung gab ein Wortwechsel mit einem Sochtianer und um dessen für seine Ansichten beigebrachten Gründe zu würdigen, erlernte er die griechische Sprache, weil er nur auf diese Weise den wahren Sinn des neuen Testaments erfassen zu können glaubte. Aus demselben Grunde verlegte er sich nach einem Zweiggespräch mit einem Juden auf das Hebräische, während er zugleich neben seinen Berufsarbeiten das Studium der Theologie so eifrig betrieb und so bedeutende Fortschritte darin machte, daß er es mit einem Candidaten dieser Wissenschaft aufnehmen konnte. Sein griechischer Oheim, Granville Wehler, erbot sich deshalb, ihm eine seiner Pröb-

1) In ihr gehörte der Admiral Richard Granville, mit dem Beinamen Sharp, welcher unter der Regierung der Königin Elisabeth einen großen Theil der Küste Virginien entdeckte und sich mit der Anheftung derselben eifrig beschäftigte; ferner Thomas Granville, Bischof von Dorset. 2) Sein Aelterer, Thomas, Sohn Sharp, erbte aus der Ehe von Northumberland's Tochter die schlesische Amtseigenschaft Galtz, welche jedoch als Requisition dinst und eine vortheilhafte Anstalt zur Rettung verunglückter Seeleute, ihrer Verpflegung und ihrem seueren Fortkommen in sich schloß; ein anderer Bruder, William Sharp, war ein berühmter Weinberg.

den, welche 2000 Thaler abwarf, zu überlassen. Er lehnte auf diesen großmüthigen Freundschaftsdiens ab, da er durch eine einträgliche Anstellung bei dem Kriegsvorrathshausen seit dem Jahre 1758 in eine sorgenfreie Lage versetzt war und er sich bereits eine höhere Aufgabe, als das Bedientamt, zum Hauptzweck seines Lebens gestellt hatte. Diese Aufgabe war der Kampf gegen den Sklavenhandel und die Wiltörung des schrecklichen Looses der armen Schwarzen. Es fehlte nicht an Gelegenheit zur Ausföhrung seines Verbahens und er begann sogleich bei dem ersten vorkommenden Falle müthig den Kampf. Eines Tages fand er auf der Straße einen armen Regier (Jonathan Strong), welcher von seinem grausamen Herrn, dem von der Insel Barbados nach London herübergekommenen Advocaten David Kiele, misshandelt und in einem erbärmlichen Zustande und halbtode vor die Thür geworfen worden war; Granville nahm sich des Unglücklichen an, brachte ihn zu seinem Bruder William, dem Buhndiarie, und verschaffte ihm, nachdem er geheilt war, ein gutes Unterkommen. Kaum hatte Kiele den Aufenthaltsort des Sklaven erfahren, als er diesen gleich einem abhanden gekommenen Thiere aufgreifen und fortstiehlen ließ; Granville künnte jedoch nicht, den Advocaten vor Gericht zu ziehen, und erkämpfte nach einem obgleich langwierigen, aber mit Energie geföhrten Prozesse im J. 1765 seinem Schützlinge die Freiheit. Dieser Proceß erregte nicht geringes Aufsehen und Granville wurde durch den Erfolg mit neuem Muth befeelt, obgleich er sich über die verschiedenen Eindrücke, welche seine Berathungsweise hervorbrachte, nicht täuschen konnte. Die Rechtsgelehrten, welche sich streng an die gesetzlichen Bestimmungen hielten, sahen in der Befreiung eines Sklaven nur einen Angriff auf das Eigenthum, die übrigen Stände konnten ihr Urtheilen über ein so neues Bagniß nicht bergen oder nahmen mindestens wenig Antheil daran, kannten auch wol zu wenig das schreckliche Loos der Sklaven oder glaubten, die Schilderung dieses Looses sei übertrieben. Epdier kamen auch noch die Gelehrten und suchten zu beweisen, daß die schwarze Menschencace mit einem viel zu schwachen Verstande versehen sei, um die Freiheit genießen zu können, und daß sie sich gütlich fñbe, von den Europäern Nahrung und Beisendstebte zu empfangen, oder behaupteten wenigstens, der Anbau des Bodens in den Aquinocialgegenden sei ohne afrikanische Sklaven unmöglich. Granville verweisele jedoch so vielen und mächtigen Hindernissen gegenüber keineswegs, sondern unternahm es led, die Gleichgültigkeit durch Schilderung einzelner ergreifender Thatfachen zu besiegen, den Eigennuß zu bekämpfen und die philosophischen Spitzfindigkeiten zu widerlegen, zu welchen Zwecken er einer von ihm verfaßten Flugstift: „Ueber die Ungerechtigkeit, Sklavenrei in England zu dulden“ (On the injustice to suffer slavery in England) die möglichst größte Verbreitung zu geben suchte. Er war überzeugt, daß er, so gering auch die Ansätze sein mochten, doch aus Ende zum Ziele gelangen würde, wenn er verschiedene Mittel anwende, er sich zu gleicher Zeit an die

Gerechtigkeit, an das allgemeine Mitgefühl, an die Beunruhigung und an die Mode wende und wenn er sich Rathgeber und Gönner verschaffe. Vorerst begnügte er sich immer noch mit der Auspßung und Rettung einzelner Opfer der Unmenslichkeit der Europäer, um die Aufmerksamkeit seiner Landsleute fortwährend auf diesen Gegenstand hinzulenken. Im J. 1768 rettete er die Negerin Hylas, welche auf Barbados ihrem Gatten entführt und nach England gebracht worden war, aus den Händen der Sklavenhändler, indem er diese vor das Gericht zog und ein verdammendes Urtheil gegen sie erzwang; auf dieselbe Weise befreite er, von anderen gleichgefinnten Männern und Frauen unterstützt, noch mehrere Regier und brachte es endlich in einem ähnlichen Prozesse zu Gunsten des Negerisclaven James Somerset mit dem Beslande des gelehrten Sachwalters Hargrave so weit, die eigentliche Kernfrage, über welche unter den Richtern noch immer verschiedene Meinungen herrschten, durch den einschließenden Lord Oberrichter Mansfield (am 7. Febr. 1772) dahin entscheiden zu lassen, daß jeder Sklave, sobald er den Boden Großbritannien betrete, frei sei. Diese Entscheidung, durch welche ein bedeutender Schritt vorwärts gethan war, verdammte Granville wenigstens zum Theil den unermüthlichen Bemühungen des Herzogs von Portland, welchem er ein Jahr vorher durch seine genaue Kenntniß der englischen Gesetze einen sehr wichtigen Dienst geleistet hatte. Die Krone wollte nämlich einige der nörthlichen Befestigungen des Herzogs an sich ziehen, indem sie das Recht der Verjährung gegen ihn geltend machte, Granville aber führte in einer sehr gelehrten Abhandlung den Beweis, daß der Krone niemals eine Verjährung gegen Privatpersonen zu statten kommen könne und siegte über die Kronanwält. Er hatte in dieser Sache einen schweren Stand der Regierung gegenüber, da er durch seine Anstellung von derselben abhängig und durchaus nicht in der Lage war, aus eigenen Mitteln seine Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Eine solche, bei den meisten Menschen maßgebende Rücksicht konnte ihn aber nicht bestimmen, die Verletzung der Rechte eines Schwächern stillschweigend zu dulden. „Dahingeh“ (I) schreibt er an einen Freund, „ein Beamter bin, so betrachte ich mich doch als einen völlig unabhängigen Mann. Ich habe mich nie geführt und werde mich nie stützen, zu thun und zu bekennen, was ich für gut und recht halte. Um die weiteren Folgen, welche ein solches Thun oder Ustehen möglicherweise für mich haben könnte, kümmere ich mich nicht im geringsten, denn ich bin der Meinung, daß es eines Mannes unwürdig ist, sich vor der Welt zu fürchten, und wenn Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, einen guten Zweck zu erreichen, so verhehle ich meine Ansicht selbst vor meinen Oberen nicht.“ Diese Entschlossenheit zur Vertheidigung jeder guten Sache brachte Granville alsbald zu großem Ansehen und erwarb ihm die Achtung und Freundschaft aller redlich denkenden Männer. Der berühmte Arzt Forthargill und der Nordamerikaner Breyer waren die ersten Gleichgesinnten, welche an der Förderung seiner Pläne eifrig Theil nahmen, auch fand er

eine ausgiebige Unterstützung an den Quäkern, da diese jetzt allmählig ihre Sklaven freiließen und sie nur als Diener gegen Bezahlung bei sich behielten. Granville war nun in seinen Bestrebungen bereits so weit geblieben, daß er seine Hilfsleistungen auch auf die fupferfarbene Menschenrace ausdehnen konnte. Da man nämlich im J. 1772 die Kariben auf St. Vincent unter allerlei nichtigen Vorwänden ihres Grundeigentums berauben wollte, so nahm er sich sogleich ihrer an und führte ihre Sache. In gleicher Zeit festelte der Zwist zwischen den nordamerikanischen Plantagen und dem britischen Parlament, welcher immer heftiger geworden war, seine Aufmerksamkeit in hohem Grade; er glaubte sich auf die Seite der Amerikaner stellen zu müssen und erklärte in einem Schreiben an den berühmten Franklin, daß nach seiner Uebersetzung dem britischen Parlament allein nicht das Recht zükäme, Gesetze für die Colonien zu machen, sondern nur dem Könige als Oberhaupt der Colonien in Verbindung mit einem Parlament dieser Colonien. Da jedoch durch diese und ähnliche Vorstellungen das Ministerium nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen war und die Unsicherheit durch Wassengewalt vorzog, so konnte Granville, welcher dieses Vorgehen als eine gräßliche Ungerechtigkeit betrachtete, nicht länger als Beamter des Kriegsvorwartungswesens im Dienste des Slaates beschalten werden. Man gestattete ihm zwar eine Beurlaubung, er legte aber, da er nicht im entferntesten gesonnen war, gegen seine Uebersetzung zu handeln, sogleich (1775) sein Amt nieder. Der Bedrängniß, in welche er durch den Verlust seines Gehaltes gerathen mußte, wurde freilich durch seine beiden Brüder James und William, die seine Ansicht theilten, abgeholfen, indem ihm diese freudig die Mittel zu seiner Existenz darboten. Er verfolgte nun um so eifriger sein Ziel und beschäftigte sich in seinen Augenstunden mit der Musik, die er als gründlicher Kenner betrieb, und mit literarischen Arbeiten. Er schrieb seine Erklärung des natürlichen Rechtes des Volks an der Gesetzgebung Theil zu nehmen (Declaration of the People's Natural Right to a share in the Legislature. London 1774. 8.) und eine Abhandlung an seine Landeute, nicht durch Theilnahme an dem Sklavenhandel den Jern des Himmels auf sich herabziehen (The Law of Retribution, or a Serious warning to Great Britain and her Colonies, founded on God's temporal vengeance against Tyrants, Slaveholders etc. London 1776. 8.). In dieselbe Zeit fallen auch seine „Einkleitung in die Vocalmusik“ und seine „Abhandlung gegen den Zwiellamp.“ Er spielte nicht nur meisterhaft mehr Instrumente (Klaviere, Clarinete und Hautbois), sondern erlud auch ein Harfe mit zwei Reiben Saiten, die er Durchharfe (traverse harpe) nannte und mit welcher er seine frommen Gesänge zu begleiten pflegte. Ueberhaupt durfte in den von ihm veranstalteten Sonnabendconcerten, in denen er gewöhnlich die Violine schlug und wonen die vorzüglichsten Tonkünstler Londons Theil nahmen, nur geistliche Musik ausgeführt werden. Während des Krie-

ges mit Amerika erregte auch das Veffren der Matrosen zum Dienste auf der Flotte seinen Unwillen und obgleich diese Gewaltthatigkeit durch das Gesetz erlaubt war, so bemühte er sich doch in einzelnen Fällen, wo ein Vater, Gatte oder Sohn den Einigen schonungslos entriß, wurde, Hilfe zu schaffen. Er stieg indessen in dieser den Staat so nahe berührenden Angelegenheit auf unerwartet große Hindernisse, indem man das Verfahren desselben auf mancherlei Weise zu rechtfertigen suchte. Manche (wie Dr. Johnson) behaupteten led, verglichen Drangsale seien eine notwendige Folge des Cereamandslebens und wer dasselbe wählte, müsse sich alle demselben anstehende Leiden und Unbequemlichkeiten geduldi gefallen lassen; Andere (wie Foster, Lord Chatham und Junius) gaben zwar zu, daß dieses Preisen Verletzung eines der Hauptgesellschaftsrechte, der persönlichen Sicherheit, sei, betrachteten es aber als eine Nothfalle in gegebenen Verhältnissen. Außerdem, meinten sie, sei es ja das allgemeine Loos der armen und arbeitenden Menschenclasse, Ungemach zu ertragen, es könne deshalb auch nicht als Ungerechtigkeit betrachtet werden, sie zu einem harten Dienste zu zwingen; vielmehr beglügen die überpannten sogenannten Menschenfreunde dadurch ein großes Unrecht, daß sie durch ihren Rärm die armen Leute erst recht auf ihre Lage aufmerksam und unglücklich machten. „Alles dieses“, sagt Granville, „hat man mir mit so täuschender Spitzfindigkeit und hoher Selbstgefälligkeit entgegengeschleudert, als ob schon der klöge Klang der Worte im Stande sei, das Wesen der Dinge umzuwandeln und als ob kein Unterschied obwalte zwischen gut und böse und als ob man nur, je nachdem Personen oder Gelegenheiten es verlangen, das eine oder das andere gleichgültig oder nach Belieben wählen könne. Damit stände das Dogma von der Nothwendigkeit, der Lieblichkeit aller Tyrannen, fest und wären somit alle durch Moral, Gesetz und Recht gebotene Verbindlichkeiten über Bord geworfen. Aber werde denen, die Böses gut und Gutes böse heißen Zu Verhütung solcher Gewaltthatigkeiten und Unthun und zur Abmahnung von denselben, nicht aber zur Erschärkung des Schmerzes über dieselben dient es, wenn man solche Dinge zur Sprache bringt; es ist sogar Liebesdienst gegen die Unterdrückten, wenn man sie ihres Irrthums überführt. Ja, bei Gott, es ist ein Verbrechen, bei solchen Gelegenheiten zu schweigen, denn die Schrift befehlt: Define deinen Mund, richte recht, führe die Sache der Armen und Nothleidenden, und der Herr spricht ferner: Wer dem Geringen Gewalt that, der lädert denselben Schöpfer, aber wer sich des Armen erbarmt, der ehret Gott.“ Der fromme Granville stüßte sich, wie man sieht, gern auf die heilige Schrift, man kann sich deshalb die Freude vorstellen, mit welcher er an der Gründung der ersten Bibelgesellschaft im J. 1780 Theil nahm, da der ausdrücklich ausgesprochene Zweck dieser Verbindung war, dem religiösen Verfall der Religion und der Frömmigkeit entgegenzuwirken. Er wurde einer der thätigsten Vorreder dieses Vereins und wirkte nicht minder eifrig als Mitglied der um dieselbe Zeit zu Stande gekommenen

Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden. Drei Jahre später führte eines jener gräßlichen Ereignisse, welche von Zeit zu Zeit die mit dem Sklavenhandel verbundenen Abentheuerlichkeiten an das Tageslicht bringen, den unerlöschlichen Gegner dieses schändlichen Geschäfts auf den von ihm schon wiederholt siegreich betretenen Kampfplatz. Der Schiffscapitain Luke Collingwood hatte 152 Neger auf der Ueberfahrt lebendig ins Meer werfen lassen aus Furcht, daß das Trinkwasser nicht für die Mannschaft und sie ausreichte und als nach seiner Heimkehr die Eigenthümer des Schiffes Schadenersatz von der Assurance für die in den über Bord geworfenen Sklaven bestehende Fracht verlangten, entstand ein Proceß, an welchem sich auch Granville betheiligte, indem er den Capitain als Mörder anklagte. Das Gericht entschied jedoch nur über die Frage, wer den Verlust zu tragen habe, die grausame Ermordung der Sklaven aber wurde zu den Seemannsfehlen gerechnet und der Kläger abgewiesen. Die Absicht desselben, die gräßliche Thatsache allgemein bekannt und das Geschäft des Sklavenhandels immer mehr verfaßt zu machen, war indessen erreicht, und es traten mit jedem Tage immer mehr ausgezeichnete Männer auf, die sein Verbrechen anerkannten und unterdrückten. Unter diesen sind hauptsächlich zu nennen in America der General Ogeltorppe, der Gründer des Staates Georgien und der Deputirte Franklin und zu diesen gesellte sich in England alsbald Clarkson, Wilberforce und Andere. Eine nicht zu beschreibende Freude verursachte Granville die Anerkennung der Unabhängigkeit der nordamerikanischen Colonien durch den Frieden zu Versailles (1783), welche jedoch durch einen nicht vorhergesehenen Umstand getrübt wurde. Die anglikanische Kirche in America hatte nämlich keinen Bischof und konnte nach ihrem Glaubensbekenntnisse, daß die Weihe ihrer Bischöfe durch bischöfliches Handauslegen von Bischof zu Bischof in aufsteigender Linie bis zum heil. Petrus stattgefunden habe, seinen andern, als einen auf solche Weihe geweihten anerkennen. Diese Weihe war demnach nur durch einen englischen Bischof möglich, und es mußte bei dieser Handlung auch der zum Weihenende dem Könige von Großbritannien, als dem höchsten geistlichen Oberhaupt, der Huldigungsgeid geleistet werden. Da dieser Eid dem Monarchen eines Landes, von welchem man sich erst durch einen Krieg losgesagt hatte, unmöglich geleistet werden konnte, so wurde auch von diesem den Landesbischöfen nicht erlaubt, die amerikanischen Geistlichen zu weihen. Granville, der Sachwalter aller Bedrängten, nahm sich auch der anglikanischen Frommen in America an, zeigte ihnen in einer gut ausgearbeiteten Flugschrift, daß in der ursprünglichen Kirche, deren wahre Gestalt herzustellen doch die Reformation beabsichtigte, die Bischöfe von dem Bisse geweiht wurden und ermahnte sie, ein Beispiel zu thun. Franklin gab diesem vernünftigen Rathe seinen Beifall, konnte aber seinem Freunde nicht beistimmen, welcher mit einem auf solche Weihe gewählten Bischofe keineswegs zufrieden war, sondern die Auslegung der Hände durch einen anglikanischen Bischof als eine

sehr wesentliche Ceremonie betrachtete. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend bemühte sich Granville im Parlament ein Gesetz zu erwirken, wodurch die englischen Bischöfe ermächtigt würden, auch Geistliche, welche nicht Unterthanen des Königs von Großbritannien seien, ohne Huldigungsgeid zu weihen. Er konnte aber Nichts weiter erringen, als eine Vollmacht für den Bischof von London oder für einen Stellvertreter desselben, fremde Deputirten oder Priester zu weihen. Granville war damit durchaus nicht zufrieden und widerlegte Lord Turlow, seinen Hauptgegner, welcher das Gesetz, wodurch die englischen Bischöfe gehindert wurden, ihre Gerichtsbarkeit über die englischen Befehlungen hinaus auszudehnen, ein sehr weises nannte, so geschickt, daß die Geistlichkeit sich fast einmüthig auf seine Seite stellte und endlich, nachdem der Erzbischof von Canterbury den Rath gefaßt hatte, zwei amerikanische Bischofscandidaten zu weihen, der Sieg auf seiner Seite blieb. Seine Bemühungen wurden von den Amerikanern nach Gebühr anerkannt und die Witwe des Generals Ogeltorppe war darüber so sehr erfreut, daß sie ihm ein ihr zugehöriges Gut in Essex schenkte, welches er auch dankbar annahm, um den Ertrag desselben zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Auch an das großartigkeit und schönste Streben knüpfen sich unangenehme Abende und so kam es, daß in Folge des durch Granville's Bemühungen erweiterten Gesetzes, nach welchem jeder Sklave mit dem ersten Tritt auf den englischen Boden frei wurde, eine Menge solcher geschäftstollen Leute als Landstreicher und Bettler die Straßen Londons füllten und zum Theil Nichts sehnlicher wünschten, als in ihr Vaterland zurückkehren zu können. Dieser Wunsch brachte Granville auf den Gedanken, die Gründung einer Colonie freier Neger zu versuchen; er begeisterte mehr gleichgesinnte Männer für diesen Plan, die mühtigen Neger wurden im J. 1787 nach der Sierra-Leone-Küste gebracht und Granville übernahm selbst die Direction der Gesellschaft, welche für das Wohl der Anstellung zu sorgen hatte; als jedoch allmählig die mit der Erhaltung der Colonie verbundenen Schwierigkeiten zu groß und die Verluste durch feindliche Verheerungen und durch Seuchen zu bedeutend wurden, so überließ er im J. 1791 das Ganze der Sierra-Leone Compagnie, wodurch freilich die Pfleger das unter seiner Direction ihnen zugedachte freie Eigenthumrecht auf ihre Habereien, ihre freie Gemeinverfassung und den freien Handel verloren. Solche Ideen fanden wohl mit seinen Ideen von Freiheit und Recht im Widerspruch, aber es blieb hier keine andere Wahl, denn die Niederlassung mußte entweder wieder zur Einöde werden, oder man mußte sich den nöthigen Abänderungen fügen. Die Colonie der Ansiedler unterwarf sich zwar nur ungern der Compagnie, welche von jetzt an unter Oberaufsicht der Krone Grundbesitzer und Regent war, aber sie gedieh dennoch in so erfreulicher Weise, daß sie im J. 1820 schon eine große Strecke urbaren Landes, eine Kirche und mehrere Schulen besaß und man sie mit Recht als den Centralpunkt betrachten durfte, von welchem sich die Civilisation über einen großen Theil des westlichen Afrika

verbreiten wick. Waren Granville's Erwartungen von der Anheftung in Sierra Leone auch nur zur Hälfte verwirklicht und erfüllte ihn die abhängige Lage derselben mit tiefem Schmerz, so fand er jetzt einen süßen Trost und eine hinreichende Entschädigung für alle seine Bemühungen in der hauptsächlich von ihm veranlaßten Eiflung des Vereins zur Abschaffung des Sklavenhandels, welche im J. 1787 ihre Wirksamkeit begann und ihn zum Präsidenten wählte. Die Mitglieder waren zum größten Theil angelegene und einflußreiche Männer, deren ernstlichen Willen nach und nach alle Hindernisse weichen mußten. Der Minister Pitt war zwar, obwohl er dem Vereine seinen Beistand versprochen hatte, zu seinem entscheidenden Schritte zu bewegen und jögerte, als es galt, die Art an die Wurzel des Uebels zu legen, aber Hor erklärte sich, sobald er ins Ministerium getreten war, im J. 1807 so laut und energisch für Granville's Ansichten, daß beide Häuser des Parlaments die Abschaffung des Sklavenhandels beschloßen und diesen durch ein Gesetz unterlag. Granville fiel bei dieser Nachricht auf die Knie nieder und sein Dankgebet erhob sich unter Freudensöhnen zum Himmel. Einen Monat später entstand schon das afrikanische Institut (African Institution), welches den Zweck hatte, über den Ackerbau, die Industrie, den Handel, die Sitten und den politischen und socialen Zustand der verschiedenen Völkerräume Afrika's Belehrung zu erlangen, um im Stande zu sein, auf dieselben durch Mithellung der förderbaren Verbesserungen und zugleich durch die Ausbreitung des Christenthums einzuwirken. Auch diese Gesellschaft wählte Granville zum Director; als solcher entwickelte er, trotz seines hohen Alters, eine unermüdete Thätigkeit; er fehlte nie bei einer Sitzung und verdammte nur eine einzige, nämlich die, welche an dem Tage vor seinem Tode abgehalten wurde. Er starb im Juni 1813 und die afrikanische Gesellschaft errichtete ihm in der Westminsterabtei ein wohlverdientes Denkmal. Bei seiner vielfachen und anhaltenden Beschäftigung mit den wichtigsten Fragen des Tages fand er doch noch Ruhe, wissenschaftlichen Studien obzuliegen und das Ergebniß derselben in sorgfältig gearbeiteten Schriften und Abhandlungen niederzulegen. Hierher gehören seine Arbeiten über die frühere Eintheilung des englischen Volks in Hunderte und Zehne (Account of the ancient division of the English Nation into Hundreds and Tithings, and View of Frankpledge. London 1784. 8. Revised, with a Memoir of the Author by J. J. Burn. Lond. 1841. 12.); über den Gebrauch des bestimmten Artikels in dem griechischen Texte des neuen Testaments (Remarks of the Uses of the definitive Article in the Greek Text of the New Testament. To which is added an argument for the Divinity of Christ by the editor. Durham 1798. 8. Lond. 1802. 12. Ibid. 1803. 12.); über die Syntax und die Aussprache des Hebräischen (Three Tracts on the Syntax and Pronunciation of the Hebrew Tongue, with an Appendix, addressed to the Hebrew Nation. London

1804. 8.) und über die Geschichte Saul's (Case of Saul, shewing that his disorder was a real Spiritual Possession, with a short Tract of the Influence of Demons. London 1807. 8.); auch schrieb er viele zur richtigen Würdigung seiner Handlungen dienende Bemerkungen während der wichtigsten Perioden seines Lebens nieder; sie wurden nach seinem Tode herausgegeben unter dem Titel: Memoirs of Granville Sharp. Esq. composed from his own Manuscripts and other authentic Documents in the possession of his family and the African Institution; by Prince Hoare; with observations on Mr. Sharp's Biblical Criticism, by the R. R. the Lord Bishop of St. David's (London 1820. 4.). „Betrachten wir," sagt ein ungenannter Biograph, „Granville's Charakter genauer, so finden wir, daß dieser Mann bei allen Gelegenheiten, wo das Herz ein sicherer Führer ist und wo gesundes Urtheil und feine Einbildungskraft zur Befestigung und Erleuchtung allgemein gültiger Grundzüge und Eindrücke der menschlichen Natur auctoris, unbeschränkter Bewunderung würdig ist; er war thätig und geübt und vermochte seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu setzen und zusammenzuhalten; er war mit der Kraft eines Helden und mit dem unbegrenzten Eifer eines Wärterers begabt; wo aber Erfahrung und Erwägung vorherrschen müssen, wo die Aufmerksamkeit auf den gerade obwaltenden Zustand der Gesellschaft und die wandelbaren menschlichen Verhältnisse gerichtet werden muß, wo Charaktere und Leidenschaften hundert sein wollen, wo die ganze Masse menschlicher Unvollkommenheit berücksichtigt werden soll, wie dies bei allen auf Politik und Lebensklugheit sich beziehenden Fragen der Fall ist, da zeigt er mehr guten Willen als richtiges Urtheil. Wenn auch seine Schlüsse richtig waren, so kann man doch ein Gleiches nicht von seinen Gründen rühmen. Selten versuchte er eine Frage nach ihren verschiedenen Seiten, sondern gewöhnlich sah er nur einen Punkt auf und hielt an diesem mit Hartnäckigkeit fest. So widerlegte er sich den Beirathungen der Katholiken, von der Beschränkung ihrer bürgerlichen Rechte frei zu werden, nur deshalb, weil sie durch Anhänglichkeit an den vom wahren Glauben abtrünnigen Papst antichristliche Grundzüge angenommen hätten und dabei verharren. In allen religiösen Dingen neigte er sich stark zur Noth und wegen Mäßigkeit mancher Umstände seiner Zeit mit den Beifügungen der Schrift hoffte er in Augenblicke hoher Begeisterung fest, daß das verfluchte messianische Reich des Lichts und der Gerechtigkeit nächstens beginnen und die Welt umwandeln werde. Bei diesen von seiner Erziehung herrührenden Schwächen war Granville ein durchaus rechtlicher, streng gewissenhafter, ungenüßiger und so wohlthätiger Mann, daß seine Güte nicht selten von schlaun Betrügnern mißbraucht wurde. Sein Herz glühte von den schönsten Gefühlen, deren die menschliche Natur fähig ist. Mit einem Worte der Zeitbrecher der Sklavenketten, wie man Granville zu nennen pflegte, stellt und das schönste Muster einer durch

die Grundsätze des Christenthums geleitet und gekräftigten Menschentie und einer dem Vorne der Wahrheit entzogenen Rechtschaffenheit dar" ³⁾. (Ph. H. Kallb.)

GRANVILLE (Thomas Leweson Gower, Graf), einer der geachteten Staatsmänner Großbritanniens in der neuen Zeit, am 12. Oct. 1773 geboren, war der dritte und jüngste Sohn des Lord Granville, Marquis von Stafford, welcher einer der ältesten Adelsfamilien Englands angehörte. Er zeigte schon früh ein ungewöhnliches Talent und trat nach kaum erreichter Großjährigkeit ins öffentliche Leben, indem er im J. 1793 von der Stadt Rishfield in das Unterhaus gewählt wurde. Im folgenden Jahre legte er dieses Mandat nieder, um es mit dem der Grafchaft Stafford zu vertauschen, welche er auch bis zum Jahre 1815 vertrat. Der Staatsminister William Pitt, welcher mit seinem Vater in sehr freundlichen Verhältnissen stand, erkannte alsbald die in dem jungen Manne liegenden Fähigkeiten und nahm ihn in seinen besonderen Schutz. Er übertrug ihm sogar im J. 1797 ein wichtiges Geschäft mit der französischen Republik, hielt ihn aber, da er ihn ungern selbstem sah, noch einige Tage über den zur Abreise festgesetzten Termin zurück und diesem Umstande verdankte Granville sein Leben, denn die Plana, auf welcher er sich einschiffen wollte, litt vor Calais Schiffbruch, wobei sämtliche Passagiere umkamen. Im J. 1800 von dem Minister zum Lord der Schatzkammer ernannt, legte er, als dieser sich am 14. März 1801 zurückzog, auch seine Stelle nieder, nahm aber schon im folgenden Jahre unter Abington als Kanzler der Schatzkammer an der Staatsverwaltung wieder Theil. Als nach dem Sturze des Cabinets Abington Pitt wieder an das Ruder kam, schickte er Granville, nachdem er ihn zum Mitgliede des geheimen Rathes gemacht hatte, im J. 1804 als Gesandten an den russischen Hof und vertraute ihm somit einen der damals wichtigsten Posten an, da die britische Diplomatie die Aufgabe hatte, die von Napoleon beabsichtigte engere Verbindung mit Rußland zu hinterstreifen. Nach seiner Heimkehr (1805) mit dem nach dem Wunsche der Regierung abgeschlossenen Verträge nahm er längere Zeit keinen Antheil an den verschiedenen Ministerien, welche rasch einander folgten, da sie seinen politischen Ansichten nicht entsprachen; auch mag ihm ein unangenehmes Ereigniß das öffentliche Leben verleidet haben. Wellington, ein in Rußland anständiger Handelsmann, war mit Granville, während dieser sich in Petersburg aufhielt, in unangenehme Berührung gekommen und glaubte von ihm schwer an der Ehre gekränkt zu sein; er schwor ihm deshalb Rache, welche er auch, nachdem er wieder nach London übergesiedelt war, an ihm zu üben beschloß. Er lauerte ihm eines Tages

(11. Mai 1812) am Eingange des Unterhauses auf, um ihn zu ermorden, erschoß aber aus Versehen oder im Jermahn den Premierminister Perceval, welchen Unfall sich der zum Verdrusse eines Andern Orellietie sehr zu Herzen nahm. Granville oder vielmehr Lord Gower, wie er bis jetzt geheissen hatte, wurde im J. 1813 zum Viscount Granville und zum Peer von England erhoben und hielt sich, obgleich er von Pitt ins Staatsleben eingeführt worden war, zu den Whigs. Im J. 1824 ging er als bevollmächtigter Minister nach dem Haag und noch in demselben Jahre nach dem Tode Lubwigs XVIII. als Gesandter nach Frankreich, wo er sich so sehr das Vertrauen seines Cabinets erwarb, daß ihm im J. 1824 das Großkreuz des Bathordens überreicht wurde, womit ihn Louis Philippe selbst in den Tuilleries feierlich schmückte. Lord Wellington ernannte ihn im J. 1828 durch Lord Stuart von Northay, das Ministerium Grey schickte ihn aber im J. 1831 von Neuem nach Paris, wo er durch seine besonnene Freimüthigkeit und durch die seltene Anmuth seines Benehmens nicht wenig zur Erhaltung der freundlichen Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten beitrug und zur Belohnung seiner Verdienste am 2. Mai 1833 zum Baron Leweson und zum Grafen Granville gemacht wurde. Als im November 1834 die Tories auf kurze Zeit zur Herrschaft gelangten, theilte er das Schicksal seiner politischen Freunde, blieb aber in Paris, wo er, als die Leitung der Staatsgeschäfte an Melbourne überging, im Mai 1835 seinen früheren Posten wieder einnahm und bis zum Austritt dieses whiggischen Ministeriums im J. 1841 beibehielt. Er jog sich nun gänzlich von den Geschäften zurück und starb am 7. Jan. 1846 in London. Er hatte von seiner Gemahlin Lady Harriet Elisabeth Cavendish, einer Tochter William's des fünften Herzogs von Devonshire, fünf Kinder ⁴⁾. Sein ältester Sohn, George Leweson Gower, Graf Granville, am 11. Mai 1815 geboren, verlebte seine Jugend in der Hauptstadt Frankreichs, erhielt dann seine Ausbildung in den Collegien von Eton und Christ Church zu Oxford und ging nach der Beendigung seiner Studien als Gesandtschaftsattaché unter seinem Vater nach Paris. In den Jahren 1836 und 1837 durch den Einfluß des mit ihm verwandten Lord Carlisle für den hiesigen Morpeth in Northumberland in das Unterhaus gewählt, nahm er, da ihm dieser Wirkungskreis nicht behagte zu haben scheint, fast gar keinen Antheil an den Verhandlungen und legte im J. 1840 sogar sein Mandat nieder, um die Stelle eines Unterstaatssecretairs im Amte der auswärtigen Angelegenheiten anzunehmen und als Gesandtschaftsattaché nach Petersburg zu gehen. Als er im J. 1841 durch den Austritt der Whigs diesen Posten verlor und für Rishfield wieder in das Parlament kam, sprach er zwar einige Male bei den Debatten über jelmäßige Verbesserungen und besonders über den Freibau, erntete aber keinen großen Beifall. Durch den Tod seines Vaters (1846) wurde er in das Unterhaus

3) Gergl. The annual Biography and Obituary, for the Year 1821. Vol. V. p. 371 seq. Biographie universelle. Neue Reihe. Bd. III. c. 105 ff. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 22 seq. (N. Ed. Tom. XVII. p. 365 seq.) Will. Th. Lowndes, Bibliographer's Manual. Part. VIII. p. 2367.

1) Biographie générale. Tom. XXI. p. 695. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 365.

versetzt und zugleich, da in diesem Jahre sich wieder ein Whigministerium bildete, bei der Vertheilung der Hofämter berücksichtigt, indem man ihn zum Oberjägermeister (master of the huckbands), welche Stelle wol seinem Range, keineswegs aber seinen Talenten angemessen war und deshalb ein ungünstiges Vorurtheil gegen ihn erregte. Man machte sich deshalb lustig, als er nach dem Austritt Milner Gibson's aus dem Ministerium im Mai 1848 von Lord John Russell zum Vizepräsidenten des Handelsamtes, zu welcher Stelle eine genaue Kenntniss der commerciellen Verhältnisse Englands erfordert wird, ernannt wurde; er rechtfertigte aber vollkommen das von der Regierung in ihn gesetzte Vertrauen durch den unermüdblichen Fleiss und Eifer, womit er sein Amt versah und übertrug sowohl durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Sachkenntniss, als auch durch sein wohlwollendes Benehmen gegen die mit ihm in Berührung kommenden Geschäftskreise so sehr alle Erwartungen, dass seine Wahl zum Präsidenten der Commission, welcher die Leitung der im J. 1851 stattfindenden Wollindustrieausstellung übergeben wurde, allgemein befriedigte und man hat in der That seinen rastlosen Bemühungen die lange in Zweifel gesetzte Ausführung des Unternehmens zu verdanken. Er machte sich bei dieser Gelegenheit durch die kluge Behandlung der Aussteller und durch die Berücksichtigung ihrer verschiedenen Interessen auch im Auslande bekannt und beliebt. Als sich Lord Palmerston, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, durch die eigenmächtige Anerkennung des Kaiserthums Napoleons im December 1851 unbeliebt machte, ernannte ihn am 27. December die Königin zum Nachfolger desselben. Auch diesem wichtigen Posten zeigte er sich, obgleich er eine ihm noch wenig bekannte Laufbahn betrat, gewachsen, indem er die Politik seines großen Vorgängers richtig erfasste und verfolgte. Grossen Ruhm erwarb er sich während seiner kurzen Amtsführung durch die Festigkeit, mit der er das Ansehen der politischen Rückschlüsse in England vertheidigte, und durch die glückliche, hauptsächlich seinem offenen Enthusiasmus zuzuschreibende Beilegung der mit den Vereinigten Staaten entstandenen Missverständnisse. Als mit Lord Derby's Ministerium (im Februar 1852) die Tories an das Ruder kamen, trat er mit seinem Collegen zurück; da aber schon vor Ende des Jahres Derby weichen musste, so übernahm er in dem neuen Coalitionscabinet die Präsidentschaft des geheimen Rathes und blieb, nachdem er sie (1854) an Lord Russell hatte abgeben müssen, als Kanzler des Herzogthums Lancaster im Ministerium, bis er sie im J. 1855 von Neuem erhielt und zum Alter des Hofenbenedictens ernannt wurde. Im J. 1856 ging er als außerordentlicher Gesandter der Königin nach Petersburg, um Alexander II. zur Beilegung des russischen Thronerbes Glück zu wünschen; bei der Bildung des Cabinets Palmerston-Russell (1859) übertrug man ihm zum dritten Mal die Präsidentschaft des geheimen Rathes, und obgleich von dieser Zeit an Lord Russell der Hauptvertreter des Cabinetes durch die Pairskammer wurde, so behielt doch Granville durch seine persönliche Beliebtheit bei allen

Parteien und durch seine Gewandtheit fortwährend einen bedeutenden Einfluss?). (Ph. H. Kieß.)

GRAPALDI (Francesco Mario), italienischer Dichter und Alterthumsforscher, im October 1465 zu Parma geboren, stammte aus einer von Brescia nach Parma ausgewanderten Familie und wurde, da seine Aeltern früh an der Pest starben, in dem Hause seines Oheims erzogen, wo er seinen ersten Unterricht in den alten Sprachen, in der Veredelsamkeit und in der Geschichte von dem bekannten Philologen Filippo Beroldo erhielt. Nach dem Tode seines Oheims zwang ihn der Mangel an hinreichendem Vermögen sich einer ihn nähernden Beschäftigung und zwar, wie es scheint, dem Bauwesen zuzuwenden, bis eine Heirath mit einer reichen Erbin aus dem Geschlechte der Sartimberti ihn in den Stand setzte, sich in den Wissenschaften wieder mehr seinen früheren Lieblingsstudien zuzuwenden. Er hatte unterdessen eine Stelle bei der Verwaltung seiner Vaterstadt erhalten und wurde seiner Keckharge und seines angenehmen Aeussern wegen zum Secretair der Gesandtschaft gewählt, welche seine Mitbürger nach Rom schickten, um dem Papste Julius II. zu den Vorstellen, welche er im J. 1512 über die Franzosen ertragen hatte, Glück zu wünschen. Grapaldi, welcher sich bedeutende Kenntniss in der Literatur und Kunst der Alten erworben hatte, glaubte diese günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ohne sich um die Dichterkrone zu bewerben. Er sprach deshalb nicht nur die an den Papst zu richtende Beglückwünschungsrede, sondern richtete auch an denselben ein panegyrisches Sonett in der Landessprache, welches zwar sehr gefiel, worin aber unglücklichweise den heidnischen Göttheiten so viel Weibbrauch gestreut wurde, dass der päpstliche Ceremonienmeister Paris de Grassis, welcher dieser Nachahmung der alten Dichter und des Heidenthums nicht hold war, durch Hintertreibung auf die Evidenzlichkeit den Papst abhielt, diesem Werke den erstbesten Preis zuvererkennen. Als jedoch einige Tage später bei einem Festmahle, welches Julius II. den Gesandten im Vatican gab, Grapaldi die Befreiung Italiens in einer Rede und in einem Gedichte feierte, wurde ihm von dem Papste und dem kaiserlichen Gesandten die Dichterkrone aufgesetzt und er zugleich in den Ritterstand erhoben. Durch diesen Erfolg angemuntert, machte er fortan häufiger Gebrauch von seinen poetischen Anlagen und erwarb sich durch seine Gelegenheitsgedichte grossen Beifall; er ahmte auch die sieben Bußpsalmen David's in gereimten Versen sehr getreulich nach. Diese Versuche wurden veröffentlicht, aber wahrscheinlich nur in Zeitschriften oder Sammelwerken, denn eine besondere Ausgabe ist nicht bekannt?). Daß er sich nicht ohne Erfolg

2) Biographie générale. Tom. XXI. p. 696. Männer der Zeit. (Leipzig 1862. 4.) Erri I. E. 643.

1) „Exinde,“ sagt Giovin, „tanto honore alcor, Musae tanquam non obscure propitias vehementius incessavit, ut ex publicatis poematibus ostenditur,“ und riet von Tiraboschi mitgetheilte Stelle aus einer handschriftlichen Skizze der Stadt Parma bemerkt über Grapaldi's Schriften: „certi scoli sopra la commedia di Plauto, e sette salmi al Pontefice da imitazione di

mit dem Studium der römischen Dichter beschäftigte, be-
weisen seine Bemerkungen zu den Lustspielen des Plautus²⁾;
die Arbeit aber, durch welche er das meiste Aufsehen
erregte und seinen Ruhm begründete, ist sein Werk über
die Errichtung und Eintheilung der Gebäude (*De par-
tibus aedium*) in zwei Büchern. Die erste Ausgabe
(Parmae a. 1494. 4.) ist sehr selten, die folgenden Aus-
gaben (Parmae 1501. 4. Ibid. 1506. 4. Romae 1506. 4.
Argentorati 1508. 4. Parisii. 1511. 4.) enthalten
aber manche Verbesserungen. Der Verfasser suchte später
seinem Werkbuche durch die Erklärung der darin vor-
kommenen Kunstwörter (de verbozura explicatione,
quae in libro de partibus aedium continentur) noch
größeren Werth zu geben, welches der ersten nach seinem
Tode gedruckten Ausgabe desselben (Parmae 1506. 4.)
beigefügt wurde, aber sich nur sehr schwer denugen läßt,
da die alphabetische Reihfolge der erklärten Wörter höchst
unvollkommen ist³⁾. Dieses Wörterbuch befindet sich
auch, obgleich manche Literaturhistoriker das Gegentheil be-
haupten, in den späteren Ausgaben⁴⁾ des Werkes,
welches nicht nur über die verschiedenen Theile eines
Hauses, sondern auch über vielerlei Gegenstände, welche
in denselben aufbewahrt werden können (sogar über vier-
füßige Thiere, Vögel und Fische) Auskunft gibt, aber
jetzt völlig veraltet und unbrauchbar ist und nur noch
von den Büchertliebhabern gesucht wird. Grapaldi starb
im J. 1515 am Blasensteine⁵⁾. (Ph. H. Kallb.)

GRAPE oder GRAPIUS (Zacharias), deutscher
Theolog und Philolog, am 6. Oct. 1671 zu Rostock
geboren, verlor schon als achtjähriger Knabe seinen
Vater¹⁾, erhielt aber unter der Leitung seiner Mutter,

einer sehr gebildeten und klugen Frau, welche für ihn
die besten Lehrer zu wählen wußte, eine sorgfältige Er-
ziehung und einen gründlichen Unterricht. Er begann
seine philosophischen und theologischen Studien im J. 1689
an der Universität seiner Vaterstadt, bezog aber, da ihm
ein Stipendium von Lübeck aus zu Theil wurde, im
folgenden Jahre die Universität Greifswalde, besuchte
dieselbst zwei Jahre hindurch mit musterhaftem Fleiße die
Vorlesungen in den von ihm gewählten Fächern und
kehrte dann nach Rostock zurück, wo er mit unermüdlicher
Eifer an seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung
arbeitete und sich, um das Maß seiner Fortschritte zu
beobachten, jede Woche einer Prüfung unterwarf. Nach-
dem er unter J. Fests's Präsidium eine Abhandlung
(*Generatio Messiae aeterna*, Rostochii 1692. N. ed.
1717. 4.) vertheiligt und zu Greifswalde die Magister-
würde erlangt hatte, machte er, um die durch ihre
Leistungen in den philosophischen und theologischen
Wissenschaften ausgezeichneten Gelehrten kennen zu
lernen, eine Reise durch das nördliche Teutschland und
besuchte auf derselben Lübeck, Berlin, Wittenberg, Jena
und Leipzig. An der Universität der letzteren Stadt er-
ward er sich durch eine Disputation (*De Talmudo
Hierosolymitano*, Lipsiae 1695. 4.) das Recht, Vor-
lesungen zu halten, und begann auch dieselben, kehrte
aber, da der Beifall nicht seinen Erwartungen entsprochen
zu haben scheint, im J. 1696 nach der Heimath zurück,
um sich diesmal dem Unterrichte der Jugend in den
öffentlichen Schulen zu widmen, ungleich verdankte er
sich durch die Vertheiligung mehrerer Thesen (*Theses
philosophiae miscellaneae*, Rostochii 1696. 4.) unter
dem Vorsitze Joh. Gottl. Müller's die Berechtigung zu
philosophischen Vorlesungen und im folgenden Jahre durch
eine wieder unter Fests's Leitung gehaltene Disputation
über Luther's teutsche Uebersetzung der Bibel (*Reconsi-
dero de versione Lutheri germanica controversiae*, Ro-
stochii 1697. 4.), in welcher er einen erstaunlichen
Schatz von Kenntnissen entwickelte, die Erlaubnis, theo-
logische Collegien zu lesen. Im J. 1699 erhielt er die
Professur der Physik und Metaphysik und im J. 1704
wurde er, nachdem er durch eine weitere Disputation
unter Fests's Vorsitze (*Disputatio, libellum recentissi-
mum sub rubrica: das ewige Evangelium der allge-
meinen Wiederbringung der Creaturen*), examinate.
Rostochii 1699. 4.) Vicarialt geworden war, zum
ordentlichen Professor der Theologie ernannt. Er ent-
sprach nicht nur den Wünschen beider Bekehrten mit un-
ermüdlichem Eifer und seltenem Erfolge, sondern versah
zugleich noch die Stelle eines an der St. Jacobische und
entwickelte überdies eine fast unbegreifliche christliche
Thätigkeit. Ein frühzeitiger Tod entriß ihm aber schon
am 11. Febr. 1713 der Wissenschaft und seinen Freunden,
deren er sich sehr viele in ganz Teutschland erworben
hatte. Seine zahlreichen größeren und kleineren Schriften

David, e entrò in versi alcune selve della dedizione della
patris a G. Chiesa, e un libro di rime diverse vulgari molto
elegante.⁴⁾

2) Auch abgedruckt in der von Lucas Elchenius besorgten
Ausgabe der Comedien des Plautus Venetis 1518. fol. 3) Ge-
hört auch eine französische Uebersetzung dieses erklärten Wörter-
buchs unter dem Titel: *Joannis Mauri Constantiani traductio
vocabulorum de partibus aedium in linguam gallicam et rasco-
nicam* ex Francisco Mario Grapaldo. Mons Albani, a. n.
(e. 1517). 18. 4) Taurini 1516. 4. Ibid. 1517. 4. Parisii
1517. 4. Venetia 1517. 4. Basileae 1533. 4. Ibid. 1541. 4.
Lugduni 1535. 8. Dordrecht 1618. 8. 5) Vergl. die sehr
büssigen Biographien Grapaldi's von Giovanni Andrea Aldio (in den
späteren Ausgaben des Buches von den Tugenden der Gebäude) und
von Paolo Ottrio (in den *Logia vitorum literis illustratum* s. 62).
F. Bayle, *Dictionnaire historique et critique*, s. v. Grapaldus.
Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 322. Biographie gé-
nérale. Tom. XXI. p. 697. *Giv. Tiraboschi*, *Storia della lette-
ratura italiana*. (Roma 1784. 8. Tom. VII. P. 2. p. 232.
D. Clement, *Bibliothèque carloise historique et critique*. Tom.
IX. p. 265 seq.

1) Zacharias Grapius, im J. 1636 zu Leteron in Medien-
burg-Schwerin geboren, machte seine Studien zu Gießen, Rostock,
Leipzig und Wittenberg, wurde nach Beendigung derselben Pro-
fessor der Philosophie und Theologie in Rostock und Vater an der
Katharinenschule, später aber Professor an der Peterkirche und
Superintendent. Er starb am 12. Aug. 1679. Er verfaßte sich
auch als Schriftsteller, seine Predigten und Gelegenheitschriften
sind aber seiner besondern Auffassung nach sehr wenig verwerth.
Vergl. *Annuaire von gelehrten Rostochischen Sachen*. Jahrg. 1735.
S. 619.

2) Das Büchlein erschien ohne Angabe des Verfassers und des
Druckortes 1699. 8. Der Verfasser ist der bekannte Luthertische
Theolog J. M. Petersen.

erstritten sich fast über alle Fächer der Theologie und eine überschichtliche Zusammenfassung nach dem Inhalte derselben wird den besten Begriff von seinen Kenntnissen und seinem Fleiße geben. Obgleich er sich nicht selbst an der theologischen Polemik der am meisten hervorretzenden Richtung der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch thätiges Eingreifen betheiligte, so bemühte er sich doch, seinen Zeitgenossen eine gründliche Uebersicht der Streitigkeiten zu geben und sie auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem eine richtige Beurtheilung derselben möglich war. Diese Uebersicht, jedenfalls sein bedeutendstes Werk, welches zuerst in einzelnen Abtheilungen (*Fasciculus controversiarum theologicarum* et quidem exoticarum, quae recentioribus his temporibus fuerunt motae. Rostoch. 1706. 4. Theologia recens controversa. Ibid. 1706: 4. porcio verbesserte und durch viele Zusätze bereicherte Ausgabe, Ibid. 1710. 4. Theologia recens controversa continuata. Rostoch. 1711. 4. Theologia recens controversa absoluta. Ibid. 1712. 4. und Christologia recens controversa. Ibid. 1718. 4.) erschien und später unter dem Titel: *Systema novissimarum controversiarum, seu theologia recens controversa* (Rostoch. 1718—1719. 4. 4 Voll. Jenae 1719. 4. 4 Voll. Rostoch. 1722. 4. 4 Voll. Ibid. 1739. 4. 4 Voll.) zusammengeordnet wurde, ist, obgleich es nicht alle Streitigkeiten vollständig enthält und in manchen ungenau berichtet, immer noch, was den historischen Theil betrifft, von den protestantischen Theologen geschätzt. Außerdem behandelte Grape viele streitige Punkte der älteren und neueren Theologie in einzelnen kleineren Schriften über den Atheismus und die Atheisten (*An atheismus necessario ducat ad corruptionem morum*. Rostoch. 1717. 4. *Dissertatio examinans Cartesianam methodum convincendi atheos*. Ibid. 1700. 4. und *An Aristoteles fuerit atheus*. Ibid. 1703. 4.), über das Judenthum und die jüdischen Gebräuche (*De Talmude cremando*. Lipsiae 1695. 4. *Historia Talmudis Babylonici et Hierosolymitani*. Rostoch. 1696. 4. *An circumcisio ab Aegyptiis ad Abrahamum fuerit derivata*. Ibid. 1697. 4.), über die Religionslehre der Muhammedaner (*Historia litteraria Alcorani*. Rostoch. 1701. 4. *Animadversiones in Ahmet ben Abdalla, legati ad Belgas Maroccani, Epistolam, scriptam 1612 ad Mauritium, principem Nassorium, de articulis quibusdam fidei*. Ibid. 1705. 4. *Notae ad Abdellae Epistolam de libero arbitrio*. Ibid. 1706. 4. und über Streitigkeiten der christlichen Confassionen und zwar der Lutheraner unter sich (*Uebersicht und deren heutigen Reulungen entgegengegriffener Uebersicht von der verführten Gnade Gottes*.³⁾ Rostoch 1700. 4. *De donis administrantibus et sanctificantibus*. Ibid. 1710. 4.), der Reformirten unter sich (*De tentatione Evae et Christi a diabolo facta in assumpto facto*. Rostoch. 1715. 4. *Contrroversia recentior theologiae paionismi in Gallia et Belgio hucusque agitata de verbi divini influxu in conversionem*. Ibid. 1698. 4.) und endlich der Katholiken unter sich (*De theologia Sinensium ejusque*

reformatione a Josuitis tentata. Ibid. 1718. 4.). Auch Grape's Beiträge zur Kirchengeschichte und christlichen Archäologie (*De neopropheta communiis Anglicanum et Scotiam hodie turbantibus*. Rostoch. 1711. 4. *Evangelisches Rostoch*.⁴⁾ Rostoch 1707. 12. *De calumnia uno-et chorolatrine judaeis et christianis olim adpersa*. Lips. 1696. 4. *De mensae et menologiis Graecorum*. Rostoch. 1709. 4.), zur Ergelese (*Pentadecases loquutionum suspectarum et calvinismus redolentium in Leighii critica sacra*. Rostoch. 1703. 4. *Sam. Bohlii analysis et exegesis prophetae Zachariae a Z. Grapio continuata atque ad finem perducta*. Ibid. 1711. 8. *Specimen metaphysices biblicae*. Ibid. 1702. 8.), zur Metheist des theologischen Studiums (*De theologia per ignem*. Rostoch. 1711. 4.), zur dogmatischen Theologie (*Compendium theologiae positivae universae*. Rostoch. 1706. 8. *Vratislav. 1737. 8. im Auszuge, Francof. 1737. 8.)* und zur Homileistik (*Orator ecclesiasticus, quinque imperativi Lipsiensibus instructus*. Rostoch. 1709. 8. *werin er die Regeln zur Abfassung einer guten Predigt angibt, und De concionibus artificiosis et alamicosis*. Rost. 1704. 4., *werin er gegen die zu seiner Zeit übliche schwülstige und alberne Art und Weise zu predigen, eifert*) verdienen Beachtung; viele andere kleine Schriften, Abhandlungen und Reden⁵⁾ sind jetzt ohne Bedeutung. Grape war zweimal verheirathet und hinterließ von beiden Frauen Kinder. Er hatte das von ihm heiß ersehnte Ziel, sich in der Wissenschaft Ruhm zu erwerben, glücklich erreicht und auch hohe Würden waren ihm zu Theil geworden, denn kurz vor seinem Tode war die Ernennung zum Superintendenten erfolgt⁶⁾.

(Ph. H. Kälb.)

GRAPENGIESSER (C. Joh. Christ.), leutlicher Arzt, im Jahre 1773 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin geboren, widmete sich der Arzneikunde und machte, nachdem er seine Studien auf den Universitäten zu Berlin und zu Göttingen vollendet und nach der hergebrachten Sitte durch die Betheiligung einer Abhandlung (*Dissertatio inauguralis de hydropse plethorico*. Götting. 1795. 8.) die medicinische Doctorwürde erlangt

3) Ghr. Gottf. Jöcher (*Gelchtern Verkon. Bd. II. S. 1131*) führt noch folgende an: *Contrroversiae selectiores ex theologia naturali de Deo ejusque attributis*; *Beantwortung gegen die theologische Jarnaldt in Göttingen, Beantwortung zweier Protestamentum (in den Usajdischen Nachrichten, 1726)*; *De rosa aurea a Papa quottannis consecrata, contrroversiae selectiores de mysterio SS. Trinitatis*; *An pietas vel amor sit fundamentum fidei*; *De viatore ab Edom ad Es. 63, 1—6*; *De verbo abbreviato*; *De deoribus sanctissimis ex veteri aurore Messias ad Ps. 110, 13*; *De christologia Isajana torculari*; *De Judaeorum et Malum medaorum Chiboth Hakkeber seu perducione sepulchrali*; *De divinae gratiae neglectu, termino peremptorio opposita*. 4) Bergl. M. Stern, *Programma in Z. Grapli funero, in quo plenior vitae ejus narratio exhibetur*. Rostoch. 1713. 4. *Act. Erudit. Lips. Anno 1713. p. 383 seq.* *Gelchtern Jamo. Tpl. XXV. S. 15.* *Anktra an die Rostochischen Gelchtern aus den drei letzten Jahrzehnten von J. G. Arth. (Rostoch 1814. 8.)* *Stid IV. S. 10* [s. *Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 323. (N. d. d. Tom. XVII. p. 368.)* *Biographie générale. Tom. XXI. p. 700.*

hatte, zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch Teutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien. Er verweilte am längsten in Wien und Paris und erwarb sich in den Hospitälern, welche er fleißig besuchte, ausgezeichnete Kenntnisse, besonders in der Chirurgie. Nach der Heimkehr ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder und machte durch sein neues Verfahren, vermittelt des Galvanismus mehrere gefäßliche Uebel zu heilen, welches er auch durch eine Schrift („Versuch, den Galvanismus zur Heilung einiger Krankheiten anzuwenden.“ Berlin 1801. 8. „N. Ausg. Eben. 1803. 8.) zu empfehlen sich bemühte, großes Aufsehen. Im J. 1803 zum Professor ernannt, wurde er bald darauf Leibarzt des Prinzen Heinrich und später zweiter königlicher Hofarzt; großes Lob verdient aber seine Ungeizigkeitsliebe, mit der er den Armen der Stadt Berlin fortwährend die eifrigste Hilfe gewährt. Er starb am 13. Oct. 1813 zu Berlin. Von seinen Augenmerkungen erzählt man sich merkwürdige Beispiele; seine Verluste, seine Kunst auch auf die Heilung der Augenkrankheiten der Thiere auszuwehnen, hatten nicht den gewünschten Erfolg. So operirte er im J. 1811 ein Pferd wegen grauen Enars; die Operation gerieth auch in Hinblick des Manueells, das Pferd sah aber mit dem operirten Auge Nichts. Die Pupille hatte sich ganz zusammengezogen, die Iris lag platt auf und der Bulbus war verkleinert. Auch der berühmte englische Oculist Taylor, der in Teutschland zur Ausübung seiner Kunst umherzirkte, versuchte schon früher (im J. 1768) dieselbe Operation in Wülfen, wo er zwei Pferden den Enar stach, welche aber beide blind blieben.“ (Ph. H. Kütz.)

GRAPHAEUS oder SCRIBONIUS (Cornelius), mit seinem eigentlichen Namen in seiner Muttersprache Cornelius Schrover, ein geschätzter Historiker, Grammatiker und Dichter des 16. Jahrhunderts, im J. 1482 zu Alost im Ostflandern geboren, scheint sich längere Zeit mit dem Unterrichte in verschiedenen Städten Belgiens und besonders zu Antwerpen beschäftigt zu haben; gewiß ist, daß er in der letzten Stadt in großem Ansehen stand, da die Behörden versahen ihm das Bürgerrecht ertheilte und ihn zum Stadtschreiber ernannte. Als solcher nahm er lebhaften Antheil an den wichtigsten Ereignissen der Zeit und besonders an den Fortschritten der Reformation, an welcher er sogar so großen Geschmack fand, daß der Magistrat, welcher dieser Richtung nicht hold war und die Christen Luther's öffentlich verbrennen ließ, sein Benehmen mißbilligte, worauf er am 6. Mai 1522 die neue Lehre nicht nur feierlich ablehnte, sondern sogar in einem Beschlusse (Monstrum anabaptisticum, rei christianae perniciosae; carmen heroicum. Antwerp. 1535. 12.) als verderbliche Keterei angrieff. Er starb am 19. Dec. 1558 zu Antwerpen. Seine grammatischen Schriften (Conjugandi et declinandi regulae. Antwerp. 1529.

12. Terentianae phrasaeos flosculi. Antwerp. 1530. 8. Argentorati 1530. 8. und Latinissimae colloquiorum formulae ex Terentii comediis selectae ac in germanicam linguam versae. August. Vindel. 1532. 4. Antwerp. 1535. 16.) sind jetzt überflüssig geworden und längst der Vergessenheit anheimgefallen; auch sein Enchiridion Principis ac Magistratus christiani (Coloniae 1541. 4.), ein wohlgeordnetes Buch, wird Niemand mehr lesen können. Werth haben jedoch immer noch für den Historiker seine gutgeschriebenen Besichte auf merkwürdige Ereignisse seiner Zeit, besonders die Schilderung der Festlichkeiten beim Einzuge des Königs Philipp II. von Spanien in Antwerpen (Spectaculorum in susceptione Philippi, Hispaniorum principis, Caroli V. Imp. filii, anno MDXLIV Antverpiae editorum miribous apparatus. Antwerp. 1550. fol. c. figg.), welche viele kritische Bemerkungen enthält und auch in flämischer und französischer Sprache¹⁾ erschien; der Glüdwunsch auf den Frieden zwischen dem teutschen Kaiser und dem Könige von Frankreich (Paris inter Carolum V., Imp. Caes. A. et Franciscum I. regem christianiss. ad Aquas Mortuas descriptio per Corn. Scribonium Graphaeum; ejusdem ob Caesarem ex Hispaniis iter per medias Gallias in patriam ac praecipue in suae Maj. urbem Antverpiae Gratulatio. His accessere alia carmina non inuacuenda. Antv. 1540. 4.); die Züchtigungen Martin's van Kessel, welcher sich im Einverständnisse mit dem Herzoge von Gelben und dem mit den Türken verbündeten König Franz I. sich der Stadt Antwerpen zu bemächtigen versuchte (Querela proditi Christi per novos hujus temporis Ischarios Turco-Christianos. Antwerp. 1543. 4. Paraphrasis Psalmi (CXIII) in turpissimum scelesti ejusdem praedonis Martini de Keshem Gelro-Galli latrocinium. Antwerp. 1543. 12.) und das Gedicht auf den Brand der Marienkirche in Antwerpen (Conflagratio templi D. Mariae Antverpiensis. Antwerp. 1554. 4.; auch in J. R. Barquet's Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des Pays-bas. Tom. VI. p. 189 seq.). Seine übrigen poetischen Werke (Sacrorum bucolicorum eclogae tres. Antwerp. 1536. 12., mit Erläuterungen von Joh. Scrypius. Anthroptoeologia id est hominis Dei nativitas. Lovanii 1514. 8.?) Descriptio Senatus Antverpiae a Carolo V. instituti. Antwerp. 1541. 4.

1) De zeer wonderlyke achorne, triumphe tycke Incompt van den hoogmogenden Prince Philips, Prince van Spaigien in de stadt van Antwerpen. Antwerp. 1550. fol. — La très-admirable, très-magnifique et triumpante entrée du prince Philippe d'Espaigne; ensemble la vraye description des spectacles, theatres, arcs triomphaux faicts et bastis à sa très-désirée reception en la ville d'Anvers anno 1549, premièrement composée en langue latine par Corn. Graphaeus. Anvers 1550. fol. Sehr übersehtungen mit den Belgischmitten des Duguis. 2) Die Hügeln; Carmen pastorale, in quo Hilen Christi pastoris Opt. Max. descriptio nativitas. Reprobatio in Diocletianum Caesarem pro dno Pascato. Lovanii 1515. 8. (auch unter dem Titel „Theodora“ in den Sacrorum bucolicorum eclogae) enthält einige Vortseferungen.

*) J. W. Meusel, Gelehrte Teutschland. Bd. 11. S. 289. Bd. 13. S. 435. Bd. 17. S. 767. Merckman, 1813. Nr. 308. W. Schröter und G. Hering, Biographische literarische Zeitschrift der Alerdichte aller Zeiten und Völker. Stuttgart. 1863. 8. S. 167.

und Carmina in Damianum Goem. Norimb. 1532. 12.) sind von geringerer Bedeutung und nicht mehr gesucht, und seine Abführung der Geschichte der nordischen Völker von Claus Magnus (Historia de gentibus septentrionalibus ... in epitomen redacta. Antwerp. 1558 und 1562. 8. Lugd. Bat. 1645. 12. Amst. 1669. 12.) ist eine mangelhafte Arbeit. — Sein Sohn Alexander Graphäus, welcher ihm in seinem Stadtschreiberamte folgte, erwarb sich ebenfalls durch lateinische Gelegenheitsgedichte Beifall. Sie sind aber nicht besonders getraut, sondern in vielerlei Werken zerstreut. Das bedeutendste derselben, welches über 600 Verse zählt, ist in G. Braun's und Fr. Hogenberg's Civitates orbis terrarum. Coloniae 1572. fol. 3 Voll. und öfter) abgedruckt und enthält außer der Anpreisung des Werkes eine kurze Beschreibung der darin abgebildeten bedeutenden Städte *). (Ph. H. Kuhl.)

GRAPHAEUS (Hieronymus), auch Hieronymus genannt, ein der Kunst künftiger Schriftgießer und Drucker bis 16. Jahrhunderts, welcher sich diese Namen von seinem Gesächste beilegte, aber eigentlich André oder Andred, nach Andern Reich geheißen haben soll. Er übernahm im J. 1533 die Druckerei des Johann Ott und druckte vorzugsweise musikalische Werke. Hauptstücklich schätzte man aber unter seinen Leistungen eine Sammlung von Messen (Missae tredecim quatuor vocum a praestantissimis artificibus compositae. Norimb. 1530. 4.), welche jetzt äußerst selten geworden ist und zwei Messen von Drech, zwei von Haas, fünf von Josquin Desprez, drei von Pierre de la Rue und eine von Brumel enthält *). (Ph. H. Kuhl.)

GRAPHEPHORUM. Mit diesem Namen bezeichnete Dedonur eine Grasgattung, deren Charakteristik jedoch erst später von Balisot de Beauvois veröffentlicht wurde. Die Wehren sind 2—7 blüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind von einander ein wenig entfernt, zweigeschichtig, die oberste ist taub. Von den beiden gefüllten, spitzen Klappen ist die obere größer. Die beiden Spelzen sind von den Häufelhaaren der Spindel eingehüllt, die untere ist concav, spitz, die obere kürzere hat zwei gewimperte Riele. Die beiden Schälchen sind ungleich wellig. An Staubgefäßen sind 3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist hiesig. Die beiden endständigen Griffel sind sehr kurz, die Narben seherig; die Carpovpe ist frei.

Fast ein Jahrhundert verging, ehe die einzige Art, auf welche Dedonur die Gattung gründete, die *Aira melicoides Michaux* in Amerika wiedergefunden und wieder erkannt wurde. Erst in neuerer Zeit hatte Asa

Gray Gelegenheit, diese Pflanze zu untersuchen, bei welcher Veranlassung er zu der Ueberzeugung gelangte, daß verschiedene andere später aufgestellte Gattungen mit der älteren Dedonur in Gattung Graphephorum zu vereinigen seien. Dies gilt von *Dupontia R. Br.*, *Scolochloa Link.*, *Dupontia* und *Arctophila* (unter *Poa*) von *Ruprecht*, *Flumina Fries* und *Scolochloa*, *Dupontia* und *Colpodium G. Arctophila Griesbach*.

Asa Gray bringt die bisher bekannten Arten dieser Gattung in folgende vier Abtheilungen.

Erste Abtheilung. Die Spelzen sind fester, die untere ist von 5 oder 7 vorspringenden Nerven durchzogen; die Klappen haben mit den 3—5 Blüthen gleiche Länge.

1) *Gr. festuaceum Asa Gray*. Rinde ausgebreitet, an der Spitze überhängend, sehr ästig; Aeste rau, meist zu 5; Wehren 4—5 blüthig; Aeste ein wenig rau; untere Spelze 5—7nervig, seipunktiert-rau, an der Spitze stumpf, mit 3 flachspitzigen Zähnen, am Grunde von einem Haarbüschel umgeben; Fruchtknoten an der Spitze behaart; Blätter lanzettlich-linealisch, am Rande rau; Blatthäutchen länglich, abgegrenzt, gerissen; Wurzelstock kriechend. Hierher gehören als Synonyme: *Festuca arundinacea Lilielad*, *Festuca donacina Wahlenberg*, *F. borealis Mertens* und *Koch*, *Donax borealis Trinini*, *D. festuaceus Paliot de Beauvois*, *Arundo testuacea Willdenow*, *Flumina arundinacea* und *Glyceria arundinacea Fries* und *Scolochloa testuacea Link*.

Diese Art kommt im mittlern und nördlichen Europa, nördlichen Asien und nördlichen Amerika vor.

Zweite Abtheilung. Die Spindel des Wehrens ist bärtig; die Klappen sind rau, ungleich, fast so lang als die 3 bis 4 Blüthen:

2) *Gr. melicoides Paliot de Beauvois*. Der Stalm ist aufrecht; die Blätter sind flach und lahl; die kleine Rinde ist fast traubig-gebrängt; die Klappen sind linealisch-lanzettlich, stumpf; die Blüthen sind am Grunde wellig; ein Rudiment eines dritten Blüthens ist vorhanden. Hierher gehören *Aira melicoides Michaux* und *Triodia melicoides Sprengel*.

In Nordamerika einheimisch. Eine größere Varietät nannte Asa Gray *Dupontia Cooley*.

Dritte Abtheilung. Die Spelzen sind dünner, trockenhäutig; der Balg umfaßt 2—3 fast gleich große Blumen.

3) *Gr. Fischeri Asa Gray*. Die Pflanze ist lahl, aufrecht; der Wurzelstock kriecht; die Blätter sind linealisch und flach; die Rinde ist einsach, gedrängt, braun oder purpurne; die untere Spelze ist unten auf dem Rücken seig-behaart, stumpf.

Hierher gehören *Dupontia Fischeri R. Brown* und *Poa (Dupontia) pelligera Ruprecht*.

Eine Varietät hiervon ist *Poa (Dupontia) pilosantha Ruprecht* mit auf dem Rücken ganz lahl, spitzer und bläuelen harziger unterer Spelze.

*) Bergl. Val. Andreas Deneu Bibliotheca belgica (Louvain 1643. 4.) p. 41 et 150. J. P. Nicolson, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Vol. XL. p. 260. J. N. Piquet, Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des Pays-bas. Vol. VI. p. 180 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 823. Biographie générale. Tom. XXI. p. 697.

*) F. J. Féris, Biographie universelle des Musiciens. (Paris 1862. 8.) Tom. IV. p. 84.

Diese Art findet sich nebst der Varietät im asiatischen Rußland und asiatischen Amerika.

Vierte Abtheilung. Die Klappen sind kürzer als das 2—7 blüthige Weibchen; die Blüthen sind klein.

4) Gr. fulvum *Asa Gray*. Der Wurzelstock ist kriechend, der Stalk bid, keif, beblättert; die Blattscheiden sind meist unter der Mitte gespalten, die Blätter sind flach, breit-linearlich, nach der Spitze zu verschmälert, die oberen länger; die Blüthständchen sind lang; die Aeste der ausgebreiteten Rispe stehen haubäufig und niden an der Spitze; die untere Spelze ist elliptisch, an der Spitze stumpf. Hierher gehören als Synonyme: *Poa fulva Trinus*, *Poa* (*Arctophila*) *fulva*, *scheroelada*, *latifolia* und *poecilantha Ruprecht*, *Glyceria fulva Fries* und *Colpodium* (*Arctophila*) *fulvum Grisebach*.

Diese Art ist gleichfalls im asiatischen Rußland und asiatischen Amerika heimisch.

5) Gr. pendulum *Asa Gray*. Der Wurzelstock kriechend, der Stalk ist keif, beblättert, schlant; die Blattscheiden sind meist unter der Mitte gespalten; die Blätter sind keif, flach und am Grunde zusammengekrallt, schmal linearlich, nach der dünnern Spitze allmählich verschmälert, das oberste ist sehr klein; das Blüthständchen ist ziemlich lang; die dünnen, niden Aeste der ausgebreiteten Rispe stehen in Halbquirlen oder zu werten; die Weibchen sind 3—7 blüthig, die Blüthen stehen etwas entfernt von einander; die untere Spelze ist länglich-linearlich, stumpflich. Hierher gehören *Poa pendulina* der dänischen Flora, *Poa deflexa*, *trichoclada* und *remotiflora Ruprecht*, *Glyceria pendulina Laetadius* und *Colpodium pendulum Grisebach*.

Diese Art wächst in Lappland und in dem asiatischen Rußland.

GRAPHEUS oder GRASSUS, italienischer Arzt des Mittelalters, welcher gewöhnlich aus dem 12. Jahrhundert gesetzt wird, von welchem sich aber mit Bestimmtheit Nichts weiter sagen läßt, als daß er der salernitanischen Schule angehört und sich vorzugsweise mit der Augenheilkunde befaßt. Sein Name wird meist durch den Zusatz „von Jerusalem“ näher bezeichnet und man darf vielleicht daraus schließen, daß er eines der Kreuzfahrerheere auf seiner Expedition nach dem heiligen Lande begleitete und sich einige Zeit zu Jerusalem aufhielt. Seine Schrift über Augenkrankheiten und deren Behandlung (*Tractatus de Oculis eorumque aegritudinibus et curis*. Ferrariae, c. 1474. 4. Tarrivisi 1492. 4.), welche auch unter dem Titel: *Ars probata de oculorum affectibus* (Venetiis 1497. fol.) gedruckt ist, wird zweilen unrichtig als eine doppelte und verschiedene angesehen. Sie hand noch bis in das 16. Jahrhundert bei den Augenärzten in großem Ansehen, scheint aber jetzt gänzlich vergessen zu sein *). (Ph. H. Kälb.)

GRAPHEUS (Joh. Bapt.), italienischer Theolog des 17. Jahrhunderts, im J. 1653 geboren, widmete sich nach der Beendigung seiner Studien dem Unterrichte

sache und lehrte längere Zeit in dem Seminar zu Messina die schöne Literatur. Er starb daselbst im J. 1698. Sein Lehrbuch der Humanitätswissenschaften (*Humanitatis cursus*) ist nach der alten Klostermanier eingerichtet, war aber der Fassungsgabe der studierenden Jugend angemessen und sehr beliebt; auch seine akademischen Schriften (*Al necessario esercizio di' Giovanni* und *I trionfi della S. Fede*) sind auf die gebildete Jugend berechnet und schön geschrieben *). (Ph. H. Kälb.)

GRAPHIA AUREAE URBS ROMAE ist der Titel einer erst in neuerer Zeit bekannt gewordenen merkwürdigen Schrift über die Topographie der Stadt Rom und die kaiserliche Hofhaltung daselbst in der Zeit Otto's III. Der Herausgeber derselben, A. G. Dyanam, Professor an der Universität zu Paris, setzt ihre Entstehung zwischen das 8. und 10. Jahrhundert, rüdt sie aber wol in ein zu hohes Alterthum hinauf, für welches sich kein sicherer Anhaltspunkt bietet; im Gegentheil dürfte sie dem Inhalte nach nicht vor der Zeit der Ottonen entstanden sein und der zweite Theil, welcher den kaiserlichen Hofstaat, wenn auch nicht, wie B. Giesebrecht annehmen geneigt ist, mit Berücksichtigung der bekannten Schrift des Kaisers Konstantins Verpöhrungen über das Ceremoniel des Hofes zu Konstantinopel schildert, kann nur auf die Zeit Otto's III. hinweisen, denn dieser Kaiser war der einzige unter den teutschen Herrschern, welcher in Rom einen dauernden Hofstaat gründete und ihn nach vorliegenden zuverlässigen Nachrichten mit dem strengen Ceremoniel umgab, wie die Graphia es wiedergibt. Außer den allgemeinen Beziehungen finden sich auch noch mehrere Einzelheiten, so die darin vorkommenden Formeln bei der Ernennung eines Patricius, Judex und römischen Bürger, welche nach der jetzt allgemeinen Annahme der Zeit Otto's III. angehören, die Beschreibung der wunderlichen Tracht des Kaisers, welche in andern Nachschätzen über Otto III., auf dessen Krönungsmantel ja die sämtlichen Gestalten der Apokalypse eingewirkt waren, ebenfalls erwähnt wird, die Nennung von Monumenten, welche auf die Zeit vor dem großen Brande während der Einnahme Roms durch Robert Guiscard hinführt und endlich der Titel der Schrift selbst, welcher der Umschrift *Anrea Roma* aus kaiserlichen Siegeln schon in Otto's III. Zeit entspricht. Daß übrigens die Graphia auch später noch Zusätze erhielt, liegt in der Natur solcher Schriften, denn wollte man die darin enthaltene jüngste Zeitangabe, die Erwähnung des Grabsmals des Papstes Anastasius IV., welches im J. 1154 starb, als ursprünglich annehmen, so müßten als die beiden äußersten Zeitgrenzen ihrer Abfassung die Epoche der Ottonen und die Mitte des 12. Jahrhunderts angenommen werden. Gewiß ist, daß die Graphia im 13. Jahrhundert als ein berühmtes und zuverlässiges Buch galt ¹⁾, später aber allmählich

*) Ghr. Well. Jäger's Geschichte des Mittelalters. Bd. 2. S. 1130.

1) So sagt der um 1297 verlebende Historiker Gualterus Glanville in seiner Chronik von Mailand (*Manipulus Florum* c. 4 in Muratori's Script. Ital. Tom. XI. p. 541), welcher die

*) G. G. Reiser, Medicinisches Schriftlexikon S. 358.

weniger beachtet wurde und gänzlich verscholl, bis Professor Djanani, welcher das Mittelalter zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht hat, sie aus einer dem 13. oder 14. Jahrhundert angehörigen Handschrift der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz hervorzuheben und bekannt machte. Sie beginnt mit der Sage, daß Noah nicht weit von Rom eine Stadt seines Namens gründete und dessen Söhne noch andere Städte rundum bauten, bis endlich Romulus nach Troja's Fall kam, sie alle ummauerte und das Ganze Rom nannte, worauf dann nicht nur alle Italier, sondern fast alle Edelknechte aus der ganzen Welt mit Weib und Kind zu der Wohnen kamen. Eben so sonderbar ist die Vermengung geschichtlicher Ereignisse und die Verwirrung der Chronologie in der Erzählung von der Erbauung des Pantheon's, von der Befestigung des Julius Cäsar in dem goldenen Apfel auf der Spitze des vatikanischen Obelisken und in andern Sagen. Noch auffällender ist der Mangel an allen der stimmten christlichen Anschauungen und man darf wohl den Verfasser für einen römischen Grammatiker halten, welcher absichtlich die Beschreibung der heiligen Orte Anderen überläßt und sich nur mit den heidnischen Monumenten befaßt, an deren Beschreibung er die völkthümlichen Sagen knüpft. Uebrigens scheint er nicht Alles nach der Wahrheit, sondern nach seinen Phantasien angesehen zu haben, denn man kann sich nur schwer überreden, daß die jenenischen Aufführungen, von denen er spricht, damals in Rom wirklich stattgefunden haben und noch weniger kann man dem Glauben schenken, was er von den Proconsulen und Dictatoren erzählt, die ihre Kemter nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren erhielten. Die ganze Schrift wird überhaupt nur mit Vorbehalt zu benutzen sein, obgleich sich nicht bezweifeln läßt, daß der Verfasser auch gute und zuverlässige Quellen vor sich hatte. Als die letzten Abschnitte der Graphia, weil die Kaiser des Abendlandes ihren Sitz nicht mehr zu Rom nahmen, ihr unmittelbares Interesse verloren, ließ man sie hinweg und schrieb nur noch den ersten Theil des Buches ab, der wegen seiner über merkwürdige Details der Beschreibung darbietenden Inhaltes immer noch gern gelesen wurde, und so entstand das bekannte Buch über die Merkwürdigkeiten Roms (Libor de Mirabilibus Romae), denn eine aufmerksame Vergleichung läßt kaum einen Zweifel ankommen, daß die Graphia nicht aus dem Buche über die Merkwürdigkeiten Roms, sondern dieses aus der Graphia entstanden ist).

(Ph. H. Kälb.)

GRAPHIDEEN, eine Abtheilung der Flechten, charakterisirt durch dünnfrüchtige, fadenartige Ueberzüge,

Graphia als Quelle anführt: „Chronica, quae dicitur Graphia aeneae urbis Romae, quae est libri valde authenticus, continens historias Romanorum antiquas.“

2) In seinen Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie depuis le VIII^e siècle jusqu'en XIII^e (Paris 1860. 8.) p. 150 — 183. 3) Bergl. Bihl. Giesbrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, (Weimarc 1855. 8.) Bd. I. S. 814 fg. (2. Ausg. Bresl. 1860. 8.) Bd. I. S. 856 fg.) Gerb. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Bd. III. (Stuttgart 1890. 8.) S. 553 fg.

H. Gerstl. d. W. u. R. Grp. Section. LXXXVIII.

welche sich von der Rinde oder dem Steine, worauf sie sitzen, nicht trennen lassen. Die Apothecien brechen aus der Rindenoberhaut des Thallus hervor, sind sehr verschiedengestaltig, meist länglich gestreckt, rinnenförmig.

Hierher gehören folgende Gattungen:

1) *Graphis Acharius*. Der Thallus dünnfrüchtig, unter der Rindenoberhaut weißlich durchscheinend, später mehr oder weniger nackt. Apothecien in die Kruste versenkt, hervortretend, schmal-linearisch, meist verbogen, bidimensional etwas ästig, mit eigenem unvollständigem Gehäuse und undeutlichem Laubrande umgeben, in der Jugend immer bereift.

Die Arten dieser Gattung wachsen nur an Baumrinden und sind sehr vielgestaltig, was namentlich von der verbreiteten, der *Gr. scripta*, gilt.

1) *Gr. scripta Acharius*. Die Kruste ist später nackt, dünn-schorfartig, weißlich oder grau; Apothecien eingesenkt oder hervortragend, linienförmig-gestreckt, mit häufig dünnen Rändern und rigenförmiger, Anfangs bidimensional bereifter Scheibe. Hierher gehören Lichen scriptus Linné und *Opegrapha scripta Acharius*. Folgende Varietäten werden von dieser Art angegeben.

a) *limitata Rabenhorst* wird dünner, weißgrauer Kruste und hervortragend, verschiedengestaltigen Apothecien. Hierher gehört *Opegrapha limitata Persoon*.
b) *recta Rabenhorst* wird dünner, ausgebreiteter, weißlicher Kruste, hervortragenden geraden, parallelen Apothecien und etwas mehr erweiterter, rinnenförmiger Scheibe. Hierzu gehört *Opegrapha recta Humboldt*.
An Schlehen, Birken, Kirschen und Pflaumenbäumen.
c) *pulverulenta Schaerer* wird dünner, grauweißer Kruste, hervortragenden, hin und her gebogenen Apothecien, rinnenförmiger oder flacher, bereifter Scheibe und einem zuletzt verschwindenden Laubrande.

Hierzu *Opegrapha pulverulenta Persoon*.

Besonders an Buchen und Ahorn.

d) *abietina Schaerer* mit ziemlich dicker, weiß-schabiger Kruste, hervortragenden, verbogenen Apothecien, rinnenförmiger, endlich flacher und bereifter Scheibe und fast verschwindendem Laubrande.

An Tannen und Laubbäumen.

e) *serpentina Acharius* mit ziemlich dicker, knorpelig-bäutiger, runzeliger, etwas schabiger, grauer oder weißer Kruste; eingesenkten, gebogenen, verbogenen Apothecien, rinnenförmiger oder flacher, bereifter Scheibe, didem, endlich verschwindendem Laubrande.

An verschiedenen Laubbäumen, besonders an Buchen, Kaskanien, Eichen und Pappeln.

f) *tenerima Acharius* mit dünner, verbreiteter, häutig-zufammenhängender, weißgrauer Kruste und eingesenkten, sehr schmalen, ziemlich geraden, parallel- und gebügelstehenden, jartrabigen Apothecien.

An glatten Rinde der Brunnens-Rien.

g) *sulcata Rabenhorst* mit hervortragenden schmalen, paarweise verwachsenen und dadurch gestrichelten Apothecien. Hierher gehört *Opegrapha sulcata Persoon*.

An Baumrinden besonders von Eichen und Ilex.

b) arthonioidea Flotow mit unförmlichen, verfliegenden Apothecien. Bildet an Büschen und anderen Bäumen verbreitete, ungerandete Flecke.

2) Gr. dendritica Acharius. Kruste später nacht, etwas fleischig, weißlich oder weiß; Apothecien kernförmig oder stielig gebildet, mit flacher, schwachbereifter oder nadtter Scheibe, einem sehr zarten und einem dünnen acceptorischen Randrande.

An Tannen und Laubbäumen.

Kerndt ab:

b) Medusula mit regelmäßig strahlig-ästigen Apothecien auf in kleinen rundlichen Polstern hervorstechenden Kruste. Hierher gehört *Opegrapha Medusula Persoon*.

Ihr Vorkommen stimmt mit der der Hauptart überein.

II. *Lecanactis Eschweiler*. Kruste einförmig, dünn, angewachsen; Apothecien eingeengt, verschieden-gestaltig-länglich, schwarz, offen; Gehäuse eigentümlich, fleischig, napfförmig, mit der Kruste verwachsen; Fruchtscheibe heraustragend, ziemlich flach, gerandet und enthält spindehnalgartnige Sporenschläuche.

III. *Opegrapha Persoon*. Thallus sehr dünn, anfänglich bei den auf Rinden lebenden unter der Rindenoberhaut, häutig, fochtförmig, gleichförmig; Apothecien auf der Oberfläche, verschieden-gestaltig, mehr oder weniger gestreift, länglich, furchenähnlich, gerandet, aber ohne Randrand, Anfangs durch die wulstig erhabenen und zusammenangeregten Ränder geschlossen, später durch Zurückbeugen derselben geöffnet. Die Scheibe schwillt später öfters so an, daß die Ränder davon bedeckt werden.

In der neuesten monographischen Bearbeitung der Flechten von Dr. Körber sind die Graphideen in vier Unterfamilien getheilt, deren eine weit größere Anzahl von Gattungen befaßt werden. Sie mögen hier dem Namen nach angeführt werden.

Erste Unterfamilie. *Opegraphen Körber*.

1) *Lecanactis Eschweiler*. 2) *Encephalographa Massalongo*. 3) *Placographa Th. Fries*. 4) *Opegrapha (Humboldt) Persoon*. 5) *Zwackhia Körber*. 6) *Graphis Linné*. 7) *Hazslinszkyia Körber*. 8) *Enterographa Fée*.

Zweite Unterfamilie. *Arthonien Körber*.

9) *Arthothelium Massalongo*. 10) *Arthonia Acharius*. 11) *Coniangium Fries*. 12) *Pachnolepia Massalongo*. 13) *Trachylia Fries*.

Dritte Unterfamilie. *Xylographen Körber*.

14) *Xylographa Fries*.

Vierte Unterfamilie. *Bactrosporeen Körber*.

15) *Bactrospora Massalongo*. 16) *Pragmopora Massalongo*. (Garcke.)

GRAPHIOLA, eine von Polton aufgestellte Gattung der *Brennmoosen*, einer Abtheilung der Pilze. Sie ist charakterisirt durch eine eiförmige, doppelte Peri-

thecie, eine krustige, an der Spitze in Schlige aufspringende äußere und eine häutige, geschligt-vielspaltige innere. Der Kern ist fast bröcklich, zuckert pulverig, mit Paraphysen.

Hierher gehört ein zierlicher, an den Blättern von *Phoenix dactylifera*, auch in den Gewächshäusern nicht selten vorkommender kleiner Pilz. (Garcke.)

GRAPHIPTERUS (Entomologie) heißt eine von Latreille (Histoire nat. des Insectes VIII, 236) auf einige Arten der Fabricius'schen Gattung *Anthia* begründete Laufkäfergattung, welche mit Brulle's Gattung *Piezia* eine Afrika eigenthümliche Gruppe *Graphipterini* in der Familie der Trypetiden unter den eigentlichen Carabiden bildet. Die besonderen Charaktere dieser kleinen Gruppe faßt Schaum (Naturgeschichte der Insekten Deutschlands I, 244) am schärfsten in folgender Weise zusammen: Die Seiten der Mittelbrust bedecken nur aus einem Stück, die gegen die Spitze nicht verbindenden Schienen sind am Ende mit einem Kranz langer Dornen besetzt, die Hinterhäften von ungewöhnlicher Länge und durch einen Fortsatz des Metatheniums von einander getrennt, die Flügeldecken stets abgestutzt, die Abzenglieder mit der Zunge verwachsen und das dritte Abzenglied comprimirt. Von *Graphipterus* sind an 40 Arten bekannt meist durch Haarflecken ledig oder gestreift, alle sehr lebhaft und bei Verfolgung sich schnell in den Sand eingrabend. Die innere Kante des umgeschlagenen Randes ihrer Flügeldecken ist sehr scharf und sein felsenartig gebogen und gegen diese Stelle reibt eine Leiste an der Innenfläche der Hinterchen. Dadurch bringen sie einen lauten ziehenden Ton hervor. Die Gattung *Piezia* unterscheidet sich durch längere Flügeldecken und stark zusammengebrückte, gegen das Ende allmählig breiter werdende Füßler und führt zur Gattung *Anthia* über. Von ihr beschreiben Boheman, Perrond und Brulle acht südafrikanische Arten, während *Graphipterus* über ganz Afrika verbreitet ist und mit *Echaudoir's* Gr. *Goryi* auch noch in Arabien vertreten ist. Die meisten *Graphipterus* sind Dejan auf, andere haben Boheman, Klug, Gherolot, Echaudoir, Gory, Castelnau und Bremer beschrieben. (Giebel.)

Graphis, f. Graphideen.

GRAPHIT — (Weißblei, Wasserblei, plumbagine, mine de plomb, black lead) — von *γραφειν*, schreiben; ein metallglänzendes, undurchsichtiges, stahlgrünes bis eisenschwarzes, an den Fingern bleigrau abfärbendes Mineral, das eine vielseitige Anwendung findet und in seiner größten Reinheit ein so vortrefflicher Leiter des galvanischen Stromes ist, daß es vielen der besseren metallischen Leiter hierin nicht nachsteht und deshalb als ein wichtiges Moment der Galvanoplastik anzusehen ist. Sein vornehmlicher Bestandtheil ist Kohlenstoff, der aber niemals darin ganz rein vertreten, sondern stets mehr oder weniger durch fremde Substanzen, welche beim Verbrennen als Asche zurückbleiben, verunreinigt ist. Das specif. Gewicht des Graphit variiert zwischen 1,8 bis 2,4, worin sich die Ungleichheit seiner Zusammensetzung ausdrückt. Einen sehr reinen Graphit von Wunsiedel analysirt J. R. Buchs in München, der nur 0,33

Proc. Asche gab, die höchst loder war, eine isabellgelbe Farbe hatte und alkalisch reagirte. Weisens hinterläßt der Graphit beim Verbrennen einen weit beträchtlicheren Rückstand bis zu 40 und mehr Procent, in welchem man Kieseelerde, Thonerde, Eisenerz, Kalkerde, Magnesia, theilweise auch Titanerz und Chromerz findet. Von diesen Bestandtheilen finden sich in der Asche eines und desselben Graphit oft nur wenige beisammen, so z. B. enthalten manche Graphite nur Kieseelerde, andere nur Eisenerz, noch andere Thonerde und Kalkerde. Da die Asche sehr häufig eisenhaltig gefunden wurde, war man lange der Ansicht, daß das Eisen ein wesentlicher Bestandtheil des Graphit sei und seine Abweichung vom Diamant, mit welchem er bei der Verbrennung das nämliche Product (Kohlensäure) liefert, verursache. Allein das Eisen ist dem Graphit nur beigemengt, und Esferz, namentlich aber Karsten (Abhandl. d. Akad. der Wiss. z. Berlin. Physik. Classe 1822—1823. S. 67), haben gezeigt, daß der Graphit keine wesentliche Veränderung erleidet, wenn ihm das Eisen durch Salzsäure entzogen wird, daß es darin nicht metallisch, sondern in oxydirtem Zustande enthalten, und schon deshalb nicht als ein Bestandtheil desselben zu betrachten ist.

Die Härte des Graphit ist = 1 bis 2, im reinsten Zustande kaum härter als Talb. In diesem Zustande ist er auf frischem Bruche matt (erbig) und rein schwarz, bekommt aber sogleich vollkommenen Metallglanz und dunkelschlagraue Farbe, wenn man mit den Fingern über die Bruchfläche fährt. Im stärksten Feuer erleidet er, wenn er in Kohlenpulver eingeschloß ist, nicht die mindeste Veränderung. Seinem Wesen nach ist ein solcher Graphit nichts Anderes, als ein reines Kohlenmetall, rein er Kohlenstoff, gleichwie der Diamant, welcher auch nichts Anderes als Kohlenstoff ist, obgleich letzterer in physikalischer Beziehung wesentlich vom Graphit verschieden ist. Gleich rein und dicht kommt der Graphit auch zu Borowale vor. Sein specif. Gewicht fand Karsten = 2,247; beim Verbrennen unter der Russel hinunterließ er 13,3 Proc. Asche.

Der Graphit kommt in der Natur meist in dichten, schuppenartigen oder blätterigen Massen, angeblich auch in heragonalen Tafeln, die parallel der Basis leicht spaltbar sind, krySTALLISIRT vor. Er findet sich, bald als accessorischer Gemengtheil, bald in größeren Partien angehäuft, im Granit, Diorit, Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer und Porphyre verschiedener Gegenden. Sein Vorkommen in den krySTALLISIRTEN Gesteinen hat viel Räthselhaftes. Er kommt im Granit, auch neben Glimmer, im Diorit, auch neben Hornblende, ferner auf Magneteisen-Flagerstätten im Gneise vor, ohne daß diese Gesteine kohlenstoff-haltige Ueberreste präformirter vegetabilischer Substanzen enthalten. Im Gneise bei Passau erscheint der Graphit als Gemengtheil, indem er die Stelle des Glimmers vertritt. Ein häufiges Vorkommen ist im tönigen Kalk. Zu Borowale in Cumberland tritt er in Begleitung mit Fosfiliten, wie z. B. mit Braunspath und Quarz als mächtiger Graphitgang im Feldspathporphyr auf. Selbst in Recorvallen ist Graphit aufgefunden.

Ein interessantes Vorkommen des Graphit findet sich in dem Granulitgebirge bei Bradath in Böhmen, wo ebenso regelmäßig wie der krystallinische Kalk der Graphit dem Gneis eingelagert ist. Die Lager sind oft plötzlich zusammengebrochen oder verschwinden ganz und werden bald darauf wieder schnell sehr mächtig. So varirt auf einem und demselben Lagerzuge bei Schwarzbach die Mächtigkeit von wenigen Fuß bis zu 7 Klaftern. Die mittlere Mächtigkeit beträgt 2 Klaftern. Die Reinheit des Graphit ist hier sehr verschieden; die reinste, glänzend schwarze, fetteste Sorte von großblättrigem Gefüge ergab 12,5 Proc. Asche, und diese bestehend aus 5,1 Kieseelerde, 1,2 Eisenerz, 6,1 Thonerde, 0,1 Kalk, mit Spuren von Magnesia. Die anderen durch Quarz, zu Kaolin verwitterten Feldspath und besonders durch Gneisfles verunreinigte Sorten, die ein mattedes förmigeres Ansehen haben, sind weniger fett anfühlen, werden durch Eschlamm künstlich zu besseren Sorten verbessert. Der schwarzbacher Graphit übertrifft viele andere Graphite an Reinheit. Häufig begleiten ihn Schwefelkies, durch deren Zersetzung die zu Lage gehenden Theile der Graphitlager viel reiner und geschmeidiger, fester werden, während der Graphit gegen die Tiefe immer fröder wird.

Besonders zu erwähnen ist hier das Vorkommen im passauer Fläzeil, aus dessen Graphitablagerungen die sogenannten Graphitiegel, die sonst auch den Namen pyser oder passauer Ziegel führen, fabricirt werden. Die Graphit-Hauptablagerung befindet sich hier in der Richtung von Leitzberg über Pfaffenstern mit dem Eschepflege Oberrzell, und kommen hier im Gneise und Granite die bekannten Graphit- und Kaolinlager vor, welche wegen ihrer technischen Verwendbarkeit schon seit Jahrhunderten von höchstem Interesse sind. Das Vorkommen des Graphit fuhrt im Gneis, dessen Auftreten ein Bild der äußeren Unregelmäßigkeit und Verwerfung gibt. Der Graphit liegt 48 bis 150 Fuß tief unter der Oberfläche des Bodens. Er bildet ein ununterbrochenes Lager, sondern abwechselnd öfters sich ausbreitende oder plötzlich abbrechende Lager von verschiedener Mächtigkeit, von einigen Zollen bis zu mehreren Fuß, oft auch Rester, Rager oder Weren. Nach Hinwegräumung des Gneisgeschichtes kommt man auf mehr oder weniger aufgelöste Feldspathtrümmer; gegen die Tiefe zu wechseln mit diesen bröckliche, oft von Eisenoxiden gefärbte Gesteine, dann erscheint der Graphit, Innen von einer Rinde eines dichten, festen, gleichsam zusammengepressten Graphit umgeben. Der in diesem Lager vorkommende Graphit ist durchaus der schuppige, zur Fabrication von Eschepflegeln anwendbare, schlagraue, häufig mit Eisenerz gemengt. Er enthält häufig einige 50 Proc. Asche, bestehend aus 26 Kieseelerde, 6 Eisenerz, 2 Thonerde. Es bestehen alle Abkufungen von dem Vorkommen, wo der Graphit gegen die übrigen Gemengtheile des Gneises nur spärlich eingeprengt erscheint, bis zu einem so entschiedenen Vorkommen, daß das Gestein von einem blätterigen mulligen Graphit nicht zu unterscheiden ist. Diese graphitführenden Gneisschichten sind ganzartig von einer mächtigen Mächtigkeit. Die bauwürdigen graphitführenden

Oneisfischichten sind vorzugsweise die salzer aufgerichteten Schichten. Die Masse dieser letzteren, von den Lagerwässern durch und durch aufgelockert und erweicht, sodas sie wie Erde ausgegraben werden können, ist die Handelsware und das eigentliche Object der bergmännischen Gewinnung. Was man im passauer District unter Graphit versteht, ist lediglich ein verwitterter an Graphit in der Regel sehr reicher, zumellen aber auch dürftiger Gneiss. In dem District Griesbach begegnet der Graphit der Porzellanerde, die beide zumellen an einem und demselben Orte (Diendorf) in unmittelbarer Nähe gegraben werden.

Bezugs der Fabrication zu Schmelztiegeln, Graphittiegeln, auch zu Schwarzgeschirren, wird der Graphit getrocknet, gepocht, fein gesiebt, und dann in die Werkschütte gebracht. Um ihn formen zu können, ist die Beimengung eines feinen Thones als Bindemittel erforderlich. Die Bearbeitung geschieht auf der Drehscheibe. Sind die Geschirre so viel ausgetrocknet, das sie umgehoben werden können, so werden sie innen und außen geglättet, hierauf zum zweiten Mal auf die Drehscheibe gesetzt, die scharfen Kanten mit einer eisernen Klinge abgerundet und das Fugelstücken angebracht. Sodann werden die Geschirre vollends ausgetrocknet, gebrannt, mit einem durch Wasser verdünnten Graphit überlutscht, und mit der flachen Hand so lange abgerieben, bis die Ueberfluthung eingetrocknet ist und der durch das Brennen matt gewordene Glanz wieder erscheint. Das Trocknen geschieht während der guten Jahreszeit an der Luft und Sonne, im Winter in besonderen Trockensammern. Das Brennen geschieht in Ofen, aus einem Gewölbe von 9 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und 5 Fuß Höhe inneren Raums bestehend; das Hizen durch ein heißflammendes Feuer mit gut ausgetrocknetem, kleingespaltenem Fichten- oder Tannenholze. Die Schmelziefabrication wird sehr schönunghaft betrieben, und eignen sich die Tiegel wegen ihrer glatten Oberfläche hauptsächlich gut zum Schmelzen von Metallen, Gold, Silber, Messing u. s. w. Sie werden in alle Weltgegenden versendet.

Man denupst den Graphit ferner zur Verfertigung der Bleistifte, wober auch der Name Reissblei kommt. Man verwendet hierzu den reinsten Graphit, wie solchen lange die berühmten Graphitlagersstätten in Cumberland, die jetzt aber ihrer Erschöpfung entgegengehen, geliefert haben, ein solcher jetzt von der Insel Geylon und sibirischen Uruben eingeführt wird. Zu diesem Behufe wird das rohe Graphitpulver in einem eisernen Gefäße mit dem zwofachen Gewicht künftlicher Schwefelsäure und 7 Proc. chlorauren Kall gemischt und in einem Wasserbade so lange erhitzt, bis seine chlorige Säure mehr entweicht. Durch diese Behandlung werden Eisen, Kalk und Thonerde zum größten Theil gelöst und durch späteres Hinzufügen von etwas Fluornatrium wird auch die vorhandene Kieselzelle als Fluorsilicium entfernt. Diese Masse wird dann sorgfältig ausgewaschen, getrocknet und bis zur Rothgluth erhitzt. Die letzte Operation bewirkt, das die Granitkörner aufblättern. Die Masse schmilzt in Folge davon auffallend auf und bleibt so in einem

höchst feinvertheilten Zustande zurück. Sie wird dann geschlämmt und ist in dieser Form so rein, das sie zum Pressen in Bleistifte geeignet ist. Zur Erzeugung feinerer Bleistiftarten ist nur ein von Eisen und anderen fremdarigen Substanzen möglichst freier Graphit tauglich. Den reinen und englischen Sorten gibt man gern den Vorzug.

Eine noch andere Verwendung des Graphit ist die sowohl trodene als in einer Vermischung mit Fett als Maschinenschmiere, Frictionsschmiere. Mit Oel vermischt dient er zum Anstrich auf Eisen, und ein aus Talg und Graphit innamengelegter Leberzug verbindet in Dampfesseln das feste Ansetzen des Roststahls. Als Gementpulver dient der Graphit zum Einpuden der Guss-eisenstücke, welche abowitz werden sollen. Seine Unveränderlichkeit in hoher Temperatur ist den hier statfindenden Umständen und die größere Sicherheit, mit welcher die Lust von dem auszufliehenden Stüde durch das umgebende Graphitpulver abgehalten wird, geben ihm zu diesem Gebrauche vor anderem Material den Vorzug. Der Graphit findet überhaupt eine sehr ausgebreitete Anwendung. Fein gerieben dient er, zumal die minderen Sorten und Abfälle, zum Pugen und Poliren von Kupfergeschirren und anderen Metallen; als eine dauerhafte Anstrichfarbe mit Oel, auf Holz, Stein, mit Wasser auf Thonwaaren, zum Oesen aus gebranntem Thon, wodurch diese oft das Ansehen von Gussstücken erhalten und wobei der aufgetrocknete Graphit mit einem wollenen Lappen eingerieben und geglätt wird. Er dient ferner zum Bröuliren von Gipswaaren durch Einreiben des feinen Graphitpulvers; zum Ueberstreichen von Gusswaaren, besonders der gubsternen Ofen, um sie vor dem Roste zu schügen und ihnen eine glänzende Oberfläche zu geben. Zu diesem Behufe wird der gepulverte Graphit mit Bier oder Essig angemacht, auf das Metall aufgetragen, und nach dem Trocknen mit feinen Bürsten eingerieben. Das bekannte Graphitpapier ist ein solches Papier, dessen Masse mit feingepulvertem Graphit vor dem Schöpfen vermengt wurde, und dient als ein Packpapier zum Einschlagen von Stahlwaaren.

Es gibt auch künstlichen Graphit, der im Allgemeinen übereinstimmend mit dem natürlichen ist; bei jenem fand inessen Regnault die specif. Wärme 0,19702, bei diesem 0,20187. Sie haben die Art des Glanzes und das Ansehen nur zum Theil mit einander gemein, weichen aber in der Härte und in den feineren nuances des Glanzes und der Farbe von einander ab, sodas der Graphit aus den Eisenkohlen sich bildende künstliche dem Anthracit in der Art des Glanzes, der Härte und der Schwererverbrenlichkeit ungleich näher steht, als dem natürlichen Graphit. Dieser, durch Schmelzung der Eisenerze in den Hohöfen künstlich dargestellte Graphit macht durch seinen Glanz und durch seine Schwerzerhörbarkeit fast den Leberzug aus dem Anthracit und aus dem Graphit in den Diamant. Die Eigenschaft des Abfärbens hat häufig die erste Veranlassung gegeben, ihn mit dem natürlichen Graphit für einen und denselben Körper zu halten, obgleich er sich in seinem Verhalten

mehr dem Anthracit als dem Graphit nähert. Die Beschreibung des Graphit aus dem Kohleisen ist aber eine Wirkung, wie sie bei chemischen Processen, wenn gemengte flüssige Massen erstarren, häufig vorkommt. Sie erfolgt aus einem mit Kohle stark überfüllten Kohleisen nach dem Erkalten und Erstarren; denn beträgt der Kohlenstoff mehr, als das Kohleisen nach seinem Erstwerden zurückhalten kann, so muß sich der Ueberschuß ausscheiden. Aus Eisenschlacken muß er sich um so mehr ausscheiden, da er mit Dryden, woraus jene bestehen, nicht chemisch verbunden sein kann. Die Umstände, unter denen die Bildung des künstlichen Graphit, der bei einer Behandlung mit Salzsäure und Königswasser, Form, Glanz und alle Eigenschaften, die ihm vor der Behandlung mit Säuren zukommen, nach der Operation unverändert beibehält, sind also von der Art, daß sich eine gleichzeitige Bildung von metallischem Eisen nicht verhindern läßt, während der natürliche Graphit eine mit zufällig beigemengtem eisenhaltigen Gesteinsarten verunreinigte Kohle, und kein Karburet des Eisens ist.

Die Bildung des Graphit bei dem Eisenreductionsprocess, oder auch bei Bereitung des Leuchtgases, wenn Tropfen von brenzlichem, dickem Oele zurüd in das glühende Destillationsgefäß stieß auf dieselbe Stelle fallen und zu grauen, metallisch glänzenden Salacitäten werden, hat zur Ansicht seines feuerflüssigen Ursprungs geführt, und um so mehr, als er auf nassem Wege noch nicht dargestellt worden. Der dimorphe Kohlenstoff stellt sich uns daher im Graphit in seiner herzogalen Form dar, während er als Diamant in tetrahedraler Form auftritt, und wir sehen, wie zwei durch ihre physikalischen Eigenschaften von einander ganz verschiedene Körper, wie der Graphit und der Diamant, in chemischer Hinsicht vollkommen gleich sein können. Beide liefern bei der Verbrennung das nämliche Product, die Kohlenensäure, und nur der Unterschied findet statt, daß der Diamant ohne allen Rückstand verbrennt, der Graphit hingegen stößt mehr oder weniger Asche hinterläßt. Abgesehen von der Härte und dem specif. Gewicht, worin beide Körper sehr verschieden sind, bestehen beide Körper aus nichts Anderem, als reinem Kohlenstoff, und doch weichen beide auffallend darin von einander ab, daß der Graphit alle Eigenschaften besitzt, welche den Metallen zukommen, der Diamant hingegen Nichts davon wahrzunehmen läßt, vielmehr als ein vollkommener nicht metallischer Körper erscheint. In unkrystallinischem Zustande ist der Kohlenstoff allgemein bekannt. Im Roßs, Rhen- und Kampenruche, in der Holzkohle ist er entweder mit beim Verbrennen als Asche zurückbleibenden feuerfesten Substanzen, oder mit thierigen Körpern vermengt. Am leichtesten rein von Beimischungen erhält man ihn aus dem Kampenruche durch Ausglühen desselben in verschlossenen Gefäßen. Er bildet so entweder außerordentlich lockere, poröse, oder compacte, schwarze, etwas metallglänzende Massen. Beide sind ganz undurchsichtig und zeigen keine Spur von Krystallisation. Mit geschmolzenen Metallen, namentlich Eisen, zusammengebracht, geht er zum Theil mit diesen chemische Verbindungen ein, zum Theil aber löst er sich

darü nur auf und scheidet sich beim Erkalten der Masse in vielen feineren und größeren Krystallen, je nachdem die Abkühlung schneller oder langsamer vor sich gegangen, ab. Wie oben schon angedeutet, können diese Kohlenstoffkrystalle vom Eisen leicht dadurch getrennt werden, daß man das Metall in Salzsäure auflöst, welche keinen Einfluß auf den Kohlenstoff hat. Er bleibt unverändert in der einmal angenommenen Form zurück und kann durch Auswaschen mit Wasser rein erhalten werden. Diese Kohlenstoffkrystalle weichen aber in jedem Betracht von denen des Diamanten ab. Ihre Gestalt ist eine ganz andere, sie sind undurchsichtig, schwarz, metallisch glänzend, viel leichter und endlich — außerordentlich weich. Sie sind Nichts weiter als Graphit. Holz kann bekanntlich auf trockenem, wie auf nassem Wege verkohlt werden. Auf jenem geht die Verkohlung sehr schnell, auf diesem äußerst langsam von statten, wie legiertes die unter Wasser stehenden Pfähle zeigen. Im Wesentlichen ist aber das auf beiden Wegen erhaltene Product dasselbe; nur das auf langsamem Wege eine sehr cohäerente, auf trockenem eine sehr lockere Kohle erhalten wird. In beiden Fällen ist die Verkohlung vollendet, wenn die flüchtigen Bestandtheile der organischen Substanzen, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, fortgeführt sind. Der Graphit ist aber nichts Anderes, als eine von diesen flüchtigen Bestandtheilen befreite Kohle. Obgleich in allen mineralogischen Werken die Rede von Krystallen des Graphit ist, weicht ihm sogar in seinem Systeme einen Platz beim Glimmer anweist und ihn rhomboedrischen Graphitglimmer nennt, wird doch auch vielfach die Krystallisation in Zweifel gezogen. J. R. Fuchs in München stellt als wahrscheinlich hin, daß unzerhörte Glimmer- oder Talkkrystalle von Graphit gebildet vorkommen, und so, als chemisch nicht untersucht, um so leichter für wirkliche Krystalle von Graphit gehalten werden, als sie die Weichheit desselben besitzen. Fuchs führt zur Unterstützung seiner Behauptung ferner an, daß, wenn der Graphit ein krystallinischer Körper wäre, auch die vegetabilische Kohle ein solcher sein müßte, was aber gewiß nicht der Fall ist. Der Graphit und die Kohle sind dem zufolge dem Wesen nach höchst wahrscheinlich Eins, beide sind amorpher Kohlenstoff; und hierin liegt der Grund der physikalischen Verschiedenheit derselben vom Diamant, welcher krystallinischer Kohlenstoff ist. Wenn wir daher reinen Graphit oder eine andere reine Kohle zum Krystallisiren bringen könnten, so würden wir Diamant machen können. Jacquelin, noch später Deppre haben hierüber ausföhrliche Versuche gemacht, und alle späteren Arbeiten haben bestätigt, daß der Diamant, ebenso wie gewöhnliche Kohle im luftleeren Raume zum Schmelzen kam und sich endlich verflüchtigte, daß an den kalten Wandungen des Glasapparates sich sehr bald schwarzer Kohlenstoff in Gestalt von Graphit absetzt, daß alle nicht graphitartige Kohle sich in gehöriger Hitze zunächst in Roßs verwandelt, bei noch höheren Wärmegraden schmilzt oder sogar flüchtig wird und nun stieß die Eigenschaften des Graphit annimmt.

Der Graphit ist noch weit schwieriger verbrennbar

als der ihm elementarähnliche Diamant, und seine Theilchen entziehen sich der Einwirkung des freien Sauerstoffgases um so leichter, je beträchtlicher die Anwesenheit der mit ihm gemengten mineralischen Bestandtheile ist, welche in höherer Temperatur zusammenfließen und ihn umhüllen. Die Drobation dieses Kohlenstoffs mittels freiem Sauerstoffgas und die Werthbestimmung seiner Proben auf diesem Wege aus der gefundenen Gewichtsmenge Kohlenäure nach Art der Elementaranalyse ist bei sorgfältiger Ausführung daher eine ebenso mühsame, zeitraubende als kostspielige Arbeit, in welcher namentlich bei technischen Versuchsgeschäften nicht immer die gehörige Übung und Geschicklichkeit zu erwarten ist. J. Löwe gibt daher in neuerer Zeit eine Methode der Drobation des Graphits mittels zweifachchromsauren Kalis an, wodurch die Ausführung einer Werthbestimmung des Graphit an Schnelligkeit und Leichtigkeit gewinnt. Er bedient sich dabei des Ganges der Analyse der durch Säuren nicht zersetzbaren Silicate. Zu diesem Zwecke wird eine schwach geschlämte und abgewogene Probe der sehr fein gepulverten Graphitprobe aus Innigheit in einem glatten Adätmörser mit dem 3—4fachen Gewichte jenes Gemischs von gleichen Theilen reinem entwässerten kohlens. Natron und Kalis gemengt, das Ganze in einen geräumigen Platiniegel gebracht. Mit aufgelegt, gut schließendem Deckel wird der Tiegel längere Zeit dem Glanzen der Lampe mit doppeltem Luftzuge ausgesetzt und erhitzt; hierauf läßt man die Masse erkalten, laugt sie mit heissem Wasser aus, sobald der unlösliche Rückstand sich absetzt. Die darüberstehende weißt klare Flüssigkeit wird auf ein bei 100° C. getrocknetes und darauf gewogenes Filter abgeseigt. Das auf dem Filter Erhaltene spritzt man in die Schale zurück und versetzt es bis zur schwachsauren Reaction mit reiner Salzsäure, neutralisirt solche aber kurze Zeit darauf mit reiner Soda so lange, als dadurch noch Aufbrausen erfolgt. Der Rückstand wird mehrmals zur Entfernung der Kieselsäure und der Thonerde mit Kalis- oder Natronlauge angesetzt. Den aus dem Filtrum von Kieselsäure und Thonerde befreiten Rückstand übergießt man zur Entfernung des Kaltes, des Eisenoxydes und der Magnesia mit starker Salzsäure und wäscht ihn lange mit heissem Wasser aus. Nach dieser Methode wird der Kohlenstoff als solcher und nicht wie bei den übrigen Analysen in der Form von Kohlenäure, aus welcher man den Kohlenstoff zurückerhält, gewogen.

Ueber Graphitbildung durch Zersetzung von Cyanverbindungen hat in neuester Zeit H. Pauli bei den Sodasäbrillen, welche die Mutterlaugen aus Natrium verarbeiten, insofern die Abscheidung von Graphit beobachtet, als diese Laugen zur Drobation der Schwefel- und Cyanverbindungen mit Natronsalpeter versetzt und in gusseisernen Pfannen eingedampft werden. Ist die ganze Alkalimasse zur Rothgluth gekommen, so bedeckt sich die ganze Oberfläche der Flüssigkeit mit einer glänzenden Lage von Graphit, der leicht abgezogen werden kann, und nach dem Waschen mit Wasser und Salzsäure ein zartes glänzendes Pulver bildet. Der Kohlenstoff

im Cyan dürfte hier in der Graphitmodification in ähnlicher Weise vorhanden sein, als z. B. die Bildung des Stahls, d. h. eines Graphiteisens, nur bei Gegenwart gasförmiger Cyanverbindungen vor sich geht.

(C. Reinhardt.)

GRAPHITES (Mat. med.).

Der natürliche Graphit besteht vorzugsweise aus Kohlenstoff, und wird deshalb auch als *Carbo mineralis* bezeichnet. Dem Englischen, welcher zu Vordröbale in Cumberland gewonnen wird, find nur noch 4—8 Proc. Eisen beigemengt, und dieser kann ohne Weiteres medizinische Verwendung finden. Das Mineral aus anderen Fundorten dagegen enthält noch Alaun, Kieselrde, Mangan in verschiedenen Verhältnissen beigemengt, und muß durch vorgängige Reinigung (mit Salpetersäure und Salzsäure) in *Graphites depuratus* (*Graphites electriatus* Ph. Austr.) umgewandelt werden.

Der Graphit wurde von Weinhold gegen Flechten, namentlich gegen inveterirte Formen derselben empfohlen. Er benutzte ihn hauptsächlich in Salbenform (2 Theile auf 8 Theile Fett) in Verbindung mit Bädern, gab ihn aber auch wol innerlich zu 20 bis 30 Gran täglich in Pillen, in Bissen oder Latwegform. Heim, Horn, Bernstein haben später die Wirksamkeit des Mittels bei äußerlicher Anwendung bestätigt, und wenn die Kranken auch nur eine Zeit lang von ihrem lästigen Uebel befreit wurden, so zeigte sich das Mittel doch bei Rückfällen von Neuem wirksam. Im Allgemeinen wird aber der Graphit, zumal innerlich, jetzt sehr wenig benutzt. Inzwischen ist in neuerer Zeit Eschschmum (Algenmittelst. 3. Aufl. S. 330) als neuerer Kobredner dieses obsoleten Mittels aufgetreten, indem er sagt: „Ich kann auf den Grund zahlreicher Beobachtungen versichern, daß der Graphit gegen Flechten wirksamer, als irgend ein anderes Mittel ist und daß ich denselben mit entschiedenem Nutzen da häufig gegeben habe, wo andere heroische innere und äußere Heilmethoden ganz vergebens Jahre lang gebraucht wurden. Er ist unentbehrlich gegen Flechten ein wirksames Mittel und mit Unrecht in Mißcredit gekommen. Ich gebe ihn einfach mit Zucker abgetrieben und mit einem den Geschmack verbessernden Zuzatze von Zimmt zu 5 bis 10 Gran pro dosi täglich dreimal. Größere Gaben sind nutzlos. Auffallende Wirkungen auf die Excretionen, auf die Nerven oder auf Blut habe ich allerdings nicht bei dem Gebrauche des Graphits wahrgenommen, die Flechtenauswüchse verminderten sich aber jedesmal nach der Anwendung des Graphits, in den meisten Fällen heilten dieselben vollkommen ab.“ (Fr. Witz. Theile.)

GRAPHIUM, eine von Corda aufgefachte Gattung der Schimmelpilze mit folgenden Merkmalen: Die Stiele sind aufrecht, faserig, oben flossförmig, pinselförmigkegig. Die Heden ohne Durrränder, in einfache, homogene, Anfangs schleimige, später staubig-trockene Sporen sich auflösend.

Hierher gehören folgende Arten:

1) *Gr. penicillioides* Corda. Rasen verbreitert, schwarz; Stiele oben schwarz, undurchsichtig, in der Mitte braun, an der Spitze blaß, weißlich und pinselförmig.

förmig getheilt; Fiedlen gerade, weiß, mit walzenförmigen, wasserhellen Sporen.

An Pappyrsholz.

2) *Gr. tenuissimum Corda.* Rufen verbreitert, sehr zart, bräunlich; Stiele einfach, gerade, fadenförmig, am Grunde erweitert, halbdurchsichtig, draun, mit saft kugelförmig, gelben Köpfen, gleichfarbigen, feinen Fiedlen und länglichen, weißen Sporen.

An Buchenholz.

3) *Gr. stilboideum Corda.* Herdenweise beisammen, schwarzend; Stiele einfach, aufrecht, pfriemlich, bis 1 Linie hoch, schwarz und undurchsichtig; Sporenköpfe niedrig, weiß, später schmutzgelb; Sporenfiedlen einfach, weiß; Sporen länglich-eiförmig, durchsichtig.

Auf *Torula herbarum* schwarzend.

4) *Gr. subinconspicuum Corda.* Herdenweise, gesondert oder saft bündelweise gruppiert, klein, keulenförmig, reinweiß, mit saft geradem Kopf; Sporen länglich, von einfachen Fiedlen getragen, mit gekrümmtem Kern.

Auf modernden Laubholzspiltern.

5) *Gr. macrocarpum Corda.* Rufen sehr dünn und zart, graublaulich; Stiele etwas entfernt von einander, steif aufrecht, saft pfriemlich, glänzendbraun, oberhalb saftig-ästig, einen geraden silberweißen Kopf bildend; Sporen zahlreich, länglich, am Grunde verbünnt-spiz, weiß, mit unregelmäßig getheiltem Kern.

Auf alten, faulenden Schindeln und Holzspänen.

(Garcke.)

GRAPICLIA (Girolamo und Giovanni), zwei berühmte Baumeister und Bildbauer, welche am Ende des 16. und Anfangs des 17. Jahrhunderts zu Venedig arbeiteten. Girolamo, der ältere von beiden, entwarf um das J. 1572 die Zeichnungen zu dem Grabdenkmal des Dogen Leonardo Loredano in der Kirche St. Giovanni und Paolo und erbaute in derselben Kirche das zu Ehren der Dogen Nikise Morozigo und Giovanni Bembo errichtete prachtvolle Mausoleum. Giovanni, vielleicht der Sohn Girolamo's, fertigte die Modelle, nach welchen um das J. 1621 fast die ganze Patriarchalkirche S. Pietro di Castello wieder neu aufgeführt wurde. Girolamo's Arbeiten sollen an Camozzi erinnern *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRAPP, ein gebildeter deutscher Orgelbauer, von dessen Lebensverhältnissen und Wiken aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er hauptsächlich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts thätig war und gemeinschaftlich mit Pfeiliger die berühmte Orgel in der Kirche zu Ansbach, welche aus 26 Pfeilsteinen und aus zwei Claviaturen und zwei Pedalen besteht, verfertigte und daß dieses Instrument im J. 1694 fertig wurde †). (Ph. H. Kuhl.)

GRAPPE (Pierre Joseph), französischer Rechtsgelehrter, im J. 1755 zu Trebes im Departement des

Jura geboren, widmete sich auf der Universität zu Besancon der Jurisprudenz und wagte schon in seinem 21. Jahre, nachdem er kaum 18 Monate das von ihm gewählte Fach studirt hatte, bei der Concurrenz um eine Professur als Bewerber zu erscheinen und es gelang ihm wirklich unter die drei Candidaten zu gelangen, von welchen der König einen zu wählen hatte. Die Wahl traf diesmal freilich einen der anderen Candidaten, bei einer der späteren Concurrenzen (1790) aber wurde er zum Professor ernannt und zum Nachfolger des berühmten Juristen Seguin auf dem Lehrstuhle des römischen Rechts zu Besancon bestimmt. Im J. 1792 hielt er beim Beginn des Lehrkursus eine Rede über die Strafrechte, worin er hauptsächlich zu beweisen suchte, daß die Milderung derselben nur einen wohlthätigen Einfluß auf die Sitten haben könne. Als er bei der Unterdrückung der Universitäten durch die Revolution seine Stelle verlor, ergriff er das Geschäft eines Anwalts und ersuchte die Obrigkeiten derselben mit ebenso viel Geschick als Rnth. Er vertheilte in der gefährlichsten Zeit Dietrich, den unglücklichen Maire von Strasbourg, welcher reactionärer Bestrebungen wegen vor das Criminalgericht zu Besancon gestellt wurde, und bewirkte dessen Freisprechung. Freilich mußte, da die Revolution ihn Opfer nicht ließ, der Freigesprochene auf dem Blutgerüste sterben und der Vertheiliger, um den grimmen Besorgungen der Schredensmänner, welche ihn auf die Riste der Verdächtigen gesetzt hatten, zu entgehen, in das Juragebirge flüchten, wo man ihn jedoch ergriff und in den Kerker warf, aus welchem er nur durch den Sturz Robespierre's befreit wurde. Er setzte hierauf zu seiner früheren Beschäftigung zurück und half an der Redaction des *Journal* Le 9 thermidor. Er nahm bald darauf auch Antheil an der Departementalverwaltung, ward Präsident des Bezirks von Besancon und wurde im Mai 1797 von dem Departement des Doubs in den Rath der 500 gewählt. Aussichten auf eine glänzende Zukunft waren ihm dadurch eröffnet; da er sich aber zu der Reactionspartei hielt und sogar für den von der Polizei verfolgten General Blyegru, welcher im Einverständnisse mit den Bourbons den Sturz der republikanischen Partei zu versuchen im Begriff stand, einen Fluchtplan ausgearbeitet hatte, so verlor er es mit den einflussreichsten Männern des Tages und besonders mit Bonaparte, dessen unerwöhnlichen Haß er bis zur Restauration fühlen mußte. Er entging zwar glücklich den Proscriptionen des 18 Fructidor und trat am 18 Brumaire (1799) in den gesetzgebenden Körper über, welcher ihn zu einem seiner Secretaire wählte. Er erschien nur selten auf der Rednerbühne, arbeitete aber fleißig in den Commissionen, wo seine ausgezeichneten Kenntnisse in der Jurisprudenz von großem Nutzen waren. Als er im J. 1804 aus dem gesetzgebenden Körper schied, ließ er sich in die Riste der Advocaten an dem Gerichtshofe von Paris einschreiben und war bald einer der zu Consultationen gesuchten Rechtsgelehrten. Bei der Wiederherstellung der juristischen Facultäten setzte ihn Fontanes, damals Großmeister der Universität, auf die Riste der zu ernennenden Professoren,

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 638. (S. R. Ragier, Künstler-Erben. Bd. V. S. 336.)

†) F. J. Fets, Biographie universelle des Musiciens. (Paris 1802. 8.) Tom. IV. p. 84.

Napoleon aber, welcher die Verbindung des Empfohlenen mit Bidegru nicht vergessen hatte, schickte seinen Namen mit eigener Hand. Grappe blieb Anwalt und Mitredacteur des im J. 1803 gegründeten Journal des audiences und erst nach der Rückkehr der Bourbons wurde er im J. 1819 auf den Vorschlag Royer-Collard's zum Professor des Eode civil bei der Rechtsfacultät zu Paris ernannt. Bald darauf erhielt er auch das Kreuz der Ehrenlegion. Er starb am 13. Juni 1825 und hinterließ den Rufm eines biedern, unheimnügigen Mannes und eines der gelehrtesten Juristen; seine Schüler, welche ihn wie einen Vater verehrten, trugen ihn zu Grabe und errichteten ihm auf ihre Kosten ein Denkmal. Seine zahlreichen Consultationen gelten als ebenso viele den betreffenden Gegenstand erschöpfende Abhandlungen; eine derselben, welche Berlin in seine Questions de droit unter dem Worte Subrogation aufgenommen hat, wird als die beste Arbeit über diese schwierige Frage betrachtet. Grappe arbeitete auch an einem Cours complet de code civil und hatte schon einen großen Theil des Stoffes gesammelt, er konnte aber zum Bewahren der Künigen nicht die Zeit zur Vervollendung desselben gewinnen *).

(Ph. H. Kütz.)

GRAPPIN (Pierre Philippe), französischer Benedictinermönch und Schriftsteller, im Februar 1738 zu Anniville, Ks.-Constand bei Besoul im Departement der oberen Saone geboren, stammte aus einer sehr angesehenen bürgerlichen Familie und wählte aus Neigung den geistlichen Stand. Er trat in seinem 18. Jahre in den Benedictinerorden und verlebte in der Abtei zu Eueuil die Zeit seines Noviziats. Nach Beendigung desselben begann er unter der Leitung Anselm Berthod's, des gelehrten Priors der Abtei, das Studium der Geschichte und Diplomatie und machte so schnelle Fortschritte, daß er schon nach einigen Jahren von seinen Obern nach Savoyen entsendet werden konnte, um die Archive dieser Abtei zu ordnen. Als zu derselben Zeit die neuerrichtete Akademie zu Besancon sich mit der Zusammenbringung des Materials zu einer Geschichte der Provinz beschäftigte und für die Specialgeschichte einer Stadt oder einer Abtei der Grafschaft Burgund aus das Jahr 1770 einen Preis aussetzte, lieferte der junge Mönch zwei auf die unter seinen Händen befindlichen Urkunden gestützte Denkschriften über die Abteien Eueuil und Saverny. Die erste gewann den Preis, wurde aber nicht gedruckt; die zweite, welche das Aicepsit erhielt, erschien unter dem Titel: „Memoire sur la ville et abbaye de Favorney“ (Besancon 1771. 8.), und verbreitete den literarischen Ruf des Verfassers, welcher sich schon einige Jahre vorher durch eine Streitschrift gegen seinen unzufriedenen und unruhigen Ordensgenossen Dom Jean Joseph Cajot (Lettre à l'auteur de „l'Examen philosophique de la regle de Saint-Benoit [Avignon 1768. 8.], ou Examen religieux de l'Examen philosophique. La France [Besancon] 1768. 8.) als Schriftsteller versucht

hatte, aber wegen der Unhöflichkeit und Persönlichkeiten, die er sich in jugendlichem Uebermuth gegen den freilich ebenfalls rücksichtslosen Gegner erlaubte, um so heftiger getadelt worden war, da er trotz seiner Verdienstlichkeit doch die Behauptungen Cajot's nicht gänzlich zu entkräften vermochte. Dieser übte Einbruch wurde übrigens wieder durch die trefflichen Memoires historiques sur les guerres du XVI^e siecle dans le comté de Bourgogne (Besancon 1768. 8.) vermischt. Sowol die bis jetzt erwähnten Abhandlungen, als auch die Histoire abrégée du comté de Bourgogne (Avignon [Vesoul] 1773. 12. Seconde edit. considér. augm. Besancon 1780. 12.) und alle folgenden Schriften gab Grappin ohne Nennung seines Namens heraus, doch konnte man in den beistellenden Briefen den Verfasser recht gut, da er zu dieser Zeit einer der fleißigsten Mitarbeiter des damals vielgelesenen Journal ecclésiastique war. Er lieferte im J. 1775 für dasselbe: Réponse à l'auteur de „l'Histoire des variations de la confession“, „Quand et pourquoi s'est introduit l'usage de faire grer le jour de Noël, arriva-t-il un vendredi ou un samedi? und Lettre contre l'usage des pensions annuelles des religieux (der Artikel ist zwar Dinouart unterzeichnet, ist jedoch von Grappin), und im J. 1776: Relation de ce qui s'est passé à la fête des moeurs établie à Saint-Farjeux le 25 août 1776 und Lettre touchant les dots ou pensions des novices. Auch lieferte er zugleich Beiträge für die Annales de la Religion, für die France catholique, für die Affiches de Franche-Comté und für die Chronique religieuse, in welcher besonders das Mémoire sur les Sorciers d'Arras et de Franche-Comté zu erwähnen ist. Diese literarische Thätigkeit lenkte die Aufmerksamkeit der Obern des Ordens auf den jungen Mönch und seine Ernennung zum Professor am Collegium der Benedictinerabtei bei Besancon war eine wohlverdiente Belohnung seiner Verdienste. Die Pflichten dieses Amtes, welche er gewissenhaft erfüllte, hielten ihn nicht ab, in den Buchstünden seine historischen Forschungen fortzusetzen und zwar mit dem besten Erfolge, wie die des Preises gewürdigte Lösung der von der Akademie zu Besancon in den Jahren 1774 und 1778 vorgelegten Fragen über die Rechte der todtten Hand in den Provinzen des früheren Königreichs Burgund (Quelle est l'origine des droits de main-morte dans les provinces qui ont composé le premier royaume de Bourgogne. Besancon et Paris 1779. 8.) und über das Münzwesen der Grafschaft Burgund (Recherches sur les anciennes monnaies, poids et mesures du comté de Bourgogne. Besancon et Paris 1782. 8.) hinlänglich beweist. Neben diesen Leistungen war er schon mehrere Jahre mit seinem Lehrer und Freunde Berthod beschäftigt, ein Inventar über alle öffentlichen und Privatarchive der Provinz anzufertigen und von den wichtigsten Urkunden Abschriften zu nehmen, um sie an das allgemeine Urkundenbepot, wozu der Minister Bettin die Anregung gegeben und den Plan entworfen hatte, einzusenden. Als Berthod im J. 1784 nach Brüssel

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 26. [N. Ed. Tom. XVII. p. 368.] Biographie générale. Tom. XXI. p. 698.

abging, wohn er berufen worden war, um an der Fortsetzung der durch die Ansehung des Jesuitenordens unterbrochenen Acta Sanctorum Theil zu nehmen, setzte Grappin allein die Aufnahme und Ausbeutung der Archive mit solchem Eifer fort, daß er von dem Minister wiederholt Erlobungs schreiben erhielt. Da durch Berthod's Entfernung nach dem Auslande eine Stelle in der Akademie von Besançon frei wurde, so übertrog man dieselbe mit vollem Rechte dem gelehrten Grappin, welcher auch alsbald seine Wahl durch mehrere gegiebene Vorträge rechtfertigte, unter welchen hauptsächlich eine auch besonders gründliche Abhandlung über den Cardinal Granvelle und dessen Theilnahme an den Unruhen in den Niederlanden (*Mémoire historique, ou l'on essaie de prouver que le cardinal de Granvelle n'eut point de part aux troubles des Pays-Bas dans le XVI^e siècle.* Besançon 1788. 8.) zu erwähnen ist. Er hatte die hohe Wichtigkeit der erst in diesem Jahrhundert herausgegebenen Memoiren und Staatschriften des Cardinals für die gleichzeitige Geschichte erkannt¹⁾ und dem Minister Bertin die Veröffentlichung derselben anempfohlen; da man aber schon zu dieser Zeit nicht mehr wußte, wie man das Deficit des Staates decken sollte, so war es Bertin, so sehr ihm die Nützlichkeit des Unternehmens einleuchtete, nicht möglich, das nöthige Geld auszubringen. In diese Zeit fallen auch die beiden Jahrgänge seines historischen Taschenbuchs von Besançon (*Almanach historique de Besançon et de la Franche-Comté, pour les années 1785 et 1786.* Besançon. 8.), welche eine sehr genaue Beschreibung der Städte, Flecken und Dörfer der Provinz enthalten und von Freunden der Specialgeschichte gesucht werden, aber bereits selten geworden sind, und die Lobrede auf den Cardinal Jousfroy (*Eloge historique de Jean Jousfroy, cardinal d'Alby, lu à l'académie des sciences de Besançon le 23 Avril 1785.* Besançon 1785. 12.) und den berühmten Geschichtsforscher Ph. Andr. Grandblier (*Eloge historique de M. l'abbé Grandblier.* Strasbourg 1788. 12.). Als bei der schlimmsten Finanzlage Frankreichs die Rebe davon war, die Reichthümer zu versammeln, so verlangte der Minister, welcher noch über die Zweckmäßigkeit dieses wichtigen Schrittes zweifelhaft war, von Grappin eine Denkschrift über die alten Einnahmen der Provinz Franche-Comté. Mit dieser ersten Arbeit zufrieden, ertheilte ihm der Siegelbewahrer den Auftrag zur Abfassung von Verbreitung mehrerer populären Schriften, wodurch die öffentliche Meinung auf die Veränderungen vorbereitet werden sollte, welche bei der Besteuerung nothwendig vorgenommen werden mußten und gegen welche die privilegierten Stände mit bedauerlicher Blindheit anknüpften. Grappin, dadurch veranlaßt, sich mit ihm bis jetzt fremd gebliebenen politischen Fragen zu beschäftigen, wurde allmählig in den Strudel der Revolution gezogen, in welcher er Anfangs nur einen energischen Schritt gegen die Mißbräuche sah, erkannte aber

bald den Abgrund, nach welchem das Uebermaß führte, und schied mit tiefem Schmerze von dem ruhigen Aufenhalte, wo er sich jetzt zufrieden unter seinen Büchern und Urfunden gelebt hatte. Er leistete übrigens den von Priestern verlangten Bürgereid und wurde zum Metropolitanvikar von Besançon ernannt, nahm aber keinerlei Theil an der Verwaltung der Diocese, sondern zog sich, von dem Gange der Ereignisse erschreckt, in den Schoos seiner am Fuße der Vogesen wohnenden Familie zurück, nachdem er vorher noch in einer Flugschrift (*Les Prêtres*) aus allen Kräften gegen die abernern Vorwürfe, welche der Geistlichkeit von ihren Gegnern gemacht wurden, Einrede gethan hatte. Nach der Schreckensherrschaft wurde er im J. 1797 von den konstitutionellen Priestern des Departements der oberen Saône auf die Versammlung geschickt, welche den Namen Nationalconcil annahm; die Versammlung wählte ihn zu einem ihrer Secretaire und dieses Amt verließ er noch auf dem Concil des Jahres 1801, auf welchem er den Abbé Grégoire und die andern Häupter der konstitutionellen Kirche Frankreichs näher kennen lernte und mit denen er von dieser Zeit an einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Als der konstitutionelle Bischof El. Leroy in Folge des im J. 1802 abgeschlossenen Concordats Erzbischof von Besançon wurde, beistellte er sich, dem Grappin zu einem seiner Generalvicare zu ernennen, und besorgte bei der neuen Einrichtung der Diocese in vielen Dingen dessen Rath. Obgleich ihm diese mühsame und nicht selten sehr verdrießliche Beschäftigung einen guten Theil seiner Zeit raubte, so nahm er doch mit großem Eifer seine Studien wieder auf und benutzte seinen Einfluß, um die alte Akademie zu Besançon wieder herzustellen, welche ihn zu ihrem beständigen Secretair ernannte. Er verließ trotz seines hohen Alters dieses Ehrenamt mit unermüdlichem Fleiße und lieferte nach altem Gebrauche die Reden der verstorbenen Mitglieder Leroy, Roisse, Grandblier, Simon, de Troyes, de Toulgeon, Demeunier, Raire, Berthod, Vergier, Talbert, Rose und der beiden de Marneffa; außerdem theilte er historische Notizen mit über Trouillet, David de St. George, d'Ussé, den Vater Chryzologue, de Grandfontaine, Requet, Ronotte, Paillet, Charles und Dom Cornet; alle die Reden und Notizen findet man in den Denkschriften der Akademie. Nach dem Tode seines Gönners Leroy (1816) verließ er, da seine Stellung unangenehm wurde, das Erzbisthum, um sich fortan nur noch mit gelehrten Studien zu beschäftigen. Während seines Generalvicariats hatte er eine französische Uebersetzung der Schrift Ant. Perreux's über die Macht der Bischöfe (*Abregé du „Traité du pouvoir des évêques.“* Paris 1803. 8.) herausgegeben; nach dem Tode des Erzbischofs Leroy veröffentlichte er dessen Bemerkungen über Laitour d'Avurigne (*Quelques détails sur Laitour d'Avurigne.* Corret, premier grenadier de France. Besançon 1815. 8.). Bald darauf litt er durch einen unglücklichen Fall so argen Schaden, daß er nur noch selten das Zimmer verlassen konnte. Da ihm die Einsamkeit nur lange Weile verursacht hatte, so unterhielt er sich fortan mit seinen Büchern, mit wif-

1) Vergl. den Artikel Perrenot de Granville in der Encyclopédie Gen. III. Bd. 17. S. 229 fa.

begleitigen jungen Leuten, welche er zu den historischen Studien anseuerte und durch heilsame Rathschläge unterstüzte, und mit der Ausarbeitung mannichfaltiger Artikel für gelehrte Zeitschriften. Er starb am 20. Nov. 1833 in dem hohen Alter von 96 Jahren. Unter seinem Nachlasse fand man noch manche völlig ausgearbeitete historische Versuche aus allen Perioden seines Lebens; insbesondere sind zu nennen: die von der Academie zu Besancon geordnete Preisschrift Histoire de la ville et de l'abbaye de Luxeuil; Histoire de l'abbaye de Saint-Paul de Besancon; Recherches sur les anciens états-généraux de France; Histoire des états provinciaux de Franche-Comté, tenu en 1788; Dissertation sur la taille des anciens Bourguignons; Vie de M. Leoz, archevêque de Besancon; Notices historiques sur MM. de Courbouzon, de Clévans et le prieur D'Audeux; Journal du siège de Besancon par les Autrichiens immédiatement avant l'heureux retour des Bourbons; Chronologie des Landgraves d'Alsace und Chronologie historique des comtes de Ferrette. Grappin versuchte sich auch als Dichter, wie seine während der Revolutionen auf einzelnen scheinenden Blättern herausgegebenen Oden (Ode à la religion; Ode aux états généraux; Ode contre le duel; Ode sur la question), seine bauschriftlich vorhandenen Loirs du chevalier de *** und seine ebenfalls nicht gedruckten kleinen Bühnenstücke (Le nouveau bourgeois gentilhomme; Le Serment civique und Le Retour à la raison), welche er im J. 1790 verfaßte, bezeugen. Er war Mitglied vieler Akademien und literarischen Gesellschaften, auch zählte er manchen ausgezeichneten Gelehrten unter seine Freunde. (Ph. H. Kùlb.)

GRAPSUS (Zoologie). Lamarck trennte zuerst in seinem System der wirbellosen Thiere von der alten Gattung Cancor, unter welcher Einné, Fabricius und Herbst alle furchschwänzigen Krebse, Crustacea decapoda brachyura, vereinigte, eine eigene Krabbengattung Grapsus ab, die von Latreille, Desmarest, Leach und andern Gärtnern angenommen wurde und erst von Milne Edwards in seiner Histoire naturelle des Crustacés (Paris 1857) II, 83 enger umgrenzt worden ist. Derselbe begreift unter Grapsus nur die sehr klein gedrückten Arten mit vieredigem Cephalothorax, dessen Vorderrand gewöhnlich nicht die ganze Breite einnimmt, der Hinterrand wenig oder gar nicht verkürzt ist. Die sehr breite Wangengegend und die weit ausgezeichnete Kiemengegend pflegen deutlich umgrenzt zu sein. Die Seiten ist sehr breit und geneigt oder vollständig nach hinten gerichtet, oben allermehr tief vierlappig getheilt. An den tiefen Augenhöhlen tritt der scharfe obere Rand mehr hervor als der untere und nach Außen ein sehr starker Zahn. Die Füßler zeichnen sich nicht besonders von denen der nächst verwandten Gattungen aus. Die äußeren oder letzten Kieferfüße haben einen tief aus-

gebuchteten Innenrand und ein trapezoidales drittes Glied, das nur wenig länger als das zweite ist und das folgende Glied gewöhnlich an der Außenseite trägt. Doch verkürzt sich bei einigen Arten das dritte Glied erheblich. Die kurzen starken Scherenfüße besaßen ihren sanftigen Arm, die andern vier Fußpaare sind platt gedrückt und am Tarsus mit Dornen besetzt. Der männliche Hinterleib ist schlank, dreiseitig, der weibliche nimmt die ganze Breite der Unterseite ein.

In dieser Umgrenzung bildet nun Grapsus den Typus einer besondern Gruppe von Gattungen, zu welchen Milne Edwards Sesarina, Cyclograpsus, Pseudograpsus, Nautilograpsus, Plagusia und Varuna rechnet. Die letzte Gattung unterscheidet sich von allen übrigen durch das völlig blattförmige letzte Fußglied, also durch Schwimmfüße, und Plagusia durch die Stürzrinnen für die inneren Füßler. Pseudograpsus ist kennlich an den geraden, sich berührenden Innenwänden des letzten Kieferfußpaars; Cyclograpsus hat einen breiten gewölbten Panzer und unbewehrte Füße, Sesarina ein das zweite an Länge überstreckendes drittes Glied der äußeren Kieferfüße, Nautilograpsus endlich als nächster Verwandter von Grapsus unterscheidet sich durch seinen längeren Panzer und die bloß geneigte Stirn.

Die gegenwärtig bekannten Grapsusarten bewohnen die warmen Meere beider Erdhäften, zahlreicher jedoch an den amerikanischen Küsten als in der alten Welt. Ihre Lieblingsplätze sind steinige und felsige Ufer, wo sie mit ungemeiner Schnelligkeit schwärzen laufen und bei der geringsten Gefahr in Ritzen und Höhlen sich verbergen. In den atlantischen Gewässern leben Gr. cruentatus Latr., Gr. lividus M. Edw., Gr. pictus Latr., an den Küsten Chili's und Neuhollands Gr. variegatus Latr., an den Sandwischinseln Gr. rudis M. Edw. und Gr. plicatus M. Edw., im östindischen und rothen Meere Gr. messor Forsk. und Gr. strigosus Hbst., im Mittelmeere und an der atlantischen Küste überall sehr gemein Gr. varius Latr. — Für die Arten, welche außerhalb des Wassers leben, wie Gr. livida Gr. crinipes, Gr. rubidus, hat Stimpson (Proceed. acad. nat. sc. Philadelphia 1858, p. 93) den Gattungsnamen Geograpsus vorgeschlagen. — Auch Fossilreste von Grapsusarten, und zwar aus tertiären Gebilden, sind bekannt. (Giebel.)

GRAPTA, eine orientalische Prinzessin, welche in Jerusalem einen Palast besaß, der in dem jüdischen Bürgerkrieg und in dem Kampfe des Johannes und des Simon um die Herrschaft in der Hauptstadt erwähnt wird. Grapta war die Nichte des Jazet, des Königs der Adiabener; sie hatte sich zur jüdischen Religion bekehrt und, da sie sehr fromm war, sich in Jerusalem einen Palast in der Nähe des Tempels erbaut. Johannes nahm aber denselben in Besitz, um darin seine Wohnung aufzuschlagen und seine Schätze und Vorräthe aufzubewahren. Auch war hier die Kistkammer seiner Partei, der Zeloten; als aber im Heere des Johannes eine von Simon angeführte Empörung entstand, indem sämtliche Jüdmänner in denselben sich von den übrigen trennten,

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 26 seq. (N. Ed. Tom. XVII. p. 369 seq.) J. M. Quéquier, La France littéraire. Tom. III. p. 451 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 699.

um gegen Johannes, auf dessen Ueberrmacht sie eifersüchtig waren und dessen Grausamkeit sie haßten, einen Schlag zu versuchen, so kam es zum Handgemenge, worin sie viele Zeleten tödteten und die übrigen in den Palaß der Graptia zurücktrieben. Die Zwumder, die mit den Zeleten eingebrungen waren, trieben sie von da weiter in den Tempel und machten sich dann an die Plünderung der Schätze des Johannes. Während dessen strömte die in der Stadt zerstreute Menge der Zeleten zu den in den Tempel Geschloßenen, und schon traf Johannes Anstalten, sie gegen das Volk und die Zwumder zum Kampfe zu führen; diese aber, um sich zu retten und Johannes zu fügen, riefen Simon, der mit seinen Banden in der Umgegend von Jerusalem lag, in die Stadt, und bündeten sich auf diese Weise nicht nur einem noch ärgeren Tyrannen auf, sondern beschleunigten auch den Untergang des jüdischen Staates, der nun eine Deute der Römer wurde *).

GRAPTOLÉPIS (Paläontologie) nennt Agassiz in seinen Recherches sur les Poissons fossiles II, 163 eine im Kohlengebirge von Gladogor vorkommende Gattung fossiler Fische aus der Familie der Sauriden oder besser der heterocerchen Monopostegier. Eine Charakteristik derselben ist noch nicht bekannt geworden.

(Giebel.)

GRAPTOLITHEN (Paläontologie). In den ältesten Schieferfichten kommen sehr häufig eigenthümliche organische Gestalten vor, welche ebensovoll durch ihre Häufigkeit in stets demselben Schichten-system wie nicht minder durch ihre Structur und Form von jeher die Aufmerksamkeit der Geologen und Paläontologen festhielten. Einmal führte sie bereits in der ersten Auflage seines Natur-systems unter dem Namen Graptolithes (von γραφειν schreiben und λίθος Stein wegen der Nechtheit mit gewissen Schriftzeichen) auf. Ueber ihre räthselhafte Natur sprach sich Wahlenberg 1825 dahin aus, daß sie Orthoceratiten, also Cephalopoden, seien, deren Kammern längs eines Meridiaues statt des Cylinders angeordnet seien. Schlotheim und Andere nehmten diese Deutung auf, während Brongniart eine Art aus Canada als Fucoiden beschrieb. Bald darauf aber verlegte sie Riffen unter Aenderung des Namens in Prionon zu den Korallen, und zwar zu den Hornkorallen. Die Anzahl ihrer Arten war inzwischen schon vermehrt worden, und Wurchsen konnte in seinem classischen Werke über das Silur-system (Silurian System. London 1839.) ihre gegenwärtige Verbreitung scharf begrenzen. In eben diesem Werke deutete sie der dänische Naturforscher Ved auf Pennatuliden, und zwar der lebenden Gattung Virgularia zunächst verwandt. Während Owen erst 1840 und Seely 1842 nochmals die Cephalopoden-natur zu vertheidigen suchten, nahmen fast alle andern Paläontologen die am sichersten begründete Deutung von Ved auf. Mit ihrer Mannichfaltigkeit, Verbreitung und Structur beschäftigten sich sehr eingehend seitdem J. Hall in seinem ersten Bande seiner Palaeontology of New

York, Barrande in einer besondern kleinen Schrift: Graptolithes du Bohême (Prag 1850.), W. Scharenberg: Ueber Graptolithen mit besonderer Berücksichtigung der bei Christiania vorkommenden Arten (Breslau 1851.) und H. Brönnig im ersten Hefte seiner Versteinungen der Grauwackenformation in Sachsen (Leipzig 1852.), das ganz den Graptolithen gewidmet ist. Die verdienstlichste unter diesen Arbeiten ist die von Barrande, die wir daher außerer Charakteristik zu Grunde legen.

Die Graptolithen sind langgestreckte, lineare oder schmal bandförmige Körper, meist gerade oder etwas gekrümmt, selten in ebener oder in konischer Spirale aufgerollt. An einer oder an beiden Seiten dieses linearen Körpers steht je eine Reihe Zellen, schief gegen die Ase desselben gerichtet, dicht gedrängt oder von einander gerückt, von wechselnder Form und gewöhnlich zahnartig vorspringend. Das äußere Ende der Zellen hat eine offene Mündung, ihr Inneres mündet in einen gemeinschaftlichen Längskanal des Körpers. Dieser läuft an einer feinen soliden Längsare hin, und zwar bei den Arten mit einfacher Zellenreihe an der dem zellentragenden Rande entgegengesetzten Seite, während bei den zweifelligen Arten eine Längsfächerwand die Spalte des Kanals theilt.

Die in Thonschiefern vorkommenden Graptolithen, und sie sind gerade die häufigsten, lassen weder die Zellennündung, noch den Kanal und die Ase des Körpers erkennen, sondern bestehen nur in einem schwarzen glänzenden Häutchen, das mehr oder minder scharf auf der dunklen Schieferfläche hervorsticht. Bisweilen ist dasselbe in Schwefelsäure verwandelt. So lange nur diese Vorkommnisse bekannt waren, blieb die Vergleichung mit lebenden Formen erfolglos. In kalkigen Gesteinen dagegen haben sie sich besser erhalten, ihr Körper ist steifend oder oval, auch die Zellen in natürlicher Form vorhanden. Solche Exemplare lassen die solide Ase oft recht deutlich erkennen, obwohl dieselbe nie über $\frac{1}{4}$ Millimeter Dicke hat. Häufig deutliche Längsstreifen machen eine faserige Structur derselben wahrnehmlich. Zu es finden sich Exemplare, bei welchen die Ase noch eine Strecke allein über den zellentragenden Körperhübel forsetzt und bei zweifelligen Formen dann bisweilen in zwei Bänder aus einander gelegt ist. Der sie begleitende Kanal ist stets mit Gesteinsmasse erfüllt und wird daher nur auf dem Querschnitte sicher erkannt. Er scheint im Leben des Thieres nicht hohl gewesen zu sein, sondern enthielt ohne Zweifel den weichen Körper, aus welchem die Zellen knospenartig hervorsprossen. Die Zellen stehen schief gegen die Ase, nur ausnahmsweise unter rechtem Winkel, berühren sich in ihrer ganzen Länge, oder nur in ihrem untern Theile, oder aber sind völlig von einander getrennt. Ihre Form ist je nach den Arten eine sehr verschiedene. Die untere in den Kanal führende Mündung ist rundlich vierseitig oder völlig rund, die äußere Mündung dagegen ändert in Lage und Form mehrfach ab und gewährt dadurch sichere specifische Unterscheidungen. Die Substanz der besterhaltenen Graptolithen ist hornig und höchstens $\frac{1}{10}$ Millimeter dick, auf der Oberfläche fein

*) Josephus, De bello judaeo I. IV. c. 9. §. 11.

gestreift oder rauh. Hinsichtlich der Körperlänge unterscheiden die einzelligen die zweizelligen Arten bedeutend, denn erstere erreichen bis 20 Centimeter Länge bei höchstens 4 Millimeter Dide, letztere nur bis 40 Millimeter Länge bei derselben Dide resp. Breite. Viele Graptolithen verdünnen sich nach einem Ende hin allmählig, ihre Zellen werden langsam kleiner und sind zuletzt nur noch kleine Knospenhöder, daher die Annahme nicht gewagt, daß diese Diaceolonen an der Spitze der Äre weiter wuchsen. An den zahlreichen Exemplaren, welche Barrande in Böhmen untersuchte, konnte derselbe niemals Spuren einer Anheftung des Körpers an fremde Gegenstände auffinden, dagegen bildet Hall einige amerikanische ab, welche am unteren Ende einen wurzelähnlichen Ausläufer haben, der wohl nur zum Anheften gedient haben kann. Die Mehrzahl der Graptolithen mag daher frei im Meere oder nur in sandigem und schlammigem Grunde locker eingesinkt gelebt haben, ganz wie unsere Virgularien, welche in der Anordnung ihrer Zellen die nächste Ähnlichkeit mit den Graptolithen zeigen.

Die Graptolithen finden sich überall auf der Erde, wo die älteren Glieder des Uebergangsgebirges, die sogenannten silurischen Schichten, auftreten, sind daher in Europa, wie in Nord- und Südamerika gemeine Versteinerungen, aus andern Welttheilen sind die gleichalterigen Schichten noch nicht auf ihre Petrefacten untersucht worden. Ihre vertikale Verbreitung dagegen ist eine sehr beschränkte. Sie bieten nämlich ihre größte Mannichfaltigkeit auf der Grenze zwischen dem untern und obern silurischen System; nur vereinzelte Arten gehen unter die Mitte des untern Siluriums hinauf oder über die Mitte des obern Siluriums hinaus, nur eine einzige Art kommt noch im Wenlockshier England vor. Sie sind daher bei der Häufigkeit ihres Vorkommens und der höchst eigenthümlichen Körperform sehr sichere und charakteristische Versteinerungen zur Erkennung der mittleren silurischen Uebergangsschichten. Ihr Auftreten in Böhmen hat Barrande sehr sorgfältig verfolgt; es kommen dort 5 Arten in der jüngsten Etage des Untersiluriums und einschließlic dieser 20 Arten in der untersten Etage des Oberasiluriums vor. In Sachsen sind die Graptolithen führenden Schichten die ältesten des Uebergangsgebirges, die tiefen Silurischen fehlen hier; in Nordamerika lagern sie hauptsächlich in den Hudsonriverischen und gehen nicht über die Clintonischen hinaus. Uebrigens beträgt die Anzahl der untersilurischen Arten 45, die der oberasilurischen 34.

Die große Mannichfaltigkeit der Arten übersichtlich zu gruppiren oder naturgemäß eintheilen, ist von den neuern Monographen Barrande am besten gelungen. Derselbe scheidet die frühere Gattung Graptolithus in drei neue gleichartige Gattungen. Von diesen charakterisirt sich *Rastrites* durch eine sobenbünne Äre mit völlig getrennten Zellen und Gladiolites befreit zweireihige Formen mit sehr nebförmiger Oberfläche und ohne mittlere Äre. Graptolithus im engeren Sinne umfaßt die Arten mit selber Äre und sich berührenden Zellen und zerfällt in zwei Untergattungen, nämlich in Monoprius, wozin

die Arten mit nur einer Zellenreihe, und Diprius für die Arten mit zwei Zellenreihen.

Geizig erweitert die Gattung *Rastrites* wieder zu Monoprius, indem ist doch das Verhältnis ihrer Zellen zur Äre und die Stellung der Zellen selbst ein so auffällig verschiedenes, daß die Barrande'sche Gattung als hinlänglich begründet aufrecht zu erhalten ist. Weiter führt Geizig zwei neue Gattungen ein, nämlich Cladograpsus und Nereograpsus. Letztere begreift jene räthselhaften untersilurischen Wurmgestalten, welche Barrande unter den Namen *Nereites*, *Myrianites* und *Nemertites* zuerst beschrieben hat. Denselben fehlen jedoch alle wesentlichen Charaktere der Graptolithen, die solide Äre mit dem Längscanale und der Nachweis der Zellennatur ihrer seitlichen Vorstüpe. Zwar sollen an diesen Zellenöffnungen beobachtet sein, doch überzeugen die Darstellungen derselben nicht von wirklichen Zellenmündungen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß diese Körper nur Höhlen von Ringelwürmern sind, wie man solche zur Ebbezeit auf dem trocknen gezeigten Meerestrande beobachten kann. Cladograpsus umfaßt die Arten mit getheiltem gabelförmigem Körper, daraus aber die Bedeutung dieser Vereinigung zweier Graptolithenkörper oder die Spaltung eines nicht weiter erörtert wird, so können wir der Gattung keine Berechtigung einräumen. Uebrigens ändert Geizig den Barrande'schen Namen Monoprius gegen die berechtigten Gesetze der Nomenclatur in Monograpsus um.

Die Arten sind in den oben erwähnten monographischen Arbeiten im Einzelnen beschrieben worden, und genügt es hier nur, wenige der gemeinsten oder auffälligsten namhaft zu machen.

Graptolithus: 1) Monoprius pridon Barr. überall verbreitet, in der Barrande'schen Etage E, im Aunschiefer Saehsen, von den untern Lubowegsteinen bis zu den Wenlockshiefern in England. 2) M. colonus Barr. in demselben Niveau in Böhmen. 3) M. spiralis Geiz. in Böhmen und Saehsen. 4) Diprius palmus Barr. in Saehsen, Thüringen und Böhmen. 5) D. folium Ris. in Schweden und England. 6) D. iohannes Murch. bei Saalfeld und im Norden Europa's.

Rastrites: 1) K. Linnei Barr. 2) R. fugax Barr. 3) R. peregrinus Barr. Alle drei Arten in der Etage E Böhmen.

Gladiolites: Gl. Geinitzianus Barr., einzige Art in Böhmen, Saehsen, Thüringen. (Giebel.)

GRAPTOPHYLLUM, eine von Reed von Eisenberg aufgestellte Gattung der Acanthaceen mit folgenden Merkmalen: Der Kelch ist fünftheilig, gleich. Die Blumenkrone radenförmig mit gerader, gewölbt, am Rande unregelmäßig Oberlippe und dreipalfiger Unterlippe. An Staubgefäßen sind zwei vorhanden. Die Staubbeutel sind zweifächerig, einwärtsgetrümmert, pfeilförmig, stumpf, die Fächer parallel und gleich. Die Kapfel ist geschnäbelst, am Grunde zweifächerig, vierkantig. Die Blütenkrone ist einhödig. Die Deckblätter und Deckblüthen am Grunde der Blütenstiele sind klein.

Zu dieser Gattung gehört nur die eine Art:

Gr. hortensae Nees von Eckenbeck. Die Pflanze ist strauhartig, die endständige Blüthentraube ist kugelförmig; die Blätter sind länglich oder eiförmig, zugespitzt, laub, bunt; die Röhre der Blumenkrone ist oberwärts erweitert und zusammengedrückt, die Zipfel derselben sind am Rande umgerollt, innen zerfällt. Hierher gehören *Justicia picta* Linné, *J. nitida* Nees von Eckenbeck und *J. Klotzschiana* Hoffmannegg.

Diese Art wächst in Ostindien, auf den Sundainseln und den Philippinen. (Garcke.)

GRAPTOS (Theodoros und Theophanes), zwei Brüder und griechische Mönche, welche durch die Widerhandlungen, welche sie unter der Regierung der biterkürmenden Kaiser erleiden mußten, bekannt sind. Sie waren im Lande der Moabiter geboren, erhielten aber zu Jerusalem, wohin ihre, wie es scheint, mit Glücksgütern geeigneten Welt zu diesem Zweck übergesiedelt waren, ein ihrem Stande angemessene Bildung, bezeugten aber eine streng christliche Erziehung. Nach Beendigung seiner Studien trat Theodoros in das Kloster des heil. Sabas, wosin ihm alsbald sein jüngerer Bruder Theophanes folgte. Beide wetteiferten mit einander in der Frömmigkeit und in der Erwerbung theologischer Kenntnisse, weshalb sie in kurzer Zeit durch ihre Tugenden und ihre Gelehrsamkeit zu großem Ansehen gelangten. Der Patriarch von Jerusalem, Thomas, sendete deshalb Theodoros, nachdem er ihm die Priesterweihe erteilt hatte, nach Konstantinopel, um dem Kaiser Leo V., genannt der Armenier, wider in dem berüchtigten Streit über die Bilderverehrung auf der Seite der Gegner derselben stand, Vorstellungen zu machen und von seiner Ansicht abzubringen. Der ohnehin schon durch den ärgerlichen und verderblichen Zwist gereizte Kaiser ließ aber den bei Anfangs milder Behandlung stets zu bringlicher werdenden Mönch nebst seinem Bruder Theophanes, der mit ihm gekommen war, mit Ruthen streichen und beide auf eine Insel am Eingange des Bosphors (schwarzen Meeres) bringen, mit dem Befehle, ihnen weder Kleidung noch Nahrung zukommen zu lassen. Ihrer Nothdurft wurde insofern von ihrer Partei heimlich abgeholfen. Michael II., der Siammer, welcher nach Leo den Thron bestieg (821), versuchte unparteiisch zu bleiben und die Parteien zu versöhnen, was ihm aber bei dem auf beiden Seiten herrschenden Fanatismus nicht gelang. Auch Theodoros und Theophanes, welche ungehindert nach der Hauptstadt zurückgekommen waren, entzogen der friedlichen Absicht des Kaisers nicht und predigten, obgleich sie sich sonst durch Heiligkeit des Wandels auszeichneten, heftig für die Bilder, weshalb der Kaiser sie nach vergeblicher Warnung auf Antrag des Patriarchen Joannes VII. einsperren und dann aus der Stadt jagen ließ. Sie blieben jedoch zu Konstantin, einem nicht weit von Konstantinopel entfernten Orte, um bessere Zeiten, die ihnen nicht fern schienen, abzuwarten. Nach Michael's Tode (829) fanden sie sich wieder in der Hauptstadt ein und gewannen durch Wort und Schrift viele angefehene Leute für ihre Partei. Theo-

philos, Michael's Nachfolger, suchte die beiden Mönche durch Güte und Versprechungen von ihrer eifrigen Vertheidigung des Bilderdienstes, welchem er keineswegs hold war, abzubringen; als aber dadurch ihre Hartnäckigkeit noch zunahm, so wollte er sie durch Schläge zur Aenderung ihrer Ueberzeugung zwingen, und als er natürlich durch dieses rohe Verfahren noch weniger seinen Zweck erreichte, befohl er, sie in ein Gefängniß auf der Insel Aphousia¹⁾ zu werfen, worin sie zwei Jahre schmachteten. Nach Verlauf dieser Zeit ließ der Kaiser nach der bekannten Gewohnheit despotischer Menschen, welche gerade da, wo sie den heftigsten Widerstand finden, ihren Willen durchzusetzen suchen, die Mönche in der Hoffnung, daß das Leiden im Kerker ihren Sinn gebeugt habe, unvermuthet und in großer Eile durch einen kaiserlichen Beamten von der erwähnten Insel, welche zum Verwahrungsorte der Staatsgefangenen bestimmt gewesen zu sein scheint, nach der Hauptstadt holen, wo sie am 8. Juli 835 eintrafen und einstweilen in das Präfecturgefängniß gebracht wurden. Am 14. Juli führte man sie in den Palast, und obgleich man ihnen auf dem Wege rief, nachzugeben, wenn sie nicht einer grausamen Behandlung gewärtig sein wollten, so traten sie doch muthig in den goldene Saal, wo der Kaiser sie zwar nicht gnädig empfing, aber sich doch vorerst darauf beschränkte, sich mit ihnen in einen gelehrten Streit über den Bilderdienst einzulassen. Da der Kaiser bemerkte, daß eine Stelle der heil. Schrift, worauf sich Theodoros berief, nicht an dem bezeichneten Orte zu finden sei, behauptete dieser geradezu, daß alle in des Kaisers und seiner Freunde Händen befindliche Exemplare der heil. Schrift von den Bilderfeinden verfälscht seien, und ließ aus der Bibliothek des Patriarchats eine Handschrift mit der echten Lesart bringen, wodurch er aber keineswegs den Kaiser überzeugte, sondern zu so argem Jorne reizte, daß er ihm und seinem Bruder ins Gesicht schlagen ließ²⁾. „Wie erlitten“, erzählt Theodoros selbst³⁾, „von den dazu bestellten Leuten so viele und heftige Schläge, daß uns endlich schwindelt und wir zur Erde fielen, und hätte ich nicht das Gewand eines der Schergen an dem Brusttheile ergriffen, so wäre ich auf den Schmel vor dem Esfel des Kaisers hingestürzt, ich hielt mich aber fest und ertrug unbeweglich die Hiebe, bis der Kaiser damit einzuhalten befohl und wiederholte fragte, warum wir in sein Gebiet zu kommen gewagt hätten, wenn wir nicht seines Glaubens sein wollten? Da wir schwiegen und die Augen auf den Boden hielten, schalt er uns mit grimmigem Gesichte und in schimpflichen Ausdrücken, und sprach darzu zu dem anwesenden Präfecten: Nimm sie, schreibe und steche ihnen diese Zauben ins Gesicht und übergib sie zwei Sarazenen, um sie in ihre Heimath

1) Ἀφούσια. *ἡ πόλις ἐν ᾗ ἀποτίθεντο τὸν καιρὸν Θεοφάνη καὶ Θεοφάνη τοῦ ἀδελφοῦ Θεοδοῦ τοῦ Γραπτῶς ἀποστόλους ἀπολύοντες.* Suidas v. Ἀφούσια. 2) Theophan. continuat. l. III., de Theophilo c. 14. Cedreni Hist. Comp. ed. Paris. p. 521. ed. Bonn. T. II. p. 116. 3) In einem weiter unten näher zu bezeichnenden Schreiben an den Bischof von Kyzicos.

des Nikephoros von dem Diakon Ignatios verwechselt werden. Die ihm von den früheren Literathistorikern zugeschriebene Schrift über den Glauben gegen die Bilderkürmer (*ἐντὶ τῆς ἐκωνότου τῶν εἰκονομαστικῶν λόγων*) ist, wie der gelehrte Benedictiner Vitra *) nachgewiesen hat, eine Arbeit des Patriarchen Nikephoros und dürfte vielleicht in einer von Vitra zu erwartenden Gesamtausgabe der Werke des Nikephoros veröffentlicht werden. Eine Schrift des Theodoros gegen die Juden in sieben Büchern befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. Eine Stelle aus einer Rede desselben über die sieben Schläfer hat Leo Allacci¹⁰⁾ bekannt gemacht. Sehr anziehend und vollständig ist der an Johannes, Bischof von Mytilos, gerichtete Brief über seine und seines Bruders Verhandlung durch den Kaiser Theophilos. Er befaßt sich auch in dem gemüthlich dem Eimeon Metaphrastes zugeschriebenen Leben der Brüder Theodoros und Theophanes, welches schon längst in die Legendensammlungen von M. Lippmann und Laur. Surius (unter dem 26. Dec.) in lateinischer Uebersetzung, oder erst von Fr. Combès im griechischen Original¹¹⁾ herausgegeben wurde. Man fühlt jetzt so geringes Verlangen nach den theologischen Schriften der byzantinischen Literatur, daß man wol auf die Herausgabe der vollständigen Werke des Theodoros verzichten muß¹²⁾. (Ph. H. Küb.)

GRARD oder **GUERARD**, französischer Theolog, im J. 1606 zu Arras geboren, trat nach der Verbinigung seiner Studien in seiner Vaterstadt in den Dominikanerorden und begab sich später auf die Universität zu Paris, wo er sich gründliche Kenntnisse in allen Zweigen seines Faches und die theologische Doctorwürde erwarb. Die Berühmtheit, welche er allmählig bei seinen Zeitgenossen erlangte, verdankt er jedoch seinem ungewöhnlichen Predigertalent, welches er an vielen Orten bewährte. Er hinterließ auch eine aus zwölf Quartbänden bestehende Sammlung seiner Predigten, welche jedoch ungedruckt geblieben zu sein scheinen, obwohl sie einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der geistlichen Beredsamkeit liefern würden. Er versuchte sich übrigens als Schriftsteller im oedrischen Fache, und zwar nicht ohne Glück, wie die wiederholten Auflagen seiner in dieses Fach gehörenden Werke beweisen. Als solche sind anzuführen sein geistliches Recept (*La guide spirituelle pour conduire les âmes à une bonne confession*. Tournay 1639. 12. Douay 1640. 12. Arras 1653. 12. Ibid. 1663. 12.) und seine Uebersicht der Regeln und Vorrechte der Erzbruderschaft zum heil. Rosenkranz (*Abrégé des indulgences, privilèges et règles de l'archi-*

confrairie du S. Rosaire. Tournay 1639. 8. Douay 1640. 12. Quintin 1656. 8. Valenciennes 1661. 8. Arras 1663. 12.). Grard war zuletzt Prior in dem Kloster seines Ordens zu Arras, wo er auch am 7. März 1671 starb *). (Ph. H. Küb.)

GRAS, Gräser, f. Gramineen.

GRAS (Caspar), deutscher Bildhauer, im J. 1560 zu Mengenheim in Württemberg, der ehemaligen Residenz der Teutschmeister, geboren, über dessen Jugend und Ausbildungsgzeit aber alle Nachrichten fehlen, wurde, als er wahrscheinlich schon bedeutende Fortschritte in der Kunst gemacht hatte, dem Erzherzoge Maximilian, damaligen Teutschmeister, bekannt und von demselben nach Innsbruck, wo sich der erzherzogliche Hof befand, gezogen, um zur Ausbildung vieler Stadt beizutragen. Er erhielt den Titel eines Hofbildhauers und Oefners und versetzte mit einem nicht näher bekannten Künstler Heinrich Renhard oder Reinhard die meisterhaften Bildhauerarbeiten im Innsbrucker Hofgarten; sein berühmtestes Werk ist aber unstreitig die eherner Statue des Erzherzogs Leopold zu Pferde am Reinsplatz zwischen der Festung und dem Theater, wovon besonders das Pferd in der Sprünge, welches mit bewundernswürdigen Gleichgewichte nur auf den beiden Hinterfüßen dasicht, bewundert wird. Ihm stehen jedoch die acht Statuen, welche mythologische Figuren darstellen und sich theils am Reinsplatz, theils im Hofgarten befinden, an Kunstwerth nicht weit nach. Das von ihm verfertigte eherner Denkmal des Teutschmeisters Maximilian, seines Gönners, ebenfalls ein Meisterwerk, hat dadurch sehr gelitten und an Kunstwerth verloren, daß es nicht, wie ursprünglich bestimmt war, in der Mitte des Platzes vor dem Hochaltare, sondern, weil sich die Ansicht desselben hinderte, in zwei Hälften getheilt und auf den beiden Seiten des Einganges aufgestellt wurde. In der andrer Sammlung bewahrt man ebenfalls zwei vortreffliche Werke dieses Meisters, ein Brustbild des Erzherzogs Ferdinand Karl und einen Hercules als Besieger des Antäus, woran hauptsächlich die anatomisch richtige Musculatur auffällt. Kleinere werthvolle Arbeiten dieses viel zu wenig gekannten Mannes trifft man noch bei mehreren alten Familien in Innsbruck an. Im J. 1609 verheiratete sich der angesehene Künstler mit Elisabeth Koffer; eine aus dieser Ehe entsprossene Tochter, Maria Gras, bekam im November 1645 den Hofmaler Michael Waldmann zum Gemahl, und man hat sie also als Stammutter der in der Kunstgeschichte bekannten tyroler Familie Waldmann zu betrachten. Gras starb im J. 1674 zu Schwaz im unterinnthaler Kreise; seine Nachkommen wurden unter dem Namen Gras von Grassegg geadelt und wohnen noch in dem erdachten Kreise; ob zu ihnen der Sieber Johann, Edler von Gräs, gehört, welcher um das Jahr 1650 zu Vitelegg im Unterinnkreise arbeitete, läßt sich nicht ermitteln. Abraham Gras, ein anderer Bildhauer zu Nürnberg, welcher sich

9) In dem Spiegelium Solensemense (Parisii 1852. 4.) Tom. I. p. 67 — 69. 10) De purgatorio (Romae 1656. 8.) p. 211. 11) Origines rerumque Constantinopolitanarum manup. p. 191 seq. 12) Bergl. außer der eben erwähnten Biographie *Reini Crüllers*, *Histoire des auteurs sacrés*. Tom. XVIII. p. 709 seq. *A. Savent*, *Dictionnaire de Patrologie*. Tom. IV. p. 1625. *J. Alb. Fabricius*, *Bibliotheca graeca*. Vol. XI. p. 672 (*Horae*). Vol. VII. p. 84. Vol. IX. p. 196 (*Harl. Vol. X.* p. 896). Vol. X. p. 240 (*Harl. Vol. XI.* p. 240). *Biographie universelle*. Tom. XLV. p. 294. *Biographie générale* p. 701. Fr. Chr. Schlotzer, *Geschichte der Bildhauerkunst Kaiser S.* 523 fg.

*) Bergl. J. Eckard et J. Quenst, *Scriptores ordinis Praedicatorum*. (Paris. 1719. fol.) Vol. II. p. 681.

durch seine Ornamente Ansehen verschaffte¹⁾ und im J. 1690 starb, wiew manchmal in der Kunstgeschichte mit Caspar Gras verwechselt²⁾. (Ph. H. Kälb.)

GRAS (Claude Lupicin), französischer Chirurg, im J. 1738 zu Moryans in der Provinz Franche-Comté (jetzigem Departement des Jura) geboren, widmete sich, nachdem er in der Schule zu Dole die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, zu Paris der Heilkunde und genoß mehrere Jahre hindurch den Unterricht der ausgezeichneten Männer seines Faches. Nach der Beendigung seiner Studien kehrte er in die Heimath zurück, wo er sich in das chirurgische Colleg zu Besançon aufnehmen ließ und seine Kunst mit Erfolg auszuüben begann. Zum Oberchirurgen an dem Kinderhause ernannt, führte er in der Behandlung der Kinder heilsame Veränderungen ein und bemühte sich besonders die Krankheiten, womit diese unschuldigen Opfer der Ausschweifung gewöhnlich behaftet sind, zu bekämpfen und zu beseitigen. Seine Verdienste fanden allgemeine Anerkennung und bewirkten alsbald seine Beförderung zur Professur am königlichen Collegium der Chirurgie, in welcher Stellung er nicht nur eifrig bemüht war, durch seine Vorträge brauchbare Schüler zu bilden, sondern auch, obgleich er selbst nicht über Reichthümer zu verfügen hatte, talentvolle Jünglinge, welchen die zu ihrer weiteren Ausbildung nöthigen Geldmittel fehlten, nach Kräften unterstützte. Nachdem er im J. 1776 zum Vicenarien der Arzneiwissenschaft ausgenommen worden war, wobei ihm seine ihn hochachtenden Kollegen die üblichen Höflichkeiten gegenseitig erließen, erhielt er bald darauf die Ernennung zum Gesangniskunst. Er entsprach den Pflichten dieses unangenehmen und mühsamen Amtes mit der äugstlichen Gewissenhaftigkeit, und sein unablässiges Bestreben ging dahin, das Loos der Gefangenen zu verbessern; er verschaffte ihnen gesündere Nahrungsmittel und die Erlaubniß, sich täglich mehrere Stunden in der freien Luft zu bewegen. Die Revolution beraubte diesen verdienstvollen, aber bescheidenen Mann seiner Stelle zum großen Nachtheil seiner Mitbürger. Er zog sich auf ein kleines Landgut, welches er in der Nähe der Stadt erworben hatte, zurück, fuhr aber fort, den Armen, welche seine Hilfe verlangten, unentgeltlich zu dienen. Er starb am 17. März 1805 zu Besançon und hinterließ außer einem vollständig ausgearbeiteten Handbuche der Chirurgie eine Sammlung merkwürdiger Beobachtungen aus seiner Praxis. Die Absicht seines Sohnes, dieselbe herauszugeben, kam leider nicht zur Ausführung; auch eine ins Einzelne gehende Schilderung des Lebens und Wirkens dieses trefflichen Chirurgen von Droz, Secretair der Akademie zu Besançon, blieb ungedruckt. Eine Vobrede auf ihn von Bouché findet man in den Denkschriften der Vaterbaugesellschaft des Departements des Doubs, deren Mitglied er war³⁾. (Ph. H. Kälb.)

1) Die Verzierungen an den Kaminen in den Vorzimmern des Rathhauses zu Nürnberg sind von seinem Hand. 2) G. S. Wagner, Künstler-Verzeichnis. Bd. V. S. 356 fg.

3) Mémoires de la Société d'agriculture du département

GRAS (Cornelius), Hagiograph, um das Jahr 1570 zu Antwerpen geboren, widmete sich der Theologie und trat im J. 1592 zu Köln in den Orden der Kartäuser. Sein Ordensgenosse und Landsmann Jacob Lippeloo hatte mit großer Mühe die in früheren Jahren gedruckten Heiligenlegenden in fäugiger und gleichmäßiger Fassung zusammengestellt und hinterließ diese mühsame Arbeit handschriftlich in der Kartause zu Köln, wo er im J. 1599 starb. Gras unternahm sie einer nochmaligen Durchsicht, vermehrte und verbesserte sie und gab sie unter dem Titel: Vitae Sanctorum ex selectissimis et probatissimis orthodoxis patribus, primum quidem per Zachariam Lippeloo fidei compendio conscriptae, nunc vero recens recensitae, exactissime recognitae ac tam ex Petro Ribadeneira, quam aliunde desideratis locupletatae (Coloniae 1616. 8. 4 Voll.) heraus; sie scheint aber, da in kurzer Frist mehrere bedeutende Sammlungen gleichen Inhalts einander gefolgt waren, seine große Beberberung gefunden zu haben. Gras schrieb auch in plattdeutscher Sprache eine Abhandlung über das Mesopisier („Gort Tractat von de S. Wisse“, Köln 1608. 12.) und starb um das Jahr 1650 in Köln⁴⁾. (Ph. H. Kälb.)

GRAS (Henri), französischer Arzt, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zu Lausanne in der Schweiz, wosin sein Vater während den Religionskriegen von Lyon geflohen war, geboren, erhielt eine vorzügliche Erziehung und widmete sich auf der Universität zu Montpellier der Medicin, welche er aber später zu Lyon, wo er in die medicinische Facultät aufgenommen worden war, wenig oder nicht mit besonderem Erfolg ausgeübt zu haben scheint, da er sich mehr mit der medicinischen Literatur befaßte und den verdorbenen Sitten derselben nachspürte. Er fand ein besonderes Vergnügen daran, noch nicht veröffentlichte Schriften anderer Aerzte herauszugeben. Er besorgte eine Ausgabe der Werke seines Lehrers Jean Barabba (Opera omnia theoria et practica. Genevae 1620. 8.; wiederholt Lugduni 1658. fol.), welche er Pierre de Maribat von Eve, Mitglied des großen Rathes zu Paris, widmete, machte die lange vermißte Monographie Ant. Savonarola, des berühmten Professors und Kanzlers zu Montpellier, aus den Papieren François Rancin's, eines Kollegen desselben, über die unnatürlichen Geschwülste (De tumoribus praeter naturam. Lugduni 1624. 12.) bekannt und sammelte die kleineren gerissenen Abhandlungen des eben genannten Rancin (Opuscula medica utilis jucundaque rerum varietate repleta. Lugduni 1627. 4.). Er starb am 22. Mai 1665 und hinterließ eine aus ungefähr 4000 Bänden bestehende Bibliothek, welche sich durch eine überlegte und geschmackvolle Auswahl der in sie aufgenommenen Werke auszeichnete. Seine Zeitgenossen schätzten ihn als einen sehr gelehrten Mann,

de Doube. Vol. VI. Bergl. Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Joly et Norvins. Tom. VIII. p. 288. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 324. (N. Ed. Tom. XVII. p. 571.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 702.

4) Valer. Andreas Duselet Bibliotheca Belgica (Lovanii 1643. 4.) p. 151.

aber auch als einen sehr mürrischen Sonderling, mit dem nur sehr schwer zu verkehren war*). (Ph. H. Kùlb.)

GRAS (Joseph), französischer Rechtslehrer, im J. 1752 zu Lyon geboren, widmete sich, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, auf der Universität zu Paris der Jurisprudenz und ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in seiner Vaterstadt als Anwalt nieder. Während der Revolution erhielt er (im Mai 1797) durch den Einfluß, welchen die Royalisten allmählig erlangt hatten, ein untergeordnetes Richteramt, welches er aber schon in demselben Jahre durch den Staatsstreich am 18. Fructidor wieder verlor. Er ergriff nun sein Geschäft als Anwalt von Neuem und erwarb sich durch die Führung vieler und bedeutender Prozesse großes Ansehen; auch soll die Sammlung von Denkschriften, welche er zur Erläuterung der wichtigsten von ihm besorgten Rechtsbücher verfaßte, ein sehr werthvolles juristisches Material enthalten. Nach der neuen Organisation der Gerichte im J. 1804 trat er in den Rath für Disciplinarfachen, worin er sich durch seine schlagende und glänzende Beredsamkeit bemerklich machte, und im J. 1815 wurde er von dem Wahlcollegium des Bezirks von Lyon zum Repräsentanten gewählt und zum Mitglied des Ausschusses bestimmt, welcher beauftragt war, über die Adresse Napoleons, um sich an den Ort seiner Bestimmung zu begeben, zu berichten; der Einzug der Verbündeten in Paris verhinderte aber den geschiedenen Körper, sich zur Anhörung des Berichtes zu versammeln. Im J. 1818 endete Gras seine Laufbahn als Anwalt und trat mit dem Titel eines Rathes an dem königlichen Gerichtshofe zu Lyon in die höhere Magistratur. Im J. 1822 nahm ihn die königliche Ackerbaugesellschaft, da er sich fortwährend mit der Landwirtschaft befaßt und viel zur Hebung derselben in dem von ihm benannten Bezirke beigetragen hatte, als Mitglied auf. Er rechtfertigte diese Auszeichnung durch Einlenkung mehrerer werthvoller Abhandlungen, insbesondere über die Baumschule des Departements der Rhone (Sur la pépinière departementale du Rhône), über die Brunnensprungsarten (Sur les irrigations) und über die Nachtheile der bei der Bewirthschaftung der Wälder obwaltenden Gewohnheitsrechte (Sur les inconvenients des droits d'usage dans les forêts). Joseph Gras starb am 20. Juli 1837 zu Lyon†. (Ph. H. Kùlb.)

GRAS oder DE GRAS (Joseph), französischer Soldat, welcher sich vom Gemeinen bis zum Major und zum Officier der Ehrenlegion emporzuschwang, am 29. Dec. 1755 zu Auchagnes (im Departement der oberen Alpen) geboren, trat im J. 1776 als Kanonier in das dritte Artillerieregiment zu Fuß und verbrachte seine ersten Dienstjahre an der Küste der Bretagne, bis er im October 1780 mit der von dem Marquis de Bussy befehligten Expedition nach Ostindien ging, wo er im J. 1782

zum Sergeanten vorrückte und sich in dem Gefechte von Goudelourt, in welchem er verwundet wurde, auszeichnete. Nach der Zurückkunft nach Europa nahm er in den Jahren 1792—1795 Theil an den Operationen der Nordarmee und wurde zur Belohnung seiner in der Schlacht bei Jemappes und bei der Einnahme von Namur am 1. Dec. 1792 zum Premierlieutenant befördert. Im J. 1793 zu der Rheinarmee versetzt, diente er in derselben mit Auszeichnung und bewies besonders bei dem Rheinübergange am 1. Floral des fünften Jahres der Republik, bei der Einnahme von Kehl und in anderen dieser folgenden Gefechten so große Umsicht und so ausfallende Unerfahrenheit, daß er auf dem Schlachtfelde zum Escadronchef ernannt wurde. In den beiden folgenden Jahren stand er bei der helvetischen Armee und kehrte dann wieder zu der Rheinarmee zurück. Nach der Schlacht bei Hohenlinden (am 19. Brumaire des Jahres X), in welcher er einen bewunderungswürdigen Muth zeigte, erhielt er einen Ehrensäbel und avancirte im folgenden Jahre zum Major im sechsten reisenden Artillerieregiment, wobei er zugleich in die achte Kohorte der Ehrenlegion eintrat, zu deren Officier er schon im folgenden Jahre vorrückte. Als er am 1. März 1811 seines Alters und seiner durch Mühseligkeiten geschwächten Gesundheit wegen in Ruhestand versetzt wurde, zog er sich nach Metz zurück und wurde von den Bewohnern dieser Stadt zum Befehlshaber der ersten Kohorte der Nationalgarde gewählt, welche unter seiner Führung den Angriffen der Verbündeten bei ihrem Einmarsche in Frankreich in den Jahren 1814 und 1815 tapfern Widerstand leistete. Gras starb bald darauf zu Metz†. (Ph. H. Kùlb.)

GRAS (Pierre), französischer Jesuit des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen aber nichts Näheres bekannt ist, als daß er als Lehrer der griechischen Sprache viele Jahre in dem Collegium der Jesuiten zu Aignen mit Erfolg wirkte. Seine griechische Grammatik (*Institutiones grammaticae graecae. Avenione 1664—1665. 12. 6 Partt.*), welche in den ersten drei Theilen die Regeln über die Declinationen und Conjugationen, im vierten die Lehre von den Accenten, im fünften die Syntax und im sechsten die Prosodie enthält, ist sehr klar und faßlich geschrieben und war in vielen Lehranstalten sehr beliebt, wie sie denn auch in einer in zwei Auflagen vorhandenen französischen Uebersetzung (*Méthode aisée pour apprendre la langue grecque, composée autrefois par le Pere Gras, jésuite. Traduite nouvellement du latin en françois. Lyon 1699. 8. Edit. augmentée. Ibid. 1718. 8.*) vielfach verbreitet war. Den sechsen Bedürfnissen des Sprachunterrichts kann sie freilich in keiner Weise mehr entsprechen†. (Ph. H. Kùlb.)

GRAS (Antoine le), französischer Humanist, um das Jahr 1680 zu Paris geboren, über dessen Lebens-

*) Göt. Gottl. Jöcher, *Gefchichten-Erdren.* Bd. II. S. 1132. *Biographie universelle.* Nouv. Ed. Tom. XVII. p. 570. *Biographie générale.* Tom. XXI. p. 702.

†) *Biographie universelle.* Nouv. Ed. Tom. XVII. p. 370. *H. Quastl. u. W. u. A. Gsch. Erdren.* LXXXVIII.

*) *Fastes de la Legion d'Honneur.* (Paris 1842. 8.) Tom. II. p. 23.

†) *Aug. et Al. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus.* Vol. IV. p. 288.

verhältnisse wir keine andern Nachrichten besitzen, als daß er sich der Theologie widmete und nach der Beendigung seiner Studien in die Congregation der Väter vom Oratorium trat, welche sich, ohne ein Klostergebäude abzulegen, hauptsächlich mit dem höheren Unterricht in Schulen und Seminaren beschäftigten. Er verließ aber später diese Gesellschaft wieder, um sich als Weltpriester ausschließlich mit gelehrten Forschungen zu beschäftigen. Er lenkte seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die echten und als untergeordnet betrachteten ältesten Schriften aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums und machte die Ergebnisse seiner Arbeiten meist ohne Nennung seines Namens bekannt. Zuerst trat er mit einer französischen Uebersetzung der Kirchenväter des apostolischen Zeitalters (*Ouvrages des Saints Pères, qui ont vécu du temps des Apôtres, contenant la lettre de S. Barnabé, le Pasteur de S. Hermas, les lettres de S. Clement, de S. Ignace et de S. Polycarpe, avec des notes. Paris 1717. 12.*) hervor, welche besonders der Einseitigkeit und der Anmerkungen wegen geschätzt wird. Diesem mit Beifall aufgenommenen Versuche folgte eine Bearbeitung der apokryphischen Schriften des alten und neuen Testaments für die bekannte von R. Maistre de Sacy herausgegebene Bibel (*Paris 1717. fol. 4 Voll.*), von welcher sie den vierten Band bildet. Sie erschien auch besonders als Fortsetzung der Octavoausgabe dieser Bibel unter dem Titel: *Livres apocryphes de l'ancien et du nouveau Testament, en latin et en français, avec des notes, pour servir de suite à la Bible de M. de Sacy, en 21 Voll. (Paris 1742. 12. 2 Voll.)* und enthält das dritte und vierte Buch Estras, das dritte und vierte Buch der Maccabäer, den Brief des heil. Paulus an die Laodäer, den katholischen Brief des heil. Barnabas, den Pastor des Hermas, die Briefe des heil. Clements, des heil. Ignatius und des heil. Polycarpus und den Brief an Diognetus, von welchen Briefen sich schon die meisten in seiner bereits erwähnten Uebersetzung der Werke der Kirchenväter aus der Zeit der Apostel befanden. Den wichtigsten Brief an Diognetus machte Ant. le Gras noch zum Gegenstande eines besonderen Buches (*Epître a Diognète, dans laquelle l'auteur sur les ruines de l'idolâtrie et du judaïsme établit les plus solides fondements de la religion chrétienne, ouvrage du premier siècle, traduit de l'original grec. Paris 1726. 12.*), worin er zu beweisen sucht, daß dieser apologetische Brief, welcher eine bewunderungswürdige Silberzung des Lebens der ersten Christen enthält und den man gewöhnlich dem heil. Iulianus zuschreibt, unter dessen Werken man ihn auch findet, dem Jahre 70 der christlichen Zeitrechnung angehört. Diese, sowie alle übrigen Uebersetzungen, welche le Gras mühsam arbeitete, sind übrigens ungenau, und viele Stellen beweisen, daß ihm eine gründliche Kenntniß der Originalsprache fehle. Ebenso wenig kann seine Uebersetzung des Cornelius Nepos (*Les vies des grands capitains grecs et romains de Cornelius Nepos avec les portraits des grands hommes et des caractères des siècles dans*

lesquels ils ont vécu, tirés de Valerius Paterculus. Paris 1729. 12.) Anspruch auf Genauigkeit machen, und ist so hölzern, daß sie den Leser fast läßt und langweilt; die Anmerkungen enthalten jedoch manches Brauchbare. Zu den ersten Arbeiten des jedenfalls seines Fleißes wegen lobenswerthen le Gras gehört die von ihm veranstaltete Veröffentlichung der Denkschrift Nicole's, seines früheren Mitbruders in der Congregation des Oratoriums, zur Abwehr der Angriffe Arnauld's (*Apologie de M. Nicole, écrite par lui-même sur le refus qu'il fit en 1679 de s'unir avec M. Arnauld. Amsterdam. [Paris] 1734. 12.*). Aus der Einleitung geht hervor, daß Ant. le Gras um diese Zeit schon aus der Congregation ausgetreten war. Er starb am 11. März 1751 zu Paris *).

GRAS (Louise le), geborene de Marillac, Wittlerin des Ordens der darmherzigen Schwestern, am 12. Aug. 1591 zu Paris geboren, war die Tochter des angesehenen Edelmannes Louis de Marillac, eines Bruders des berühmten Siegiebewahrsers und Marschalls Michel de Marillac und erhielt, da sie schon in der frühesten Jugend ihre Mutter verlor, durch die Sorgfalt ihres Vaters eine handesgemäße Erziehung. Ihre Kinderjahre verbrachte sie bei den Klosterfrauen von Vesly, wo der Grund zu ihrer Tugend und Frömmigkeit gelegt wurde, und später erhielt sie eine gute Lehrmeisterin, welche sie in allen weiblichen Arbeiten gründlich unterrichtete, und vorzügliche Lehrer, von denen ihr die nöthigen Kenntnisse in den Wissenschaften und sogar in der Philosophie mitgetheilt wurden, so daß sie, was ihre Bildung betraf, über den meisten Genossinnen ihres Alters stand. Aber gerade ihre tieferen Kenntnisse, welche sie durch fortwährendes Studiren und Lesen zu erweitern suchte, riefen in ihr einen so entsetzlichen Abscheu vor den Eitelkeiten der Welt und eine solche Neigung zu dem Klosterleben hervor, daß sie in den Orden der Capucinerinnen zu treten gedachte, von welchem Entschlusse sie jedoch Honoré de Champlain, ein durch seine Frömmigkeit bekannter Capuciner, zurückzubringen versuchte, indem er ihr vorstellte, daß sie nach ihrer bisherigen Gewohnheit, in Bequemlichkeit und im Ueberflusse ihrer Tage zuzubringen, und bei ihrer jarten Selbstbescheidenheit ein so hartes und beschwerliches Leben nicht zu ertragen vermöge. Sie war jedoch keineswegs gesonnen, ihr Verhaben aufzugeben, als der Tod ihres Vaters sie nöthigte, mancherlei Rücksichten Rechnung zu tragen und sie bewog, sich im J. 1613 mit Antoine le Gras, Secretair bei dem Geschäftsbureau der Königin Maria von Medicis, zu verheirathen. Schon während ihrer glücklichen, mit einem Sohne, dem späteren Wundrathe le Gras, gesegneten Ehe und entsprechend der wohlthätigen Richtung der Familie ihres Mannes, welche sich durch frugale Unterstützung der Armen und durch die Stiftung eines Hospitals in der Stadt Bay hervorthat, bemühte sie sich, durch Werke der christlichen

*) L. M. Claudon et A. Delandine, Dictionnaire historique. Tom. V. p. 645. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 306. Biographie générale. Tom. XXX. p. 441..

Liebe gottgefällig zu sein. Sie besuchte fleißig die Kranken des Sprengeis, wozin sie wohnte, reichte ihnen Suppe und Arznei, machte ihre Betten, belehrte, tröstete und vernahmte sie und bereitete sie zum Tode vor. Im J. 1625 verlor sie ihren Gemahl durch den Tod und da sie schon bei einer gefährlichen Krankheit befanden im J. 1623 das Gedulde gethan hatte, nicht mehr zu heirathen, so verdoppelte sie ihr Bestreben, durch den ihr gebliebenen Reichtum ihre dürftigen Mitmenschen zu unterstützen und ihn hauptsächlich zur Pflege der Kranken zu verwenden. Ihr Beichtvater Jean Pierre Gamus, Bischof von Bellay, von dem Eifer der jungen Witwe gerührt, glaubte sie Vincenz von Paul, dem bekannten Menschenfreunde, welcher zu dieser Zeit unablässig mit Stiftungen zum Heil der Unglücklichen und Wohlthätigen beschäftigt war, empfehlen zu müssen. Außer andern Wohlthätigkeitsanstalten hatte Vincenz von Paul auch einen Frauenverein, Schwesternschaft der Liebe (*confrérie de la charité*) genannt, zur Unterstützung der armen Kranken ins Leben gerufen und dieser hatte sich bereits über viele Dörfer und kleine Städte, die noch nicht, wie jetzt, mit Meskin versehen waren, verbreitet. Die Witwe le Gras bot ebenfalls dem Stifter ihre Dienste und ihr Vermögen an, dieser sörgerte aber, um die Festigkeit ihres Entschlusses zu prüfen, mit der Annahme ihres Anerbietens bis zum J. 1629. In diesem Jahre nämlich fand Vincenz es für nöthig, die zahlreichen Mitglieder der an vielen Orten gestifteten Schwesternschaften durch den Besuch von ihm beauftragter Sendboten zu ermahnen, ihren frommen Eifer, der allmählig zu erkalten anfing, wieder zu beleben, und auch den Genossinnen, besonders aus dem Lande, die nöthige Unterweisung in dem Krankendienste zu ertheilen. Er ersah auch die Witwe le Gras zu diesem Zwecke und machte sie mit seinem Vorhaben bekannt. Sie nahm seinen Antrag mit einem Befehl an und leistete ihm so vollkommenen Gehorsam, daß sie fortan Nichts ohne seinen Willen unternahm. Da ihre erste Reise, welche sie, mit der nöthigen Anweisung versehen, nach Montivall in der Diöcese Coisjons unternahm, den gewünschten Erfolg hatte, so setzte sie ihre Besuche bei den verschiedenen Schwesternschaften fort und zeigte ihnen durch ihr eigenes Beispiel und die Behandlungsweise, welche sie den Kranken überall angedeihen ließ, wie das Werk der Barmherzigkeit am segensreichsten geübt werden könne. Auf diesen Reisen, auf welchen sie gewöhnlich von einigen gleichgesinnten Frauen begleitet wurde, erfragte man jeder Barmherzigkeit, wählte die (schlechtesten) Fußworte, lebte dürftig, und schlief auf einem eisenen Lager, um sich an die Lebensweise der Armin zu gewöhnen und diese zugleich zur Ertragung ihres Schicksals aufzumuntern. Da indessen vorauszusetzen war, daß der Eifer dieser Frauen, welche sich freiwillig der Pflege der Kranken widmeten, allmählig erkalten würde, weil sie verheirathet und deshalb in die Sorgen dieses Lebens verknüpft waren, weil feruer die Wittib ihnen geboi, bei schweren und aufsteigenden Krankheiten vorzüglich zu sein und sich fern zu halten, um nicht ihren eigenen Familien Schaden zu bringen, wies sie demnach in vielen Fällen sich gewöhnlicher nicht

in ihrem Sinne wirkender Mägdle und Tagelöhnerinnen bedienen mußten, so machte Vincenz den Versuch, eine Gesellschaft von Dienerinnen unter der Aufsicht und Leitung der Frauenvereine zu gründen. Zu jener Zeit waren die Mädchen nicht selten, die keine Lust fühlten zu heirathen, sondern Verlangen trugen, sich Gott zu widmen, aber zu arm waren, um die Aufnahme in ein Kloster zu erwieken, auf diese richtete Vincenz hauptsächlich sein Augenmerk und schon bei der ersten Aufforderung fanden sich viele Mädchen, welche sich erboten, ihr Leben der Krankenpflege zu widmen; diese leisteten an verschiedenen Orten gute Dienste. Da aber die meisten derselben bei dem besten Willen nicht die nöthigen Kenntnisse von der geistlichen und leiblichen Krankenpflege besaßen, außerdem auch bei den vielen Gefahren und Versuchungen zum Falle Charakterstärke und strenge Sittlichkeit nöthig waren, so beschloß Vincenz allmählig eine Genossenschaft solcher Krankenschwestern zu bilden, in welcher sie den nöthigen Unterricht ertheilen. Er übergab deshalb drei solcher Mädchen Frau le Gras, welche sich zu diesem Zwecke erboten hatte, und diese nahm sie am 21. Nov. 1633 in ihr in der Pfarrei von St. Nicolas du Charbonnet zu Paris gelegenes Haus, um sich mit ihrer Ausbildung zu befassen. Da ihre Bemühungen den erfreulichsten Fortgang hatten, so verpflichtete sie sich für ihr ganzes Leben durch ein Gelübde zur Führung dieses Geschäfts. Die ersten ihrer Zöglinge gab sie zur Pflege der Kranken im Hotel-Dieu ab und da die Leistungen derselben alle Erwartungen übertrafen, so verlangte man auch in andern Hospitälern nach solchen Wärterinnen. Ihre Genossenschaft nahm dröbals schnell zu und erfreute sich nicht nur eines großen Beisalls, sondern auch fröhlicher Unterstützung; es meldeten sich nicht nur arme Landmädchen, sondern auch Jungfrauen aus den ersten Ständen und Frau le Gras kaufte, um eine größere Anzahl aufnehmen zu können, im Mai 1636 ein bequemes Haus in dem Hiedea Chapelle nahe bei Paris, wobei sie zugleich den Zweck und den Vortheil hatte, ihre Schülerinnen an ein armes, demüthiges, einfältiges und arbeitsames Landleben zu gewöhnen und ihre Kleidung und Nahrung nach dieser Lebensweise einzurichten; sie begann hier zugleich eine Schule für arme Kinder, welche sie fast allein besorgte. Auf den Rath ihres Führers Vincenz von Paul und anderer eifrigerer Männer verließ sie jedoch das Dorf la Chapelle wieder und zog im J. 1641 mit ihren Schülerinnen nach Paris in die Vorstadt St. Denis, wo sie ein geräumiges Haus kaufte und ihrer Anstalt eine weit größere Ausdehnung gab, indem sie ihren Bestand nach und nach nicht nur armen Kranken, sondern auch den Hündelkindern, den Irren, den Galerienkräftlingen und den Pestkranken angewidien ließ. Sie war überall, wo es nöthig schien, selbst zugegen, suchte in den Kranken das religiöse Gefühl wieder zu wecken, ermahnte die Sterbenden und spendete ihnen Trost bis zu ihrem Ende; ihre Zöglinge eiferten ihr nach und viele derselben fielen als Opfer ihres heroischen Liebesdienstes. Die Achtung, welche sich diese zu erwerben mußten, war bald allgemein und ihr Lob ging von Mund zu Mund.

Nachdem das zu Paris von Vincenz von Paul neugegründete Hospital der Findlinge Frau le Gras und ihren Töchtern übergeben worden war, rief sie auch Königin Anna von Oesterreich in das Hospital, welches sie zu Fontainebleau für kranke und verwundete Soldaten eingerichtet hatte. Im J. 1643 übernahm Frau le Gras die Regierung und die Haushaltung des in Paris für Arme gestifteten Jesushospitals und im J. 1645 ließ sie sich durch die Bitten der Armenklasse bewegen, auch den unglücklichen Bewohnern des Tollhauses ihren Eifer zu widmen. Der Auf ihrer Leistungen war aber schon weit über die Umgegend von Paris gedrungen; die Stadt Angers erbat sich bereits 1639 von ihr unterrichtete Wärterinnen für ihr Hospital und die Königin von Polen, Kusa Maria von Gonzaga, ließ deren sogar im J. 1652 nach Warschau kommen, wo eine ansteckende Seuche wüthete. Frau le Gras genügte es aber nicht, einer bereits weit verbreiteten Genossenschaft den Ursprung gegeben zu haben, sie gedachte auch ihr Wert auf immer zu befestigen und sicher zu stellen. Sie theilte im J. 1651 ihren Entschluß Vincenz von Paul mit; dieser billigte ihn und ließ ihr eine von ihm verfasste Schrift zukommen, um sie dem Erzbischofe von Paris, Jean François von Gondy, zu überreichen; er hatte darin die Aufgabe und die Leistungen der Genossenschaft geschildert und zugleich die Regeln und Satzungen beigelegt, deren Beobachtung er wünschte. Gondy stellte diese Schrift dem Cardinal von Reg zu, welcher sie guthieß, im J. 1655 die Genossenschaft zu einer Congregation erhob und ihr den Namen Congregation der Dienerrinnen der Armen (*Servantes des pauvres*) oder die Töchter der Liebe (*Filles de la charité*) beilegte. Vincenz von Paul versammelte nun am 8. Aug. desselben Jahres alle Schwestern in der Anstalt der Susterin in der Vorstadt Saint-Denis, welche also als Mutterhaus zu betrachten ist, las ihnen die für sie bestimmte Regel vor und ernannte Frau le Gras trotz ihrer Welgerung zur ersten Generaloberin. Der Papst Clemens IX. bestätigte im J. 1668 die Regel und auch Ludwig XIV. bekräftigte die Stiftung. Dies ist der Ursprung der bereits fast über die ganze Welt ausgebreiteten Congregation der Dienerrinnen der Armen, welche man jetzt gewöhnlich barmherzige Schwestern vom heil. Vincenz von Paul oder von ihrer einfachen grauen Kleidung graue Schwestern (*sœurs grises*) nennt. Sie legen kein bindendes Gelübde für immer ab, sondern erneuern es nur von Zeit zu Zeit, doch kommt es fast nie vor, daß eine Schwester von der Freiheit, ihrem Berufe zu entsagen, Gebrauch macht. Nach dem Begriffe der von Vincenz von Paul gegebenen Regel, welche nie gedruckt wurde und mehr den Geist als die Form im Auge behält, haben die Schwestern kein streng Klosterliches Leben zu führen, auch keine ungewöhnlichen Abtötungen vorzunehmen; sie sollen jedoch im Winter wie im Sommer um vier Uhr aufstehen, weilmal des Tages dem innerlichen Gebete obliegen, sehr einfach leben, auch, wenn sie nicht krank sind, nur Wasser trinken, bei den eifrigsten Kranken getreulich ihren Dienst verrichten, ohne Rücksicht auf das Ansehende

des Uebels und die Schauer des Todes. Ihnen soll stets der Gedanke vorschweben, daß sie Dienerrinnen Christi sind und ihn selbst in der Person des Kranken pflegen. Ferner sind sie ihrer Oberin zum unbedingten Gehorsam verpflichtet; eine gleichförmige Kleidung und gegenseitiges Vertrauen und Verträglichkeit gebietet ihnen ebenfalls die Regel. Sterb aber sollen sie dabei, unbekümmert um Lob oder Tadel der Menschen, nach eigener sittlicher Vollendung streben. Daß die Beobachtung einer solchen Regel eine der schwersten Aufgaben ist, wird nicht leicht Jemand leugnen und deshalb hat auch das Institut der barmherzigen Schwestern eine so freudige und allgemeine Anerkennung gefunden, wie fast kein anderes; die rücksichtslosesten Spötter über alles Ordenswesen haben den barmherzigen Schwestern ihre Achtung nicht verlagern können *). Die Susterin der Congregation stand derselben noch fünf Jahre lang mit dem größten Eifer vor und die Trauer war allgemein, als sie am 15. März 1690 verstarb. Obgleich sie auf einem allgemeinen Kirchhofe begraben zu werden wünschte, so bestattete man sie doch in einer Kapelle der Laurentiuskirche, wo sie gewöhnlich ihre Andacht zu verrichten pflegte. Nach ihrem letzten Willen hing man bei ihrem Grabe ein Kreuz auf mit der Inschrift: *Spos mea. „Ich empfehle,“* schrieb Vincenz von Paul an einen seiner Freunde, „die Seele dieser Frau Ihrem Gebete, obwohl sie vielleicht dieser Hilfe nicht bedarf, denn wir haben allen Grund zu glauben, daß sie nun die Herrlichkeit Gottes genießt, die Jenen versprochen ist, welche Gott und den Armen dienen, wie sie es gethan hat.“ Der Mann Gottes konnte in seiner Anschauungsweise und in seiner Sprache die Verdienste der Frau le Gras um die Pflege der Kranken nicht besser würdigen. Wir besäßen eine von Gobillon, dem Pfarrer von St. Laurentius, verfaßte und von Collet verbesserte Biographie dieser Susterin unter dem Titel: *Vie et Pensées de Mme Logras* (Paris 1793. 12.), welche jedoch Vieles zu wünschen übrig läßt und das Streben der Frau le Gras zu einseitig betrachtet *).

GRAS (Philippe le), französischer Jurist, im J. 1752 zu Dijon geboren, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und war beim Beginn der die Revolution herbeiführenden Bewegung Sachwalter am Parlament seiner Vaterstadt. Anfangs der verlangten Umgestaltung der politischen Verhältnisse abhold, wie seine das beschönigende System in *Equus* nehmende Schrift: *Les citoyens français ou Mémoires historiques, politiques; physiques etc.* (Londres 1785. 8.) beweist, hatte er beim Ausbruch der Revolution mancherlei Verfolgungen zu er-

1) Boissier sagt: „Peut-être n'est-il rien de plus grand sur la terre, que le sacrifice que fait un sexe délicat de la beauté et de la jeunesse, souvent de la haute naissance, pour soulager dans les hôpitaux ce ramas de toutes les misères humaines, dont la vue est si humiliante pour notre orgueil et si revolante pour notre délicatesse.“ 2) Vergl. H. Heigot, Histoire des ordres. Paris 1721. 4. Tom. VIII (zweites Heft) 1756. 4. De VIII. S. 118 ff.). Biographie universelle, Tom. XXIII. p. 584. Kirchen-Ersten, herausgegeben von J. Michbach. Bd. I. S. 462 ff. Kirchen-Ersten, herausgegeben von G. J. Wegner und B. Wille. Bd. IX. S. 872.

tragen, deren Gefahr er jedoch durch seine Klugheit stets zu entschärfen wußte. Nach dem Sturze Robespierre's ging er nach Paris, wo er eine Schrift zum Vortheil der Aelteren der Emigranten (Puissante réclamation pour les pères et mérites des émigrés. Paris 1795. 8.) bekannt machte und dadurch in der Hauptstadt, dem Siege der Regierung, sein Glück zu machen und seine Beförderung zu einer besseren Stellung zu erwirken suchte. Er schloß sich hier an seinen Landsmann J. B. Maret an, welcher bereits als einer der Redacteure des Moniteur ein einflußreicher Mann geworden war und durch seine Bekanntschaft mit Bonaparte später von Stufe zu Stufe bis zum Staatsminister und Herzoge (von Bassano) emporstieg. Durch Maret's Vermittelung ward le Gras im J. 1803 zum Mitglied der Commission ernannt, welche den Entwurf zu dem später eingeführten Handelsgesetzbuch zu prüfen hatte. Er nahm bedeutenden Antheil an der definitiven Redaction des Gesetzbuches und soll dabei besonders die Vortheile des Fiskus im Auge behalten haben. Er ward zu Belohnung seiner Verdienste im J. 1806 zum Anwalt beim Staatsrathe und zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt. Nach dem Sturze Napoleon's und seines Onkels, des Herzogs von Bassano, verlor er auch sein Amt und da seine Hoffnung auf Wiederanstellung im Staatsdienste vorhanden war, so zog er sich nach Dijon zurück, wo er am 14. April 1824 starb. Bei der Einföhrung des Gode de Commerce schrieb er eine kurze Anleitung, wie man vor den Handelsgerichten zu verfahren habe (Note sur la formule de procéder devant les tribunaux de commerce. Paris 1812. 8.) und eine Denkschrift über das Falliment (Sur les Faillites), welche sehr gute Erörterungen enthält, aber gleich den Gesetzen dieser Zeit an dem Fehler leidet, daß der Vortheil des Einzelnen stets dem Nutzen des Fiskus geopfert wird *). Dieser le Gras ist nicht zu verwechseln mit Legras de Bergagny, welcher von Napoleon während der 100 Tage zum Präsidenten des Departements Gode d'or ernannt wurde. Er bekleidete sein Amt mit großem Eifer und richtete an das Freiwilligenbataillon seines Departements, als es zur Armee abmarschirte, eine patriotische Rede, welche wol, wenn das Glück Napoleon held gewesen wäre, nicht unbekannt geblieben sein würde; bei der Rückkehr des Königs aber mußte er sein Amt niederlegen *). (Ph. H. Kuhn.)

GRAS (Richard le), französischer Arzt, im J. 1526 zu Rouen geboren, übte nach der Beendigung seiner medicinischen Studien in seiner Vaterstadt seine Kunst mit vielem Erfolg und erwarb sich Wool durch seine Kenntnisse, als durch seine Biederkeit ein so großes Ansehen, daß die Poeten seiner Zeit sich beileihen, bei seinem Tode sein Lob in griechischen, lateinischen und französischen Versen zu preisen. Alle diese Gelegenheitsgedichte wurden nach seinem Tode von seinem Sohne in einer Sammlung unter dem Titel: Le Tombeau d'un feu noble homme

maitre Richard Legras. Paris 1586. 12. herausgegeben. Er starb am 12. Nov. 1584. Sein Sohn Jacques le Gras, um das Jahr 1550 zu Rouen geboren, widmete sich der Jurisprudenz und wurde Advocat an dem Parlament seiner Vaterstadt. Er widmete seine Mühe der Poesie und lieferte außer mancherlei Gelegenheitsgedichten eine Uebersetzung der Werke und Tage des Hesiodus unter dem Titel: Les Besongnons et les Jours mis en français (Paris 1586. 12.), welche die früheren Uebersetzungen dieses Gedichts von Rich. le Blam, Lamb. Dancan und M. Bail weit übertreffen soll; auch führte er den Entwurf seines Freundes La Croix du Maine zu einer Bibliothek der französischen Literatur (Bibliothèque française) durch zwei Sonette, welche am Ende der Vorrede abgedruckt sind, ein, moegen dieser nicht unerwähntlich war und le Gras als einen sehr gelehrten Sprachforscher und als einen vortreflichen französischen Dichter vieles *). (Ph. H. Kuhn.)

GRAS DE PREVILLE, Marquis, französischer Schiffscapitain und Deputirter, im J. 1750 geboren, trat sehr früh in die Kriegsmarine ein und hatte es im J. 1789 zum Schiffsführer gebracht. Da ihm die Revolution sehr mißfiel, so wanderte er aus; als aber die hohen Damen des Directoriums ihre Hotels wieder eröffneten und den Marquis vermissten, so bewillten sie, daß er von der Liste der Emigranten gestrichen wurde, und der schöne und galante Officer bildete wieder eine der erstenzierden der Salons in der Hauptstadt und in der Provinz. Bis zum Jahre 1814 lebte Gras de Preville, welcher sich im Besitze eines bedeutenden Vermögens befand, nur dem Vergnügen und weder er selbst, noch sonst Jemand dachte im entferntesten daran, daß er je irgend einen Antheil an der Politik nehmen würde. Nach der Restauration trat er wieder mit seinem früheren Range in die Marine ein und wurde zum Schiffscapitain befördert, aber auch zugleich in den Ruhestand versetzt. Nun wählten ihn die Royalisten des Departements der Rhonemündungen zu ihrem Candidaten bei den Wahlen, aber 15 Jahre lang ohne Erfolg und der gute Mann erhielt, obgleich er nicht conservativer gesinnt sein konnte und obgleich er es an kostbaren Wahlen und anderen Lockmitteln nicht fehlen ließ, kein Mandat; nach der Juli-revolution aber wurde er sogleich mit großer Stimmenmehrheit zum Deputirten von Tarascon gewählt. In demselben Jahre beglückte ihn auch die Herzogin von Berri mit einem Besuche und nahm ein Frühstück bei ihm an, welches Ereigniß er als die schönste Erinnerung seines Lebens zu bezeichnen pflegt. Nach der Erhebung des älteren Duchaël in den Fürststand wurde Gras de Preville vermöge seines Alters von 82 Jahren provisorischer Präsident der Wahlammer. In den Jahren 1833 und 1834 ließ er sich, als er den Präsidentenstuhl verließ, mit Reden vernehmen, welche im Centrum sein besonderes Vergnügen zu erregen schienen. In der ersten brandmarke er die Verlegung der Gesetze von Seiten der Regierung

1) Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 207. Biographie générale. Tom. XXX. p. 442. 2) Biographie des hommes vivants. Tom. IV. p. 177.

*) Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 582. Biographie générale. Tom. XXX. p. 440.

bei Gelegenheit der willkürlichen Verhaftung der Herzogin von Berry. In seiner zweiten Rede erregte er die Heiterkeit der Kammer, indem er der Unparteilichkeit des Mitglieds des Ministerconfeils Dupin großes Lob spendete und boshafte die Erfüllung der Versprechungen der Charte ankündigte. „Die Versicherungen,“ schloß er seine Rede, „welche die Regierung über die Anordnungen aller europäischen Mächte empfangen hat, lassen keinen Zweifel über die Erhaltung des allgemeinen Friedens. Die wichtigen Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel, die Zersplitterung, welche Spanien bedroht, die Bildung eines Herres zum Schutze unserer südlichen Grenzen, die Schwierigkeiten, welche dem Abschluß eines Vertrags zwischen den Königen von Holland und Belgien entgegenstehen, die Zwistigkeiten in der Schweiz und die großen Gefahren des türkischen Reiches haben es den Ministern nicht nur für rathlich, sondern auch als ihre Pflicht erscheinen lassen, die Armee auf dem Fuße zu erhalten, welchen die Eiderheit des Staates erfordert.“ Diese geistreiche Mystifikation erregte die unverkennbaren Zeichen der Ungebul in den Gemüthern und segnete die Nachmuseln der äußersten Rechten und Linken in Bewegung. Bei der Gröfnung der Session im J. 1835 kempfte das Justemillien, welches ohne Zweifel die Wirkung einer wiederholten Ironie auf eine durchaus neue Kammer fürchtete, die Abwesenheit des Alterspräsidenten Gras de Brévillle, welcher durch Unwohlsein verhindert war, und überließ dem nächstbejahrten Bedoch den Präsidentenstuhl. Als daher bei der wirklichen ersten Sitzung Gras erschien, um seinen Ehrenplatz wieder einzunehmen, entstand zu allgemeiner Erheiterung ein harmnädiger Kampf zwischen den beiden Älten, dem fadenbinnen Gras und dem ungewöhulich beleibten Bedoch, bis die Kammer sich nach einer stürmischen Erörterung zu Gunsten Bedoch's entschied. Gras de Brévillle starb bald darauf. Als Deputirter saß er auf der äußersten Rechten und ergriff nur zweimal, in den Jahren 1832 und 1833, das Wort, um die Abschaffung des Geleches über den 21. Jan. die Todesfeier Ludwig's XVI. am 21. Jan. betreffend) zu bekämpfen, stimmte aber stets und unter allen Umständen mit den Regimistilten*).

(Ph. H. Kälb.)

GRAS DU VILLARD (Pierre le), französischer Theolog und Schriftsteller, um das Jahr 1700 geboren, widmete sich dem Studium der Theologie und ward später Pfandherr des Kapitels von Saint-André zu Grenoble und Superior des Schwesternhauses von Parménie. Seine Arbeiten, welche die Verhältnisse von Grenoble betreffen (Sanctoral, ou légendes des saints du diocèse de Grenoble. Grenoble 1730. 8. Ibid. 1740. 12. Eloges de quinze illustres Chanoines de Saint-André de Grenoble. (Ibid 1733. 8.). Discours sur la vie et la mort de M. le Cardinal Leclercq, évêque et prince de Grenoble. (Lausanne [Grenoble] 1743. 12.) und seine Schriften über die Schwestern von Parménie (Abrégé historique de la

Maison de Parménie. Grenoble 1759. 12. Le Voyage spirituel des Soeurs de Parménie. Ibid. 1760. 12. Vie de la soeur Louise. Ibid. 1752. 12.) liefern manche brauchbare Beiträge zur Kirchengeschichte der Diöcese von Grenoble. Beachtenswert sind ferner sein Sendschreiben über die Martenprocessionen und ähnliche Fassen in verschiedenen Kirchen (Lettre sur la procession des Fous et autres extravagances en divers esglises. Grenoble 1757. 8.), seine Abhandlung über den Ursprung der Familiennamen (Dissertation sur l'origine des noms de famille. Ibid. 1758. 12.) und sein Sendschreiben über einen Kometen (Lettre d'un chanoine de Grenoble à un de ses amis sur la comète. Grenoble s. a. 8.). Unbedeutend erscheinen dagegen seine moralisch-philosophischen und seine abentheuerlichen Versuche (Les Agrements de la solitude. Grenoble 1758. 12. und Cantiques spirituels. Ibid. 1759. 12.) und seine lateinischen Inschriften im Lapidarsyle (Inscriptions latines ou style lapidaire, avec des notes curieuses et intéressantes. Ibid. s. a. 4.) können nur als gelehrte Spielerei betrachtet werden. Von seinen kleineren vermischten Schriften, welche er unter dem Titel: Grassiana ou Oeuvres mêlées (Grenoble, s. a. 4.) herauszugeben anfang, erschien nur das erste Heft, welches die Beschreibung einiger Alterthümer von Saint-André enthält. 2. Gras starb im J. 1785 zu Grenoble*).

(Ph. H. Kälb.)

GRASDALE (Richard), englischer Theolog aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, machte seine Studien auf der Universität zu Oxford und befaßte sich zuerst eifrig mit der Aristotelischen Philosophie, widmete sich alsdann aber ganz der scholastischen Theologie und erlangte den Ruhm eines der gelehrtesten und frommsten Theologen seiner Zeit. Nachdem er den Grad eines Magisters der Theologie erlangt hatte, fing er selbst an, dieses Fach zu Oxford zu lehren und hielt sich für streng orthodoxen Partei, weshalb er von Thom. Arundel, dem Erzbischof von Cantebury, zu dem berühmten Ausschuss von zwölf Doctoren gewählt wurde, welche die Aufgabe hatten, die der katholischen Kirche widerstrebenden Lehren Wicliff's und seiner Anhänger mit den Waffen der Wissenschaft zu bekämpfen. Er wird daher von den nicht zur katholischen Kirche gehörenden englischen Literathistorikern mehrfach getadelt, obwohl sie ihm das Lob eines gründlich gelehrten Mannes nicht absprechen können. Seine religiöse Ueberzeugung und die Widerlegung der Anhänger der Wicliff'schen Lehre legte er in der theologischen Schrift De dilutione fidei nieder; seine schriftstellerische Thätigkeit umfaßte aber auch das historische Fach und seine allgemeine Geschichte (De aetatibus mundi) reicht bis zum Jahre 1390; als Ergänzung derselben können seine übrigen historisch-geographischen Werke (De regnis et civitatibus und De proeliis famosis) betrachtet werden. Auch in der lateinischen Poesie soll er sich nicht ohne Glük versucht haben. Ob aber diese Schriften gedruckt

* *Germ. Savrol et B. Saint-Edme, Biographie des hommes de jour. Tom. I. p. 275 seq.*

* *Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 207. J. M. Quézard, La France littéraire. Tom. V. p. 110.*

sind oder als Manuscripte noch in den Bibliotheken be-
graben liegen, wird nirgendwo gefagt *). (Ph. H. Kälb.)

GRASECK *) (Paul), rensscher Rechtsgelehrter,
am 21. Jan. 1562 zu Strassburg, wo sein Vater Mit-
glied des Senates war, geboren, erhielt eine sehr sorg-
fältige Erziehung und besuchte, nachdem er in den Unter-
richtsanstalten seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung
erhalten hatte, mehrere Universitäten Frankreichs und
Italiens, um Jurisprudenz zu studiren, besonders aber
erwarb er sich eine gründliche Kenntniß eines hohen
auf der Rechtshule zu Bourges, wo er vier Jahre lang
(1583—1587) die Vorträge des berühmten Juristen
J. Cujas hörte. Nachdem er seine gelehrten Studien
beendigt und im J. 1588 auf der Universität zu Basel
die juristische Doctorwürde erlangt hatte, wurde er an
der Akademie zu Strassburg als Professor der Institution-
en und bald darauf seiner ausgezeichneten, von den
Studirenden mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommenen
Vorträge wegen als Professor der Pandekten angestellt.
In die erste Zeit seiner akademischen Wirksamkeit fallen
die ihrer Gründlichkeit und klaren Darstellung wegen von
den Fachmännern sehr geschätzten Abhandlungen und
Schriften: De excussionibus tutorum et curatorum
(Argent. 1589. 4.); De curatione et satisfactione
tutorum et curatorum (Ibid. 1589. 4.); De dominio
ejusque modis adquirendi naturalibus (Ibid. 1590. 4.)
und De haereditatibus, quae ab intestato deferuntur
(Ibid. 1590. 4.). Im J. 1590 wurde Graseck zum
Vikar der Collegien und nach der Vermaltung dieses
Amtes, welches jedesmal auf drei Jahre übertragen wurde,
zum Vikar und Syndikus der Akademie bestimmt,
welche Stelle er im J. 1602 zum zweiten Mal bekleidete
und beide Male zur allgemeinen Zufriedenheit. Obgleich
diese Ehrenämter einen guten Theil seiner Zeit in Anspruch
nahmen, so las er doch stets seine Collegien mit gleichem
Eifer und gleicher Gründlichkeit und legte die Ergebnisse
seiner Forschungen in zahlreichen literarischen Arbeiten
bei allen durch akademische Handlungen herbeigeführten
Gelegenheiten nieder. Von denselben mögen hier genannt
werden: Disputatio de matro (Argent. 1591. 4.);
Disp. de obligationibus in genere earumque specibus,
natura et causis (Ibid. 1591. 4.); Conclusiones
de consuetudinibus natura, causis, effectibus etc. (Ibid.
1591. 4.); Theses de pignori (Ibid. 1591. 4.);
Theses de commodato (Ibid. 1591. 4.); Theses de
verborum obligatione sive de stipulatione in genere
et de fidejussoria stipulatione in specie (Ibid.
1591. 4.); Dissertatio de codicillis (Ibid. 1592. 4.);
Enunciaciones de criminibus extraordinariis (Ibid.
1592. 4.); Theses de donationibus (Ibid. 1592. 4.);
Dissertatio de rapina (Ibid. 1592. 4.); Theses de
servitutibus realibus tam rusticorum, tam urbanorum

praediorum (Ibid. 1592. 4.); Theses de usucapioni-
bus (Ibid. 1592. 4.) und Diss. de furtis (Ibid.
1592. 4.). Im J. 1598 wurde Graseck zum Rector der
Universität ernannt, welches Amt er mit der nöthigen
Strenge, aber auch mit ebenso großer Gerechtigkeit und
Unparteilichkeit bekleidete. Die mit dieser Stellung ver-
bundenen Geschäfte, sowie seine geschnöde Gesundheits-
liden einige Ruhe in seinen Forschungen eintreten, doch
gab er in dieser Zeit die schon längst vorbereiteten größten
Schriften: Analytica tractatio titulorum in Pandectis,
Codicis et Institutionibus (Argent. 1603. 4.); Ana-
lysis IV Libr. Institut. in propositiones aliquot
(Ibid. 1598. 4.) und Quaestiones successioinum fe-
dalium (Ibid. 1598. 4.) heraus; auch sind von kleineren
Abhandlungen noch zu erwähnen Disputatio de suc-
cessionis ab intestato (Argent. 1600. 4.); Disp. de
jure sistendi seu de arresto (Ibid. 1600. 4.) und
De emptionis et venditionis etymologia (Ibid. 1600. 4.).
In den letzten Jahren, in welchen man ihm auch als
Anerkennung seiner Verdienste eine Pfürnde bei dem
Kapitel der Thomaskirche übertragen hatte, hatte er in
Folge seiner steigenden Lebensweise öfter mit Unwohlsein
zu kämpfen, bis ein hitziges Fieber ihn am 12. März
1604 hinriss und ihn der Wissenschaft viel zu früh
entriß; die Universität verlor durch seinen Tod einen ihrer
vortrefflichsten Lehrer. Er hinterließ drei Söhne und
zwei Töchter. Von den ersten widmete sich einer der
Jurisprudenz und wirkte ebenfalls als Lehrer in diesem
Fache an der Universität zu Strassburg *). (Ph. H. Kälb.)

GRASECK oder GRASECK, ein berühmter
Arzt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Er ließ
sich nach der Beendigung seiner Studien in seiner Vater-
stadt Strassburg nieder, wo er sich einer sehr glänzenden
Praxis erfreute. Seine anatomischen und nologischen
Werke (*Maxogonotuxov* *Seargov*, in quo fabrica cor-
poris humani affahre demonstratur. Argentorat.
1606. 8. und *Autographia vitae humanae delineatio
istrica, cum ejusdem praecipuorum morborum ge-
nealogia*. Spirae 1615. 4.) sind jetzt vergessen. Ge-
schichtlich merkwürdig ist aber noch seine in ihrer Zeit
vielfacheste Beschreibung des griechischen Sauerbrunnens
in Baden im Rheintale (*Fons salutaris scabiosa Petrus*,
das ist, Gründliche Beschreibung der weiderrubsten
Brunnenaussen des Heils des genannten Sani Petrusbals
und Griechischen Sauerwassers, als in welcher gehandelt
wird von dessen ursprünglichen Quellen, mineralischen
Geistern, deren Kräften, unterschiedl. Application, auf
schwerer Leibs Constitution und deren Krankheiten, so
wohl äußerlichen als innerlichen, wie nicht weniger,
welchen solch Wasser zuwider (Strassburg 1606. 8.
Stend. 1607. 8. Stuttgart 1608. 8. Strassburg 1625. 8.)
Bekanntlich hat die griechische Heilquelle auch jetzt noch
nicht ganz ihr Ansehen verloren, im 17. Jahrhundert
war sie über die Grenzen Deutschlands berühmt und

*) J. Bale, De scriptoribus Britanniae. Creator. VII. c. 71.
J. A. Fabricii Bibliotheca aed. aetatis, ed. J. D. Mann. Tom.
VI. p. 80.

1) Gründlich in seinen lateinischen Schriften Graseccius ge-
schrieben.

2) Bezel P. Fischeri, Theatrum virorum eruditione clari-
ssim. (Norimberg. 1688. 4to.) p. 995.

wurde von allen Seiten und aus weiter Ferne gesucht*). (Ph. H. Kälb.)

GRASELLUS oder **DE GRASELLIS** (Antonius), ein italienischer Theolog aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen man aber nichts Näheres weiß, als daß er im J. 1448 Priester an der Kirche des heil. Apollinaris zu Venedig war. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit der Kosee und suchte dieselbe durch zwei Werke: *De gratia recuperanda ad instantiam Angelae sororis suae in statu virgineo constitutae* (Venetis 1487. fol.) und *Tractatus de sacramento Eucharistiae ad quosdam juvenes sacerdotes ejus spirituales filios* (Venetis 1487. fol.), von denen er das erste im J. 1448 verfaßte, zu fördern. Beide Werke waren bei den Zeitgenossen, besonders bei seinen Landsleuten, sehr beliebt und sollen, obgleich die Titel überall lateinisch angegeben werden, in italienischer Sprache geschrieben sein, verdienen aber jetzt nur noch als Curiositäten Erwähnung†). (Ph. H. Kälb.)

GRASER (Conrad), deutscher Theolog und Schulmann, am 6. Mai 1557 zu Königsberg in Franken (in dem jetzigen Herzogthum Sachsen-Hildburghausen), von armen, aber zu den Nachkommen des berühmten sönigberger Astronomen und Mathematikers Joh. Müller gehörenden Eltern geboren, bezog, nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt kaum die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, in seinem 15. Jahre (1572) die Universität Leipzig, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Da ihm von Hause nicht die zum Lebensunterhalte nöthigen Mittel zu Gebote standen, so mußte er sich dieselben als Schreiber bei einem Advocaten verdienen; das allmähliche Bekanntwerden mit dem Geschäftsbetriebe der praktischen Juristen und dem Bestreben derselben, die Klienten möglichst zu ihrem Vortheil auszubenten, erregte in ihm einen solchen Widerwillen gegen das von ihm gewählte Fach, daß er es gänzlich aufgab und mit der Theologie vertauschte. Als bald zur Einsicht gelangt, daß er in dieser Wissenschaft ohne die Kenntniß der alten Sprachen keine erheblichen Fortschritte machen könne, erlernte er mit unermüdlichem Fleiße die hebräische und die griechische Sprache und begab sich zu diesem Zwecke auf die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er die Vorlesungen des damals berühmten Orientalisten Mathias Helovius besuchte und bald als einer der vorzüglichsten Theologen galt. Nach der Beendigung seiner Studien und nach Erfüllung der verschiedenen Formlichkeiten wurde er als Rector nach Thorn berufen und erwartete sich hier bald die Achtung und Liebe Aller in hohem Grade, besonders durch sein Verhalten bei der Verrichtung der Seelsorge, indem er in seinen Predigten sorgfältig die Verührung aller gelehrten Streitigkeiten vermied und sich nur an das hielt, was zur Frömmigkeit und zum Seelenheile

führt!). Dabei vernachlässigte er keineswegs die Wissenschaft und war nicht nur eifrig bemüht, sich selbst mit den Fortschritten derselben bekannt zu machen, sondern übernahm auch auf Verlangen des Rathes in dem neueröffneten Gymnasium zu Thorn den Unterricht im Hebräischen und in der Geschichte. Leider vergaßen ihm seine sordidierenden Leiden an der Gicht nicht, seine Pflichten nach Wunsch zu erfüllen und seßelten ihn zuletzt gänzlich an das Zimmer, da seine Füße ihm den Dienst versagten. Er starb am 30. Dec. 1613 und wurde nach seinem letzten Willen weder mit Pomp noch in der Kirche, sondern still auf dem allgemeinen Friedhofe begraben. Er war seiner Gemeinde ein guterhirt, aber ein eifriger Gegner und Befämpfer der Feinde des Evangeliums, zu denen er auch seine Sandesgenossen zählte, welche ihr Amt benutzten, um sich zu bereichern. Unter seinen Schülern nehmen diejenigen, welche sich mit der heil. Schrift und mit der Erklärung derselben nach dem Urtexte beschäftigten, den ersten Rang ein; dahin gehören sein Commentar über die Apokalypse und seine Erklärungen mehrerer Stellen des Propheten Daniel. Da sein Unwohlsein ihn hinderte, den Commentar über die Apokalypse selbst zum Druck zu besorgen, so übertrug er die Herausgabe seinem gelehrten Freunde Caspar Waser, Professor der hebräischen Sprache in Zürich, und bat ihn, denselben dem König Jacob von England zu widmen. Das Buch erschien unter dem Titel: *Plaga regia: hoc est Commentarius brevis et perspicuus in Apocalypsin S. Joannis*, quatenus haec reconditissima prophetia hucusque per decurrentia ecclesiae catholicae lata et hodie potissimum impletur (Tiguri 1610. 4.) und ist sehr selten geworden, enthält aber neben manchem Guten auch viel Unhaltbares und kann dem Geiste unserer Zeit nicht mehr behagen; ebenso wenig ist dies der Fall mit der Erklärung einer Vision Daniel's oder der Geschichte des Antichrist (Historia Antichristi illius magni, explicata decem exercitationibus in alteram partem Cap. XI prophetiae Danieli. Lugd. Batav. 1605. 8.), welche noch nach seinem Tode durch eine nachgelassene Abhandlung (*Tractatus de visione Danieli c. 9. Thorunii 1614. 4.*) ergänzt wurde. Beachtenswerth ist indessen jetzt noch seine in einer Rede ausgesprochene Ansicht über die Nothwendigkeit der Kenntniß der hebräischen Sprache (*Oratio de lingua sancta addiscenda*, Thorunii 1587. 4.); für den Schulunterricht berechnet war sein jetzt unbrauchbares Handbuch der Geschichte (*Isagogae historicae*, Thorunii 1590. 8. N. E. Ibid. 1623. 8.). Seine sogenannten letzten Worte (*Ultima verba*), welche er an die Vorstände mehrerer Städte richtete, waren wohl gemeint und galten dem Religionsleben, wurden

*) Vergl. N. F. J. Eloy, Dictionnaire historique de la Médecine ancienne et moderne, Art. Graecus.

†) G. A. Fabricius Bibliotheca Latina mediae aetatis, ed. Martii. Tom. I. p. 125.

1) „Cum deprehendisset, controversias illas theologicas, quae scientiam quidem infantem parient, conscientias vero fluctuantes non sedant, quaeque hodie magna animorum contentione agitantur et magno tumultu in rebus publicis excitant, nullum prorsus usum habere, quin imo conscientibus simpliciorum intricare, coepit ab eis toto animo abhorrrere,“ sagt sein Biograph Wasm.

theologische Literatur. Bei dem Wechsel der Lehrgeschäfte bewährte er nach Vorbericht seine Kenntnisse in dem betreffenden Fache und man verdankt der Beobachtung dieser akademischen Einteil der kleine Abhandlungen: De eo, quod dicitur: ubi desinit Ethicus, ibi incipit Jureconsultus, sive de philosophiae moralis ad jurisprudentiam necessitate (Vindobonae 1767. 4.); Dissertatio de historici studii amoenitate atque utilitate deque historicorum electu (Oeniponti 1775. 4.) und De presbyterio et in eo sedendi jure dissertatio (Tridenti 1779. 4.). Die ambrosische Bibliothek, in deren Verwaltung er Kollmann's Nachfolger war, brachte er in Ordnung und erleichterte ihre Benutzung durch gute Cataloge. Während seiner Amtstätigkeit zu Innsbruck erwarb er sich auch hinlängliche Fertigkeit in der teutschen Sprache, doch mehr beim geselligen Mähe und unter Freunden beim Glase Wein, als durch mühsames Studium; daß diese ihm indessen schon beim Eintritt seiner Professur nicht fremd war, beweist die teutsche Uebersetzung einer botanischen Schrift des Naturforschers Joh. Bapt. Bobadich („Vom Gebrauche des Augapfels“, 2te Aufl. Prag 1761. 4.). Ueberhaupt hatte er das Leben und Wirken in der teutschen Stadt so lieb gewonnen, daß er die ihm von dem kaiserlichen bevollmächtigten Minister in der Bombardir, Karl Joseph Grafen von Firmian, angebotene Professur des kanonischen Rechts an der Universität Pavia ablehnte. Er bekleidete auch das Rectorat und wurde noch zu höheren akademischen Würden befördert worden sein; da aber seine Gesundheit durch allzu große Anstrengung untergraben war, so zog er sich im J. 1779 auf den Rath seiner Aerzte mit einem jährlichen Gehalte nach Rovereto zurück, wo er am 16. Juni 1786 starb. Die Kaiserin Maria Theresia und der Papp Pius VI. betrauten ihm bei mehreren Gelegenheiten ihr Wohlwollen. Graser besaß einen hellen Geist, einen treffenden, schmeichelnden Witz und eine rücksichtslose Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, aber eine schlechte Gestalt, weshalb man ihn auch nicht selten mit Aesop verglich. „Eine Gesellsamer“, sagt sein Biograph, der um die Gelehrtengeschichte Italiens verdiente Clem. Bannetti 7), „war ungewöhnlich groß und sein gewandtes Genie wußte mit ihr Alles zu machen; er disputirte mit gleicher Fertigkeit und mit gleichem Erfolg über einen schwierigen Satz aus dem kanonischen Rechte, wie er ein witziges Epigramm, eine fließende Elegie und ein scherzhaftes malonarisches Gedicht für seine Freunde hinwarf; auch in der Beredsamkeit war er ausgezeichnet und seine Predigten fanden den ungetheilten Beifall des Volkes.“ In der Poesie war sein Liebling Horaz, dessen männlichen, lehrenden Spott er in einigen Sermonen glücklich nachahmte. In einem Lehrgedichte über die Vortrefflichkeit der Vernunftlehre, welches er der Kaiserin Maria Theresia zuwiegte, dessen Abdruck aber in Wien verhindert wurde, hatte er nicht weniger glücklich Lucrez nach-

geahmt. Die vorzüglichsten dieser lateinischen Gedichte hat Bannetti als Anhang zu seiner Biographie mitgetheilt, eine Auswahl der lateinischen Correspondenz Graser's mit teutschen Gelehrten, welche nicht nur philologische Fragen behandelt, sondern auch ausführliche Erläuterungen über schwere Stellen des Plautus und Terentius enthält, wäre ersprißlicher gewesen 7).

(Ph. H. Kulp.)

GRASER (Johann Baptist), teutscher Pädagog, am 11. Juli 1766 zu Gilmann, einem Dorfe bei Würzburg, geboren, war der Sohn eines unbemittelten Landwirths, erhielt aber bei einer angehenden Verwandtin zu Bamberg eine gute Erziehung und die nöthigen Mittel zum Besuche des Gymnasiums dieser Stadt, wo er sich in allen Fächern, besonders aber in der Mathematik und Philosophie, tüchtige Kenntnisse erwarb und bei den öffentlichen Prüfungen so sehr auszeichnete, daß ihm eine Preisstelle im Priesterseminar in Würzburg zu Theil ward. Hier widmete er sich mit großem Eifer den theologischen Wissenschaften, betrieb aber mit besonderer Vorliebe das Studium der orientalischen Sprachen. Nachdem er im J. 1790 durch öffentliche Disputation und eine Abhandlung (Observationes in nonnullis quatuor priorem capitulum epistolae ad Romanos locos. Heripoli 1790. 8.) die theologische Licentiatenwürde erlangt hatte, bekleidete er die Stelle eines Praefecten des dortigen abgeigen Seminars, bis er sich nach kurzer Zeit auf die Einladung des Grafen von Colloredo, des letzten Erzbischofs von Salzburg, nach dieser Diöcese begab, wo er zuerst als Lehrer und bald darauf als zweiter Director der erzbischöflichen Pagerie und des Virgilianischen Collegiums angeheft, aber noch vor der Sacularisation des Erzbisthums dieses Amtes wieder entbunden wurde, weil wahrscheinlich sein Ruf ohne Nennung seines Namens ercheinendes pädagogisches Werk: „Prüfung der Unterrichtsmethode der katholisch-praktischen Religion vom dem Standpunkte der Zweckmäßigkeit“ (Landshut 1800. 8. 2. Ausg. unter dem Namen des Verfassers, Gend. 1806. 8. R. Titelausg. Gend. 1831. 8.), welches eine längere Polemik 7) hervorrief, Mißfallen veruracht. Er nahm nun in den Jahren 1801 und 1802 seinen Aufenthalt zu Bamberg und Würzburg, wo er seine das Versehen gegen den Erzbischof mißbilligende Fingelschrift („Ueber die Sacularisation.“ Würzburg 1801. 8.), sein „Moralisches Handbuch für Studierende zum Gebrauche für Stunden der Andacht“ (Salzburg 1801. 8. 2. Theil. R. Aufl. unter dem Titel: „Stunden der Andacht für Studierende, zur Uebung des wahren Sinnes für Religion

3) J. G. Meusel, Verzeichn der von 1750–1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. IV. S. 328. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 29. (N. 24. Tom. XVII. p. 371.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 702. Gend. v. Wurzbach, Biographisches Verzeichn des kaiserlichen Oesterreich. Bd. V. S. 309.

1) Vergl. Kurz Darstellung der „Prüfung des katholischen praktischen Religionsunterrichts.“ (Salzburg 1800. 8.) J. G. Kulp. 2) „Ueber den Werth des Religionsunterrichts nach der Gracianischen Methode.“ (Münster 1800. 8.) Entwurf einer Prüfung über die „Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichts.“ (Salzburg 1805. 8.)

2) Clementinus Fannettii Commentariolum de Joanne Baptista Graserio. Accedunt nonnulla hujus carmina. Motione 1790. gr. 8. (Vergl. Allgem. Literatur-Zeitung, 1791. Bd. I. S. 359.)

und Kirchenhum." Bamberg 1833. 8. 2 Hfte. Ebend. 1837. 2 Hfte. 8.) und seine „Andachtsübungen für gebildete Jünglinge und Mädchen“ (Salzburg 1801. 8.) unentbehrlich. Da er seiner Person wegen wieder gegen Ende des Jahres 1802 nach Salzburg zurückkehren mußte, so benutzte er diesen über ein Jahr dauernden Aufenthalt zur näheren Begründung seiner Unterrichts-methode „Ausführliche Beleuchtung der Ideen und Grundsätze der Prüfung der Religionsmethode.“ Salzburg 1803. 8.). Im Frühling 1804 wurde er als Professor der Theologie an die Universität Landshut und im Herbst desselben Jahres als Schul- und Studienrath nach Franken berufen, wo er theils zu Bamberg, theils zu Würzburg seinen Amtssitz hatte und trotz mannich-faltigen Hemmnissen durch unfundige oder bössartige Gegner das in tiefen Verfall gerathene Schulwesen nach Nothdurft organisirte und mit dem Besitze der Landes-direction, welche seinen Vorschlägen zu zeitgemäßen Veränderungen meist beistimmte, manche Verbesserungen, besonders in dem Elementarunterrichte, einführte. In diese Zeit fällt auch die erste Anlage der vorzüglichsten seiner pädagogischen Schriften, der „Elementarschule“, worin er bis zu seinem Lebensende arbeitete. Es zerfällt in drei Abtheilungen: „Die Elementarschule fürs Leben in der Grundlage“ (2. Aufl. Vaireuth 1819. 8. 3. Aufl. Hof 1821. 8. 2 Abtheilungen. 4. Aufl. Ebend. 1839. 8. 2 Abtheilungen), „Die Elementarschule fürs Leben in der Erziehung“ (3. Aufl. Vaireuth 1827. 8. 8. Aufl. Ebend. 1843. 8.) und „Die Elementarschule in der Vollendung, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dem Lehrer Ludwig in Binndach“ (2. Abtheilungen. Hof 1841. 8.) und beweißt die unermüdliebe Sorgfalt, womit Graser stets diesem wichtigen Gegenstande folgte. Auch schrieb er in dieser Periode bei vielfachen Amtsgeschäften die „Vorbachtungen und Vorschläge über Erziehung und Schulen“ (Salzburg 1804. 8. Landshut 1804—1805. 8. 2 Bde. N. Ausg. unter dem Titel: „Die literarische Erziehung, auf das Princip der sich selbst entwickelnden Natur gegründet. Vorbachtungen und Vorschläge.“ Landshut 1831. 8.) und begann die Herausgabe des „Archivs für Volks-Erziehung durch Kirche und Staat“ (Salzburg 1804. 8. 6 Hefte), welches aber nicht den erwünschten Fortgang hatte. Als die königliche Regierung zu Bamberg (im J. 1810) aufgelöst wurde, ging er in derselben Eigenschaft an die Regierung des Obermainkreises zu Vaireuth über, wo er sich mit der Tochter des Appellationserates Rißter, mit welcher er zu Bamberg ein Verhältniß angeknüpft hatte, von dem Kaplan eines Pörfparres trauen ließ. Obgleich er schon früher von dem bishöflichen Ordinariat zu Bamberg die Dispens von allen geistlichen Dienstleistungen erhalten hatte, so erregte dieser Schritt doch nicht nur großes Aufsehen bei dem Klerus, sondern brachte ihm auch mancherlei Nachtheile. Er kummerte sich indessen wenig um das Gerüde der großen Menge und erfüllte fortwährend die Obliegenheiten seines Amtes mit musterhafter Gewissenhaftigkeit bis zum Jahre 1825, in welchem er nach Aufhebung der Schulkathedren bei den

Regierungsbehörden in den Ruhestand versetzt wurde. Als Schulkath in Vaireuth hatte er auch seine literarische Thätigkeit emsig fortgesetzt, wie seine diesem Zeitraume angehörenden Schriften: „Ditinität, oder das Princip der wahren Menschenerziehung mit besonderer Anwendung auf eine neue Elementar-Unterrichts-Methode“ (Hof 1810. 8. Neue umgearbeitete Auflage, Ebend. 1813. 8. 3. Aufl. Vaireuth 1830. 8. 2 Hefte); „Der erste Kindesunterricht in der Religion, die erste Kindeschule, eine Kritik der bisher üblichen Erziehungsmethode“ (Vaireuth 1819. 8. 3. Aufl. Hof 1828. 8.); „Das Schulmeisterthum mit der Elementarschule fürs Leben im Kampfe“ (Ebend. 1820. 8.); „Die Hauptgesichtspunkte bei der Verbesserung des Volksschulwesens“ (Vaireuth 1822. 8. N. Aufl. Ebend. 1823. 8.) und „Ueber die vorgebliche Ausräumung der Studienreise in unserer Zeit. Betrachtungen und Vorschläge, veranlaßt durch die neuesten Nachrichten über Studentenvereine“ (Hof 1824. 8.) zur Genüge beweisen. Seiner Amtshaltigkeit hat Oberfranken außer anderen Schöpfungen das bambergische Schullehrerseminar und die lateinischen Schulen zu Forchheim, Kronach und Hof und überhaupt eine bessere Einrichtung der Schulanstalten zu verdanken, obgleich sein Bestreben vielfach angefeindet und verkannt wurde. Auch nach seiner zu frühen Verlegung in den Ruhestand blieb er für das liebgewonnene Fach thätig und diente gern den oft seine reichen Erfahrungen in Anspruch nehmenden Behörden mit seinem Rathe. Er starb am 28. Febr. 1841 zu Vaireuth. Der Ruhe während der Jahre seines Ruhestandes verbannt die Wissenschaft noch mancherlei Beiträge zum theologischen und pädagogischen Fache, die bedeutendsten derselben sind: „Das Judenthum und seine Reform, als Vorbedingung der vollständigen Aufnahme dieser Nation in den Staaten-Verband“ (Vaireuth 1828. 8.); „Die Erhebung des geistlichen Standes zur Würde und Wirksamkeit, als Hauptbedingung zur Ruhe und Sitte in den Bistümern“ (Kürnberg 1831. 8.) eine sehr anziehende Abhandlung, in welcher der Verfasser nicht durch das Mittel einer bios streng sichtlich rehaudirenden Hierarchie, sondern durch die forschliche Weitergeburt des Klerus jedes Landes seinen Zweck erreicht wissen will; „Das Verhältniß meiner Unterrichtsmethode zum positiven Religionsunterrichte, als Anhang zur Ditinität“ (Vaireuth 1831. 8.); „Der durch Geist und Tausprache der Menschheit wiederzugegebene Tausstunne“ (Vaireuth 1829. 8. 2. vermehrte Aufl. Ebend. 1834. 8.) und „Das Verhältniß des Elementarunterrichts zur Politik der Zeit. Eine Kritik des bisherigen Unterrichts und Darstellung der einzig heilsamen Unterrichtsmethode.“ (Vaireuth 1835. 8. 2. Aufl. Ebend. 1837. 8.) Nach seinem Tode erschien noch: „Die Erziehung der Tausstunnen in der Kindheit. Nach dem Tode des Verfassers mit Schluß und kurzer Biographie desselben versehen von Ludwig.“ (Kürnberg 1843. 8.) „Es ist“, sagt ein katholischer Schriftsteller, „in der That eine sehr angenehme Erscheinung, daß noch die und da Einer sich von dem Gerüde der Masse losreißt, welche sich auf der Heerstraße gleich einem Strome fortwählet, und zu

einer Anhöhe emporarbeitet, auf welcher er mit scharfem Blick das wahre Ziel seines Ganges sieht, aber auch in der Weite, in welche er es gesteckt sieht, die kürzesten und sichersten Wege nur sieht, welche dahin führen“). (Ph. H. Kuhl.)

GRASER (Johann Nepomuk), mit dem Klosternamen Rudolf, ausgezeichnete Homilet des vorigen Jahrhunderts, am 4. Juli 1728 zu Linz in Oberösterreich geboren, widmete sich der Theologie in dem Colleg der Benedictiner zu Kremsmünster und legte daselbst am 13. Nov. 1745 das Ordensgelübde ab. Er zeigte ein ungewöhnliches Talent zum Predigamt und wurde deshalb zur weiteren Ausbildung sowohl in diesem Fache als auch in fremden Sprachen von seinen Oberen nach Paris geschickt, wo er ein Jahr zubrachte und fleißig die Vorträge der berühmtesten Kanzelredner besuchte. Nach seiner Heimkehr verfas er das *Wissensamt* zu Würzburg und später kam er als Pfarrer nach Ried im Innkreise, wo er am 20. Jan. 1787 starb. Seine Bemühungen im Gebiete der geistlichen Pödersamkeit, welche sich besonders in Oesterreich in einem betrübten Zustande befand, fanden allgemeine Anerkennung und er reicherte die vollkommen seine Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der kurfürstlich-bairischen Gesellschaft zur Hebung der Kanzelredersamkeit (ad excolendam eloquentiam sacram). Seine „Vollständige Lehrtart zu predigen oder wahre Predersamkeit der christlichen Kangel nach den Vorschriften der berühmtesten Redner Frankreichs und Teutschlands in gründlichen Regeln verfaßt“ (Augsburg 1768. 4.), welche auch in kurzer Fassung („Lehrtart zu predigen.“ Augsburg 1770. 4. 2. Aufl. Ebd. 1774. 4.) erschien, sowie seine „Praktische Predersamkeit der christlichen Kangel“ (Augsburg 1769. 4. 2. Aufl. mit einer Vorrede von seinem Ordensbruder Maur. Lindemayr. Ebd. 1774. 4.) übertreffen weit alle ähnlichen Versuche der katholischen Glaubensgenossen seiner Zeit und zeichnen sich durch Ordnung, Gründlichkeit und Vollständigkeit aus, besonders rühmlich ist aber der überall hervortretende Eifer, womit er gegen den unnatürlichen, wüthig sein sollenben und oft in das Pöstliche fallenden Vortrag der damaligen katholischen Kangelredner ankämpft. In seinen „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres“ (Augsburg 1772—1776. 4. 3 Bde.) suchte er seine Vorschriften praktisch darzustellen, was ihm auch in der Hauptsache leidlich gelang. Im dritten Bande dieser Predigten findet man einen wohlgemeinten Vorschlag, das Predigamt zu erleichtern und eine ihrem Zwecke entsprechende vollständige Christenlehre für das Landvolk. Manche beherzigungswürthe homiletische Winke enthält auch die Vorrede zu seiner Uebersetzung der Predigten 3. Lektors („Sammliche Predigten auf alle Sonn- und Festtage, aus dem Lateinischen.“ Augsburg 1778. 8. 2 Bde. 2. Ausg. Ebd. 1783. 8. 2 Bde.). Seine „Poetische Blüthezeit an Ihre Majestät die Kaiserin

Königin“ (Augsburg 1769. 4.) ist ein unbedeutendes Gelegenheitsgedicht. Ein der weitem noch nicht genug gewürdigtes Verdienst erwarb sich Graser aber um die Pflege der teutschen Sprache und er stand sogar, um sich guten Rath zu holen, einige Zeit mit Goethe in brieflichem Verkehr. Daß diese Anstrengungen nicht vergeblich waren, beweist die reine und richtige Sprache, durch welche seine Schriften und besonders seine Predigten sich auszeichnen. Der Vortrag in den letzteren ist einfach und ohne Wortgepränge, aber doch eindringlich, der Styl mehr idyllisch, als oratorisch und der Inhalt beschränkt sich auf wichtige und ernste Gegenstände und schließt alle läppischen Hystorien und Pöffen, obschon sie zu seiner Zeit sehr beliebt waren, sorgfältig aus“). (Ph. H. Kuhl.)

GRASHOFF (Karl Friedrich August), teutcher Schulmann, am 24. Aug. 1770 zu Groß-Germersleben im Herzogthume Magdeburg, wo sein Vater Justizamtmann war, geboren, begab im J. 1789, nachdem er auf den Schulen zu Halle und Magdeburg die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, die Universität Halle, um sich der Theologie zu widmen, nahm aber nach Beendigung seiner Studien im J. 1793 eine Lehrstelle an der Realschule zu Berlin an, welche er jedoch im J. 1797 mit der Stelle eines Conrectors an dem Gymnasium Prenzlan vertauschte. Nachdem er im J. 1806 von der philosophischen Facultät zu Frankfurt a. d. O. die philosophische Doctorwürde erhalten hatte, übernahm er im J. 1810 das Directorat des Gymnasiums, bis er im J. 1813 nebst dem größten Theile seiner Schüler an dem Befreiungskampfe Theil nahm. Nach der Herstellung des Friedens erhielt er im J. 1814 bei dem Generalgouvernement in Rachen eine Anstellung als provisorischer Director des öffentlichen Unterrichts am Riedersheim, in welcher Eigenschaft er mehrere Departements bereisen mußte, um in ihnen das höhere und niedere Schulwesen zu organisiren. Nach der Auflösung des Generalgouvernements wurde er im April 1816 beim Consistorium und Schulcollegium zu Köln angestellt und erhielt im Herbst desselben Jahres die Leitung des Karmelitercollegiums, welches Anfangs als höhere Stadtschule eingerichtet war, später aber (1825) zum evangelischen Gymnasium erhoben wurde und seit dem Jahre 1830 als Friedrich-Wilhelms-Gymnasium blüht. In dieser amtlichen Stellung erwarb sich Grashoff große Verdienste um das Schulwesen, welche von dem Könige durch die Ertheilung mehrerer Orden anerkannt wurden. Seine Schulprogramme („Erziehung und zwar Erziehung der Menschen, der erste und höchste Zweck aller Schulen.“ Prenzlan 1811. 8. „Ueber den Zweck und die Einrichtung der öffentlichen Schulprüfungen.“ Köln 1823. 8., und seine Jahresberichte über den Zustand des Karmelitercollegiums, 1820—1825), sowie seine übrigen auf

*) (De Luca) Das deutsche Oesterreich, Bd. I. S. 1. S. 157. Joh. W. Neusel, Kritiken der vom Jahre 1760—1800 verfaßten teutschen Schriftsteller, Bd. 4. S. 396. Goss. v. Wergesbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 6. S. 310.

2) Bergr. Neuer Nekrolog der Deutschen, 1841. Th. I. S. 260. Handbuch der germanischen Literatur des Katholicismus S. 325. Biographie générale. Tom. XXI. p. 703.

Pädagogik bezüglichen Schriften („Wie läßt sich die Bildung einer Nation am leichtesten und sichersten auf eine andere übertragen.“ Berlin 1796. 8. „Schulzwang und Schuldge.“ Köln 1834. 8.) enthalten manche beherzigungswürdige Winke; seine Unterrichtsbücher aber („Ueber die ersten Begriffe der Geometrie, zunächst mit Bezug auf Paralleltheorien.“ Köln 1826. 8. „Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte.“ Ebdem. 1831. 8. und „Neue Vorleseblätter zum Griechisch-Schreiben.“ Grefeld. 1833. 8.) erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Seine Bemühungen fanden auch nicht immer Anklang, wie aus seinem Werke: „Aus meinem Leben und Wirken, zugleich als Beitrag zur Geschichte der Rheinprovinz unter preussischer Landesherren in Hinsicht auf Kirche und Schule.“ (Bd. I. Gießen 1839. 8.) hervorgeht. Er starb als Director des Gymnasiums zu Köln am 4. März 1841 und sein Tod ward allgemein betrauert. Er mit ihm der Kaiser Otto Grashoff von Köln verwandt ist, wird nirgends gesagt. Dieser hielt sich gewöhnlich in Düsseldorf auf und machte Historien und Genetralien, welche Beifall fanden. Als seine vorzüglichsten Werke, welche sich auch auf der Berliner Kunstausstellung befanden, werden betrachtet: Eid, eine Romanze, und die Uebergabe des Schwertes nach dem bekannten Gedichte Stollberg & *).

Grashüpfer, f. Locusta.

GRASHUYS (Johann), Arzt, der zu Leiden promovirte (De phlebotomia. 1720.) und in Amsterdam practisirte, hat sich in seinen Schriften als sehr guter Beobachter documentirt. Außer einigen Journalartikeln haben wir von ihm: *Exercitatio medico-chirurgica de scirrbo et carcinomate, in qua etiam fungi et sarcomata pertractantur.* Amstel. 1741. 8. (Ins Holländische überf. Amsterdam. 1744.) *Dissertatio de generatione puris, praemio ab academia regia chirurgica Parisiensis anno 1746 proposito condecorata.* Amstel. 1747. 8. *Editio nova auctior.* 1764. 8. Ins Englische überf. Lond. 1748. *Van de Operatione der Heelkunde.* Amsterdam. 1748. 8. *De colica pictorum tentamen, accedit de natura, sede et origine hydatidum disquisitio.* Amstel. 1752. *Appendix, decadem Observationum sistens.* Ib. 1755. (Die Schriften von Grashuys, von Trombin und von Estrad sind zusammengest. in: *Kuiterleene volledige Afbeeldingen van der Kolf van Poitou u.* Aus dem Lat. von G. Fr. Schröder. Kopenhagen 1781.)

(Fr. Wilh. Theile.)

Graskäfer, f. Melyris.

Grasillie, f. Anthericum.

GRASLIN (Jean Joseph Louis), ein wenig gekannter, aber sehr verdienstvoller französischer Schriftsteller im Fache der Nationalökonomie, im J. 1727 zu Tours geboren, widmete sich, nachdem er in dem College zu Poitiers seine gelehrte Vorbildung erhalten hatte, der

Jurisprudenz und wurde nach Beendigung seiner Studien unter die Advocaten am Parlament zu Paris aufgenommen. Da ihm aber diese Laufbahn nicht behagte, so bemühte er sich, anderwärts anfänglich unterzukommen, und hatte das Glück, nach vor seinem 30. Jahre die bedeutende und sehr einträgliche Stelle eines Generalanwälters der königlichen Rächte zu Nantes zu erhalten. Die unmittelbaren Erfahrungen in dieser zu seinem Amtsfache bestimmten Stadt, einem der wichtigsten Mittelpunkte des See- und Colonialhandels Frankreichs vor und nach der Revolution, ließen ihm klare Anschauungen über die bisher in der Nationalökonomie aufgestellten Principien gewinnen und an der Richtigkeit der Theorie Fr. Quesnay's und seiner Schüler, der sogenannten Defensionisten, zweifeln: Diese Schule sieht beinahe die einzige Quelle des Reichthums in dem Reinertrage des Bodens. Dieser scheinbar auf philosophische Grundzüge gestützte Irrthum hatte um so mehr und um so schneller um sich gegriffen, da seit der mit so vielen Verlusten und Nachtheilen verbundenen Revolution das Law-fchen System eine entsetzliche Wüthung gegen die industriellen und finanziellen Speculationen sich immer mehr geltend machte. Graslin, welcher täglich Zeuge des Wettstreits der Industrie und des Handels in dem Geschäfte der Production sein mußte, war weit entfernt, diesem hartnäckigen Vorurtheile zu huldigen, sondern eifrig bemüht, die sich auf die Erfahrung stützende Methode seines Landmannes und Lehrers Descartes nach den von diesem Philosophen aufgestellten Principien auf das Studium der ökonomischen Fragen anzuwenden, unterwarf er das Wesen des Reichthums einer sorgfältigen und klaren Entzweiung. Es bot sich alsbald eine Gelegenheit, seine Ideen zu veröffentlichen, da die königliche Ackerbaugesellschaft zu Limoges als Gegenstand ihrer Preisfrage aufgegeben hatte: „den Einfluß der indirecten Steuer auf das Einkommen der Besitzer liegender Güter zu zeigen und zu würdigen.“ Da man unter indirecter Steuer diejenige zu verstehen hat, welche nicht den Producenten, sondern den Consumenten trifft, so mußte, da der Boden nach der Lehre der Defensionisten als das einzige producierende Element betrachtet wird, die Besteuerung zuletzt nothwendig auf den Ackerbau fallen, also die Abgaben allein auf die liegenden Güter vertheilt und der Handel ohne alle Rücksicht auf die als nicht productiv erklärten Vortheile der Industrie und der Schiffahrt gänzlich freigegeben werden. Graslin, welchem diese Folgerungen sehr schmerzhaft schienen, ärgerte sich, als Wüthender war dem Preis auszureiten, obson der Wortlaut des Programms geradezu das Princip ansprach, welches er bekämpfen wollte. Er erhielt auch, wie zu erwarten war, den Preis nicht, aber sein ohne Kennung seines Namens gedruckter Versuch über den Reichthum und die Besteuerung (*Essay analytique sur la richesse et sur l'impôt, où l'on réfute la nouvelle doctrine économique qui a fourni à la Société royale d'Agriculture de Limoges les principes d'un programme qu'elle a publié sur l'effet des impôts indirects.* Londres 1767. 8.) verdient in der Geschichte der National-

1) Vergl. *Neuer Atlas* der Deutschen. Jahrg. 1841. Bd. I. S. 277 ff. *Illustrations* der Gall. Literaturgeschichte. 1841. Bd. 2) G. R. Nagler, *Künstler-Lexikon*. Sp. V. C. 337.

ökonomie eine ganz besondere Beachtung, da es wahrscheinlich die erste Schrift in diesem Fache ist, welche die Theorie des Nationalreichthums auf die Arbeit gründet, die sich an den Ackerbau, die Industrie und den Handel knüpft. Gräslin findet das Princip der Nationalökonomie in der Beziehung des Menschen zu den Dingen und in der Beziehung der Dinge zu einander selbst. Indem er nun durch die weitere Entwicklung diese Beziehung verfolgt, bestimmt er den Begriff des Reichthums und gibt sich Rechenschaft von seiner Entstehung durch die allseitige Anwendung der Arbeit; der Reichthum besteht demnach in allen zu den Bedürfnissen gehörenden Gegenständen, welche unter sich relativen Werth haben, je nach dem Grade des Bedürfnisses und dem Grade der Seltenheit; ferner untersucht der Verfasser allmählig fortsetzend die Wichtigkeit des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Künste bei der Bildung des Reichthums und handelt dann im zweiten Theile seines Werkes von der Besteuerung nicht nur nach ihrer Beschaffenheit und ihrer verschiedenen Anwendung, sondern auch nach ihren Wirkungen auf den Staat. Man hat Gräslin die Erfindung der Theorie, welche den Nationalreichthum auf die Arbeit gründet, streitig machen wollen, indem man voraussetzte, er habe in den Jahren 1751 bis 1754 die Vorlesungen Adam Smith's zu Edinburgh gehört, und seine Anwesenheit in England aus dem Titel seines Essay gefolgert, weil dieser den Druckort London darbietet. Da übrigens jeder in der Literatur nicht Unbekannte weiß, daß London häufig aus mancherlei Buchhändlerbüchereien als Druckort auf französischen Büchern angegeben ist, welche ohne Zweifel in Frankreich erschienen sind, und von einer Reise des Verfassers nach England nirgends die Rede ist, so zerfällt die Gräslin's Ruhm schmälernde Vermuthung in Nichts. Hätte aber auch dieser wirklich von der Veröffentlichung des unsterblichen Werkes Smith's (1776) in einer Vorlesung desselben diese Idee aufgefaßt und einen Theil des neuen Staatsökonomischen Systems zur allgemeinen Kenntniß gebracht, so müßte man doch in diesem Schüler einen jener geistreichen Männer von durchdringendem Verstande erkennen, welche eine Wahrheit, deren kostbaren Keim sie in sich aufgefaßt haben, sich aneignen und befruchten. Da Gräslin bei der Behandlung der Frage gezwungen war, auf die Ausdrücke und Voraussetzungen des erwähnten Preisprogramms näher einzugehen, so mußte er nothwendig mit der Schule der Defconomen anbinden und er machte sogleich einen tühnen Angriff auf den Paraisus von Mirabeau und Mercur de la Rivière, die beiden entschiedensten und gefährlichsten Vorstehrer derselben. Später gerieth er auch in einen heftigen Streit mit dem Abbé M. Baudouin, dem Herausgeber der Ephémérides du citoyen und es gelang ihm in seiner Correspondance contradictoire avec l'abbé Baudouin sur un des principes fondamentaux de la doctrine des économistes (Londres 1779. 8.) bei den unparteiischen Fachleuten den Sieg über seinen Gegner davonzutragen; einen nachhalligen Einbruch machte besonders sein dritter und letzter Brief an den gelehrten Abt, worin er seine Ansicht über das

Zusammenwirken der Industrie und des Handels bei der Bildung des Nationalreichthums ebenso klar als nachdrücklich entwickelt und zuletzt die Wichtigkeit der damals kaum angeregten Frage über den Einfluß des Maschinenwesens für die Zukunft darlegt. Er erklärt sich gegen die allzu schnelle Einführung und zu häufige Anwendung dieser helfenden Kraft, weil sie viele Hände beschäftigungslos mache, erklärt sich aber für die Nothwendigkeit, sie allmählig herbeizuführen, weil sonst der Wettstreit anderer Völker den Sieg davon tragen und die einheimischen Arbeiter der Armuth anheim fallen müßten. Während Gräslin sich auf diese Weise theoretisch mit der Frage des Nationalreichthums beschäftigte, unterließ er es nicht, auch durch die That zur Entfaltung desselben beizutragen, indem er Wälder lichten und Sümpfe austrocknen ließ, um den Boden urbar zu machen. Auch suchte er den Plan, Nantes, eines früher durch ihre engen Straßen und schlecht gebauten Häuser auffallende und ungeordnete Stadt zu vergrößern und zu verschönern, und zwar durch die Benutzung einer ihm angehörenden großen Bodenstrecke zur Anlage eines neuen Stadtwirks, welches jetzt das schönste und volkreichste ist. Daß er dafür bei seinen Zeitgenossen nicht den verdienten Dank erntete, sondern sich fortwährend gegen die Angriffe und Verleumdungen Mißgünstiger vertheidigen mußte, beweist eine nicht geringe Anzahl seiner Schriften¹⁾, durch welche er die Nützlichkeit seines Unternehmens darthun und die falschen Vorstellungen seiner Gegner entkräften mußte. Die jetzige Generation ist freilich von der Wohlthätigkeit und den Vortheilen seines Unternehmens überzeugt und hat zur Verewigung seines Namens denselben dem Plage, worauf sich das von ihm erbaute Schauspielhaus erhebt, beigelegt. Er starb im J. 1790 zu Nantes und lieiert ein schlagendes Beispiel, welches Glük Reichthum in den Händen eines bledern und seine Mitmenschen liebenden Mannes bringen kann²⁾. (Ph. H. Krib.)

GRASMAIR (Johann Georg Daniel), teutscher

1) Obgleich diese nur Nantes betreffen, so enthalten sie doch so viele für ähnliche Stadterweiterungen brauchbare Winke, daß sie namhaft gemacht zu werden verdienen. Sie führen folgende Titel: Observations sur les additions très-importantes à faire au quartier neuf de Nantes; Réflexions sur la construction d'une salle de spectacle à Nantes; Réponse aux remarques sur la nécessité de construire une salle de spectacle à Nantes; A MM. les officiers municipaux de la ville de Nantes; Observation sur son mémoire concernant le Café de la comédie; Observations au sujet de trois libelles, qui ont été publiés successivement contre lui; Mémoire pour servir J. J. L. Gräslin, servant de réponse à un libelle anonyme; Mémoire au sujet de sa possession sur la place Saint-Nicolas; Réflexions indispensables sur une brochure qui a pour titre: „Réponse en mém. que M. Gräslin a adressé aux officiers municipaux;“ Mémoire sur la suspension des travaux de la salle de spectacle; Subscription pour le soutien et l'entretien d'un spectacle dans cette ville; Dern. requête à MM. les officiers municip. au sujet des embellissements du quartier neuf. Alle diese Flugblätter sind ohne Angabe des Jahres und Druckortes in Nantes in 4. erschienen. 2) Vergl. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 29 seq. (N. Ed. Tom. XVII. p. 372 seq.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 704.

1) Diese Schriftart, welche auf dem Denkmale des Rotiers in

Maler, im J. 1690 zu Brinn in Tyrol geboren, war der Sohn eines weithin berühmten Glöckners, widmete sich aber, da er an dem Gesichte seines Vaters kein Gefallen fand, der Malerei. Er erlernte die Anfänge der Kunst bei seinem Landsmanne Joseph Alberti in Cavalese und ging dann nach Venedig, wo er bei Karl Leith, und später nach Rom, wo er bei Francesco Trevisani seine Studien fortsetzte. Nach einem siebenjährigen Aufenthalte in Italien besuchte er verschiedene Gegenden Teutschlands und einige angrenzende Provinzen Frankreichs. In Strasbourg, wo er sich längere Zeit aufhielt, bot man ihm das Bürgerrecht an, welches er aber ausschlug, zu Ransheim, wo er einige Zeit im Dienste des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz stand, gesel es ihm auch nicht und ebenso wenig zu Donaueschingen, wo er mehrere Dedeln im Schlosse des Fürstbistums malte. Er kehrte in seine Heimath zurück und ließ sich bleibend zu Willau in der Nähe von Innsbruck nieder, wo er auch am 27. Dec. 1761 starb. Der Aergir, daß nicht ihm, sondern Michael Unterberger, ebenfalls einem Schüler Alberti's, die Ausföhrung des Hochaltarblattes in der Domkirche zu Brinn übertragen wurde, nach Andern der Verdach über eine unglückliche Ehe soll seinen Tod verursacht haben. Er arbeit im J. 1751 zu Willau. Grasmair war ein sehr fleißiger und fruchtbarer Arbeiter und in Tyrol befinden sich wenigstens fünfzig von ihm gemalte Altarblätter. Die vorzüglichsten derselben sind zu Innsbruck „Der heil. Sebastian“, „Maria Himmelfahrt“, „Der heil. Johann von Nepomuk“ in der Pfarrkirche, „Die sieben Väter“ und „Der heil. Pellegrih“ in der Servitenkirche und „Der heil. Georg“ in der Kapelle des Landeshauptpalastes, in der Pfarrkirche zu Willau „Der heil. Andreas“ und „Die heil. Katharina“ und in dem Kirchlein zu Eufels bei Brinn „Der heil. Schutzengel.“ Außerdem fertigte er noch viele Staffeleigemälde, besonders Landschaften, von denen sich noch mehrere zu Innsbruck im Privatbesitze erhalten haben. In derselben Stadt find von ihm auch das Dedengemälde in Del im großen Bibliotheksaale, die Himmelfahrt der heil. Jungfrau darstellend, und die Wandgemälde in den Speisekammern der Serviten; zu erwähnen find ferner noch die meisterhaften Bildnisse seiner Aeltern im väterlichen Hause zu Brinn. „Grasmair's Arbeiten“, sagt ein Kenner derselben, „welche sich durch richtige Zeichnung und treffliche Composition auszeichnen und nur im Colorit das Brandtliche in der Carnation aufweisen, ein Uebel, das er sich von seinem ersten Meister Alberti angeeignet hatte, werden noch heutzutage in Tyrol geschätzt. In seinen Landschaften läßt die Perspective immer vortheilhaft und nur die Farbe läßt Wunders zu wünschen übrig.“ Freilich. Jos. von Eyres, Präsident der Kunstakademie zu Wien, ließ Grasmair, dessen Jögling er war, ein von dem berühmten Bildhauer Fr. Jannet ausgeführtes Denkmal von Stein in der Kirche zu Willau setzen. Mit diesem Maler angehörende Werke werden von einigen Kunsthistorikern

einem Matthias Grasmair zugeschrieben, welcher den größten Theil seines Lebens zu Innsbruck in Dunkelheit zugebracht haben soll; die Nachricht beruht aber sicher auf einem Irrthume, denn es läßt sich doch nicht wol annehmen, daß ein Maler gleichen Namens bei solchen Leistungen ungenügend verläumerte. Jos. G. Dan. Grasmair hatte zwei Brüder, Joseph Lukas und Johann Sebastian, und eine Schwester, welche sich ebenfalls in der Malerei versuchte, aber ohne erwähnenswerthen Erfolg. — Ein guter Maler und Kupferstecher war dagegen sein Bruder Anton Grasmair, um 1695 zu Brinn geboren, welcher den ersten Unterricht in der Kunst von Barthol. Fint zu Clausen (im Frischsteffe) erhielt und sich dann in Francesco Trevisani's Schule zu Rom weiter ausbildete. Nach einem längeren Aufenthalte in Italien, wo er viele Historienbilder malte, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, blieb aber nur wenige Jahre daselbst und begab sich nach Augsburg, wo er sich häuslich niederließ und im J. 1750 starb. Eines seiner Delgemälde, „Die schmerzhaft Mutter Gottes mit dem Erlöser im Schooße“, welches sich im Innsbrucker Museum befindet, ist ganz in der Manier seines Bruders gehalten. Unter seinen Kupferstichen, welche von den Kunstkenner geschätzt und gesucht werden, zeichnen sich besonders „Das Pfingstfest“ und „Der heil. Antonius von Padua“ aus, welche in der Bibliothek zu Innsbruck aufbewahrt werden; der zweite, ein rabitis Bild, welches einen verhängigen, aber in der Föhrung der Nadel noch nicht sehr gelübten Künstler verrathen soll, wird von Andern einem nicht näher bekannten A. Grasmair zugeschrieben.²⁾ (Ph. H. Kütz.)

GRASMEYER (Paul Friedrich Hermann), Arzt, geboren zu Hamburg, studirte in Göttingen und promovierte daselbst im J. 1789, worauf er sich in seiner Vaterstadt als Arzt niederließ. Grasmeyer hatte sich schon in seiner Inauguralabhandlung (*De conceptione et foecundatione humana*. Gott. 1789. et *Supplementa quaedam ad diss. de conceptione*. Ib. 1789.) als trefflicher Forscher demüthigt; seine Schrift aber: „Abhandlung vom Eiter und den Mitteln, ihn von allen ihm ähnlichen Feuchtheiten zu unterscheiden.“ (Göttingen 1790) fand lange Zeit im höchsten Ansehen, die durch neue und verbesserte Methoden auch die Unterbindung des Eiters weiter gefördert wurde. Später hat sich Grasmeyer nur noch einmal literarisch vernehmen lassen: „Etwas über Krankenhäuser im Allgemeinen, und einige Bemerkungen über das neu zu erbauende Krankenhaus in St. Georg.“ (Hamburg 1818). (Fr. Wilh. Theile.)

Grasmücke, f. Sylvia.

Grasnelke, f. Armeria.

GRASOLARIUS (Jacob), ein italienischer Philolog des 15. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen aber nichts Näheres bekannt ist. Er scheint zu Venedig gewirkt zu haben, wo er auch die erste Ausgabe

²⁾ Vergl. G. A. Nagler's Künstler-Lexikon. Bd. V. S. 338. Derselben Monogrammen. Bd. I. S. 309. G. N. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. V. S. 311.

der Kirche zu Willau steht, scheint die richtige zu sein; man schreibt den Namen auch Grasmayr und Grasmayr.

von 19 Declamationen des Rhetors Marcus Fabianus Quintilianus (Declamationes exactissime recognitae. Venet. 1581. fol.) besorgte. Diese sehr geschmackvolle, mit prächtiger römischer Schrift gedruckte Ausgabe, welche schon im folgenden Jahre (Venet. 1582. fol.) wiederholt werden mußte, ist jetzt noch sehr geschätzt und gesucht, da auch die Recension des Gracianus guten Handchriften folgt und mit verständiger Kritik durchgesehen ist *).

(Ph. II. Kälb.)

GRASÖL, ostindisches; ein ätherisches, gelbes, angenehm scharf schmeckendes, dem Rosenöl ähnlich riechendes, neutrales Öl.

(C. Reinwardt.)

GRASS (Franz Xaver), teutscher Mönch und Bibliograph, am 14. Juni 1758 zu Hall im Innthale geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat als regulärer Chorherr des heil. Augustinus in das Kloster dieses Ordens zu Reustift, wo er im J. 1781 die Priesterweihe erhielt. Da er sich durch unermüdblichen Fleiß bedeutende Kenntnisse erworben hatte, so wählten ihn seine Obern, um in dem Stifte die Theologie zu lehren. Er wurde zugleich zum Bibliothekar des Stiftes ernannt und seine erste Sorge war, die ihm anvertrauten Schätze aus dem Staube, worin sie lange vergablen lagen, hervorzuheben und zu ordnen. Diesem Bestreben verdankte die Bibliographie mehrere mit großer Genauigkeit gearbeitete Werke („Verzeichniß topographischer Denkmäler aus dem 15. Jahrhundert, welche sich in der Bibliothek des regulierten Chorherrenstiftes des heil. Augustin zu Reustift in Tyrol befinden.“ Viren 1789. 4. „Verzeichniß einiger Büchermerkwürdigkeiten aus dem 16. und 17. Jahrhundert, welche sich in der Bibliothek des regulierten Chorherrenstiftes des heil. Augustin zu Reustift in Tyrol befinden.“ Viren 1790. 4. „Nachtrag zu den topographischen Denkmälern und Büchermerkwürdigkeiten.“ Viren 1791. 4.), welche zu einer Zeit, wo man in diesem Fache in Teutschland noch sehr arm an Hilfsmitteln zur Kenntniß der alten Denke aus dem ersten Jahrhundert nach der Gründung der Buchdruckerkunst war, besonders der Facsimiles wegen großen Beifall fanden und vielfach benutzt wurden, jetzt aber durch weit bessere Werke ersetzt sind. Im J. 1800 ward Grass Pfarrer zu Stos und später Dechant des Stiftes Reustift, wo er um das Jahr 1825 starb †).

(Ph. II. Kälb.)

GRASS (Karl Gotthard), teutscher Mäler und Dichter, am 8. Oct. 1768 zu Seben, einem Kirchspiele des wendener Kreises in Böhlen geboren, zeigte schon früh große Neigung zu den zeichnenden Künsten und zur Poesie und machte nach Beendigung seiner Schulstudien und nachdem er von einem tüchtigen teutschen Mäler Unterricht in der Mälerie erhalten hatte, zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch einen großen Theil Teutschlands, durch die Schweiz, durch Frankreich und durch Italien. Des letzteren schönsten Gegenden durch-

wanderte er nach allen Richtungen hin, da er sich vorzugsweise der Landschaftsmälerie zu widmen gedachte und besuchte auch Sicilien. Darauf nahm er seinen Aufenthalt zu Rom, wo er als Schriftsteller und Mäler thätig war. Hier kam er mit den meisten Künstlern und Kunstfreunden, welche in den beiden ersten Decennien unseres Jahrhunderts diese Stadt besuchten, in Berührung und liebte mit ihnen seine Ansichten über Kunst auszu-tauschen. Zugleich versuchte er sich als Schriftsteller im Fache der Kunst und der Naturgeschichte und trat zuerst mit „Fragmenen und Wanderungen in der Schweiz“ (Zürich 1797. 8. m. RR.) hervor, welche mit Beifall aufgenommen wurden. Ein Ausflug, welchen er im J. 1807 aus Gefälligkeit für einen Künstler unternahm, um am Lago di Nemi in der schönsten Zeit der dortigen bösen Lust etwas zu zeichnen, brachte ihm das Fieber, welches ihn lange peinigte und nur schwer wieder weckte; die Begeisterung für die Kunst konnte aber bei ihm durch keinerlei Leiden geschwächt werden und in ihr suchte er Trost bei allem Ungeheuer. „Sei der Natur getreu“, schreibt er aus Rom an seinen Lehrer und Freund, „so bleibst sie bis zur letzten Stunde deine Mutter. Es muß dem Menschen wohl sein können bis zum letzten Lebenshauch. Das glaub' ich, nur muß er das Feuer der Liebe zum Leben, zur Freude, zum Guten nicht ausgehen lassen.... Ich finde, daß in den heutigen Menschen nichts Tiefes gefunden wird, nach drückt sich Alles ihnen ab und hat darum keine Spur.... Zümer aber heiße es uns: Erst die Natur, dann der Mensch und dann die Kunst. Ich drehe von Neuem in den Auswurf aus: ja die Natur ist das Heiligthum des Menschen, und wohl auch, wenn wir gewürdigt waren, sie mit reinem Auge zu sehen und sie zu entdecken, wo sie immer wunderbar und doch einfach hinwirft.“ Das gewöhnliche, nur auf Bekanntheit mit Hohen und Reichen gerichtete Streben der meisten Künstler in Rom, das Haschen nach leeren Vergnügen in vornehmen Gesele konnte ihn deshalb nicht fesseln und es wurde ihm Bedürfnis, sich durch Ausflüge nach Neapel, Vätium, Salerno und nach dem Vesuv oder durch einen längeren oder kürzeren Landaufenthalt zu Ariccia oder Albano von der Langeweile, welche ihm die Gesellschaft zu Rom verursachte, zu erholen und sich zu neuen Kunstschöpfungen zu beschäftigen. „Dann und wann“ äußert er sich in einem Briefe nach der Heimath, „stößt man auf ein Goldhorn, aber man fuche es nur nicht in der vornehmen Welt. O wie sehnst sich, wenn ich etwas der gesellschaftlichen Comödie zugehören habe, meine Seele nach Stille und Ruhe, nach einem trennen, herzlichen Wort, nach einem Ausdruck von Wahrheit, Natur, nach etwas Lebendigem, Liebedem, Heiligem.... Es ist doch wahr,“ bemerkt er weiter in einer Herzensergießung an seinen Lehrmeister, „was da war in wahrer Herzensmeinung, das ist immer noch da und wird es nur in wohlthuendem Nachklänge; was aber nur mit dem Schein von etwas Wahrem und Natürlichem übertrümpelt einbertrat, das sieht hinterdrein aus, wie eine befädelte Mauer. Unter diesen löblichen Bilde erscheint mir alle Schöngesetzeri,

*) Joh. Chr. Adelung, Beschreibung und Ergänzungen zu Gr. G. Zacher's Schöngesetzeri. Bd. II. S. 1582.

†) Vergl. Fr. Jos. Weisneger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon. Bd. III. (Leipzig 1822. 8.) S. 181.

Empfindet, Naturgenuss und Nachsitterei der ad unguem usque Gebildeten. Dieses Geschmeis habe ich so satt bekommen, daß ich mich wie ein Dieb durch die Menschenwelt krieche, um ja keinem dieser Herren und keiner dieser Damen zu begegnen. Ich lebe bei Arbeit in geweihter Stille der Natur und den Freunden; Gott und die Musen im Herzen, ein Leben, das ich nicht besser wünsche. Meine Gesundheit ist vortreflich und der Geist Gottes ist wieder eingekehrt bei dem Gotthard. Das erfreue den Meister.“ In den Jahren 1807 bis 1812 schenkt Grass in Rom als Maler und Schriftsteller sehr thätig gewesen zu sein, denn er vollendete mehrere seiner besten Landschaftsgemälde und lieferte viele Aufsätze und Gedichte in die um jene Zeit gelesesten Zeitschriften und Taschenbücher. Mehrere seiner Gemälde schickte er nach der Heimath, um sie ausstellen zu lassen und zu verwerthen, aber die Zeitverhältnisse waren schlecht und die Kauflust fehlte. „In meiner Heimath,“ schreibt er im J. 1812 an seinen früheren Meister, „hüb meine vier stillkassischen Landschaften aufgestellt und haben mir Ehre gemacht, aber zugleich meldet man mir, daß nicht darum zu denken sei, daß von dort aus, wo man nur dem Handel und dem sinnlichen Genuß lebt, ein Heller bestimmt werden würde, um seinem Landsmanne aus seinen Mitteln eine Aufmunterung zu geben. Desto besser! so gehöre ich der Welt an und habe keine Verbindlichkeit. Schwarzes Brod ist wohlfeil und Freiheit dazu ist frisches Schmalz von den Bergen aus ein von Mutter gebadenes Semmelbrod. O es ist um den Geist Gottes eine große Sache. Ich weiß es, daß ich nicht umkommen werde. Meine Kraft ist gering, aber ich kenne sie, und wer Willen hat, versteht Berge.“ Da größere Malereien fast keinen Gewinn brachten, so fertigte Grass kleinere Skizzen von italienischen Landschaften, für welche sich eher Liebhaber fanden, und lieferte fleißig Kunstberichte, Schilderungen, Erzählungen und Gedichte für das Morgenblatt, für Schott's Erheiterungen und Miscellen und andere damals beliebte Blätter, besonders fand ein größeres Gedicht „Agnes“, welches das Klosterleben von einer geistreichen Seite aufweist, Beifall und bewog ihn, an eine Sammlung seiner poetischen Versuche zu denken, welche aber nicht zu Stande kam, da er stets wieder von anderen zu seinem Unterhalte nöthigen Arbeiten abgezogen wurde. Weniger entsprachen seinen Wünschen die jetzt öfter bei ihm bestellten Landschaften. „Mit meinem Malen,“ sagt er selbst in einem zu dieser Zeit geschriebenen Briefe, „bin ich immer noch nicht zufrieden, obgleich es besser geht. Es kommt immer zu viel Farbe zusammen, besonders in den Büumen und vielmal verliert sich, was schon besser da war.“ Wohl fühlte er, daß seine Beschäftigung zu sehr getheilt war, um in irgend einem Fach Ausgezeichnetes zu leisten. „Mein Dichten und Trachten,“ schreibt er seinem Meister und Freunde, „geht dahin, so viel Freiheit zu gewinnen, daß ich ein Jahr lang bloß malen könnte. Das Schreiben ist mir beinahe verleidet. Man hat keine Freude dabei

und im Ganzen geringen Gewinn, wiewol er in diesen Zeiten immer noch sicherer ist, als der des Malens.“ Neben der Ausübung seiner Kunst beschäftigte sich indessen Grass auch fortwährend fleißig mit der Theorie und besonders mit dem technischen Theile derselben und stellte umfassende Forschungen über das von den älteren und hauptsächlich von den niederländischen Meistern beobachtete Verfahren in Oel zu malen an. Unstreitig ging der rührige Künstler einer besseren Zeit und einer erfreulichen Anerkennung entgegen, als ein unerwarteter Schlag des Schicksals seinen Geist zu unruhigen anfang und seinen Muth brach. Noch am 1. April 1811 schreibt er aus Rom: „Ich habe von allen Seiten fatale Nachrichten, besonders aus meiner Heimath, wo der Handel und Auflagen den Ruin der besten Häuser nach sich ziehen. Glücklichster Weise afficirt mich das Gsch wenig; habe ich nicht viel, so weiß ich auch mit Wenigem zu leben, aber es lebt sich gegenwärtig in Rom theuer und das Geld ist groß und allgemein.“ Im August desselben Jahres wußte er schon mit Bestimmtheit, daß ein Schweizerhaus, wo er „sein in früheren Jahren erworbenes“ Leben hatte, fallit habe, und da ihm die Zinsen wegfielen, und da durch die Zeitsumstände auch anderes Einkommen, das ihm bisher gewiß war, aufhörte, so wurde ihm „in ökonomischer Hinsicht die Art an die Kette gelegt.“ „Ich bin,“ meldete er später seinem Freunde, „zurückgelehrt tiefer in mich und habe den alten Geistesfögel hervorgeholt, so daß ich lebe, wie ein glücklicher Knabe, fern von den Menschen, zufrieden mit Wenigem, Herr meiner Zeit und immer thätig.“ Trotz diesem festen Willen wurde ihm diese unangenehme Lage doch immer lästiger; er fing an zu kränkeln und starb am 3. Aug. 1814. Kurz nach seinem Tode erschien seine „Sicilische Reise oder Auszüge aus dem Tagebuche eines Landschaftmalers“ (Stutig. u. Tübing. 1815. 8. 2 Theile.) mit vortreflichen, auf Kosten der Göttingischen Verlagsbandlung hergestellten Zeichnungen sicilischer Landschaften. Diese schriftstellerische und künstlerische Arbeit, welcher er viel Zeit und Mühe opferte, ist unstreitig die bedeutendste seiner Leistungen. Die Anspruchlosigkeit und Wahrheit, womit er meist aus dem Gesichtspunkte des Landschaftmalers das Gesehene schilderte, machen dieses Buch allen lieb, welche mit jenem Lande bekannt sind oder bekannt zu werden wünschen. Vieles hätte Niemand so anziehend für den Maler und zugleich so lebendig für das allgemeine Interesse schreiben, als wer, wie Grass, den Sinn für bildende Kunst mit poetischem Talente verband. Wie ernst er es mit der Kunst meinte, beweisen die Briefe, welche er an seine Freunde in der Heimath schrieb und welche zum Theil nach seinem Tode in G. Tiekmann's „Novula's Blumenkranz“ (Riga und Dorpat 1817. 8.) Bd. 1. und im „Kunstblatte“ (1826. Nr. 30 — 47) bekannt gemacht wurden. Dennoch ist er dem leutschen Publikum wenig als Künstler bekannt, denn obgleich seine Landschaftsgemälde durch schöne Auffassung und mannichfaltige Vorzüge der Ausführung von bedeutendem Werthe sind,

zeigen sie doch nicht die ganze Ausbildung, deren sein Künstler-talent fähig gewesen wäre, wenn er seine ganze Zeit auf die Malerei hätte verwenden können *).

(Ph. H. K&Lb.)

GRASS (Michael), kaiserlicher Jurist des 16. Jahrhunderts, gewöhnlich, um ihn von dem folgenden zu unterscheiden, der ältere genannt, von dessen Lebensverhältnissen aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er nach Beendigung seiner Studien sich zu Kofupf niedersetzte und daselbst Professor der Rechtswissenschaften wurde. Als juristischer Schriftsteller war er zu seiner Zeit sehr bekannt und als die vorzüglichsten seiner Werke gelten: *Receptum sententiarum libri II* (Kostochitz 1582. fol. Francof. 1599. fol.), welche auch unter dem Titel *Disputationes* (Francof. 1616. fol. Genev. 1636. fol.) erschienen; *Repetitiones, quarum una in Auth. C., altera in Auth. Causa C. de liber. praet.* (Francof. 1576. 8.) und *De jure substitutorum et successionum cum tract. de falcidia trebellianica etc.* (Francof. 1583. fol.), merben aber jetzt wenig mehr beachtet, da dieselben Fragen später noch öfter und besser erörteret worden t). (Ph. H. Kail.)

GRASS (Michael), teutscher Jurist, gewöhnlich der jüngere genannt, um ihn von dem vorhergehenden zu unterscheiden, am 5. Febr. 1657 zu Wolgast in Vorpommern geboren, widmete sich aus den Universitäten zu Greifswalde und Lützen auf den Studium der Rechtswissenschaften und ward aus der zuletzt genannten Universität im J. 1687 außerordentlicher und im J. 1692 ordentlicher Professor in seinem Fache. Später ernannte ihn die Regierung zum Hofgerichtsrathe und zum Verwalter der Stipendien. Er war ein unermüdet fleißiger, aber wenig ergebliger Gelehrter, denn als der Kaiser Karl VI., welchem er sein Werk: *Collationes juris civilis romani cum recessibus Imperii et Ordinatione criminali Caroli V.* (Tubingae 1723. 4.) gewidmet hatte, ihm die Stelle eines Reichshofraths mit Erhebung in den Weltstand anbot, lehnte er diese Gnade ab, indem ab, da er in seiner Stellung als Lehrer der Rechte und als Schriftsteller in seinem Fache größeren Nutzen stiften zu können glaubte. Die Zahl seiner größeren und kleineren Schriften ist sehr bedeutend; unter den kritischen besonders zu nennen: *Positiones controversae ex variis principiis jurisprudentiae tam universalis quam particularis* (Tubingae 1691. 4.); *Consilia Tubingensia* (Tubing. Francof. et Gissae 1733. fol.); *Theses juridicae ex variis puriori materiæ depromptæ* (Tubing. 1729. 4.); *Praxis actionum ex æquitate descenduntium* (Ibid. 1729. 4.) und *Thematia miscellanea historico-juridica ex jure civili, canonico, publico, ecclesiastico-fendali* (Ibid. 1729. 4.). Sein

den kleineren Abhandlungen sollen hier nur namhaft gemacht werden: Dissert. sistens praxim antiquo-modernam actionum forensium in specie civilium et practorianarum (Tubing. 1721. 4.); Diss. de recuperatione bellica (Ibid. 1689. 4.); De dominiis relictis legali, vulgo Rüdelsfresser eigenthümlicher Güter (Ibid. 1724. 4.); De pabularibus militum excursionibus, vulgo Gauragren (Ibid. 1698. 4.); De literis status, vulgo Staatsbriefen (Ibid. 1714. 4.); De amicitia et reverentia in effectibus suis iuridica considerata (Ibid. 1716. 4.); Annotationes et animadversiones in ordinationes consorsia Eeselingenses, vulgo die Aufordnungen, in specie, qua delicta carnis (Ibid. 1716. 4.); De jure exequendi in Imperio, in specie de executione ab uno tri Kreisaußerschreibenden fürsten altero impedito vel nolente suscepta (Ibid. 1720. 4.); De tutela materna Nobilium Imperii immediatorum (Ibid. 1701. 4.); De propolio iuste prohibito (Ibid. 1702. 4.); De reservatis Imperatoris (Ibid. 1702. 4.); De negotiatione Clericorum prohibita (Ibid. 1705. 4.); De prescriptione superioritatis territorialis acquisitive (Ibid. 1727. 4.); Delibata ex materia iuris protutelorum (Ibid. 1713. 4.); De exceptione nobilitatis utriusque tam generis quam scientiarum et virtutum (Ibid. 1717. 4.); De impensis in rem aliam factis (Ibid. 1716. 4.); De jure condominii territorialis extra tempus administrationis per alternas vires, quac condominis competiti constituti (Ibid. 1717. 4.) und De officio Senatoris circa votum (Ibid. 1721. 4.) Unfreilich hatten diese Abhandlungen bei dem gleichzeitigen Zustande und den damaligen Einrichtungen des deutschen Reiches eine praktische Bedeutung, sie können bei uns als Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts dienen. Graf starb am 25. Juli 1731 zu Tübingen *).

(Ph. H. Kießb.)

GRASS (Samuel), kaiserlicher Arzt, im J. 1653 zu Breslau geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt und bezog, nachdem er sich tüchtige Vorkenntnisse erworben hatte, die Universität zu Jena, um sich der Heilkunde zu widmen. Er beendete mit unermüdlichem Eifer nicht nur die Collegien, welche über sein Fach gelesen wurden, sondern auch solche, welche ihm die nöthige Einsicht in die wichtigsten Theile der Naturwissenschaften verschafften konnten. Nachdem er seine Studien beendet und die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, machte er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise nach Italien und ließ sich nach seiner Zurückkunft als ausübender Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Seine Berufsgeschäfte nahmen bei einer ausgedehnten Praxis den größten Theil seiner Zeit in Anspruch, seine geübener Fleiß ließ jedoch auch die wenigen Musestunden nicht unbenuzt, wie seine Abhandlungen in den Denkschriften der kaiserlichen naturforschenden Gesellschaft, deren Mitglied er war, beweisen. Besonderen Werth

*) Voral. die biographische Skizze in *Vivonia's Blumen-
franz*, Bd. I. 3. G. Wenzel, Das gelehrte Teutschland, Bd. XVII.
S. 788, Bd. XXII. S. 436. Kunftblatt, 1826, Nr. 50. Bio-
graphie universelle. Tom. LXVI. p. 32. (Nouv. éd. Tom. XVII.
p. 373.)

†) Vergl. Ueber von gerichteten Hosieryschen Sachen. Jchug.
1787, S. 45.

*) Ubr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. Bd. 2. S. 1133.
Die Schriften der beiden Otaß sind unter dem betreffenden Stücken
in M. Lipsii Bibliotheca realis juridica (Lipsiae 1757. fol.)
verzeichnet.

behalten immer noch seine gründlichen Mittheilungen über allgemeine und spezielle Therapie und die nähere Bezeichnung derselben mag nicht überflüssig erscheinen; als solche dürfen hier zu nennen sein: De clysterum usu in hydropse egregio (Miscell. Acad. Natur. Curios. 1696. p. 306); De pathologia inversa (Ibid. 1697—1698. p. 421); De abscessu mucos-carneoso-botryoides sinistri labii vulvae feliciter exciso (Ibid. 1699—1700. p. 148); De insaudita mortis causa; venae cavae dilaceratio a binis sinistri hypochondri icibus (Ibid. 1694. p. 86); Historia compendiosa pestis in confinia Silesiae grassantis anno 1708 (Ephemer. Acad. Natur. Curios. Cent. 1 et 2. Append. 107); De mictu cruento ab haemorrhoidibus vesicae (Acta Acad. Nat. Curios. Vol. II. p. 157); De perforato ventriculo hydropis ascitis causa (Miscell. Acad. Nat. Cur. 1695—1696. p. 44); Anatomie pueri rachitide defuncti (Ephem. Acad. Nat. Cur. Cent. 1 et 2. p. 385); De scirrhi intestinorum (Act. Acad. Nat. Curios. Vol. 2. p. 164); De urinae rubore ex esu fungorum capreoliorum (Miscell. Acad. Natur. Curios. 1678—1679. p. 196); De urina et sero sanguinis nigro (Ibid. p. 195) und Vomitus cum diarrhoea potu aquae frigidae curatus (Ibid. 1673—1674. p. 96). Dabei sind füglich zu erwähnen die chirurgischen Abhandlungen De erysipellate raro, fonticuli naturalis additamentum (Ibid. 1678—1679. p. 199.) und De encubitalium scarificatarum efficacia et usu (Ibid. 1678—1679. p. 201) und die physiolegische Erörterung: Scaturiginem mensium fluxus praebet modo uteri cavitae, modo vagina (Ephem. Acad. Natur. Cur. Cent. 5 et 6. p. 36); daß er auch fleißig naturhistorische Forschungen anstellte und ungewöhnliche Erscheinungen einer besondern Beobachtung würdigte, zeigt seine geologische Abhandlung De abscessu plumoso ex anseris mactati abdomine protracto (Misc. Acad. Nat. Curios. 1697—1698. p. 484). Ferner muß er noch als ebenso fleißiger als tüchtiger Mitarbeiter an der nicht nur ein locales, sondern ein allgemeines Interesse darbietenden Geschichte der am Ende des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts zu Breslau herrschenden Krankheiten (Morborum, qui annis 1699, 1700, 1701 et 1702 Wratislaviae grassati sunt. Wratislav. 1706. 4. 3 Voll.) betrachtet werden. Er wirkte übrigens ebenso thätig als praktischer Arzt, wie als wissenschaftlicher Rathgeber bei diesen Epidemien zum Wohle seiner Mitbürger und seine Ernennung zum ersten Stadtphysicus hatte er vielfach verdient. Er starb im J. 1730 zu Breslau, wo seine Asche beehrte Hülfe bei Krankheitsfällen von allen Classen der Bevölkerung lange sehr vermehrt wurde*). (Ph. H. Kälb.)

GRASSA (Γράσση), zur Zeit des Protopios ein großer, annuhtiger Bart (Παράδεισος) mit einem Lustschlosse, nordwestlich von Abametum, 550 Stadien —

10 geogr. Meilen von Karthago entfernt, welcher Ort noch gegenwärtig unter dem Namen Paradies existirt. Protopios versichert, daß dieser παράδεισος der schönste gewesen sei, welchen er in seinem Leben gesehen habe. Annuhtiger Gaine und herrliche Quellen waren hier zu finden, und der fruchttragenden Bäume gab es eine solche Menge, daß das Heer des Belisarius sich mit Obst erquiden konnte, ohne daß man den Verlust der Früchte an den Bäumen wahrzunehmen vermochte. Protopios, De bello Vandalico I, 17. Vergl. Manerri Th. X. Abth. 2. S. 262. (Krause.)

GRASSALEONE (Girolamo), Maler der ferrarischen Schule, von dessen Lebensverhältnissen keine weitere Nachricht vorhanden ist, als daß er als Decorations- und Architekturmaler berühmt und gesucht war und zur Schule Girolamo's de' Carpi gehörte. Er malte mit Bartolommeo Jacchini, mit dessen Bruder Girolamo und Ippolito Gasoli und half die ersten Hüften im Palazzo zu Ferrara, welche Bart. Jacchini entworfen und begonnen hatte, nachdem dieser vom Gerüste gefallen und gestorben war, vollenden. Er starb im J. 1627 zu Ferrara*).

(Ph. H. Kälb.)
GRASSALIO oder GRASSAILLE (Charles de), gelehrter, französischer Jurist, im J. 1495 zu Carcassonne geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und verrieth schon in seiner frühen Jugend angewöhnliche Geistesanlagen, weshalb sein Vater, ein angesehener und wissenschaftlich gebildeter Rechtsanwalt, selbst seine Erziehung übernahm und dieselbe mit der jüdischen Sorgfalt und mit so gutem Erfolge leitete, daß der Jüngling schon in seinem funfzehnten Jahre sich nach der damals berühmten Universität zu Toulouse begeben konnte, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er entfaltete einen unermüdblichen Fleiß und übertraf bald an Gelehrsamkeit seine Studiengenossen so weit, daß viele nicht nur bei mehreren Gelegenheiten seine Ueberlegenheit anerkannten, sondern auch ihre Uebergengung dadurch aussprachen, daß sie ihn als den ersten unter sich trönten. Als hässliche Angelegenheiten ihn zwangen, die Universität zu verlassen und nach Carcassonne zurückzukehren, begann er hier sein berühmtes Werk über die Verträge der Könige von Frankreich und der Auf seiner Gelehrsamkeit verbreitete sich durch seine praktischen Leistungen so schnell, daß von Toulouse aus die Bitte an ihn gerichtet wurde, dahin zurückzukehren, welcher er auch Folge leistete. Im J. 1551 erhielt er die Stelle des ersten Rathes am Paragraf zu Carcassonne, wo er im J. 1582 starb. Das Werk über die Verträge der Könige von Frankreich (Regalium Franciae libri duo, jura omnia et dignitates Christianissimi Galliae Regis continentes. Lugduni 1588. 8.) wurde von den Sachkundigen mit großem Beifall aufgenommen und zweimal wieder aufgelegt, zum ersten Mal mit Jean Berauld's Schrift gleichen Inhalts (Tractatus jura seu privilegia aliqua Regii Franciae continens. Parisii

*) J. G. Kellner, Medicinische Gelehrtenlexicon (Jena 1740. 4.). Art. Grass. Gt. G. Scher, Gelehrtenlexicon. Bd. II. S. 1134.

*) J. Lang, Geschichte der Malerei in Italien, deutsch von J. G. von Quandt. Bd. III. S. 214.

1545. 8.) und dann besonders (Parisii 1548. 8.). Das dem Kaugler Boyet gewidmete und in kurzer Fassung den Gegenstand erschöpfende Werk wird jetzt noch von den französischen Rechtsgelehrten, welche sich mit den früheren Zuständen ihres Landes befassen, geschätzt; es zerfällt in zwei Abtheilungen; die erste enthält manzlig, „Droits“ überschriebene Kapitel, denen ebenso viele Sprüche aus der heil. Schrift vorausgehen, welche dem Leser einen Begriff von dem zu verhandelnden Stoffe geben sollen; auf dieselbe Weise wird auch der zweite Theil behandelt, welcher eine gleiche Anzahl Kapitel enthält. Eine andere ihm angehörige Arbeit über die Landrechte (De summis gallicarum consuetudinibus regulis), welches sich bei der Ausgabe der Municipalsgesetze von Anjou (Leges Andium municipales. Parisii 1581. fol.) befindet, scheint weniger bekannt zu sein. Grassau verband mit den Talenten eines Juristen die Tugenden eines religiösen Mannes und die angenehmen Eigenschaften eines gewandten Gesellschafters. Alle seine Mitbürger waren ihm herzlich zugehan und aus allen Theilen Europa's ließen fortwährend Anfragen über schwierige Rechtsfragen an ihn ein, welche er stets scharfsinnig und klar beantwortete. Seine Familie war lange im Besitz einer Sammlung der an ihn gerichteten Briefe und der von ihm darauf entworfenen Antworten, welche aber nicht mehr vorhanden zu sein scheint *).

(Ph. H. Kùlb.)

GRASSAU (Heinrich), angesehener Kaufmann und Abgeordneter, um das Jahr 1800 geboren, widmete sich dem Handelsstande, nahm aber verschiedenen Antheil an der politischen Bewegung der Zeit und theilte sich eifrig an dem öffentlichen Leben. Im J. 1836 wählte man ihn zu Brannschweig zum ersten Mal als Abgeordneten zum Landtage und seitdem wurde sein Mandat bei jeder Wahl erneuert. Auf dem außerordentlichen Landtage im J. 1848 bestimmte ihn die Ständerversammlung zum Präsidenten. Bis zu diesem Jahre hatte er zur liberalen Opposition gehört, später schloß er sich der konstitutionellen Partei an. In allen diesen Verhältnissen wirkte er mit Hingebung, Klarheit des Geistes und entschiedener Charakterfestigkeit; im Privatleben hatte er sich als tadelloser Biedermann die allgemeine Achtung erworben. Am 3. März 1850 begab er sich, ohne das geringste Unwohlsein zu fühlen, zu einem dem Oberbürgermeister gegebenen Gastmahle; auch brachte er noch als Vorheher der Stadtreordneten die Gesundheit desselben aus, als ihn einige Augenblicke darauf ein Schlagfluß traf. Er wurde von der bekränzten Gesellschaft nach Hause gebracht, wo er noch an demselben Tage starb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben †).

(Ph. H. Kùlb.)

GRASSBACH (Valentin), teutscher Componist des 17. Jahrhunderts, welcher jedoch die Musik nur seines Vergnügens wegen getrieben zu haben scheint, was schon

daraus hervorgeht, daß er als Student der Theologie aus der Universität zu Jena den fünften Vers des 62. Capitels des Propheten Jesaias fünfstimmig in Rufst setzte und ebendieselbe herausgab (Jenae 1622. 4.). Spätere Leistungen sind von ihm ebenso wenig bekannt als seine sonstigen Lebensverhältnisse *).

(Ph. H. Kùlb.)

GRASSE (Balthasar), teutscher Orgelbauer, von dessen Lebensverhältnissen auch Nichts weiter bekannt ist, als daß er in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts arbeitete und im J. 1612 in der Kirche zu Habschwand im preussischen Regierungsbezirk Rheinbach an der Mündung der Weistrip in die Neisse die Orgel verfertigte, ein vortreffliches Instrument mit 24 Registern, zwei Claviaturen und einem Pedal †).

(Ph. H. Kùlb.)

GRASSEL (Jacob), aus Donabrid in Bessalen gebürtig, verdrante der Schule seiner Vaterstadt seine Elementarbildung. Im Erlernen der alten Sprachen machte er rasche Fortschritte. 1637 erhielt er die Stelle eines Conrectors in Minden. Bis 1671 war er Schul-College in Hildsburg. Dies Amt vernachlässigte er jedoch durch seine ungetrigelte Lebensweise und besonders durch seine Neigung zum Trunf so gänzlich, daß er in dem vorhin erwähnten Jahre (1671) abgesetzt ward. Von seinen ferneren Lebensumständen und der Zeit seines Todes ist Nichts bekannt geworden. Eine unwiderstehliche Neigung führte ihn 1672 zu poetischen Versuchen, über welche jedoch die Kritik kein sonderlich günstiges Urtheil aussprach. Er schrieb ein Epos aantalticum in nativitate Christi; ein Spicilegium passionale anagrammaticum; ein Descriptio elegiaca vitae Christi; einen Lobgesang auf die Geburt des Heilands u. a. m. Einen frühen Wld auf die Verhältnisse warf er in seiner Abhandlung: De tristissimo hujus seculi statu. Trotz seiner Vernachlässigung des Unterrichts der Jugend erwarb er sich doch um dieselbe das Verdienst, daß er sie vor dem Besuch der Jesuitenschulen in einer besonderen Schrift warnte ††).

(Heinrich Döring.)

GRASSER (Johann Jacob), teutscher Theolog und Historiker, am 21. Febr. 1679 zu Basel, wo sein Vater, Lucas Grasser, Prediger war, geboren, erhielt eine sehr sorgfältige häusliche Erziehung und widmete sich, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, den theologischen und philologischen Wissenschaften. Nach der Verandigung seiner Studien und nach Erlangung der Magistertwürde in seiner Vaterstadt begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Frankfurt und besuchte außer mehreren anderen Städten auch Rimeo, wo er längere Zeit blieb und zum Professor ernannt wurde. Er benutzte die Muße, welche ihm seine Berufsgeschäfte ließen, zur Untersuchung und Beschreibung der merkwürdigen Alterthümer dieser Stadt aus der römi-

*) F. J. Feis, Biographie universelle des Musiciens. (Paris 1862. 8.) Tom. IV. p. 85.

†) F. J. Feis, Biographie universelle des Musiciens. (Paris 1862. 8.) Tom. IV. p. 85.

††) Siehe Möllers Cimbrica literata; Jöcher's Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Th. 2. S. 1134.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 32. (Nouv. éd. Tom. XVII. p. 373.)

†) Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1850. Bd. I. S. 141.

sehen Zeit. Die Abhandlung, welche er über dieselbe veröffentlichte (*De antiquitatibus Nemausensibus dissertatio, qua praeter populi romani magnificentiam varii ritus explicantur. Coloniae 1572. 12.*), wurde mit großem Beifall aufgenommen, wie die wiederholten Nachdrücke (*Parisius 1607. 8. Basileae 1614. 12. Lugduni 1618. 12.* Auch als Vorrede zu des Verfassers weiter unten zu nennenden lateinischen Gedichten und in *Alb. Heint. de Sallengre's Novus Thesaurus antiquitatum romanarum. Hag. Com. 1716. fol. Tom. I. p. 1059 seq.*) beweisen, und hat jetzt noch der darin mitgetheilten Inschriften wegen ihren Werth nicht verloren. Nach einem dreijährigen Wirken in Rimes verließ er diese Stadt und seine Stellung, um auch in anderen Ländern Europa's seine Kenntnisse zu erweitern, und begab sich, nachdem er sich noch einige Zeit in Montpellier und Marseille, um die Geschichte und Alterthümer dieser Städte zu erforschen, aufgehalten hatte, nach Italien, wo er allen durch wissenschaftliche Anstalten berühmten Orten seine Aufmerksamkeit schenkte und zuletzt seinen Sitz zu Padua aufsuchte. Er wurde hier mit Ehrenbezeugungen überhäuft und von dem kaiserlichen Gesandten *Ferrando Amadi*, vermöge eines dessen Familie vom Kaiser Karl IV. übertragenen Vortrags, im J. 1607 zum Reichshofrathen, Constantinöriter und römischen Bürger ernannt. Von Padua aus machte er eine preite Reise durch Frankreich und einen Ausflug nach England und kehrte von hier im J. 1610 in sein Vaterland zurück, wo er als Prediger in Bernwill, einem Dorfe des daselbst gelegenen, angeheilt wurde. Er fing nun an die aus seinen Wanderungen gesammelten Materialien zu bearbeiten und trat alsbald mit der eigentlichen Beschreibung seiner Reise (*Itinerarium historico-politicum per celebres Helvetiae et regni Arelatensis urbes in universam Italiam. Basileae 1614. 8. Ibid. 1624. 8.*) hervor, nachdem er schon zuvor seine auf die vaterländischen Leser berechnete, „Reise und vollkommene Italiänische, Französische und Englische Schatzkammer, oder Beschreibung aller Städten in Italia, Sicilia, Sardinia, Corsica, Frankreich, England, wie auch der denkwürdigsten Sachen, so sich dinstelben jemals zugetragen.“ (*Basel 1609. 8. Ebd. 1610. 8.*) bekannt gemacht hatte. Zur Ergänzung dieser größtentheils auf eigene Ansicht und Forschung gegründeten historischen Mittheilungen besorgte er eine Ausgabe der Encyclopädie (*Officina vel potius naturae historia seu thesaurus historico-politicus*) des französischen Humanisten *Jean Tillet* de *Kavil* (*Johannes Reivius Tertor*) mit Zusätzen (*Basileae 1613. 8. Ibid. 1663. 8.*) einen Abdruck der Abhandlungen *Michael's* aus *Althausen* und *Joh. Kasidi's* über nordöstliche Völkstämme (*De moribus Tartarorum, Lithuanorum et Moschovitorum fragmenta X, et Jo. Lasicii de diis Samogitarum, necnon de religione Armeniorum commentarii. Basileae 1615. 4.*) und eine lateinische Bearbeitung des von dem Pastor *Chr. Selinus* in niederländischer Sprache geschriebenen *Zeibuchs* vom Anfange der Welt bis zum Jahre 1614 (*Thesaurus rerum in toto orbe memorabilium emendatum et*

historiis illustratum. Basileae 1618. 8.). An diese Versuche Graser's über allgemeine Geschichte und über die Geschichte des Auslandes schlossen sich seine historischen Arbeiten über die Zustände und die Verhältnisse der Schweiz an; hierher gehören das *Horologium Helveticum*, das „Schweizerisch Heidenbuch“ (*Basel 1625. 4.* mit schönen Kupfern von *J. B. Glaser*), das selten gewordene *Edwylor* Helvetiae laudem complectens in sacris palladii *Johanni Swartzenbachio* *Luderecensi* T. dictum (*Basileae 1598. 4.*) und die Biographie des baseler Theologen *Joh. Brandmüller* (*Vita. Joh. Brandmülleri, theol. doct. ac past. Basil. 1596. 8.*). Alle diese historischen Schriften sind, obgleich manchen Sagen zu viel Glauben geschenkt wird, für den Forscher nicht ohne Werth, da darin manche Mittheilungen über einzelne Ereignisse niedergelegt sind; so findet man in der „Schatzkammer“ eine ausführliche Beschreibung der Schlacht von *Ryen* (*Ruy*) im J. 1535 und mehrerer Turniere, und in dem „Schweizerischen Heidenbuch“ zuverlässige Nachrichten über den burgundischen Krieg und die Ursachen desselben. Wie vielseitig Graser's Studien waren, beweisen seine Bemerkungen über den Cometen des Jahres 1618 (*Tractat vom Cometen, so Anno 1618 gesehen worden. Basel 1618. 4. Zürich 1664. 4.* und *Wedenen über den jetzt sichtbaren Cometen. Ebd. 1618. 4.*) und ein verbessertes und vermehrtes Abdruck der von *P. O. Cibolet* besorgten Ausgabe der Werke des *Horatius* (*Opera omnia a Pet. Gualth. Chabotio triplici artificio, dialectico, grammatico et rhetorico, explicata, nunc a J. J. Grassero ex ipsis Chabotii lucubratis. manuscriptis aucta, emendata et illustrata. Basiliae 1615. fol. 3 Voll.*), welcher aber weder schön, noch gesucht ist, da die von Graser Anderen einfließen Anmerkungen und Zusätze mit denen *Chabot's* ohne Unterscheidung vermengt sind. Nachdem Graser die *Isfari* in Bernwill drei Jahre versehen hatte, wurde er im J. 1613 als Pastor nach Basel an die Theodorische versetzt, um ihm eine seinem sich immer mehr verbreitenden Ruhme, welchen er durch seine vielseitige Gelerbtheit erlangt hatte, entsprechende Stellung zu verschaffen, denn es kam nicht leicht ein angesehener Fremder nach Basel-Landschaft, der nicht Graser zu sehen wünschte. Der Schwedenkönig *Gustav Adolf* hatte eine so hohe Achtung vor seinem Wissen, daß er ihm durch seinen Befehlnden das Ansehen machte, seine Geschichte zu schreiben, und sich bereit erklärte, ihm die dazu nöthigen Artenstücke zur Verfügung zu stellen, Graser aber mußte, da er durch fortwährendes Unwohlsein und besonders durch das *Podagra* an jeder anstrengenden größeren Arbeit gehindert wurde, den ehrenvollen Antrag ablehnen. Er starb am 21. März 1627. Graser ließ bei seinen historischen Arbeiten das theologische Feld nicht unangebauet und wandte seinen Fleiß hauptsächlich der Bearbeitung der Kirchengeschichte zu. Seine in dieses Fach einschlagenden Schriften (*Ecclesia orientalis et meridionalis. Argentorati 1613. 8.* „*Waldenser Chronik*, von den Verfolgungen, so die Waldenser, Abigenjer, Picarden und Hussiten, fünfhundert

Jahr lang durch Europa über dem H. Evangelio auf-
geklant, uns teulich gebracht durch J. J. Grasset.“
Basel 1628. 8. und „Dendlich Darfumb, das ist,
gründlicher Bericht aller Bapstlichen Kirchen Gebränge.
Aus dem Französischen Hr. Croij verteulicht und ver-
bessert durch J. J. Grasset.“ Basel 1613. 8.) sind
jedoch nicht von großem Belang und werden jetzt eben-
wenig beachtet, als seine demagogischen und ascetischen
Versuche (Speculum theologiae mysticae. Argentorati
1618. 8. „Simaltlicher Seelentheil oder Communlon-
büchlein.“ Basel 1620. 12. „Geistliche Sturm- und
Beiglocke in 27 Predigten.“ Basel 1616. 8. „Kinder-
Epital, das ist, Geistlicher Abriß, was massen junge
Kinder schwere Krankheiten und unverschen Absterben
soll betrachtet werden.“ Basel 1618. 8. und „Geistlich
Zeughaus voller Wehr und Waffen wider allerhand
Ansetzung im Glauben und Leben.“ Basel 1622. 12.).
Der gelehrte Mann versuchte sich auch in der Poesie,
seine lateinischen Gedichte (Poëmata; accessit de anti-
quitatebus Nemausensibus dissertatio; G. Weirach
Siles. collegit et quaedam de suo addidit. Basil.
1614. 8.) sind aber nur unbedeutende Gelegenheitsarbeiten,
auf die er selbst so wenig Werth legte, daß er die
Herausgabe derselben einem Andern überließ. Sein
Sohn, Joh. Jac. Grasset, am 20. Dec. 1610 zu Bern-
mül geboren, widmete sich ebenfalls der Theologie und
versuchte sein Glück im Auslande, aber ohne ersichtlichen
Erfolg, denn es ist von seinen Lebensschicksalen Nichts
weiter bekannt, als daß er zuerst Pastor zu Dier in der
Wetterau war und später in derselben Eigenschaft nach
Bielefeld in Westfalen versetzt wurde, wo er wahrscheinlich
starb. Er ließ auch einige unbedeutende Predigten und
Leichenreden in lateinischer Sprache drucken *).

(Ph. H. Kälb.)

GRASSET (Jean Jacques), französischer Compo-
nist, um das Jahr 1769 zu Paris geboren, erhielt
seinen ersten Unterricht auf der Violine von Berthoume
und erlangte unter der Leitung dieses berühmten Meisters
in seinem Vortrage einen reinen und freien, wenn auch
nicht umfangreichen Ausdruck und Richtigkeit und Ge-
wandtheit im Spiele. Der rasche Fortgang der französischen
Revolution unterbrach aber seine Studien und er mußte
sich nach dem Siege des allgemeinen Aufgebots zur
Armee begeben, bei welcher er die Feldzüge in Teutschland
und Italien mitmachte; er benutzte aber auch flug seinen
Austhalt in dem letzteren Lande, um durch Anhörung
und Studium der berühmtesten Werke der italienischen
Tonkünstler seinen Geschmack weiter auszubilden. Nach-
dem er in seine Heimath zurückgekehrt war, schritt er auf
der früher betretenen Laufbahn emsig weiter und ließ sich
in den Concerten hören, wo seine Leistungen mit Beifall
aufgenommen wurden. Da im J. 1800 durch den Tod
des berühmten Weltweisen Geminio eine Violinprofessur

am Conservatorium frei wurde, so bewarb sich Grasset
darium und trug bei einer öffentlichen Probe, welche sowohl
die Kunstschritter als auch das Publikum befreilichte, über
seine Mitbewerber den Sieg davon. Als einige Jahre
später Bruni die Direction der im Winter 1801 zu Paris
wiederhergestellten italienischen Oper niederlegte, übertrag
man Grasset diese Stelle, welcher sich auch des in ihn
gesetzten Vertrauens durchaus würdig zeigte und den
Auf eines vortrefflichen Musikdirectors zu bewahren
wußte. Alle auf einander folgenden Administrationen
der italienischen Oper suchten ihn in ihrem wohlverstan-
denen Vortheile wieder für die Direction des Orchesters
zu gewinnen, welche er 25 Jahre hindurch ununterbrochen
führte, während welches Zeitraums er immer die Violin-
seits mit großem Erfolg spielte. Mit seiner Gesundheit
nahm aber allmählig sein Eifer ab und im J. 1829 zog
er sich in den Ruhestand zurück. Als Componist für sein
Instrument zeichnete er sich durch Anmuth und Geschmack
aus. Er schrieb mehrere Concertos für die Violine,
welche er zu Paris herausgab, und eine Sonate für
Pianoforte und Violine, welche in Offenbach erschien.
Grasset starb am 5. Aug. 1839 zu Paris *).

(Ph. H. Kälb.)

GRASSE-TILLY (François Joseph Paul),
Graf von Grasse, Marquis von, französischer Admiral,
im J. 1723 zu Valette in Provence (jetzigem Departement
des Var) geboren, war von seiner Familie zum Rathsef-
rer bestimmt und kam im Juli 1734 als Cadet auf
die Galeeren der Religion, wie man die Kriegsschiffe
des Weichstetordens zu nennen pflegte. Er machte trotz
seiner Jugend mehrere Expeditionen gegen die Türken
und gegen die afrikanischen Kaufleute mit, trat aber
im J. 1749 in französische Dienste und begann seine
Laufbahn in demselben am Bord einer Fregatte eines
unter den Befehlen des Admirals Clement Marquis La
Jonquiere stehenden Geschwaders, welches eine Kauf-
fahrtsflotte der indischen Compagnie nach Pondichere
begleiten sollte, aber durch den bekannten Admiral Anson
genommen wurde, wodurch Grasse in englische Gefangen-
schaft gerieth, worin er ungefähr zwei Jahre blieb. Im
Mai 1754 wurde er zum Schiffscapitän ernannt und
im Januar 1762 zum Capitän befördert. In dieser
Eigenschaft nahm er Theil an der Seeschlacht von Quessant
bei den portugiesischen Inseln, wo sich die französische
Flotte unter dem Grafen d'Orvilliers und die englische
unter dem bekannten Admiral Keppel am 27. Juli 1778
mit einander maßten, aber, da die Streitkräfte gleich
waren, ohne anderes Ergebnis, als daß beide Flotten be-
schädigt in die Häfen zurückkehrten, ohne jedoch ein
Schiff verloren zu haben. Im folgenden Jahre verließ
Grasse, welcher indeß zum Geschwaderführer vorgerückt
war, mit vier Linien Schiffen und mehreren Fregatten
Brest, um zu der von dem Admiral d'Estaing befehligten
Flotte in den westindischen Gewässern zu stoßen, nahm

*) Vergl. G. Müller, Oratio fovebris de vita et obitu J. J. Grasseti. Basil. 1627. 4. P. Fretori Thaurum virorum eru-
ditionis clarorum p. 432. Biographie universelle. Tom. LXVI.
p. 33. (Nouv. éd. Tom. XVII. p. 375.) Biographie générale.
Tom. XXI. p. 709.

*) F. J. Fétis, Dictionnaire universel des Musiciens;
nouv. éd. Tom. IV. p. 85 seq. Universallisten der Tonkünstler
von Jul. Schabadek und Gr. Bernsdorf. H. II. S. 222 ff.

aber in der Schlacht bei Granada, welche d'Estaing gegen den englischen Admiral Byron am 6. Juli gewann, erst gegen das Ende desselben Theil. Man schrieb diese Zögerung de Grasse's, wodurch Byron einer gänzlichen Niederlage entging, seiner Eifersucht gegen d'Estaing zu, während er selbst den Mangel an Wind als Ursache angab; erfahrene Seeleute wollten in seinem Verfahren nur Mangel an Ueberlegung und Einsicht erkennen. Als d'Estaing nach dem Beispiele des Admirals Byron seine Flotte in drei Divisionen theilte, erhielt Grasse den Oberbefehl über eine derselben, mit welcher er in einem Hafen von St. Domingo überwinterte. Im Frühjahr 1780 kieß er mit seinem Geschwader zu der Flotte des Admirals Luc Urbain, Grafen von Guichen, welche sich mit der von dem Admiral Solano geführten stark bemanneten spanischen vereinigen und mit derselben Jamaica und Florida angreifen sollte. Der englische Admiral Rodney, dessen Streichkräfte den französischen ungefähr gleich waren, suchte die Vereinigung zu verhindern, während Guichen sich alle Mühe gab, vor derselben seinem Zusammenstoße mit Rodney auszuweichen, wodurch eine Art Wetstreit entstand, welcher in der Geschichte des Seerechts merkwürdig ist. Rodney wurde von den Engländern gepriesen, weil er die Franzosen noch vor ihrer Vereinigung mit den Spaniern am 17. April zu einem Gescheße zu zwingen wußte, Guichen aber erwarb sich großen Ruhm, weil er das Treffen annahm, ohne durch den berühmten Admiral eine Niederlage zu erleiden. Auch in den Gescheßen am 15. und 19. Mai hielten sich die Franzosen tapfer und es gelang ihnen, ihren Gegnern bedeutenden Schaden zuzufügen und sich mit den Spaniern zu vereinigen. Guichen segelte, nachdem er seinen Zweck erreicht und die spanische Flotte nach St. Domingo geführt hatte, im Juli nach Europa zurück. De Grasse, welcher sich während dieses Feldzuges vielfach ausgezeichnet hatte, rückte zum Admiral vor und ging am 24. März 1781 mit einer Flotte von 21 Linien Schiffen, zehn Fregatten und vier Corvetten, welche 143 mit Mannschafft und Geld für die Amerikaner beladene Transportschiffe geleitete, von Breßl aus in See. Er besam, vom Winde begünstigt, schon am 30. Tage die Abthe von Port Royal auf Martinique zu Gesicht, wo ihn ein englisches Geschwader von 17 Schiffen unter dem Viceadmiral Hood sed erwartete und ihm wenigstens einen Theil der Transportschiffe hinwegzunehmen gedachte, wenn es ihm auch nicht gelingen sollte, andere Vorteile davonzutragen. De Grasse war jedoch klug genug, vor Allem für das sichere Einlaufen der von ihm geleiteten Fahrzeuge in den Hafen Sorge zu tragen, und ließ sich erst, als er diese erste Gefahr sah, mit dem Heinde ein; Hood wich allmählig, auf seinem geschädigten Rückzuge erspähte er aber den ihm günstigen Augenblick, wo die französische Linie in Unordnung gerieth und die Vorhut sich zu weit von dieser entfernte, und griff, obgleich viele seiner Schiffe stark beschädigt waren, von Neuem an, wodurch de Grasse, welcher seinen Hauptzweck erlangt hatte, sich veranlaßt sah, in den Hafen von Martinique einzulaufen, ohne den Kampf anzunehmen. Man hat sein Verfahren heftig

getadelt, da er durch etwige Verstärkungen, die in den westindischen Gewässern zu ihm geschöben, der englischen Flotte weit überlegen war und sie hätte vernichten sollen. Bald darauf ging er wieder unter Segel und unterhützte am 2. Juli den Marquis de Bouillé bei der Eroberung der Insel Tabago durch die Zurücktreibung eines englischen Geschwaders, welches den Belagerten Hilfe bringen wollte. Da übrigens der langwierige Befreiungskrieg keineswegs durch die Gescheße bei und auf den Antillen sein Ende finden konnte, sondern durch einen entscheidenden Schlag an der nordamerikanischen Küste, so er begannen hatte, ausgelämpft werden mußte, so segelte de Grasse, von der Lage der Dinge durch die Fregatte Concorbia, welche ihm Depeschen von den auf Rhode-Island feststehenden Franzosen und amerikanischen Kosken brachte, unterrichtet, zur Unterstützung der Operationen der Generale Mabilton, Rodambeau und La Fayette gegen den englischen General Cornwallis, welcher sich zu Yorktown verschanzt hatte, nach der Chesapeake, wo er am 28. Aug. ungehindert vor Anker ging, da die englische Flotte seine Anfunft nicht so früh erwartete. De Grasse schiffte sogleich 3000 Mann Hilstruppen unter dem Marquis von Saint-Simon aus, um sie zu Washington Rosen zu lassen, und blockirte die Häfse York und James, um Cornwallis den Rückzug aus Carolina abzuschniden. Als bald erschien aber die englische Flotte unter dem Oberbefehle des Admirals Graves, um Cornwallis zu befreien und ihm Unterstützung zuzuföhren. In dem unentschiedenen Treffen, welches am 5. Sept. statt fand, wurden die beiden Flotten so bedeutend beschädigt, daß sie sich noch fünf Tage einander gegenüber lagen, ohne daß eine von beiden den Angriff hervorgerufen und das Treffen erneuern wollte. De Grasse hatte übrigens seinen Grund, die Engländer zum Kampfe zu zwingen, denn diese mußten sich ohnehin, um ihre Schiffe auszubessern, entfernen, wodurch er Meißer der Chesapeake blieb. Nach dem Abzuge der feindlichen Flotte trafen auch Transportschiffe mit schwerem Belagerungsgeschütze ein und Cornwallis sah sich genöthigt, am 19. Oct. die Waffen zu strecken, durch welches Ereigniß die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten entschieden wurde. Nach dem Falle von Yorktown eilte de Grasse sogleich nach Martinique, um seine Schiffe auszubessern, und segelte dann, nachdem er einen Angriff auf die Insel Barbados ohne Erfolg versucht hatte, mit 32 Linien Schiffen, woran sich 8000 Mann Landungstruppen unter dem Befehle des Marquis Bouillé nebst einer furchtbaren Artillerie befanden, im Januar 1782 nach St. Christoph, um diese Insel zu erobern. Er lag bereits im Hafen der Insel und hatte die Truppen ausgeschifft, als der Admiral Hood mit 22 Fahrzeugen erschien und den ohreigigen französischen Admiral so lange reizte, bis es ihm gelang, denselben aus dem sicheren Hafen heraus und auf die Höhe zu locken, worauf er sich mit großer Geschwindigkeit zwischen den feindlichen Schiffen und der Insel durchschob und selbst in den Hafen einließ. De Grasse, welcher den begangenen Fehler zu spät einsah, machte nun große Anstrengungen, seine vorige Stelle wieder einzunehmen und die Engländer wieder zu

vertreiben, sein Angriff ward aber dreimal zurückgeschlagen. Zum Glück hatte unterdessen Bouillé die Festung Brimstonehill genommen und so damit die Insel erobert war, so fing er an, die englische Flotte zu beschleichen, diese aber wußte ebenso geschickt aus dem Hafen auszulaufen und nicht nur an der französischen ungefährdet vorüberzukommen, sondern ihr auch nicht unbedeutenden Schaden zuzufügen. Auch in diesem Falle zeigten die Engländer, wie überall, wo es auf Geschicklichkeit, Gewandtheit und Erfahrung zur See ankam, ihre Ueberlegenheit so augenscheinlich, daß selbst die französischen Officiere ihr schon längst schwankende gute Meinung von den Fähigkeiten und Kenntnissen des Admirals de Grasse verloren und sein bisheriges Glück nur der Ueberlegenheit an Streikraft und dem Zufalle zuschrieben, eine Ansicht, die nicht ohne die schlimmsten Folgen bleiben konnte. Die Eroberung von St. Christoph hatte übrigens auch die der Inseln Arvid und Monserrat zur Folge und die Franzosen schienen die Oberhand in Westindien zu gewinnen, die Lage der Dinge änderte sich aber gänzlich durch Rodney's Ausbruch aus England im Februar 1782. Frankreich und Spanien waren übergekommen, Jamaica zu erobern und die französische Flotte sollte sich mit der spanischen vereinigen, um eine Landung auf der erwähnten Insel zu unterstützen. Die sehr stark bemannete aus 33 Linien-schiffen bestehende französische Flotte, welche überdies noch 1000 Mann Landtruppen an Bord hatte und unter de Grasse's Oberbefehl drei Geschwader unter ihm, Baudreuil und Boudainville bildete, verließ am 8. April Port-Royal auf Martinique, um sich mit dem spanischen Geschwader in St. Domingo zu vereinigen, wodurch die Zahl der Schiffe auf 60 Kriegsfahrzeuge angewachsen und die Flotte zu einer furchtbaren Ueberlegenheit gelangt wäre. Rodney suchte deshalb diese Vereinigung um jeden Preis zu verhindern und verfolgte die französische Flotte, welche sich zwischen den Inseln durchzuschleichen und in den Engpässen und an den Küsten derselben zu verbergen gedachte; er erreichte sie aber in der Nähe der Insel Dominica, als sie sich gerade entwickelt hatte, um die zahlreichen von ihr geleiteten Transportschiffe zu decken, und zwang sie, vor einem frischen Winde begünstigt, zum Kampfe. Die ersten Schiffe, welche von dem Formidable, dem englischen Admiralschiffe, und zwei andern großen Linienschiffen angegriffen wurden, wehrten sich so tapfer und blieben den Feind so kräftig zurück, daß die Flotte mit den Transportschiffen ihren Weg fortsetzen konnte. Zwei ihrer besten Schiffe waren indessen so stark beschädigt, daß man sie zurückschicken mußte, um sie ausbessern zu lassen; auch die übrigen hatten sehr gelitten, sich aber rüchlich aus dem Treffen gezogen und setzten ihren Weg fort. Rodney, dessen Vorhut ebenfalls arg beschädigt worden war, hatte sich schon entschlossen, die Verfolgung der feindlichen Flotte, die ihm bereits aus dem Gesichte gekommen war, aufzugeben, als ein unerwarteter Zufall ihm Gelegenheit bot, einen entscheidenden Schlag auszuführen. Am Abende des 11. April hatten nämlich zwei der größten Schiffe der französischen Flotte durch das Zusammenstoßen mit andern ihre Masten verloren

und so gefährliche Beschädigungen erlitten, daß sie den übrigen nicht folgen konnten; de Grasse, welcher sie nicht in die Hände des Feindes wollte fallen lassen, wendete, um sie zu unterstützen, kam aber dadurch den Engländern so nahe, daß er am 12. April einem zweiten Treffen nicht ausweichen konnte. Beide Flotten bildeten ihre Schlachtordnung in dem freien Meeresraume zwischen Dominica und Maria Galante und der hier geleistete Kampf ist in der Geschichte der Latit des Seerrieges besonders durch ein glücklich angeführtes und später öfter versuchtes Manöver Rodney's merkwürdig geworden. Man nennt dieses Manöver das Durchschneiden der feindlichen Linie und Rodney schnitt zum Erkennen der Franzosen ihre Linie dadurch in zwei Theile, daß er am dritten oder vierten Schiffe von der Mitte geredet mit seinen Schiffen glücklich durchfuhr. Das Treffen begann des Morgens um neun Uhr damit, daß die Vorhut der Engländer unter Drake nicht an der Seeite der Franzosen hinaufging und ihr mörderisches Feuer nicht auf das Deck der feindlichen Schiffe richtete. Die Franzosen, welche durch ihre Schiffe fast nur das Tadelwerk der feindlichen Fahrzeuge beschädigten, schoten trotz dem furchtbaren Luthabe am Bord ihrer überfüllten Schiffe mit unerschränklicher Standhaftigkeit. Die Anstrengungen Rodney's, seinen Plan auszuführen, blieben lange erfolglos, denn der Scorpion und der Glorieux blieben müßig den Anmarsch eines großen Theils der englischen Vorhut aus, bis der Wind umsprang und Rodney günstig ward, welcher nun das Centrum der Franzosen, welches sehr gelitten hatte, mit dem Formidable unter vollen Segeln durchbrach; die übrigen Schiffe folgten ihm auf das gegebene Signal; Drake aber, welcher die Vorhut befehligte, wandte sogleich durch den Wind und beide Divisionen hatten jetzt die Luv gewonnen. Dieses feste Manöver und die gleichzeitige Ankunft der Nachhut unter Hood entschieden den Sieg, erdient aber noch nicht den Kampf, denn die französischen Schiffe leisteten einzeln oder in kleinen Abtheilungen noch den heftigsten Widerstand. Dem Canada, von Cornwallis geführt, gelang es zuerst, sich des Hector zu bemächtigen, auch der Cesare und der Glorieux mußten sich ergeben, nachdem sie in Brade verwandelt waren; der Diademe sank, von Kugeln durchschlägt. Cornwallis, welcher den Sieg begonnen hatte, kam gegen die Wille de Barid, das von de Grasse selbst befehligte Admiralschiff von 110 Kanonen, heran, legte sich vor die Gallion desselben und befrisch zwei Stunden hindurch die ganze Länge ihrer Decke; der Tangueber, die Couronne, der Pluton und der Triumphant suchten ihr Hilfe zu leisten, wurden aber zurückgeschlagen. Die Sonne nahte bereits dem Untergange und nur die Nacht konnte das Admiralschiff, das mächtigste Fahrzeug, welches damals auf dem Ocean schwamm, retten, aber jetzt nahte Sir Samuel Hood aus dem Vordere und richtete auf dasselbe ein so furchtbares Feuer, daß de Grasse nach verzweifelter Gegenwehr endlich gezwungen war, sich zu ergeben. In diesem Augenblick waren außer ihm nur noch zwei Mann lebend und unverletzt auf dem obern Deck. In dieser möglichen

Schlacht, welche für längere Zeit die Uebermacht der britischen Marine zur Folge hatte, verloren die Franzosen 8000 Mann an Todten und Verwundeten und acht Linienfahrzeuge, von denen sechs den Siegern in die Hände fielen, eines versank und eines in die Luft flog; Bougainville, welcher später großen Ruhm als Seefahrer erlangte, und der Graf de Baudouin retteten den Rest der Flotte, welche von Robenau zwar nicht verfolgt wurde, aber an eine Eroberung Jamaica's nicht mehr denken konnte. Die Engländer hatten nur 1050 Mann verloren, aber ihre Schiffe waren ebenfalls arg zugerichtet. De Grasse wurde nach London gebracht, wo die prächtige Bille de Paris, auf welcher er die Ueberfahrt gemacht hatte, versank. „Während man“, sagt der bekannte Geschichtschreiber Lacretelle 1), „den Namen des Admirals dem Hohnreißer gab und unfähige Spottlieder seine Niederlage brandmarkten, war er zu London der Gegenstand übertriebener Schmeichelei. Er wurde dem Könige vorgeführt, und man hatte die Artigkeit, ihm Feste zu veranstalten; überall nannte man ihn den tapfern Franzosen und jeder wollte sein Porträt haben. Diese dem Muthe eines unglücklichen Feindes gezollten Achtungsbezeugungen dienten den Engländern nur als Mittel, die Freude über einen Triumph, worauf sie stolz waren, zu verlängern. Das französische Volk begriff dies ganz wohl und war um so mehr ergrimmt gegen den Admiral, der die Engländer nicht zu zwingen verstand, die tiefe Trauer, in welche er versenkt sein mußte, zu achten.“ Man versichert sogar, daß de Grasse mit thörichter Selbstgefälligkeit zu ergehen pflegte, der König von England habe ihm bei dem glänzenden Empfange gesagt: „Ich würde sie mit großem Vergnügen an der Spitze der französischen Flotte sehen.“ Die Frauen in Paris hatten selber als Schmutz Jeannetenkreuze, Kreuze, worauf sich ein Herz besand, getragen, sie verwandelten sie in Grassekreuze, indem sie das Herz hinwegnahmen. Der Admiral leistete indessen während seiner Gefangenschaft einen nicht unwichtigen Dienst, indem er durch seine Vermittelung zur Vorbereitung des am 3. Sept. 1783 abgeschlossenen Friedens beitrug. Nach seiner Zurückkunft veröffentlichte er eine Rechtfertigungsschrift (*Mémoire sur le combat naval du 12 Avril 1782 avec les plans des positions respectives*. S. l. e. a. 4), worin er über die Capitulation, welche unter seinen Befehlen stand, bittere Klagen führt, diese scheinen jedoch ungedruckt geblieben zu sein, denn die Regierung

ließ sie gänzlich unbeachtet; ein zu Vortant im März 1784 verammeltes Kriegsgericht sprach übrigens den Admiral von aller Schuld frei und rechtfertigte sein Verhalten, verwendete ihn jedoch nicht mehr im Dienste. Er starb am 11. Jan. 1788 zu Paris als Commandeur des Ordens vom heil. Ludwig, als Ritter des Cincinnatusordens und als Generalleutnant der französischen Seemacht. De Grasse-Tilly war ein Mann von großem persönlichem Muthe und ein trefflicher Schiffscapitain, zum Befehlshaber einer Flotte fehlten ihm aber die nöthigen Fähigkeiten und Kenntnisse. Er galt überdies als äußerst stolz, bewies sich aber in vielen Fällen doch auch als edelmüthig und freigebig, wie er denn auf St. Domingo sein Privatvermögen angriff, um den Seeräubern, welchen der Sold ausbleib, die nöthigen Mittel zu ihrem Unterhalte darzubieten 2). (Ph. H. Kalth.)

GRASSETTI (Giacomo), italienischer Jesuit, im J. 1579 zu Modena geboren, trat in seinem 18. Jahre in die Gesellschaft Jesu und lebte, nachdem er seine Studien beendigt und seine Gelübde abgelegt hatte, ungefähr zehn Jahre lang in dem Collegium seines Ordens zu Modena als Rhetorik und die schönen Wissenschaften und dann während eines Zeitraumes von 20 Jahren die Moralphilosophie in den Collegien zu Parma und Rimini, bis er zum Rector des Collegiums zu Mirandolo ernannt ward. Zuletzt war er Rector des Collegiums zu Rimini, wo er am 2. Dec. 1656 farb. Er war wegen seiner Frömmigkeit und wegen des unbedingten Gehorsams, den er noch im Greisenalter bei jeder Gelegenheit seinen Obern leistete, das Muster eines Jesuiten. Seine Biographie der seligen Katharina von Bologna (*Vita della Beata Caterina di Bologna*. Bologna 1610. 4.), welche in vielen Auflagen (Bologna 1620. 4. Ibid. 1639. 4. Ibid. 1652. 4. Roma 1712. 4. Ibid. 1715. 4. Bologna 1724. 4.) und auch in einer lateinischen Bearbeitung (in den Act. SS. Antwerp. Martii. Tom. II. p. 44 seq.) erschien, war zu ihrer Zeit ein sehr beliebtes Buch, welchem seine Biographie des seligen Luigi Gonzaga (*Vita del B. Luigi Gonzaga*. Mantova 1618. 8. Ibid. 1619. 8. Modena 1638. 8.), welche ebenfalls ins Lateinische übersetzt wurde (Monachi 1630. 8.), bei weitem nicht gleich kommt. Die letztere wird übrigens auch von Andre seinem Ordensgenossen Giovanni Bertolotti zugeschrieben. Seine Uebersetzung der geistlichen Uebungen aus dem Spanischen des Jesuiten Tomas de Villacastin (*Manuale d'Eserciti spirituali per fare l'Oratione mentale*. Modena 1636. 12. Roma 1657. 12.) gibt den Sinn

1) Taxis, que, dans sa patrie, on dévouait son nom à l'oubli, et que des chanoines d'une infamie et odieuse galeté insultaient à sa déshérence, il était à Londres l'objet d'une admiration et d'un enthousiasme excessifs. Il fut présenté au roi, on eût l'humanité de lui donner des fêtes. Partout il était salué de surnoms de l'intrepide Français. Chacun vouloit avoir son portrait. Ces témoignages rendus à la valeur d'un ennemi malheureux n'étoient, de la part des Anglais, qu'un moyen de prolonger la joie du triomphe dont ils s'enorgueillissaient. La nation française le comprit ainsi, et s'en fut que plus irritée contre l'amiral qui n'avait pas su faire respecter aux Anglais le deuil profond, dans lequel il devoit être plongé.

2) Guylf. I. c. u. R. 3. 3. 3. LXXXIII.

2) Bepfl. die von seinem Sohn verfaßte Notice biographica sur l'amiral comte F. J. P. de Grasse. Paris 1840. 8. C. Lacretelle, Histoire de France pendant le dix-huitième siècle. Paris 1844. 8. Tom. V. p. 233 seq. 241 seq. 245 seq. 262 seq. R. G. Schloffer, Geschichte des 18. Jahrh. 2. B. 2. Abth. III. Abth. 1. S. 569 sq. Abth. 2. S. 280 sq. 288 sq. Entw. Zufahl, Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bd. II. S. 385 sq. 405 sq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 326 seq. (Nouv. éd. Tom. XVII. p. 374 seq.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 706 seq.

des Originals sehr treu und in sehr schöner Sprache wieder“). (Ph. H. Kälb.)

GRASSETTI (Giovanni Battista), italienischer Jesuit, im J. 1609 zu Matelica im Kirchenstaate geboren, trat in seinem 25. Jahre in den Jesuitenorden und lehrte, nachdem er seine Studien beendet, die Briefschreibe erhalten und seine Gelübde abgelegt hatte, einige Zeit die schönen Wissenschaften und die Rhetorik und später die Philosophie in verschiedenen Collegien seines Ordens. Darauf wurde er Rector des Collegiums zu Borgo Spolento in Toscana und wirkte zuletzt als apostolischer Arbeiter in dem Priesterhause zu Rom, wo er um das Jahr 1680 starb. Er war auch als Prediger berühmt und seine bekannt gewordenen Predigten über die letzten sieben Worte des Erlösers am Kreuze (*Il maestro divino su la cattedra della croce, cioè Sermoni sopra le sette parole di Cristo in Croce. Roma 1674. 4.*) lassen bedauern, daß seine vollständig ausgearbeiteten Kangelreden über die Eucharistie und auf die Sonntage und Festtage des ganzen Jahres nicht ebenfalls gedruckt wurden?). (Ph. H. Kälb.)

GRASSETTI (Appolito), italienischer Jesuit, im J. 1603 zu Modena geboren, trat im J. 1619 in die Gesellschaft Jesu und widmete sich nach der Ablegung seiner Gelübde dem Unterrichtsfache. Er lehrte zuerst einige Zeit die Rhetorik, dann aber sechs Jahre hindurch die Moraltheologie mit ungewöhnlich großem Beifall. Zuletzt war er Rector des Collegiums zu Piacenza und ein von hochbedehenden Personen gesuchter Beichtvater, der die Gabe, einen Sterbenden zu einem sanften Tode vorzubereiten, in einem seltenen Grade besaß. Er starb am 12. Jan. 1663 zu Piacenza. Sein Werk über den verächtlichen Todtschlag (*Anatome necis proditoriae continens accuratam inspectionem eorum omnium, quae ad Homicidij Proditorii fabricam spectant. Opus novum atque omnibus in utroque foro Judicibus necessarium. Lugduni 1660. fol.*) fand nicht nur bei den Kanonisten, sondern auch bei den Criminalisten Beifall. Er hinterließ auch eine Sammlung von Entscheidungen kirchenrechtlicher Fälle und fertige Abhandlungen über die Wunder, über die menschlichen Handlungen, über Glaube, Liebe und Hoffnung und über die Verträge, welche aber ungedruckt blieben. Er versuchte sich ferner als Dichter und besonders gelang ihm das Epigramm, wie die von ihm herausgegebenen Versuche in dieser Gattung der Poesie (*Epigrammatum Liber primus. Placentiae 1660. 8.*) beweisen?). (Ph. H. Kälb.)

GRASSHOF (Johann), auch Grassaus und Chortalsaus genannt, ein deutscher Jurist aus dem Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts, welcher

aus Pommern stammte, über dessen Lebensverhältnisse aber nichts Näheres bekannt ist; er ward nach Beendigung seiner Studien und nachdem er die juristische Doctorwürde erlangt hatte, zuerst Syndicus zu Straßburg, nahm aber, da ihm der Aufenthalt in dieser Stadt nicht befiel, zu haben scheint, die ihm angebotene Stelle eines Rathes bei dem Erzbischofe Ernst von Köln an. Sein unruhiger Geist trieb ihn aber bald wieder von hier fort; auch gehet am kurzweiligsten Hofe sein abenteuerliches, geheimnisvolles Wesen nicht. Er begab sich nun nach Viefand, wo er sich in mehreren Städten als Privatlehrer umhertrieb und im J. 1623 wahrscheinlich in Riga starb. Unter seinen Zeitgenossen war vielfach die Meinung verbreitet, er habe den Stein der Weisen gefunden und sei wirklich im Besitze desselben. Er suchte diesen Glauben auch durch eine unverständliche Darlegung seiner Erfindung (*Arca aperta Arcani artificiosissimi de summis naturae mysteriis, vulgo der große und kleine Baur*) zu erhalten und Joh. Balch von Schwerdt schrieb sogar einen teutschen Commentar (*Straßburg 1658. 8.*) über dieses jetzt selten gewordene Buch, welches zu Nichts weniger als zur Aufkündigung des Steines der Weisen führt!). — Ueber ein Jahrhundert später lebte Benjamin Christoph v. Grasshof, ebenfalls ein teutscher Rechtsgelehrter, am 5. Febr. 1702 in der ehemaligen freien Reichsstadt Wülhausen geboren. Nach der Beendigung seiner juristischen Studien auf der Universität zu Leipzig wurde er Syndicus in seiner Vaterstadt, deren Geschichte und Rechtsverhältnisse er genau kennen zu lernen sich bemühte. Daß dieses Streben ihm Erfolg gekrönt wurde, beweist seine für die Zeitgenossen wichtige, jetzt aber bedeutungslose Abhandlung über den Ursprung und die Aelterthümer der Stadt Wülhausen (*Commemoratio de originibus atque antiquitatibus S. R. J. Liberae Civitatis Muhlhusae Thuringorum, monumentis adhuc editis illustrata. Lipsiae et Goerlicii 1749. 4.*). Der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen ertheilte ihm den Charakter eines geheimen Rathes, im J. 1770 aber kam er als anhalt.-ernburgischer wülshäuser geheimer Rath nach Ballenstädt, wo er zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt wurde und am 31. Juli 1778 starb. Er hatte auch großen Antheil an der von dem Reichsdeputirten, Freih. von Sendenberg, veranstalteten Ausgabe des *Corpus juris germanici aevi aevi* und soll überdies der Verfasser verschiedener Schriften sein, die theils besonders ohne seinen Namen herauskamen, theils in andern Sammlungen enthalten sind. Er hinterließ den Ruf eines gründlichen Rechtsgelehrten und eines in seinem Geschäftsfreie rastlos thätigen Mannes?). (Ph. H. Kälb.)

GRASSI (Alfio), italienischer Officier und Schriftsteller, im J. 1774 zu Al. Reale in Sicilien geboren, widmete sich dem Kriegsdienste und war im J. 1800

*) *Petr. Ribadeneyra, Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, ed. Nathan. Somell. (Romae 1676. fol.)* p. 368. *Aug. et Al. de Backer, Bibliothèques des écrivains de la Compagnie de Jesus. Vol. II. (Lège 1854. 8.)* p. 263.

†) *Petr. Ribadeneyra l. c.* p. 412. *Aug. et Al. de Backer l. c. Tom. V. p. 254.*

††) *Petr. Ribadeneyra l. c.* p. 349. *Aug. et Al. de Backer l. c. Tom. II. p. 263.*

1) *De Witter, Diarium biographicum (Gedani 1688. 4.)* ad ann. 1623. *Universal-Verzeichnis aller Wissenschaften und Künste. Bd. XI. S. 611.* *Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrten-Verzeichnis. Bd. II. S. 1134.* 2) *Joh. G. Meusel, Verzeichnis der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. IV. S. 387.*

bereits zum Obersten vorgerückt. Während des Krieges mit den Franzosen war er Commandant von Syracuse und bewies in dieser Stellung große Ruhe und ein leidenschaftliches Benehmen. Als nämlich ein französisches Schiff durch einen heftigen Sturm gezwungen war, auf der Höhe von Syracuse vor Anker zu gehen und das erkrankte Volk über die Mannschaft bethallen wollte, eilte Grassi mit einer Schwadron herbei und verhinderte jede Gewaltthatigkeit. Diese menschenfreundliche That brachte ihn in den Verdacht eines Einverständnisses mit den Franzosen und veranlaßte seine Befestigung. Er wurde nach Palermo gebracht und vor Gericht gestellt und obgleich dieses in zwei Instanzen sein Benehmen als nicht strafbar erklärte und ihn in Freiheit setzte, so zog er doch, da die königliche Bestätigung des Urtheils noch fehlte und er den Einfluß der Parteilichkeit zu fürchten hatte, freiwillig vor, die Flucht zu ergreifen und sich nach Frankreich zu begeben. Er nahm daiselbst sogleich Kriegsdienste und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten durch seine Tapferkeit so sehr aus, daß er das Kreuz der Ehrenlegion erhielt und zum Escadronchef ernannt wurde. Nach der Restauration mußte er natürlich den activen Dienst aufgeben und sich zur Verfügung stellen lassen. Er benutzte nun seine Ruhe zu historischen und politischen Studien und seine Verdienste in diesen Fächern (*Extrait historique sur la Milice romaine et sur la phalange grecque et macédonienne avec une Table d'application qui démontre que nous devons aux Romains et aux Grecs ce qu'il y a de plus important et de plus essentiel dans notre milice; suivi d'une courte Notice sur l'invention de la poudre à canon. Paris 1815. 8. Charte turque, ou Organisation religieuse, civile et militaire de l'Empire ottoman; suivie de quelques Réflexions sur la guerre des Grecs contre les Turcs. Paris 1825. 8. 2 Voll. [R. Titl 1826] und La Sainte-Alliance, les Anglais et les Jésuites, leur système politique à l'égard de la Grèce, des gouvernements constitutionnels et des événements actuels. Paris 1826. 8.) sind zwar seine Meisterstücke, wurden aber zur Zeit, als die darin behandelten Fragen an der Tagesordnung waren, gern gelesen. Eine politische Geschichte Portugals, an welcher er arbeitete, blieb unvollendet, da der Tod ihn im Mai 1827 überraschte. Sein Vaterland sah er nicht wieder*.) (Ph. H. Kuhl.)*

GRASSI ¹⁾ (Anton), deutscher Bildhauer, im J. 1755 zu Wien geboren, war der Sohn eines geschickten Galanteriearbeiters und wurde schon in seinem Anbengaler als Zeichenschüler auf die k. k. Akademie der bildenden Künste geschickt, wo Professor Franz Xaver Messerschmidt, damals Lehrer der Bildhauerei an dieser Anstalt, so großes Gefallen an dem talentvollen Jungen fand, daß er ihm besondere Aufmerksamkeit angedeihen ließ und ihn, als er kaum 13 Jahre alt war, in sein

Haus nahm, um ihn in seinem Fache auszubilden. Grassi machte so schnelle Fortschritte, daß er zur Vollendung der Statuen, welche den Hofpark zu Schönbrunn zu schmücken bestimmt waren, ausersehen wurde, zu welchem Zwecke er mit dem Bildhauer Fr. Bili. Beyer eine Reise nach den Steinbrüchen unternahm und die Modelle verfertigte, welche später zu Wien ausgeführt wurden. Schon um diese Zeit begab er seinen sehnlichen Wunsch, als nach Italien gehen und sich in seiner Kunst ausbilden zu können. Ein Letter von der Fürstin von Dietrichstein unterstützter Plan, den Kaiser Joseph II. während eines Besuchs desselben in dem Hause der Fürstin in Vachs zu besitzen, erregte zwar die Aufmerksamkeit des Kaisers, welcher sich entschloß, dem jungen Manne einige Stunden zu geben, auch ertheilte sich das wohlgetroffene Bildniß so sehr des Beifalles der kaiserlichen Mutter Maria Theresia, daß sie dem Künstler ausstoberte, sich eine Gnade auszubitten; als aber dieser hocherfreut den Wunsch äußerte, mit den Jünglingen der Akademie nach Rom geschickt zu werden, fand es sich leider, daß die bestimmte Zahl derselben schon voll war und er mußte mit der Verthöhung auf eine spätere Gelegenheit zufrieden sein. Er war übrigens durch seine gelungene Arbeit mehreren einflussreichen Männern bekannt und besonders dem Fürsten Dietrichstein-Brosolan sehr geworden und wurde an die Empfehlung des letzteren bei der kaiserl. Porzellanfabrik als Modellirer und nach einer rastlosen, der Anstalt zum großen Vortheil gereichenden sechsährigen Thätigkeit als Modellirermeister angestellt. Die Akademie der bildenden Künste ernannte ihn im J. 1790 zum Mitglied und auch der Lieblingswunsch seines Lebens ging jetzt, obgleich auf andere Weise, in Erfüllung, denn die Porzellan-Manufactur schickte ihn im J. 1792 auf ihre Kosten nach Rom. Er trat freilich zu einer schlimmen Zeit dort ein, in welcher revolutionäre Ereignisse seinen ruhigen Kunstgenuß kaum erlauben. Er demüthete jedoch seinen allzu kurzen, nur neun Monate dauernden Aufenthalt mit gewissenhaftem Fleiße, wie eine Copie der berühmten Gruppe der Liebe und eine große Anzahl von Reliefs, Bühen, Antiken, Statuen und Zeichnungen, welche er allmählig in dieser Frist nach Wien schickte, genugsam bewiesen. Noch in demselben Jahre wurde er nach seiner Heimkehr Director der höchsten Kunstschulen, in welcher Stellung er, da er durch körperliche Leiden selbst zu arbeiten verhindert wurde, seine ganze Sorgfalt auf die Ausbildung talentvoller Jünglinge richtete. Seine vorzüglichsten Leistungen fallen in die unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien fallende Zeit und unter diesen sind besonders zu erwähnen die von ihm gemalten Bühen des Kaisers Franz I., des Erzherzogs Karl, des Bildhauers Canova und des Componisten Haydn, seines vertrauten Freundes, da er selbst leidenschaftlich die Musik liebte und Meister auf der Violine war. Er starb zu früh für die Kunst am 31 Dec. 1807 zu Wien*.)

(Ph. H. Kuhl.)

¹⁾ *Journal universelle. Tom. LXVI. p. 36. (Nouv. éd. Tom. XVII. p. 378.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 712.*

1) Der Name dieses Künstlers wird gewöhnlich auch Grassi geschrieben.

²⁾ *G. R. Nagler, Künstlerlexikon. Bd. V. S. 340. Conr. v. Wenzels, Biographische Notizen des kaiserlichen Oberstreich. Bd. V. S. 312 fg.*

GRASSI (Francesco), italienischer Tonkünstler am Ende des 17. Jahrh. und Kapellmeister zu Rom, wo er das von dem Abte Giacomo Buonacorsi verfertigte Oratorium: „Der Triumph der Gerechten“ (Il Trionfo de' Giusti) in Musik setzte und in der Kirche der florentinischen Erzbischöflichkeit (Archiconfraternita della Pietà) im J. 1701 am letzten Sonntage der Fastenzeit auführen ließ. Er war auch Kapellmeister an der Kirche des heiligen Kindes Jesu und an der den Spaniern gebörenden Jacobikirche (S. Giacomo degli Spagnuoli). Er componirte ein achttimmiges Miserere, zwei achttimmige Misset, einige vierstimmige Messen, ein achttimmiges Confiteor und mehrere andere Stücke, welche aber alle nur noch handschriftlich existiren und nie im Druck erschienen. — Luigi Grassi, ein berühmter italienischer Tenorist, um 1740 zu Rom geboren, kam im J. 1760 nach Teutschland, wo er im J. 1768 bei der königl. Oper in Berlin angestellt, aber im J. 1788 seiner geschwächten Gesundheit wegen mit einer jährlichen Pension entlassen wurde. Er wählte seinen Wohnsitz zu Wismar, wo er sich mit der Composition kleiner Clavierstücke (meist Variationen über beliebige Opernthesen) beschäftigte und in den ersten Jahren des jetzigen Jahrhunderts starb. — Maddalena Grassi, italienische Sängerin, um das Jahr 1780 zu Parma geboren, erhielt Unterricht in der Kunst von Locani und machte ungewöhnliche Fortschritte. Obgleich sie nicht die Absicht hatte, öffentlich aufzutreten, so zwangen sie doch später Verhältnisse dazu, auf der Bühne zu erscheinen. Sie debüirte im J. 1806 auf dem Theater ihrer Vaterstadt mit großem Beifall, welchen sie auch auf mehreren anderen italienischen Bühnen erntete. Sie starb gegen die Mitte dieses Jahrhunderts. — Von Carlo Grassi, einem neueren italienischen Componisten, ist nur bekannt, daß er im J. 1843 zu Barcelona die von ihm componirte Oper: Il Proscritto d'Altenbourg mit Erfolg auführen ließ*).

(Fh. H. Kuhl.)

GRASSI (Girolamo), gewöhnlich Girolamo da Carpi¹⁾ oder Girolimino genannt, italienischer Maler und Baumeister, im J. 1501 zu Ferrara geboren, erhielt den ersten Unterricht bei seinem Vater Tommaso Grassi, einem Decorationsmaler, und kam dann als Gehülfe und Schüler zu seinem Landsmann Benvenuto Garofalo, welcher um diese Zeit von Rom nach seiner Vaterstadt Ferrara zurückgekehrt war und sich daselbst niedergelassen hatte. Nach Beendigung seiner Lehrgzeit begab er sich in seinem 20. Jahre nach Bologna, um sich durch das Studium der dort befindlichen Werke berühmter Meister weiter auszubilden. Er arbeitete hier zuerst hauptsächlich

nach Rafael Sanzio und Francesco Mazzoli, genannt Parmegiano, und malte, da seine Art und Weise gefiel und ihm von allen Seiten Aufträge zuzamen, viele Bildnisse, die ihm bei dem Doctor Orsianini und bei dem Senator Girolani einige Bildchen Antonio Allegri's von Correggio unter die Augen kamen und er sich folglich in dessen Styl so sehr verliebte, daß er nicht nur diese, sondern auch alle übrigen Werke dieses Meisters, welche sich in Modena und Parma, in welchen Städten er sich zu diesem Zweck längere Zeit aufhielt, entzünden ließen, fleißig copirte. Der erfahrene Kunstkennner J. D. Fiorillo glaubt daher, daß von den vielen angeblichen Wiederholungen der Bilder Correggio's, welche von diesem selbst herrühren sollen, zum großen Theil nichts Anderes sind, als von Grassi verfertigte Copien. Grassi soll Sanzio, Mazzoli und Allegri nie persönlich gekannt haben, nachgeahmt hat er sie indessen alle, von Mazzoli besonders hat er die herrlich ausgeführten und verklärten Gewänder und die Kopfstellungen, die jedoch grünlächer, als lieblich scheinen, sodaß man sagen kann, in allen seinen Werken zeige sich die Manier Allegri's mit einer Vermischung der Werke Mazzoli's. Grassi besuchte auch Rom und soll hier bei dem Andlücke so vieler herrlichen Werke bereit haben, daß er sich so lange in Ferrara, Bologna, Modena und Parma aufgehalten habe. Von Rom ging er wieder nach Bologna, wo ihm die Ausführung mehrerer bedeutenden Gemälde übertragen wurde; denn außer dem, was er mit dem Bologneser Biagio Pupini zusammen malte, arbeitete er hier allein in S. Salvatore eine von dem heil. Rochus und mehreren anderen Heiligen umgebene Madonna mit dem Jesuskinde und in S. Martino die Anbetung der drei Könige in kleinen Figuren von einem Krebse, der mit dem Vorzüglichsten, was Rom und die Lombardie hierin besitzen, verglichen werden kann. Nachdem er nach einer Abwesenheit von neun Jahren in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, malte er mit seinem Meister Garofalo mehrere Wandbilder, besonders in der Palazzina des Herzogs und im Kloster der Divinamer; sein Antheil untercheidet sich indessen deutlich von dem Garofalo's durch auffallenden Schatten, womit er überladen ist. Seine Arbeiten fanden jedoch den Beifall der Kenner und selbst Titian empfahl ihn bei einem späteren Aufenthalte zu Ferrara dem Herzoge Ercole II., welcher die Bildnisse seiner Vorfahren und sein eigenes zusammen nebst den Hauptfiguren aus ihrem Leben in einem bedeckten Gange wollte malen lassen, zur Ausführung dieses Planes. Der junge Künstler, welchem aus eine solche Empfehlung die Arbeit übertragen wurde, stellte allein in dem einzigen Jahre (1534) in einem Säulengange des herzoglichen Palastes die 16 eisenfer Furchen dar, von welchen zwölf mit dem Markdesentheil, die übrigen als Herzoge Ferrara beherrscht hatten. Die großartige Malerei gelang meisterhaft und fand nicht nur durch die wohlgetroffenen und lebhaften Bildnisse, sondern auch durch die Einfassungen, Landchaften und Femen, welche als Verzierung dienten, so allgemeinen Beifall, daß aus allen Theilen Italiens Bestellungen an Grassi gelangten,

* F. J. Fenis, Biographie universelle des Musiciens. (Nouv. éd. Paris 1862. 8.) Tom. IV. p. 86. Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schlabach und G. Wernsdorff. Bd. II. G. 223.

1) Über de' Carpi, wie Andere schreiben; Grassi war aber seinmal von Carpi, denn mehrere seiner Zeitgenossen (wie der Maler und Kunstkennner Giorgio Vasari und der Dichter G. B. Guicchi, zu dessen Tragödie Orbeoche er die Decorationen malte) nennen ihn ausdrücklich einen Ferrater.

die er aber fast alle zurüchweisen mußte, da seine Zeit schon fast vollständig durch die Ausfertigung mehrerer ihm übertragenen größeren und kleineren Delbilder in Anspruch genommen war. Hier sind vor allen zwei Altarblätter, das Pfingstfest in S. Francesco zu Rovigo und der heil. Antonius in S. Maria in Bado zu Ferrara, als die reichsten und berühmtesten zu nennen. Auch im Dome zu Ferrara befindet sich von ihm ein vorzügliches Gemälde, welches den heil. Antonius darstellt, wie er einen Säugling sprechen läßt und dadurch einen Eifersüchtigen überzeugt, daß er der Vater des Kindes ist. Girolamo vollendete in dieser beschäuflichsten Periode seines Lebens auch mehrere Staffeleigemälde, weichen von den Zeitgenossen großes Lob gesendet wird. So malte er für Franz I., König von Frankreich, eine nackte Venus, welche Bafari, ehe sie an den Besteller abgescickt wurde, zu Ferrara sah, über deren Aufbewahrungsort, wenn sie überhaupt noch vorhanden ist, sich aber keine Nachricht findet; ein Gemälde, darstellend Venus und Amor auf einer von zwei Schwänen gezogenen Ruheschale, wird in der königlichen Galerie zu Dresden gezeigt. Seine kleineren Gemälde, meist jacte und seine Aufgaben, sind äußerst selten, da sein kurzes Leben und seine architektonischen Arbeiten ihm nicht erlaubten, viele Cabinetstücke zu hinterlassen. Sein Styl in Figuren, deren anatomische Richtigkeit die Bewunderung der Sachkennner erregten, erlief sich nicht fort; in der Kunst, mit feinen Badreliefs, Säulengängen, Kameien, Vertiefungen und ähnlichen bauplastischen Werken zu verziern, eiferte ihm Bartolommeo Barcini nach, welcher ebenfalls die eisenen Fürsten malte und in Folge eines Falles vom Gerüste im J. 1577 starb. Grassi scheint nicht viele Schüler gezogen zu haben, bekannt ist nur Ippolito Cosca von Mantua, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts blühte und in seiner Vaterstadt Verschiedenes nach den Cartons seines Meisters ausführte. Die Architektur hatte Grassi unter Valasso von Ferrara studirt und zwar mit solchem Erfolg, daß er als einer der ausgezeichnetsten Baumeister seiner Zeit galt. Der Papst Julius III. suchte ihn während eines späteren Aufenthalts in Rom für die Arbeiten am Belvedere in seine Dienste zu laden, indem er ihm eine schöne Wohnung und einen ansehnlichen Gehalt versprach, Girolamo fürchtete aber den Werger, welchen ihm der Reid der übrigen sehr eifersüchtigen Architekten zu verursachen drohte, und blieb bei seinem Öchner, dem aus Monte Cavallo wohnenden Cardinal Ippolito von Este, indem er, wie er sich ausdrückte, Ruhe bei Brod und Wasser allen Ehrenbezeugungen und Reichthümern vorzog. In Ferrara baute er einen der Pavillons des Palastes des Herzogs Ercole II., welcher durch eine Feuersbrunst zerstört worden war, wieder auf und wurde für die gelungene Ausführung glänzend belohnt. Er starb bald darauf im J. 1566, oder nach andern Angaben im J. 1569 zu Ferrara³⁾. — Die Kunstgeschichte nennt noch mehrere Maler, welche den

Namen Grassi führen. Vor allem ist zu erwähnen Giovanni Battista Grassi, Architekt und Maler aus der venetianischen Schule, um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Udine in Friaul geboren, wird von den meisten Kunsthistorikern (Zanobi u. a.) als ein Schüler Giov. Ant. Vicinio's von Portenone betrachtet; L. Zanzi glaubt aber, daß er einen anderen Lehrling gehabt habe, weil seine wenigen gut erhaltenen und der Aufmalung entgangenen Werke viel Titianisches verrathen. Dahin gehören die Darstellung der Geschichte des Curtius und des Cato im Saale des Schlosses zu Udine und die Verkündigung, die Einführung des Cato in den Himmel und das Gesicht Gedeih's an den Läden der Regel des Doms zu Gemona in Friaul. Auch dieser Grassi erwarb sich zugleich als Baumeister Ruhm und seine architektonischen Leistungen sollen sogar seine Malereien überbieten haben. Er beschäftigte sich zugleich auch mit der Geschichte der Kunst und der Kunsthistoriker. Bafari verdankt ihm seine Nachrichten über die Maler in Friaul⁴⁾. — Nicolo Grassi, ebenfalls ein Maler aus der venetianischen Schule, arbeitete um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu Venedig. Er war ein Schüler des Genuefers Nicolo Cassana und malte in Del und Pastell Historien und gute Bildnisse; am eifrigsten wetteiferte mit ihm der Venetianer Rosalba Carriera, über welchen er aber fast immer den Sieg davontrug. Auch in Erfindungen ist er nicht zu verachten und die größte darunter dürfte sich wol in S. Valentino, einer Kirche zu Udine, befinden, wo er an der Fede die Himmelfahrt, am Hochaltar das Altarblatt und in andern Bildern mehrere Heilige aus dem Serenidenorden malte. Für die Kirche des heil. Apollinaris zu Venedig verfertigte er vier Tafeln, welche Scenen aus der Geschichte dieses Heiligen darstellen und an den hauptsächlichsten Festen ausgelegt wurden. P. M. Kilian hat nach ihm für seine Bibel den Heiland bei Simon und das Abendmahl und J. Wegner die Berufung des heil. Petrus zum Apostelamt gestochen⁵⁾. — In der Familie Nicolo's gehört vielleicht auch Tarquinio Grassi, welcher am Anfange des 18. Jahrhunderts zu Fierenz lebte und für Kirchen und Paläste arbeitete. Er war in Turin sehr bekannt und scheint nach Carlo Cignani und andern Bolognern jener Zeit gebildet zu sein. Auch sein Sohn, Giovanni Battista, war ein Maler, aber, wie es scheint, nicht von großer Bedeutung⁶⁾. — Gregorio Grassi oder de Grassio, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er zu Rom lebte und fleißig malte. Seine Arbeiten sind durch gute Kupferstiche sehr verbreitet. Natham such nach ihm Alexander, wie er den göttlichen Knoten zerhaut, M. Natalio den Triumph eines Kaisers

3) Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. II. S. 377. Biographie universelle. Tom. VII. p. 184. Biographie générale. Tom. VIII. p. 882.

4) Zanzi, Geschichte der Malerei in Italien. Bd. II. S. 82. Biographie générale. Tom. XXI. p. 712. 5) Zanzi a. a. D. Bd. II. S. 336. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. V. S. 336. Biographie générale. Tom. XXI. p. 712. 6) Zanzi a. a. D. Bd. III. S. 327.

2) Vergl. J. D. Fiorillo, Geschichte der vornehmsten Künstler. Bd. II. S. 222 fg. 3) Zanzi, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von C. v. Drosselt. Bd. III. S. 218 fg. 4) R.

gedruckte politische Schrift über die Verhältnisse Ungarns zu seiner Zeit (*La Ungheria l'anno MDCLXXVII*), über welche Grassi in einer Sitzung der Akademie einen genauen Bericht (*Notizia intorno ad un'operetta inedita del principe Raimondo Montecucoli ed argomento dell'antichità di essa letta nell'adunanza, 19. Dec. 1819.*) ertheilte. In dieser Handchrift erörtert der Feldherr die Mittel, wie man Ungarn Ruhe und Glück unter der kaiserlichen Regierung verschaffen könne. Zu diesen Mitteln gehören nach seiner Ansicht die Beschränkung der Vorrechte des Landtages, die Wiederherstellung des Stolzes der Magnaten, die Erbauung von Festungen und die Verbesserung der Landesgesetze. Montecuculi hatte die mannichfaltigen Arten von Unterdrückung, worunter das ungarische Volk litt, beobachtet und wohl bemerkt, daß die Ungarn eher den Türken die Hand zu reichen bereit waren, als sich länger durch die Krißstrafe als Sklaven behandeln zu lassen. Man sieht daraus, daß die Klagen der Ungarn weit gründlicher und wie man sie ebensoviele hören wollte, wie später; man begreift aber auch, wie die Nichtbeachtung derselben stets die nämlichen Unruhen und erbitterten Kämpfe zur Folge haben mußten. Mit Schrecken bemerkte übrigens Grassi bei seinen ununterbrochenen Arbeiten eine allmähliche Abnahme seines Augenlichts, welcher auch wirklich trotz der Anwendung aller Mittel vollständige Erblindung folgte. Er trug dieses große Schicksal mit Gedulge und um so ruhiger, da treue Freunde es ihm erleichterten. Diese wußten auch dahin, daß er nicht nur seine Stelle als befähigter Secretair der Akademie behielt, sondern sogar noch den Titel eines Ehreninspectors mit einer Pension bekam, welche ihn in den Stand setzte, einen Schreiber zu bezahlen, mit dessen Hilfe er noch manche Arbeiten beendigen und eine neue Ausgabe des militärischen Wörterbuchs vorbereiten konnte; am 12. Jan. 1831 ergriß ihn unvermuthet ein heftiger Nervenkrampf, woran er alsbald starb. Es blieb ihm indessen noch Zeit genug, das beinahe fertige Manuscript der seiner Collegen in der Akademie zu übergeben, welche die neue Ausgabe (*Torino 1834. 8. 6 Voll.*) auf Kosten der typographischen Gesellschaft besorgten. Diese Ausgabe hat manche Vorzüge vor der früheren, indem auch der französische Sprachschatz für dieses Buch hinzugefügt ist und schwierige Gegenstände durch Anmerkungen erläutert sind. Grassi hinterließ auch eine ungedruckt gebliebene Uebersetzung der *Synops* des Verfaßers mit einem kritischen und archäologischen Commentar. Dagegen erschien sein Briefwechsel mit Ugene Foscolo (*Torino 1836. 12.*). Grassi war auch Mitglied der Akademie der Arcader zu Rom unter dem Namen *Archibamo Teiboso* *). (Ph. II. Kultb.)

GRASSI (Joseph), berühmter Portraitmaler, (im J. 1756 zu Udine in Trient¹⁾ geboren, machte seine

ersten Kunststudien an der Akademie der bildenden Künste in Wien und weiterte sich nach Beendigung derselben in seinen Arbeiten mit Hr. Heinz, Hüger und Joh. Bapt. Lampi, welchen er auch an Ansehen in der Künstlerwelt nicht nachstand. Als ihm daher bei der Vertheilung eines mit einem Reisestipendium nach Italien verbundenen Preises (im J. 1774) Hüger, der spätere Director der Akademie, wie er meinte ohne genügenden Grund, nach dem Urtheile der Sachkundigen aber, weil es seiner Production an tieferem Studium schlie, und auch weil er noch zu jung war, vorgezogen wurde, so kehrte er Wien den Rücken und ließ sich, auf den Rath eines befreundeten Poien, zu Warschau nieder, wo er sich bald als Portraitmaler eine ausgebreitete Kunstschätz bei dem hohen Adel erwarb und große Summen verdiente, die er aber später (1798) bei dem Bankrot des Banierthauses Tepper, dem er sein Geld anvertraut hatte, wieder verlor. Während der polnischen Revolution mußte er sich als Corporal in die Bürgergarde einreihen lassen und kam eines Tages in große Lebensgefahr, indem er bei der Besorgung eines Auftrages vor der Stadt sammt der von ihm geführten Mannschaft mitten in das Schlachtfeld gerieth und, da er verwundet wurde, wahrscheinlich in die Gefangenschaft der Belagerer gefallen wäre, wenn ihn nicht Kosciuszko, dem er bekannt war, in Schutz genommen und in Sicherheit gebracht hätte; in der Stadt selbst mußte er befürchten, auf der Straße von dem wüthenden Pöbel zerissen zu werden, da dieser in Erfahrung gebracht, daß er die Portraits mehrerer kaiserlichen Generale gemalt habe; da man aber auch ein Bildniß Kosciuszko's von seiner Hand in seinem Atelier vorfand, so rettete ihn dieses vor weiteren Gefahren. Er kam kurz darauf mit einem von dem Oberfeldherrn ausgestellten Pässe glücklich nach Wien, bähnte aber bei der eiligen Abreise seine ganze Vorrathschacht ein, welche 5000 Dukaten betragen haben soll und nicht wieder erlangt werden konnte. Während seines Aufenthaltes in Polen von dem Adel und den hochstehenden Personen gesucht und mit Aufträgen überhäuft, malte er nicht nur in Warschau, sondern auch in Kiew viele Portraits, welche jetzt noch als Meisterwerke von den Sammlern gesucht und zu hohen Preisen erworben werden. Unter diesen Bildnissen sollen vorzüglich die Kunstwerke haben: der Feldherr Kosciuszko, die Fürsten Joseph Poniatowski, Gartorski, Digniski, die Fürstinnen Thessa Zabienowska, Sophie Gartorski, Helene und Christine Radziwili, die Gräfinnen Manuzzi und Josepha Mostowska, der Marschall Hr. J. Graf von Meszgniski, die Generale Stanislas Koscia Potocki, Talsun und Mich. Bielborski, der Präsident des Obergerichtswais der Republik Joh. Rep. Malachowski, der Landtagsmarschall Stanislas Malachowski und der Finanzminister Iohannis Ratuszewski. Zu Wien, wo er die Bringen de Ligne malte, wurde er von einer schweren Krankheit befallen, welche ihm längere Zeit jede Arbeit unmöglich machte. Nach seiner Genesung folgte er einer

*) Vergl. Manzo, Della vita e delle opere di Gino. Grassi in den Denkschriften der Acad. di Torino, Ser. II. Tom. I. (1840.) p. 1. seq. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 37. (Nouv. ed. Tom. XVII. p. 379.) Biographie générale. p. 713.

1) Nach einer andern von ihm selbst berichteten, aber un-

richtigen Bestimmung um Wien um das Jahr 1768. Mittelst dieser Angabe veranlaßt zu haben.

Einladung der herzogl. ausländischen Familie, deren Bekanntschaft er in Warschau gemacht hatte, nach Sagan und dann nach Kobitzkau und Dresden, wo er besonders durch die Empfehlung der Herzogin Dorothea hinreichende und reichlich lohnende Beschäftigung fand. Die Frische und Zartheit des Colorits, welches er mit Meisterschaft behandelte, und die ungemessene Grazie, welche er besonders den Frauenbildnissen zu verleihen wußte, verschaffte ihm die Gunst des schönen Geschlechts in so hohem Grade, daß er den Aufträgen kaum genügen konnte. Im J. 1799 wurde er zum ordentlichen Professor an der dresdener Kunstakademie ernannt und in dieser Stellung erreichte er den Gipfelpunkt seines Ruhmes, da sein Porträtmaler außer dem berühmten Künstler Anton Graß mit ihm zu wetzern wagte. In jeder der rucke elnander folgenden Kunstausstellungen erregte irgend ein Werk von ihm die Aufmerksamkeit der Beschauer, vor allen aber wurden seine Portraits, unter welchen das Bildnis des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen eine besondere Erwähnung verdient, gerühmt; weniger güt eine allegorische Darstellung an, welche er für die Armenhauskirche zu Altenburg malte. Um diese Zeit kam er auch mit dem geistreichen Herzoge Emil August von Sachsen-Gotha in nähere Verbindung, welcher in dem Talente des Künstlers eine entsprechende Hilfe zur billigen Ergänzung seiner phantastischen Schöpfungen fand. So führte Grassi während eines längeren, sehr angenehmen Aufenthaltes in Gotha hundert große Bilder aus des Herzogs Roman „Panedone“ aus²⁾. Sie sind jetzt unverkennlich, da der Roman nicht vollendet wurde; der Maler wurde aber durch den Titel eines geheimen Legationsrathes und durch einen reichlichen Jahresgehalt unter dem Namen Bestenfeld belohnt. Ueberhaupt wurde ihm in dieser glänzenden Periode seines Lebens manche Auszeichnung zu Theil, und mehrere Akademien, darunter auch die Akademie von St. Luca zu Rom, nahmen ihn als Mitglied auf. Mehrere seiner Bilder wurden durch Professor M. Strölin in Kupfer gestochen und diese Kupferstiche waren damals ebenso beliebt und gesucht, wie seine früheren Zeichnungen für die von Schrambl veranstalteten prachtvollen Nachdrücke der teutschen Classiker und Taschenbücher, welche ebenfalls größtentheils in die Zeit seines Aufenthaltes in Wien fallen und denen man nur im Komischen die Zeichnungen Gbodomied's vorzog. Im J. 1816 wurde Grassi, nachdem er als Anerkennung seiner Leistungen den Civilverdienstorden erhalten hatte, seines Amtes bei der dresdener Akademie enthoben und mit seinem bisherigen Gehalte als Studiendirector für die in Italien auf Kosten der Regierung sich ausbildenden sächsischen Maler geschickt; dieser Stelle war er jedoch in seiner Weise gewachsen, da sich dort durch den Einfluß Garfien's, der Brüder Schlegel und Anderer bereits eine gebiegener Kunstansicht geltend gemacht hatte, welche sich insbesondere gerade dem Zeichnen, welches nur im Gefallenden und in der sogenannten Grazie eine

höchste Aufgabe fand, entschieden entgegenstellte. Als überdies ein von ihm im Auftrage des Herzogs von Gotha als Geschenk für den Papst gefertigtes Delgemälde, darstellend, wie der Apostel Petrus Plus VII. bei dessen Rückkehr nach Rom die Schlüssel zurückgibt, auf den Klerus, welcher in dieser Auffassung einen Widerspruch mit den kirchlichen Dogmen zu erwidern glaubte, einen übeln Eindruck machte und unbeachtet auf die Seite geschoben wurde, ward es ihm in Rom unbehaglich und sogar anheimlich, und er verließ diese Stadt, gegen welche er fortan eine nicht zu unterdrückende Abneigung gehegt haben soll, um sich nach Dresden zurückzuziehen, wo er, von Hypochondrie geplagt, ein so einfaches und freudloses Leben führte, daß sein Name, als er am 7. Jan. 1838 in hohem Alter starb, fast verschollen war. Er war nie verheirathet und hinterließ ein nicht unbedeutendes Vermögen. Die von ihm erbaute, reizend gelegene Villa im plauenischen Grunde bei Dresden, welche er schon bei seiner Abreise nach Rom verkauft hatte, wurde später in einen öffentlichen Beisetzungsort umgewandelt. Seine Schüler, unter denen Herr. Rabe und Mor. Reisch die bedeutendsten sein dürfen, schlossen sich während ihres Aufenthaltes in Rom mehr den teutschen Künstlern an, welche in Cornelius, Overbeck und Schadow ihre Vorbanner fanden. „Zerfalls“, sagt ein ruhig und unparteiisch urtheilender Kunstschrift³⁾, „dürfte Grassi's Name in der Kunstgeschichte nicht zu übergehen sein. Eine Zeit lang mag man allerdings das Verdienst seiner Arbeiten übersehen haben, dafür ist jedoch aber auch später gewiß, mit noch größerem Unrecht, von Vielen beinahe gänzlich verkannt worden. Obgleich die strenge Kritik manche begründete Ausstellungen an seinen meisten Werken zu machen hat und namentlich ihre Rüge des Mangels an Ernst und Gründlichkeit in seinen Erzeugnissen wohlverdient sein mag, so läßt sich doch seinen Gemälden eine seltene Eleganz und Grazie, ein höchst einnehmender Farbenzauber nicht absprechen, und nur wenige Meister dürfen ihn darin übertreffen haben. Unter Andern besaß er einen eigenenthümlichen Takt für das durch ihn gewöhnlich den Formen des Ideals angenäherte Portrait diejenige Richtung und Position aufzufinden, in der die darzustellende Person dem Auge des Beschauers am annehmlichsten erschien. Zu diesem Zwecke stand ihm auch eine besondere Geschicklichkeit in Benützung von Licht und Schatten bei. Freilich verrieth er nicht selten, ohne es zu wollen, gegen die Correctheit der Zeichnung, zuweilen geschah es jedoch absichtlich, um eine gefälliger Einstellung oder eine vollere Wirkung hervorzubringen. Bei der strengen Kunstcritik kann ihm dies natürlich nicht zur Entschuldigung gereichen, eine desto freundlichere Aufnahme fand dagegen ein solches Verfahren bei den hierin nicht von festen Grundfassen ausgehenden Kunstliebhabern. Ähnliche Vorurtheile machten auch die Kenner seiner Darstellung des Fleisches, während Liebhaber diese als das wahrhafteste, köstlichste Fleisch erklärten; gewiß ist, daß das Blendende seines

2) Vergl. Dr. Chr. W. Jacobs, Vermischte Schriften. (Gotha 1823 fg.) Dr. VI. S. 466.

3) Im Rotenburger. 1838. Bd. I. S. 235 fg.

gemalten Fleisches und der frische Farbenschmutz seiner Gewänder auf den Ausstellungen einen überraschenden Effect hervorbrachten und manches durch Gehalt weit überwiegendes Bild verdunkelten“⁴⁾. (Ph. II. Kält.)

GRASSI (Isidor), ein italienischer Augustinermönch aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., über dessen Lebensverhältnisse aber nichts Näheres bekannt ist, als daß er zu Parma lebte und sich mit wissenschaftlichen Forschungen und insbesondere mit der Geschichte seines Ordens und der berühmten Männer desselben beschäftigte, wieweil seine Biographie des bekannten Mathematikers und Historikers Bernardino Baldi von Urbino, Abtes von Guastalla, beweist. Einen Auszug aus dieser Biographie (Baldus redivivus auct. Bernardini Baldi vita cum recensione operum auctoris et virorum illustrium judicii, elogius et testimonii. Parmae 1717. 8.) findet man in J. B. Riccon's Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Paris 1729 seq. 12. (Vol. 39. p. 356 seq.)

Ein anderer Augustinermönch desselben Namens, Pietro Maria Grassi, lebte um dieselbe Zeit in dem Kloster seines Ordens zu Vicenza und besaß sich vorzugsweise mit der Kirchengeschichte der neueren Zeit. Auf die Anregung des Cardinals Noris, dessen Aufmerksamkeit er auf sich gezogen und dessen Achtung er erworben hatte, schrieb er eine Geschichte der Entstehung und Ausbreitung der Lehre Joh. Wicel's (De ortu et progressu Haeresium Joannis Wicelii in Anglia Presbyteri narratio historica. Vicentiae 1707. 4.), welche bei seinen Glaubensgenossen entschiedenen Beifall fand und auch den Gegnern, was den historischen Theil betrifft, als Leitfaden dienen kann; dagegen ist die Darstellung der Ansichten Wicel's zu einseitig und partiell und auch weniger fleißig gearbeitet als die übrigen Abschnitte des jetzt wenig mehr beachteten Werkes⁵⁾.

(Ph. II. Kält.)

GRASSI (Orazio), italienischer Theolog und Astronom, im J. 1582 zu Savona im jetzigen Herzogthume Genua geboren, trat in seinem 18. Jahre in die Gesellschaft Jesu und widmete sich, nachdem er seine Studien beendet und seine Gläubige abgelegt hatte, dem Unterrichtsfache. Er lehrte 20 Jahre hindurch in den Collegien zu Genua und zu Rom die mathematischen Wissenschaften, hatte aber das Unglück, sich durch seinen Streit mit dem berühmten Galileo Galilei heftige Feindschaft zuzuziehen, wodurch seine Wirksamkeit vielfach in den Schranken gestellt und selbst der Verdacht, zu der päpstlichen Verdamnung der Lehre des großen Astronomen beigetragen zu haben, erregt wurde. Er hatte sich bereits als Schriftsteller im Fache der Physik durch seine

unter einem angenommenen Namen herausgegebene Abhandlung über den Regenbogen (Disputatio optica de Iride proposita in collegio romano a Galeatio Mariscotto anno MDCXVIII. Romae 1618. 4.) versucht, als die drei im J. 1618 sichtbaren Kometen, welche er genau zu beobachten sich bemühte, ihm Gelegenheit gaben, seine Ansichten über die Kometen überhaupt, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, in einer Gelegenheitschrift (Disputatio astronomica de tribus cometis anni 1618 habita in collegio romano ab anno ex Patribus ejusdem Societatis. Romae 1619. 4.; später wieder gedruckt Bononiae 1655. 4.) bekannt zu machen. Er vertheidigte darin die schon von Tycho Brahe aufgestellte Behauptung, daß die Kometen wirkliche Planeten und die Bahnen derselben, welche man übrigens genau berechnen könne, so elliptisch seien, daß sie nach einem Umlaufe von vielen Jahren sich nur wenige Monate oder auch nur wenige Tage an der Sonne vorbeiziehen und wegen und von dieser ihr Licht empfangen. Diese Ansicht, welche der jetzt fast allgemein angenommenen Meinung so ziemlich nahe kommt, entsprach nicht der Theorie Galilei's; da dieser berühmte Astronom damals krank darnieder lag und sich nicht durch eigene Beobachtung der drei Kometen von der Richtigkeit der von Grassi mitgetheilten Bemerkungen überzeugen konnte, so theilte er seine Gedanken seinem Freunde und Schüler Romano Guiducci mit, welcher sie in der Akademie zu Florenz, deren Präsident er damals war, vortrug. In dieser auch durch den Druck verbreiteten Rede (Discorso delle comete e sopra quello del 1618 di Mario Guiducci, fatto da lui nell' Accademia Fiorentina. Firenze 1619. 4.; wiederholt Bologna 1655. 4.) bemühte er sich darzutun, daß die Kometen Ausdünstungen von Andenkungen der Erde und der übrigen Planeten seien, wobei er Grassi's Abhandlung sehr scharf beurtheilte und besonders hervorhob, daß dieser Jesuit die neuesten Entdeckungen Galilei's gar nicht beachtet habe. Grassi, welcher sogleich den wahren Urheber dieses Angriffs errieth, antwortete ihm unter angenommenem Namen geradezu durch die Gegenschrift: Libra astronomica ac philosophica qua Galileo Galilei opiniones de Cometis a Mario Guiduccio in Florentina Academia expositae atque in lucem nuper editae examinantur; auctore Lothario Sarsio: Sigenzano (Perusiae 1619. 4.); Galilei fand zwar einige Berichtigungen an Guiducci's (Lettera al molto R. P. Terquino Galuzzi della Comp. di Gesù, di Mario Guiducci, nella quale si giustificati dell' imputazioni dategli da Lotario Sarsi Sigenzano nella Libra astronomica e filosofica. Firenze 1620. 4.); wiederholt Bologna 1655. 4.) und an Giambattista Stelluti, seinem Collegen in der römischen Akademie der Finci (Scandaglio sopra la Libra astronomica e filosofica di Lotario Sarsi, nella controversia delle comete, e particolarmente delle tre ultimamente vedute l'anno 1618. Terni 1622. 4.), beschloß jedoch, selbst in die Schranken zu treten, konnte aber erst, durch Krankheit verhindert, sein Vorhaben nach einiger Zeit in seiner „Goldwaage“ (Il

⁴⁾ Bergl. Neue Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1838. Bd. I. S. 70 fg. G. R. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. V. S. 339. Gunkl u. Wargbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. V. S. 314 fg.

⁵⁾ Sigm. Jac. Baumgarten, Nachrichten von einer holländischen Bibliothek. Bd. V. S. 271. Journal des Savans. 1709, 26 Août. J. Chr. Abelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Zacher's Gelehrten-Lexikon. Bd. II. S. 1683.

H. Gutsch. v. W. u. Z. Gelehrten. LXXXVIII.

saggiatore, nel quale si ponderano le cose sostenute nella *Libra astronomica e filosofica* di *Lotario Sarsi*, scritta in forma di lettera dal Signor Galileo Galilei. Roma 1623. 4.) ausführen. Dieses sehr geistreiche und in einem angenehmen Style geschriebene Buch enthält zwar viele vortheilhafte Gedanken über Naturforschung überhaupt, aber auch vieles Irthümliche, und Galilei hatte keineswegs in diesem Streite über die Kometen das Richtige getroffen¹⁾, weshalb Grassi nicht säumte, unter seinem angenommenen Namen Sarsi eine zweite Entgegnung (*Ratio ponderum Librae et Syntellae*, in qua quid e Lotharii libra, quidque Galilei Symbolatore contra Libram edito, de Cometis statuendum sit, collatis utriusque rationum momentis proponitur. Parisiis 1626. 4. Neapoli 1627. 4. Ibid. 1629. 4.) herauszugeben, welche über den Gegenstand des Streites gebiegene Bemerkungen enthält und deshalb auch großen Beifall erntete. Guiducci setzte zwar noch den Streit fort, Galilei nahm aber seinen Theil davon, und soll sogar eine Auslösung mit seinem Gegner gesucht haben, Grassi verglich jedoch, wie man erzählt, Galilei nie, daß er ihn lächerlich zu machen gesucht hatte, und man glaubt sogar, daß er nicht wenig dazu beigetragen habe, die Inquisitoren gegen den neuerungssüchtigen Astronom auszuheben. Bis jetzt hat man aber keinen Anhaltspunkt gefunden, woraus dieser Verdacht gegründet werden könnte; im Gegentheil ist bekannt genug, daß hauptsächlich die Dominikaner in ihren Predigten gegen Galilei thätig waren und ihn dem großen Haufen gegenüber als Ketzer zu verdächtigen suchten und wissenschaftliche Männer des Jesuitenordens, wie der gelehrte Clavius, zu seinen Gunsten an den päpstlichen Stuhl berichteten. Man suchte übrigens nicht nur Grassi's Charakter zu verdächtigen, sondern auch seine Kenntnisse herabzusetzen; da er nämlich nicht nur Mathematiker und Astronom, sondern auch ein geschickter Architekt war und die Pläne zu der berühmten Ignatiuskirche zu Rom entwarf und ausführte, so erdachte man die Fabel, er habe den Plan Domenico Zampieri (Domenichino) entworfen und dann den berühmten Künstler aus Rom zu entfernen gesucht, um gegen die Ansprüche, welcher dieser erheben konnte, geschützt zu sein. Das Märchen ist indessen so albern, daß es kaum berührt zu werden verdient; denn wer verdiente Domenichino, selbst wenn er deshalb Rom zu verlassen gezwungen worden wäre, seine Ansprüche überall und besonders in der Künstlerwelt geltend zu machen, was er jedoch nie that. Man findet Grassi's Plan zu der Ignatiuskirche, zu deren Fassade Algarbi die Zeichnung entwarf, von Alessandro Specchi und C. Giacobbe gestochen in Giovanni's architektonischem Kupferwerke. Die Zeichnungen Grassi's in der theologischen Literatur sind unbedeutend und be-

schränkten sich auf eine Predigt, welche er am Ueberfreitage in der Kapelle des Vaticans hielt (*Divini Templi excisio Oratio habita in Vaticano sacello ad S. D. N. Urbanum VIII. ipso Parasceves die ab Horatio Grassio Savonense e Societate Jesu. Romae 1631. 4.*; auch abgedruckt in den *Quinquaginta de Christi Domini morte habitae in die Sanctae Parasceves a Patribus Societatis Jesu in Pontificio Sacello. Romae 1641. 12. Neoburgi 1724. 8.*). Grassi lebte kurz vor seinem Tode noch einige Jahre das Collegium seines Ordens zu Savona und ging dann nach Rom, wo er am 23. Juli 1654 starb.) (Ph. H. Kuhn.)

GRASSI (Serafino), italienischer Dichter und Historiker, im J. 1769 zu Vist im Fürstenthume Piemont von armen Eltern geboren und auch, was seine körperliche Beschaffenheit betraf, keineswegs vom Glück begünstigt, konnte nur mit Mühe und argen Entbehrungen sich in den Schulen seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse zur Betreibung eines gelehrten Faches erwerben, erhielt aber bei der Schlußprüfung im J. 1787 als Anerkennung seines Fleißes ein Staatsstipendium, mit dessen Hilfe er in dem königlichen Collegium auf der Universität zu Turin sich fünf Jahre der Jurisprudenz widmete. Obgleich ihn die Werke der römischen und italienischen Dichter mehr anjog als die Lehrbücher der Rechtswissenschaft und ihm das Gelingen eines Liebes oder eines Sonett's größeres Vergnügen verursachte, als die Lösung einer juristischen Epigrammfrage, so versäumte er jedoch keineswegs, seinem Fache die zu einer Anstellung in demselben nöthige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nachdem er im J. 1792 sein Examen glänzend bestanden und die Doctorwürde erlangt hatte, war er im Begriffe, mit schwerem Herzen die ihm vorgeschriebene Laufbahn zu betreten, als ein reicher Oheim unvermuthet aufsuchte und ihm die nöthigen Mittel bot, seiner Neigung zur schönen Literatur zu folgen. Im J. 1794 erlangte er von dem Censor durch Ueberredung oder durch dessen Unwissenheit und Nachlässigkeit die Erlaubnis, ein Bündchen seiner Gedichte drucken zu lassen. Er gab diese unter dem Titel „*Die Kasse*“ (Li Bacci. Torino 1794. 8.) heraus und erntete damit reichen und verdienten Beifall, da sie sich durch Anmuth und Leichtigkeit auszeichneten und überhaupt ein entschieden gutes Gefühl für das Schöne verriethen, welches man bei einem so mangelhaften Körper kaum vermuthen konnte. Da übriges die Gedichte zu äppig und frei waren, so durfte sie nicht mehr gedruckt werden, weshalb die einzige Auflage nicht häufig vorkommt und von den Freunden

1) Auch Girolamo Tiraboschi sagt in seiner Geschichte der italienischen Literatur: „Non agnalsimo felice fu il Galileo nell' esaminar le Comete ... Era allora infermo, e non potendo per se stesso osservar le Comete, gli convenne fidarsi all' altrui relazione, il che forse se non avesse egli fatto, avrebbe anche in ciò sostenuta la gloria del suo nome.“

2) Petr. Ribadeniera. Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, ed. Nash. Sordani (Rom. 1676. fol.) p. 351. • Girol. Tiraboschi, Storia della Letteratura italiana. (Roma 1785. 4.) Tom. VIII. p. 164. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 329. (Novv. ed. Tom. XVII. p. 377.) • F. A. Nagler, Künstlerlexikon. Th. V. S. 339. • Giuseppe Grassi's Verano nara in Grillo's Elogi di Liguri Illustr. Tom. II. (1846.) p. 179. Biographie générale. Tom. XXI. p. 711. Bibliotheca des écrivains de la Compagnie de Jésus par Aug. et Al. de Backer. (Lige 1858. 8.) Tom. IV. p. 288 seq.

der italienischen Poesie emsig gesucht wird. Da Grassi um diese Zeit durch den Tod seines Oheims ein bedeutendes Vermögen ererbte, so entsagte er gänzlich der Jurisprudenz und lebte unabhängig nur dem Studium der schönen Wissenschaften und Künste. Auf einer Reise nach dem südlichen Italien sammelte er viele Gemälde und andere Kunstgegenstände, aus welchen die Anfänge einer Sammlung entstanden, die er in seiner Vaterstadt, worin er seinen hiesigen Wohnsitz zu nehmen gedachte, anzuzeigen beabsichtigte. Als der Sieg der Franzosen bei Marengo die Occupation Piemonts und die Eintheilung des Landes in Departemente zur Folge hatte und Asti im J. 1806 zum Hauptort des Departements des Tanaro bestimmt wurde, ernannte die Regierung Grassi zum Präfecturath, wodurch sich ihm eine unerwartete Gelegenheit darbot, die lange verschlossenen Archive zu durchforschen und sich mit der Geschichte seiner Vaterstadt zu beschäftigen. Nach der Vereinigung des nördlichen Gebietes mit Frankreich, wodurch das Departement des Tanaro und der Präfecturath aufhörte, nahm er, des fortwährenden Wechsel müde, seine weitere Staatsanstellung an und arbeitete fleißig an der Geschichte von Asti; diese war bereits vollständig ausgearbeitet, als die Restauration und die Zurückkehr des Königs Victor Emanuel störend auf die Veröffentlichung derselben einwirkte. Durch unablässige Bemühung und durch List wurde er endlich die Befähigung der wieder in Thätigkeit gesetzten Censur zu bezeugen, und seine Geschichte von Asti (*Storia d'Asti*. Torino 1817. 4. 2 Voll.) konnte erscheinen. Sie erregte nicht nur die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher wegen der vielen wichtigen Urkunden, sondern fand auch lobende Anerkennung von Seiten der Geschichtsfreunde, da sie sehr anziehend und pöetisch geschrieben ist und besonders über die Bürgerkriege des 16. Jahrhunderts merkwürdige Aufschlüsse gibt; sie ist aber, da nach eine kleine Anzahl von Exemplaren gedruckt wurde, sehr selten. Als von dem Marquis Arbores Gattinara de Dreine zu Turin ein Preis für die beste Arbeit über den Dichter Vittorio Alfieri ausgeschrieben wurde, versäumte Grassi nicht, seinen Landsmann zu vertheidigen, erhielt aber nicht den Preis. Obgleich seine später veröffentlichte Lobrede (*Dissortazione in lode di Vitt. Alfieri*. Milano 1819. 8.) wirklich sein Meisterstück ist, so war er dennoch über diese Zurücksetzung sehr ärgerlich und dachte fortan nur an die Vermehrung seiner Sammlung. Den Winter brachte er gewöhnlich zur Herstellung seiner sehr geschwächten Gesundheit zu Pisa oder Nizza zu. Im Frühjahr 1835 überfiel ihn auf der Heimreise eine heftige Krankheit, an welcher er im Mai 1835 starb *).

(Ph. H. Kuhn.)

GRASSI (Achille de'), gelehrter italienischer Prälat, im J. 1463 zu Bologna geboren, war der Sohn Battista's de Grassi, eines angesehenen Edelmanns dieser Stadt, und wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Er widmete sich mit ungewöhnlichem Fleiße der

Theologie und erwarb sich besonders in dem kanonischen Rechte so bedeutende Kenntnisse, daß er nach der Beendigung seiner Studien im Kirchendienste schnell von Stufe zu Stufe stieg und nach Ablauf weniger Jahre zum Mitglied des höchsten päpstlichen Gerichtshofes (*auditor rotas romanæ*) und zum Berichterstatter (*referendarius*) ernannt wurde ¹⁾. Der Papst Julius II. benutzte den nicht nur gelehrten, sondern auch verschmitzten Mann vielfach zur Förderung seiner politischen Pläne und hatte alle Ursache, mit seinem Geschäftsträger zufrieden zu sein. Zuerst entsandte er ihn zu dem Könige von Frankreich, Ludwig XII., welcher die Ventivoglio, bekanntlich die Todfeinde des Papstes Julius, unterstützte, um ihn von dem im J. 1507 eingeleiteten Proceß gegen diese, welche des Versuches, den Papst und seinen Knecht, den Cardinal von St. Peter in Venedig, zu vergiften, angeklagt waren, zu unterrichten und ihn auf seine Seite zu ziehen. Er kam mit einer günstigen Antwort zurück; daß die französische Politik es später aber doch nicht für rathlich hielt, die Ventivoglio fallen zu lassen, ist bekannt genug. Grassi's Sendung nach Polen, um den König Sigismund zu bewegen, in Verbindung mit Kadißlaus, dem Könige von Ungarn, einen Feldzug gegen die Türken zu unternehmen, konnte der zertrümmten Verhältnisse wegen, worin sich diese Länder befanden, nicht den erwarteten Erfolg haben, und der päpstliche Legat verließ sich dem ausweichenden Versprechen, daß ein polnischer Gesandter mit der definitiven Antwort nach Rom kommen werde, aber reichlich beschenkt, Krafau. Besseren Erfolg hatten dagegen seine Bemühungen in der Schweiz zur Anwerbung von Hilfstruppen für den Papst und bei dem teutschen Kaiser Maximilian I. zur Abschließung eines Schuß- und Trugbündnisses. Grassi wurde nach seiner Heimkehr zur Belohnung seiner Verdienste um den päpstlichen Stuhl am 10. Nov. 1511 zum Cardinal von St. Sirtus und später von Santa Maria jenseit der Tiber, im Juni 1511 aber zum Bischof von Bologna ernannt. Obgleich um diese Zeit sich Bologna in dem Besitz der Ventivoglio befand und die Partei derselben ihren Anhänger Antonio Galeazzo zum Oberhirten zu machen gedachte, so ließ doch Achille durch seinen Bruder Agamemnon im Juli den bischöflichen Stuhl in seinem Namen in Besitz nehmen, was man auch ohne Widerspruch geschehen ließ. Als die Stadt im folgenden Jahre wieder unter die Vormachtigkeit des Papstes kam, hielt Achille seinen feierlichen Einzug und stellte den Theil des bischöflichen Palastes, welchen die von den Ventivoglio herbeigerufenen Franzosen in Brand gesetzt hatten, sogleich wieder her. Die Einwohner genoßen nun nach langwährenden kriegerischen Unruhen wieder einige Wohlthatigkeit und zeigten sich deshalb mit ihrem Bischof zufrieden, welcher sich im J. 1513 nach Rom begab, um nach dem Tode des Papstes Julius II. an der Wahl

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 35. (Nouv. éd. Tom. XVII. p. 378.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 712.

1) Er soll auch bald darauf zum Bischof von Civita di Castellio ernannt worden sein; diese Angabe mehrerer Biographen scheint aber auf einem Irrthum zu beruhen, denn Ferd. Ughelli führt ihn in dem Verzeichnisse der Bischöfe dieser Stadt (Italia sacra. Tom. II. p. 602) nicht an.

des Nachfolgers desselben Theil zu nehmen. Leo X. blies ihm ebenso gewogen, wie sein Vorgänger, und ernannte seinen Bruder Paride de Grassi, Ceremonienmeister der päpstlichen Kapelle, zum Bischof von Pesaro, welchem Achille am 8. Mai 1515 die Weihe ertheilte. In demselben Jahre sah der Bischof den König von Frankreich, Franz I., und den Papst Leo in den Mauern Bologna's und bereitete ihnen große Festlichkeiten. Leo ernannte ihn zum Schatzmeister des Conclaves, in welchem er noch zweimal saß, um bei den Wahlen der Päpste Hadrian VI. (1522) und Clemens VII. (1523) mitzuwirken. Er starb kurz nach der Wahl des letzteren am 22. Nov. 1523 zu Rom und wurde in Santa Maria jenseits der Tiber begraben. Die ihm gewidmete Grabinschrift *) nennt ihn einen streng frommen, gerechten, bescheidenen Mann; seine Zeitgenossen sprechen aber offen von seinem unfrommen Lebenswandel und rühmen ihm nur nach, daß er diesen Fehler klug zu verheimlichen verstand **). Seine Gelehrsamkeit fand überall die verdiente Anerkennung; er hinterließ auch eine Sammlung von Entscheidungen des höchsten päpstlichen Gerichtshofes, welche von seinem Vetter und dem Sohne seines Vaters, Achille und Cesare de' Grassi, vermehrt und von dem letzteren herausgegeben wurde. Er veranlaßte auch Leo X., eine jährliche Todtenfeier für die verstorbenen Cardinale zu stiften, welche jetzt noch stattfindet ***).

(Ph. H. Kuhl.)

GRASSI (Achille de'), italienischer Prälat, ein Neffe des Bischofs Achille de' Grassi von Bologna und des Bischofs Paride de' Grassi von Pesaro, gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Bologna geboren, widmete sich der Theologie und Jurisprudenz und kam bald, nachdem er seine Studien beendigt und die juristische Doctorwürde erlangt hatte, als Auditor an den höchsten päpstlichen Gerichtshof. Am 21. Aug. 1551 wurde er zum Bischof von Monte-Mascone gewählt. Als solcher ging er im J. 1553 im Auftrage des römischen Stuhles nach Neapel, um mit dem Vicesönig zu verhandeln, wie der Friede in Italien herzustellen sei; auch nahm er an den Verhandlungen des Conciliums von Trient Theil und starb am 18. Aug. 1558. Er legte die Sammlung von Entscheidungen des päpstlichen Gerichtshofes (Decisiones Rotae Romanae), welche sein Onkel begonnen und ihm überlassen hatte, in der Handschrift ferti ****).

(Ph. H. Kuhl.)

GRASSI (Annibale de'), italienischer Prälat, um das Jahr 1525 zu Bologna geboren, widmete sich der

Jurisprudenz und trat nach der Beendigung seiner Studien in den geistlichen Stand, in welchem er gleich vielen andern Angehörigen seiner Familie schnell von Stufe zu Stufe emporstieg. Zuerst war er Erzprieester und Probst an der Kathedrale seiner Vaterstadt, dann Geschäftsträger des Cardinals Sforza und später Referendar an der päpstlichen Kanzlei, wo er durch seine juristischen Kenntnisse bedeutende Dienste leistete. Zur Belohnung derselben erhob ihn der Papst Gregorius XII. am 9. Dec. 1575 zum Bischof von Faenza und bald darauf ernannte er ihn zum Censor von ganz Italien und zum Vizelegaten in den Provinzen Campanien und Romagna. Im J. 1585 legte Annibale seine bischöfliche Würde nieder, um ungehört sich dem ihm übertragenen Amte als Geheimschreiber und Rath an der päpstlichen Kammer widmen zu können. Eritus V. schickte ihn in wichtigen Geschäften an den spanischen Hof zu Madrid, wo er am 24. Juni 1590 starb. Seine juristischen Schriften: *Do Jurisdictione ecclesiastica* episcoporum et ordinariarum (Bononiae 1575. fol.) und *De temporali Pontificum potestate* (Ibid. 1570. fol.), vertragen eine genaue Kenntniß des Kirchenrechtes und ungewöhnlichen Scharfsinn. Sein Nachfolger im Bisthum von Faenza war sein Neffe Giovanni Antonio de' Grassi, welcher, ehe er im J. 1585 den bischöflichen Stuhl bestieg, Pfandherr an der St. Peterskirche zu Rom war. Er hielt in seiner Diöcese mehrere Synoden und starb am 30. Juni 1602 zu Faenza, nachdem er für seine Kirche viel Gutes gewirkt hatte **).

(Ph. H. Kuhl.)

GRASSI (Candido Frédéric Antoine de'), französischer Arzt, im J. 1753 zu Dreßden geboren, war der Sohn eines aus Italien stammenden Edelmannes, welcher sich der Arzneikunde gewidmet und sein Vaterland verlassen hatte, um in die Dienste des Königs von Polen zu treten, aber bei dem Bombardement Dreßdens durch die Preußen durch den Verlust seiner Habe gezwungen worden war, eine Zufluchtsstätte in Frankreich zu suchen, wohin er der Prinzessin von Sachsen folgte, welcher die Mutter seiner Frau als Hofame diente. Nach dem Tode der Prinzessin, welche ihm längere Zeit Schutz und Unterstützung gewährt hatte, ließ er sich zu Bordeaux nieder, um hier selbst als praktischer Arzt sein Glück zu versuchen. Aber ließ sich auch sein Sohn Candide Frédéric, welcher das Nach seines Vaters gewollt und bereits seine Studien beendet hatte, in das Collegium der Mediz aufnehmen; er erwarb sich bald, besonders unter den höheren Ständen, durch seine Geschicklichkeit und durch sein gefälliges Benehmen eine ausgebreitete Rundschaft und widmete die Ruße, welche ihm seine zahlreichen Verrichtungen ließen, der Naturwissenschaft und vorzüglich der Botanik, indem er ausländische Bäume und Pflanzen pflanzte und zu acclimatiren suchte. Der Ausbruch der französischen Revolution störte seine glückliche Ruhe und übertrübte seine, die nähere Wissenschaft seiner Angehörigen mit der königlichen Familie möge ihm Verfolgungen zuschieben, betrog ihn, nach

*) Achilli de Grassi, Episcopo Bononiensi, hujus Basilicae Cardinali, morum gravitate et legum perita secundo: in quo multum iustitiae, modestiae ac liberalitatis genus angustum desideratum est. Visit annos LX. Clementi VII. q. universae Curiae maximo de se desiderio relicto. 3) Er pflanzte im Garten zu sagen: Si non caute, nalem caute. 4) Vrgl. Cor. Synoni De episcopis Bononiensibus I. V. (Opp. Tom. III. p. 626.) Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. II. p. 37. G. J. ab Eggo, Purpura docta, Supplem. p. 264. Biographie générale. Tom. XXI. p. 713.

*) Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. I. p. 988. Biographie générale. Tom. XXI. p. 715.

*) Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. II. p. 508.

Amerika auszuwandern. Auch zu Philadelphia, wo er seinen Wohnsitz nahm, ward ihm bald die allgemeine Achtung, und einige glückliche Kuren, welche er hier vollbrachte, verschafften ihm eine begabigke Stellung und ein beträchtliches Einkommen; er konnte sich jedoch an die amerikanische Anschauungsweise nicht gewöhnen und kehrte, sobald die Bewegung in Frankreich ihm nicht mehr gefährlich schien, nach Bordeaux zurück, wo er von vielen früheren Freunden und Kunden freundlich begrüßt wurde. Man bestellte sich, ihm mancherlei Ehrenstellen zu übertragen, und er schätzte diese Vertrauen durch das Schreiben, seinen Mitbürgern möglichst nützlich zu werden. So wurde er allmählig zum Verwalter der Taubstummenanstalt und der bürgerlichen Hospitäler, zum Stadtrath für Seuchen, zum Mitglied des Generalrathes des Departements, zum Vorsitzenden der Impfscommissions und zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Arzneykunde ernannt. Sobald die Impfung in Frankreich durch die Regierung eingeführt und beschleunigt war, zeigte Grassi eine unermüdlige Thätigkeit, um dieser Methode zur Verhütung eines gefährlichen Uebels Eingang zu verschaffen, und es gelang ihm wenigstens durch das Ansehen, welches er bei der Bevölkerung genoß, alte Vorurtheile zu beseitigen. Er veröffentlichte zu diesem Zwecke eine verständliche und genaue Anweisung nicht nur für die mit der Impfung beauftragten Ärzte und Chirurgen, sondern vorzugsweise für die Familienväter und Seelsorger unter dem Titel: Manuel des vaccineurs, ou Notice sur la vaccine: ouvrage dans lequel les principes de la vaccine sont mis à la portée des pères de famille, des pasteurs et des gens du monde (S. l. 1804. 8.), welche allgemeinen Beifall fand und von welcher bald nach dem Tode des Verfassers eine von dem Arzte J. B. de Sainclair besorgte zweite Auflage (Sec. édit., précédée d'une Notice biographique sur l'auteur. Bordeaux 1817. 8.) erschien. Nicht weniger wichtig und ersprießlich waren seine amtlichen Berichte über die Gesundheitspolizei in seiner nächsten Umgebung, über die wirksamsten Mittel, den Seuchen vorzubeugen, über die Versorgung der Stadt Bordeaux mit gutem Trinkwasser und über die Erbauung eines neuen allgemeinen Krankenhauses. Er fühlte sich bereits längere Zeit unwohl, als die Anwesenheit der Herzogin von Angoulême zu Bordeaux im März 1815 ihn veranlaßte, sie bei ihrem Besuche in der Taubstummenanstalt zu empfangen; diese Anstrengung und vielleicht auch der heftige Eindruck, welchen die politischen Veränderungen auf ihn gemacht hatten, verschlimmerten sein Uebel, an welchem er am 20. April 1815 starb. Sein College Sainclair sprach in einer öffentlichen Sitzung der medicinischen Schule zu Bordeaux nach hergebrachter Sitte die Leobede auf ihn, welche auch der schon erwähnten zweiten Auflage seiner Anweisung zum Impfen beigefügt ist *). (Ph. H. Kütz.)

GRASSI (Carlo de'), italienischer Prälat, um das Jahr 1500 zu Bologna geboren, war während der

Regierung des Papstes Julius III. Hofcaplan und Erzpriester zu Bologna und wurde am 16. Dec. 1555 zum Bischof von Montefiascone ernannt. Darauf verließ er die Stelle eines Geheimschreibers bei der apostolischen Kammer und wirkte dann als Gouverneur von Perugia und Rom (1569). Schon vorher war er bei dem Abschlusse des Conciliums von Trient (1563) sehr thätig, weshalb ihn Pius V. zur Belohnung seiner Verdienste zum Cardinal unter dem Titel der heil. Euphemia (1570) erhob. Er befand sich auch bei den Cardinelen, welche den König Philipp II. von Spanien und die Republik von Venedig zum Bündnisse gegen die Türken bewegten, wodurch sich der Sieg auf die Seite der Christen neigte, er lebte aber nicht mehr die frühe Nachricht von demselben, denn er starb am 25. März 1571 zu Rom *).

Ein anderer Carlo de' Grassi, ein berühmter Rechtsgelehrter und Kanonist, welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Palermo in Sicilien sich eines großen Beifalls erfreute und im J. 1617 starb, scheint nicht zu der berühmten Familie de' Grassi zu Bologna zu gehören. Seine juristischen Werke: Liber de exceptionibus ad materiam statuti excludunt omnes exceptiones (Venetia 1600. 4. Marburg 1602. 8.) und De effectibus clericatus cum tractatu de amicitia (Panormi 1617. fol. Ibid. 1630. fol.; der Tractatus de effectibus clericatus auch einzeln Venetia 1634. fol.) standen bei seinen Zeitgenossen in verdientem Ansehen, sind aber jetzt vergessen *). (Ph. H. Kütz.)

GRASSI (Cesare de'), italienischer Kanonik, gegen das Ende des 15. Jahrh. geboren, stammte aus derselben Familie, aus welcher mehrere ausgezeichnete Prälaten (wie die Bischöfe Achille und Baride de' Grassi) hervorgingen, und widmete sich ebenfalls der Theologie und der Jurisprudenz. Nach der Beendigung seiner Studien erhielt er durch den Einfluß seiner hochstehenden Verwandten zuerst eine reiche Pfründe zu Bologna, dann aber wurde er zum apostolischen Protonotar und später zum Auditor am obersten römischen Gerichtshof ernannt. Er starb am 14. April 1580 zu Rom. Er beendigte die von den beiden Achille de' Grassi's angefangene und fortgesetzte Sammlung der Entscheidungen des höchsten päpstlichen Gerichtshofes und gab sie unter dem Titel: Ach. et Cas. de Grassis Decisiones S. Rotae Romanae (Romae 1590. fol. Marburg 1801. fol.) heraus *).

(Ph. H. Kütz.)

GRASSI *) (Damiano de'), italienischer Theolog, um die Mitte des 15. Jahrh. zu Ripoli bei Florenz geboren, bezog sich, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, auf die Universität zu Paris, um sich der Theologie zu widmen. Nach der Beendigung seiner Studien und nachdem er die theologische Doctorwürde erlangt hatte, kehrte er in seine Heimath zurück und trat

*) Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. I. p. 968. 2) Hyg. Gottl. Zacher, Gelehrten-Lexicon. Bd. II. S. 1135.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 715.

1) Ober Crasso, Crassus und Grassus, von französischen Schriftstellern auch Le Gras genannt.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 34.

in den Predigerorden, welchem er als Lehrer der Theologie in mehreren Klöstern und auf einigen Universitäten, besonders aber auf der zu Ravenna, wichtige Dienste leistete. Im J. 1507 wurde er Rector des Thomae collegium zu Ravenna und später Provinzial seines Ordens in der Lombardie. In seinem Alter lehrte er in das Kloster seines Ordens zu Ravenna zurück, um sich nur mit der Ausübung seiner geistlichen Pflichten und mit frommen Betrachtungen zu beschäftigen, bis ihm im J. 1515 der Tod erteilte. Er versuchte sich auch als Schriftsteller und erzielte als Rector des Thomae collegium besonders wegen seiner durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichneten Streitschrift über die Verwandtschaft des heil. Johannes mit Christus (De S. Joannis affinitate et consanguinitate cum Christo Domino. Patav. 1506. 4.) großen Beifall; seine Erklärung des Buches Job (Commentaria in Librum Job) und mehrere andere Schriften theologischen Inhalts sind noch ungedruckt? (Ph. H. Kütz.)

GRASSI (Paride de'), italienischer Prälats und Schriftsteller, ein Bruder des Cardinals und Bischofs Achille de' Grassi, um das Jahr 1470 zu Bologna geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und legte sich mit großem Fleiße auf die theologische Wissenschaft, insbesondere aber auf das Kirchenrecht. Nachdem er seine Studien beendet und die juristische Doctorwürde erlangt hatte, wurde er alsbald zum Statthalter von Drieto ernannt und wußte sich durch seine wohlwollende Amtsführung die Zuneigung der Bewohner dieser Stadt in so hohem Grade zu erwerben, daß sie, um ihre Erkenntlichkeit zu offenbaren, auf ihre Kosten auf dem Plage vor dem Regierungsgebäude sein Wappenschild aufstellen ließen. Auch bei dem päpstlichen Stuhle fand er in großem Ansehen, wie denn Julius II. ihn während seiner kurzen Regierung nach Rom berief und ihm die Stelle eines zweiten Ceremonienmeisters am päpstlichen Hofe übertrug. In dieser Eigenschaft befand er sich bei dem Conclave, in welchem die Wahl des Papstes Julius III. erfolgte. Er rückte zwar unter der Regierung desselben an die Stelle des verstorbenen ersten Ceremonienmeisters Burcard vor, vermochte aber nicht, sich die Gunst dieses Papstes zu erwerben, so sehr er sich auch darum bemühte. Dagegen fand er unter dessen Nachfolger Leo X. Berücksichtigung und erhielt am 14. April 1513 das Bisthum Pesaro und die Abtei St. Croce, wie ihm früher von dem heiligen Collegium versprochen worden war, und in welche Würde ihn sein Bruder Achille, Bischof von Bologna, am 18. Mai 1515 einführte. Paride de' Grassi benutzte als Bischof seine Rufe zu wissenschaftlichen Arbeiten und vollendete vor Allem sein Tagebuch, zu welchem er während seines Aufenthaltes am päpstlichen Hofe den Stoff gesammelt hatte, und welches vom Jahre 1504 bis zum Jahre 1521 reicht. Dieses Tagebuch (Diarium Curiae Romanae) ist, obgleich es als eine der zuverlässigsten Quellen über

die Regierungsgeschichte des Papstes Julius II. betrachtet werden muß, bis jetzt nicht vollständig gedruckt. Einen dürftigen Auszug (Excerpta ex Paradisi de Grassi Diario Curiae Romanae) lieferte zuerst Ehr. Gottfr. Hoffmann in seiner neuen Sammlung seltener und ungedruckter Schriften (Nova scriptorum ac monumentorum partim rarissimorum, partim ineditorum collatio. Lipsiae 1731. 4. Tom. I. p. 394—500); weit wichtigerer Mittheilungen bieten Ober. Kaynalt in seinen Annalen der Kirchengeschichte bei den betreffenden Jahren (Annales ecclesiastici ad ann. 1544 seq.) und Louis George Brequigny in den beländischen Ausgaben aus den Handschriften der französischen Staatsbibliothek (Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi. Paris 1787. 4. Vol. II.). Vollständige Handschriften finden sich in der eben erwähnten Bibliothek, sowie auch in der vatikanischen, und eine gute Ausgabe des Tagebuches wäre sehr zu wünschen, da es, obgleich es in Beziehung auf den Eryl nicht als Muster gelten kann, neben vielem gewöhnlichem und langweiligem Gerabe sehr ansehnliche Bemerkungen über bekannte Zeitgenossen und die Erzählung mancher einzelnen Thatfachen enthält, welche man anderwärts vergebens sucht. Hoffmann glaubt aber irrig, es sei ein und dasselbe Werk mit einem demselben Verfasser zugeschriebenen Buche über die von dem Papste und den Cardinals bei Festlichkeiten zu beobachtenden Ceremonien (Ceremoniale Romanum), welches sich ebenfalls handschriftlich in der Staatsbibliothek zu Paris befinden soll, dessen Wahrheit jedoch bewiesen wird. Gedruckt sind aber ähnliche Werke Grassi's, nämlich eins über die von den Cardinals und Bischöfen in ihren Diöcesen zu beobachtenden Ceremonien (De Caeremoniis Cardinalium et Episcoporum in eorum diocesis. Romae 1564. fol.), welches er für den Cardinal Giovanni Stefano Ferreri, Administrator der Kirche von Bologna, ausarbeitete, und eine Zusammenstellung der alten römischen Kirchengedächtnisse (Ordo Romanus) für Guilelmo, Cardinal und Bischof von Albano (abgedruckt in Gm. Martens's bekanntem Sammelwerke: De antiquis monachorum ritibus. Lugduni 1690. 4. Tom. II. p. 595). Das Paride de' Grassi, welcher sich nach seinem eigenen Geständnisse von Jugend auf mit dem Studium der Kirchengedächtnisse befaßte, sich die Prüfung und Erdutierung derselben angelegen sein ließ, läßt sich leicht vermuthen; unbegründet erscheint aber sein Zugrimm über die Veröffentlichung eines römischen Ceremonials durch einen Andern. Christoph Marcellus, Erzbischof von Aostua, hatte nämlich die Absicht eines solchen Werkes unter dem Titel: Rituum ecclesiasticorum sive sacrarum caeremoniarum S. S. Romanae Ecclesiae libri tres non ante impressi (Venetia 1516. fol.) herauszugeben, ohne den Verfasser, Agostino Patriani, Ceremonienmeister am päpstlichen Hofe unter Pius II. und Innocenz VIII., zu nennen. Paride de' Grassi, welcher dieselbe Würde bekleidete, erhob, sobald ihm das Buch zu Gesicht kam, bei Leo X. heftige Klage, aber keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt, weil Marcellus ein Plagiat an Patriani durch die Verschönerung des

2) Vergl. J. Eckard et J. Quetf, Scriptores Ordinis Praedicatorum. (Paris 1719. fol.) Tom. II. p. 375. Guil. Nigri, Istoria degli Scrittori Fiorentini (Ferrara 1722. fol.) p. 140.

Namens desselben bezogen, sondern weil er durch die Veröffentlichung der oft mißverständlichen Ceremonien die Achtung vor denselben und dem Papste verringert habe. Er verlangte entschieden, daß nicht aus das Buch, sondern auch der Herausgeber verbrannt, oder der letztere wenigstens nach Gebühr geächtet werde¹⁾. Er führt in seiner Klageschrift an, daß selbst bei den alten Helden unterlag gewesen sei, die Mythen der Götter bekannt zu machen. Der Papst legte die Verhöre dem Consistorium vor, man stieß jedoch die Entscheidung desselben nicht; gewiß ist aber, daß weder das Buch, welches sich noch mehrerer Ausgaben erfreute, noch der Erzbischof Marcellus verbrannt wurde. Wahrscheinlich gelang es, den Ankläger zu befähigen. Der gelehrte Benedictiner Joh. Mabillon, welcher die Geschichte dieses Streites mittheilt²⁾, kann kaum seinen Einfluß bei der Entziehung bestrafen, und meint, das Ansehen des Papstes beruhe auf seiner Stellung als Oberhaupt der Kirche, und die Achtung, welche vernünftige Katholiken denselbenollen, hänge keineswegs von geheimen Ceremonien ab. Der aufgeführte Ceremonienmeister mag jedoch, wenn man die Sache genau betrachtet, nicht völlig Unrecht gehabt haben, denn zu jener Zeit ergiebt sich schon der Widerwille gegen die hergebrachten abergläubischen Feiernlichkeiten, und er fürchtete, daß die nähere Bekanntschaft mit denselben den Spöttern Stoff zu Bemerkungen darbieten würde; denn er selbst pflegte über die schwachen Seiten anderer Stände zu spotten, wofür seine Verhörbung der zu seiner Zeit überhand nehmenden Alerthümelei beweist. Er ließ nämlich auf ein Marmorstück die angeblich von einem gewissen Publius Grassus für seinen Esel verfertigte Grabchrift (welche mit den Worten: DIS PERDIBVS SAXVM etc. begann) einmeißeln und in seinem Weingarten begraben. Hier wurde sie, als er bald darauf an derselben Stelle Bäume zu setzen befaß, gefunden und lange für echt gehalten, bis man zufällig den Betrug entdeckte, welchen man dem Bischof sehr übel deutete, obgleich sich auch Andere ähnlichen Scherz erlaubten, ohne deshalb, wie er, Beträger gehalten zu werden³⁾, um so mehr, da noch zu beweisen, ob die Erzählung überhaupt wahr ist. In der Achtung Leo's scheint ihm keinesfalls dadurch irgend ein Schaden erwachsen zu sein, denn dieser Papst ernannte ihn zum Prälaten des Palastes mit Beibehaltung seiner Stelle als erster Ceremonienmeister und mit der Erlaubnis, dieselbe durch einen seiner Reffen versehen lassen zu dürfen. Grassi starb am 10. Juni 1528 zu Rom⁴⁾. (Ph. H. Küb.)

1) Librum ceremoniarum super impressum omnino comburi simul cum falso autore, aut saltem ipsum autorem corrigi et castigari omnino debere. 2) In dem Museum Italicum. (Paris 1724. 4.) Tom. II. p. V seq. et p. 587 seq. Mabillon ruft an dem Schluß seiner Erzählung aus: Tacuimus animis caelestibus irae? 3) Bergl. Ughelli, Italia sacra. Tom. II. p. 863. Ghr. Gottfr. Hoffmann's Dissertation praesliminaris zu den Auszügen aus dem Diarium in der römischen Collectio Scriptorum. Tom. I. p. 861 seq. P. Bayle, Dictionnaire historique et critique, Art. Paride de Grassi. Biographie universelle. Tom.

GRASSIN (Pierre Charles Nicolo, Comte de), französischer Staatsmann, im März 1781 geboren, kamte aus einer angeesehenen Familie in Bourbonnais und trat, da ee in der militärischen Laufbahn sein Glück versuchen wollte, sehr früh in das Ger. Er leistete seinen ersten Dienst in dem Gasaillerregiment Royal-Guienne, in welchem sein Vater eine Officiersstelle besetzte, konnte aber, obgleich aufrichtig der Sache des Königs ergeben; doch im J. 1792 unüberwindlichen Hindernisse wegen diesem Regiment nicht folgen, welches fast ganz in den Truppen der Emigranten lief. Er hielt sich während der Revolution und der Kaiserzeit sehr ruhig und verborgen, da er verschmähte, einer nach seiner Ansicht unrechtmäßigen Herrschaft zu dienen. Nach der Restauration wurde er zum Mitglied einer Deputation von Bourbonnais gewählt, der ersten des ganzen Reichs, welche dem Grafen von Artois vorgestellt wurde; auch trat er jetzt wieder in Dienst bei der neugebildeten Leibgarde, gab aber bald diesen ihm zu unthätigen Dienst auf, um die Stelle des Unterpräfekten zu Dinan im Depaement Côtes-du-Nord zu übernehmen. Bei dem Wiedereintritten Napoleon's gab er unabweisbarweise seiner Feindschaft und seiner Anhänglichkeit an das Haus der Bourbonen, und mußte seine Rettung in der Flucht suchen. Nach den hundert Tagen trat er im Juni wieder in seine Unterpräfectur ein, verließ aber dieselbe bald mit der von Maine, wo ee sich durch eine sehr umsichtige Verwaltung bemerkt machte und die Dedung der auf dem Depaement lastenden Kosten für das and 40,000 Mann Preußen bestehende Occupationcorps möglichst erleichtern half. Er opferte in diesem Zwecke sogar einige Zeit hindurch seinen Gehalt, es gelang ihm aber trotzdem nicht, sich beliebt zu machen, weshalb er wenig Kummer empfand, als er im Anfange des Jahres 1817 seine Stelle verlor. Er zog sich indessen nun gänzlich von dem öffentlichen Leben zurück und verbrachte den Rest seiner Tage ruhig und beiseiden aus einem ererbten Landgute. Der Graf von Grassin, welcher als der Schöpfer der leichten Truppen in Frankreich betrachtet wird, gehört derselben Familie an, und Pierre-Gabriel Nicolo war ein Neffe desselben⁵⁾. (Ph. H. Küb.)

GRASSINEAU (Jacques), englischer Schriftsteller über Musik, um das Jahr 1715 zu London von französischen Eltern geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung und erwarb sich sogar einige Kenntnisse in der Musik. Da ihm übrigens seine Verhältnisse nicht erlaubten, sich für ein bestimmtes Fach auf irgend einer Universität oder in einer gelehrten Schule auszubilden, so trat er bei Godfrey, einem Apotheker in der Southamptonstraße, als Schreiber in Dienste. Da ihm aber dieses Geschäft nicht lange befiel, so ließ er sich von einem Arzte, welcher Verpufch dieß, anmerken, welcher die an ihm wahrgenommenen Kenntnisse ausbeutete und ihn benutzte, die alten griechischen Autoren über Musik nach der bekannten latei-

XVIII. p. 328 seq. (Nov. éd. Tom. XVII. p. 876.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 714.

⁵⁾ Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 309.

nischen Uebersetzung Weibon's ins Englische zu überlegen. Nach dieser Arbeit demog er ihn, Drossard's französisches musikalisches Lexikon für England zu bearbeiten, wobei er ihn mit Zusätzen und neuen Artikeln unterstüzte. Das Lexikon erschien unter dem Titel: *A musical Dictionary, being a collation of terms and characters as well ancient as modern; including the historical, theoretical and practical parts of Music* (London 1740. 8.), und ist als die erste englische Arbeit dieser Art nicht geradezu schlecht zu nennen; doch haben sich natürlich sehr viele Fehler eingeschlichen, da Grassineau nicht Gelehrtschriftler genug besaß, für die französischen Kunstausdrücke die entsprechenden englischen zu wählen. Eine neue Ausgabe des Lexikons mit einem Supplément aus J. J. Rousseau Dictionnaire de musique von Robson ist ebenfalls aus denselben Ursache nicht besser. Grassineau starb um das Jahr 1769, ohne aus seinem Unternehmen erheblichen Vortheil gezogen zu haben *).

GRASSINI (Francesco Maria), italienischer Compontist des 17. Jahrh., von welchem aber keine weiteren Nachrichten zu ermitteln sind, als daß er zwei-, drei-, vier- und fünfstimmige Motetten (Motetti concertati) mit und ohne Begleitung der Violine und Violoncello auf die hlrl. Jungfrau (Lectane della Beata Vergine), welche bei seinen Zeitgenossen großen Beifall fanden, ohne Angabe des Ortes und des Jahres veröffentlichte †).

(Ph. H. Kuhl.)

GRASSINI (Giuseppina), berühmte italienische Sängerin, im J. 1773 zu Varese, einem Marktflecken im Mailändischen geboren, war die Tochter eines armen Bauers, aber von überraschender Schönheit und von Natur bei entschiedener musikalischer Anlage mit einer so klangreichen Stimme begabt, daß der General Belgiojoso, welcher auf sie aufmerksam gemacht wurde, ihre Ausbildung übernahm und sie nach Mailand brachte, wo er sie von den besten Meistern in der Musik und im Gesang unterrichten ließ. Ihre Fortschritte in der guten und ausgiebigen Manier der alten Schule waren ungewöhnlich schnell. Ihrer reinen und gleichmäßigen Stimme, einem kräftigen, dabei aber sonoren und beglanten Contralt, mangelte es nicht an Umfang bis zu den höchsten Tönen, ihre Vocalisation war dabei leicht und ihre Auffassung von der höchsten Würde und der ergreifendsten Wirkung. Der Vortheil, fogleich bei ihren ersten Versuchen mit den berühmtesten Künstlern ihrer Zeit, mit einem Marschisi und einem Crescentini, singen zu können, gab ihrem Talent eine Charakter von bisher unbekannter Größe und Vollkommenheit. Die Bühne betrat sie zum ersten Mal in dem Theater der Scala zu Mailand bei dem Carneval im J. 1794. Sie sang daselbst mit Marschisi und dem Tenoristen Razzarini in Zingarelli's „Artaserse“

und in Portogallo's „Demofonte“ mit so glänzendem Erfolg, daß die sämtlichen Theater Italiens sich um die junge Virtuosa stritten. Sie galt nun als eine der berühmtesten Sängerinnen und bald als die erste Sängerin ihrer Zeit. Nachdem sie zwei Jahre hindurch auf den bedeutendsten Bühnen der Halbinsel Vorberren gerathet hatte, wurde sie im J. 1796 nach Mailand zurückgerufen, um während des Carnevals in Tratta's „Mephe e Ganapade“ und in Zingarelli's „Giulietta e Romeo“ mit Crescentini und dem Tenoristen Ramo Bianchi zu singen. Zingarelli hatte die letztere Oper eigens für Crescentini und sie geschrieben und wie jede Sängerin gewöhnlich eine Rolle hat, in welcher sie ihre ganze Kunst entfaltet und die sie als die vorzüglichste ihrer Leistungen betrachtet, so war die Giulietta die Lieblingsrolle der Grassini. Im folgenden Jahre (1797) erregte sie zu Venedig während des Carnevals auf dem Fentichtheater in Gimarof's Horatieri in der Uteirrolle die lebhafteste Begeisterung. Am Sommer desselben Jahres wurde sie von dem Theater San Carlo in Neapel in Sold genommen, um zur Erhöhung der Feiertagsfreude bei der Hochzeit des Kronprinzen beizutragen. Sie sollte in einer für sie von Vicini componirten Cantate die Hefe singen; da aber eine Composition Ansello's, eines Schülers Vicini's, vorgezogen wurde, so ließ Prinz August von England, später Herzog von Sussex, um Vicini zu entschädigen, dessen Cantate in seinem eigenen Hotel vorgetragen und wurde bei dieser Gelegenheit von den Reizen der Sängerin so sehr gefesselt, daß er sie in seiner Nähe behielt und sich längere Zeit als einen der aufmerksamsten und freigebigsten Liebhaber bewies; da er aber bald Ursache hatte, an ihrer Treue zu zweifeln, so schwor er ihr Rache und ließ sie bei einer nächtlichen Vergnügungsfahrt ins Meer werfen. „Aber“, erzählte der Herzog 30 Jahre später, „dieser Dämon von einem Weibe konnte schwimmen! Sie trennte sich, näherte sich mir wieder am nächsten Tage verführerischer als je und ich mußte die Lection in der Schwimmschule, die ich ihr gegeben hatte, theuer bezahlen.“ Im J. 1800 kehrte sie nach Mailand zurück, ohne jedoch auf der Bühne zu erscheinen, sie ließ sich aber nach der Schlacht von Marengo in einem Concerte vor dem ersten Consul hören, welcher, von ihr entzückt, sie nach Paris beschickte, wo sie am 22. Juli desselben Jahres bei dem großen Nationalfeste auf dem Marsfelde zur Erinnerung an die Einnahme der Bastille, bei welchem 800 Musiker mitwirkten, sang. Sie gab zu dieser Zeit auch zwei Concerte in der Opera, wo sie die volle Beacht ihrer Stimme entfaltete und die Zuhörer zu einer solchen Begeisterung hinführte, daß ihre Nebenbuhlerin Bandi, eine der berühmtesten Sängerinnen des vorigen Jahrhunderts, ihr den Vorrang einräumen mußte; da jedoch damals Paris noch keine reichhaltige Oper besaß, die welcher die Grassini hätte engagirt werden können, so verließ sie, nachdem sie von Napoleon für ihre Leistungen glänzend belohnt worden war, Frankreich und verfuhr ihr Glück in Teutschland. Ihre Ansprüche fanden aber daselbst nicht die erwartete Befriedigung und die Concerte, welche sie

*) F. J. Fétis, Biographie universelle des Musiciens. Nouv. éd. Tom. IV. p. 86. Universal-Bericht der Tonkunst von J. G. Schabach und Ch. Bernsdorf. Bd. II. S. 223.

†) F. J. Fétis, Biographie universelle des Musiciens. Nouv. éd. (Paris 1862. 8.) Tom. IV. p. 86.

seiner Zeit hervor und dieses Verdienst wurde auch von den gleichzeitigen Gelehrten nach Gebühr gewürdigt, jezt dürfen sie aber, da ihr Inhalt nicht mehr zu den Fragen der neueren Zeit gehört, selten einen Leser finden. Das *Enchiridion ecclesiasticum* (Venetia 1583. 4.) ist indessen für die Statistik der katholischen Kirche im 16. Jahrh. nicht ohne Werth und wird auch von den Bibliomanen seiner Seltenheit wegen gesucht*). (*Ph. H. Kälb.*)

GRASSMANN (Gottfried Ludolf), deutscher Theolog und Schriftsteller im Fache der Landwirthschaft, am die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Etzgard in der preussischen Provinz Pommern geboren, widmete sich der Theologie und erhielt nach der Beendigung seiner Studien die Stelle eines Predigers zu Wittmannsdorf bei Ruckau. Später ward er Pastor zu Sinslow und Kertzenhagen im Amte Kolbzig in Hinterpommern und süßte später seine Lust, diesen Wirkungskreis zu verlassen, da er Land und Leute liebgewonnen und sich in die Verhältnisse hineingelebt hatte. In den Umgebungen, die ihm seine Berufsgeschäfte reichlich gewährten, befaßte er sich mit der Viehzucht, dem Feldbau und anderen landwirthschaftlichen Arbeiten und betrieb dieselben sowohl praktisch als auch theoretisch mit solcher Umsicht, daß er bald als einer der geachteten Landwirthe und ökonomischen Schriftsteller galt. Von seinen Lebensverhältnissen, die auch sehr schickl gewesen sein und nichts Ausgerothenliches geboten haben mögen, weiß man nur, daß die preussische Regierung ihn zur Bezeichnung seiner Verdienste zum Commisär in landwirthschaftlichen Angelegenheiten ernannte und daß er durch seine amtlichen Berichte sehr viel Ersprißliches in dieser Beziehung für die Provinz Pommern wirkte. Seine meisten Schriften betreffen den Ackerbau und als das Allgemeineren berührende sind zu nennen: „Bestimmung des Landes zum reichlichen Unterhalt einer Bauernfamilie“ (Berlin 1776. 8.), „Abhandlung über das Nützliche und Schädliche bei der Eintheilung des unter dem Pfluge stehenden Acker in drei Felder, verglichen mit der in den neueren Zeiten an jene Stelle eingesetzten Koppelwirthschaft“ (Berlin 1790. 8. 2. Aufl. Eben. 1804. 8. Auch in dem achten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaft. Berl. 1790. 8.), „Untersuchung, ob die Koppelwirthschaft in den preussischen Staaten anwendbar sei oder nicht?“ (Berlin 1793. 8.), „Plan zur Auseinanderlegung ganzer Gemeinden mit ihren Ländereien in Gegenden, wo das Erdreich von verschiedener Güte und Beschaffenheit ist,“ (im Stralsundischen Magazin. Bd. 2. 1774. St. 3 u. 4) und „Ueber Reclamationen in der Landwirthschaft und Reclamationen-Pächter, welche letztere durch solche Pachtungen, als bürgerliche Personen, zu dem eigenthümlichen Besitze sowohl landesherrlicher, als auch adeliger Landgüter gelangen könnten, ohne daß hierdurch ein Landesgesetz, in welchem Staaten es auch sei, entgegen gehandelt würde“ (Warschau 1798. 8.). Auf besondere Gegenstände

des Feldbaues beziehen sich die Schriften: „Abhandlung, ein Land in Ermangelung des Düngers fruchtbar zu erhalten“ (Berlin 1773. 8.), womit er seine literarische Laufbahn begann, „Anweisung, wie man guten und reifen Klee samen auf eine leichte Art und in zureichender Menge gewinnen könne, ohne daß derselbe durch zu starkes Trocknen in den Oefen, oder durch andere gewaltsame Mittel im Keimen und Aufgehen hätte Schaden nehmen können“ (Berlin 1790. 8.) und „Abhandlung von dem Anbau und der Benützung des Saffors“ (Berlin 1792. 8. Zuerst in dem ersten Bande der Neuen Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft. Berlin 1791. 8.). Wichtig für den Betrieb der Landwirthschaft in Pommern sind auch die Abhandlungen „Ueber die Anlegung der Heiden und lebendigen Jäune“ (Berlin 1794. 8.) und „Ueber die Nützbarkeit des Torfs in der Feuerung“ (Eben. 1792. 8.). Ganz besondere Aufmerksamkeit erregte zur Zeit ihres Erscheinens die Schrift über die Stallfütterung, der die königliche Akademie zu Berlin den Preis urtheilte und welche in deu von derselben herausgegebenen „Abhandlungen über die allgemeine Stallfütterung des Viehes und die Aufzucht oder Weidhaltung der Bräue“ (Berlin 1788. 8.) abgedruckt ist. Grassmann dehnte sogar seine Forschungen über die Fortwirthschaft aus, wie seine Abhandlungen „Ueber die Aufgabe, durch welche gute und nicht theure Mittel das Schiffbauholz dauerhaft gemacht werden könne“ (Petersb. u. Leipzig. 1784. 4.) und „Ueber die längere Dauer und den Widerstand des Schiffbauholzes gegen die an den Schiffen nagenden Seewürmer“ (Stettin 1790. 8.) beweisen. Alle diese Vorschläge hatten für seine Zeit einen nicht unbedeutenden Werth, der sich aber jezt durch die Fortschritte der Chemie und deren Anwendung auf die Oekonomie sehr verringert hat. Grassmann setzte auch den von M. E. v. Schöb begonnenen Auszug aus der ökonomisch-technologischen Encyclopädie von J. G. Krünig vom 14. bis zum 20. Theile (Berlin 1790—1800. 8.) fort, welche Fortsetzung dem 54. bis 81. Bande des größeren Werkes entspricht. Grassmann war unermüdet thätig bis an seinen Tod, welcher ihn in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts seiner ihn hochachtenden Gemeinde und der Wissenschaft entriß*). (*Ph. H. Kälb.*)

GRASSMANN (Justus Günther), deutscher Schulmann, am 19. Juni 1779 zu Sinslow bei Stettin, wo sein Vater, ein geachteter Schriftsteller im Fache der Landwirthschaft, Prediger war, geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung von seinem Vater und von einem Hauslehrer, welcher jedoch keine großen Hoffnungen auf die Fähigkeiten seines Schülers zu setzen schien, die sich indeß auch nicht leicht bei der angewendeten Lehrmethode entwickeln konnten. Da der Knabe indeß, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse ver-

*) Noyveau dictionnaire historique par L. M. Chandon et F. A. Delandine. Tom. V. p. 542. Sieh. G. Sacher, Gelehrten-Lexikon. Bd. II. S. 1136.

*) Vergl. J. G. Knefel, Das gelehrte Teutschland. Bd. II. S. 639 fg. Bd. IX. S. 452. Man findet Grassmann's Bildniß vor dem 8. Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaft und vor dem 76. Bande der Krünig'schen Encyclopädie.

schaft hatte, Fuß zum Lehrfache zeigte, so ließ ihn der Vater im J. 1798 die Universität begeben, um sich der Philosophie zu widmen. Nach der Beendigung seiner Studien suchte er sich als Hauslehrer praktisch in seinem Fache auszubilden und nahm im J. 1802 die Stelle eines Correctors zu Pyritz an. Bald darauf (1806) folgte er einem Rufe als Subrektor an dem Gymnasium zu Stettin, wo er mit großem Eifer die Pflichten seines Berufes erfüllte, bis ihn die Beförderung des Vaterlandes im J. 1813 in das Feld rief. Er befand sich unter den ersten, welche dem Aufstiege ihres Königs folgten und zog, obgleich er bereits Vater von vier Kindern war, bereitwillig ins Feld. Nach der glücklichen Heimkehr trat er wieder in seine frühere Stelle am Gymnasium zu Stettin und ward in dem Jahre 1817 zum Professor an demselben ernannt. Schon früher hatte er sich mit Glück als Schriftsteller versucht und seine „Raumlehre für die unteren Gymnasialklassen“ (Berlin 1811, 8. 2 Bde. 1817, 8. 2 Bde. 1824, 8. 2 Bde.) muß als ein in der Pädagogik Epoche machendes Werk betrachtet werden, welches einen eigenen Unterrichtszweig in die Schule und eine reiche Literatur auf diesem Felde, wozu auch sein „Schulbuch der Raumlehre“ (Berlin 1826, 8. Dritte Auflage, Ebd. 1843, 8.) gehört, ins Leben rief. Solche tiefe Studien auf dem Gebiete des Elementarunterrichts konnten unmöglich ohne wohlthätigen Einfluß auf seine eigene Lehrmethode bleiben. Da er überhaupt alle durch fleißige Studien gewonnenen Kenntnisse mit seiner ganzen Denkweltse verarbeitet, so wurde das Erlernen in ihm wieder Original und daher war auch seine Lehrmethode durchaus originell. Von der systematischen Pädagogik und den schriftstellerischen Erzeugnissen in diesem Fache ver sprach er sich wenig Nutzen, denn er ging von dem Grundsatz aus, der Gelehrte müsse sich durch die Individualität des Zöglings bestimmen lassen und nicht diese der Zögling durch die Individualität des Lehrers bestimmen werden; da aber jeder Zögling neu sei, so kann es keine allgemeine Pädagogik in dem engeren Sinne des Wortes geben. Sein ganzes Unterrichten war Trüben und die Früchte des Wissens hatten für ihn nur dann Werth, wenn sie bei der sittlichen Würdigung seiner Schüler in die Waagschale gelegt werden konnten. Die reine Lehrschule mit ihrer Intelligenz war ihm ein Grauel, die ehetreibende Jugend erfüllte ihn mit Schmerz, die Vergötterung des klassischen Alterthums hielt er für eine verfallenswerthe geistige Verirrung und die Gattungsphilosophie der Schulen befeuerte er oft. Er ging darin offenbar zu weit und die von seinen Ansichten getragenen Vorbezeugungen über die Früchte einer solchen Unterrichtsmethode werden wol nicht sobald noch in Erfüllung gehen, obson er meinte, sie seien bereits allenthalben sichtbar, und oft als Mitglied der Deputation der Stadt Stettin darauf hinwies. Auf die philologische Ausbildung der Schüler des Gymnasiums hatten übrigens diese Ansichten durchaus keinen Einfluß, da die ihm zugetheilten Lehrgegenstände, Physik und Mathematik, sich mit denselben vertrugen. Seine Leistungen in diesen Fächern ließen auch Nichts zu wünschen übrig. Ein

schönes Zeugnis seines methodischen Talents gibt seine in einem Programm des Gymnasiums mitgetheilte Abhandlung „Ueber den Begriff und Umfang der reinen Zahlenlehre“, welche nicht nur die wahrhaft bildende Seite der reinen Arithmetik für den Unterricht, sondern auch die wissenschaftliche Construction derselben begründet. In diese Arbeit reihl sich das „Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie“ (Berlin 1826, 8.), worin das Streben nach Vereinfachung und Durchsichtigkeit hervortritt. Ebenso wußte er jeder Entdeckung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften das pädagogisch Fördernde abzugewinnen, wozu die vielen Verbesserungen an den physikalischen Instrumenten, die er beim Unterricht gebrauchte, ein lebendes Zeugnis ablegen. Aber nicht allein auf den Schulgebrauch beschränkte sich seine Thätigkeit in diesem Fache, sondern sie dehnte sich auch auf weitere Kreise und zum allgemeinen Nutzen aus. Seine Schrift „Zur physikalischen Kosmologie und geometrischen Kombinationslehre“ (Stettin 1829, 8.), welche durch und durch Original ist, gab von seiner tiefen Naturanschauung Kunde und bewirkte seine Aufnahme in viele naturhistorische Gesellschaften. Die darin niedergelegte Lehre von der Construction der Kristallgestalten fand durch den Engländer Miller, Professor an der Universität zu Cambridge, eine näher eingehende Verarbeitung und bot der bürten Streemetric, wie sie in den Schulen gelehrt wird, einen unerwartlichen Stoß zu einer fruchtbaren Erweiterung, wozu er auch durch die „Combinatorische Eintheilung der Kristallgestalten“ (in Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XXX, 1833.) das Seinige beitrug. Die Physik bereicherte Grassmann ferner durch eine vortreffliche, in dem Programm des Gymnasiums vom Jahre 1837 niedergelegte Abhandlung „Zur Akustik“ und durch einen Aufsatz über die „Verbesserung der zweiflüchigen Hahn-Kulturpumpe“ (in Gilbert's Annalen der Physik. Bd. LXXV, 1820.), die Astronomie durch eine von ihm konstruirte astronomische Uhr, und die Meteorologie durch ein Instrument zur Bestimmung der mittleren Lufttemperatur (in Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. IV, 1825). Grassmann stiftete auch zu Stettin eine physikalische Gesellschaft, welche sich eines guten Fortgangs erfreute und nahm überhaupt gern Antheil an allen Bestrebungen, welche die Unterstüßung oder die Ausbildung seiner Mitbürger bezweckten; durch seine Bemühungen um die Verbesserung des Schulwesens wurde das in der Pestalozzianischen Unterrichtsmethode wahrhaft Erpriessliche in die ihm überwiesenen Armeenschulen eingeführt und fand auch bald allgemeinen Eingang in den übrigen Schulen. Es gelang so durch seine Bemühung bei den höchsten Behörden, die Schulen auf eine bewundernde Höhe zu erheben, die Bürger zu bedeutenden Geldbewilligungen zu bewegen und auf diese Weise die heutige Blüthe des Schulwesens in der Stadt Stettin zu veranlassen. Ferner rief er als Vorgesetzter für Stettin ein Stabilisament hervor, wofür ihm alle Gebildeten der Stadt noch lange danken werden. Hier wirkte er amrend durch seine Vorträge und er sprach ebenso tief und sinnig über das Gebiet der Kunst,

wie er in das Reich der Natur schaute. Leider sind seine „Vorlesungen über die Raphael'schen Stangen und Radonnen“ nur für Freunde gedruckt worden. Sie verdienen wohl ein Bekanntwerden in weiteren Kreisen, um an einem solchen Beispiele zu sehen, wie fruchtbar und ergreifend auch ein Unterricht über die Producte der Kunst gemacht werden kann. Ueberhaupt entlockte das Reisteramt in der Loge, welches er über 25 Jahre versah, dem Schape seines Gemüthslebens viele schöne Geistesgaben und verleiht ihm in manchen persönlichen Zügen und in manche geistliche Verbindungen, und es läßt sich deshalb leicht begreifen, daß die Trauer bei seinem Tode, welcher am 9. März 1852 erfolgte, eine allgemeine war, obgleich er ein hohes Alter erreicht hatte und seine Kraft in der letzten Zeit gebrochen war. Er hinterließ zwölf Kinder, deren Erziehung er die größte Sorgfalt widmete und von denen sechs Söhne studirten. Einer derselben, Hermann Günther Grafmann, geboren zu Ettlin am 15. April 1809, folgte ihm im J. 1852 als erster Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Ettlin nach, nachdem er vorher als Lehrer an der Ottoschule und an der Friedrich-Wilhelmschule bairisch gewirkt hatte. Er hat sich auch bereits als Schriftsteller im Fache der Mathematik und der Naturwissenschaften bekannt gemacht und es braucht nur auf seine Leistungen, von welchen besonders hervorzuheben sind: „Die Wissenschaft der extensiven Größe oder die Ausdehnungslehre“ (Leipzig 1844. 8.), „Geometrische Analyse, geknüpft an die von Leibniz erfundene geometrische Charakteristik“, von der Babylonischen Gesellschaft getrudet und herausgegebene Preisdissertation (Leipzig 1847. 8.), „Neue Theorie der Elektrodynamik“ (in Poggenbors's Annalen der Physik. Bd. LXIV, 1845) und „Theorie der Farbenmischung“ (Ebd. Bd. LXXXIX, 1853), hingewiesen zu werden“). (Ph. H. Kuhl.)

GRASSMÜLLER (Heinrich), deutscher Lutheraner Prediger, im J. 1632 zu Hamburg geboren, widmete sich mit besonderer Vorliebe der Theologie und beendete nach der Beendigung seiner Studien nach und nach mehrere Stellen, in welchen er sich stets durch unermüdbaren Eifer, sein nicht unbedeutendes Predigertalent wuchern zu lassen, und durch die strengste Gewissenhaftigkeit in der Seelsorge auszeichnete. Er rückte allmählig zu besseren Kenntnissen vor und wurde zuletzt Erzdialon an der Michaelskirche in seiner Vaterstadt, wo er am 12. Jan. 1683 starb. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch sein „Krankenbuch“ (Gamburg 1681. 8. 6 Theile), welches als eines der besten Werke in diesem Zweige der Seelsorge betrachtet werden muß und noch im 17. Jahrhundert lange ein beliebtes Handbuch der protestantischen Geistlichkeit und ein geschätztes Trostmittel der gläubigen Protestanten auf dem Krankenbette war“). (Ph. H. Kuhl.)

*) Vergl. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1852. Bd. I. S. 160 f. J. G. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften (Leipzig 1863. 8.) S. 942.

†) Vgl. G. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. II. S. 1153.

GRASSOLDT (Bernhard), österreichischer Jesuit, im J. 1695 in Eger in Böhmen geboren, trat im J. 1712 in die Gesellschaft Jesu und widmete sich, nachdem er seine Studien beendet und seine Gelübde abgelegt hatte, dem Unterrichtsfache. Er lehrte in verschiedenen Collegien seines Ordens zuerst die alten Sprachen und die Rhetorik und darauf die Philosophie und die Theologie. Später war er Studienpräsident und Kanzler der Universität Olmütz. In seinem Alter zog er sich in das Professorenhaus zu Brünn zurück, wo er am 22. März 1754 starb. Seine dem kanonischen Rechte und der Casuistik angehörenden Schriften (Candidatus Sacramenti Poenitentiae administrandi summaria et expedita notitia pro hoc munere congrue obeundo instructus. Olomucii 1741. 8. Expedita de impedimentis matrimonii notitia per planas quaestiones et casuum illa concernentium resolutiones facilitata. Olomucii 1743. 8. und Tractatus de contractibus ad Justitiae bilanem applicatus per attemperatae quaestiones et casuum illas concernentium resolutiones combinatus. Olomucii 1744. 8.) waren zu ihrer Zeit beliebt und von den jungen Priestern fleißig benutzte Handbücher. Seine aechtliche Schrift über die Glorie der Mutter des Herrn (Maria in coelos assumpta corona 12 stellarum incineta, totidem questionibus theologico-scripturasticis concelebrata. Olomucii 1747. 8.) ist im Geschmacke seines Ordens gearbeitet“). (Ph. H. Kuhl.)

GRASSUS oder GRASSO (auch Grassus) (Jacobus), ein Mönch aus dem Orden des heil. Dominicus, zu Palermo geboren, lebte und wirkte in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf Sicilien und scheint sich auch mit Forschungen über die Geschichte seines Vaterlandes beschäftigt zu haben, wenigstens verfaßt seine darauf bezügliche Schrift (Collectanea de laudibus Panormi) ein crassees Studium. Sie ist freilich noch nicht gedruckt, aber Francesco Baronio war es vergönnt, sie in seinem Werke über Palermo (De Majestate Panormitana. Panormi 1630. fol.) zu benutzen und man darf voraussetzen, daß das Hauptstück des Inhaltes in dasselbe übergegangen ist“). (Ph. H. Kuhl.)

GRASWINCKEL (Dirk Janszoon), holländischer Rechtsgelehrter und Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaft, im J. 1600 zu Delft geboren, stammte aus einem angesehenen Patrizierschlechte und widmete sich, nachdem er in seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, auf der Universität Leiden der Jurisprudenz. Nach der Beendigung seiner Studien wirkte er einige Zeit als Anwalt und machte dann eine Reise nach Frankreich, um sich im Fache der Staats-

*) Vergl. Dr. Mar. Fetsel, Böhmisches, Meißnische und Schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten (Prag 1786. 8.) S. 191. Aug. et Al. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. VI. (Lüttich 1861. 8.) p. 190.

†) J. Ehard et J. Quenif, Scriptores ordinis Praedicatorum. Tom. I. p. 901.

Wissenschaft weiter auszubilden. Im J. 1624 befand er sich zu Paris, wo er bei Hugo Grotius, seinem gelehrten Landsmanne und Verwandten, arbeitete und dessen berühmtes Werk *De jure belli et pacis* zum Abdruck ins Reine schrieb. Nach der Zurückkunft in sein Vaterland wurde er zuerst zum Fiscalamwalt der Staaten von Holland und dann von Seiten der Generalkstaaten zum *Greffier* und *Secretaire* der getheilten Kammer, welche die zwischen den spanischen Niederlanden und den Generalkstaaten schwebenden Streitigkeiten zu erledigen hatte, ernannt. Die Stelle eines *Secretaires* der Deputation der Generalkstaaten zum Abschlusse des Friedens zu Münster nahm er zwar nicht an, machte sich aber trotzdem bei den schwierigen Verhandlungen sehr nützlich. Zu dem Streite zwischen der Republik Venedig und dem Herzog von Savoyen über das Recht des Vorrangs erklärte er sich in der von ihm verfaßten betreffenden Abhandlung (*Dissertatio de jure praecedentiae inter rempublicam Venetam et duces Sabaudiae*. Lugduni B. 1644. 8.) zu Gunsten der Republik und widerlegte eine für den Herzog von Savoyen sprechende Schrift; schon früher hatte er die Aufmerksamkeit der Republik erregt, indem er in einer ausführlichen Darstellung (*Libertas veneta, sive Venetorum in se ad suos imperandi jura assertum*. Lugduni B. 1634. 4.) die Staatsgewalt gegen das allgemeine Stimmrecht (*Equitino*) vertheiligte, und es erfolgte sehr zur Belohnung seiner Dienstleistungen die Ernennung zum Ritter des heil. Marcs. Er galt überhaupt als einer der eifrigsten Vertheidiger der unumschränkten Herrschaft und seine Abhandlung über das Majestätsrecht (*De jure majestatis*. Hag. Com. 1642. 4.), welche auch in holländischer Uebersetzung (*Naaspöringe van het Recht de opperste Macht*. Rotterdam. 1667. 4.) erschien, ist wol, wie sich Aug. Lindv. v. Schlözer¹⁾ ausdrückt, die lächerlichste und schamlichste Vertheidigung des übertriebenen monarchischen Despotismus, welche bis jetzt versucht wurde. Ähnlichen Grundföhen folgte er auch in seinem Werke über die Souverainität der Staaten von Holland (Recht van de opperste Macht de Heeren Staaten van Holland. Amsteld. 1667 — 74. 4. 2 Bde.), welches erst nach seinem Tode erschien und auch ins Lateinische übersetzt wurde. Mit dem größten Eifer trat er für die Lehre seines Landsmannes Grotius in die Schranken und verfaßte Job. v. Felten, Professor zu Helmstädt, welcher das Werk seines Vönners über das Recht des Krieges und Friedens angegriffen hatte, in einer freilich nicht sehr gründlichen Abhandlung (*Stricturae ad censuram Johannis a. Felden in libros Grotii de jure belli et pacis*. Amsteld. 1654. 12.), welche in mehreren Auflagen (Lugd. Batav. 1654: 4. Jenae 1675. 12. Lugd. Batav. 1678. 12.) wiederholt werden mußte, zurückzuweisen. Durch diesen Streit wurde auch sein Friedensfürst (*Princeps pacis*. Hag. Com. 1655. 4.) veranlaßt. Auch die von Hugo Grotius aufgestellten Grundföhe über die Freiheit des Meeres vertheiligte er gegen die

Theorie des Genuesers V. B. Burgus, welcher die Oberherrschaft der Genuer über das ihre Küste bespülende Meer behauptete, und den englischen Rechtsgelehrten Will. Welwood, welcher dasselbe Recht seinen Vansleuten über den ihre Insel umgebenden Theil des Ocean vindicirte, in zwei Streitchriften (*Vindiciae maris libere adversus Guil. Welwoodum, Britannici domini assertorem*. Hag. Com. 1635. 4. und *Vindiciae maris liberi adversus P. B. Burgum, Reipublicae Genuensis in Mare Ligusticum domini assertorem*. Hag. Com. 1652. 4.) mit allen aufzubringenden Gründen. Eine Zusammenstellung seiner juristischen Ansichten findet man in seiner Einleitung zur Rechtsgelehrsamkeit (*De praeludiis justitiae et juris*. Dordraci. 1660. 12. Amsteld. 1690. 12.), welchem auch seine gegen den portugiesischen Jesuiten Ferd. Avello gerichtete Abhandlung *De hido haereticis et rebellibus servanda* beigelegt ist. Zu seinen staatswissenschaftlichen Arbeiten gehören auch noch seine Abhandlung über das Wechselrecht (*De trapezitis*), welche der Schrift Barr. Justus Vorhorn's über denselben Gegenstand (*Dissertatio de trapezitis, vulgo Longobardis*. Lugd. Bat. 1637. 4.) angehängt ist, und die von einem Commentar bestrickte Sammlung der holländischen Verordnungen über den Verbrauch der Lebensmittel und die auf ihnen lastenden Zölle und Abgaben (*Commentarien over de placeoten op het stuck van lyfsgoet, als coren, graenen etc*. Leyden 1651. 4.). Graswinckel wird von seinen Landsleuten auch als Philosoph hochgeschätzt, diese Achtung gründet sich jedoch nur auf seinen historisch-politisch-moralischen und mit zahlreichen Parallelen anderer Autoren ausgeschatteten Commentar zu Sallust's *Catilina* (*C. Crispi Sallustii Catilina*. Theod. J. F. Graswinckelii commentario illustravit. Lugd. Batav. 1642. 12.) und die politischen Erörterungen zu Plutarch's *Cassius* und *Brutus* (*Excursus politici in Plutarchi Cassium et Brutum*. Lugd. Bat. 1660. 4.), welche übrigens Nichts weiter als eine mit Zufügen versehene Bearbeitung eines in spanischer Sprache geschriebenen Werkes Fr. Quevedo's ist. Wie vielfach das Talent dieses Gelehrten war, beweisen auch seine Versuche in der Poesie, unter welchen sein Kobgedicht auf Andries Gaeter, einen durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten, aber früh verstorbenen Knaben von Bröningen in lateinischen Hexametern das vorzüglichste sein dürfte; ebenfalls in lateinische Verse übersehte er die Psalmen David's (*Psalmorum Davidis paraphrasis, heroicum carmen*. Hag. Com. 1643. 4.) und die drei ersten Bücher des bekannten Werkes von der Nachfolge Christi (Thomae Kempis de imitacione Christi, latino carmine express. Rotterodami. 1641. 8.); das vierte Buch ließ er aus nahe liegenden confessionellen Gründen unberührt. Zum Rache der schönen Literatur gehört auch seine „Kunst, wohl zu leben“ in holländischer Prosa (Wellovens-Kunst). Er starb am 12. Oct. 1666 zu Wevelin, wo ihn ein Schlag traf, an Entkräftung. Eine ihm zu Ehren geschlagene Denkmünze zeigt auf der einen Seite sein Bildniß, auf der andern sein Wappen nebst seinem

1) Staatsgelehrsamkeit. (Göttingen 1793. 8.) Th. I. S. 86.

Wahlprüche 2): *Nemo ignavia factus immortalis*. Graswirthschaft besaß eine unjüngliche Geistesamkeit, die er sich, unterstützt von einem wunderbaren Gedächtnisse, hauptsächlich durch unermüdete Lectüre erworben hatte. Seine die Staatswissenschaft betreffenden Schriften sind nach dem Geschmack seiner Zeit mit gut gewählten Stellen aus den alten Classikern ausgeschmückt und sprechen den Leser an, aber allen fehlt es an Tiefe, da dem Verfasser der zur Behandlung philosophischer Fragen nöthige Scharfsinn abging, weshalb auch seine Vertheiligung der Ansichten seines Freundes Hugo Grotius gewöhnlich sehr mangelhaft und schwach ist. Sein Charakter als Mensch verdient das größte Lob; er war verträglich, gesellig und gottesfürchtig, religiös ohne Frömmerei und Unduldsamkeit und in höherem Grade wohlthätig, ohne damit zu prunken. Ein von Humboldt verfaßter geachteter Nekrolog stellt sein Grab in der Hauptkirche im Haag 2).

(Ph. H. Kuhl.)

GRASWIRTSCHAFT, 1) in der Wirthschaftssysteme, welches meist nur in höhern Gebirgsgegenden, wo Marktfrüchte nicht mehr gedeihen, vorkommt. Dieses System ist sehr einfach; es besteht darin, daß sämtliches Land abwechselnd zu Weide und Weide benutzt wird. 2) Diejenige neuere Wirthschaftsmethode des Ackerlandes, wo ein größerer oder geringerer Theil desselben mit verschiedenartigen Gräsern und Kräutern theils als Nähr-, theils als Weidefutter angepflanzt und entweder mehrere Jahre, oder auch nur kurze Zeit als Nähr- und Weidegrasland benutzt wird. Auf letztere Art wird der Grasbau in der Art betrieben, daß unter alle Feldfrüchte Gräser gesät werden, um nach Abreife des Getreides und bis zum Eintritte der Stoppeln eine ergebliche und gute Weide zu haben.

Man rühmt von dem Feldgrasbau, daß durch ihn hinreichendes Futter erzeugt werde, daß die Felder nicht entkräftet würden, daß man viel an Zugkraft erspare, da die mit Gräsern angelegten Felder 2—3 Jahre zur Weide liegen bleiben, daß durch den dichten Stand der ersten Gräser die Acker vor Verunreinigung geschützt würden, und daß der Grasbau weit billiger sei als der Anbau des Ackerlandes mit andern Futterpflanzen. Diese Vorzüge verringert der Feldgrasbau allerdings in sich, doch hängt die Nützlichkeit und Nüchlichkeit eines ausgebreiteten Feldgrasbaues theils von der Localität, theils von den Wirthschaftsverhältnissen ab. In diesen Beziehungen wird der Feldgrasbau besonders an der Stelle sein zu suchen, den Graswuchs vorzugsweise befördernden Gebirgsgegenden, ferner in solchen Gegenden, wo der Transport des Getreides bis zur Verkaufsstelle weit und deshalb kostspielig, oder wo Mangel an Absatz für das Getreide ist, oder wo die Landgüter einen sehr großen

Umfang haben, der bei Mangel an Arbeitskräften den Getreidebau beschränkt und es nothwendig macht, größere Strecken zur Weide niederzuliegen, oder wo bedeutende Wiesenflächen vorhanden sind, die bei dem schwerfälligen und deshalb nicht wohl ausführbaren Transport des Rohproduktes den Preis desselben an Ort und Stelle herabdrücken und deshalb die Haltung großer Schaafheerden bedingen, die das Futter im Stalle am besten verwerten, aber auch für ihre Ernährung im Sommer große Weidenflächen fordern; ferner wo ausgebreitete und verwahrloste oder entwirrte und zur Düngung unbenutzbare oder nicht zugängliche oder auch kranke Sandfelder vorkommen, die durch geringe Production von Stroh wenig Düngestoff gewähren und durch Niederlegung zu mehrjähriger Weide eine Kräftigung erlangen, oder wo man es überhaupt mit Boden zu thun hat, der gar keinen natürlichen Graswuchs erzeugt. In allen diesen Fällen ist der Grasbau sehr vortheilhaft und angelegentlich zu empfehlen, indem durch ihn, andern Culturen gegenüber, die Aente des Ackerlandes bedeutend erhöht wird. Wo dagegen die angeführten Verhältnisse nicht stattfinden, da wäre es jedenfalls ein Mißgriff, den Feldgrasbau eine große Ausdehnung zu geben. Hier genügt bei einem verhältnismäßig betriebenen Hackfruchtanbau ein Anbau von Nährfutter- und Weidepflanzen bis zu $\frac{1}{4}$ des Acreis vollkommen. Man hat allerdings Umlände, überall auf Kräftigung des Ackerlandes, auf vermehrte Viehstand und vermehrte Düngungsmittel Rücksicht zu nehmen, dies darf aber nur nicht auf Kosten des einträglichen Getreides, Hackfrucht- und Handelsgewächsbau geschehen. Namentlich in stark bevölkerten Gegenden, wo die oben angeführten Local- und Wirthschaftsverhältnisse nicht vorhanden sind, ist ein möglichst starker Anbau von Getreide, Hülsenfrüchten, Hackfrüchten und Handelsgewächsen eine Hauptsache, theils der Ernährung der Bevölkerung, theils der Arbeitsbeschäftigung wegen. Der großartige Betrieb technischer Gewerbe mag als Ausnahme gelten, wiewohl auch hier eine außergewöhnliche starke Viehhaltung erst Folge der nicht anders zu verwertenden Rückstände ist. Wo ferner die Schafzucht einen solchen Standpunkt einnimmt, daß dieselbe nur sehr spärlich rentirt, wo man nur wenig natürliche, einer andern Benennung fähige Weideflächen vorkommen, da ist jedenfalls die Schafzucht mit großem Vortheil bis auf den Stand zu reduciren, wo man sie aus den ohne Benachtheiligung des Getreidebaues ihr einzuräumenden Weideflächen ohne Aufwendung der werthvollen Körnerfütterung auch im Winter erbalten kann. Dehnt man den Futterbau nicht über Gebühr aus, sucht man die Wirthschaften auf andere nicht umfängliche Weise zu verbessern, und richtet man die Viehhaltung namentlich mehr nach dem Strohtrahnte, dessen Vermehrung durch einen ausgebreiteten Feldgrasbau nicht in glänzender Aussicht steht, ein, so hat man, und namentlich bei steremwüchsigem Boden, Dünger genug, um die Acker nicht nur zu ihrer Stroh- und steremwüchsigem Kraft zu erhalten, sondern auch fortwährend zu vermehren. Dazu kommt ferner, daß der Betrieb technischer Gewerbe, die sich mit einer Graswirthschaft schnell vereinigen

2) Ger. van Loon, Beschryving der Nederlandsche Historiëngen. Deel II. p. 234. 3) Vergl. P. Bayle, Dictionnaire historique et critique, ser. Graswirthschaft. J. F. Foppens, Bibliotheca Belgica. Tom. II. p. 1123. Th. Crenit Animadversiones philologicae. Tom. III. p. 18. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 300. (Nouv. éd. Tom. XVII. p. 390.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 715.

lassen, auf großen Gütern im Flachlande ein mächtiger Mehrer des Viehlandes und daher des Düngers ist, und daß, wenn man eine noch größere Vermehrung des Düngers beabsichtigt, diese für unzuverlässig vortheilhafter durch eine weitere Ausdehnung des Hackfruchtbaues erzielt wird. Endlich ist es auch eine der höheren Verpflichtungen der Landwirthe, dem armen Theile der ländlichen Bevölkerung Arbeit zu verschaffen; das Umschlagen der Aermuth bringt dem Landwirthe weder die hohe Aufgabe der Arbeitsvermehrung durch bessere und mehr Arbeitskräfte erfordernde Cultur des Bodens. Eine Lösung dieser Aufgabe kann aber da nicht stattfinden, wo man den Feldgrabbau zu ausgedehnt betreibt, wo man fast die Hälfte des ganzen Ackerlandes zu der Bearbeitung nicht fähigen Weide liegen läßt. Aus dem Angeführten ergibt sich zur Genüge, wo der Feldgrabbau mit Nutzen ausgedehnt betrieben werden kann, und wo derselbe in großer Ausdehnung nicht an seiner Stelle ist.

Von einem andern Standpunkte aus ist diejenige Art des Feldgrabbaues zu beurtheilen, wo alle Acker, welche Halmsfrüchte tragen, mit Grasamen besät werden, um von der Abwertung der Halmsfrüchte bis zum Stürzen der Stoppeln eine ergiebige und qualitativ gute Weide zu haben. Sollen aber diese Grassaaten den möglich größten Nutzen gewähren, so muß das Stützen der Stoppeln weit hinausgeschoben werden. Bei einer solchen künstlichen Weide ist jedoch zu berücksichtigen, daß nach der Ernte der Halmsfrüchte auch die nicht besonders angelegten Stoppeln auf Bodenarten, die zum Graswuchs geneigt sind, eine gute Weide geben; daß in trockenen und heißen Sommern, wo der natürliche Graswuchs nur spärlich ist, auch die eingesäten Gräser nicht gut gedeihen, und daß nach richtigen Grundrissen die Stoppeln kurz nach der Ernte umgebrochen werden sollen. Das Einsäen von Grasamen unter die Halmsfrüchte behufs Erzielung einer guten Stoppelweide kann daher, bei der nur kurzen Benutzung dieser Weide, bloss dann Vortheil bringen, wenn entweder die Grasamen sehr billig zu kaufen sind, oder wenn man sich dieselben sehr billig selbst erzielen kann.

Eine dritte Form des Feldgrabbaues ist endlich die, wo mit dem rothen und weißen Klee vermischte verschiedene Grasarten ausgesät werden. Man nennt diesen Anbau gewöhnlich Kleegrabau. Diese Art des Feldgrabbaues kann als ein besonders großer Fortschritt im rationellen Betriebe der Landwirtschaft mit Recht betrachtet werden, und deshalb hat er auch bald eine ziemlich weite Verbreitung gefunden. Durch diesen Grabau werden theils die Futterernten mehr erhöht, theils das Futter durch Mannichfaltigkeit verbessert und den im Stalle und auf der Weide ernährten Thieren geüblicher gemacht, theils der Boden rein, locker und fruchtig erhalten. Dieses soll muß übrigens auch der ersten Art des Grasbaues gesagt werden. Die Gräser nähren, ohne zu überfüttern, schlän und erziehen nicht wie die Kleearten und sind leicht verdaulich. Zum künstlichen Anbau auf dem Ackerlande sind sie vorzugsweise geeignet, da man sie als

ein-, zwei- und mehrjährige Grasgemenge wählen und benutzen kann. Ein Hauptvorzug der Gräser vor den Kleearten besteht auch noch darin, daß man sie auf jedem Boden anbauen kann, wenn man die richtige Wahl zu treffen versteht, während die Kleearten hinsichtlich der Ackerfrume und des Untergrundes weit wählerischer sind. Die Gräser sind ferner weit weniger Ungefährungen unterworfen als die Kleearten, ihr Wachsthum der mehrjährigen Dauer geht nicht so stark zurück wie das der Kleearten, sie leiden nicht durch Frost und gedeihen bei gutem Anbau und sorgfältiger Pflege fast immer. Auch lassen sich die Gräser weit leichter trocknen als der Klee. Es ist deshalb praktisch wirtschaftlicher, den Klee nicht allein, sondern mit Gräsern vermisch anzubauen.

Der Grabau setzt zunächst feinsäbige und wohlfeile Samen voraus. Am besten erzielt man sich den notwendigen Bedarf an Grasamen selbst in einer besonderen Grasamenschule. Bei der Drillsaat braucht man auf den magden Morgen 5—6, bei der breitwürfigen Saat 8—10 Pfund Samen. Auf jeden Zoll Boden sollen zwei feinsäbige Samen zu liegen kommen. Da die feinen Grasamen keine starke Erdbedeckung vertragen, so dürfen sie bloß obenaufgesetzt und eingewalzt werden. Das Drillen verdient übrigens den Vorzug vor der breitwürfigen Saat, weil die Drillsaat weit schönere Körner liefert und von längerem Verhalte ist als die breitwürfige Saat. Man säet auf das gut gebüngte, wohl bestellte, klar abgerogene Land mit der Drillmaschine in 15 Zoll von einander entfernten Reihen auf den Oßuß 36 feinsäbige Körner von kleinen, 18 Körner von großen Samen und walzt dieselben ein. Im Spätherbst werden die Reihen mit der Pferdehacke durchfahren, und im Frühjahr wird die Samenplanke in die Quere klar gerggt. Weil aber das Drillen der Grasamen schwierig ist, so wird oft die breitwürfige Saat angewendet. Bei derselben säet man 72—100 Körner von den kleinen, 56—80 Körner von den großen Samen auf den Oßuß, durchschlägt im Spätherbst die ganze Planke wie eine gedüllte Saat und eggt sie im Frühjahr. Sehr zu empfehlen ist eine leichte Ueberdüngung der Samenschule im ersten Winter; nur darf der Dünger nicht in Strämkst bestehen, um das Eindringen von Unkraut samen durch den Mist in die Samenschule zu verhüten. Breitwürfige Saaten verursachen leicht, geben wenig und schlechten Samen und dauern höchstens zwei Jahre aus, während die Reihensaat bis vier Jahre reichlich Samen trägt. Wenn im Sommer die obern Epigen oder Rippen der Samenschulen anfangen den Samen beim Auflösen mit der Hand fallen zu lassen, so muß ohne Verzug, am besten früh, wenn der Abau noch an den Halmen hängt, um Schneiden mit der Sichel geschnitten werden. Die Stengel werden jedoch nur so tief abgeschnitten; daß hohe Stoppeln bleiben; die Stengel werden sanft an die Stoppeln gelegt, sofort schichtweise auf einem mit Lähren ausgelegten Wagen gewalzt und auf der Scheumenne gut auseinandergebreitet auf Stürben gelegt. Bei geößten Thoren reist so der grüne Same noch nach. Ist das Stroh, welches man in den ersten Tagen öfter um-

wenden muß, trocken, so wird es gedroschen, in kleine Bunde gebunden und zur Fütterung aufbewahrt, die abgedroschenen Samen aber werden wie die Kleesamen geteilt. Läßt sich nicht aller Same mit einem Male rein ausdrücken, so findet ein Nachdreschen im Winter bei strengem Frost statt. Die hohen Stoppeln der abgerauten Grasfamenplantage werden mit der Sense niedrig abgemäht und wie Heu behandelt. Die gedroschenen und gereinigten Grasfamen werden auf luftigen Böden ganz dünn in Rinnen aufgeschüttet und täglich mit dem Rechen so lange gewendet, bis sie ganz trocken sind. Das Verhältnis der Größe einer Grasfamenfchule zu dem alljährlich zu besäenden Areal läßt sich leicht ermitteln, wenn man zur Wiscfaat mit Alee 12 Pfund Alee und 12 Pfund Grasfamen auf den sächf. Acker rechnet und von einem Acker wohlbestellter Grasfamenfchule 9 Centner Samenrertrag annimmt.

Des eigenthümlichen rasenartigen Baues wegen, der eine beständige Reproduction leicht gestattet, sind die Gräser im Allgemeinen bessere Weide- als Wäpfpflanzen. Als Weidepflanzen vegetiren sie von der ersten Frühjahrswärme an bis spät in den Herbst, während welcher Zeit sie eine große Futtermenge liefern, die der besten Kleewiese Nichts nachgibt. Diese bedeutende Futtermenge wird erzeugt, wenn der Boden nur einige natürliche Fruchtigkeit und Kraft hat. Leicht ist es, sich von dem Ertrag solcher Weiden zu überzeugen, wenn man ihn mit dem Heuquantum vergleicht, welches zur Hervorbringung des Heus den Weidewirthen gereicht werden mußte, und zwar auf so lange, als der Weidegang dauert. Die tägliche Bewegung und abte Witterungseinklässe sind dabei nicht ganz außer Acht zu lassen. Ist der Boden geringer und für Gräser nicht ganz geeignet, so werden diese als Weidepflanzen wenigstens andern Pflanzen immer noch nicht nachsehen. Gut ist es in dessen Heit, und im letzteren Falle besonders, ihnen auch Blattgewächse beizugefellen, z. B. *Trifolium fragiliorum*, *Trif. repens*, *Medicago lupulina*, *Plantago lanceolata* u. s. w.

Als künstliche Wäpfpflanzen stehen die Gräser, für sich allein angebaut, im Allgemeinen den Klearten nach. Besonders auf hochliegenden, trockenen, salzigen Bodenarten sind die Klearten entschieden besser. Dine die gehörige Fruchtigkeit und Bodenkraft ist der künstliche Grasbau zu Wäpffutter Heit mäßig oder sehr wenigstens viel Kunst voraus, die man indessen vorthellhafter auf die Kleeköder verwenden würde. Auf einem Ackerboden aber, der bei mehr als gemöhnlicher Fruchtigkeit den Körnerertrag unsicher macht, dabei auch die nöthige Kraft besitzt, wird man mit Vortheil Gräser künstlich anbauen können, die dann in zwei Schnitten ebenso viel Futter zu geben im Stande sind, als die Klearten, welche hier den geringsten Nach ohnehin nicht finden würden. Hat ein solcher Boden eine ebene, gegen die umliegenden Grundstücke etwas tiefer, also geschützte Lage, und ist dabei die Luft mehr feucht als trocken, so ist dies um so besser. Der Norden Teutschlands, wo Tausende von Morgen zu den schönsten künstlichen Wiesen

niedergelegt sind, beweist solches hinreichend. Daraus folgt aber auch, daß in hoch gelegenen, trockenen, den ausziehenden Winden ausgesetzten Gegenden der künstliche Grasbau zu Wäpffutter den tiefer wurgelnden Blattgewächsen Heit untergeordnet sein wird.

Bei der Auswahl der Gräser für den Anbau auf dem Heide sind im Allgemeinen die Arten mit saftiger Wurzel die besten, weil die übrigen den Boden meist quadenartig durchziehen und bei ihrer Hinnwegschaffung mancherlei Schwierigkeiten veranlassen würden. In solchen künstlichen Anlagen aber, welche lange als solche bestehen sollen, ist die Wahl der Gräser schon freier. Etwa müssen solche neben dünnen Halmen auch viel Wurzelblätter treiben, die einen dichten Rasen und somit auch ein gutes Weidefutter geben. Je mehr ein Grasbalm Knoten und folglich auch Blätter hat, je dünner und jarter er ist, desto besser ist er und desto mehr eignet er sich zum Abmähen und Trocknen. In den meisten Fällen ist es gerathen und auf trockenem Boden selbst notwendig, Blattgewächse und, wenn der Boden salzhaltig ist, schmetterlingsblühige mit anzupflanzen, weil diese tiefer wurzeln. Wenn das Wütsen von Blattpflanzen schon bei den Weidepflanzen sehr vorthellhaft ist, so ist es bei den Wäpfpflanzen notwendig, weil dann der Ertrag bei ungenügender Witterung mehr gesichert ist. Was die Zahl der künstlich anzubauenden Grasarten anlangt, so ist es der Einsicht halber besser, ihrer nicht zu viele zum Anbau herbeizuziehen.

Was das Anbauverfahren der Gräser betrifft, so ist dasselbe ebenso wenig umständlich als das der Klearten. Bei der Dreifelderwirtschaft, wo man gern solche Grasarten wählt, deren Same bei schon einiger Größe leicht aufsteht, richtet sich die Ausfaat ganz nach den Klearten. In der Futterfchlagewirtschaft, und so auch, wenn immerdauernde natürlähliche Anlagen hergestell werden sollen, ist das Verfahren ziemlich dasselbe, nur mit dem Unterschied, daß, weil hier manche Species mit vorkommen, deren Same feiner und deshalb die junge Saat im Anlange gemöhnlich zärtläh ist, der Boden fröhlicher, reiner und feiner gepulvert sein muß. Im Allgemeinen lassen sich über den Anbau der Grasarten folgende Regeln aufstellen: 1) Der Boden muß tief gelodert, von Wurzelunkräutern und Steinen frei und fröhlich sein. Je mehr der Boden diesen Anforderungen entspricht, desto ertragreicher fällt die Ernte aus. Der beste Standort für die Gräser wird deshalb nach gebügten Hasdrähnen oder nach gebügter Witterung sein, wozu dem Acker eine tiefe Bestellung gegeben wurde. Der Grasbau unter Wintergetreide hat insofern Vorzüge vor dem Grasbau unter Sommergetreide, als der Same weniger der Gefahr des Abwürgens unterworfen ist. Gräser in abgetragenes, ausgefauhtes Land zu säen, ist Heit ein großer Fehler. 2) Die Gräser dürfen nie die Stelle der gemöhnlichen Futtergewächse einnehmen; sie haben vielmehr nur neben ihnen alle die Räume auszufüllen, die jenen auf irgend eine Weise nicht zulaßen, sei es nun, daß der Boden solches nicht zuläßt, oder des nöthigen Wechfels halber. Bei der Dreifelderwirtschaft sind es jene Flächen, die

man für reine Brache bestimmt hatte, die also zum Kle oder zu irgend einer andern Frucht nicht mehr zulangten, ihrer Lage und Bodenbeschaffenheit nach aber im Stande sind, einen Schnitt irgend eines früh wachsenden Grases erzeugen zu können. Ist der Boden dazu noch zu arm, so bleibt immer noch eine einträgliche, gesunde Weide übrig, die, nicht zu spät geführt, der nachfolgenden Winterfrucht auf feinere Weise schadet. Ist der Ertrag in manchen Fällen auch nicht sehr groß, so ist dagegen auch die Ausfaat, die man ganz einfach unter Sommergetreide macht, so gering, daß sie fast gar nicht in Betracht kommt. In der Futterkleegetreidewirtschaft dienen die Gräser trefflich zu den länger dauernden künstlichen Weiden und Wädhweiden. 3) Am besten verfaßt man sich guten Samen durch eigene Anpflanz. Beim Ankauf desselben ist man leicht Betrügeren der Samenbändler ausgesetzt. Wenn nun auch die Samengewinnung nicht schwierig ist, so kann es doch Fälle geben, wo man zum Ankauf von Samen genöthigt ist. In diesem Falle muß man den Samen vor der Ausfaat auf seine Keimfähigkeit probiren. 4) Der Grasame wird in die Winterung im Herbst, der Kleeame im Mai, der Grasame in die Sommerung gleich nach deren Ausfaat gethan. Nur auf sehr bindenden Boden ist die Ausfaat des Grasamens in die Winterung im Frühjahr besser. 5) Es gehört ein geübter Edemann dazu, um die feinen Grasamen gleichmäßig auf den Acker zu vertheilen. Mit Edemaschinen ist die Saat am vollkommensten zu verrichten. Zur Saat mit der Hand muß windstilles Wetter abgewartet werden. Der Samenbedarf ist mindestens 40 Pfund (Gras- und Kleeamen) auf 180 0 Ruthen; denn durch starke Ausfaat wird die so wünschenswerthe dichte Belegung um so besser erzielt. 6) Ein Hauptaugenmerk ist auf das zweckmäßige Unterbringen des Samens zu richten. Geschieht die Ausfaat unter Sommergetreide, so wird der Grasame mit Unterbringung des Samengetreides mit der Egge untergebracht und dann die Waize noch angewendet; geschieht aber die Ausfaat unter Wintergetreide, so ist kein Einlegen des Grasamens notwendig. Ein dichtes Klee-Grasgemenge muß auf jeden 0 Fuß laufend Pflanzen zöhlen. 7) Sehr wichtig sind die Arten der Gräser, die Auswahl derselben für die verschiedenen Bodenarten und die Samensammlungen. Den meisten Werth haben: die Schwingelsorten, namentlich *Festuca pratensis*, *loleacea*, *arundinacea*, *ovina*, *durinuscula*; die Haferarten, namentlich *Avena elatior*, *flavescentes*, *pratensis*, *pubescens*; das Knaulgras *Dactylis glomerata*; die Kleearten, namentlich *Lolium perenne* und *italicum*; die Kleearten, als *Bromus pratensis* und *mollis*; das Honiggras *Holcus lanatus*; die Straußgräser, besonders *Agrostis alba*, *hispida*, *capillaris*, *rubra*, *stolonifera*, *variegata*; die Schmelnsorten *Aira*; das Berggras *Melica*; das Zittergras *Briza*; das Glanzgras *Phalaris*; das Kammergras *Cynodon*; die Risengräser *Poa pratensis*, *trivialis*, *serotilis*; das Ruchgras *Anthoxanthum*; das Klee-Gras *Phleum*; der Kuchenschwanz *Alopecurus pratensis* und *nigracans*; die Gerste Hordern. Was die Auswahl

der Gräser bei den verschiedenen Bodenarten anlangt, so eignen sich von den nährbaren Gräsern besonders für Weizenboden Honiggras, Knaulgras, Weizenkuchenschwanz, für Gersteboden Limothegras, Knaulgras, Weizenkuchenschwanz, Hartkuchenschwanz, Loischkuchenschwanz, spießiges Risengras, glattes und rauhes Weizenrisengras, Weizenbaser, Schafschwanz und rother Schwingel; für Haferboden gemeines Knaulgras, Hafergras, Limothegras, Kammergras, Kleeartenschwanz, Hundswelken, Goldbaser, Weizenbaser. Weizenbaser für leichten Boden hat große Treppe, steife Treppe, Honiggras, Loischkuchenschwanz, Schafschwanz, Windbaser, Hartgras, auch Weizenkuchenschwanz, Knaulgras, italienisches Knaulgras, Weizenrisengras, Weizenbaser; für mehr bindenden Boden Weizenkuchenschwanz, Knaulgras, harter Schwingel, Weizenkuchenschwanz, Limothegras, gemeines Risengras; für Sumpfboden Wasserriepengras, Glanzgras, Rindgras, Kammergras, Wasserriepengras, Zweifelhafte Samensammlungen sind zu Grün- und Heulutter für Rindvieh auf Tonboden: Knaulgras, Limothegras, Weizenkuchenschwanz, Hafergras, Kuchenschwanz, Hoch- und Hartkuchenschwanz, Risengräser; zu Grün- und Heulutter für Schafe auf lehmigem Sandboden: Hafergras, Limothegras, Knaulgras, Weizenbaser, Goldbaser, große Treppe, steife Treppe, Hundswelken, Honiggras, Schwingelgras, Risengräser; zu Grün- und Heulutter für Schafe und Rindvieh auf Gersteboden: Honigkuchenschwanz, Hafergras, Weizenkuchenschwanz, Limothegras, Knaulgras, Hartkuchenschwanz, Risengräser. Boden und Lage bestimmen, welche Kleearten man den Weizenarten beizumengen hat, und ob man der Zahl nach diese oder jene vorherrschen läßt. Noch wichtiger als die Wahlgemenge sind die Weidenmengen. Bei der Auswahl der Weidenarten ist ganz besonders Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens und auf die für die Weide bestimmte Viehgattung zu nehmen. Ist kurzer Dauer der Weidenutzung und bei trockenem Klima und Boden läßt man mehr die Kleearten, bei längerer Benutzung und bei feuchtem Klima und Boden mehr die Gräser vorherrschen. Die Weidenpflanzen dürfen nicht spärlich und nicht obenhin den Boden bedecken, müssen vielmehr dicht geschlossen stehen; denn ein dichter Stand erhält und befördert die Culture des Bodens; wächst der Weiden reiche Nahrung und gestattet eine ausgedehnte gemeinsame Benutzung des Grundstücks. Auf einen 0 Zoll können 6 Pflanzen, Gräser und Klee, im Gemenge sehr bequem stehen und wachsen, denn Schafweiden dürfen nur 2—3 Zoll, Kuhweiden nur 4 Zoll hoch werden, weil sonst die Pflanzen zu alt und den Thieren zu hart werden, auch in Samen sehr gering würden. Man soll deshalb lieber zu dick als zu dünn säen, denn der Boden muß durchaus dicht geschlossen sein. Im Gedränge und Gemenge wachsen auch am minder fruchtbaren Boden die Futterpflanzen und treiben besser, als wenn sie dünn stehen, und dann reichen für 1 Kuh oder für 10 Schafe an Weidenfläche vollkommen aus 3 1/2, magere Morgen geringeren Bodens, oder 2 1/2 Morgen Mittelbodens, oder 1 1/2 Morgen guten Bodens. Bei der Dichtigkeit, in welcher die künstlichen Klee-Grasweiden bestanden sein müssen, theils

damit sie niedrig bleiben, theils damit sie einen reichen Ertrag geben, nimmt man folgende Abmässungen der Gemenge an: Auf reichem Boden 4 1/2 Pfund Kräuter und 22 Pfund Gräser; auf Mittelmässen 5 1/2 Pfund Kräuter und 20 Pfund Gräser; auf geringerem Boden 7 1/2 Pfund Kräuter und 13 Pfund Gräser pro Morgen. Aus je mehrerlei Arten von Kräutern und Gräsern die Weide besteht, desto ertragreicher ist sie, desto besser ernährt sie die Thiere. Man darf nur solche Pflanzen im Gemenge aussetzen, die mit einander verträglich sind. Die Arten sind so auszuwählen, daß sie sich früh und spät entwicken, indem dann die Weide stets reiche Nahrung bietet. Von großer Wichtigkeit ist es aber auch, daß man das richtige Mengenverhältniß der mit einander auszusäenden Pflanzen trifft; denn säet man kräftig oder buschig wachsende Pflanzen in großer Menge mit nur schwach wachsenden aus, so ist es nicht selten der Fall, daß erstere die letztern ganz unterdrücken. Man muß stets solche Pflanzen mit einander aussetzen, die sich gegenseitig im Futterwerth verbessern, schädliche Eigenschaften beseitigen. Kummel u. B. verbessert den rothen Klee und dieser den Kummel; Petersilie und Kummel, zu 1/2 unter den Weidepflanzen, verhüten das Auslaufen der Wiedersäuer; Pimpinelle unter dem jungen Klee den Durchfall der Weidethiere. Bittere und aromatische Pflanzen tragen zur bessern Verdaulichkeit bei; so selbst die sauren Pflanzen dürften in dieser Hinsicht wohlthätig wirken. Wächst i. B. viel giftiger Hahnenfuß auf der Weide, so schadet derselbe weniger, wenn zugleich Sauerampfer vorhanden ist. Die Gemengesaaten zur Weide müssen so ausgewählt werden, daß sie nicht nur dem Boden angemessen, sondern auch nicht zu kostspielig sind. Kunsthweiden, auf denen man Thiere fett machen will, soll man mit einem Mengedünger überfahren, welcher reich an Gyps, Knochenmehl, Knochensalz, Gipsasche, Kali, Kiesel, Moler und Mist ist. In künstlichen Weiden für das Rindvieh eignet sich vorzugsweise ein trockener und dürriger Boden, der nicht mit Sicherheit einen lohnenden Schnitt der angesäeten Pflanzen hoffen läßt. Hauptsache ist es aber, nur dann Gräser und Kräuter zum Abweiden anzusetzen, wenn das Feld noch genug Kraft von der letzten Düngung hat, indem in diesem Falle ein gutes Wachsthum der angesäeten Pflanzen zu hoffen ist. Ist der Boden sehr dürrig, so müssen mehrere Pflanzen ganz ausgeschlossen werden. Der rothe Klee ist dann entweder ganz wegzulassen, oder man säet nur ganz wenig mit ein. Dagegen säet man mehr weissen Klee, Schafgarbe und solche Gräser, die noch am besten auf trockenem, dürrigem Boden gedeihen, i. B. die Schwingelarten, Trepsen, Timotheegras, Hafergras, englisches Raigras. Ist dagegen der Boden gut und will man die Gemengesaaten im ersten Jahre abmähen und in den folgenden Jahren abweiden, so läßt man die Kleearten vorherrschen, läßt dann aber, weil der rothe Klee und Hopfenklee bald ausgehen, auch solche Gräser mit an, welche sich in der Folge mehr ausbreiten oder behanden, namentlich englisches Raigras, Knaulgras, Kammgras, Rispengräs; aber auch Kräuter, als Pimpinelle, Wegebreit,

Schafgarbe etc. dürfen nicht fehlen, weil sie die Weide verbessern. Das Rindvieh liebt aber die aromatischen Kräuter weniger als die Schafe und läßt sie leicht stehen. Folgende Gemenge sind für Rindvieh besonders zu empfehlen: Für Bruch- oder Moorboden: Weisser Klee, rother Klee, Kummel, Pimpinelle, Rispengräs, Knaulgras, Kuchenschwanz, WiesenSchwingel, Kammgras, englisches Raigras, wolliges Honiggras, Timotheegras, Fioringras; oder gelber Steinflie, französisches Raigras, WiesenSchwingel, WeizenTrepsen, KobriStrauchgras, Schafgarbe, Schafschwingel, Becherblume, Kummel, Pimpinelle, Zittergras, WiesenRispengras, gemeines Rispengras, Kammgras, Timotheegras, Wegebreit, Knaulgras, WiesenKuchenschwanz. Für Mittelboden: Gipsklee, rother Klee, weisser Klee, gelber Steinflie, Becherblume, Schafgarbe, Kummel, italienisches Raigras, Timotheegras, Knaulgras, Kammgras, Kuchgras, Schafschwingel, Zittergras, Wegebreit, Pimpinelle, gemeines Rispengras, WiesenRispengras, KobriStrauchgras, RiesenStrauchgras, gemeines Strauchgras. Für leichten Boden: Rother Klee, weisser Klee, kleiner Hopfenklee, Wegebreit, Schafgarbe, Pimpinelle, Kummel, weiche Trepsen, WiesenSchwingel, Hafergras, englisches oder italienisches Raigras, Timotheegras, Kammgras, Zittergras. Zu Gemengesaaten für Schafweide eignen sich folgende Gräser und Kräuter: Zu einjährigem Schafweide für jeden Boden: Spargel, Buchweizen, Trepsen, Spinat, Senf, Wänschkei, Kreuzkraut. Für Lehm- und Thonboden: Rother Klee, kleiner gelber Hopfenklee, Kummel, Schafgarbe, Wegebreit, Pimpinelle, englisches Raigras, friedendes Rispengras, härtlicher Schwingel, Zittergras, Kammgras, Hundswelengras, Timotheegras. Für lehmigen Sandboden: Rother Klee, weisser Klee, kleiner Hopfenklee, Kummel, Schafgarbe, Pimpinelle, Wegebreit, härtlicher Schwingel, englisches Raigras, friedendes Rispengras, Timotheegras, Hundswelengras. Ausdauernde Schafweide auf Mittelboden: ZadenSchote, ausdauernde Lupine, Gipsklee, weisser Klee, wilder Buchweizen, Luzerne, Bergklee, gelber Steinflie, Todtenkopf, WeizenTrepsen, italienisches Raigras, Fioringras, HochSchwingel, sprießendes Rispengras, Schafgarbe, Hahnenpappel, Eudorie, Becherblume, Pimpinelle, WiesenSpinat, Wollgras, Kuchgras, Vogenschmiele, graue Schmiele, Schafschwingel, harter Schwingel. Für trockenen mageren Sandboden: Weisser Klee, härtlicher Schwingel, rother Schwingel, Schafgarbe, weiches Honiggras. Für trockenen Hölzchen: Weisser Klee, Becherblume, gelber Steinflie, Schafschwingel, Timotheegras, Zittergras, Pimpinelle, Schafgarbe, Wegebreit, englisches Raigras, Goldhafer, Wiesenhafer, zusammengebrühtes Rispengras, graue Schmiele, gemeines Strauchgras. Sollte der Boden für weissen Klee zu schlecht sein, so läßt man statt dessen Vogelsäure. Man läßt solchen Boden 4—5 Jahre zur Weide liegen. Für guten Mittelboden: Weisser Klee, rother Klee, Kummel, gelber Steinflie, Luzerne, Gipsklee, Schafschwingel, Wegebreit, Pimpinelle, Becherblume, Timotheegras, Zittergras, WiesenRispengras, gemeines Rispengras, graue Schmiele, Kammgras, Knaulgras, Kuchgras, Strauchgras. Sehr frühe Schafweide auf

gutem Mittelboden: Lupine, verschiedene Wickenarten, Buchweizen, Backflee, Bergflee, langstängeliger Klee, weißer Klee, Winterpinot, Tottenfopf, Schafschwingel, Kammgras, französisches Raigras, Wiesenfuchsschwanz, Timotheegras, Straußgras, Luerne, Wegetreit, Kuchgras, Jüttengras, Knaulgras, Wiesenfuchsschwanz, gemeines Kiepengras, sprossendes Kiepengras, schmalblütiges Kiepengras. Diese Vorkrisfen sind nur ungefähre Anhaltspunkte; je nach Umständen muß man manche Pflanze ganz weglassen und dafür eine andere bessere Pflanze dem Gemenge ansetzen. Immer soll man aber die Gemengesamen so einrichten, daß sich auch Pflanzen darunter befinden, die mit ihren Wurzeln tief in den Boden dringen.

8) Man darf, wie schon erwähnt, den Grasbau auf dem Ackerlande nicht zu weit ausdehnen, weil die Gräser zu nahe mit den Cerealien verwandt sind und deshalb weniger Wechsel in den allgemeinen Pflanzenbau bringen würden als die Ackerarten, was den Körnerbau beeinträchtigen dürfte. 9) Was die Pflege der Kiepengrasflächen anlangt, so dürfen dieselben im Aufsaatjahre nicht mit Schafen beweidet werden. Möglichenfalls darf man bei trockenem Wetter nur Rindvieh auftreiben oder man kann bei spärlichem Graswuchs mähen. Im zweiten Jahre überdüngt man sie mit Gyps, im dritten Jahre mit Mengedünger, Aische oder Jauche. Alle Steine müssen sorgfältig abgedeckt, die Getreidestoppen abgehackt und für Ableitung alles Grundwassers gesorgt werden. Die Nutzung des Graslandes geschieht im ersten Jahre am besten durch Wäden und Trocknen des ersten Wuchses. Wurde der erste Wuchs gemäht, dann ist es rathsam, das Grasland abweiden zu lassen, da der Jahn und der Fuß der Schafe die Grasnarbe dichter macht und den Boden besetzt. Auch in den folgenden Jahren wird nur einmal gemäht und dann gemeidet. Ebenso wohlthätig wie der Fuß des Schafes wirkt die Walze auf die Grasflächen. Auf einem dickbestockenden Morgen Landes erndeten sich durchschnittlich 12—16 Stck Schafesohle oder 1—1½ Stck ausgewachsenes Rindvieh. Das Vieh wird auf die Weidfläiche getrieben, sobald im Frühjahr der Boden zur Genüge abgetrocknet ist, und im Herbst so lange darauf gelassen, als es die Witterung gestattet. Die Weide muß immer ganz kahl abgerasen werden und keine Pflanze darf aufwachsen oder gar in Blüthe treten. 10) Nach 3—4 Jahren wird das Grasland gegen Johannis 3 Zoll tief umgepflügt, bei Trockenheit gleich tüchtig gewalzt und mit Wintergetreide besät. Auch Kartoffeln kann man in dem Graslande bauen; dann muß aber das Land noch vor September 8—9 Zoll tief umgepflügt werden. (Dr. William Löbe.)

GRASWURZEL, QUECKENWURZEL (*Radix graminis*). Unter diesem Namen ist seit alten Zeiten die kriechende Wurzel des als Unkraut auf Aedern und an Wegen wuchernden *Triticum repens* gebräuchlich. Häufig wird schon die frische Wurzel unter Kräutersäfte genommen. Sie hat einen scheinlich süßlichen Geschmack, der sich durch Trogdorn vermindert, und sie enthält außer Gummi, Stärkemehl, Eiweiß, Lieber auch Zucker oder Zerkleppungsprodukte desselben, nämlich Mannit und Klee-

säure. Die getrocknete Wurzel bildet weißliche oder strohgelbe, runde, 1—2 Linien dicke, knosige und an den Knoten mit Wurzeln besetzte Stengel.

Die Graswurzel ist ein ganz schwaches Mittel und wird meistens nur in Verbindung mit ähnlich wirkenden Mitteln in therapeutische Anwendung gezogen, als Emolliens bei fatarbatischen Zuständen, zur Förderung der Gallenabsonderung und der Darmfunction, sowie als harntreibendes Mittel. In allen diesen Fällen benutzt man sie meistens als Abze, noch besser aber in Abkochung, und zwar zu einigen Unzen des Tages, falls sie allein gegeben würde.

Als Präparate der Graswurzel benutzt man ein *Extractum graminis*, von idher Extractconsistenz, und rothbraun, welches als Resolvens zu 2—3 Drachmen pro die gegeben und als Constituens in Bileumassen benutzt wird, sowie ein *Extractum graminis liquidum* s. *Mellago graminis* (3 Theile Extract auf 1 Theil destillirtes Wasser) von Sympus- oder Honigconsistenz, welches unter Linctus und Cataplasmen kommt.

Neben und statt der hiesländischen Graswurzel wird auch in Südeuropa die *Radix graminis italica* s. *Radix Dactylonis* von *Cynodon Dactylon* benutzt.

(Fr. Wilh. Theile.)

GRATA, eine Heilige, welche, wie die Legende erzählt, im dritten Jahrhundert zur Zeit, als der Kaiser Maximian regierte, zu Bergamo geboren wurde und die Tochter des Herzogs Lupus und einer Gemahlin Aldeba war. Als sie heranwuchs, zog ihre Schönheit von allen Seiten Freier herbei, ein mächtiger kaiserlicher König, dessen Name aber nicht genannt wird, trug jedoch den Sieg davon und führte Grata heim. Die junge Königin mußte die Unabdingbarkeit ihres Gemahls und seinen Gefährten durch ihre Frömmigkeit und Sanftmuth zu jähmen und würde ihren Gemahl zur Annahme der christlichen Religion gebracht haben, wenn er ihr nicht durch einen frühzeitigen Tod entrisen worden wäre. Tief betrübt über seinen Verlust kehrte sie in das väterliche Haus zu Bergamo zurück, um sich fortan nur den Uebungen der Frömmigkeit zu widmen. Sie lebte deshalb mit Hysteria, einer frommen Wätrone, zusammen zurückgezogen und arm und verschmähte alle Zeichen ihrer früheren Pracht. Um diese Zeit stürzte sich Alexander, der Hahnenträger der christlichen thebanischen Region, nach Bergamo, die ihn verfolgenden Hächer Maximian's erreichten ihn aber hier und schlügen ihm das Haupt ab. Grata und Hysteria begruben den Leichnam und erbaute an der Stelle der Hinrichtung, wo ein Spökenpiel stand, später eine Kirche. Durch die Wunder, welche am Grabe Alexander's (an der Stelle der jetzigen Kathedrale) geschahen, bekehrten sich viele Bewohner von Bergamo zum christlichen Glauben. Auch der Herzog Lupus und seine Gemahlin Aldeba erbaute mehrere Kirchen und unterstützten ihre Tochter in den Werken der Frömmigkeit; da diese auch ein großes Hospital gründete und selbst in diesem die Kranken pflegte. Grata erbaute noch lange ihre Wätrager durch ihre Tugenden und starb im J. 306. Sie wurde später den Heiligen

belgeählt und die Kirche von Bergamo feiert ihr Andenken am 4. Sept. Die Legende, welche in ihrer jetzigen Gestalt dem 13. Jahrh. angehört und einen Predigermönch (Vinamons Peregrinus de Brembata) zum Verfasser hat, verwechselt offenbar zwei Heilige desselben Namens, eine Grata, welche im zweiten Jahrhundert während der Christenverfolgung, und eine Hergogestochter Grata, welche im achten Jahrhundert lebte, denn ein langobardischer Herzog Lupus wurde von Karl dem Großen befehligt und für den christlichen Glauben gewonnen. Von diesem ist sogar noch eine Münze bekannt, welche auf der einen Seite eine Stadt, auf der andern ein Brustbild mit der Umschrift: *Lupus Dux Pergami* zeigt *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRATAMA (Seerp), niederländischer Rechtsgelehrter, am 27. Oct. 1757 zu Harlingen in Friesland geboren, widmete sich der Jurisprudenz und ließ sich nach der Beendigung seiner Studien (1783) als Advocat in seiner Vaterstadt nieder, wo er später der Zeitverhältnisse wegen für einige Jahre zum Handelsstande überging. Alsobald ergriff er aber zu Hardevijck, wohin er überfietete, sein früheres Fach wieder und wurde im J. 1801 als Professor des Naturrechts und Völkerrrechts nach Groningen berufen, wo er mit vielem Beifall lehrte und um das Jahr 1822 starb. Als Schriftsteller erwarb er sich einen weit verbreiteten Ruf, da seine vielfachen Leistungen fast ohne Ausnahme sich durch Richtigkeit der Grundsätze und des Urtheils, sowie durch einen schönen und kräftigen Styl auszeichnen. Schon seine „Betrachtungen über den glücklichen Zustand Frieslands und über die allgemeine Glückseligkeit“ und seine Anticritique zu Hardevijck, „Ueber die späte und wenig fortgeschrittene Bildung der Römer, wie aus ihren Gesetzen zu ersehen“, erregten Aufsehen und seine Denkschrift über den Aberglauben (1796) trug bei einer Preisdarstellung den Sieg davon; nicht weniger gebaltreich sind seine „Betrachtungen über die Hausflaverei bei den Römern und ihren Einfluss auf den Staat.“ Als eine der besten Zeitschriften im Fache der Rechtsgelchrtheit gilt sein Juristisches Waagjein (Rechtsgeleerd Magazin. Groning. 1810. 8. 3 Voll.), welches aber leider seinen Anfang fand und zum großen Verdruss Sachverständiger bald wieder aufhören mußte, denn man findet darin eine gründliche Gelehrsamkeit und eine überlegte und geistreiche Beurtheilung vieler vor dem Jahre 1809 erschienenen juristischen Werke. — Gratama war auch der lateinischen Sprache vollständig mächtig, wie schon seine Gelegenheitsreden, welche er als Professor zu Groningen hielt, genügend beweisen. Besonders hob hier hervorzuheben die treffliche Rede, welche er beim Antritt der Professur des Naturrechts zu Groningen hielt und in welcher er zu zeigen suchte, daß sowohl die Menschen als auch die Völler die Gesetze der Gerechtigkeit notwendig zu beobachten haben (*Cum homines, tum etiam populos ad iustitiam esse natos*), die Ansprüche an die Curatoren der Universität über die Misachtung des Naturrechts und

der Lehrer desselben (*Oratio, qua in causas inquiritur malorum, quae jurisprudentia naturalis ejusque doctores fuerunt perpassi*) und die Rede über die Vortheile des rechten Ehrgeizes (*De honesta aemulatione inter homines, doctos imprimis et doctorum hominum corpora excitanda ad commune humanitatis civitatisque bonum*). Diese Reden und die übrigen kleinen Schriften Gratama's wurden in einer Sammlung unter dem Titel: *Opuscula academica* (Groning. 1821. 8.) vereinigt. Seine Vorlesungen über das römische Recht (*Praelectiones ad prolegomena et partem primam institutionum Justinianearum commodio discipulorum suorum*. Groning. 1820. 8.) waren zwar nur zum Gebrauch seiner Schüler bestimmt, werden aber auch im Allgemeinen als eine der besten Mitteilungen zum Studium der Institutionen betrachtet *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRATAROLI (Bongiani), italienischer Dichter, wahrscheinlich ein Verwandter des Arztes und Naturforschers Guilelmo Grataroli, mit welchem er zu derselben Zeit lebte, war zu Salò in der Lombardei um das Jahr 1520 geboren und starb in dem letzten Viertel des 16. Jahrh. Ueber seine Lebensverhältnisse ist übrigens Nichts weiter bekannt, als daß er von seinen Zeitgenossen als dramatischer Dichter geschätzt wurde. Als seine beste Tragödie wurde *Alfianor* (*Assintanore*. Venez. 1589. 8.) betrachtet und dieser Meinung stimmt auch Scipione Maffei bei, welcher sie in seine Sammlung vorzüglicher italienischer Dramen (*Teatro italiano ossia scelta di tragedie per uso della scena*. Verona 1723. 8. 3 Voll. Venezia 1746. 8. 3 Voll.) aufnahm. Weniger Beifall, als der *Alfianor*, fanden seine beiden andern Tragödien *Polyxena* (*Polissena*. Venezia 1589. 8. Brescia 1728. 8.) und *Althaea* (*Altea*. Venezia 1586. 8.). Die letztere ist in sogenannten Versi scrucciati geschrieben und alle schöpfen nach dem Geschmack der damaligen Zeit ihren Stoff aus der alten Mythologie. Außer diesen Tragödien schrieb Grataroli auch eine Topographie des Bezirkes seines Geburtsortes, der Riviera di Salò, in italienischer Sprache, welche aber jetzt ihre Bedeutung verloren hat und seinen Namen ohne seine poetischen Leistungen nicht auf die Nachwelt würde gebracht haben †).

(Ph. H. Kuhl.)

GRATAROLI †) (Guilelmo), einer der berühmtesten italienischen Aerzte und Gelehrten des 16. Jahrh., im J. 1516 zu Bergamo geboren, bezog, nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt die notwendigen Vorkenntnisse erlangt hatte, im J. 1531 die Universität zu Padua und widmete sich der Arzneiwissenschaft mit so unermüdetem Eifer und mit solchem Erfolge, daß ihm die Universität schon im J. 1537 einen Lehrstuhl in

*) Regl. Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. VIII. p. 251. Galerie historique des Contemporains. Tom. V. p. 194.

†) *Giroli Tiraboschi*, Storia della Letteratura Italiana. (Roma 1765. 4.) Tom. VII. P. 3. p. 145. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 333. (Nov. ed. Tom. XVII. p. 382.)

1) In älteren italienischen literarischen Werken findet man zuweilen die unrichtige Schreibart *Gratarulus*.

*) Acta SS. Boll. Septembris. Tom. II. p. 231 seq.

diesem Fache anvertrauen und die Erklärung des dritten Buches Weicenna's übertragen konnte. Um dieselbe Zeit lehrte zu Padua auch der Philosoph Pietro Pomponazzi, welcher sich viel mit der Lehre Luther's beschäftigte, welche bereits mit den teutschen Eölnern nach Italien gebrungen war und besonders bei den jüngeren Gelehrten Anklang fand; auch Grataroli theilte die Ansichten des der Reformation holden Pomponazzi und schärfte mit seiner Uebersetzung nicht zurückhaltend gewesen zu sein, wodurch er sich so vielen Verdruß bereitet, daß er sich veranlaßt sah, sein Bedramt aufzugeben und sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt niederzulassen, wo er sich bald einer bedeutenden Kundschaft erfreute, aber ebenfalls nicht fortwährend zu bleiben für gut fand. Er machte mehrere und lange dauernde Reisen durch fast ganz Italien, durch die Schweiz, durch Savoyen und durch Burgund und führte, wie er selbst in seiner Schrift über das von den Reisenden zu beobachtende Verfahren *) bemerkt, bis zu seinem 45. Jahre ein unstetiges Leben. Die Behauptung, daß er der Reformation beigetreten sei und die protestantische Religion wirklich bekannt habe, läßt sich zwar nicht durch irgend eine bestimmte Angabe in seinen Schriften oder durch irgend eine bestimmtes Zeugnis seiner Zeitgenossen beaupten, ist jedoch nicht unwahrscheinlich, da er sein Vaterland später verließ und in der Schweiz und in Teutschland Anstellungen annahm. Keineswegs scheint jedoch diese Glaubensänderung vor dem Jahre 1555, in welchem er nach der Schweiz überfiel, offen stattgefunden zu haben, da die Inquisition ihn in Bergamo nicht würde geduldet haben. Sobald sein Entschluß bekannt wurde, begannen ohne Zweifel die Verfolgungen, denn er verlor, als er auswanderte, nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch die Mitgäbe seiner Frau. Er ließ jedoch sein ganzes Besitzthum schwinden, um seiner Uebersetzung zu folgen und kam arm nach Basel **), wo er seit dem Jahre 1555 die Arzneywissenschaft lehrte. Doch scheint er schon einige Jahre früher nach der Schweiz gezogen zu sein, denn es erschienen dasselb schon vor dem Jahre 1555 mehrere seiner Werke. Hierher gehören seine Vorzeichen und Andeutungen über die Veränderung der natürlichen und politischen Ereignisse (De temporum omnimoda mutatione perpetua et certissima signa et prognostica; item undecim signa motus terrae. Basil. 1552. 8. Ibid. 1554. 8. Auch in seinem Werke De vini natura. Argentorat. 1565. 8.), welche beweisen, daß er sich auch mit der Voraussehung aus der natürlichen Beschaffenheit der Dinge befaßte, die ähnliche Schrift über die Errennung des Charakters aus den Gesichtszügen und aus den Linien der Hand (De praedictione morum naturarumque hominum facili ex inspectione partium corporis. Basil. 1554. 8. Lugd. 1556. 12.; auch in

dem erwähnten Werke De vini natura. Argentorat. 1565. 8.; französisch unter dem Titel: Oeuvre singulier, qui demontre le faire facilement juger des moeurs et nature des hommes selon la consideration des parties du corps bei Coppe's Uebersetzung der Arzneymonit Grataroli's: Deux livres de preceptes et de moyens de recouvrer, augmenter et contregarder la memoire. Lyon 1559. 12. Ibid. 1586. 12., unter dem Titel: Discours notables pour conserver et augmenter la memoire, avec la physionomie faite latine par G. Gratarol et par E. Coppe, translatee en françois; auch Paris 1577. 12.; ferner die Mnemonik (De memoria reparanda, augenda servandaque liber unus, de locali vel artificiosa memoria liber alter. Turici 1553. 8. Basil. 1554. 8. Romae 1565. 8. Francof. 1604. 8.; auch in dem Werke De vini natura. Argent. 1565. 8. und bei G. Rangow's Buch De conservanda valetudine. Francof. 1591. 12. Ibid. 1596. 12. Ibid. 1603. 8., und in der schon angeführten französischen Uebersetzung von Et. Coppe, italienisch: Dialogo nel quale si ragiona del modo di accrescere o conservare la memoria. Venez. 1582. 8.; englisch: The castel of memorie, englished by Will. Fulwood. Lond. 1602. 16. Ibid. 1573. 12.); seine Abhandlung über die Pest (Pestis descriptio, causae, signa, omni genera et certa praeservatio. Basil. 1564. 8., auch bei dem Werke De vini natura. Argent. 1565. 8.) und sein früher sehr berühmtes und vielgelesenes Buch über die Erhaltung der Gesundheit der Gelehrten und Beamten (De litteratorum et eorum, qui magistratibus funguntur conservanda praeservanda valetudine, illorum praecipue qui in actate consistentiae vel non longe ab ea absunt (Basileae 1555. 8. Ibid. 1591. 12.; auch bei dem Werke De vini natura. Argent. 1565. 8. und in G. Rangow's schon angeführtem Buche: De conservanda valetudine; englisch von Thom. Remon unter dem Titel: A Direction for the Health of Magistrates and Students, englished by T. N. Lond. 1574. 16.). Das Bestehen Grataroli's, die Gelehrten und überhaupt alle durch ihren Dienst an das Zimmer gefesselte Beamten auf die Erhaltung ihrer Gesundheit aufmerksam zu machen und sie über die zu diesem Zwecke dienenden Mittel zu belehren, verdient die größte Anerkennung, seine Regeln sind jedoch in den meisten Fällen nur auf Aberglauben beruhende Rathschläge und können sehr nur Schaden erzeugen. Alle vier bereits genannten Abhandlungen fanden bei den Zeitgenossen Beifall, wodurch der Verfasser veranlaßt wurde, sie zusammen in einer neuen verbesserten Auflage unter dem Titel: Opuscula, ab ipso auctore donno correcta (Lugduni 1556. 12. Ibid. 1558. 12.) herauszugeben. Eine frühere und vielleicht eine seiner ersten Schriften, seine Abhandlung über die schädlichen Heilbäder (De thermis Rhaeticis et vallis Trasaroliis agri Bergomatia) nahm er in diese Sammlung nicht auf, sie befindet sich aber in einem größeren Sammelwerke über die Heilbäder (De balneis omnia quae extant. Venet. 1553. fol.). In Basel entwidelte Grataroli fortwährend große

2) De regimine ite agendum. Basileae 1561. 8. 3) Sein Lebensgang. Hierher schreibt über Grataroli an Just. Wulpius: „In patria mea cum sua honoratus erat et dives; sola pietas illum reddidit pauperem, ita ut etiam postremo dies 800 Coronatorum (tiori) eis erepta, tantum quod virum virique religionem sequatur.“ Hier. Zanchii Epistol. 1. 2. p. 312.

Thätigkeit neben seinem Lehramte und bei einer ausgedehnten Praxis beschäftigte er sich fleißig mit der Schriftstellerei. So veröffentlichte er eine Schrift seines Lehrers und Freundes Pietro Pomponazzi, welche in die in Italien gedruckte Ausgabe der gesammelten Werke desselben (Venetis 1525. fol.) nicht aufgenommen werden durfte, in der Schweiz unter dem Titel: Petr. Pomponacii de naturalium effectuum causis seu de incantationibus opus; adiectis brevis scholiis (Basil. 1567. 8.) und fügte in einer zweiten Auflage (Basil. 1567. 8.) noch dessen ebenfalls missliebige Schrift: De fato, libero arbitrio, praedestinatione et providentia libri V hinzu. In die Zeit seines Wirkens zu Basel fallen auch seine Schriften: Mundi constitutionum et tempestatum praelectiones (Basil. 1568. 8.) und sein auf Erfahrung gestütztes Werk über das von den Reisenden zur Erhaltung ihrer Gesundheit zu beobachtende Verfahren (De regimine iter agentium, vel equitum, vel peditum, vel navi vel curru seu rheda, viatoribus et peregrinatoribus quibusque utilissimum libri duo. Basil. 1561. 8. Argentorati 1563. 8. Colon. 1571. 8.); leider finden wir ihm aber auch schon in unfruchtbare Forschungen über Alchemie und geheimnisvolle Heilkräfte verstrickt, wie seine Abhandlung über die Bereitung einer Quintessenz (Modus faciendi quintam essentiam simplicem et de viribus et usu aquae ardentis. Basil. 1561. 8.) und seine Sammlung verschiedener beliebter Schriften über Alchemie (Alchemiae, quam vocant, scriptisque metallicae doctrina certusque modus, artisque tam novis tam veteribus, nunc primum et fideliter majori ex parte editis comprehensus; ex edit. et cum praefat. Guil. Grataroli. Basil. 1561. fol. Ibid. 1572. 8. 2 Voll. Basil. 1572—1610. 8. 3 Voll.) zur Genüge bezeugen. In dieser Sammlung befinden sich auch Grataroli's beide schon erwähnten Schriften über die Quintessenz und über die Wirkung des heißen Wassers, sowie eine Abhandlung über den Stein der Weisen (Lapidis philosophici nomenclaturae); andere Abhandlungen sind von ihm aus der Originalsprache in die lateinische übersezt. Im J. 1562 ließ sich Grataroli, der als Gelehrter und Anhänger der Reformation auch in Teutschland bekannt geworden war, durch seine Freunde zu einem Rufe als Professor der Arzneiwissenschaft an der Universität zu Marburg zu folgen, vermochte aber an diesem Orte des rauhen Klimas und anderer Unbequemlichkeiten wegen nicht länger als ein Jahr zu bleiben. Er hielt daselbst übriges Vorlesungen und leitete dieselben durch seine Schriften (praefationes) und Reden (orationes) ein. Diese Gelegenheitschriften, reich an Bemerkungen über das Studium der Medicin überhaupt, über Botanik, über Dioscorides und Theophrastus, über Landwirtschaft, Philosophie und Hygie, wurden später zusammen (Argentorati 1563. 8.) gedruckt. Zu den vorzüglichsten und merkwürdigsten dieser kleinen Abhandlungen gehört unstreitig die Rede über den Ursprung, den Fortgang und den Nutzen der Medicin und Botanik (De medicinae et rei herbariae origine, progressu et utilitate), welche manche sehr treffende Aeußerungen

enthält, die mit seinen sonstigen verlehren und abergläubischen Ansichten nicht übereinstimmen. Von Marburg lehrte Grataroli im J. 1563 nach Basel zurück und nahm seine frühere Stellung wieder ein. Außer seinen Theses (Basil. 1565. 8.), welche zur Aufkündigung seiner Vorlesungen dienten, gab er sein bekanntes naturhistorisches und bildliches Werk über den Wein und andere Getränke (De vini natura, artificio et usu, deque re omni potabili, opus nunc primum in lucem editum. Huic addita quaedam opuscula ejusdem auctoris. Argent. 1565. 8.) heraus und besorgte eine Sammlung guter Schriften über Vergiftung, über das Schweißfieber oder den englischen Schweiß und die englische Pest (Petri de Abano de venenis eorumque remediis, item consilium de praeservatione a venenis Guil. Grataroli, item Herm. a Nuenere Comitis propositum de sudatoria febris; item curatio sudoris anglici in Germania experta; item Joach. Schilleri de peste Britannica commentariolus aureus. Omnia operas Guil. Grataroli ex manuscriptis exemplaribus collata, aucta atque illustrata. S. l. et a. Argent. 1566. 8.) zum Druck. Ferner gab er eine lateinische Uebersetzung der in italienischer Sprache geschriebenen Werke des Grafen Bernardo Trossano über Chemie (Bernh. Com. Trevisani de Chimia libr. IV. Argent. 1567. 8.), eine Sammlung seiner seltener physikalischer Schriften (Anonymi Dialogus de substantiis physicis. Incerti auctoris libri tres de calore vitali, de mari et aquis, de fluminum origine. . . ab interitu vindicati. Argent. 1567. 8.), des Thaddäus von Sierny medicinische Rathschläge (Consilia) und eine Uebersicht des Galenischen Systems von Mundella (Aloys. Mundellae Theatrum Galeni, h. e. universae medicinae a Galeno diffuse sparsimque traditae promptuarium. Basil. 1568. 8.) heraus. Mehrere andere Werke, welche ihm zugeschrieben werden (Praxis medica, de notis Antichristi etc.) sind sehr ungenau angeführt und zweifelhaft oder beruhen auf einer Verwechselung mit andern seiner schon genannten Schriften. In den letzten Jahren seines Lebens scheint Grataroli von seinen vielfachen Mühseligkeiten und Plagen, die ihm theils das Schicksal bereitet und die er sich theils selbst durch seinen allen Neuerungen holden Sinn zuzog, ausgetrüb zu haben. Er starb zu Basel am 16. April 1568, wie aus seiner im Münster zu Basel befindlichen Grabchrift hervorgeht; alle übrigen Angaben, unter denen manche bis zum 6. Mai 1572 hinaufreichen, sind unrichtig. Grataroli wird von seinen Zeitgenossen als ein Mann von ernstem Charakter, großer sittlicher Strenge, unbeschränkter Rechtfertigung und unerwüthlichem Fleiße geschildert. Als gelehrter Arzt und Naturforscher vermochte er sich nicht über den Standpunkt, welche diese Wissenschaften zu seiner Zeit einnahmen, zu erheben. „Grataroli“ sagt Floß, „ein gründlicher Kenner der Literatur dieser Jahre, ist Verfasser mehrerer Werke, von denen einige

4) In den Dictionnaire historique de la Médecine. Mss. 1778. 4., art. Grataroli.

seinem Wissen große Ehre machen, andere es aber durch seine Hinnäherung zur Alchimie, zum Aberglauben und zu verschiedenen Quacksalbereien, welche der verständige Gelehrte entsetzlich verweist, wieder in Frage stellen." Die gleichzeitigen Nachrichten über sein Leben und sein Wirken hat Giovanni Battista Gallopoli in seiner Biographie (Della vita, degli studi e degli scritti di Guigli. Grataroli. Bergamo 1788. 8.) sorgfältig, aber ohne Kritik zusammengestellt *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRATE (Abraham), Mendel Grate's (מנדל גראט), Sohn, ein jüdischer Gelehrter aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen aber nichts Näheres bekannt ist, als daß er in Prag geboren wurde und daselbst lebte. Er schrieb einen Commentar über die Pesach-Haggada unter dem Titel „Bronnen Abraham's" (vgl. Gen. XXI, 30). Die einzige Ausgabe dieses Bronnen's Abraham's (ברונן אברהם) Sulzbach 468 [1708]. 4.) enthält zugleich den Text der Pesach-Haggada und wird von den Kennern der jüdischen Literatur sehr geschätzt *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRATELLA oder BASTIANINO heißt in der Kunstgeschichte gewöhnlich der berühmte italienische Maler Sebastianus Filippi, welcher zu den besten Meistern der ferrarischen Schule gehört. Im J. 1540 (nach Andern im J. 1532) *) zu Ferrara geboren, erlernte er bei seinem Vater Camillo Filippi, von welchem einige sehr gute Bilder †), an denen man Radabildungen Michel Angelo Buonarroti's bemerkt, bekannt ist. Da Bastianino stets von Buonarroti und von den Arbeiten, welche dieser zu Rom ausführte, sprechen hörte, verließ der noch nicht funfzehnjährige Knabe heimlich das väterliche Haus und begab sich nach Rom, wo er den berühmten Meister bat, ihn zu unterrichten. Buonarroti entsprach diesem Wunsche und hatte Ursache, alsbald in dem jungen Filippi einen seiner vorzüglichsten Schüler zu lieben und zu achten. Nach der Zurückkunft nach Ferrara arbeitete dieser in der Art und Weise seines Lehrers und sein Ansehen wuchs so schnell, daß er nach dem Tode des Hofmalers Dosso Dossi, seines ausgezeichneten Mannsbannes, welchem er auch die Deckengemälde des Rathhauses im herzoglichen Palaste ausführen half, für würdig gehalten wurde, diesem in seiner Stelle nachzufolgen. Er starb im J. 1602. Den Namen Grattella (Gitter) erhielt er, weil er große Gemälde zu übergitterten Pfeilern, um von ihnen genaue Copien in feinerem Maßstabe zu verfertigen, ein Verfahren, welches er von Michel Angelo lernte und

zuerst nach Ferrara brachte. Er copirte übrigens Michel Angelo nicht, sondern arbeitete wie ein tüchtiger Schüler in dessen Geist und Sinne. Sein Coloss hat große Ähnlichkeit mit dem seines Meisters, wie man es auf seinen unverbundenen, nicht aufgemalten Arbeiten zu sehen bekommt. „Nur das Rothbraun," bemerkt Luzzi, „liebte er im Fleische sehr und um die Farben zu verwischen, verdunkelte er seine Bilder in einem ganz besondern Geheimniss. Wo er Radies darstellte, wie im großen heil. Christoph in der Kathause zu Ferrara, hielt er sich an Michel Angelo, bei besetzten Figuren folgte er andern Meistern, wie man an einem die Beschneidung vorstellenden Altarbild in der Dome derselben Stadt sehen kann, welche man doch wohl eher für eine Arbeit seines Vaters als für die seinige halten möchte. Da er nicht Geduld genug hatte zu erfinden, so wiederholte er oft denselben Gegenstand, so er denn seine Vertheidigung wenigstens sieben Mal fast immer nach derselben Weise aufstappte und darstellte; das Schlimmste ist übrigens, daß er, seine vorzüglichsten Werke abgerechnet, nicht leicht ein Gemälde fertigte, ohne hier und da zu psulken, aufzucken, in jedem freyend einen Weitzerzug zu hinterlassen, als hätte er der Nachwelt zeigen wollen, daß er ein guter, wenn auch unfleißiger Maler sei." Trotz diesem nicht ungegründeten Tadel des großen Kenners Luzzi gibt es aber wenige Meister, welche ihm an Nüchternheit und Schärfe der Zeichnung, an Grobartsigkeit der Auffassung und an Kraft der Composition gleichkommen. Sein vorzüglichstes Werk ist unstreitig das Weltgericht, welches er in drei Jahren (um 1575—1577) auf dem Chore der Kathedrale zu Ferrara malte, eine den Arbeiten Buonarroti's so nahe kommende Leistung, daß die ganze florentinische Schule ihr keine andere gegenüber zu stellen vermag, und es ist kaum zu begreifen, wie Filippi in einem schon von Buonarroti meisterhaft behandelten Gegenstande so neu und großartig erscheinen konnte; ja manche ältere Kunstkenner sogar sogar das Werk Filippi's dem Michel Angelo's in der Sckina in Schönheit und Colorit vor. Die Nüchternheit oder Parteilichkeit dieses Urtheils läßt sich jetzt nicht mehr nachweisen, da das Urbild von ungeschickter Hand aufgemalt ist und die Figuren, welche vorher lebendiges Fleisch waren, jetzt wie Holz aussehen. Der Maler benutzte übrigens, wie Dante und Michel Angelo, den von ihm gewöhnlichen Stoff, um den ihm Wohlwollenden etwas Angenehmes zu erweisen, indem er sie unter die Auserwählten stellte, und sich an denen, die ihn beleidigt hatten, zu rächen, indem er sie unter den Verdammten abbildete. So malte er unter die unglückliche Schar der letzteren auch ein Weibchen, welches ihm die Treue gebrochen und die Verbindung mit ihm abgebrochen, in die Höhe aber unter die Seligen ein anderes, welches er zur Gemahlin genommen hatte und zwar in der Geberde des Hinbilds nach der Abenduhlerin und des Hebräers. Nach dem Weltgerichte sind noch zu nennen zu Ferrara die Fresken in zwei Gemälden in der Kapelle zu S. Paolo, die Madonna über den Eingänge der Kirche die in Consolatione ebenfalls Freske, ferner in der Kathedrale die heil. Katharina und die

*) Vgl. J. P. Niceron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Tom. XXXI. p. 364. P. Bayle, Dictionnaire historique et critique, art. Grataroli. Fr. v. Eschsch, Geschichte der Gelehrten und Schriftsteller, Geschichte. Bd. VI. S. 90. f. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 331. (Nov. 58. Tom. XVII. p. 381.) Biographie générale. Tom. XL. p. 715.

*) J. Chr. Witsch Bibliotheca hebraica. Vol. III. p. 26. J. Fürst, Bibliotheca Judaica. Bd. I. S. 342.

1) Was jedoch unaufrichtiglich ist, da sein Vater in diesem Jahre erst 22 Jahre jähnte. 2) Die vorzüglichsten derselben sollen die Vertheidigung Maria und der heil. Paulus in Galtfigur in der Kirche S. Maria in Gato zu Ferrara sein.

heil. Barbara zu den Füßen der heil. Jungfrau und eine Beschneidung, welche aber ganz dunkel geworden ist, zu S. Paolo Kathä Reinigung, die Auferstehung und die Verkündigung, in der Kirche des Friedhofes (della Morte) Kreuzerhöhung und S. Christoph in Del gemalt, mehrere Sibyllen und Propheten mit Wasserfarben, in Santa Maria in Vado die Taufe des Heilandes, in La Madonnaina den heil. Hieronymus, in der Jesuikirche eine Kreuzigung, in S. Marcella eine Madonna, in dem Palaste des Gonfaloniere eine Himmelfahrt und in dem Museum die heil. Jungfrau mit der heil. Lucia und dem heil. Matthäus, die heil. Ercilla, eine Madonna, die Geburt der heil. Jungfrau, die Himmelfahrt und die Anbetung der Hirten. Ueberhaupt befinden sich seine meisten Werke in Ferrara und die am besten ausgeführten in den Gemäldesammlungen dieser Stadt. Außerhalb derselben wird noch eine Taufe Christi im Hause Aquia zu Domo genannt und eines seiner vorzüglichsten Gemälde soll sich in der Kirche zu Finale, einer kleinen Stadt des Herzogthums Modena, befinden. Zu Rom sieht man von ihm verfertigte Copien mehrerer Werke Michel Angelo's. In der ersten Zeit malte er auch Grotesken, nachher brauchte er aber zu dergleichen Arbeiten seinen jüngeren Bruder Cesare. Er starb im J. 1602 zu Ferrara. Sein Vater Camillo Filippi, nach Einigen ein Schüler des berühmten Dosso Dossi, nach Anderen eines unbekannten Meisters, soll, wie schon oben erwähnt wurde, Michel Angelo nachgeahmt haben. Seine Bilder sind fast in den Unrissen, aber im Colorit weniger gefällig als die seines Sohnes, von besonderer Anmuth aber die Köpfe seiner Engel. Er blühte schon um die Mitte des 16. Jahrh., kurz aber erst im J. 1574. Sebastianino's jüngerer Bruder Cesare war ein vor trefflicher Verzierungsmaler, aber in großen Figuren und Geschichten schwach; doch wurden seine Köpfe sehr gerühmt. In der Kirche della Morte zu Ferrara malte er eine Kreuzigung, welche jedoch Manche seinem berühmten Bruder zuschreiben, und in der S. Schreierkirche ahmte er das Weltgericht seines Bruders nach. Er soll um das Jahr 1602 gestorben sein. (Ph. H. Kall.)

GRATELLE (Gavarni), ein französischer Liederdichter (Chansonnier) des 13. Jahrh., dessen Lebensverhältnisse aber gänzlich unbekannt sind. Man findet in Handschriften unter seinem Namen einen Schätzergefang (Pastourelle), welcher von dem Dichtertalent des Bersaffers zeugt und dessen erste Strophe der Sprache wegen hier stehen mag; sie lautet:

L'autrier, iou premier jou de mai,
Jouer m'alais dehors Paris,
Conell qui est en grant esmal
D'une amour à j'ai mon cuer mis.
-Sel chanter à haulte voix
D'une amoureuse, ce n'est vis:
Mes peres me fa pas courtois
Quant vilain me donoit mazie.

Die folgenden Strophen ergeben sich aber in solchen äppigen und unaussprechlichen Einzeinheiten, daß man nicht für gut hielt, sie zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. (Ph. H. Kall.)

GRATELOUP (Jean Baptiste), französischer Kupferstecher, im J. 1735 zu Dar in Gascogne (im jetzigen Departement des Landes) geboren, zeigte schon in seiner Jugend große Vorliebe für die Kunst und einen feinen Geschmack; da er aber für den Handel bestimmt war, so konnte er sich nur in seinen freien Stunden mit dem Studium der physikalischen Wissenschaften, wozu er eine entschiedene Neigung hatte, und mit der Kupferstechkunst beschäftigen. Später gab er indeß den Handel auf und wurde zum Conservator des Mineralienkabinetes seiner Vaterstadt ernannt. Sein Bestreben ging fortwährend dahin, für die Ausübung der Künste nützliche Erfindungen zu machen, was ihm auch vielfach gelang; vorzüglich aber erachtete er eine ansprechende Art und Weise, in Kupfer zu stechen, welche indeß bis jetzt seine Nachahmung gefunden hat. Zartheit, Anmuth und Reinheit der Zeichnung, verbunden mit dem aus einer verhältnißmäßigen Anordnung des Lichtes und der Schatten entspringenden Reize und einer aus Unbegreifliche grenzenden Freiheit in der Ausführung kennzeichnete sein Verfahren, welches man eine Art Tuschmanier, aber mit kräftigeren Zügen nennen könnte. Seine Arbeiten beschränkten sich auf kleine Portraits und das erste, welches er im J. 1771 in dieser Manier schuf, war das Bildniß Jean Bapt. Bossuet's in ganzer Figur und als Büste nach Rigaud; diesem folgten die Bildnisse Henden's nach Vivien, J. B. Rousseau's nach Wred, J. Broden's nach Kreller, des Cardinals von Polignac nach Rigaud, der Schauspielerin Recanpreur in der Rolle der Cornelia nach Drevet, des Philosophen Descartes nach Gals und Montesquieu's nach Daffier. Alle diese Portraits gelten als Meisterstücke und der Conservator der Kupferstücke in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris schrieb dem Künstler, als dieser ihm im J. 1809 das Bildniß des Cardinals von Polignac als Geschenk überreichte: „Sie sind immer einzig in Ihrer Manier geblieben und Niemand hat getrachtet, Sie nachzuahmen, woran man nach meiner Meinung auch wohl gethan hat. Die Sammlung Ihrer schönen Arbeiten nimmt eine ausgezeichnete Stelle unter den Meisterwerken ein, welche die Zierde des Cabinets, welches mir anvertraut ist, ausmachen.“ Grateloup war auch ein ausgezeichnetes Emailmaler, seine Arbeiten dieser Art sind aber äußerst selten geworden, da er als Dilettant nur sehr Weniges fertigte und gewöhnlich nur, um seine Entdeckungen in der Technik zu erproben. Eine andere außer dem Bereiche der Kupferstechkunst und der Malerei liegende Entdeckung, welche ihm ebenfalls zu großer Ehre gereicht, ist die Verwollkommenheit der adreomatichen Objectivgläser, deren Erfindung dem berühmten englischen Optiker John Dollond gebührt. Die Abhandlung, in welcher er seine Entdeckung entwickelte und

3) L. Langl, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von J. G. v. Orenb. Bd. III. S. 214 fg. G. R. Wagner, Künstlerlexikon. Bd. IV. S. 326 fg. Biographie universelle. Tom. LVII. p. 285. Biographie générale. Tom. XXI. p. 718.

*) Vergl. Histoire littéraire de la France. Tom. XXIII. p. 677.

welche er am 5. Dec. 1787 in der Academie der Wissenschaften zu Paris las, wurde von dieser beifällig beurtheilt und in die Sammlung ihrer Denkschriften (Mémoires présentés à l'Académie par divers savans) aufgenommen. Diesbezügliche Academie sprach sich im 3. 1793 auf den Bericht der zu diesem Zwecke ernannten Ausschussmitglieder dahin aus, daß in Erwägung der Vortheile, welche für die Optik aus dem Tranten der Objectivgläser mit Waflerlast entströmen, soviel um die Mängel der Objectivgläser zu verbessern, als auch um die Arbeit an den achromatischen Objectivgläsern auf die an den beiden äußeren Objectivgläsern zu beschränken, Grateloup nach dem Befehle vom 12. Sept. 1791 das Maximum der Nationalbelohnungen und die ehrenvolle Erwählung verdiente, welche Ansicht auch einstimmig angenommen wurde. Grateloup starb am 18. Febr. 1817 zu Paris. Mehrere gelehrte und activesche Gesellschaften hatten ihn zu ihrem Mitgliede ernannt *).

(Ph. H. Kütz.)

Grateloupella, f. Polysiphonia.

GRATELOUPIA, eine von Agardh aufgestellte Algengattung mit folgenden Merkmalen: Algencörper platt geröhrt, dorn, inopelisch, Structur perenchymatisch, fast dreifachig. Wirtelgestrübe einzeln, zerstreut und länglich. Kapselfrüchte einzeln, warzenförmig, mit einer Öffnung, ohne besondere innere Hülle. Samen kugelförmig, zusammengehäuft, an einem netzförmigen, saftigen Samenstrang.

Aus dieser Gattung sind folgende Arten bekannt:

1) *G. siliacea* Agardh. Der Algencörper ist bandförmig, gefiedert, überall linienförmig, die Fiedern sind verlängert, nach beiden Enden zu verbünnt und gegenüberstehend. — Der Algencörper ist 2—6 Zoll lang, das Bindestück ist $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ Linien breit. Die Farbe ist purpuroth, im trockenen Zustande oft grün. Hierher gehören als Synonyme *Fucus siliaceus* Wulfen, *Phoracia siliacea Rafinesque* und *Delesseria siliacea Lamouroux*.

Diese Art kommt im atlantischen Ocean, im mittelländischen und adriatischen Meere und am Cap der guten Hoffnung vor und ändert ab:

β) *ramentacea* Montagne. Das Hauptbindestück und die Fiedern sind mit dornenträgenden Fortsätzen dicht besetzt. Diese Form findet sich an der Küste Frankreichs.

γ) *elongata* Kützling. Sehr schmal mit langen linealisch-fadenförmigen oberen Ästen und zahlreichen, dornförmigen, schloffen Fiedern. So an der Küste von Java.

δ) *conserta* Kützling. Niedrig, rasenartig, flatter, mit kürzeren, starren, sehr schmal lanzettlichen Fiedern. Gleichfalls an der Küste von Java.

2) *G. proloungata* Liebmann. Das Bindestück ist lang, schmal linealisch, bisweilen wellenförmig-fraus, einfach oder getheilt, die wegnen Ästchen sind entwedt rein und wimperartig oder größer, einseitig und einwärts-

gekrümmt. Die Pflanze ist eine Spanne lang, die Breite des Bindestücks beträgt $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ Linien.

Diese Art wächst an Felsen des Meeres bei Guatubo in Perito.

3) *G. porracea* Kützling. Der Algencörper ist unregelmäßig und locker gefiedert, sehr schmal linealisch, fast fadenförmig, die Fiedern sind nur wenig vergrößert und sehr spitz. Hierher gehört *Fucus porraceus Mertens*.

Die Gränat dieser Art ist Weichholz.

4) *G. filiformis* Kützling. Der Algencörper ist fadenförmig, am Grunde fast fiedern, weiter oben schwach zusammengebrückt, unten locker ästig, oberwärts sehr ästig und fast gabelspaltig, die gedrängt stehenden, absteigenden Äste sind meist gekrümmt und sämmtlich an der Spitze psicentlich-dornig und tragen bisweilen an einer Seite kleinere Ästchen. Die Pflanze hat die Dicke einer Sperlingsfeder, die Ästchen sind fast dornförmig; die Höhe beträgt 3—4 Zoll.

Diese Art kommt an der Küste von Peru vor.

5) *G. concatenata* Kützling. Alfeitenwandig gefiedert; die Fiedern sind fast wiederum gefiedert, die Fiederschen sind beinahe gabelspaltig, eingeschnürt-faltenartig, an der Spitze oft gefurcht, jungensförmig. Die Höhe beträgt 3 Zoll, die Breite des Bindestücks $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ Linien.

Sie kommt an den Küsten der Antillen vor.

6) *G. horrida* Kützling. Der Algencörper ist ästig, oberwärts gefiedert; die Fiedern sind zahlreich, dicht, gegenüberstehend oder einseitigwandig, lang, lanzettlich-linealisch, jungensförmig, bisweilen mit zahlreichen fiederartigen Ästchen dicht besetzt.

Diese Art findet sich im Mittelmeere.

7) *G. pennatula* Kützling. Der Algencörper ist schmal linealisch ästig, die Äste sind lang, gefiedert, die absteigenden Fiedern sind am Grunde verjüngt, meist gegenüberstehend, am Rande mit kleinen, zuletzt fruchttragenden Wimpern besetzt. Die Höhe der Pflanze beträgt 5—6 Zoll und darüber, die Breite des Bindestücks $\frac{1}{2}$ Linie. Die Farbe dieser Art ist im trockenen Zustande purpuroth, die der Fiedern grünlich. Hierher gehört *Sporocladus pennatula* Peppig.

Im Meere an Felsen der Insel Cuba.

8) *G. neglecta* Kützling. Der Algencörper ist sehr ästig, die Äste sind linealisch getheilt oder gefiedert, die Fiedern sind einander genähert, die Ästchen sind dicht gedrängt, bandförmig-lanzettlich. Die Farbe ist purpurbraun. Die Größe beträgt $1\frac{1}{2}$ —2 Zoll. Hierher gehört *Gelidium neglectum* Bory.

An Inseln im Peloponnesus.

9) *G. verruculosa* Gréville. Der Algencörper ist blattartig, linienartig-feldförmig, einfach oder getheilt, etwas kraus, am Rande dornig gezähnt, die Zähne sind 2—3zählig. Die Pflanze ist 2—3 Linien lang, $\frac{1}{2}$ —1 Zoll breit; Farbe purpurbraun. Hierher gehören als Synonyme *Fucus verruculosus Bortolom*, *Fucus Rissouanus Turner*, *Sphaerococcus verruculosus Agardh*, *Erinacea verruculosa Lamouroux* und *Halymenia verruculosa Duby*.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 38 seq. (Nouv. ed. Tom. XVII. p. 392.). G. S. Ragler, Künstler-Verfasser. Ob. V. E. 340. Biographie générale. Tom. XXI. p. 719. R. Gmel. V. W. p. 2. Geste Seiten. LXXXVIII.

Diese Art wächst im mittelländischen und adriatischen Meere.

10) *G. Proteus Kütz.* Der Algencörper ist gallertartig-sporig, oberwärts stark verdrückt, unregelmäßig ästig oder getheilt, die Äste sind 2–3gabelig, die Ästchen zahlreich, randständig, lanzettlich.

Im mittelländischen Meere einheimisch.

11) *G. Cosentinii Kütz.* Der Algencörper ist gabelspaltig, flach, getheilt, am Grunde keilförmig, die Abschnitte sind nach der Spitze zu breiter, die obersten sind schmal, wiederholt gabelspaltig. Die Farbe ist purpurbraun. Die Länge beträgt 3–4 Zoll, die Breite der mittleren Theile 3–6 Linien, die der Spitze nur eine Linie. Wendet ab:

β) *marginifera Kütz.* Die äußersten Abschnitte sind sehr verdrängt, am Rande mit langen bandförmigen, lanzettlich-linealischen, wimperartigen Ästchen versehen. Hierher gehört *Halmomenia marginifera Hering.*

Sowol die Hauptart als die Varietät kommen an den Küsten Siciliens vor.

12) *G. canescens J. Agardh.* Der Stiel ist zusammengebrückt, keilförmig; der Algencörper bandförmig-gespalten, die Zipfel sind lang, am Grunde oft eingeschnürt, im Alter am Rande wimpertragend, breiter, an der Spitze gelappt. Die Länge beträgt 3–5 Zoll, die Breite 1–2 Zoll.

Wachsthum ist La Guayra.

13) *G. denticulata Montagne.* Der Algencörper ist gallertartig-sporig, flach, bald vom Grunde gabelspaltig-bandförmig, beiderseits von kleinen, fast in Reihen stehenden Stacheln rauh, die Zipfel sind lanzettlich, am Rande gezähnt.

Im stillen Ocean an der peruanischen Küste.

14) *G. dichotoma J. Agardh.* Der Algencörper ist cylindrisch-zusammengebrückt, gabelspaltig, die linealischen Zipfel stehen ab, die letzten sind meist lang-schwertförmig; die Kapselfrüchte stehen an der Spitze der Zipfel. Die Länge beträgt 1–3 Zoll, die Breite der Zipfel bis eine Linie.

Im mittelländischen Meere.

15) *G. limbrata Montagne.* Rasenartig; der Algencörper ist gallertartig-sporig, flach, breit-keilförmig, an der Spitze unregelmäßig vielspaltig, die Zipfel sind meist spitz. Die Höhe beträgt 1½–2 Zoll. Die Farbe ist intensiv purpuroth oder violett.

An der Küste bei Algier.

16) *G. Aucklandica Montagne.* Der Algencörper ist sporig, fadenförmig, fiedrig, allseitigwändig ästig, die Äste und Ästchen sind gedrängt und gebüschelt, etwas zusammengebrückt, am Grunde verschmälert und entspringen einzeln oder zu mehreren öfter aus einem großen Höder des Algencörpers. Die Länge beträgt 4–5 Zoll, die Dicke gleich einer Sperlingsfeder.

An Felsen der Auslandsinseln.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung auszuschließen:

Gr. Cutleriae Kütz. = *Lridaea Cutleriae Montagne.*

Gr. Hystrix Agardh = *Chaetangium Hystrix Kütz.*

Gr. ornata Agardh = *Chaetangium ornatum Kütz.*

Gr. Zeyheri Hering = *Chaetangium Zeyheri Kütz.* (Garcke.)

GRATELOUPA (Paläontologie) nannte Desmoulin (Bulletin de la Société Linnéenne de Bordeaux 1828. II, 41) zu Ehren des Paläontologen Grateloup eine Conchyliengattung, deren einzige in der Tertiarformation von Bordeaux aufgefundenen Art Basterot in seiner Monographie über die tertären Conchylien von Bordeaux 84. Taf. 4. Fig. 19 als *Donax irregularis* beschrieben hatte. Die Gattung ist Donax jundsch verwannt, ist gleichschalig, dreieckig eiförmig mit ziemlich hervorstehenden Wirbeln. Ihr Schloß aber besteht aus einem beinahe quer gestellten kräftigen Zahne vor den Wirbeln und 4–5 fädigen allmählig feiner werdenden Zähnen hinter denselben. Das Band ist äußerlich und ziemlich lang, der Rand innen ungetrübt und der Mantel hat eine (schmale tiefe) Bucht. Den Basterot'schen Art-namen hat Desmoulin in Gr. donaciformis umgewandelt. Später hat Deshayes in seinem Traité élémentaire de Conchyliologie 1855. I, 578 noch eine zweite Basterot'sche Art als Gr. diffusilis und eine neue tertäre Gr. cuneata, sowie Tra eine amerikanische Gr. Moulinoi, Conrad in der Proceed. acad. nat. sc. Philadelphia 1855. VII, 257 eine altäoä Gr. Hydei in America und Blake in Eschliman, Americ. journ. of sc. 1856. XXI, 268 eine tertäre californische Gr. mactropsis hinzugefügt, jedoch die Gattung gegenwärtig sechs Arten zählt, die jedoch einer kritischen Revision bedürfen. (Giesel.)

GRATH. Von den Gratharten wird der von den Grabstichschnitten entstehende scharfe Rand, oder die rauhe Kante, welche der Grabstich zu beiden Seiten eines gestochenen Striches auswirft, der Grath oder Bart, barbe, bavure, genannt. Auch der Schneidesaar, z. B. Messerstangen, wird, sobald sich beim Härten und Schleifen die Schneide umlegt, gesagt, die Schneide ist mit einem Grath, morfil, versehen, der durch Abkochen weggelassen wird.

Bei Holzarbeiten, wo namentlich dem Schwinden und Werten des Holzes abgeholfen werden soll, werden häufig auf der hinteren Fläche der Brettertafel Leisten mittel eines sogenannten Grathes befestigt, welche eine geschobene Leiste oder Grathleiste genannt werden. Eine solche Verbindung auf den Grath unterscheidet sich von der gewöhnlichen Schwalbenschwanzverbindung nur durch die bedeutendere Länge. Zur Ausarbeitung des Grathes dienen die Grathsägen und der Grathbebel. (C. Reimhardt.)

GRATI (Giovanni Batista), Meister der belagerten Schule, im J. 1681 zu Bologna geboren, war nach einander Schüler der bekannten Meister Luigi Mattioli, Lorenzo Bassetti und Giovanni Gioseffo dal Sole, welchem letzteren er am meisten folgte. Er verzierte nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen ein nicht-unbedeutendes Talent.

und war ein sehr guter und sorgfältiger Zeichner, versäumte aber, seine Fähigkeiten nach Gebühr auszubilden, um den übrigen Anforderungen der Kunst zu genügen. Als Mitglied der Clementinischen Akademie wird er auch von den Kunsthistorikern erwähnt; sie loben seine Genauigkeit, bedauern aber sein Talent. Er malte eine große Menge Altartafeln und Cabinetstücke für verschiedene Städte des Großherzogthums Florenz und der Republik Lucca und starb im J. 1758. Seine berühmtesten Arbeiten zu Bologna sind: die heil. Anna, wie sie die heil. Jungfrau unterrichtet in San Giacomo Maggiore, die Madonna mit dem heil. Joseph, der heil. Franciscus, der heil. Cajetan und eine Engelglorie in Santa Maria Incoronata *).

(Ph. H. Kälb.)

GRATIA, ein italienischer Jurist und Lehrer des römischen Rechts zu Bologna, über dessen Lebensverhältnisse man nicht völlig ins Klare zu kommen vermag. Ein Gratia erscheint schon in der erwähnten Stadt im J. 1206 als Rechtslehrer (magister) und im J. 1213 als Lehrer des Kirchenrechts (magister decretalium) und an ihn sind viele Decretale der Päpste Innocenz III. und Honorius III. gerichtet. Dieser Gratia wird im J. 1218 als Kapellan am päpstlichen Hofe genannt, scheint aber alsbald wieder nach Bologna zurückgekehrt zu sein, wo er im J. 1224 als Erzpfeifer erwähnt wird, wobei man als besonders merkwürdig hervorhebt, daß während seiner Verwaltung dem Erzbischof das wichtige Recht verliehen wurde, daß alle Promotionen nur mit seiner Genehmigung erteilt werden sollten. Da im J. 1224 ein Gratia zum Bischof von Parma gewählt wurde, so liegt die Annahme, daß dieser Bischof, obgleich er ein Florentiner genannt wird, sein anderer gewesen sei, als der eben genannte Jurist, ziemlich nahe, obgleich es nitigend ausdrücklich gesagt wird. Man glaubt ferner, daß er eine und dieselbe Person sei mit einem Juristen Gratia aus Arezzo, welcher auch als Schriftsteller in seinem Fache erwähnt wird. Den Widerspruch in Beziehung auf das Vaterland (Arezzo und Florenz) sucht man dadurch zu beseitigen, daß man annimmt, daß die Benennung Florentiner eine allgemeine und gleichbedeutend sei mit Toscaner, auch wol ein Irrthum in den verschiedenen Angaben obwalten könnte. Die Behauptung, daß zwei verschiedene Juristen den Namen Gratia führten und der eine zu Arezzo, der andere aber zu Bologna gelebt habe, hat weit größere Wahrscheinlichkeit für sich. Ob aber Gratia von Arezzo die Professur des kanonischen Rechts bekleidet habe, und nicht Gratia zu Bologna, dürfte sich nicht leicht ermitteln lassen. Gewiß ist, daß Gratia von Arezzo ein Buch über den Proceß schrieb, welches sich nicht leicht ermitteln lassen. Gewiß ist, daß Gratia von Arezzo ein Buch über den Proceß schrieb, welches sich nicht leicht ermitteln lassen. Gewiß ist, daß Gratia von Arezzo ein Buch über den Proceß schrieb, welches sich nicht leicht ermitteln lassen.

nannt wird) auch Commentare zu den Decretalen geschrieben habe, ist völlig unbegründet, denn Niemand hat dieselben bis jetzt gesehen und die angeblich aus ihnen entlehnten Bemerkungen, welche Gegenstände des Proceßes betreffen, beziehen sich ungewissfalls auf das Buch des Gratia über den Proceß *).

(Ph. H. Kälb.)

GRATIA DEI wurde ebenem ein Pfaffen genannt, welches aus Gränspar, Terpentia, Wasir, Disbanum, Wachs und noch einigen andern Bestandtheilen zusammengesetzt war.

(Fr. Wih. Thiele.)

GRATIA DEI (Conradus), italienischer Mönch und Historiker, gegen das Ende des 10. Jahrh. wahrscheinlich in Sicilien geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat in den Orden des heil. Dominicus. Er scheint sich jedoch nicht nur mit theologischen Studien, sondern auch mit historischen Forschungen beschäftigt und bei seinen Ordensgenossen in großem, seinen Verdiensten entsprechendem Ansehen gestanden zu haben, denn er wurde von ihnen zum Prior des Katharinenklosters zu Palermo gewählt; sein Name wäre indessen längst vergessen, wenn er denselben nicht durch eine kleine Schrift über sein Vaterland verewigt hätte. Er richtete nämlich an Angelo Baccamazza, Bischof von Catania, den er seinen Wohlthäter nennt, eine Zuschrift, worin er eine kurze Uebersicht der Geschichte von Sicilien vom Jahre 1027 bis zum Jahre 1283 mittheilt, welche mancher Bemerkenswerthe enthält. Diese um das Jahr 1306 verfaßte Zuschrift (Epistola Fratris Conradi ad Episcopum Cathanensem sive brevis chronica ab anno 1027 ad annum 1283) wurde zuerst im 16. Jahrh. von J. B. de Grassis (in der Cathania sacra p. 143) und von Matth. Erasmius in seinem Buche: De tribus Peregrinis (Venetia 1542. 8.) herausgegeben und dann von J. B. Garusius (in der Bibliotheca hist. regni Siciliae. Tom. I.) und L. Muratori (in den Script. rer. Ital. Tom. I. P. 2. p. 277—279) wieder abgedruckt. Eine neue Ausgabe nach guten Handschriften verglichen mit den andern gleichzeitigen Quellen wäre indessen keineswegs überflüssig, da die historische Kritik der früheren Herausgeber keine sehr strenge ist *).

(Ph. H. Kälb.)

GRATIA DEI (Johann Baptist), italienischer Theolog, gegen das Ende des 13. Jahrh. zu Acoli in der Mark Ancona geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in den Dominikanerorden und widmete sich unter seinen Ordensgenossen durch Gelehrsamkeit und insbesondere durch seine philosophischen Kenntnisse aus. Er machte hauptsächlich die Aristotelische Philosophie zum Gegenstande seines Studiums und bemühte sich, die Schriften dieses Philosophen zu erläutern. Besondere geschätzte wurden seine Erläuterungen über die Logik und die Physik des Aristoteles, welche nicht nur während des

*) M. Sarti, De clavis Archigymnasii Bononiensis Professoribus. (Bononiae 1759. fol.) P. II. p. 22. Fr. G. G. Casagney, Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter; 2. Buzg. Bd. V. S. 158 ff.

†) Ergl. J. Eshard et J. Quentz, Scriptores ord. Praedicatorum. Tom. I. p. 498.

*) G. R. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. V. S. 341. Biographie générale. Tom. XXI. p. 719.

Mittelalters vielfach abgeschrieben und in den Collegien benutzt wurden, sondern auch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst Verbreitung fanden. Die *Commentaria* in totam artem veterem Aristotelis erlebten noch mehrere Auflagen (Venetiis 1491. fol. Ibid. 1493. fol. Ibid. 1496. fol.), haben aber jetzt ihre wissenschaftliche Geltung verloren; auch von den *Quaestiones* in libros *Physicorum* Aristotelis ist eine Ausgabe (Venetiis 1364. fol.) bekannt. Seine übrigen von den Literarhistorikern angeführten *Commentarii* über Aristotelische Schriften (*Quaestiones* in tres libros *de anima*, *commentaria* in *parva naturalia*, *Supplementum commentariorum* S. Thomae in *librum secundum peri herminias*) scheinen nicht gedruckt zu sein; auch von seinen *Quaestiones theologicae* et *metaphysicae* ist keine Ausgabe bekannt; dagegen werden zwei Ausgaben seiner Schrift gegen die Juden (*De confutatione hebraicae sectae*. Romae 1500. 4. Argentorati 1500. 4.) erwähnt. *Gratia Dei*, zuweilen auch *Gratia Deus* genannt, starb im J. 1341 in dem Dominikanerkloster seiner Vaterstadt *). (Ph. H. Kuhl.)

GRATIADAI (Mariano), gewöhnlich Mariano da Pècia genannt, italienischer Maler der florentinischen Schule aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh., um das Jahr 1520 zu Pècia in Toscana geboren, erlernte seine Kunst bei Ridolfo del Ghirlandajo, einem der besten Meister der genannten Malerschule, und galt als der Lieblingschüler desselben. Dieser bewies sein großes Vertrauen zu ihm auch dadurch, daß er ihm auftrag, in der von ihm mit Brekchen ausgeschmückten Kapelle der Signoria im Palazzo vecchio zu Florenz das Altarbild zu malen. Mariano unterzog sich der ehrenvollen Aufgabe mit großem Eifer und malte eine heilige Familie in grandioschem und doch lieblichem Geschmacke. Raum hatte er aber dieses Werk, das einzige, welches man jetzt noch von ihm kennt, vollendet, als der Tod ihn in seinem 30. Jahre (um 1550) der Kunst entriß. Er hatte auch eine vortheilhafte Manier, grau in grau zu malen, welche er wol noch zu größerer Vollkommenheit gebracht hätte, wenn er nicht zu früh gestorben wäre; an ihm verlor die florentinische Schule überhaupt einen vielerzprechenden Meister †). (Ph. H. Kuhl.)

GRATIANA, eine spätere Stadt (wahrscheinlich von Cäsar Gratianus gegründet oder nach ihm benannt), wird in der Tabula Peutingeriana und von Strabon p. 657 als in der Illyris Barbara oder in Illyricis anibus erwähnt, und zwar westlich von Tiberopolis auf der Straße nach Etruriam. Vergl. *Procopius* II, 19, 3. Böcking zur *Notitia Dignitatum* et *Administrationum* p. 485 hat über die Lage dieser Stadt ausführlicher gehandelt und dieselbe in die Nähe der heutigen Stadt

Alerinacq oder Alerinacq gesetzt. In der *Notitia* werden Auxilium Gratianense und Milites primi Gratianenses erwähnt (p. 99. 105). Auch wird p. 450 eines sthythischen Castells dieses Namens gedacht. (Krause.)

GRATIANI oder GRAZIANI (Bonifazio), italienischer Componist, im J. 1609 zu Marino in der Nähe von Rom geboren, verließ schon früh ein entsehnliches Talent für Musik, welches er sorgfältig auszubilden suchte. Seine Leistungen fanden überall großen Beifall und verschafften ihm die Stelle als Kapellmeister an der Jesuitenfürche zu Rom, welche er viele Jahre bekleidete. Seine Compositionen zur Aufführung in der Kirche sind sehr zahlreich und fanden bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen, waren aber größtentheils erst nach seinem Tode durch die Sorgfalt seines Bruders gedruckt. Die bedeutendsten sind: *Motetti*, libri cinque (Roma 1676. 4.), in welchem Werke man auch vor dem fünften Buche ein Verzeichniß seiner sämtlichen Compositionen (*Opere ecclesiastiche*) findet, sie zerfallen nach der Anzahl der Stimmen in mehrere Abtheilungen, ferner *Salmi* a cinque concertati, libri sei; *La responsori della Settimana Santa*, libri cinque; *Letanie della madonna*, libri cinque; *Salve* et altre Antifone della Madonna, che si cantano dopo il divin' officio; *Antifone per diverse festività dell'anno*; *Sacri concerti*, libri cinque; *Salmi vespertini concertati* a due chori; *La prima muta delle messe*, libri sei; *Inni vespertini* 40 per tutte le principale festività dell'anno; *La seconda muta delle messe*, libri sei und *Musiche sacre* et *morali* a 1, 2, 3 e 4 voci co'l basso per l'organo (Roma 1678. 4.). Außerdem findet man in Italien noch viele ungedruckte Compositionen Gratianis. Er starb im J. 1672 zu Rom *). (Ph. H. Kuhl.)

GRATIANI (Caspar), ein Abenteuerer des 17. Jahrh. und Woywode der Moldau, das Jahr 1680 zu Gradiſta (nicht zu Graß) geboren, stand einige Zeit im Dienste des Herzogs Ferdinand von Graß und ging dann, um sein Glück zu versuchen, nach Constantinopel, wo sich sein Bruder bereits niedergelassen hatte und einen einträglichen Handel mit Edelsteinen trieb. Er nahm Theil an dem Geschäfte und kam auf seinen Reisen auch nach Florenz, wo er dem Großherzog Edelsteine verhandelte. Auf der Rückreise kaufte er zu Livorno und Neapel viele türkische Sklaven, um sie nach ihrer Heimath zurückzubringen und von ihren Anverwandten den Loskaufpreis mit erheblichem Gewinn wieder einzunehmen. Unter diesen losgekauften Sklaven befand sich zuvörderst auch der Vetter eines sehr angesehenen Pascha, durch dessen Vermittelung er nach der Heimkehr mit einflussreichen Staatsmännern des türkischen Reiches bekannt wurde. Er wußte sogar die Gnade des Großsultans zu gewinnen und sich allmählig so beliebt zu machen, daß er zum Begleiter des Gelandten Ahmed Pascha, welcher zur Vermittelung des Friedens mit dem türkischen Kaiser

*) J. Ehard et J. Questf. *Scriptores ord. Praedict.* T. I. p. 567. Gbr. v. Jäger, *Griechen-Versteht.* Bd. II. S. 1138.

†) F. Langi, *Geschichte der Malerei in Italien*, deutsch von J. G. v. Csanab. Bd. I. S. 149. G. R. Nagler, *Kunsthier.* Versteht. Bd. XI. S. 146. *Biographie générale.* Tom. XXI. p. 720.

*) F. J. Fetis, *Biographie universelle des Musiciens*, nouv. éd. Tom. IV. p. 87 seq. *Universal-Versteht.* der Kunst von Jul. Schladbach und Gb. Bernsdorf. Bd. II. S. 229.

Matthias nach Wien gehen mußte, bestimmt wurde. Er war überhaupt der erste Christ, welchen die Porte mit einer diplomatischen Mission betraute. Da aber die Eupulationen des am 14. Juli 1615 abgeschlossenen Friedens alsbald wieder umgangen wurden, so mußte sich schon im folgenden Jahre Hermann von Gernin, der Stadthauptmann von Prag, als kaiserlicher Botschafter nach Constantinopel begeben, fand aber in Folge seines unfluges Benehmens bei seinem Einzuge wenig Gehör. Sein Empfang war zwar, als er am 4. Sept. 1616 zur Audienz bei dem Großherrn zugelassen wurde, feierlich und glänzend, aber kalt und unfreundlich. Nur der am Hofe beliebte Gratiiani, welcher in Begleitung des Gesandten mit nach Constantinopel zurückgekehrt war, durfte dabei das Wort führen. Dieser gelangte durch die Geschicklichkeit, womit er die Verhandlungen nach dem Willen des Großsultans und zum Vortheil der Porte zu lenken wußte, zu solchem Ansehen, daß er, obgleich er sich noch zum christlichen Glauben bekannte, gegen den Willen und zu nicht geringem Aerger der rechthgläubigen Türken zum Herzog von Karos und Karos ernannt und noch einmal zur Erwidrerung der Gesandtschaft Gernin's als Großbotschafter nach Wien geschickt wurde. Nach seiner Zurückkunft nach Constantinopel brachte er, nachdem er lange Zeit vergebens um die Hand der Tochter des ersten venetianischen Dolmetschers Borelli geworden hatte, diese Heirath durch die Verwenbung des englischen Botschafters zu Stande; doch mag zur Verwickelung dieses Wunsches seine Ernennung zum Fürken der Moldau, wofür sich auch der kaiserliche Gesandte bemühte, beigetragen haben. Das seltsame Glück hatte Gratiiani übermüthig gemacht und sein Streben ging nach nichts Geringerem, als sich zum erblichen Beherrscher der Moldau zu machen. Da indessen dieser Plan nicht durch die Türken zu verwirklichen war, so sann er auf andere zur Erreichung seines Zwecks dienende Verbindungen und seine Blicke wandten sich vorzugsweise nach Polen. Er trug zwar im J. 1619 noch viel dazu bei, die zwischen Polen und der Türkei entstandenen Mißverständnisse auszugleichen und den Frieden herzustellen, wurde aber selbst im folgenden Jahre (1620) die nächste Veranlassung zum Wiederausbruch des Krieges. Er glaubte sich mit Polen dadurch auf guten Fuß setzen zu können, daß er die Despeschen, welche Bethlen Gabör, der Fürk von Siebenbürgen, wiederholt nach Constantinopel abgehen ließ und worin dieser über fortwährende Uebergriffe der mit den Kosaken verbundenen polnischen Freireiter bittere Klage führte, unterwegs ausfallen ließ und dem Könige von Polen zuflachte. Die Sache wurde jedoch bald entdeckt und Bethlen schwur Gratiiani Rache und Tod. Dieser brachte es auch durch seine Freundschaft bei der Porte ohne große Mühe dahin, daß Gratiiani ohne Weiteres abgesetzt und an seiner Stelle Alexander, der Woywode der Walachei, auch zum Woywoden der Moldau ernannt wurde. Gratiiani dachte aber nicht daran, seine Herrschaft so schnell aufzugeben, sondern griff zu den Waffen und rief die Polen zu Hülfe. Diese waren auch zu dieser schnell bereit und schickten ein Hülfscoörps von mehr als

50,000 Mann, welches in der Nähe von Jassy Lager schlug. Gegen sie wurde sofort ein türkisches Heer aufgeboden, welches durch Tatarenstämme verstärkt, mehr als 100,000 Streiter gezählt haben soll, und unter dem Oberbefehle Isenderpascha's, Statthalters von Desafow, des ehemaligen Gönners Gratiiani's, über den Bruch geschickt, um die Polen aus der Moldau hinauszumwerfen. Nach mehreren Märschen kam es am 20. Sept. 1620 bei Jassy zu einer Hauptschlacht, in welcher von beiden Seiten mit Erbitterung gekämpft wurde und besonders durch die wüthenden Angriffe der Tartaren über 10,000 Polen auf dem Kampfsplatz blieben. Die Gefangenen wurden schonungslos vor dem Zeite des türkischen Befehls habers aufgenüpft. Gratiiani hatte die Flucht gegriffen; Botschafter, sein Minister, war in die Hände des Feindes gefallen. Der polnische Heerführer, welcher mit dem Reste seines Heeres sich in sein Lager zurückgezogen hatte, suchte Unterhandlungen mit Isenderpascha anzuknüpfen, diese scheiterten aber an dem hartnäckigen Widerstande der Tartarenführer, welche auf die Vernichtung des Feindes drangen, für welchen es kein auberes Wort gebe, als die Schneide des Säbels. Die polnischen Unterhändler wurden also, nachdem man vor ihren Augen Botschafter gespießt hatte, in Fesseln geschlagen und der Kampf begann von Neuem. Die Tartaren brachen in das Lager der Polen ein, welche nun den Rückzug antraten, aber auf demselben beschnüßig von der türkischen Reiterei verfolgt und angegriffen wurden. Viele von ihnen geriethen in Gefangenschaft und in die Sklaverei und als sie endlich nach fortwährenden Gefechten, welche 17 Tage dauerten, den Niederst erreichten, entstand bei dem Uebergange, welchen die Reiterei zurütr antreten wollte, Streit zwischen dieser und dem Fußvolke und eine große Verwirrung. Die Tartaren machten, diese benutzend, noch einmal einen wüthenden Angriff, durch welchen die Niederlage der Polen allgemein wurde, so daß nur wenige durch die Flucht dem Verderben entgehen konnten und eine unermessliche Beute den Siegern in die Hände fiel. Stanislaus, der Feldherr der Polen, kam in diesem Gefechte um und die Köpfe mehrerer polnischen Heerführer wurden zugleich mit einer Anzahl Gefangener oder Gerstakt als Trophäen dieses Feldzuges nach Constantinopel geschickt. Gratiiani wurde auf der Flucht in einer Bauernhütte, wo er sich verbergen wollte, von dem Wirthe oder nach anderer Erzählung von seinem Kammerdiener, der nach den mitleidigstehenden Kostbarkeiten lüstern war, getödtet und sein Kopf seinem Nachfolger Alexander überbracht. Gratiiani war ein Wende oder Kroat und unterrichtete sich auf Actenkenntnis mit türkischen Buchstaben Horvath, was ebenso wol Chirvat (Kroate) gelesen werden kann. Sein Siegel zeigte fünf Thürme mit den Buchstaben C. G. D. G. Er wird von Zeugnissen, welche ihn näher kannten, und besonders von venetianischen Staatsmännern, welche mit ihm in Constantinopel in nähere Berührung kamen, als ein ebenso geistiger als überlicher Mensch geschildert und Niemand betäubte sich über das Schicksal, das ihn so unerwartet und so schnell ereilte?). (Ph. H. Kieß.)

*) Bregl. J. v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches.

GRATIANO (Giulio Cornelio), italienischer Dichter und Maler, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. zu Treviso im Venezianischen geboren, von dessen Lebensverhältnissen man aber nichts Näheres weiß, da er weder in der Poesie noch in der Kunst durch ungewöhnliche Leistungen hervortrat. Das Anekdoten an ihn hat sich nur durch sein zu dem Sagenkreise Karl's des Großen gehörendes Gedicht „Orlando“ in acht Büchern oder Gesängen und in Citate Rime erhalten. Obwohl es wenige Spuren von wirkl. Poesie zeigt und uns jezt unerträglich langweilig erscheint, so muß es doch bei den Zeitgenossen des Dichters Beifall gefunden haben, da der erste, jezt seltenen Ausgabe (Vi Orlando santo vita et morte con venti mila cristiani uccisi in Roncisvalle, cavata del Catalogo de'santi libri VIII. Trevigi 1597. 12.) noch zwei andere Ausgaben (Venezia 1609. 12. Ibid. 1639. 12.) folgten. Alle erschienen erst nach dem Tode Gratiano's, welcher im J. 1594 starb *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRATIANOPOLIS, eine vom Kaiser Gratianus gegründete Stadt in Gallien, welche entweder zum Gebiete der Allobroger oder zu dem der Trifoliner oder dem der Vocontiner gehört hat. Diefelbe soll die heutige Stadt Grenoble sein. Auch hat man angenommen, daß der frühere Name des Ortes Gularo oder Galatona gewesen sei. Da dieser Name jedoch noch in der Tabula Peutingeriana und in der Notitia dignitatum imperii vorkommt, als Gratianopolis längst erlosche, so find wol beide von einander zu unterscheiden. Wäre Gratianopolis nur eine neue Colonie des alten Gularo gewesen, so lag dieselbe am Flusse Isara, gegenwärtig Isère (*Cicero ad fam. X, 21*) und gehörte zum Gebiete der Allobroger. Augustinus (*De civitate dei XXI, 7*) hat eine Quelle bei Gratianopolis erwähnt, welche die Fähigkeit gehabt habe, brennende Fackeln auszulöschen und nicht brennende anzujünden. Der Name Gratianopolis kommt zuerst 381 n. Chr. in den Unterschriften des Concils von Auxilia vor. Vergl. auch Inschr. Gruteri 167, 2. Orrelli, Inschr. Lat. vol. N. 1052. Vergl. Böcking, Annotationes ad Notitiam dignitatum in partibus Occident. p. 1016. 1018. 1020.

(Krause.)

GRATIANUS (Römer), der Ältere, war ein panonischer Römer, der der Ähnherr mehrerer namhaften Imperatoren des 4. Jahrh. n. Chr. werden sollte. Gratianus lebte zuerst (angehend gegen Ende des 3. Jahrh. n. Chr.) in höchst untergeordneten Verhältnissen zu Ebalis (in dem Uferlande der Save und untern Drau, nur wenige Stunden von der Donau entfernt) im südöstlichen Pannonien. Als junger Mensch berühmt durch seine ganz außerordentliche Körperstärke, versuchte er dann sein Glück als Soldat und erreichte, Dank seiner Kraft, seiner Tapferkeit und Gewandtheit, auf diesem Wege sehr be-

deutende Erfolge. Er schwang sich allmählig bis zum Range eines Obersten, dann bis zu der wichtigen Eidelung eines comes (Militaigouverneur) der Provinz Afrika empor. In dieser Zeit seines Lebens aber zog er sich den Verdacht zu, schwere Unterschleife verübt zu haben, und wurde deshalb seines Amtes entsezt. Erst nach längerer Zeit kam er wieder zu öffentlicher Thätigkeit, und zwar dann er dann, abermals als comes, in Britannien, wo er auch seine militärische Laufbahn beschloß. Nach ehrenvoller Entlassung aus dem Kriegsdienste zog er sich nach seiner Heimath zurück; seine letzten Jahre blieben aber nicht ungetrübt. Denn im J. 381 n. Chr. wurde bekanntlich der große Thronkrieg zwischen dem Kaiser Konstantius und dem Usurpator Magnentius in dem südlichen Pannonien ausgefochten. Nach des Magnentius Niederlage bei Muris conscribte Konstantius einen Theil der Güter des alten Gratianus, weil der letztere angeblich den besiegten Usurpator begünstigt hatte (*Ammian. Marcellin. XXX, 7, 2* seqq. Vergl. *Le Beau, Histoire du Bas-Empire*, ed. 1. Tom. IV. p. 8 seq. Gibbon, Geschichte des Verfalls und Unterganges des römischen Weltreichs; teutsche Uebersetzung von J. Sporck. S. 784. v. Wieser'sche, Geschichte der Völkerverwanderung. Bd. III. S. 391). Das Geschick war aber dem Hause dieses alten Herrführers nur eben vorübergehend feindlich; denn schon im J. 364 n. Chr. bestiegen Gratian's Söhne Hl. Valentinianus I. und Valens den römischen Kaiserthron; es ist dann Valentinian's ältester Sohn, wie der Großvater Gratianus genannt, mit dem wir uns nun ausführlicher zu beschäftigen haben.

Gratianus, der jüngere (römische Kaiser). Dieser Gratianus war, wie eben bemerkt wurde, der älteste Sohn des Kaisers Valentinianus I. (364—375 n. Chr.), den dem letzteren seine erste Gemahlin, die Severa, am 18. April (nach Joatius) oder am 23. Mai (nach dem Chronicon Paschale) des Jahres 359 n. Chr. zu Eirmium (bei dem jezigen Nitrovis) in Pannonien geboren hatte. (Vergl. *Le Beau l. l. Tom. IV. p. 364 n. 362. Wieser'sche a. a. D. Bd. IV. S. 114*.) Gratianus war nur erst wenig über acht Jahre alt, als ihn sein Vater Valentinian, den eine heftige Erkrankung an die Nothwendigkeit genöthigt hatte, bei Zeiten für das Interesse seiner Dynastie zu sorgen, am 24. Aug. des J. 367 n. Chr. in der Laubhaft der Ambiani (bei dem jezigen Amiens) zu seinem „Mitregenten“ erhob, ihn mit dem Titel „Augustus“ mit dem Diadem und den übrigen Attributen der kaiserlichen Würde schmückte und in feierlicher Versammlung den jüdischen jüdischenden Truppen vorstellte. Seitdem wurde der Name des Gratianus der Namen seines Vaters und seines Oheims, der Kaiser des Westens und des Ostens, bei allen geseglichen Kundmachungen des Reiches hinzugefügt. (*Ammian. XXVII, 6. Vergl. Le Beau p. 117 seq. Gibbon S. 333. Wieser'sche a. a. D. Bd. III. S. 397*.) Valentinian wünschte aber seinen Sohn noch anders zu ehren; und so verlobte er ihn denn (Gratian stand in seinem 16. Lebensjahre) im J. 374 mit einem

Bd. IV. (Paris 1829. 8.) S. 467 fg. Joh. Willh. Bialstein, Geschichte des Römischen Reichs in Europa. Bd. III. (Weitz 1826. 8.) S. 704 fg.

*) *Quadrio, Storia e ragione d'ogni Poesia. Tom. IV. p. 174. P. L. Ginguené, Histoire littéraire d'Italie. (Paris 1824. 8.) T. IV. p. 681.*

jungen Mädchen vom höchsten Range, nämlich mit der Prinzessin Constantia, einer nachgelassenen (und nach des Vaters Tode geborenen) Tochter des Kaisers Constantius, mit deren Mutter Faustina sich dieser Kaiser in dritter Ehe im J. 361 vermaählt hatte. Constantia war im J. 374 erst zwölf Jahre alt; sie entging in diesem Jahre in Pannonien, auf der Reise nach Gallien zu ihrem Verlobten, nur mit Mühe der Gefahr, in die Gefangenschaft der Quaden zu fallen, die sich damals gegen die Römer erhoben hatten. (Ammian. XXIX, 6, 7. Vergl. *Le Beau* p. 342. 365. Gibbon S. 830 fg. Wietersheim Bd. III. S. 410 fg.)

Bekanntlich starb Kaiser Valentinian während des Feldzugs, den er gegen die Quaden unternahm, am 17. Nov. 375 zu Bregetio (in der Nähe des jetzigen Komorn) in Pannonien. Und damit beginnt nun die Regierung seines Sohnes Gratianus. Freilich machte der junge Prinz gleich zu Anfang eine bittere Erfahrung. Er war nämlich damals in Trier zurückgeblieben; und so fanden einige intrigante Männer bei der in Pannonien beschaffigten Armee bequeme Gelegenheit, die Reubefugung des Thrones im abendländischen Römerreiche etwas anders zu ordnen, als es im Willen des Valentinian gelegen hatte. Es gab nämlich außer Gratian noch andere Kinder des Valentinian; der verstorbene Imperator hatte seine erste Gemahlin, die Kaiserin Severa, im J. 368 verlassen und bald nachher die schöne Jullianerin Jufina geheiratet, die ihm dann einen Sohn und drei Töchter gebar. Jufina's Sohn, Valentinian genannt, war bei des Kaisers Tode nur erst vier Jahre alt; es lag damit für die ehrgeizigen Hosiinge die Versuchung nahe, im Interesse ihrer persönlichen Macht ein unmündiges Kind auf den Thron zu erheben. Und wirklich brachten es der Oberkammerherr Cerealis, Jufina's Bruder, und der Heermeister Merobaudes (Zosim. IV, 17) dahin, daß der junge Sohn der Jufina als Valentinian II. neben seinem ältern Stiefbruder zum Augustus des Abendlandes erhoben wurde. Es war dieses offenbar ein Eingriff in Gratian's Rechte; und wäre Gratian ein Mann von überlegendem herrschaftlichen oder gewaltsamen Reizungen gewesen, so ständen dem Reiche schwere Unruhen, vielleicht gar, wie man schon so oft es erlebt, ein neuer Bürgerkrieg bevor. Glücklicherweise aber war der damals 16½-jährige Gratian zu milde oder zu klug, um sich auf solches Beginnen einzulassen. Er erklärte sich sofort bereit, in brüderlicher Liebe die Erhebung seines kleinen Stiefbruders anzuerkennen, und daß auch, so lange er lebe, sein Bruder undauerdend seine Liebe und treue Pflege geniesse. Hat'schaltich aberwoh den doch Gratian's Einfluß im ganzen Westreiche; (nominell sollte aber nach einigen Angaben [vergl. Zosim. IV, 19] Valentinian II. über das südliche Italien, über Asien und Afrika gebieten) und mit seiner Mutter Jufina zu Mailand residiren, während Gratian sich die unmittelbare Verwaltung der gallischen Präfectur mit ihren Schwierigkeiten und von den Germanen so viel gefährdeten Grenzprovinzen vorbehielt und regelmäßig in Gallien verweilte. (Ammian. XXX, 10.

Vergl. *Le Beau* p. 166 seq. 362 — 365. Tillemont, Hist. des Empereurs. Tom. V. p. 707 — 709. Gibbon S. 833 fg. Wietersheim Bd. III. S. 412 fg. IV. S. 93.)

Der jugendliche Kaiser Gratianus wurde bei seinem Regierungsantritt von dem Volke wie von den Truppen mit sehr günstigen Erwartungen begrüßt. Der junge Fürst war eine durchaus liebenswürdige Persönlichkeit; sein ganzes Wesen war anmuthig, sein Aussehen bescheiden und leutselig, seine Sitten mäßig, ernst und streng, seine Natur — anders als man es bei seinem tüchtigen, aber entsetzlich strengen und lebensschäftlichen Vater gewohnt gewesen — zur Milde gewandt. Damit verband Gratianus eine nicht geringe geistige Begabung. Wie dem Römer, namentlich den Renschen aus dem fernhaften Stamme der pannonischen Provinzial-Römer, angeborene militärische Anlage hatte er unter Leitung seines kriegerischen Vaters schon in früher Jugend schulen und ausbilden können, dem er unter Anderem schon im J. 368 in den Krieg gegen die Alamannen, zu der Siegeschlacht von Solicinium (dem jetzigen Sulz bei Rothweil) am Neckar folgte. Daneben aber hatte Kaiser Valentinian I., der für seine eigene Person heiss ein raues Kriegerleben geführt hatte, mit dem höchsten Eifer dafür gesorgt, die reichen Talente seines Sohnes tüchtig auszubilden zu lassen. Namentlich der berühmte Rhetor Decimus Magnus Ausonius aus Burdigala, jetzt Bordeaux (309 — 392 n. Chr.), der Sohn von Valentinian's Leibarzt Julius Ausonius, der namhafteste Dichter jener Zeit, hatte Gratian's Erziehung geleitet. Gratian war denn auch im Besig schöner wissenschaftlicher Kenntnisse und verstand es recht wohl, in gutgelegter Rede zu sprechen; auch rhetorischen und poetischen Unterhaltungen war er nicht fremd geblieben, — Dinge, die allerdings bald hinter seiner Liebhaberei für die Jagd und ähnliche Vergnügungen zurücktreten sollten. (Ammian. XXXI, 10, 18. cf. Vict. Epit. c. 45. 47. Ambros. in Orat. de obitu Valentin. sub fin. Vergl. *Le Beau* p. 365 seq. Gibbon S. 887. Wietersheim Bd. III. S. 398. 400. IV. S. 92 fg. 127 fg. Bernhardt, Röm. Literatur. S. 574 fg.)

Die guten Erwartungen, die man von dem jungen Fürsten hegte, gingen auch wirklich mehrfach in Erfüllung. Jener Charakter barbarischer Härte, der die Regierung des sonst vielfach verdienten Valentinian I. bezeichnete, begann zu schwinden; der mildere Sohn bemühte sich, da, wo sein Vorgänger schroff und hart gewesen war, mäßiger aufzutreten; manche Verbannete erhielten die Erlaubnis zur Rückkehr, namentlich auch wurde die Mutter des Kaisers, Severa, an den Hof zurückberufen; ungerecht Angeklagte erhielten die Freiheit, ungerecht Verurtheilte ihre Güter zurück (vergl. *Le Beau* p. 367 seq.). Es wurde mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen, daß der junge Kaiser den verruchten Maximian, einen Mann carpsischer Abkunft aus Eponä in der pannonischen Provinz Baieria (wo Kaiser Diocletian einst eine Cedar besessener Carpen angekauft hatte), der unter Valentinian I. in Rom zuerst praefectus annonae,

nachher praefectus urbi (bei Nicarius) und endlich prätorianischer Präfect der Praefectura Gallien gewesen war und wahrhaft schauerhaft gemüthet hatte, und der nun auch dem jungen Kaiser durch Annäherung zu impetren suchte, bald nach seinem Regierungsantritt (im J. 376) seines Amtes entsetzte; auf die Anklage des römischen Senats wurde Maximin dann noch zum Tode verurtheilt und hingerichtet, ein Schicksal, das auch zwei seiner Beamten, die in seinem Dienst schwer compromittirten Simplicius und Verusplanus, traf. (Ammian. XXVIII. c. 1 und XXIX. c. 2, 22 seq. Symmach. Orat. X. or. 2, und orat. inedit. durch Angel. Mai. Mailand 1815. Orat. pro patre p. 44 u. 45. Vergl. Le Beau p. 371 seq. Wietersheim' Bd. III. S. 419 fg. Bd. IV. S. 93.) Noch aber war Gratianus zu jung, um überall selbstständig und überall mit wahrer Einsicht aufzutreten; so konnte es geschehen, daß unter Zustimmung dieses wohlmeinenden Fürsten gleich bei dem Beginn seiner Regierung einer der besten und verdienstlichsten Männer des Reiches, der ältere Theodosius — jener ausgezeichnete spanische Herrmeister, der zuletzt noch (373 — 375 n. Chr.) in Afrika die gefährliche Empörung des mauritanischen Fürsten Gennus niedergeworfen hatte —, von seinen Knechten bei dem jungen Kaiser schändlich verlaundet, wegen fälschlich ihm zugeschriebener hochverrätherischen Absichten zu Carthago (im J. 376) enthauptet wurde. (Ammian. XXIX. 4 seq. Orosius VII. c. 33. p. 551. 552. Hieronym. Chron. p. 187. Vergl. Gibbon S. 820. Le Beau p. 368 seq. Wietersheim Bd. IV. S. 93.)

Zum Glück für das Reich wiederholten sich so schauerhafte Scenen denn doch nicht. Und abgesehen von seiner mehrfach verdienstlichen legislativen Thätigkeit (vergl. Le Beau IV. p. 43 und 373 seq. V. p. 91 seq.) — seine kirchliche Stellung besprechen wir unten —, sollte er wenige Jahre nach Antritt seiner Regierung Gelegenheit finden zu beweisen, daß die kriegerische Thätigkeit seit seines Vaters sich auf ihn vererbt hatte. Bekanntlich war das östliche Reich unter Gratian's Oheim Valens, waren namentlich die Randprovinzen zwischen der untern Donau, dem schwarzen Meere und dem ägäischen Meere seit dem J. 376 n. Chr. durch die Westgothen sehr schwer bedrängt; schon im J. 377 hatte sich Gratian genöthigt gesehen, unter den Generalen Richomer und Fligerid Hülfstruppen nach den ostromischen Donauprovinzen abzuschicken. (Ammian. XXXI, 7, 3 seq. und 8, 2; 9, 1 seq.; vergl. R. Pallmann, Gesch. der Völkerwanderung S. 125 — 129. Wietersheim Bd. IV. S. 81 — 84. 509.) Nun sollte im J. 378 der Hauptschlag gegen die Gothen geführt werden, zu dem sich Gratian selbst an der Spitze eines bedeutenden Heeres mit Kaiser Valens in Thracien zu vereinigen gedachte. Ehe er aber die Grenze seines Reiches überschreiten konnte, sah er sich an seiner elgigen Rheinlinie unerwartet in einen ungemessen blutigen Krieg verwickelt. Mit Recht hat v. Wietersheim, der in seiner Geschichte der Völkerwanderung "Aber das Wesen und die Natur der germanischen Kriege gegen das alternde Römerreich so

seine Beobachtungen anstellt, Bd. IV. S. 94 bemerkt, daß seit dem Tode des Alexander Severus jeder Sturm im Osten sehr bald seinen Rückschlag im Westen fand; noch mehr, auch bei dieser Gelegenheit zeigte es sich wieder, wie gefährlich den Römern die nun schon seit vielen Jahrzehnten immer allgemeiner angenommene Praxis, ihre Heere mit germanischen Kriegern zu füllen, werden konnte. Unter den "Scutariern" der kaiserlichen Palastgarde Gratian's nämlich diente damals ein deutscher Soldat, der zu dem Stamme der sogenannten Lenzienses, d. i. der linguar Alamannen, gehörte. Dieser Soldat hatte sehr Urtand genommen und in der Heimath seinen Knechtsleuten erzählt, in welche Noth das thraische Land durch die Gothen versetzt sei, wie auch, daß Gratian demnach die Masse seiner Truppen nach Thracien führen werde. Bei solchen Nachrichten erwachte sofort die alamannische Rand- und Kriegslust. Zwar hatten die Alamannen noch im J. 374 mit Valentinian I. Frieden und Freundschaft geschlossen; trotzdem brachen nun im Februar 378 räuberische Schwärme aus dem Lingan (nördlich und westlich von dem jetzigen Bodensee) aus, überschritten (nach Wietersheim's Annahme, "wahrscheinlich unterhalb Schaffhausen") den eingefrorenen Rhein, wurden aber hier von den römischen Grenztruppen, Kelten und sogenannten "Betalanten", mit Energie zurückgeworfen. Dadurch aber wurde der Muth der Alamannen nicht gebrochen. Als sie, nicht im Frühling des Jahres 378, erfuhren, daß ein sehr bedeutender Theil der in Gallien stehenden Truppen nach den illyrischen Provinzen abmarschirt war, da sammelte sich der ganze Heerhaufen des Lingan, 40,000 Mann, überschritt unter dem Herzoge Priarius den Rhein und brach (wahrscheinlich) in den jetzigen Burgau ein, um sich vertheilend rheinabwärts auszubreiten. Auf diese böse Kunde gebot Gratianus, der sich allem Anschein nach bei den nach der untern Donau marschirenden Truppen befand, den letztern Jast, führte sie dann in Eilmärschen nach der Schwyz zurück. Gleichzeitig erhielten Mellobaudes, ein fränkischer Fürst und römischer General, und der comes Annianus den Befehl, die in Gallien zurückgelassenen Truppen schnell zusammenzurufen und nach dem Oberrhein aufzubrechen. Diese Maßregel hatte vollständigen Erfolg. Die Alamannen waren auf dem linken Rheinufer allmählig bis nach Argentaria (im jetzigen südbahen Elsaß, in der Gegend des jetzigen Colmar ober Neu-Breisach) vorgegangen; jetzt wählten sich ihnen die Heere der Römer entgegen. Insest (im Mai des Jahres 378) griffen die Truppen der Generale Annianus und Mellobaudes die Alamannen an; die große Schlacht wurde mit einem Schützengesteck eröffnet, bald aber wichen die Römer, denen die Zahl der Gegner zu groß wurde, aus der Ebene etwas zurück und nahmen in den waldd bedeckten Vorhöben der Bogen eine gedehnte Stellung, wo sie den Kampf mit Energie, aber vertheilungsgewisse, fortsetzten. Endlich aber erschien zu guter Stunde Gratian selbst mit seinem Heere im Rücken der Alamannen; das entschied die Schlacht zur völligen Niederlage der letztern. Bald mußte Herzog Priarius die

Flucht ergreifen; energisch verfolgt, wurden die Alamannen in einer Reihe von Kämpfungsgefechten dermaßen zusammengebrochen, daß nur 5000 Mann dem Verderben entrannten; Priarins selbst war gefallen. Gratian drängte den abziehenden Alamannen aber noch weiter nach. Er hatte sie bis zur Grenze ihres Gebietes rheinaufwärts verfolgt; zur Vollendung seines Sieges legte er endlich über den Rhein, drang in die Gegend des Ringgades ein, folgte den Alamannen, die sich mit Weib und Kind und ihrer ganzen Habe auf schwer jugendliche Gebirgsböden des Schwarzwaldes (nach Wietershelm im jetzigen Hürtenerbürgen) zurückgezogen hatten. Gratian forderte aus jeder seiner Legionen je 500 Mann der tapfersten Krieger aus und stürmte mit ihnen von Mittag bis zum Abend gegen die von den Teutischen besetzten Höhen. Die Günst der Vertheidigung unterstützte aber diesmal die mit vorwieselter Tapferkeit kämpfenden Alamannen, die gewaltige Steinmassen gegen die Römer schleuderten, so entschieden, daß Gratian an diesem Tage keine Erfolge erreichte. Bereits neigte sich der römische Kriegsrath zu der Meinung, die Alamannen lieber zu bloßiren und auszuhungern; da bemerkte man, daß letztere ihre Stellung verlassen und noch höhere Punkte in der Nähe besetzten. Und nun eilte Gratian in seinem frischen Kriegsmuth, ihnen dahin nachzudringen und die Bahnen zu dieser neuen Stellung sich zu brechen. Diese Energie trieb die Alamannen zur Ergebung; sie unterwarfen sich dem Kaiser und erhielten freien Abzug unter der Bedingung, daß ihre kriegerische junge Mannschaft im römischen Heere Kriegsdienst nehmen sollte. (*Ammian. XXXI, 10, 1—17. Hieronym. Chron. ann. 378. Viet. Epit. c. 47. Orosius VII. c. 33. p. 562. Vergl. Gibbon S. 866. Le Beau p. 425 seq. Wietershelm Op. IV. S. 94—97. 510 fg.*)

Kunmehr zog Gratian, nach Hinrichtung jenes verrätherischen Eutalaris, ohne Aufenthalt über Arbor felix (jetzt Arbon im Thurgau) wieder ostwärts, passirte Lauriacum (jetzt Lorch bei Enns) in Noricum und wandte sich, einige Zeit lang mit Benutzung der römischen Donaustrotte, südostwärts nach der Gegend von Eirunum, um seinem Oheim zu Hülfe zu ziehen, dem er schon vorher den trefflichen General Sebastianus überlassen hatte; die Verbindung zwischen den pannonischen Rändern und dem thrakischen Kriegsschauplatz hatte inzwischen der tüchtige Fregider (damals durch den General Maurus ersetzt) durch starke Besetzung und Besetzung der höchst wichtigen Pässe von Succl (zwischen dem jetzigen Sofia und Philippopol) offen erhalten. (*Ammian. XXXI, 10, 20 seq.; 11, 6. Wietershelm IV. S. 97. 83. 84 fg. Pallmann S. 129 fg. 132.*) Gratian rechnete auf einen glänzenden Sieg über die Gothen; dies aber war ihm nicht beschieden, — nicht durch seine Schuld. Valens hatte bald genug die Nachrichten von seines Neffen großem Alamannensiege erhalten; und als er dann, zu Anfang August des Jahres 378, schon bei Adrianopol stand, kam bei ihm Gratian's General Richomer an mit der Botschaft, Gratian, der bereits Martis castra (im jetzigen Bulgarien) erreicht

hatte, sei nur noch etwa 50 Meilen entfernt; er bat dringend, die Verdingung mit den abendländischen Truppen abzuwarten. Da war es denn der unglückliche Rath des verwegenen Sebastian und die Eifersucht des Valens auf seinen Neffen, was den Kaiser des Othens bestimmte, vor Gratian's Ankunft loszuziehen; und so wurde denn am 9. Aug. die große Schlacht bei Adrianopol geschlagen, in welcher die östlichen Römer gänzlich geschlagen wurden und Valens selbst seinen Tod fand! Dem Kaiser Gratian, der zur Zeit dieser Schlacht wahrscheinlich schon bei Sardia (jetzt Sofia) stand, blieb zunächst Nichts übrig, als die Reste des bei Adrianopol geschlagenen Heeres an sich zu ziehen; mit seinen eigenen Truppen aber allein den Kampf mit den Gothen aufzunehmen, war offenbar unthunlich; so zog sich Gratianus vorläufig nach Eirunum zurück, wo er sich noch zu Anfang des Jahres 379 n. Chr. aufhielt. (*Ammian. XXXI, 12, 1—7. Zosim. IV, 24. Wietershelm S. 84—92. 113 fg. Pallmann S. 133—139. Gibbon S. 868 fg. Le Beau p. 430—464.*) Der Tod des Valens machte den Gratian nun auch zum Kaiser des Othens; Gratian aber, damals nur erst 19½ Jahre alt, war viel zu verständig, um daran zu denken, diese fürstliche Erbschaft anzutreten und auch nur den Versuch zu wagen, neben der Regierung des ohnehin schon Jahr für Jahr mühsam zu vertheidigenden Westens auch noch den Schwanz des schwer bedrängten Othens als Alleinherrscher in seine Hand zu nehmen. Und so entschloß er sich denn zu dem schweren Schritte, sich vor einem Manne zu demüthigen, den er selbst vor wenigen Jahren blutig verlegt hatte. Es war dieses der Spanier Theodosius der jüngere, dessen Vater (s. oben) im J. 376 in Carthago den Genetrix gefunden hatte. Theodosius, schon damals ein berühmter Feldherr, hatte seit dem Tode seines Vaters als Privatmann auf seinen spanischen Gütern gelebt; der tüchtigste Mann in dem ganzen Reiche, wurde er im 33. Lebensjahre jetzt auf den Thron berufen und am 19. Jan. 379 zu Eirunum von Gratian mit dem Purpur besetzt und zum Augustus und Kaiser erhoben; der Orient, Thracien und die ganze östliche Praefectura Illiricum mit den Diöcesen Dacien und Makedonien wurden ihm überwiefen. (*Viet. Epit. 47, 3. Idar. Chron. Marcell. Chron. Zosim. IV, 24. Vergl. Le Beau III. p. 464—474. Tillemont, Hist. des Emp. V. p. 716 seq. Gibbon S. 876 fg. Wietershelm Bd. IV. S. 114. Pallmann S. 139 fg.*)

Seit dieser Zeit ist Gratian's Geschichte nicht mehr reich an namhaften Ereignissen. Er ist im J. 379 (vergl. Tillemont V, 1. art. 11) im Sommer über Aquileja nach Gallien zurückgekehrt, hat aber dann noch immer, sowohl durch seine Generale, wie persönlich und persönlich, den Kaiser Theodosius in dem Kampfe gegen die Gothen ernsthaft unterstützt, jedoch endlich im J. 380 mit diesem Volke Frieden geschlossen werden konnte; in dieser Zeit wurden übrigens unter Anderem durch Gratian ostgothische Scharen dadurch zum Frieden bestimmt, daß er ihnen einen Strich in dem südlichen Pannonien und dem anschließenden Moesien als Föderatland über-

vies. (Jornand. c. 27. 28. Zozim. IV, 34. Marcellin. Com. 427. Ronc. II, 282. Vergl. Balmann S. 139—144. Köpfer, Die Anfänge des Königthums bei den Gothen S. 116. Wietersheim S. 124 fg. 118—121. 521 fg.)

Die wichtigsten Dinge, die von der nur noch kurzen Regierung Gratian's bekannt sind, betreffen seine kirchliche Stellung. Gratian war ein durchaus frommer, rechtgläubiger Katholik und mit seinem berühmten Zeitgenossen, dem gewaltigen Bischof Ambrosius von Mailand, den er sogar zur Absingung der Schriften des Ido und des sancto spiritus veranlaßte (Bernhardy, Röm. Lit. S. 797), nahe befreundet; jeder aber folgte der junge Fürst nicht den tolerantten Grundregeln seines Vaters, sondern ließ eine starke Neigung, wenn auch nicht zu harter Verfolgung andersgläubiger christlicher Religionsgenossenschaften, so doch zu einer gewissen Unablässigkeit vorwalten, — eine Haltung, die leider bei der Strömung seines Jahrhunderts nur allzu erklärlich ist und mit der Gratianus unter den späteren Kaisern Roms keineswegs allein steht. Neben der vielfach verdienstlichen Gesetzgebung Gratian's gehen eben eine ganze Menge von Gesetzen hin, die in höchst Schroffer Weise die Religionsübung verschiedener christlicher Sekten, wie die Donatisten und Priscillianer, beschränken und hart bestrafen; gegen die Arianer trat Gratianus erst nach dem Tode seines Onkels Valens, des fanatischen Arianers, auf; in dieser Beziehung bewährte er sich (zur Zeit vor des Theodosius Berufung) hauptsächlich, die durch die Arianer unter Valens verdrängten Katholiken zu rehabilitiren; und nachher rangen seine Stiefmutter, die Arianische Justina, und Bischof Ambrosius beständig mit einander, um den jungen Kaiser für ihre verschiedenen Glaubensgenossen zu stimmen. (Vergl. *Le Beau* IV. p. 368. 373 seq. 466 seq. V. p. 164. 15 seq. 35 seq. *Tillemont* V. p. 158 seq.)

Biel bedeutender tritt indessen, nachmals höchst lebhaft durch Theodosius I. unterstützt, die Parteinahme des Kaisers gegen die Reste des antiken Heidenthums hervor, wo Ambrosius' Einfluß ganz besonders bemerkbar wird. In dem westlichen Reiche war Rom noch immer eine Hauptburg des Heidenthums; und gerade in den höchsten Schichten der Gesellschaft hatten sich noch manche Bräuche erhalten, die mit uralten Formen der römischen Politik und Religion eng verbunden waren. Gegen diese Formen führte Gratianus mehrere vernichtende Schläge. Er zuerst war es, der im J. 382 es ablehnte, mit seiner kaiserlichen Würde auch die Würde eines römischen Pontifex Maximus weiter zu führen, wie seit Jahrhunderten hergebracht war; (schärfster ausdrückt, so verschmähte er die Zeichen dieser Würde; den Titel gab er noch nicht auf, aber die Heiden bezeichneten ihn doch noch fortwährend so, s. die Inschriften bei *Orelli* Vol. I. p. 245. *Auson.* *Grat.* act. not. consulat.); er gab damit also in strenger Consequenz zu verstehen, daß die höchste Staatsgewalt jetzt ihre uralte Verbindung mit der alten Volksereligion für immer aufgegeben habe. (Zozim. IV, 36. Vergl. *Gibbon* S. 669.

Le Beau V. p. 86 seq. *Gregorovius*, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter. Bd. I. S. 68. D. Erhard, Der Streit um den Altar der Victoria S. 6 fg. *Rehder*, Doctrin. num. vet. VIII. p. 380 seq. *Ch. v. Laisaux*, Der Untergang des Heidenthums S. 88. *Wietersheim* S. 125.) Durch diese Haltung gab Gratian deutlich zu verstehen, daß er sich als Christlicher Fürst, „von jeder innern Verpflichtung gegen den alten Cultus nun auch formell losgesagt hatte;“ und bald folgten weitere Schritte in dieser Richtung, die der Kaiser unter dem Einflusse des Ambrosius mit fester Entschlossenheit verfolgte. Noch immer stand in der römischen Curie der Altar der Victoria, der „custos imperii virgo.“ Diese Victoria war die eiserne Statue einer geflügelten Jungfrau, die, einen Lorbeerkranz in der Hand, auf der Weltkugel stand. Dies uralte Kunstwerk hatte einst Cäsar in seiner Curie über dem Altar aufgestellt, Augustus hatte denselben mit den Epochen Megoponts geschmückt, und seit jener Zeit wurde seine Entsetzung ohne Opfer vor diesem Heiligtum eröffnet. Nun war schon längst neben der Menge vornehmer Senatoren, die noch mit Zähigkeit an dem alten Glauben hingen, eine bedeutende Zahl dieser hohen römischen Würdenträger zum Christenthum übergetreten; und deren Gesühle und Gewissen wurden andauernd durch die heidnischen Opfer bei ihren Senatsversammlungen verletzt. So hatte denn schon Kaiser Constantius im J. 357 den Altar der Victoria aus dem Senatsbanke entfernen lassen; Julian hatte ihn wieder restaurirt, Valentinian I. die Sache ruhig hingehen lassen. Jetzt (382 n. Chr.) ließ Gratianus, um den Senat von allen heidnisch-sacralen Beziehungen zu befreien, den Victoria-Altar aus der Curie wieder entfernen. Damals wurden dann auch alle directen Unterstützungen, die der heidnische Cultus etwa noch aus Staatsmitteln gehabt hatte, eingestellt, endlich auch die Grundstücke eingezogen, aus deren Ertrag der Unterhalt der Priester, namentlich der Vestalinnen, bestritten wurde. Auch wurden die sogenannten *hostiae consultatoriae*, d. i. die zum Zweck der Eingeweiheideu (besonders zur Erkforschung des Namens künftiger Kaiser) dargebrachten Thieropfer, streng verboten. — Diese Verordnungen erregten in Rom tiefen Schmerz; die heidnische Partei war namentlich über den durch Befestigung des Altars der Victoria gegen die uralten Traditionen und das uralte religiös-politische Ansehen des Senats geführten Schlag schwer betroffen. Sie versuchte daher, geführt von dem berühmten Pontifex D. Aurelius Emmachius, einem der besten Redner und angesehensten Römer jener Zeit, die Rücknahme dieses Beschlusses zu erreichen. Ihre Anstrengungen, die weit über Gratian's Tod hinaus fortgesetzt wurden, sind aber ohne Erfolg geblieben; die Ruinen des antiken Lebens, Glaubens und Denkens sanken eben dahin vor dem hegreich überall vordringenden Christenthume. Die senatorische Reputation unter Emmachius, die im J. 382 nach Mailand, wo Gratian sich damals aufhielt, abging, um die Herstellung des Altars und Opferehrten der Victoria und die Zurückgabe der den Priestern entzogenen Rechte und

Einkünfte zu erbitten, hatte keinen Erfolg. Denn die christlichen Senatoren hatten durch Bischof Damasus von Rom einen sehr entscheidenden Protest gegen die Schritte ihrer heidnischen Kollegen an Ambrosius gelangen lassen; sie verwahrten sich ausdrücklich dagegen, daß jene Gesandtschaft im Namen des ganzen Senates das Wort ergreife, und fügten die Erklärung hinzu, sie würden nicht fern von den Senatsassessungen theilnehmen, falls der Kaiser, ohne Rücksicht auf das Geseß der christlichen Senatoren, die Bitte ihrer Gegner erfüllen sollte! Bei diesem Stande der Parteien blieben die Aufstrengungen des Symmachus ohne jedes Ergebnis; namentlich durch Ambrosius bestimmt, ließ Gratian jene Deputation gar nicht zur Audienz vor. (Cod. Theodos. XVI. t. 10, 7 de paganis l. 20, 31. Ambros. De obitu Valentin. p. 6; cf. Gotofredi Paratitlon. ad h. t. p. 256 infra. Prudent. adv. Symmach. l. v. 545. Symmach. Epist. X, 61 und Ambros. Epist. 17, 5; 18, 13. 16. Vergl. Gibbon S. 933 fg. Le Beau V. p. 84—87. Rafaur a. a. D. S. 88 fg. Gregorovius S. 68 fg. Gerhard S. 7 fg. 18 fg. Wierterhelm S. 126.)

Die Erbitterung der heidnischen Partei war groß; so groß, daß sie in ihrem Zorne den jähren Tod durch schändlichen Verrath, der den jungen Kaiser im nächsten Jahre crellte, der Rache der beleidigten Götter zuschrieb (Ambrosius, Ep. 18. s. fin.). Es waren aber andere Verhältnisse, die dem Gratian den Untergang bereiteten. Gratian war, so tüchtig er sich wiederholt als Regent und Herrscher bewährt hatte, zu jung auf den Thron gekommen. Es ist wahr, dieser wohlmeinende Jüngling hatte viele der trefflichen Eigenschaften, die ihn bei seiner Thronbesteigung pfezten, dauernd besapahrt und weiter entwickelt. Von der rohen Gabel so vieler römischer Imperatoren war bei ihm keine Spur zu bemerken; der junge Mann hatte feuch und jähig gelebt, nie hatte er die Ehre der Mädchen und Frauen seines Reiches gekränkt, er lebte in guter Ehe mit seiner ersten Gemahlin Constantia (s. oben), und nach deren Tode (die starb zu Ende des Jahres 382 oder zu Anfang des Jahres 383, und ihre Leiche wurde zu Constantinopel beigelegt) mit einer zweiten Gemahlin Namens Lata, Tochter der Bissamena (vergl. Le Beau V. p. 101). Seine Sinnenweise war milde geblieben; und wenn er, wie wir sahen, in kirchlichen Dingen von Härten leider nicht frei blieb, so vermied er doch — abgesehen davon, daß es überwiegend nicht im Sinne dieser Zeit lag, nach allen Seiten hin tolerant aufzutreten — brutale Verfolgungen und rohe Grausamkeit. Sein mildes Wesen aber und seine geringe Lebensschärflichkeit scheint doch zu einer gewissen Schaffheit geneigt zu haben, die ihm verderblich werden sollte. Die Sache ist diese: Gratian, nicht unähnlich seinem Oheim Valens, der allerdings tief unter ihm steht, war, wie wir sahen, in entscheidenden Momenten zu heroischen Anstrengungen, namentlich im Kriege, sehr wohl fähig, — und seine Einsicht wie seine Fähigkeit, sich selbst zu bezwingen, wenn es sich um das Wohl des Reiches handelte, wies durch die Erhebung des jüngeren Theodosius klar ins Licht

gestellt. Dagegen fehlten dem jungen Manne, der nicht durch die Schule der Noth gekräftigt, der nicht durch einen treuen Freund oder Minister unterstützt wurde, in gewöhnlichen Zeiten noch das Interesse für den gewöhnlichen Gang der Geschäfte. Und wenn ihm auch die Sorge um das materielle Wohl seiner Unterthanen niemals ganz abhanden kam, so ließ er es doch in den letzten Jahren seines Lebens andauernd an den nöthigen Rücksichten der Klugheit und Vorsicht fehlen, die ihm die Achtung seines Volkes und namentlich die Anhänglichkeit der Armee hätten sichern müssen. Hier wirkte vor Allen das unbedenkenlose Ausbreiten seiner Ertelung im Sinne gewisser Privatliebhaberereien höchst ungünstig. Gratian ist, wie gesagt, niemals in unwürdige Ausweichungen verfallen; auch war die Zeit nicht mehr dazu angethan, um sich jenem „Alimachschwindel“ des Commodus und ähnlicher Männer hinzugeben. Aber dieser Gratianus, der so edel wissenschaftlich erzogen war, der noch für das Jahr 379 seinen Lehrer Antonius zum Consulat beordert hatte (vergl. Auson. Panegy. [XII.] a. gratianum notio pro consula ad Gratian. August.; f. Bernhardt, Röm. Lit. S. 575), war, ein Mann von gewaltigem Körperbau und tüchtiger Kraft, allen Leibesübungen und namentlich der Jagd mit wahrer Leidenschaft ergeben. Und namentlich in den letzten Jahren seiner Regierung hat er sich diesen Dingen in einer Weise hingeegeben, die ihm endlich unrettbar gefährlich werden mußte; wenn er in Triet oder in Paris residierte, brachte er viele Tage auf der Jagd, in seinen Parks und Thiergärten zu; sein Sinn war immer mehr darauf gerichtet, im Reiten, im Schießen von Wurfspeisen, im Pfeilschießen, in der sichern Erlegung wilder Thiere die höchste Meisterschaft zu erlangen. Darüber begann denn die Verwilderung zu leiden; das Volk aber und die Soldaten singen an, den sonst so tüchtigen Mann zu verachten, den man selbst mit einem Commodus zu vergleichen sich nicht scheute. Wollends unpopulär aber wurde Gratian bei der Armee, bei den römischen wie bei den germanischen Soldaten, als er eine theuer bezahlte Schar von Mannen (die er wahrscheinlich vergalt. Ballmann S. 137, bei seinem Aufenthalt an der mosischen Donau in seinen Dienst gezogen hatte) zu seiner Leibwache ernährte, mit diesen wilden Menschen, die ihm als ganz vorzügliche Reiter und Schützen imponierten, beständig verkehrt, und sich selbst in deren Tracht öffentlich zeigte. (Ammian. XXXI, 10, 18 seq. Viet. Epit. 47. Zosim. IV, 35. Vergl. Gibbon S. 887 fg. Le Beau V. p. 91—93. Wierterhelm S. 125, 127 fg.)

Die hieraus entspringende Mißthimmung gab im J. 383 u. Chr. einem Officier aus der Insel Britannien, deren Regionen (Zosim. IV, 35) bei ihrer von dem Siege der Regierung entfernten Stellung freis zu Reuterei besonders geneigt waren — dem tüchtigen und energischen Spanier Magnus Clemens Maximus, den Ruß und den Halt zu einer Empörung. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Truppen und mit zahlreichen Freiwilligen schiffte sich Maximus dann ein und landete glücklich im Rheindelta in Gallien, wo sofort ein namhafter Theil

der kaiserlichen Truppen zu ihm übergang. Mit dem Reste seiner Armer suchte sich Gratian die Varis zu halten; nach fünfjährigen Besiedeln stießen auch seine letzten Krieger fast sämmtlich zu dem Uinptor ab. Mit nur 300 Reitern mußte endlich Gratian die Flucht ergreifen; überall auf seinem Wege abgewiesen, suchte er über Lyon nach Italien zu entkommen. Es würde ihm dies nach einigen Angaben auch gelungen sein, hätte nicht der verrätherische Statthalter von Lugdunum (Lyon) ihn mit List aufgehalten und zuletzt bei einem Banquet ermorden lassen. Nach andern Angaben wurde der unglückliche Kaiser von Maximus' nachdrängendem Geleitmeister der Reiterei, Atragathes, in oder bei Lyon eingeholt, in seine Hände gelockt und ohne Erbarmen ums Leben gebracht (25. Aug. 383 n. Chr.). Mehrere von Gratian's Begleitern, Macrobaud, der Consul d. J., und der General Balis, wurden bald nach ihm ebenfalls getödtet, dem jungen Kaiser Valentinian II. die Auslieferung des Leides seines Bruders Anfangs verweigert. (Zoon. IV, 35. 37. Sulpic. Sever. in vit. St. Martin. c. 23. Orosius VII, 34. 35. Pacat. Panegyrg. XIII, 28. 31. Ambros. in Psalm. 61. de obitu Valentin. 28. epist. 24. 27. Augustin. De civit. dei V, 25. Hieronym. ep. 3. Philostorg. X, 5. Sozomen. VII, 13. Socrat. V, 11. Vergl. Le Beau V. p. 93 — 101. 112 seq. Tivlemont. I. L. Gratian. art. 18. 19. Gibbon S. 890 fg. Wiesner's heim IV. S. 125 fg. 128 fg. 523 fg.) Nachher kam es zwischen Valentinian II. und Kaiser Theodosius auf der einen, Maximus auf der andern Seite zu einem Vertrage, durch den Maximus im Besitz der gallischen Präfektur belassen wurde. Erst als Maximus im J. 387 erobert sich auf Italien warf, ergriff Theodosius gegen ihn die Waffen und schlug ihn (388) bei dem pannonischen Eisla (heut Eisfeld), dann bei Pettau vollständig, nahm ihn zu Aquileja gefangen und ließ ihn tödten. (Nachzutragen ist, daß neuerdings, nach Vollendung dieses Artikels, im J. 1865 (Berlin) ein vortreffliches Werk über die Zeit Gratian's erschienen ist: „G. Richter, Das weströmische Reich, besonders unter den Kaisern Gratian ff. 375 — 388.“) (G. F. Hertberg.)

GRATIANUS, der Vater der römischen Kaiser Valentinianus I. und Valens, ein Mann von niedrigem Stande, aber von ungewöhnlicher Leibesstärke, welchem Vorzüge er sein und seiner Ehre Glük verdankte. Er war zu Ghibald, einer bedeutenden Stadt in Pannonien ¹⁾, geboren, und zog schon als Knabe als Händler in den Lagern der Legionen umher. Schon von den frühesten Jahren führte er den Namen des Celsus (funarius), weil er die Seile oder Stride, die er zum Verkauf anbot, niemals, wenn auch fünf Soldaten sie ihm zu entwenden suchten, fahren ließ und so ein Seitenstück zu Wilson von Croton darstellte, dem keine Gewalt auf Erden einen Apler, den er erst in seiner rechten oder linken Hand hielt, herauszureißen vermochte. Diese Kraft, verbunden

mit einer ungewöhnlichen sie unterstützenden Gewandtheit und mit einer großen Geschicklichkeit in Allem, was zu den Ringkämpfen der Soldaten gehörte, machte ihn bald in weiteren Kreisen bekannt und veranlaßte seine Aufnahme in die Leibwache, in welcher er Gelegenheit fand, bald zu höheren Stellen vorzurücken. Er stieg zum Tribun und dann allmählig zum General (Comes) beim Heere in Afrika empor. Er nahm aber oder erhielt, nachdem er sich den Verdacht einer Veruntreuung zugezogen hatte, seine Entlassung; später durfte er jedoch, da er als ein tapferer Soldat nicht gern entbeht wurde, in derselben Eigenschaft bei dem Heere in Britannien wieder einsetzen, von wo er mit einem ehrenvollen Abschiede in seine Heimath zurückkehrte, wo er für das erworbene Geld sich den Besitz nicht unbedeutender Güter verschaffte und sich in geräuschloser Stille mit der Bewirtschaftung derselben beschäftigte. Später wurde er jedoch von dem Verluste seiner Güter betroffen, welche der Kaiser Constantius einzulösen ließ, weil Gratianus dessen Gegner Magnentius, als derselbe während seines Erbes nach dem Purpur und in Verfolgung seiner Pläne durch diese Örgend kam, gütlich aufgenommen haben sollte. Gratianus schien sich die Zuneigung der Soldaten in hohem Grade gewonnen zu haben, was schon daraus hervorgeht, daß sie später (im J. 364) seinen Sohn Valentinian zum Kaiser erhoben ²⁾. Dieser sowohl als sein jüngerer Sohn Valens, welcher später ebenfalls mit dem Purpur besetzt wurde, waren zu Ghibald geboren. Gratianus widmete der militärischen Ausbildung seiner Söhne große Sorgfalt, scheint aber auf den Unterricht in den Wissenschaften wenig Werth gelegt zu haben, denn sie verstanden nicht einmal die griechische Sprache ³⁾. Die Bemerkung, daß sie nicht ohne Gleichsamkeit gewesen seien, ist deshalb sehr verdächtig und scheint nur Schmeichelei zu sein ⁴⁾. Der Senat von Constantinopel ließ im J. 364 dem Vater der beiden Kaiser eine Bildsäule errichten ⁵⁾ und man darf wol annehmen, daß Gratianus um diese Zeit starb ⁶⁾. (Ph. II. Kulp.)

GRATIANUS, römischer Nebenkaiser am Anfange des 6. Jahrh., von dem man aber wenig mehr weiß, als daß er vorher Bürger einer britischen Municipalsität war, als Soldat bei dem römischen Heere diente und als Kaiser etwa vier Monate regierte. Die römischen Legionen in Britannien befanden sich in einer sehr schlimmen Lage, da sie auf der einen Seite von Gallen, dessen sich barbarische Völker demächtig hatten, umgeschnitten und von dem Mutterlande und dem Kaiser Honorius verlassen und auf der andern Seite von den kriegerischen Bewohnern Schottlands und Irlands bedroht waren. Da sie also eines Oberhauptes bedurften, so griffen sie zu dem freilich nicht ausreichenden, sondern die Verwirrung noch vermehrenden Mittel, sich selbst einen

1) In der Nähe des heutigen Biedens Milanofsi am See bei oder bei Bifonoe an der nördlichen Brügge dieses Flusses; die Lage ist noch nicht sicher bestimmt; vergl. K. Anwerter, Geographie der Griechen und Römer. Bd. III. S. 680.

2) Ammianus Marcellinus, Hist. rom. I. XXX. c. 7. Aurelius Victor. Epitoma. c. 45. Pauli Diaconi Hist. misc. I. XII. c. 1. Die dürftigen Nachrichten scheinen alle aus derselben Quelle zu fließen.

3) Theopomp. I. c. 6. 4) Ammian. Edict. 24. 5) Theopomp. I. c. 6. 6) L. Tivlemont, Histoire des Empereurs romains des six premiers siècles de l'Eglise. Tom. V. p. 1 seq.

Kaiser zu wählen. Ihre Wahl fiel zuerst auf einen gewissen Marcus, den sie aber, weil er sich ihrem Willen nicht fügte und sich nicht nach ihren Sitten bequemen wollte, nach wenigen Tagen erschlügen. Sie gaben ihm nun im J. 407 Gratianus, einen Soldaten aus ihrer Mitte, zum Nachfolger, dem sie aber schon nach vier Monaten dasselbe Schicksal bereiteten. Irrend eine merkwürdige That hat seine Regierungzeit nicht aufzuweisen, auch ist sie, so viel man bis jetzt weiß, durch seine numismatische Erinnerung verewigt. Nach Gratianus wohnten die Legionen Konstantin, einen gemeinen Soldaten einer Legion, dessen Name sie mit günstiger Vorbedeutung soll gerückt und an den großen Kaiser, der auch zuerst in Britannien zum Augustus ausgerufen, zur Herrschaft der römischen Welt gelangt war, erinnert haben *).

GRATIANUS (Legende). Die Kirchengeschichte nennt mehrere Heilige dieses Namens, von welchen der älteste dem 3. Jahrh. angehört. Als nämlich der Kaiser Decius während der kurzen Zeit seiner Regierung (249—251), unterstützt von dem Statpräsidenten, dem späteren Kaiser Valerianus, die Christen zu verfolgen anfang und ein Gesetz bekannt machte, nach welchem alle Anhänger der neuen Lehre, welche man bei der Befolgung derselben ertappen würde, entweder ihren Glauben abswören und den Götzen opfern oder streng bestraft werden sollten, gehörten auch Gratianus (auch zuweilen Gratianianus genannt) und Felinus, zwei durch ihre Geburt und durch ihre Bildung ausgezeichnete Hofknechte, zu den eifrigsten Dienern des Kaisers bei der Auspürung der Christen und standen deshalb in großer Gnade. Gratianus, von der ruhigen Standhaftigkeit der Verfolgten überrascht, fühlte zuerst Bedenken über die Richtigkeit der heidnischen Götterverehrung und theilte die ihm aufsteigenden Zweifel seinem Freunde Felinus mit und da dieser sich alsbald zu derselben Ansicht bekannte, so faßten beide den Vorsatz, den christlichen Glauben anzunehmen. Sie begaben sich deshalb zu Florentius, dem Bischofe von Perugia, der ihnen den nöthigen Unterricht ertheilte und ihnen die Tausche zu spenden versprach. Da aber zu derselben Zeit auch Florentius, welcher sich längere Zeit der Verfolgung entzogen hatte, auf Befehl des Präfecten Valerianus in den Kerker geworfen wurde, so ließen sich Gratianus und Felinus von dem Priester Timotheus zu Perugia taufen. Valerianus, über ihre lange Abwesenheit erschaut, vielleicht auch durch Berührer von ihrem Schritte unterrichtet, ließ ihnen die schriftliche Mahnung zukommen, ungesäumt an dem kaiserlichen Hoflager zu erscheinen. Gratianus und Felinus, obgleich sie wohl wußten, was ihnen bevorstand, traten dennoch gleich dem Befehle Folge und stellten sich dem Präfecten als Christen vor. Da dieser weder durch Vitten noch durch Drohungen ihren Sinn zu ändern vermochte, so ließ er sie in das Gefängnis bringen und theilte dem Kaiser das Geschehene mit; da dieser Zweifel an der Wahrheit der Aussage hegte, so gab er sogleich den Auftrag, ihm sogleich die Be-

scheidigten vorzuführen; er überzeugte sich aber alsbald von dem wirklichen Uebertretr der beiden früher so eifrigen Verehrer der heidnischen Götter zum Christenthum und versuchte, sie wieder zur Abwendung desselben zu bewegen. Als jedoch alle Vorstellungen nicht nur vergeblich waren, sondern auch verächtliche Aeußerungen über den Götzen dienst und die Anhänger desselben zur Folge hatten, so gerieth Decius in einen so unbedingten Zorn, daß er beide lebendig zu schinden, die abgezogene Haut zu verbrennen und die Gefangenen selbst auf glühende Kohlen und glimmende Asche zu legen beschloß *). Als Valerianus am anderen Tage zwei Soldaten, Superantius und Cyriacus, in das Gefängnis schickte, um die Leichname der beiden Christen, deren Tod er sicher voraussetzte, fortzubringen und außerhalb der Stadt zu begraben, fanden diese die Gefangenen völlig unverehrt und gerietzen über diese wunderbare Erscheinung in solches Erstaunen, daß sie sich zum Christenthum bekreuzten. Dasselbe thaten auch die Weiber des Gratianus und Felinus und viele andere Männer und Frauen, welche Zeugen des Vorfalles wurden. Um weiteren Befehlungen vorzubeugen, wurden endlich Gratianus und Felinus an eine abgelegene Stelle geführt und enthauptet. Diese und andere wunderbare Dinge erzählt die Legende, deren Echtheit aber mit Recht sehr bezweifelt und auch mit Aenderung der Namen von anderen Märtyrern erzählt wird. Die Reliquien der beiden Heiligen wurden im J. 979 vom Grafen Amigo, welcher als Führer des kaiserlichen Heeres unter Otto I. die Kirche des Apostels Paulus zu Rom hatte in Brand stecken lassen, zur Sühnung dieser That und zur Heilung eines über ihn zur Strafe verhängten körperlichen Leidens nach Atrona am Lago maggiore gebracht und in einem zu ihrer Verherrlichung erbauten Kloster beigesetzt, wo ihr Andenken am 1. Juni gefeiert wird *). — Ein anderer Märtyrer Gratianus wird in der Diöcese Amiens verehrt, wo er an der Stelle des jetzigen Dorfes St. Gratien zwischen den Jahren 285 und 287 enthauptet worden sein soll. Eine besondere Legende von ihm hat sich aber bis jetzt nicht gefunden *).

GRATIANUS ¹⁾, erster Bischof von Tours, einer der sieben Priester, welche von dem Papste Fabianus unter der Regierung des Kaisers Philippus um das Jahr 245 zur Ausbreitung des Christenthums nach Gallien geschickt wurden und welche sieben Kirchen stifteten, denen sie nachher vorstanden. Gratianus gründete die Kirche von Tours im ersten Regierungsjahre des Kaisers Decius (250) und schlug daselbst auch seinen bischöflichen Sitz auf; er hatte aber, da die Verwöthung dieser Gegend noch hartnäckig dem Götzendienste ergeben waren, mit vielen und großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, setzte indessen

1) „Jubemus,“ sagte er, „vivos excoari et eorum coria igne comburi, ipsos autem super prunas et cineres in carcere projici.“ Acta 3. 12. 2) Act. 88. Bolland. Julii. Tom. I. p. 23 seq. 3) Das Weib, was man über ihn weiß, ist in den Act. 88. Boll. Octobris. Tom. X. p. 18 seq. zu lesen. 4) Man findet den Namen auch Gratianus und Callianus geschrieben.

*) Zozimus I. VI. c. 13. Orosius I. VII. c. 40. Beda, Hist. gent. Angl. I. 1. c. 11.

mit unverbrochenem Eifer und mit unerschütterlicher Ausdauer sein Predigtamt fort und hatte die Zernichtung, mehrere Ungläubige zu bekehren. Doch mußte er meist in der Verborgenheit leben, um den Verfolgungen und Anfechtungen der Mächtigen in der Stadt zu entgehen, denn sie beschimpften und schmähten ihn, wo sie ihn fanden. Er starb deshalb auch im Geheimen in Grüssen und in Verhören den Gottesdienst am Tage des Herrn mit den wenigen Christen, welche ihm ihre Bekehrung verdankten. „Er war“, sagt Gregorius von Tours, einer seiner Nachfolger im Amte, „ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann, denn wäre er das nicht gewesen, würde er gewiß nicht Haus, Ältern und Heimath aus Liebe zum Herrn verlassen haben. Er lebte in dieser oft sehr peinlichen Lage in der Stadt Tours, wie man sagt, 50 Jahre und Hart (im J. 300) in Frieden. Er wurde auf dem Kirchhofe des Trésors selbst, der den Christen gehörte, begraben. Nach seinem Tode blieb das Bisthum 37 Jahre unbefest wegen des Troges der Heiden, welche die Christen, wo sie dieselben entbedeten, geißelten und einhaupteten.“ Im ersten Regierungsjahre des Kaisers Gonstans (337) wurde endlich Eutrocius, ein Bürger von Tours, zum Nachfolger des Gratianus gewählt. Dem Eutrocius folgte der heil. Martinus, welcher häufig auf dem Grabe Gratian's zu beten pflegte. Gratianus wurde später den Heiligen beigesetzt und seine Reliquien wurden mehrmals von einer Stelle an die andere versetzt, bis die Hugenotten sie im J. 1562 mit den Gebeinen anderer Heiligen verbrannten. Die Kirche feiert das Fest des heil. Gratianus, an dessen Grabe auch mehrere Wunder geschehen sein sollen, noch-jetzt jedes Jahr am 18. Dec.). (Ph. H. Kuld.)

GRATIANUS (oder Graecianus), Bischof von Callium (heut Gagli im Herzogthum Urbino) im 4. Jahrh., machte sich besonders durch den Eifer bekannt, womit er auf dem Concilium zu Rimini (im J. 359) die Irrlehre der Arianer zu beseitigen suchte. Die Arianischen Bischöfe nämlich, welche sich ebenfalls daselbst eingefunden hatten, besonders Ursacius, Valens, Germinius, Auxentius, Epictet und Cajus, versuchten ein Glaubensbekenntnis, welches von ihrer Partei auf der dritten Synode von Sirmium (im J. 358) aufgestellt worden war, als Richtschnur des Glaubens der Kirche zur Grundlage der Verhandlungen zu machen. Da diese Formel in sehr unklaren und verworrenen Redensarten und Worten, wodurch man den Gegenstand des Streites zu verdecken und der Aufmerksamkeit zu entziehen beabsichtigte, abgefaßt war, so hoffte man die Bischöfe des Abendlandes, welche von den Orientalen jener Zeit, weil sie in tausenden Ränken des Schulgepänses weniger geübt waren, für gute, einsichtige Leute gehalten wurden, durch Ausdeutung zu täuschen, welche allerdings rechtgläubig scheinen konnten, denen aber die Arianer, wie sich schon oft bei genauerer Erörterung gezeigt hatte, einen sehr unatholischen Sinn unterlegten. Die katholischen Bischöfe haben jedoch, als dieses fälschlich ausgearbeitete Glaubensbekenntnis vorge-

lesen war und ihnen sehr mißfiel, von ihren Sigen auf und erklärten sich laut dagegen, indem sie betheuereten, daß sie keines neuen Glaubensbekenntnisses bedürfnis und sich auch keineswegs zu diesem Zwecke versammelt hätten. Die Versammlung ließ nun die klarprechende Lehre der Arianer vorlesen, verdamnte sie und verlangte, daß von allen Anwesenden das Glaubensbekenntnis der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa, welches man ebenfalls vorlesen ließ, angenommen und bekräftigt werde. Als die Arianischen Bischöfe sich weder zum nicänischen Glauben bekennen, noch die Irrlehre des Arius verdammen wollten, so trat Gratianus auf und sprach: „So lange es möglich war, haben das katholische Concilium und die heilige Kirche mit der ihr eigenenthümlichen Geduld und Langmuth es schouend ertragen, daß Ursacius und seine Gefährten, bald so bald anders meinent, alle Kirchen verirrt haben; sie, die auch jetzt sich erklären, die irrlehrlige Meinung dem echten Glauben anzuschließen, die nicänische Kirchenversammlung, welche die Arianische Irrlehre bekämpft, zu vereiteln und von Außen der einen der heiligen Kirche fremden zusammengeschriebenen Glauben vorzutragen, welchen annehmen wir für frevelhaft halten würden. Vorläufig irrgläubig, haben sie auch jetzt sich so erwiesen. Wir schließen sie daher von unserer Gemeinschaft aus, sprechen ihnen in ihrer Gegenwart das Urtheil und entsetzen sie des Amtes. Gebt nun euere Stimmen nach eurer Einsicht, damit das Urtheil jedes Einzelnen durch die Unterchristl. Mäßigkeit erhalte. Wir Bischöfe sagen alle einmüthig, daß die genannten Widersacher müssen entsetzt werden, damit der katholische Glaube in Frieden bleibe.“ Auf diesen Antrag des Bischofs Gratianus unterschrieben alle katholischen Bischöfe und sprachen den Arianern das Urtheil; die Spaltung der Kirche war aber dadurch noch keineswegs gehoben, sondern die Parteien standen nur jetzt schroffer einander gegenüber *). (Ph. H. Kuld.)

GRATIANUS, berühmter Kirchenrechtsschreiber des 12. Jahrh. und Sammler der früheren kirchenrechtlichen Bestimmungen, dessen Lebensverhältnisse aber sehr wenig bekannt oder in Fabeln eingehüllt sind. Nach der gewöhnlichen und von den meisten und zuverlässigsten Literaturhistorikern angenommenen Ansicht *) ist er zu Gubbio in Toskana geboren; eine andere, angeblich auf eine handschriftliche Angabe sich stützende Behauptung, daß sein Geburtsort in der kleinen Stadt Garata bei Drieto zu suchen sei, fand, obgleich der Rechtsgelehrte Cusio Fontanini **) sie verdrängen will, wenig Anklang und vermochte die gewöhnliche Ansicht nicht zu verdrängen. Die Sage, daß er ein uneheliches Kind und ein Bruder von derselben Mutter ebenfalls in unredmässigem Umgange erzeugten berühmten Männer Pietro Lombardo

*) Vergl. Athanasius, De Synodis c. 1 et 7. F. Ughelli, Italia sacra. Tom. II. p. 811. G. S. Pfeiffer, Conciliengeschichte. Bd. 1. S. 674 ff.

1) Diese folgt sich auf Dom. Cardini, einen alten Biographen, welchem Tomasso Diplovatizio, Abt. Panciroli, Mauro Gatti u. a. folgen, obgleich sie sich auf keine zuverlässige Urkunde gründen.
2) In praef. ad Decret. Gratiani Turresemato §. 4.

damals der Mittelpunkt der juristischen Gelehrsamkeit, betrachtete seine Sammlung als die vollständigste und am zweckmäßigsten eingerichtete Uebersicht des kanonischen Rechtes und bestimmte sie zur Grundlage des Unterrichts, welchem Beispiele alsbald die ganze Christenheit folgte. Es gab also von jetzt an eigentlich zwei Rechtschulen in Bologna, deren Schüler zwar stets ein ungetrenntes Ganzes bildeten, deren Lehrer aber in der Regel getrennt waren. In dem 12. und 13. Jahrh. kommt es nämlich nur als seltene Ausnahme vor, daß Einer zugleich Lehrer oder auch nur Doctor beider Rechte war und selbst späterhin, als diese Verbindung häufiger wurde, blieben die Collegien der Doctoren in beiden Schulen völlig getrennt, und vor zu der neuen Schule gehörte, die *Kanonika*, *Decretalia* oder *Decretaliska*, welche Ausdrücke ganz gleichbedeutend waren¹¹⁾. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Sammlung Gratian's alsbald Erklärungen beigegeben, überschüssige Abfäzungen weggelassen und Zusätze angebracht wurden. Haupt-sächlich wird hier *Baucapalea* oder *Borapaglia*, angeblich ein Schüler Gratian's, genannt, von welchem die in manchen Handschriften am Rande stehenden *Canones*, welche den Namen *Palaea* führen, verfaßt sein sollen, obwohl Andere den Namen anders erklären. Von diesem soll auch die Eintheilung des ersten Theils des Decrets in 101, und des dritten in fünf *Distinctiones* herrühren, wogegen sich die Abtheilung des Abschnittes über die Buße nicht ihm, sondern einem späteren unbekannten Erklärer angehört. Einer der bedeutendsten Commentatoren ist Johannes a Deo aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., welcher mehrere handschriftlich und gedruckt vorhandene Erläuterungsschriften (*Breviarium Decretorum*, *Flos Decretorum*, *Causa Decretorum*, *Tabula Decreti*, *Apparatus super toto corpore Decretorum* und eine Fortsetzung des untenbigen wichtigen Apparats des Huguccio von Pisa zum Decret) verfaßte¹²⁾. Johannes Rutenarius (angeblich aus Halberstadt) verfaßte um das Jahr 1212 die einzigen zerstreuten Glossen zu einem Apparatus, welcher etwa 20 Jahre später von Bartholomäus von Brescia erweitert und verbessert (oder vielmehr *in unum collectus*) wurde und die jetzt in den Ausgaben des Decrets beigelegte gewöhnliche Gloss (*glossa ordinata*) bildet. In dem Decrete finden sich zerstreut etwa 50 Stellen, welche man nicht in den ältesten Handschriften liest und welche nicht von Gratian herrühren. Sie sind nach dem fast gleichzeitigen Zeugnisse *Baucapalea's* vom Wunderr eingeklebt und wurden Anfangs von den Glossatoren nicht berücksichtigt, vielmehr sollen sie nach einiger Meinung und nach einem damals nicht ungewöhnlichen Ausdrücke *Palaea* (*Epreu*) überschrieben worden sein, später erhielten sie aber doch gleiches Ansehen wie die übrigen Stellen. In dieser Gestalt wurde das Decret in unabhängigen Abdrucken verbreitet und auch später gedruckt. Die ersten Ausgaben (*Gratiani Decretum cum apparatu Bartholomaei Brixiensis*. Argent.

1471. fol. Ibid. 1472. fol. Moguntiae 1472. fol. Venetiae 1474. fol. Romae 1475. fol. Basileae 1476. fol.) sind sehr selten; die späteren aber, welche in großen Auflagen gedruckt wurden, kommen häufig vor und haben nur geringen oder keinen Werth, weil der Text der gewöhnliche, von vielen Fehlern entsetzt ist¹³⁾, nur die von An. Temomachio besorgte (Parisii 1570. 8.) dürfte eine Ausnahme machen. Man erkannte indeß von allen Seiten durch die Fortschritte der Zeit bald, daß dem Decrete Gratian's eine gelehrte Nachhilfe Noth thue, und die Kirche selbst war bereit und besorgt, die Hülfe der Kritik in diesem Falle anzurufen; Pius V. legte eine Commission von fünf Cardinälen, unter welchen sich auch Hugo Boncompagnus (der spätere Papst Gregor XIII.) befand, nieder, um die sachkundigen Gelehrten, welche sich mit diesem schwierigen Geschäfte befaßen sollten, zu leiten. Die von diesen Männern (*Correctores romani*) geleistete Arbeit schloß Gregor XIII. ab und die Ergebnisse derselben wurden in einer neuen Ausgabe des Decrets (Romae 1582. 8.) niedergelegt, welche nachher in die Ausgaben des *Corpus Juris Canonici* überging. In neuerer Zeit hat man gegen das Decret Gratian's eine weit strengere, aber nicht immer ganz unparteiische und dem Geist seiner Zeit berücksichtigende Kritik geübt. Gregor Verdant erwarb sich C. Seb. Ward durch seine Bemühungen die echten Gelehrten von den meisten zu unterscheiden (Gratiani *Canones genuini ab apocryphis discreti, corrupti ad emendationem codicum unde exacti, difficultiores paromoda interpretatione illustrati*. Turini 1752. 4. 3 Voll. Venetiae 1774. 4. 4 Voll. Ibid. 1785. 4. 4. Voll.), doch würde seine Arbeit von den Leistungen der Kanonisten unserer Zeit (besonders Theiner's), welche den Quellen-Gratian's und der ursprünglichen Fassung der einzelnen Verordnungen nachspüren, weit übertroffen und eine künftige neue Recension des Textes des Decrets wird diesem eine weit richtigere Gestalt geben, ohne jedoch auf die jetzt in ihren Principien feststehende Ausübung des kanonischen Rechtes einen merklichen Einfluß zu üben. Jetzt folgt man gewöhnlich dem Texte des Decrets, welchen die Ausgaben des *Corpus juris canonici* von J. H. Bohmer (Halae Magd. 1747. 4. 2 Voll.) und von Kemil. Pudov. Richter (Lips. 1833. 4. 2 Voll.) darbieten. Ein näheres Eingehen auf diese Studien der neuesten Zeit, welche in andern Artikeln ihre Würdigung finden werden, ist in vorliegendem Artikel, welcher sich nur mit der Person Gratian's beschäftigt, nicht möglich, bemerkt soll nur noch werden, daß dem Decrete Gratian's, welches den Endpunkt des ersten Zeitraumes der Kirchenrechtsgeschichte bildet und gleichsam das erste Jahrtausend derselben abschließt, die Bestimmung bleiben wird, die geschichtliche Grundlage der geselligen Ordnung der katholischen Kirche für alle Zeiten zu sein. Ueber Gra-

13) Man findet Vergleichnisse der verschiedenen Ausgaben in Fabricii *Bibliotheca graeca*. Tom. XI. p. 90 seq. Von Dreche Galschhoff, *Uebersicht des Kirchenrechts*. (Münster 1832. 8.) Bd. I. S. 68 fg. *Ann. L. Richter, De emendationibus Gratiani*. Lipsiae 1836. 4.

11) Fr. C. v. Savigny a. a. D. Bd. III. S. 514 fg.
12) Savigny a. a. D. Bd. V. S. 475 fg.
13) Encycl. d. D. u. J. Erste Section. LXXXVIII.

tian's spätere Lebensverhältnisse sind seine zuverlässigen Nachrichten auf die Nachwelt gelangt und die über ihn verbreiteten Fabeln sind kaum der Erwähnung werth. So erzählt Robert, Abt von S. Michael, sein Zeitgenosse, daß Gratian seine fertige Sammlung dem Papste durch einen Prälaten habe überreichen lassen, dieser sei aber unehrlich genug gewesen, die Arbeit für seine eigene ausgegeben und Lob und Lohn dafür in Empfang zu nehmen. Als jedoch bald der Vertrag entsetzt worden, habe der Papst den verfehltesten Sammler des Decrets zum Bischof von Chiast ernannt. Da aber in dem Verzeichnisse der Bischöfe dieser Stadt Gratian gar nicht erwähnt wird, so kann diese Mitteilung nur als eine Sage betrachtet werden. Weit wahrscheinlicher ist die Annahme, daß Gratian noch einige Zeit selbst das Kirchenrecht nach der Anleitung seines Decrets in Bologna lehrte, wo er um das Jahr 1170. farb. Manche stellen sein Todesjahr erst am Anfang des 13. Jahrh.; da aber die Anfertigung des Decrets einen gewissen Mann voraussetzt und diese in der Mitte des 12. Jahrh., wie gezeigt wurde, stattfand, so kann Gratian nicht wohl das folgende erreicht haben¹⁴⁾. (Ph. H. Kälb.)

GRATIANUS und GRATIANI DECRETUM.
I. Sammlungen des canonischen Rechts vor Gratian). Die ältesten Grundlagen des kirchlichen

Rechts im Orient sind nach der urchristlichen Zeit die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, unter denen bis zu Ende des 5. Jahrh. nach Christus die von Nicäa (325), Constantinopel I. (381), Ephesus (431) und Chalcedon (451) das Ansehen allgemeiner Synoden erlangten. Aber auch die Beschlüsse particularer Concilien erlangten dadurch auch außerhalb des Kreises ihrer Entstehung Ansehen und Geltung, daß man sie zu kirchlichen Rechtsammlungen vereinigte und in dieser Gestalt verbreitete. Insbesondere gehören hierher die Synoden von Ancyra (314), Neocaesarea (314), Antiochia (341), Sardica (347), Gangra (nach 365) und Laodicea (zwischen 347 und 381). Für die älteste Zeit gibt es von jenen Rechtsammlungen nur sehr unsichere Nachrichten; doch darf man aus gewissen Anführungen *) der Acten des Concils zu Chalcedon v. 451 im Zusammenhang mit dem Material und der Form der gleich nachher zu erwähnenden ältesten abendländischen Sammlungen schließen, erstlich, daß den Stamme der griechischen Sammlungen die Synoden von Nicäa, Ancyra, Neocaesarea und Gangra stünden, zur Zeit des Concils von Chalcedon die antiochenischen Schlüsse beigefügt waren, endlich spätere die Sammlungen, obwohl in den verschiedenen Handschriften verschieden, die Synoden von Laodicea, Constantinopel und Chalcedon in sich aufgenommen haben, und zweitens, daß die Eine Gattung der Handschriften die canones in fortlaufenden Zahlen enthielten haben müsse. Ein sogenannter Codex canonum ecclesiae universae, welcher im 17. Jahrh. gedruckt wurde, ist nur ein möglicher Versuch einer Nachbildung der griechischen Sammlung in ihrer vornehmlichen ältesten Gestaltung²⁾. Nach einer alten Sage sollen jedoch zwei Rechtsammlungen, die constitutiones apostolicae und die canones apostolici³⁾, bis in den Anfang der christlichen Kirche hineinreichen. So entschieden dies verneint werden muß, so ist dagegen die Behauptung, daß auch der Inhalt zunächst den Constitutionen der Apostel völlig richtig sei, nicht zu widerlegen, sondern es muß zugegeben werden, daß derselbe alle Traditionen zur Grundlage hat, welche in den vorbandenen griechischen, syrischen und anderen orientalischen Kirchen eine verschiedene locale Ausprägung gefunden haben. In den griechischen Handschriften stehen die

14) Vergl. J. R. Böhm, De variis Decretis Gratiani forma (vor seiner Ausgabe des Corpus juris canonici). Halle 1743. 4). Mart. Sordani, De clavis archiepiscopali Bononiensis Professoribus (Bononiae 1769. fol.) Tom. I. P. I. p. 259 seq. (immer noch das Beste, was über Gratian geschrieben ist). F. J. de Biogger, De Gratiano auctore Decretis (in seinen Opusculis. Friburg 1775. 8.). Girol. Tiraboschi, Storia della Letteratura Italiana (Roma 1783. 4.) Tom. III. p. 392 seq. Bibliotheca universelle. Tom. XVIII. p. 334 seq. Frib. Walter, Lehrbuch des Kirchenrechts (11. Aufl. Bonn 1854. 8.) S. 194 ff. J. W. Gräff, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Bd. II. Abth. 3. S. 625 ff. Bibliotheca generalis. Tom. XXXI. p. 724 seq.

1) Eusebius. Von Quellenfassungen ist anzuführen: Friedl. et Jettstatt, Bibl. jur. canon. vet. Paris. 1621. fol. II Tom. Breveque Synodusque aus Paedagogia canonum SS. Apostolorum et conciliorum ab ecclesia Graecorum scriptorum. Oxon. 1672. fol. II Tom. Aemmanni Bibl. juris orientalis ecclesiae et civilis. Rom. 1762 seq. 4. Vol. I. Röhrl. et Pöhl, Collectio canonum ecclesiae Graecae. VI Tomi. Athen. 1862 — 1869. Ueber letztere Sammlung mit ansehnlich griechischem Titel ist umständlich in dem Artikel Griechisch-römische Recht berichtet. Eine Sammlung der wichtigsten Abhandlungen über ihr älteres Recht des Kirchenrechts von Dursel, de Matca, Goukant, Gerardi. den Brüdern Ballerini v. w. ist: De vetustate canonum collectionibus Synagoga, collegit And. Gallandus. Venet. 1778. fol. Mogunt. 1790. 4. 2 Vol. Unter demselben Rubr. ausgezeichnet: Constant, De antiquis canonum ecclesiae Graecae. Berol. 1827. Richter, Beiträge zur Kenntniss der Quellen des kanonischen Rechts. Leipzig 1834. Aug. Theiner, Disquisitiones criticae in praecipua canonum et decretalium collectione, seu Synlogus Gallandianus dissertationum de vetustate canonum collectionibus continuatio. Rom. 1836. Waferschieden, Beiträge zur Geschichte der vorgelegten Quellen. Leipzig 1839.

2) Siehe über diese Verhältnisse die Gallandus I. f. de Galland: T. I. p. 248 seq. — Bioner, De ecclesiis canon. quibus Graecae p. 9 seq. 3) Die Acta Conc. Chalced. führen die antiochenischen Schlüsse 4 bis 16. 17 als an. 38. 44. 95. 96 einer kirchlichen Rechtsammlung an. Ballerini I. p. 242. 4) Codex canonum ecclesiae universae, edid. Chr. Jettstatt, Paris 1610 an in der Bibl. jur. canon. vet. Tom. I. p. 29 seq. Vergl. die Ballerini I. p. 244 seq. 5) Vergl. darüber Heydenreich, De canonibus Apostolorum et Codice Alipano. Vratilav. 1826. Krabitz, Ueber den Ursprung und den Inhalt der apostolischen Constitutionen. Gumburg 1829. u. den Inhalt der Handschriften über die Constitutionen und Canones der Apostel. Jübingen 1832. Korte, Die Anfänge der christlichen Kirche. S. 541. Hart, Ueber den Ursprung der Apostelk. 331. Richter, Geschichte des Kirchenrechts. S. 52 ff. p. 144 seq. Bunsen, Hippolytus und his. Lage. Lond. 1832. T. II. p. 220 seq. Vol. III. p. 145 seq. S. 315 ff. des I. Bandes der kritischen Uebersetzung (Leipzig 1862).

Constitutionen und acht Büchern, in welchen drei ursprünglich gesonderte Werke vereinigt sind. Das erste (Buch 1—6) findet sich in den morgenländischen Handschriften als abgeschlossenes Ganze, und ist wahrscheinlich in Kleinasien kurz vor dem Ende des 3. Jahrh. im Wesentlichen so überarbeitet und vermehrt worden, wie es jetzt in griechischer Sprache vorliegt. Wegen seiner Form wird dieser Theil als Didaskalia der Apostel bezeichnet. Das zweite Werk (Buch 7) ist nur griechisch vorhanden. Das dritte (Buch 8), welches den Namen des Hippolytus trägt, findet sich in orientalischen und verschiedenen griechischen Texten. Beide sind ebenfalls vor dem Concil zu Nicäa entstanden, alle drei erscheinen aber seit dem Ende des 4. Jahrh. vermehrt als *synodus novae auctoritatis* 12). Mit ihnen sind dann im 6. Jahrh. als letztes Capitel des 8. Buches die sogenannten canones apostolorum in Verbindung getreten. Dies ist eine Sammlung kirchlicher Satzungen, welche in ihrer jüngsten Gestalt 86, in der ursprünglichen aber nur 50 Nummern zählt, und in den letzteren ihren Inhalt besonders aus den apostolischen Constitutionen und aus dem Concil von Antiochien (841) entlehnt 13). Ihre Heimath war man in Syrien suchen. Die orientalische Kirche behandelte sie als echt 14), nicht aber die occidentliche, in welcher sie schon durch ein Decret des Bischofs Gelasius von Rom aus einer Synode um das Jahr 496 als apocryph verworfen worden sind 15). Durch die Aufnahme in die gleich nachher zu erwähnende Sammlung des Dionysius sind jedoch die ersten 50 canones, weil sie mit der abendländischen Tradition übereinstimmen, wirklich ein Theil des kanonischen Rechts geworden 16). Das die abendländischen Rechtsammlungen betrifft, so sind vorzüglich die Gestaltungen bis zu Ende des 5. Jahrh. in das Auge zu fassen 17). Unter den verschiedenen im Orient gehaltenen Kirchenversammlungen hatte schon früh die zu Nicäa v. 325 auch im Occident unbestrittenen Ansehen, und es gab deshalb von deren Sitzungen verschiedene Uebersetzungen. Außerdem waren die Schlässe der Synode von Sardica in einem lateinischen Original vorhanden. Mündlich traten aber auch die Schlässe der Synoden von Ancyra (314), Neocaesarea (314) und Gangra (um das Jahr. 365) in den Kreis des abendländischen Rechts, inderwarin eines in Italien entstandenen Uebersetzung, welche den Stamm der sogenannten spanischen oder

Isidorischen bildet 18). Neben ihr gab es eine zweite, wahrscheinlich auch in Italien entstandene. Diese enthält als Sammlung in ihrer weitesten Ausdehnung die Synoden von Ancona, Neocaesarea, Nicäa, Antiochien (341), Gangra, Constantinopel (381) und Chalcedon (451) und heisst jetzt gewöhnlich *primum translatio* 19). Ihren Namen hat sie, weil man auf sie eine Uebersetzung des Dionysius in der Vorrede, für seiner gleich nachher zu erwähnenden Canonensammlung bezog 20). Eine Zeit lang diente sie ferner anderen Uebersetzungen in den Sammlungen zur Ergänzung, bis auch diese schon das Concil zu Nicäa, als die Synoden von Antiochien, Laodicea (zwischen 347 u. 382), Constantinopel und zuletzt die Schlässe der Synode von Chalcedon in sich aufnahm 21). Erst seit ihrer Einnahme in die später zu erwähnende, dem heiligen Isidor, zugeschriebene Sammlung erscheint sie unter dem Namen der spanischen oder Isidorischen als ein Ganzes. Benutzt hat sie Isidor, und zwar vor ihrer Vollendung, durch das Concil von Chalcedon, öfter, namentlich in einer wahrscheinlich in Gallien am Ende des 5. Jahrh. verfassten Sammlung von canones, päpstlichen Decreten und päpstlichen Rescripten, welchen ihr erster Herausgeber Pasquator Duesnel ohne Grund den Namen *Codex canonum ecclesiae Romanae* beigelegt hat 22), und in der in 352 Nummern abgetheilten

12) *Isidorus* l. I. p. 327. *Isidori* a. d. C. 602.

13) *Isidorus* l. I. p. 330 seq. Auch in die Herausgeber in *Voeltz* u. *Juchacz* Bibl. lat. canon. vet. T. I. p. 275 seq., dann *Wesseling* reg. von *Isidorus* (Opp. Leonis M. T. III. p. 473).

14) *Quemadmodum capitula hactenus postea Laurentius assidens et familiaris observatione plurimum notatque regulas ecclesiasticas de graeco transference potest, conclusiones, credo, priores translationis offensus: nihilominus tamen legatum laborem tunc vastitudinis consideratione auscepit*. Die Schwierigkeit liegt hier zunächst nicht darin, daß Dionysius die nach dem Concil von Chalcedon, also vor 450 Jahre vor ihm entstandene Uebersetzung einer priores translatio nennt, da hier im Allgemeinen die bisher übliche Uebersetzung gemeint sein kann; die Fragefrage bleibt aber die, ob die Uebersetzungen der verschiedenen griechischen Synoden schon damals für eine Sammlung vereinigt gewesen seien, wie sich leicht in der unvollständigen Handschrift des Anselm, hieher der einzigen, vorgelesen hat. Willig scheint auch die von den *Valentinij* benutzte *Isidorus*, das dieselben Sammlungen der ältesten Zeit israel aus der jetzt sogenannten Priores, als aus der sogenannten *secunda* Isidorus, für die entgegengesetzte Ansicht zu beweisen, und die angeführte Stelle des Dionysius kann um so weniger einen Beweis liefern, als die Worte „priores translationis confusio“ nicht nothwendig von der Unvollständigkeit einer bestimmten, zu einer Sammlung gehaltenen Uebersetzung gerührt werden müssen, sondern eben so auf die Beziehung auf den besondern Mangel an Einheit in den Uebersetzungen übergehen können. Richter, *Schreibung des Isidor*, aus *evangel. Kirchenrecht* 4. Ausg. S. 66. Note 2.

15) Nach dem *Isidorus* l. I. p. 327. *Isidori* a. d. C. 604. 16) *Isidori* a. d. C. 604. 17) *Isidori* a. d. C. 604. 18) *Isidori* a. d. C. 604. 19) *Isidori* a. d. C. 604. 20) *Isidori* a. d. C. 604. 21) *Isidori* a. d. C. 604. 22) *Isidori* a. d. C. 604. 23) *Isidori* a. d. C. 604. 24) *Isidori* a. d. C. 604. 25) *Isidori* a. d. C. 604. 26) *Isidori* a. d. C. 604. 27) *Isidori* a. d. C. 604. 28) *Isidori* a. d. C. 604. 29) *Isidori* a. d. C. 604. 30) *Isidori* a. d. C. 604. 31) *Isidori* a. d. C. 604. 32) *Isidori* a. d. C. 604. 33) *Isidori* a. d. C. 604. 34) *Isidori* a. d. C. 604. 35) *Isidori* a. d. C. 604. 36) *Isidori* a. d. C. 604. 37) *Isidori* a. d. C. 604. 38) *Isidori* a. d. C. 604. 39) *Isidori* a. d. C. 604. 40) *Isidori* a. d. C. 604. 41) *Isidori* a. d. C. 604. 42) *Isidori* a. d. C. 604. 43) *Isidori* a. d. C. 604. 44) *Isidori* a. d. C. 604. 45) *Isidori* a. d. C. 604. 46) *Isidori* a. d. C. 604. 47) *Isidori* a. d. C. 604. 48) *Isidori* a. d. C. 604. 49) *Isidori* a. d. C. 604. 50) *Isidori* a. d. C. 604. 51) *Isidori* a. d. C. 604. 52) *Isidori* a. d. C. 604. 53) *Isidori* a. d. C. 604. 54) *Isidori* a. d. C. 604. 55) *Isidori* a. d. C. 604. 56) *Isidori* a. d. C. 604. 57) *Isidori* a. d. C. 604. 58) *Isidori* a. d. C. 604. 59) *Isidori* a. d. C. 604. 60) *Isidori* a. d. C. 604. 61) *Isidori* a. d. C. 604. 62) *Isidori* a. d. C. 604. 63) *Isidori* a. d. C. 604. 64) *Isidori* a. d. C. 604. 65) *Isidori* a. d. C. 604. 66) *Isidori* a. d. C. 604. 67) *Isidori* a. d. C. 604. 68) *Isidori* a. d. C. 604. 69) *Isidori* a. d. C. 604. 70) *Isidori* a. d. C. 604. 71) *Isidori* a. d. C. 604. 72) *Isidori* a. d. C. 604. 73) *Isidori* a. d. C. 604. 74) *Isidori* a. d. C. 604. 75) *Isidori* a. d. C. 604. 76) *Isidori* a. d. C. 604. 77) *Isidori* a. d. C. 604. 78) *Isidori* a. d. C. 604. 79) *Isidori* a. d. C. 604. 80) *Isidori* a. d. C. 604. 81) *Isidori* a. d. C. 604. 82) *Isidori* a. d. C. 604. 83) *Isidori* a. d. C. 604. 84) *Isidori* a. d. C. 604. 85) *Isidori* a. d. C. 604. 86) *Isidori* a. d. C. 604. 87) *Isidori* a. d. C. 604. 88) *Isidori* a. d. C. 604. 89) *Isidori* a. d. C. 604. 90) *Isidori* a. d. C. 604. 91) *Isidori* a. d. C. 604. 92) *Isidori* a. d. C. 604. 93) *Isidori* a. d. C. 604. 94) *Isidori* a. d. C. 604. 95) *Isidori* a. d. C. 604. 96) *Isidori* a. d. C. 604. 97) *Isidori* a. d. C. 604. 98) *Isidori* a. d. C. 604. 99) *Isidori* a. d. C. 604. 100) *Isidori* a. d. C. 604. 101) *Isidori* a. d. C. 604. 102) *Isidori* a. d. C. 604. 103) *Isidori* a. d. C. 604. 104) *Isidori* a. d. C. 604. 105) *Isidori* a. d. C. 604. 106) *Isidori* a. d. C. 604. 107) *Isidori* a. d. C. 604. 108) *Isidori* a. d. C. 604. 109) *Isidori* a. d. C. 604. 110) *Isidori* a. d. C. 604. 111) *Isidori* a. d. C. 604. 112) *Isidori* a. d. C. 604. 113) *Isidori* a. d. C. 604. 114) *Isidori* a. d. C. 604. 115) *Isidori* a. d. C. 604. 116) *Isidori* a. d. C. 604. 117) *Isidori* a. d. C. 604. 118) *Isidori* a. d. C. 604. 119) *Isidori* a. d. C. 604. 120) *Isidori* a. d. C. 604. 121) *Isidori* a. d. C. 604. 122) *Isidori* a. d. C. 604. 123) *Isidori* a. d. C. 604. 124) *Isidori* a. d. C. 604. 125) *Isidori* a. d. C. 604. 126) *Isidori* a. d. C. 604. 127) *Isidori* a. d. C. 604. 128) *Isidori* a. d. C. 604. 129) *Isidori* a. d. C. 604. 130) *Isidori* a. d. C. 604. 131) *Isidori* a. d. C. 604. 132) *Isidori* a. d. C. 604. 133) *Isidori* a. d. C. 604. 134) *Isidori* a. d. C. 604. 135) *Isidori* a. d. C. 604. 136) *Isidori* a. d. C. 604. 137) *Isidori* a. d. C. 604. 138) *Isidori* a. d. C. 604. 139) *Isidori* a. d. C. 604. 140) *Isidori* a. d. C. 604. 141) *Isidori* a. d. C. 604. 142) *Isidori* a. d. C. 604. 143) *Isidori* a. d. C. 604. 144) *Isidori* a. d. C. 604. 145) *Isidori* a. d. C. 604. 146) *Isidori* a. d. C. 604. 147) *Isidori* a. d. C. 604. 148) *Isidori* a. d. C. 604. 149) *Isidori* a. d. C. 604. 150) *Isidori* a. d. C. 604. 151) *Isidori* a. d. C. 604. 152) *Isidori* a. d. C. 604. 153) *Isidori* a. d. C. 604. 154) *Isidori* a. d. C. 604. 155) *Isidori* a. d. C. 604. 156) *Isidori* a. d. C. 604. 157) *Isidori* a. d. C. 604. 158) *Isidori* a. d. C. 604. 159) *Isidori* a. d. C. 604. 160) *Isidori* a. d. C. 604. 161) *Isidori* a. d. C. 604. 162) *Isidori* a. d. C. 604. 163) *Isidori* a. d. C. 604. 164) *Isidori* a. d. C. 604. 165) *Isidori* a. d. C. 604. 166) *Isidori* a. d. C. 604. 167) *Isidori* a. d. C. 604. 168) *Isidori* a. d. C. 604. 169) *Isidori* a. d. C. 604. 170) *Isidori* a. d. C. 604. 171) *Isidori* a. d. C. 604. 172) *Isidori* a. d. C. 604. 173) *Isidori* a. d. C. 604. 174) *Isidori* a. d. C. 604. 175) *Isidori* a. d. C. 604. 176) *Isidori* a. d. C. 604. 177) *Isidori* a. d. C. 604. 178) *Isidori* a. d. C. 604. 179) *Isidori* a. d. C. 604. 180) *Isidori* a. d. C. 604. 181) *Isidori* a. d. C. 604. 182) *Isidori* a. d. C. 604. 183) *Isidori* a. d. C. 604. 184) *Isidori* a. d. C. 604. 185) *Isidori* a. d. C. 604. 186) *Isidori* a. d. C. 604. 187) *Isidori* a. d. C. 604. 188) *Isidori* a. d. C. 604. 189) *Isidori* a. d. C. 604. 190) *Isidori* a. d. C. 604. 191) *Isidori* a. d. C. 604. 192) *Isidori* a. d. C. 604. 193) *Isidori* a. d. C. 604. 194) *Isidori* a. d. C. 604. 195) *Isidori* a. d. C. 604. 196) *Isidori* a. d. C. 604. 197) *Isidori* a. d. C. 604. 198) *Isidori* a. d. C. 604. 199) *Isidori* a. d. C. 604. 200) *Isidori* a. d. C. 604. 201) *Isidori* a. d. C. 604. 202) *Isidori* a. d. C. 604. 203) *Isidori* a. d. C. 604. 204) *Isidori* a. d. C. 604. 205) *Isidori* a. d. C. 604. 206) *Isidori* a. d. C. 604. 207) *Isidori* a. d. C. 604. 208) *Isidori* a. d. C. 604. 209) *Isidori* a. d. C. 604. 210) *Isidori* a. d. C. 604. 211) *Isidori* a. d. C. 604. 212) *Isidori* a. d. C. 604. 213) *Isidori* a. d. C. 604. 214) *Isidori* a. d. C. 604. 215) *Isidori* a. d. C. 604. 216) *Isidori* a. d. C. 604. 217) *Isidori* a. d. C. 604. 218) *Isidori* a. d. C. 604. 219) *Isidori* a. d. C. 604. 220) *Isidori* a. d. C. 604. 221) *Isidori* a. d. C. 604. 222) *Isidori* a. d. C. 604. 223) *Isidori* a. d. C. 604. 224) *Isidori* a. d. C. 604. 225) *Isidori* a. d. C. 604. 226) *Isidori* a. d. C. 604. 227) *Isidori* a. d. C. 604. 228) *Isidori* a. d. C. 604. 229) *Isidori* a. d. C. 604. 230) *Isidori* a. d. C. 604. 231) *Isidori* a. d. C. 604. 232) *Isidori* a. d. C. 604. 233) *Isidori* a. d. C. 604. 234) *Isidori* a. d. C. 604. 235) *Isidori* a. d. C. 604. 236) *Isidori* a. d. C. 604. 237) *Isidori* a. d. C. 604. 238) *Isidori* a. d. C. 604. 239) *Isidori* a. d. C. 604. 240) *Isidori* a. d. C. 604. 241) *Isidori* a. d. C. 604. 242) *Isidori* a. d. C. 604. 243) *Isidori* a. d. C. 604. 244) *Isidori* a. d. C. 604. 245) *Isidori* a. d. C. 604. 246) *Isidori* a. d. C. 604. 247) *Isidori* a. d. C. 604. 248) *Isidori* a. d. C. 604. 249) *Isidori* a. d. C. 604. 250) *Isidori* a. d. C. 604. 251) *Isidori* a. d. C. 604. 252) *Isidori* a. d. C. 604. 253) *Isidori* a. d. C. 604. 254) *Isidori* a. d. C. 604. 255) *Isidori* a. d. C. 604. 256) *Isidori* a. d. C. 604. 257) *Isidori* a. d. C. 604. 258) *Isidori* a. d. C. 604. 259) *Isidori* a. d. C. 604. 260) *Isidori* a. d. C. 604. 261) *Isidori* a. d. C. 604. 262) *Isidori* a. d. C. 604. 263) *Isidori* a. d. C. 604. 264) *Isidori* a. d. C. 604. 265) *Isidori* a. d. C. 604. 266) *Isidori* a. d. C. 604. 267) *Isidori* a. d. C. 604. 268) *Isidori* a. d. C. 604. 269) *Isidori* a. d. C. 604. 270) *Isidori* a. d. C. 604. 271) *Isidori* a. d. C. 604. 272) *Isidori* a. d. C. 604. 273) *Isidori* a. d. C. 604. 274) *Isidori* a. d. C. 604. 275) *Isidori* a. d. C. 604. 276) *Isidori* a. d. C. 604. 277) *Isidori* a. d. C. 604. 278) *Isidori* a. d. C. 604. 279) *Isidori* a. d. C. 604. 280) *Isidori* a. d. C. 604. 281) *Isidori* a. d. C. 604. 282) *Isidori* a. d. C. 604. 283) *Isidori* a. d. C. 604. 284) *Isidori* a. d. C. 604. 285) *Isidori* a. d. C. 604. 286) *Isidori* a. d. C. 604. 287) *Isidori* a. d. C. 604. 288) *Isidori* a. d. C. 604. 289) *Isidori* a. d. C. 604. 290) *Isidori* a. d. C. 604. 291) *Isidori* a. d. C. 604. 292) *Isidori* a. d. C. 604. 293) *Isidori* a. d. C. 604. 294) *Isidori* a. d. C. 604. 295) *Isidori* a. d. C. 604. 296) *Isidori* a. d. C. 604. 297) *Isidori* a. d. C. 604. 298) *Isidori* a. d. C. 604. 299) *Isidori* a. d. C. 604. 300) *Isidori* a. d. C. 604. 301) *Isidori* a. d. C. 604. 302) *Isidori* a. d. C. 604. 303) *Isidori* a. d. C. 604. 304) *Isidori* a. d. C. 604. 305) *Isidori* a. d. C. 604. 306) *Isidori* a. d. C. 604. 307) *Isidori* a. d. C. 604. 308) *Isidori* a. d. C. 604. 309) *Isidori* a. d. C. 604. 310) *Isidori* a. d. C. 604. 311) *Isidori* a. d. C. 604. 312) *Isidori* a. d. C. 604. 313) *Isidori* a. d. C. 604. 314) *Isidori* a. d. C. 604. 315) *Isidori* a. d. C. 604. 316) *Isidori* a. d. C. 604. 317) *Isidori* a. d. C. 604. 318) *Isidori* a. d. C. 604. 319) *Isidori* a. d. C. 604. 320) *Isidori* a. d. C. 604. 321) *Isidori* a. d. C. 604. 322) *Isidori* a. d. C. 604. 323) *Isidori* a. d. C. 604. 324) *Isidori* a. d. C. 604. 325) *Isidori* a. d. C. 604. 326) *Isidori* a. d. C. 604. 327) *Isidori* a. d. C. 604. 328) *Isidori* a. d. C. 604. 329) *Isidori* a. d. C. 604. 330) *Isidori* a. d. C. 604. 331) *Isidori* a. d. C. 604. 332) *Isidori* a. d. C. 604. 333) *Isidori* a. d. C. 604. 334) *Isidori* a. d. C. 604. 335) *Isidori* a. d. C. 604. 336) *Isidori* a. d. C. 604. 337) *Isidori* a. d. C. 604. 338) *Isidori* a. d. C. 604. 339) *Isidori* a. d. C. 604. 340) *Isidori* a. d. C. 604. 341) *Isidori* a. d. C. 604. 342) *Isidori* a. d. C. 604. 343) *Isidori* a. d. C. 604. 344) *Isidori* a. d. C. 604. 345) *Isidori* a. d. C. 604. 346) *Isidori* a. d. C. 604. 347) *Isidori* a. d. C. 604. 348) *Isidori* a. d. C. 604. 349) *Isidori* a. d. C. 604. 350) *Isidori* a. d. C. 604. 351) *Isidori* a. d. C. 604. 352) *Isidori* a. d. C. 604. 353) *Isidori* a. d. C. 604. 354) *Isidori* a. d. C. 604. 355) *Isidori* a. d. C. 604. 356) *Isidori* a. d. C. 604. 357) *Isidori* a. d. C. 604. 358) *Isidori* a. d. C. 604. 359) *Isidori* a. d. C. 604. 360) *Isidori* a. d. C. 604. 361) *Isidori* a. d. C. 604. 362) *Isidori* a. d. C. 604. 363) *Isidori* a. d. C. 604. 364) *Isidori* a. d. C. 604. 365) *Isidori* a. d. C. 604. 366) *Isidori* a. d. C. 604. 367) *Isidori* a. d. C. 604. 368) *Isidori* a. d. C. 604. 369) *Isidori* a. d. C. 604. 370) *Isidori* a. d. C. 604. 371) *Isidori* a. d. C. 604. 372) *Isidori* a. d. C. 604. 373) *Isidori* a. d. C. 604. 374) *Isidori* a. d. C. 604. 375) *Isidori* a. d. C. 604. 376) *Isidori* a. d. C. 604. 377) *Isidori* a. d. C. 604. 378) *Isidori* a. d. C. 604. 379) *Isidori* a. d. C. 604. 380) *Isidori* a. d. C. 604. 381) *Isidori* a. d. C. 604. 382) *Isidori* a. d. C. 604. 383) *Isidori* a. d. C. 604. 384) *Isidori* a. d. C. 604. 385) *Isidori* a. d. C. 604. 386) *Isidori* a. d. C. 604. 387) *Isidori* a. d. C. 604. 388) *Isidori* a. d. C. 604. 389) *Isidori* a. d. C. 604. 390) *Isidori* a. d. C. 604. 391) *Isidori* a. d. C. 604. 392) *Isidori* a. d. C. 604. 393) *Isidori* a. d. C. 604. 394) *Isidori* a. d. C. 604. 395) *Isidori* a. d. C. 604. 396) *Isidori* a. d. C. 604. 397) *Isidori* a. d. C. 604. 398) *Isidori* a. d. C. 604. 399) *Isidori* a. d. C. 604. 400) *Isidori* a. d. C. 604. 401) *Isidori* a. d. C. 604. 402) *Isidori* a. d. C. 604. 403) *Isidori* a. d. C. 604. 404) *Isidori* a. d. C. 604. 405) *Isidori* a. d. C. 604. 406) *Isidori* a. d. C. 604. 407) *Isidori* a. d. C. 604. 408) *Isidori* a. d. C. 604. 409) *Isidori* a. d. C. 604. 410) *Isidori* a. d. C. 604. 411) *Isidori* a. d. C. 604. 412) *Isidori* a. d. C. 604. 413) *Isidori* a. d. C. 604. 414) *Isidori* a. d. C. 604. 415) *Isidori* a. d. C. 604. 416) *Isidori* a. d. C. 604. 417) *Isidori* a. d. C. 604. 418) *Isidori* a. d. C. 604. 419) *Isidori* a. d. C. 604. 420) *Isidori* a. d. C. 604. 421) *Isidori* a. d. C. 604. 422) *Isidori* a. d. C. 604. 423) *Isidori* a. d. C. 604. 424) *Isidori* a. d. C. 604. 425) *Isidori* a. d. C. 604. 426) *Isidori* a. d. C. 604. 427) *Isidori* a. d. C. 604. 428) *Isidori* a. d. C. 604. 429) *Isidori* a. d. C. 604. 430) *Isidori* a. d. C. 604. 431) *Isidori* a. d. C. 604. 432) *Isidori* a. d. C. 604. 433) *Isidori* a. d. C. 604. 434) *Isidori* a. d. C. 604. 435) *Isidori* a. d. C. 604. 436) *Isidori* a. d. C. 604. 437) *Isidori* a. d. C. 604. 438) *Isidori* a. d. C. 604. 439) *Isidori* a. d. C. 60

Breviatio canonum des catholischen Bisthums Augustinus Gerandus (um 547¹⁷). Bei diesem findet sich auch die erste Spur einer umfassenden Benutzung des fremden Rechts in der afrikanischen Kirche¹⁸, wo bis dahin außer den Schläffen des Concils zu Nicäa nur die einheimischen canones die Grundlage des Rechtslebens gebildet hatten. Diese erhielten gewöhnlich wieder Verstärkung auf späteren Synoden, wodurch sie, wie namentlich die auch in die abendländischen Sammlungen übergegangenen Acten der Synode zu Carthago von 419, den Charakter geschlossener Sammlungen annahmen¹⁹. Daneben gab es aber auch chronologische Sammlungen der afrikanischen Concilien, welche man in den späteren abendländischen Sammlungen benutzt hat. Das Bedürfnis einer geordneten Sammlung wurde zu Ende des 5. Jahrh. durch Dionysius Erlaus befriedigt²⁰. Dieser unterwarf für den Bischof Stephanus von Salona eine Uebersetzung und Zusammenstellung der Synodalschlüsse, deren zweite Recension²¹ folgende Bestandtheile enthält: 1) 50 apostolische canones; 2) die Schlüsse von Nicäa (325), Ancyra (314), Neocaesarea (314), Gangra (um 365), Antiochia (341); Theodora (zwischen 347 und 381) und Constantinopel (381) in 165 Nummern, übersteigt auch einer geschlossenen griechischen Sammlung; 3) die Schlüsse des Concils zu Chalcedon (451); 4) 21 canones von Sardica (347) aus dem lateinischen Original; 5) die Acten der Synode zu Carthago von 419 in 138 Nummern. Später veranstaltete er eine andere Sammlung, welche die Decretalen der Päpste Siricius (385—388), Innocenz I. (402—417), Gelasius (417—418), Bonifacius (418—423), Celestinus (418—432), Leo I. (440—461); Gelasius (492—496), Anastasius II. (496—498), und zwar so zusammengestellt, daß die Briefe jedes einzelnen Papstes besondere Nummernzahlen bilden. Unter die Zeit der Entstehung beider Sammlungen ist Folgendes zu bemerken. In der Vorrede der zweiten Sammlung berichtet Dionysius, daß er nur „praecritorum sedis apostolicæ prae-sulum constituta“ gesammelt habe. Der letzte Brief gehört dem Papste Anastasius II.; die Zeit der Entstehung der Sammlung fällt also nach dem Todejahres des letzteren (498) unter das Pontificat des Symmachus, welcher 514 starb, und von welchem keine Decretalen in der Samm-

lung stehen²². Beide Werke, zu einer großen Sammlung vereinigt, fanden bald in das Rechtlichen Eingang, erhielten aber eben deshalb Vermehrung theils mit älteren, theils, um auf der Höhe der Zeit erhalten zu werden, mit neueren Titeln²³. In diesem erweiterten Umfange und mit einer unbedeutenden Aenderung in Bezug auf die innere Anordnung erschienen sie in einer von Papst Hadrian III. c. 774 Karl dem Großen geschenkten Handschrift²⁴ (sogenannte Dionysische-Hadrianische Sammlung). Dies veranlaßte ihre Verbreitung im fränkischen Reich, wo sie im Anfange des 9. Jahrh. sogar förmlich als Codex canonum der Kirche recipirt worden zu sein scheinen²⁵. Eine systematische Bearbeitung der Dionysischen Sammlung in 300 Titeln hat sich von einem afrikanischen Bischof Cresconius erhalten²⁶. Während die Sammlung des Dionysius mehr den Charakter eines Coder der allgemein angenommenen Rechtsbestimmungen hat, ist eine andere, in Spanien entstandene, die spanische oder sogenannte Ilibarische Sammlung²⁷, entgegengefeßt als Trägerin des besseren Rechts der spanischen Kirche zu betrachten. Ihre

22) Von einer dritten, auf Befehl des Papstes Gormicus (514—523) unternommenen, weiteren ergänzten Sammlung, welche die von der ganzen Kirche anerkannten Schlüsse (wie, weiter die canones apostolorum, noch das Concil von Sardica, noch die afrikanischen Canones), und zwar geordnet und lateinisch enthalten sollte, hat sich die Vorrede erhalten, mittheilt in *Sierney*, *De collect. canon. eod. Graecus* p. 11 und *Gor. Andrei*, *Lettera al Sig. Abbate Morelli sopra alcuni codici delle biblot. capitulari di Novara e di Verelli*. Parm. 1802. 23) *Ballerini* l. I. p. 488 seq. Die drei, schon mit einigen früheren Ausgaben vermehrte Ausgaben: 1) *Canones Apostolorum, veterum conciliorum constitutiones, decreta Pontificum antiquiora etc. ed. W. de Janina*, Mogunt. 1525. fol. Auf dieser ruht die Ausgabe von Jean Pithou (Pithou) unter dem Titel: *Codex canonum vetus eod. Rom. Paris. 1609*, und dessen Nachlaß die Sammlung zum ersten Mal 1687. fol. herausgegeben worden ist. Nur die Concilien nach Hadrianischen Handschriften, enthalten die Vorrede in *Gene. Gerad. ed. Martine*. T. I. p. 151—236 und der Annot. *Elementa iur. canon. August. Vind. 1757*. 4. 9 T. T. II. p. 76 seq. Auch die Ausgabe in der Bibl. jur. canon. T. I. p. 101 beruht nicht auf reinen Dionysischen Handschriften. Die Handschriften späterer Jahrhunderte sind mittheilt im *Codex can. eod. Dionysii* *Reigen* c. 2. v. 1. v. 2. v. 3. v. 4. v. 5. v. 6. v. 7. v. 8. v. 9. v. 10. v. 11. v. 12. v. 13. v. 14. v. 15. v. 16. v. 17. v. 18. v. 19. v. 20. v. 21. v. 22. v. 23. v. 24. v. 25. v. 26. v. 27. v. 28. v. 29. v. 30. v. 31. v. 32. v. 33. v. 34. v. 35. v. 36. v. 37. v. 38. v. 39. v. 40. v. 41. v. 42. v. 43. v. 44. v. 45. v. 46. v. 47. v. 48. v. 49. v. 50. v. 51. v. 52. v. 53. v. 54. v. 55. v. 56. v. 57. v. 58. v. 59. v. 60. v. 61. v. 62. v. 63. v. 64. v. 65. v. 66. v. 67. v. 68. v. 69. v. 70. v. 71. v. 72. v. 73. v. 74. v. 75. v. 76. v. 77. v. 78. v. 79. v. 80. v. 81. v. 82. v. 83. v. 84. v. 85. v. 86. v. 87. v. 88. v. 89. v. 90. v. 91. v. 92. v. 93. v. 94. v. 95. v. 96. v. 97. v. 98. v. 99. v. 100. v. 101. v. 102. v. 103. v. 104. v. 105. v. 106. v. 107. v. 108. v. 109. v. 110. v. 111. v. 112. v. 113. v. 114. v. 115. v. 116. v. 117. v. 118. v. 119. v. 120. v. 121. v. 122. v. 123. v. 124. v. 125. v. 126. v. 127. v. 128. v. 129. v. 130. v. 131. v. 132. v. 133. v. 134. v. 135. v. 136. v. 137. v. 138. v. 139. v. 140. v. 141. v. 142. v. 143. v. 144. v. 145. v. 146. v. 147. v. 148. v. 149. v. 150. v. 151. v. 152. v. 153. v. 154. v. 155. v. 156. v. 157. v. 158. v. 159. v. 160. v. 161. v. 162. v. 163. v. 164. v. 165. v. 166. v. 167. v. 168. v. 169. v. 170. v. 171. v. 172. v. 173. v. 174. v. 175. v. 176. v. 177. v. 178. v. 179. v. 180. v. 181. v. 182. v. 183. v. 184. v. 185. v. 186. v. 187. v. 188. v. 189. v. 190. v. 191. v. 192. v. 193. v. 194. v. 195. v. 196. v. 197. v. 198. v. 199. v. 200. v. 201. v. 202. v. 203. v. 204. v. 205. v. 206. v. 207. v. 208. v. 209. v. 210. v. 211. v. 212. v. 213. v. 214. v. 215. v. 216. v. 217. v. 218. v. 219. v. 220. v. 221. v. 222. v. 223. v. 224. v. 225. v. 226. v. 227. v. 228. v. 229. v. 230. v. 231. v. 232. v. 233. v. 234. v. 235. v. 236. v. 237. v. 238. v. 239. v. 240. v. 241. v. 242. v. 243. v. 244. v. 245. v. 246. v. 247. v. 248. v. 249. v. 250. v. 251. v. 252. v. 253. v. 254. v. 255. v. 256. v. 257. v. 258. v. 259. v. 260. v. 261. v. 262. v. 263. v. 264. v. 265. v. 266. v. 267. v. 268. v. 269. v. 270. v. 271. v. 272. v. 273. v. 274. v. 275. v. 276. v. 277. v. 278. v. 279. v. 280. v. 281. v. 282. v. 283. v. 284. v. 285. v. 286. v. 287. v. 288. v. 289. v. 290. v. 291. v. 292. v. 293. v. 294. v. 295. v. 296. v. 297. v. 298. v. 299. v. 300. v. 301. v. 302. v. 303. v. 304. v. 305. v. 306. v. 307. v. 308. v. 309. v. 310. v. 311. v. 312. v. 313. v. 314. v. 315. v. 316. v. 317. v. 318. v. 319. v. 320. v. 321. v. 322. v. 323. v. 324. v. 325. v. 326. v. 327. v. 328. v. 329. v. 330. v. 331. v. 332. v. 333. v. 334. v. 335. v. 336. v. 337. v. 338. v. 339. v. 340. v. 341. v. 342. v. 343. v. 344. v. 345. v. 346. v. 347. v. 348. v. 349. v. 350. v. 351. v. 352. v. 353. v. 354. v. 355. v. 356. v. 357. v. 358. v. 359. v. 360. v. 361. v. 362. v. 363. v. 364. v. 365. v. 366. v. 367. v. 368. v. 369. v. 370. v. 371. v. 372. v. 373. v. 374. v. 375. v. 376. v. 377. v. 378. v. 379. v. 380. v. 381. v. 382. v. 383. v. 384. v. 385. v. 386. v. 387. v. 388. v. 389. v. 390. v. 391. v. 392. v. 393. v. 394. v. 395. v. 396. v. 397. v. 398. v. 399. v. 400. v. 401. v. 402. v. 403. v. 404. v. 405. v. 406. v. 407. v. 408. v. 409. v. 410. v. 411. v. 412. v. 413. v. 414. v. 415. v. 416. v. 417. v. 418. v. 419. v. 420. v. 421. v. 422. v. 423. v. 424. v. 425. v. 426. v. 427. v. 428. v. 429. v. 430. v. 431. v. 432. v. 433. v. 434. v. 435. v. 436. v. 437. v. 438. v. 439. v. 440. v. 441. v. 442. v. 443. v. 444. v. 445. v. 446. v. 447. v. 448. v. 449. v. 450. v. 451. v. 452. v. 453. v. 454. v. 455. v. 456. v. 457. v. 458. v. 459. v. 460. v. 461. v. 462. v. 463. v. 464. v. 465. v. 466. v. 467. v. 468. v. 469. v. 470. v. 471. v. 472. v. 473. v. 474. v. 475. v. 476. v. 477. v. 478. v. 479. v. 480. v. 481. v. 482. v. 483. v. 484. v. 485. v. 486. v. 487. v. 488. v. 489. v. 490. v. 491. v. 492. v. 493. v. 494. v. 495. v. 496. v. 497. v. 498. v. 499. v. 500. v. 501. v. 502. v. 503. v. 504. v. 505. v. 506. v. 507. v. 508. v. 509. v. 510. v. 511. v. 512. v. 513. v. 514. v. 515. v. 516. v. 517. v. 518. v. 519. v. 520. v. 521. v. 522. v. 523. v. 524. v. 525. v. 526. v. 527. v. 528. v. 529. v. 530. v. 531. v. 532. v. 533. v. 534. v. 535. v. 536. v. 537. v. 538. v. 539. v. 540. v. 541. v. 542. v. 543. v. 544. v. 545. v. 546. v. 547. v. 548. v. 549. v. 550. v. 551. v. 552. v. 553. v. 554. v. 555. v. 556. v. 557. v. 558. v. 559. v. 560. v. 561. v. 562. v. 563. v. 564. v. 565. v. 566. v. 567. v. 568. v. 569. v. 570. v. 571. v. 572. v. 573. v. 574. v. 575. v. 576. v. 577. v. 578. v. 579. v. 580. v. 581. v. 582. v. 583. v. 584. v. 585. v. 586. v. 587. v. 588. v. 589. v. 590. v. 591. v. 592. v. 593. v. 594. v. 595. v. 596. v. 597. v. 598. v. 599. v. 600. v. 601. v. 602. v. 603. v. 604. v. 605. v. 606. v. 607. v. 608. v. 609. v. 610. v. 611. v. 612. v. 613. v. 614. v. 615. v. 616. v. 617. v. 618. v. 619. v. 620. v. 621. v. 622. v. 623. v. 624. v. 625. v. 626. v. 627. v. 628. v. 629. v. 630. v. 631. v. 632. v. 633. v. 634. v. 635. v. 636. v. 637. v. 638. v. 639. v. 640. v. 641. v. 642. v. 643. v. 644. v. 645. v. 646. v. 647. v. 648. v. 649. v. 650. v. 651. v. 652. v. 653. v. 654. v. 655. v. 656. v. 657. v. 658. v. 659. v. 660. v. 661. v. 662. v. 663. v. 664. v. 665. v. 666. v. 667. v. 668. v. 669. v. 670. v. 671. v. 672. v. 673. v. 674. v. 675. v. 676. v. 677. v. 678. v. 679. v. 680. v. 681. v. 682. v. 683. v. 684. v. 685. v. 686. v. 687. v. 688. v. 689. v. 690. v. 691. v. 692. v. 693. v. 694. v. 695. v. 696. v. 697. v. 698. v. 699. v. 700. v. 701. v. 702. v. 703. v. 704. v. 705. v. 706. v. 707. v. 708. v. 709. v. 710. v. 711. v. 712. v. 713. v. 714. v. 715. v. 716. v. 717. v. 718. v. 719. v. 720. v. 721. v. 722. v. 723. v. 724. v. 725. v. 726. v. 727. v. 728. v. 729. v. 730. v. 731. v. 732. v. 733. v. 734. v. 735. v. 736. v. 737. v. 738. v. 739. v. 740. v. 741. v. 742. v. 743. v. 744. v. 745. v. 746. v. 747. v. 748. v. 749. v. 750. v. 751. v. 752. v. 753. v. 754. v. 755. v. 756. v. 757. v. 758. v. 759. v. 760. v. 761. v. 762. v. 763. v. 764. v. 765. v. 766. v. 767. v. 768. v. 769. v. 770. v. 771. v. 772. v. 773. v. 774. v. 775. v. 776. v. 777. v. 778. v. 779. v. 780. v. 781. v. 782. v. 783. v. 784. v. 785. v. 786. v. 787. v. 788. v. 789. v. 790. v. 791. v. 792. v. 793. v. 794. v. 795. v. 796. v. 797. v. 798. v. 799. v. 800. v. 801. v. 802. v. 803. v. 804. v. 805. v. 806. v. 807. v. 808. v. 809. v. 810. v. 811. v. 812. v. 813. v. 814. v. 815. v. 816. v. 817. v. 818. v. 819. v. 820. v. 821. v. 822. v. 823. v. 824. v. 825. v. 826. v. 827. v. 828. v. 829. v. 830. v. 831. v. 832. v. 833. v. 834. v. 835. v. 836. v. 837. v. 838. v. 839. v. 840. v. 841. v. 842. v. 843. v. 844. v. 845. v. 846. v. 847. v. 848. v. 849. v. 850. v. 851. v. 852. v. 853. v. 854. v. 855. v. 856. v. 857. v. 858. v. 859. v. 860. v. 861. v. 862. v. 863. v. 864. v. 865. v. 866. v. 867. v. 868. v. 869. v. 870. v. 871. v. 872. v. 873. v. 874. v. 875. v. 876. v. 877. v. 878. v. 879. v. 880. v. 881. v. 882. v. 883. v. 884. v. 885. v. 886. v. 887. v. 888. v. 889. v. 890. v. 891. v. 892. v. 893. v. 894. v. 895. v. 896. v. 897. v. 898. v. 899. v. 900. v. 901. v. 902. v. 903. v. 904. v. 905. v. 906. v. 907. v. 908. v. 909. v. 910. v. 911. v. 912. v. 913. v. 914. v. 915. v. 916. v. 917. v. 918. v. 919. v. 920. v. 921. v. 922. v. 923. v. 924. v. 925. v. 926. v. 927. v. 928. v. 929. v. 930. v. 931. v. 932. v. 933. v. 934. v. 935. v. 936. v. 937. v. 938. v. 939. v. 940. v. 941. v. 942. v. 943. v. 944. v. 945. v. 946. v. 947. v. 948. v. 949. v. 950. v. 951. v. 952. v. 953. v. 954. v. 955. v. 956. v. 957. v. 958. v. 959. v. 960. v. 961. v. 962. v. 963. v. 964. v. 965. v. 966. v. 967. v. 968. v. 969. v. 970. v. 971. v. 972. v. 973. v. 974. v. 975. v. 976. v. 977. v. 978. v. 979. v. 980. v. 981. v. 982. v. 983. v. 984. v. 985. v. 986. v. 987. v. 988. v. 989. v. 990. v. 991. v. 992. v. 993. v. 994. v. 995. v. 996. v. 997. v. 998. v. 999. v. 1000. v. 1001. v. 1002. v. 1003. v. 1004. v. 1005. v. 1006. v. 1007. v. 1008. v. 1009. v. 1010. v. 1011. v. 1012. v. 1013. v. 1014. v. 1015. v. 1016. v. 1017. v. 1018. v. 1019. v. 1020. v. 1021. v. 1022. v. 1023. v. 1024. v. 1025. v. 1026. v. 1027. v. 1028. v. 1029. v. 1030. v. 1031. v. 1032. v. 1033. v. 1034. v. 1035. v. 1036. v. 1037. v. 1038. v. 1039. v. 1040. v. 1041. v. 1042. v. 1043. v. 1044. v. 1045. v. 1046. v. 1047. v. 1048. v. 1049. v. 1050. v. 1051. v. 1052. v. 1053. v. 1054. v. 1055. v. 1056. v. 1057. v. 1058. v. 1059. v. 1060. v. 1061. v. 1062. v. 1063. v. 1064. v. 1065. v. 1066. v. 1067. v. 1068. v. 1069. v. 1070. v. 1071. v. 1072. v. 1073. v. 1074. v. 1075. v. 1076. v. 1077. v. 1078. v. 1079. v. 1080. v. 1081. v. 1082. v. 1083. v. 1084. v. 1085. v. 1086. v. 1087. v. 1088. v. 1089. v. 1090. v. 1091. v. 1092. v. 1093. v. 1094. v. 1095. v. 1096. v. 1097. v. 1098. v. 1099. v. 1100. v. 1101. v. 1102. v. 1103. v. 1104. v. 1105. v. 1106. v. 1107. v. 1108. v. 1109. v. 1110. v. 1111. v. 1112. v. 1113. v. 1114. v. 1115. v. 1116. v. 1117. v. 1118. v. 1119. v. 1120. v. 1121. v. 1122. v. 1123. v. 1124. v. 1125. v. 1126. v. 1127. v. 1128. v. 1129. v. 1130. v. 1131. v. 1132. v. 1133. v. 1134. v. 1135. v. 1136. v. 1137. v. 1138. v. 1139. v. 1140. v. 1141. v. 1142. v. 1143. v. 1144. v. 1145. v. 1146. v. 1147. v. 1148. v. 1149. v. 1150. v. 1151. v. 1152. v. 1153. v. 1154. v. 1155. v. 1156. v. 1157. v. 1158. v. 1159. v. 1160. v. 1161. v. 1162. v. 1163. v. 1164. v. 1165. v. 1166. v. 1167. v. 1168. v. 1169. v. 1170. v. 1171. v. 1172. v. 1173. v. 1174. v. 1175. v. 1176. v. 1177. v. 1178. v. 1179. v. 1180. v. 1181. v. 1182. v. 1183. v. 1184. v. 1185. v. 1186. v. 1187. v. 1188. v. 1189. v. 1190. v. 1191. v. 1192. v. 1193. v. 1194. v. 1195. v. 1196. v. 1197. v. 1198. v. 1199. v. 1200. v. 1201. v. 1202. v. 1203. v. 1204. v. 1205. v. 1206. v. 1207. v. 1208. v. 1209. v. 1210. v. 1211. v. 1212. v. 1213. v. 1214. v. 1215. v. 1216. v. 1217. v. 1218. v. 1219. v. 1220. v. 1221. v. 1222. v. 1223. v. 1224. v. 1225. v. 1226. v. 1227. v. 1228. v. 1229. v. 1230. v. 1231. v. 1232. v. 1233. v. 1234. v. 1235. v. 1236. v. 1237. v. 1238. v. 1239. v. 1240. v. 1241. v. 1242. v. 1243. v. 1244. v. 1245. v. 1246. v. 1247. v. 1248. v. 1249. v. 1250. v. 1251. v. 1252. v. 1253. v. 1254. v. 1255. v. 1256. v. 1257. v. 1258. v. 1259. v. 1260. v. 1261. v. 1262. v. 1263. v. 1264. v. 1265. v. 1266. v. 1267. v. 1268. v. 1269. v. 1270. v. 1271. v. 1272. v. 1273. v. 1274. v. 1275. v. 1276. v. 1277. v. 1278. v. 1279. v. 1280. v. 1281. v. 1282. v. 1283. v. 1284. v. 1285. v. 1286. v. 1287. v. 1288. v. 1289. v. 1290. v. 1291. v. 1292. v. 1293. v. 1294. v. 1295. v. 1296. v. 1297. v. 1298. v. 1299. v. 1300. v. 1301. v. 1302. v. 1303. v. 1304. v. 1305. v. 1306. v. 1307. v. 1308. v. 1309. v. 1310. v. 1311. v. 1312. v. 1313. v. 1314. v. 1315. v. 1316. v. 1317. v. 1318. v. 1319. v. 1320. v. 1321. v. 1322. v. 1323. v. 1324. v. 1325. v. 1326. v. 1327. v. 1328. v. 1329. v. 1330. v. 1331. v. 1332. v. 1333. v. 1334. v. 1335. v. 1336. v. 1337. v. 1338. v. 1339. v. 1340. v. 1341. v. 1342. v. 1343. v. 1344. v. 1345. v. 1346. v. 1347. v. 1348. v. 1349. v. 1350. v. 1351. v. 1352. v. 1353. v. 1354. v. 1355. v. 1356. v. 1357. v. 1358. v. 1359. v. 1360. v. 1361. v. 1362. v. 1363. v. 1364. v. 1365. v. 1366. v. 1367. v. 1368. v. 1369. v. 1370. v. 1371. v. 1372. v. 1373. v. 1374. v. 1375. v. 1376. v. 1377. v. 1378. v. 1379. v. 1380. v. 1381. v. 1382. v. 1383. v. 1384. v. 1385. v. 1386. v. 1387. v. 1388. v. 1389. v. 1390. v. 1391. v. 1392. v. 1393. v. 1394. v. 1395. v. 1396. v. 1397. v. 1398. v. 1399. v. 1400. v. 1401. v. 1402. v. 1403. v. 1404. v. 1405. v. 1406. v. 1407. v. 1408. v. 1409. v. 1410. v. 1411. v. 1412. v. 1413. v. 1414. v. 1415. v. 1416. v. 1417. v. 1418. v. 1419. v. 1420. v. 1421. v. 1422. v. 1423. v. 1424. v. 1425. v. 1426. v. 1427. v. 1428. v. 1429. v. 1430. v. 1431. v. 1432. v. 1433. v. 1434. v. 1435. v. 1436. v. 1437. v. 1438. v. 1439. v. 1440. v. 1441. v. 1442. v. 1443. v. 1444. v. 1445. v. 1446. v. 1447. v. 1448. v. 1449. v. 1450. v. 1451. v. 1452. v. 1453. v. 1454. v. 1455. v. 1456. v. 1457. v. 1458. v. 1459. v. 1460. v. 1461. v. 1462. v. 1463. v. 1464. v. 1465. v. 1466. v. 1467. v. 1468. v. 1469. v. 1470. v. 1471. v. 1472

Synoden bis zu der 17. von Toledo (684); unter diesen nach der zweiten Synode von Braga eine kleine von dem Bischof Martin von Braga († um 580) betreffende Sammlung in 84 Capitula, Auszüge aus neu übersezten griechischen und einigen spanischen Synoden (sogenannte *Capitula Martini*) enthaltend³⁹⁾. Der zweite Theil enthält unter 103 Nummern die Decretalen der Römischen Sammlung, und außer ihnen noch eine große Zahl anderer Decretalen theils derselben, theils der späteren Päpste bis zu Gregor dem Großen († 604). Es wird behauptet, daß der heilige Ilder von Evolla († 636) der Verfasser sei. Diese Behauptung beruht zunächst nur auf der Thatsache, daß die Vorrede der Sammlung in dessen Chronologien eingebracht ist. — Nun kommt die Rede aus Pseudoisidor⁴⁰⁾. Im 9. Jahrb. erscheint die spanische Sammlung im französischen in einer sehr eigenthümlichen Gestalt. Schon aus der griechischen Kirche waren in das Abendland manche unechte Documente übergegangen, und auch im Abendlande selbst war bis zum Ende des 8. Jahrb. eine Anzahl falscher Urkunden in Umlauf gesetzt worden. Manche von diesen⁴¹⁾, aber auch über 90 andere; sind in die

spanische Sammlung eingeschoben, an der Spitze den Namen des heiligen Isidorus mit dem noch immer unechten Beinamen „Mercator“⁴²⁾. Die Anordnung und die Bestandtheile der Sammlung, welche jetzt allgemein den Namen der pseudoisidorischen führt, sind nach einer berühmten Handschrift⁴³⁾ folgende. Nach einigen Einleitungen, nicht wesentlich der Sammlung angehörigen Etiden eröffnet das Ganze die Vorrede⁴⁴⁾, welche zwei unechte Briefe von Aurelian aus Damasus und von diesem an jenen, den aus dem vierten Concil von Toledo entlehnten *ordo de celebrando concilio*, und ein Etid aus der Vorrede der echten spanischen Sammlung enthält. — Einem Verzeichnisse der Concilien und zwei angeblich zwischen Hieronymus und Damasus gewechselten Briefen folgen dann im ersten Theile die 50 apostolischen canones aus Dionysius, welcher sich in chronologischer Ordnung 59 unechte Decretalen der römischen Bischöfe von Clemens († 101) bis Nicholas († 314), ein Tractat mit der Ueberschrift: „De primitiva ecclesia et synodo Nicæna,“ und die zweite Eiden

gallischen Quellen geflossenen Sammlung eines Dilectus den Titel bei Auzor, *Mon. jur. canon. T. II. titi*; bei Pseudoisidor im Aufzuge; 5) zwei angeblich Hieronymus und Damasus gewechselte Briefe; 6) das Etiden (nicht das echte (echte) Capitulum in dem Briefe des Agellinus an den Presbiterus; 7) ein Befehl an Gregorius ad Secundum. Hieltelst geht hierher (Nichter, Kirchenrecht S. 62, Note 1) und der Brief des Hieronymus und des apostolischen Bischofs an Damasus mit dem Antiochenen, und die Decretal des Isidorus an den in mehreren Handschriften, welche die *Historia* T. I. p. 519 schon in einer alten Handschrift der *Magana* eingeschoben gefunden haben. Die von Röhricht in der angeführten Abhandlung ausgeführte Ansicht, daß der Verfasser der Sammlung noch viel mehr falsche Briefe vor sich gehabt habe, als man bis jetzt annahm, bedarf noch des Beweises.

42) Man hat vermuthet, daß das Original „Mercator“ gelesen habe. Dies wird aber auch nicht die jetzt bekannte älteste Handschriften nicht unterstützt, obwohl der „Mercator“ oder „Mercator“ sehr vornehm (Hilffig, Kirchenrecht, Th. 4. S. 609, Note 1) (s. d. Op. T. II. p. 207) bei in einer Handschrift (Cod. Vatic. 625), „mercator“ gelesenen. 43) Eine älteste Handschrift späteren Ursprungs vermuthlich, welche die „Historia“ Concilii concilii. Paris. 1523. Cod. 1539. fol. 2. T. Paris. 1695. 8. 2 T. Die Handschrift, deren im Jahr 1600 ist, ist eine vatikanische Nr. 600, bezeugt bei Agnellus, Tractat, ad Concilium, h. 9. *Monasticon*, Bibl. manuscr. T. I. p. 128. *Valentin* I. p. 1. p. 542 etc. Sie ist nur eine, frühstens dem 11. Jahrhunderte angehörige, Abschrift einer älteren Handschrift, für deren Alter der Umlauf spricht, daß das angeführte Verzeichnisse der Päpste mit Nicholas I. beginnt. Eine Verzeichnung dieser Handschrift mit vier anderen ist gedruckt von Gams, *Notitiae de scriptis de manuscriptis*, Vol. VI. p. 269 von *Ungarischen Handschriften*, Kirchenrecht, Th. 4. S. 68. Einmalig ist die Handschrift der vatikanischen Bibliothek nicht aus dem 8. Jahrhunderte, sondern aus dem 12. Jahrhunderte, das nach einer unter dem Briefe des Hieronymus, mit welchem sie beginnt, förmlichen Bemerkung von anderer Hand in T. 2. 881 der Grundstein zu einer Kapelle der Eiden, gelegt worden ist. 44) Die von *Aurelio* I. p. 607 aus einer vatikanischen Handschrift bezugsgegebene Vorrede ist viel länger, weshalb er noch in allen Handschriften bezeugt für eine Nebenabtheilung hält; eine Vermuthung, welche Richter, Kirchenrecht, S. 69, Note 4 für sehr gemäßig hält. Nur in dieser Handschrift findet sich auch die Inschrift mit folgenden Worten: „Isidorus (vulg. aus Mercator) servus Christi Hecctori (vulg. Hecctori) conseruo etc.“

39) Siehe die *Historia* I. 2. p. 578 etc. und den Abdruck bei Braun I. L. T. II. p. 43. 40) *Litteratur*: Die magdeburger Centuriatoren (*Ecclæstias historica*, *librum ecclæstias historica*, quantum ad locum, propagationem... autem, secundum singulas centurias completum... congesta per aliquot studiosos et pios viros in urbe Magdeburg. Basil. 1559—1574. fol. 13 Tom.). T. II. o. 7. T. III. c. 7. *Erasm. Terminus*. Adversus Magdeburgenses centuriatores pro canonibus Apostolorum et epistolis decretalibus Pontificum Apostolicorum Libri V. Florent. 1572. Col. 1673. 4. *Blondellus*, Pseudoisidorus et Terminus vulgantes. Genev. 1628. 1636. 4. *den Episcopi*, *De collectione Isidori vulgo Mercatoris*, in *Comit. in canones et decreta juris veteris ac novi*. *Historia*, *De antiqua coll. can. P. III. c. 6* bei *Galland*, p. 528 etc. und nach *Isid. Hiltner*, *De canonibus Isidori Mercatoris*, *De collectione canonum Isidori Mercatoris*. Neap. 1760. 4. nur bei *Galland*. T. II. p. 1. seq. *Ant. Thier*, *De Pseudoisidoriana canonum collectione*. Vratizlav. 1827 vergl. mit dem *Recueil* von *Wiener* in der *Krit. Zeitschrift für Kirchenwissenschaft*, Bd. III. S. 1. *Gant*, *De fontibus et consilio Pseudoisidorianæ collectionis*. Ant. 1832. 4. *Eichhorn*, *Die spanische Sammlung der Decretalen des Kirchenrechts* (I. Note 2). *Wasserschleben*, *Erträge zur Geschichte der falschen Decretalen* *Verlag* 1844. *Geselle*, *Ueber den gegenwärtigen Stand der pseudoisidorischen Frage* (Theol. Quartalsschr. 1847. S. 583 ff.). *Wfröder*, *Unternehmen über ältere, Ursprung, Zweck der Decretalen des falschen Isidors*. Braub. 1848. *Röhricht*, *Zu den kirchenschriftlichen Quellen des ersten Jahrhunderts und zu den pseudoisidorischen Decretalen*. Braub. 1849. 41) Die in den pseudoisidorischen Handschriften vorkommenden sind erweislich früher schon existierten unechten Etiden sind: 1) der erste Eiden von Rufinus über die Briefe des Clemens an den Jacobus, sowie der zweite Brief derselben an denselben, beide aber bei Pseudoisidor mit eigenthümlichen neuen Aufzügen; 2) die canones Apostolorum; 3) die wahrscheinlich in Griechenland entstandene, im 14. Jahrb. von den Brethrenorden Ludwig's des Bayern, 4. p. 200 von *Verdenburg*, schon für unecht gehaltene *Constitutionale Schenkungsurkunde* (*Leov. Vallu*, *De jurisdictione imperiali*. Basil. p. 728. *Rinck*, *Ueber die Schenkung Constantin's*, in den *Gemeindehistorischen Schriften*. *Erwähnung* 1828. Bd. 2. *Wiener*, *De collect. can. eccl. Græc.* p. 72. — *Vergl.* c. 3. *Dist. XCVI*); das *Constitutum Silvestri*, welches schon früher in den *Rechtsammlungen*, 1. B. auch in der aus

lungsbuchende Constantin's angeschlossen. Der zweite Theil enthält, eingetheilt durch zwei aus dem echten Hispana und aus der von Duesnel unter dem Namen Codex canonum ecclesiae Romanae herausgegebenen gallischen Sammlung (s. vorher) entlehnten Stücke, die griechischen, afrkanischen, gallischen und spanischen Concilien bis zum 12. Concil von Toledo, sämmtlich aus der Hispana, obwohl nicht ohne eigenthümliche, wahrscheinlich schon früheren Handschriften angehörige Aenderungen. Der dritte Theil umfasst, nach einer kurzen, ebenfalls der Hispana entlehnten Vorrede, die Decretalen der Päpste von Sylvester († 335) bis Gregor H. († 731), darunter 35 unechte. Den Schluß macht ein Anhang, welcher wieder eine Anzahl Kanons aus der Hispana und der Sammlung des Duesnel, einige unechte Stücke, und insbesondere noch die sogenannten Capitula Angilramni enthält, eine Sammlung von 80 Sentenzen, welche von der Anklage und dem Verfahren gegen Bischöfe handeln ⁴⁵⁾. Die einzelnen Decretalen sind durchaus von Einer Hand gearbeitet. Ihr Stoff ist einkönig ⁴⁶⁾ aus der Tripartita des Cassiodorus, der Kirchengeschichte des Rufinus, dem römischen Pontificalbuche, d. i. einer alten Sammlung der über die einzelnen Päpste umgehenden Traditionen ⁴⁷⁾, aus echten Decretalen und

Concilienschüssen, aus den Quellen des römischen Rechts, namentlich dem westgothischen Breviarium, aus den erwähnten Anglikanischen Capiteln, aus der Vulgata und den Werken der Kirchenväter und kirchlicher Schriftsteller bis zum 9. Jahrh. Es sind uns die Resultate der Kritik über diese Sammlung mitzutheilen. Seit dem 10. Jahrh. war nicht mehr bestritten, daß die falschen Decretalen den echten Ausdruck des apostolischen Bewußtseins enthielten. Im 15. Jahrh. abate man jedoch den Betrag ⁴⁸⁾, 100 Jahre später wurde er durch die protestantische Wissenschaft zur vollen Weisheit erhoben ⁴⁹⁾, und seit dieser Zeit, nachdem zuletzt ein Versuch zur Rettung ⁵⁰⁾ durch Blondel in seiner Richtigkeit dargestellt worden war, haben ihn auch die der römischen Kirche angehörigen Schriftsteller zugestanden. Desto weniger Uebereinstimmung besteht über das Vaterland, die Person und die Zeit des Verfassers, und es sind deshalb die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt worden. Nach einer Ansicht ist Rom das Vaterland; die Anhaltspunkte dafür suchen die älteren Schriftsteller in den römischen Tendenzen, während neuere Anhänger dieser Meinung sich bemüht haben, auch positive Beweise dafür beizubringen. Eine zweite, seit Blondel und den Balthusini von vielen Schriftstellern angenommene Vermuthung ist für Entstehung der falschen Decretalen auf fränkischem Boden. Eine dritte Ansicht vereinigt die erste und zweite, indem sie annimmt, daß der Betrag im 8. Jahrh. in Rom begonnen und im 9. Jahrh. im fränkischen Reiche vollendet worden sei. Für die Entstehung im fränkischen Reiche sprechen sowohl die Beschaffenheit der Handschriften als die Sprachweise, als die Thatsache, daß besonders im Frankreiche fließende Quellen, namentlich das westgothische Breviarium, die Duesnel'sche Sammlung, die Briefe des heiligen Bonifatius u. s. w., benutzt sind, und daß die Sammlung zuerst im fränkischen Reiche zu Tage tritt. In Bezug auf den Verfasser oder Verfasser sind sich zwei Spuren. Die eine davon führt hin auf den mainzischen Diakon Benedikt, den Verfasser einer mit dem Wendobischof verwandten ⁵¹⁾ Capitulariensammlung, die andere auf den Erzbischof Riculf von Mainz († 814). Von Riculf herrscht

45) Bisher sah man diese Capitula Angilramni allgemein als einen Auszug aus den falschen Decretalen an, wogegen Anselmianus man bald für sich, bald für nicht gehalten hat. Jetzt hat Baskier (Lect. de patr. deur. Pseudoisim. et Miraculo S. 14) erwiesen, daß die Mehrzahl der Capitel aus älteren, echten Quellen herrührt, während andere freilich nur Auszüge sind (Baskier, Kirchengeschichte Deutschlands S. 648 f.). Entschieden sind eine von Verfassern der falschen Decretalen vielfach benutzt worden zu sein. Sie stehen recht eigentlich den Grundlagen der letzteren. Dagegen hält Richter, Kirchenrecht, S. 68, Note 6, auch sehr noch die vorstehenden Inscriptioren, mögen sie nun andern, daß der Bischof Adrian, dem angelegten Bischof Angilram von Metz, oder vielmehr dem fränkischen Kaiser gegeben habe, für möglich, da es mit Metzberg a. a. O. S. 528 für ihn keinen besondern Boden habe (s. de greg. et latine canonibus et synodis Romanis aequa concilio praevalens et princip. Rom. hanc capitula spemina collecta et Angilramno Medio munitio urbis ep. Romae a. p. papa Adriano tradita est. d. XIII. Cal. Oct. ind. IX., quando pro ad negotio causa accipitur. ⁴⁶⁾ aus den Handschriften des Balthusini, bei Gailard, T. I. p. 534, und ähnlich Hincmar, Rom. contra Hincmar. Laud. v. 24. Dagegen haben andere behauptet: „Incipit capitula collecta et diversis conciliis ab Adriano. Rom. Regist. ab Angilramno-episcopo et Adriano P. abbas.“ Balthusini (ibid. p. 636). Wahrscheinlich sind die Capitel die Vorarbeiten des Verfassers der falschen Decretalen. 46) Punkt 46, der in der Note 40 angeführten Handschrift hat die Quellen nachgewiesen; freilich: kein Bogen hat in diesen mit Vortheil zu treffen. 47) Ausgaben hat: Anastasius, De vita Rom. Pontific. ab. Balthusini, Mogunt. 1692, 4. von Fabricius Paris. 1695, fol. Über pontificale v. de vita Romanorum pontificum, eut. Jo. Pignora, Rom. 1724, 4.; cur. Fried. et Jos. Balthusini, Ibid. 1718—1735, fol. 4 Vol.; auch bei Muratori, Scriptores aevi Italici, T. III. P. I. p. 1 seq. Die erste Grundlage waren die maßgebenden Sagen über die älteren römischen Bischöfe, im Sinne der Grundzüge gefunden, welche diese über die Bedeutung ihrer Gewalt im 4. Jahrhundert anstiften und im 6. Jahrhundert in der Form von Lebensbeschreibungen jener Bischöfe eingebracht. Diese Sammlung wurde später, nicht immer aus besseren Quellen, in dieser Form fortgesetzt, und seit dem Ende des 9. Jahrhunderts von dem römischen Abte Anastasius

bibliothecarius bekannt, welcher das Leben einiger Bischöfe des 9. Jahrhunderts hinzugefügt hatte. Jo. Compini, Examen libri Pontificalis. Rom. 1688, 4. Ueber die Lebensbeschreibungen der alten Bischöfe vergl. die Untersuchungen von Rückert im ersten Bande der Beschreibung der Stadt Rom von Platner, Bunsen, Gerhard und Rückert; ferner Bähr, Gesch. der röm. Lit. im Karol. Zeitalter. Karlsruhe 1840. S. 266.

48) Siehe Blondelli in der in Note 40 angeführten Schrift, Proleg. p. 110 seq., und diesen Theiner in der citirten Schrift p. 10 seq., insbesondere Nic. de Cusa, De concord. cathol. Lib. III. c. 2 (bei Schardius, De juridicis. imp. p. 611). 49) Centuriat. Magdeburg. I. 1. (siehe Note 40). Ueber andere (sätheliche) Schriftsteller f. Theiner I. 1. p. 11 seq.; insbesondere über Doumenil und Le Comte, die Herausgeber des Corp. jur. Richter, Diss. de emendatoribus Gratiani (Lips. 1836) p. 26 seq. 50) Terrarius, Pro canonibus Apost. (siehe Note 40). 51) Knurr, De Benedicti Levitae collectione capitularium, bei Pertz, Monum. T. IV. p. 19 seq. App.

Benedict⁵²⁾, daß er die von ihm bei der Herausarbeitung der gedruckten Sammlung benutzten Materialien in dem malinischen Archiv niedergelegt habe, und nach einem anderen Zeugnisse hat Riculf⁵³⁾ den aus Spanien herübergenommenen „liber collectarum epistolaram ad Isidoro“ besessen⁵⁴⁾. Allerdings ist man jedoch davon, daß Riculf der Urheber des Vertrags sei, zurückgekommen⁵⁵⁾, weil die falschen Decretalen in Spanien einschließen nicht verbreitet gewesen sind⁵⁶⁾, und weil sich auch ihre Existenz zur Zeit Riculfs nicht behaupten läßt⁵⁷⁾. Dagegen steht Benedict⁵⁸⁾ in der Hülfsung

allerdings in näherer Beziehung, da seine zwischen den Jahren 840. und 847 verfaßte Capitulariensammlung

eccl. v. 20, schon den pseudo-isidorischen Grundsatß widerlegt, daß die Schicksale der Concilien ohne Anwesenheit päpstlicher Legaten nicht gültig seien. Hagedorn sagt aber: „canones . . . non esse revocandos eo, quod legati Romani non imperatorum non interfuissent“, was er in den falschen Decreten gewiß nicht gefunden hat. Richter hat aus jener Sammlung vier der Decretale des Hr. Grefen⁵⁹⁾ in welchen die Gültigkeit von der Anwesenheit oder dem gegenwärtigen der päpstlichen Legaten abhängig gemacht werden, 1. B. c. 2. Dist. XVII (Julius ep. II.), c. 3. C. III. qu. 5 (idem ep. II.) beruhen auf einer Stelle des Papstes Innocenz in die Capitularien („et dicitur, de vobis idcirco quod apostolicus legatus non fuit ad vos missus deestque in sinatu“) bei Schenemann, *Epist. Roman. Pontif.* p. 240), welche von Grefen in l. II. c. 17 und Grefenius l. III. c. 10 schon ausgehend geboten, in der Hincmar. tripart. mit „non debere abique sententia Rom. Pont. concilio celebrari“ referirt ist. 60) Nach einer bei Paschasius Radbert. *Vita Walae* (Acta SS. C. B. Bened. S. IV. P. I. p. 489) mitgetheilten Nachricht haben Walae und Radbert den Papst Gregor IV. „bonae fide SS. Patrum auctoritate firmata synodice-formam unum conscriptis“ übergeben, in welchen insbesondere auch der pseudo-isidorische Grundsatß ausgesprochen ist, daß der Papst alle richte, aber kein Mann anders gerichte werde. Dieser Satß ist jedoch nicht erst eine Erfindung der falschen Decretalen, sondern er findet sich schon früher bei Gregorius (c. 16. C. IX. qu. 3), bei Eusebius pro Symmacho (Ovid. c. 14), in der Silvestrischen Gelehr. (lib. p. 137) und öfters. Dretschel ist auch 9) die Vermuthung von Tezner a. a. D. S. 46 und Pünis in den *Histor. Juris*. 1838. S. 957, daß Gregor IV. in seinem Briefe: „cooperis pro Galliam; Germaniam, Europam et per universas provincias constituit“ (c. 2. C. VI. qu. 11) auf die römische im Namen geworbenen Decretalen Bezug nehme, untergraben, wenn man auch durch absehen mülte, daß dieser Brief mit der von Pünis in den *Acta Romanorum* erhaltenen Handschrift (Mss. VIII. 14. Jul. Ind. IX.) älter sein müßte, als der ganze von Radbert erhaltene Vertrag. Dieser Brief ist aber mit Richter, *Schiedsbuch*, S. 70. Note 9. einverstanden für unecht zu erklären, weil er aus der Verfall, welchen er betraf, in die Gesta Aldrici epist. Concomitaneus bei Bayne. *Miscell.* T. III. ganz mit Silvestrischen übertragen wird. Dieses läßt sich die Gelehrte vorzuziehen, daß nicht möglich, weil der ganze Brief zunächst auf eine gegen den Abkaiser angelegte Accusation Bezug hat. 11) Das den römischen Ursprung nicht zugestehende allgemeine Argument geltend gemacht, welches von der Unmöglichkeit der Papste hergeleitet ist, „dass ein solches von den Capitula Angliamum austritt. Aufzählung der Bischöfe, deren *Legationes* c. 156. wohl hätte angeführt, daß der Liber pontificalis außer Italien in 2. Jahrhunderten nicht bekannt gewesen sei. Dieser hat schon Radulf a. a. D. S. 8. 3. Bemerkung gefunden. Hincmar handelt in der *Gelehr.* Ad. Hincmar. Landun. c. 29 (T. II. p. 451. ed. Sirmond) hauptsächlich über die Bedeutung der im Liber pontificalis über episcopalia mitgetheilten Nachrichten. Dieselbe hat der jüngere Hincmar der beiden letzten Veranlassungen nach gegen Gregor IV. in l. I. c. 1. *Histor. rerum Ital.* T. III. p. 18. öfters ohne Grund in Abrede gestellt. Siehe Richter a. a. D. III. Die Vermuthung von Richter, daß erst um die Mitte des 9. Jahrhunderts der Begriff der pseudo-isidorischen Sammlung durch Fälschung der Decretalen in die spanische Sammlung zur Erklärung kommt, findet ihre Unterstützung durch die Bemerkung, daß jener Begriff auch die spanischen Concilien betrifft, hat sich nachweisen lassen. 12) Hagedorn spricht in der ersten der Liber collectarum epistolaram ab Isidoro, was auf die Concilien nicht zu passen scheint. Er führt aber auch ausdrücklich eine Stelle der Decreten an, welche wesentlich auf die Concilien Bezug hat. Endlich ist auch das Dogma der Handschriften, welche dies die Decretalen enthalten, kein Beweis, da sich von diesen viel leichter der spätere Ursprung ameknen läßt. Richter a. a. D.

52) Benedict. in praef. bei Periz. l. J. T. IV. p. 56. App. 53) Hincmar. de presb. crim. in Opp. ed. Sirmond. T. II. p. 793. Idem contra Hincm. Landun. c. 24. 184. p. 476. 54) Richter, *Kirchenrecht* S. 70. 55) Dretschel de la Serna Santander in der Note 40 angeführten Abhandlung. 56) Hier ist noch der Ansicht Eichhorn's aus vorerwähnter Schriftsteller, namentlich Schenker's, im Zusammenhang zu gedenken. Nach Eichhorn in der in der Note 40 angeführten St. S. 142 sind die römischen Decretalen zwar im falschen Riculf mit der spanischen Sammlung in Verbindung gesetzt worden, der aber Ursprung aber gehört in das 9. Jahrhundert und nach Riculf; im falschen Riculf sind die Riculf's 9. Jahrhunderts neue Verfassungen, bei welchen die alten schon vorhandenen zum Nachse dienen, vorgenommen worden; und durch diese entstand die pseudo-isidorische Sammlung, für deren Verfassung der Verfasser der neun hundertsechzig Verfassungen ein falscher Verfasser zu halten ist. 1. Zum Beweis der Entstehung im 8. Jahrhundert beruft man sich 1) auf die sogenannten Capitula Angliamum (siehe Note 45); 2) auf einen Brief Gregor's I. an Karl den Großen, in welchem auf die falsche Concilienliste Schenkensursprung Bezug genommen wird. Gegen dieses Argument erwidert, daß jene Ursache aber ist als die Decretalen (*Hincmar*, *De coll. cau. eccl. Grano*. p. 72. Ferner bezieht man sich 3) auf die jenseit von Grefen in den *Scriptor. rer. Alam. publicatus*: „Alamanne ecclesiae veteris canonos ex Pontif. Roman. epistolis excerpti a Remedio Carusini episcopo iussu Caroli M. regis Franc. et Alam.“ Grefen hat aber, wie jetzt erwiesen ist, diese Handschrift in gewöhnlicher Weise falsch gemacht, s. nach in den Studien und Kritiken. 1836. S. 167. 4) Hagedorn. Die Concilienammlung des Remesius von über. Tübingen 1836. Richter. *Recessus* des letzten Werkes in den *Krit. Jahrb.* f. deutsche. 1838. S. 352 fg. Wasserfchleben ed. 1838. S. 485 fg. — 4) Auf das angeblich aus Hincmar'scher entlehnte Fragment in einem Capitel vom Jahre 806 (*Periz*, *Mogun.* T. III. p. 148) und in Capitel. Reg. Franc. I. 135. Dretschel geht aber nicht hin. Dretschel, sondern den älteren Silvestrischen Gelehrten an, derselbe wird b) behauptet, daß die Synode von Aachen vom Jahre 836 in den Worten: „Statutum est, ut vel aem in anno . . . unta. a. olei, in quo salvato infirmorum creditur . . . ad episcopos non negligatur . . . sed omni devotione secundum traditionem apostolicam ad statuta decretalium, in quo de eodem re praecipitur, peragatur“ auf den zweiten Brief des Rabian Bezug nehmen. Es kann jedoch mit Richter, *Kirchenrecht*, S. 70. Note 9 eben sowohl an die Silvestrischen Gelehrten gedacht werden. A. M. ist Wasserfchleben a. a. D. S. 60. Doch widerspricht der Verfasser umgekehrt das Concil von Aachen benutzt habe, trägt die Art und Weise, in welcher er in der zweiten falschen Synode des Concomitaneus einen Canon der dritten vierten Synode desselben Papstes (c. „Iniquum“ etc. *Periz*, *Brune* T. II. p. 297) vorkommt. Dieser hat bei ihm schon gewisse signifikante Änderungen, ganz so, wie im Concil von Aachen (Lib. III. c. 26), aber außerdem auch eigenständige Zusätze. Hiermit fällt b) die Behauptung weg, daß das conc. Paris. vom Jahre 829 einen, in einer ersten Capitularienlisten befindlichen Gemeinplatz an Hincmar'scher entlehnt habe. Weiter führt man an, 7) daß Hagedorn von Riculf (825). *De dispens. rel*

Material enthält, welches entschieden mit dem pseudo-
isidorischen übereinstimmt. Demwegen ist man aber noch
nicht berechtigt, ihn für den Verfasser zu halten; viel-
mehr beweist jene Uebereinstimmung nur eine Gemein-
schaft der Meinung und der Quellen. Andere halten
den Erzbischof Dugar für den Verfasser⁵⁷⁾. Neuerdings
sucht man in dem westfränkischen Reiche das Vaterland
und in dem Bischof Rothad von Soissons den Ver-
fasser⁵⁸⁾. Gewiß ist, daß die Verbreitung des Ganzen
nicht in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. erfolgt sein kann.
Denn nach Rabanus von Mainz führt die falschen
Decretalen weder in seinem Pontifical (841—842)⁵⁹⁾,
noch in seiner Schrift über die Erzbischöfe⁶⁰⁾ an, und
noch im J. 860 bezeichnen Leo IV. den Bischöfen der
Bretagne nur das echte Material des Hadrianischen
Codex als Quelle des Rechts⁶¹⁾. Zum ersten Mal
werden die Decretalen im J. 857 auf dem Reichstage
von Gierchy mit Angabe der Quelle erwähnt⁶²⁾. Bald
nachher bittet eine Synode von Sens bei Nikolaus I.
um vollständige Mittheilung eines zu ihnen gehörenden
Briefes des Reichstages⁶³⁾, und seit 860 werden die
Decretalen von Hincmar von Rheims schon angeführt⁶⁴⁾.
Endlich behauptet Nikolaus I. in dem Breve des letzteren
und des Rothad von Soissons ihre Gültigkeit ausdrücklich
den französischen Bischöfen gegenüber⁶⁵⁾, welche sich ver-
geblich gegen ihre praktische Anwendbarkeit auf die sardi-
nischen Schlüsse und das spätere Recht berufen⁶⁶⁾. —
Knäufen wir hieran folgende Uebersicht über den kirchen-
rechtlichen Stoff im 9. Jahrh. Die Dionysio-Hadria-
nische Sammlung bildete die allgemeine Grundlage des
fränkischen Rechts, und später kam auch die Hispania
in ihrer pseudoisidorischen Gestalt in Gebrauch, erlangte
aber, was die falschen Decretalen betrifft, nicht sogleich
unbefristetes Ansehen. Die individuellen kirchlichen Ver-
hältnisse wurden durch die Provinzialconcilien und die
Decretalen der neueren Päpste, sowie durch die Capitula-
rien normirt, und in noch engerem Kreise bildeten die

sogenannten Capitula episcoporum, d. i. die bischöflichen
Synodalstatuten, eine Rechtsquelle⁶⁷⁾. Das Aufsehen
erwoben die Libri poenitentiales⁶⁸⁾, welche die allge-
meinen Grundsätze über die Disciplin aufstellten und
für die einzelnen Sünden das Maas der Pönitenz be-
stimmten. Die meiste Ausbildung hat diese Seite des
kirchlichen Lebens besonders in der angelsächsischen Kirche
durch den Erzbischof Theodor von Canterbury erhalten,
dessen Aussprüche man sammelte und unter der Collectio
bezeichnung Poenitentiale Theodori verbreitete⁶⁹⁾. Eben-
falls der angelsächsischen Kirche gehören die Beichtbücher
des Beda († 735) und Egbert von York⁷⁰⁾ († 767)
an, welche sich an Theodoros angeschlossen, und in ihrer
jurist. wahrheitsähnlich nur zufälligen Vereinigung als Liber
de remedio peccatorum⁷¹⁾ bezeichnet worden sind.
Die fränkische Kirche empfing die Beichtdisciplin zunächst
durch irische Sendboten, namentlich Columbanus
(† 615)⁷²⁾, von welchem noch ein Beichtbuch vorhanden
ist. Die Grundlagen der späteren Vorschriften hat
Theodoros gebildet⁷³⁾, nicht bloß der fränkischen,
sondern derjenigen, welche in der römisch-abelnändischen
Kirche im Gebrauche waren, überhaupt. Diese allge-
meine Anerkennung hat den letzteren wahrheitsähnlich im
Gegensatz zu den nationalen Rechtsbüchern den Namen
Poenitentiale Romanum⁷⁴⁾ verschafft, welchen man oft
auf ein eigenes römisches Pontifical bezogen hat. Mit
der sorgfältigsten Aufmerksamkeit sind die Quellen
wurde nun auch der Bearbeitung derselben ein neuer
Weg gewiesen; die einfache chronologische Zusammen-
stellung war fernerhin nicht mehr möglich, und systema-
tische Sammlungen wurden zu einem dringenden Bedürf-
nisse. Solcher gibt es sehr viele, aber nur folgende
Rechtsammlungen von Benedikt bis in das 12. Jahrh.
müssen wegen ihres unmittelbaren Zusammenhanges mit
dem Corpus juris canonici hier genannt werden:
1) die zwischen 840 und 847 entstandene Rechtsam-
mlung des mainzischen Bischofs Benedict in 3 Bänden,
welche nur äußerlich später mit den 4 Bänden der

57) Masco in der in Note 40 angef. Abhandlung bei
Grimm, T. II. p. 125 mit Rücksicht auf die Privilegien.
Die weitere von letzteren entwickelte Ansicht, daß gewisse den fal-
schen Decretalen und den Streitschriften im Reiche eine directe Be-
ziehung stände, beruht: da das erste im Interesse der Bischöfe
von Lothar's Partei als Waffe gegen den Kaiser und die Synoden
verfaßt sein, hält Richter, Kirchenrecht, §. 70. Note 10 mit
dem vielfachartigen ethischen, liturgischen, dogmatischen und recht-
lichen Inhalte der Decretalen nicht wohl für verwehrt. Die An-
sicht von Götzer a. a. D. beruht auf einer künftigen Con-
futation der Geschichte. 58) Phillips, Kirchenrecht, Bd. 4.
S. 69. 59) Maroni Opera, ed. Cuvieronius. (Coloniae 1627).
T. VI. 60) Mansi, coll. concil. T. XVI. 61) e. l.
Dist. XX. 62) Capitula, quas Karolus fecit apud Carisi-
um, bei Perz, Monum. T. III. p. 452. Siehe überhaupt
Wafferscheben a. a. D. S. 70 fg. 63) Schreiben des
Bischofs von Sens an Nikolaus I. bei Mansi I. l. col. 397. 64)
De praedest. T. I. p. 151. ed. Sirmund. de divort. Loth.
p. 621 seq. ibid. und ältere. 65) Adv. ep. Gall. (863) c. 1.
Dist. XIX. Mansi, coll. concil. T. XV. ed. 603. 66) Die
Gründe, welche die französischen Bischöfe gegen die Anwendbarkeit
der pseudoisidorischen Grundlage geltend machten, entwickelt Hin-
cmar von Rheims in der Schrift: Adv. Ilincm. Laudun. c. 20.
p. 451 seq. c. 26. p. 481 seq.

67) Hierher gehören die Capitula von Bonifatius von Mainz
(745), Mansi, Coll. concil. T. XII. col. 383; Theobaldus
von Trient (um 797), ed. T. XIII. col. 839; Otto von Weil
(um 822), ed. T. XIV. col. 393; Gerard von Tours (858),
Capit. reg. Franc. ed. Baluz. T. I. l. 1283; Hincmar von
Rheims, Mansi T. XV. col. 476, Opp. Ilincm. ed. Sirmund.
T. I. p. 709; Walter von Dreieck (871), Mansi ib. col. 505.
68) Bergl. v. d. Wafferscheben, Beiträge S. 78 fg. Knapp-
mann, Die lateinischen Pontificalbücher der Angelsachsen. Mainz
1844. Silbebrand, Untersuchungen über die germanischen Pon-
tentialbücher. Würzburg 1861. Wafferscheben, Die Syn-
oden und die abendländische Kirche. Göttingen 1861. 69) Silbe-
brand a. a. D. S. 45 fg. Wafferscheben, Untersuchungen
S. 13 fg. 145 fg. 70) Wafferscheben a. a. D. S. 37 fg.
220 fg. 71) Wafferscheben a. a. D. S. 45 fg. 247 fg.
72) Wafferscheben a. a. D. S. 62 fg. 73) Wafferscheben
a. a. D. S. 61 fg. 74) Wafferscheben a. a. D. S. 72,
auf welchen Schriftsteller rücksichtlich des Details zu verweisen ist.
Durch seine Arbeit ist hier Teil der Geschichte des kanonischen
Rechts annehmend gefördert und zugleich für die Geschichte des
religiösen und kirchlichen Lebens ein sehr schätzbares Material zu-
gänglich gemacht worden. Auch die Forschungen von Silbebrand
verdieneten Anerkennung.

Capitularen des Anselmus als 5–7. Buch verbunden worden ist. An sich ist sie eine aus allen damals gangbaren Rechtsquellen, den Capitularen und den teutschen Rechtsbüchern, dem westgothischen *Brüvarium* und *Julian*, der Hadrianischen Sammlung, aus Schriften der Kirchenväter und Rechtsbüchern und aus pseudohistorischem Material *plantes* zusammengestellte Kanonensammlung⁷⁶⁾. Die späteren Handschriften und die früheren Ausgaben enthalten 4 Anhänge, von denen wahrscheinlich der erste dem Ganzen ursprünglich angehört, die drei anderen aus denselben Quellen geschöpft und in der ganzen Haltung durchaus ähnlichen, gewiss sehr bald nach Venedig hinzugefügt worden sind⁷⁷⁾. 2) Eine große noch nicht gedruckte Rechtsammlung in 12 Büchern, einem *Archipraesul Anselmo*, wahrscheinlich von Mailand, gewidmet (daher *Collectio Anselmo dedicata*), und zwischen 883 und 897 in Italien entstanden⁷⁸⁾. Die angegebene Zeit der Entstehung beruht auf folgenden Erwägungen. Es gab 3 Erzbischöfe von Mailand, welche den Namen Anselm führten; der erste Abt im Anfange des 9. Jahrh., der zweite gegen Ende desselben, der dritte in der Mitte des 11. Jahrh., der letzte ist zu neu, da sogar mehrere Handschriften dieser Sammlung schon im 9. und 10. Jahrh. geschrieben sind; ebenso ist auch der erste zu alt, indem die Sammlung theils mehrere Stücke aus Hirsolfrieder, theils zwei Capitularen Kaiser Lothars enthält. Es bleibt also nur der zweite Anselm übrig, welchem allein dieses Werk zugeordnet sein kann, dessen Abfassung dadurch zwischen den Jahren 883 und 897 anzunehmen ist. In dieser Sammlung muss eine der Handschriften benutzt sein, welche den Hadrianischen Coder und die Concilien der echten Hispania verbinden. Außerdem bietet sie reichen Stoff aus den falschen Decretalen, dem Registrum Gregor's des Großen, den Justinianischen Rechtsbüchern, von welchen namentlich Stellen aus den Institutionen, dem Coder, aus *Julian's* Novellenausgabe und dem vollständigen Novellentexte angeführt werden, nicht aber aus den Pandekten⁷⁹⁾. 3) Die *Libri duo de synodicalibus causis et disciplinis ecclesiasticis* des Regino, eines gewesenen Abtes von Prüm († 915), eine um das Jahr 906 entstandene Anweisung zur Visitation einer Diocese, welche ein sehr anschauliches Bild des germanischen Volksebens bietet⁸⁰⁾. Sie ent-

hält gallische und spanische, afrikanische und griechische Kanonen nach dem Hadrianisch-Donatistischen Coder und der Hispania, Stellen aus Kirchenvätern, neuer teutische und französische Concilienstücke, Capitularen, Fragmente aus dem westgothischen *Brüvarium*, aus *Julian's* Novellenausgabe und aus der *Lex Burgundionum et Ripuariorum*, Anhänge aus den Capitlen des Hincmar, nur wenige Stücke aus den unechten Decretalen, aber reiches Material aus den vorhandenen Rechtsbüchern, das meist nicht aus den Originalen, sondern aus einzelnen älteren Sammlungen⁸¹⁾. 4) Die Rechtsammlung des Bischofs Burchard von Worms⁸²⁾, welche nach dem Jahre 1012, aber vor dem Jahre 1023 abgefasst⁸³⁾ und in 20 Bücher getheilt ist. Sie schöpft vorzugsweise aus Regino und der *Collectio Anselmo dedicata*⁸⁴⁾, woraus sich zugleich ihr Material ergibt. Werthwändig in ihr ist eine Verfassung in den Inscriptionen der Stellen aus neueren Concilien, Capitularen, dem *Brüvarium* und *Julian*, welche gewöhnlich einem der älteren Päpste beigelegt werden. 5) Auf Burchard ruht besonders eine noch ungedruckte Rechtsammlung in 12 Büchern, welche aber auch viele Eigenständliche aus teutschen Kirchensammlungen und aus Rechtsbüchern enthält⁸⁵⁾. Ebenfalls auf Burchard beruht 6) die nur handschriftlich vorhandene Rechtsammlung des Bischofs Anselm⁸⁶⁾ von Lausa († 1046) in 13 Büchern. Sie hat außerdem noch aus der *Collectio Anselmo dedicata* und aus den römischen Rechtsbüchern geschöpft, indem

diesem ähnlich Wien 1765. 4. und in Hartsheim, Coll. conc. Germ. T. II.

80) Diese sind besonders: eine von D'Acery Spiel. ed. II. Paris. 1723. fol. T. I. p. 518 seq. herausgegebene Sammlung in 3 Büchern, welche das und von Hadrianischen Coder und den Concilien der Hispania schöpft; eine patristische Sammlung in 361 Capitlen, welche außer diesem Material noch die älteren Rechtsbücher knüpft (unter dem Titel: „Antiqua canonum collectio, qua in libro de synodicalibus causis compendiosa sunt et Regino Præmianis.“ abgedruckt in Richter, Progr. Iudiciorum hist. eccl. et jus can. Illustrationum par. Marb. 1844.); die Sammlung des Heiligen von Combray in 5 Büchern (in Concil. Loc. ant. et. Bamberg. Antw. 1725. fol. T. II. P. 2. p. 88 seq.) und das Schreiben des Rabanus an Gerhoh von Werre bei Hartsheim, Conc. Germ. T. II. p. 190. Siehe Wasserfischen in den angeführten Werken. 81) Vergl. aber beide Wasserfischen, Beiträge S. 17 ff. und die Vorrede zu Regino p. XIII seq. 82) *Bullerius* l. I. p. 633 seq. 83) Das erste Jahr hat die Formata in lib. II. c. 227, welche auch in das Corp. canon. (c. 1. Dist. LXXIII) übergegangen ist; das zweite folgt aus der Thatsache, daß die Synod. Salernitana, vom Jahre 1023 in allen Handschriften angeführt ist. Ausgaben sind: Köln 1548. fol. Paris 1549. 8. Köln 1560. fol. 84) Richter, Beiträge S. 55 ff. 85) Dagegen gebraucht Thieser, Disquis. crit. p. 308 seq., diese Sammlung ist nicht Kussel, sondern Quelle des Burchardischen Werkes. Diese Behauptung hat Wasserfischen, Beiträge S. 34 ff. mit triftigen Gründen widerlegt. Vgl. unten Folgendes auch bei Richter, Kirchenrecht S. 72. 86) *Bullerius* l. I. p. 640 seq. v. Savigny a. a. D. c. 296–298. Thieser l. I. p. 363. – S. Anselm epistola nunc primum vulgata, nec in decretum Ms. Anselm animadversiones Mich. Ang. Monasterii. Luc. 1821. 8.

76) Vgl. Venedig und die Quellen dieses Werkes überhaupt vergl. Annot. de Benedicti Lætie collectione capitulorum bei Periz. Moum. T. IV. p. 19. Annot. 76) Die frühe Ausgabe ist bei Periz. l. I. p. 39. 77) Vergl. über diese Sammlung Lebesq. in Hist. de l'académie royale des insc. Vol. XVIII. (Paris 1753. 4.) p. 346. *Bullerius* l. I. p. 625. v. Savigny, Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter. Abt. 2. S. 289–293. 2. Ausg. Thieser, über das vermeintliche Decret (Wien 1832.) S. 10. Richter, Beiträge S. 36. 78) Vergl. Savigny a. a. D. c. 291–293. Vgl. auch untenführtere Theile des Inhalts der Sammlung f. Richter, Beiträge S. 49. 79) *Bullerius* l. I. p. 361 und besonders Wasserfischen, Beiträge S. 1 ff. und in der Vorrede seiner Ausgabe (Reginiana libri II. de synodicalibus causis et disciplinis ecclesiasticis. Lips. 1840.). Diese Ausgabe ist die frühe. Frühere Ausgaben sind von Silbebrand (Schmidst 1659), Wolzke (Paris 1671) und nach

Stellen der Institutionen, des Codes, Julian's und des vollständigen Novellenrecites, auch des echten Theodosischen Codes angeführt werden, die Pandecten und das Breviarium aber nicht benutzt sind. Darnach bietet sie noch manches Andere, was wol aus den römischen Archiven unmittelbar entlehnt ist. 7) Eine aus Bucharb, aber auch aus anderen unbekannten Quellen gezogene große Rechtsammlung in 17 Büchern ⁸⁷⁾, welche unter dem Namen des Decretum ⁸⁸⁾ nicht mit Gewißheit dem Bischof Ivo von Chartres (Ivo Carnotensis † 1125) zugeschrieben wird. Bestimmt ist aber von diesem letzteren 8) die sogenannte Pannormia in 8 Büchern ⁸⁹⁾, welche aus dem Decret, aber auch aus der Collectio Anselmo dedicata und aus der Sammlung des Anselm von Lucra gestoffen ist. 9) Eine in eigentümlicher Weise nach den Quellen geordnete Rechtsammlung (vergl. Note 87), welche in ihrem ersten Buche Decretalen der Päpste bis zu Urban II. (gest. 1099) in chronologischer Reihenfolge, im zweiten die Kanonen der Concilien nach der pseudobischoflichen Sammlung, sammt den Schläffen der Synoden von Konstantinopel von 692 und 809 und von Nicäa II, 787, und zwei aus den Schriften der Kirchenväter entlehnte Anhänge, im dritten endlich Auszüge aus Kirchenvätern und den Sammlungen des römischen und fränkischen Rechts enthält. Sie ist in ihren beiden ersten Theilen aus einer noch unentdeckten Quelle, im dritten wahrscheinlich aus dem unter 7 erwähnten Decret geschöpft. Auf diesem und Anselm beruht auch hauptsächlich 10) eine ebenfalls noch ungedruckte Sammlung in 15 Büchern ⁹⁰⁾, welche den Namen Collectio Caesaraugustana führt, weil sie von Ant. Augustinus ⁹¹⁾ zurück in einer Handschrift von Saragossa gefunden worden ist. 11) Der sogenannte Polycarpus ⁹²⁾ des Gregorius ⁹³⁾ in 8 Büchern, welcher nach dem Jahre 1124 verfaßt ist ⁹⁴⁾ und die Collectio Anselmo dedicata und die Sammlung des Anselm von Lucra zur Grundlage hat. Endlich gehört noch hierher 12) die Schrift des Algerus von Lüttich (gest. vor 1128) de misericordia et justitia ⁹⁵⁾, eine freie syste-

matische Bearbeitung der Lehre von der Disziplin, welche auch Stellen aus den Kirchenvätern und echten und unechten Decretalen, sowie einzelne Concilienschlüsse enthält. 11. Das *Decretum Gratiani* ⁹⁶⁾. Die bisher beschriebenen Sammlungen entlehnten ihren Stoff aus vielen Jahrhunderten. In diesen waren in den Bestimmungen von der Verfassung der Kirche die vollendeten Gegenstände zur Herrschaft gelangt, und die einzelnen kirchlichen Einrichtungen hatten die Phasen ihrer Entwicklung durchlaufen. Unter diesen Verhältnissen konnten jene Sammlungen, da sie alt und neu, allgemein und nationales Recht beiliglich neben einander stellten, um so weniger sich behaupten, je dringender vorerst das Bedürfnis der Ausgleichung und Verbesserung war. Diesem Zwecke zu genügen, verfaßte Gratian, ein Camaldulensermonch im Kloster des heil. Felix zu Bologna, ein um das Jahr 1150 ⁹⁷⁾ vollendetes großes Werk über das Kirchenrecht, welches die verschiedenartigsten, in den bisherigen Rechtsammlungen enthaltenen Bestimmungen zusammen zu fassen, ihren Zusammenhang und ihre Einheit durch eigene scholastische Deductionen zu vermitteln bestimmt ist. Genauer kann der Zweck Gratian's dahin bezeichnet werden, daß sein Werk das geltende Kirchenrecht in einer für Lehrer und Lernende bequemen Form, als die bisherigen Sammlungen darboten, darstellen sollte. Nicht unwahrscheinlich ist, daß er auf diesen Plan durch das in Bologna schon blühende Studium des römischen Rechts und die Einrichtung der Justinianischen Rechtsbücher gebracht wurde. Nach diesem Zwecke wählte er nicht blos die Stellen der einzelnen Rechtsquellen älterer und neuerer Zeit aus den bisherigen Sammlungen aus, sondern brachte sie zugleich in eine systematische Anordnung und durch eigene Zusätze in eine freilich sehr unvollkommene wissenschaftliche Verbindung. Bei jedem Abschnitte stellt er entweder einen Rechtsag-

T. V. p. 1020. Nach Richter, Beiträge S. 7 fg. ist Bucharb, vielleicht auch Anselm benutzt.

96) J. H. Boehmer, De varia decreti Gratiani fortuna. Hal. 1743 (vor dem ersten Bande seiner Ausgabe des Corpus juris canonici). *Baronius* in der Einleitung zu Gratiani canonibus geminim ab apocryphis discreti. Vened. 1788. Obs. VI—XII. J. A. de Riegger, De Gratiano auctore decreti, in *Evangel. Opus. Bibl.* 1773. p. 479. v. De Gratiani collectione canonum illiusque methodo et mendis, in *Eywald. Obolatum. hist. et jur. eccl.* Ulm. 1776. p. 1 seq. (Unzertreibung der von demselben Verfasser erklärten, unter B. S. Riegger's Namen veröffentlichten Diss. de decreto Gratiani. Vindob. 1760) und in *Schmidt, Thea. jur. eccl.* T. I. J. Sarré, De claris archiepiscopis Bononiensis professoribus. (Bonon. 1769. 1772.) T. I. P. I. p. 259 seq. 97) v. Savigny, Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. 4. S. 126. 130 fg. — Das Chronicon S. Baronis des Lebens von Theobert nennt das Jahr 1151 (Weinfesttag, Heide. Rechtsgericht. Bd. I. S. 49); auch sonst findet sich, wie *Riegger*, De Gratiano bemerkt hat, diese Zeitbestimmung öfters. Eine Zeit in der angestrichelten Summa des Fagardes deutet auf die Zeit, in welcher Rolandus Schiedelin's, welcher um das Jahr 1150 Cardinal und 1159 unter dem Namen Alexander III. Papst wurde, in Bologna auch die Theologie lehrte. v. Savigny a. a. O. S. 126 (wo die englische Stelle abgedruckt ist) 130 fg. Zu Beding auf den Erbmessner Gratian's ist anderer Meinung Sarré, *Annali Bononienses*. Basel. 1784. 4. p. 261.

87) Ueber diese und die beiden folgenden Sammlungen vergl. *Ballerini* l. I. p. 661 seq. v. Savigny a. a. O. S. 308 fg. 311 fg. *Thiener*, Ueber Ivo's vernünftliches Decret. Mainz 1832 und in den *Disq. crit.* p. 141. *Wasserschleben*, Beiträge S. 47 fg. Dert ist die Handschrift des letzteren angenommen, welche aus Richter, Kirchenrecht. §. 72. Note 14 die viel wahrscheinlicher ist, als die zweifels abweichende Thiener's, nach welcher die Sammlung unter 9. die Quelle der Pannormie ist, das Decret aber von einem früheren Verfasser aus beiden und aus Bucharb compiliert sein soll. 88) Anhangen sind von *Polycarpus*, Paris 1561, und von *Teuto* in *Opera Irenici*. Ibid. 1647. fol. 2 T. 8) Herausgegeben von G. E. Faust, Basil. 1499. 4., und *Melchior a Vornediano*. Lovan. 1567. 8. 90) *Ballerini* l. I. p. 673. v. Savigny a. a. O. S. 239 fg. *Thiener*, *Disq. crit.* p. 356 seq. 91) Derselbe hat sie benutzt in der Schrift: De emendat. Grat. lib. I. dial. 5 (bei *Galland*. T. II. p. 264). 92) *Ballerini* l. I. p. 668 seq. *Thiener* l. I. p. 341 seq. 93) Nach dem von *Alvares* in *Opp. lib.* Rom. 1797. T. II. p. 327 seq. beschriebenen Code war dieser Gregorius Cardinal. 94) Weil in der von *Alvares* beschriebenen Handschrift des Verzeichnisses der Päpste mit *Honorius II.* (1124—1130) endigt. 95) Abgedruckt in *Marone*, *Thea. anecdot.*

auf, welcher durch die darauf folgenden Excerpte aus den Quellen bewiesen, erläutert und näher bestimmt wird; oder er wirft eine Frage auf, welche er durch seine Excerpte beantwortet. Einzelne Lehren erläutert er selbst durch hinzugefügte Bemerkungen; wo die herausgehobenen Stellen im Widerspruch unter einander zu stehen scheinen, versucht er deren Vereinigung, oder gibt Gründe an, weshalb eine der anderen vorzuziehen sei. Hieron ist der Titel seines Werkes *Concordia* (oder *Concordantia discordantium canonum* hergenommen⁹⁹⁾. Der älteste Name des Werkes scheint „*Decreta*“ zu sein, unter welchem Titel es schon in einer Decretale Papsts Alexander III. vom Jahre 1180 citirt wird¹⁰⁰⁾, und es ist daraus der spätere Ausdruck *Decretum*, statt *Liber decretorum*, entstanden, was später der allgemein gebräuchliche Name des Werkes geworden ist. So viel wir jetzt wissen, hat er sich nirgends an die Urquellen gewendet, sondern sein ganzes Material haben ihm frühere Sammlungen¹⁰¹⁾ geliefert, insbesondere Burchard (siehe vorher Nr. 4.) und vielleicht auch die Sammlung in 12 Theilen (Nr. 5), Anselm (Nr. 6), Ivo (Nr. 7. 8.), die Sammlung in 3 Theilen (Nr. 9), die *Caesaraugustana* (Nr. 10) und der *Polycarp* (Nr. 11), sowie *Algerus* (Nr. 12): nur die neuesten Stücke aus der Zeit des Papstes Innocenz II. entlehnt er aus den Originalen. Das römische Recht nimmt Gratian aus den Justinianischen Sammlungen, außer wo er aus seinen Vorgängern andere Quellen excerpirt. Für Definitionen, Wortklärungen, Lehrmeinungen benutzt er die Kirchenväter und andere kirchliche Schriftsteller. Von der neueren päpstlichen Synodalgesetzgebung hat er schon die Schlüsse des ersten und zweiten lateranesischen Conciliums in den Jahren 1123 und 1139. Die Fehler seiner Vorgänger verbessert er selten¹⁰²⁾; daher sind nicht nur die unechten Quellen in seine Sammlung übergegangen, sondern auch der Inhalt der echten Quellen wird meistens mit den Irrthümern der Vorgänger wiedergegeben, wodurch besonders viele Stellen falschen Verfassern zugeschrieben werden. Er selbst entlehnt zugleich den Inhalt der Quellen häufig durch das Trennen desselben aus dem Zusammenhange, oder durch die Verbindung, in

welche er die Stellen bringt. Seine Beweisstellen, woher sie auch entlehnt sein mögen, werden unter dem gemeinlichlichen Namen *canones* begriffen; was von ihm selbst herrührt, führt schon bei den ersten Glossatoren die Benennung *dicta Gratiani*, wurde aber ungeachtet des Ansehens, zu welchem seine Sammlung gelangte, niemals höher gehalten, als jede andere Glosse¹⁰³⁾. Den großen Erfolg seines Werkes, welches wenige Jahrzehnte nach seinem Erscheinen von den Päpsten selbst als eine Sammlung, welche den Inbegriff des geltenden gemeinen Kirchenrechts enthalte, gebraucht wurde¹⁰⁴⁾, haben neuere Schriftsteller¹⁰⁵⁾ aus einer Beschäftigung hergeleitet, welche es durch Papst Eugen III. erhalten habe¹⁰⁶⁾, bis die Unachtheit der Quelle, auf welche diese Annahme gestützt war, nämlich des von Alex. Machiavelli († 1766) edirten *Calendarium archiepiscopatus Bononiensis*, dargehen wurde¹⁰⁷⁾. Der Erfolg beruhte vielmehr auf der Bedeutung, welche die Sammlung als Lehrbuch erhielt, indem sich mit und seit Gratian eine Schule der Decretisten (vergl. den Artikel Glosse zum *Corpus juris canonici*) in Bologna nach dem Muster der schon blühenden Schule der Legisten bildete, deren Doctoren, da sie ihre Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller ausschließend an Gratian's Sammlung anknüpfen, alle älteren Sammlungen bald in Vergessenheit brachten. Auch der Gebrauch, welchen die Päpste von dem Decret machten, ist hieraus zu erklären. Die Ordnung der Materien, welche Gratian wählte, ist ihm eigenthümlich. Das ganze Werk zerfällt in drei Theile¹⁰⁸⁾. In dem ersten Theile sind die Beweisstellen unter hundert und einen Abschnitt eingetheilt, jedem derselben ist ein Rechtsfak, oder eine kurze Einleitung zu dem Inhalte der Beweisstellen vorgelegt. Durch *Paucapalea*, den ersten Glossator Gratian's, erhielten jene Abschnitte die Benennung *Distinctiones*¹⁰⁹⁾. Die Ordnung der Materien ist folgende: 1) Von den Gesetzen überhaupt, dem natürlichen und positiven, göttlichen und menschlichen Rechte, dem römischen Rechte, den Gewohn-

99) Gewis ist, daß man die Bezeichnung desselben mit diesem Titel Gratian selbst zugeschrieben hat. Eine Summa zum Decret aus dem 13. Jahrhundert (v. Savigny, Gesch. des röm. Rechts. Bd. 3. §. 190. Note n. S. 615) bemerkt in der Vorrede: „Universo operi titulum praerobit discordantium canonum concordiam; subaudi intendo ostendere, vel evincere, manifestare.“ Auch Innocenz III. spricht im cap. 20. X. 1. 6 auf diesen Titel an: „quidam . . . ad concordiam discordantium revocantes, repugnantiam canonum praedictorum amplius . . . videbantur.“ Auch der Aufsatz von Gatti a. a. D. S. 271. 275 hat Gratian dem Werke seinen Titel gegeben, weil sehr alle Handschriften ihn nicht haben und Hugotius in seiner Summa zum Decret ihn nicht berührt. Die Frage, ob Gratian selbst oder die ältesten Glossatoren ihn beigefügt haben, ist allerdings müßig. 89) Cap. 6. X. IV. 2. 100) Vergl. den Index bei Theiner, Dissq. crit. p. 41 des Anb. und, was Algerus betrifft, Richter, Beiträge S. 7 f. Daß Gratian auch die Bevinde des Hieronymus benutzt habe, beweist sein Dictum c. 34. Dist. LXIII. — 101) Doch hat Gatti a. a. D. S. 269 f. einzelne Beispiele gesammelt.

102) Jo. Andreas († 1348) ad cap. 2. X. de re scriptis I. 3. „Non obstat, si dicat, Librum Decretorum fuisse per Papam approbatum, quia nec hoc constat. Et data, quod constaret; approbatio fuit quoad compellationem, non quoad dicta Gratiani, quae quotidie reprobandum.“ 103) Siehe cap. 20. X. 1. 6. cap. 6. X. IV. 2. cap. 5. 6. X. IV. 7. Vergl. Buchner, De varia decreti Gratiani fortuna S. 18. Note c. nad. 4. 104) Richt aber die Schriftsteller des Mittelalters. Siehe Note 102. 105) Boehmer l. l. p. 12 seq. 106) Vergl. v. Savigny a. a. D. Bd. 3. S. 11–13. 107) Vergl. über die Eintheilung des Werkes und deren unzulässig späteren Uebersetzung Phillips, Kirchenrecht. Bd. 4. S. 155. 108) War von der Benennung und Einteilung können die nachstehenden Zeugnisse sehr zweifelhaft sein, da die Handschriften selbst sehr durch die Gratiani begreifend sind. Sicardi Episc. Crem. Summa decretorum, von S. 211 S. 281 angeführt: „Distinguitur liber iste in tres partes. Prima est usque ad primam causam. Secunda usque ad consecrationem. Tertia usque ad finem. Primam dividit, ut quidam ajunt, Paucapalea in C et I distinctiones; secundam Gratianus in XXXVI causae. — Tertium quaque, ut ajunt, Paucapalea.“ Damit stimmt die von Savigny a. a. D. Bd. 3. S. 615. Note n. angeführte maniger Handschrift einer Summa des Decrets, aus welcher die betreffende Stelle der Savigny abgedruckt ist, überein.

heilen und dem Kirchenrechte und deren Collision (Dist. 1—14). 2) Von den Quellen des kanonischen Rechts, Genetischenclaffen, Decretalen, Kirchengerichten und deren Ansehen (Dist. 15—20). 3) Von den kirchlichen Personen, ihren Eigenschaften, Rechten, Pflichten und ihrer Weihe (Dist. 21—29). 4) Vom Antheil der verschiedenen kirchlichen Personen am Kirchenregiment, und dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat (Dist. 80—101). Die Lehre von der Gefeggebung kommt bei dieser Gelegenheit vor. Weil der erste Theil die Lehre von den kirchlichen Personen und Aemtern enthält, so heißt er *Tractatus ordinandorum*. Im zweiten Theile folgt die Lehre von der Ausübung anderer Theile der Kirchengewalt, besonders von der geistlichen Gerichtsbarkeit, den kirchlichen Verbrechen und dem gerichtlichen Verfahren. Auch die Lehre von der Ehe ist hier eingeschoben (C. 27—36). Die Form der Darstellung ist hier von der im ersten Theile verschieden. 36 fingierte Rechtsfälle, von welchen die Abschnitte, welche dadurch gebildet werden, causae heißen, geben Veranlassung zur Aufwerfung von Rechtsfragen (Quaestiones), welche durch die einzelnen canones aufgelöst werden. In die Causa 33, Qu. 5 ist jedoch eine Abhandlung de poenitentia, von der Buße, eingerückt, und die einzelnen canones, aus denen sie besteht, unter 7 Distinctionen eingerichtet. Der dritte Theil enthält die Lehre von den Religionsbandungen und deren Liturgie, insbesondere von den Sacramenten, in 5 Distinctionen, nach Baucapalea's Zählung, welche aber bloß durch Ueberschriften gefondert sind. Die canones sind in allen 3 Theilen in den Handschriften so wenig als in den Ausgaben des Decrets vor dem 16. Jahrh. gedruckt. Schon in Gratian's Darstellungsart zeigt sich der Einfluß der Glossatoren des römischen Rechts; die causae des zweiten Theils sind das, was jene casus nannten. Ganz nach der Methode der Registen wurden ferner die Glossen, Apparatus und Summen zum Decret eingerichtet, welche aus der Schule der Canonisten hervorgingen. Glossen waren ihrer ersten Bestimmung nach wahrscheinlich auch die neuen Beweisstellen, welche die ältesten Glossatoren aus denselben Quellen beifügten, aus welchen Gratian selbst geschöpft hatte, obwohl man sie heutzutage zu dem recipierten Texte des Decrets rechnet. Man findet sie in den Handschriften und in allen Ausgaben durch die Ueberschrift *Palea* von dem ursprünglichen Text Gratian's unterschieden. Sie sind, je älter die Handschriften sind, desto weniger zahlreich; in die römische Ausgabe sind deren 85 aufgenommen und daher freilich in allen neueren Abdrücken beibehalten. Gewiß ist, daß Baucapalea, der älteste Glossator Gratian's, solche Zufüge beigefügt hat¹⁰⁹. Wenn derselbe solche als eine Art von Glossen, indem sie, wie solche, zur weiteren Bekräftigung und Erklärung der von Gratian beigebrachten Stellen dienen sollten, mit seiner Eigle

bezeichnete, so könnte diese, als man sie später (dann in den ältesten Handschriften) sehen sie, wie Glossen, am Rande) in den Text aufnahm, die Veranlassung gegeben haben, daß man alle solche Zufüge mit der Ueberschrift *Palea* bezeichnet, obwohl sie von verschiedenen Verfassern herrührten¹¹⁰. Ueber die Glossen zum Decret handelt ein anderer Artikel¹¹¹. — Was die Art, das Decret zu citiren, betrifft, so werden in älteren Schriften die einzelnen canones des Decrets mit den Anfangsworten, unter Beifügung der Zahl der Distinction bei dem ersten und dritten Theile, der Zahl der Causa und Quaestio bei dem zweiten Theile, citirt. Den ersten und dritten Theil unterscheiden schon die ältesten Glossatoren durch Beifügung der Worte: de consecratione, wenn der dritte Theil gemeint ist; dessen erste Distinction von der Consecration der Kirche (und dem Messopfer) handelt (vergl. Note 108). Erstem die canones gelehrt werden, ist es gebräuchlich, nur die Zahl anzugeben¹¹². — Das Decret bildet den ersten Theil des *Corpus juris canonici*. Von seiner Revision und heutigen Anwendbarkeit wird erst bei dem Artikel Gregor IX. und dessen Decretalensammlung zu handeln sein, da erst nach Darstellung dieser und der anderen Decretalensammlungen, welche den zweiten Theil des *Corpus juris canonici* bilden, von dem kanonischen Rechtsbuch im Ganzen die Rede sein kann. (C. W. E. Heimbach.)

GRATIANUS, ein italienischer Diakon, welcher bei der versuchten Schlichtung des Streites zwischen Heinrich II., König von England, und Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, thätig war. Er wird als ein Reffe des Papstes Eugen III. und als ein kanonischer Recht sehr bewandeter, dabei als ein uneigennütziger und jedem Verstande der Befestigung unzugänglicher Mann von festem Charakter bezeichnet¹. Nachdem schon drei Gesandtschaften vergeblich die Herstellung des Friedens versucht hatten, verstand sich der

110) Ueber die *Paleae* überhaupt s. *Dionemus Brava* (Guido Gramini), *Disquisitio critica de interpretatione Gratiani*. Bononi. 1694 (gedruckt hinter Boechmer, Diss. de varia decreti Gratiani fortuna in l. Bande seiner Ausgabe des *Corpus juris canonici*); ferner die ebenfalls abgedruckte *Admoduli correctorum Bonanorum* aus der römischen Ausgabe des *Corpus juris canonici*. J. A. Riegger, *De paleis decreti Gratiani insertis in hunc Opusculum*. Frib. 1773. Bickell, *Progr. De Paleis*. Marb. 1827. 4. 111) Siehe den Artikel *Glossa* zum *Corpus juris canonici*. 112) Also: 1) Stellen aus der Pars I. mit der Zahl des Ranges und der Distinction, z. B. c. (l. e. canno) 1. Dist. oder D. XXIII; 2) aus der Pars II. mit der Zahl des Ranges, der Causa und der Quaestio, z. B. c. 3. C. XII. qu. 1. Stellen aus der Abhandlung von der Buße (de poenitentia) führt man an mit der Zahl des Ranges und der Distinction und dem Besage „de poenitentia,“ z. B. c. 1. Dist. VI. de poen. 3) Ebenso werden Rängen der Pars III. angeführt mit dem Besage: „de consecratione,“ z. B. c. 1. Dist. V. de con.

1) „Cajus (Gratian) eo amplius aucta est gloria, quod quomodo Romae esset, post eorum non abijt,“ sagt Heribert, der Biograph des Erzbischofs Thomas, freilich zugleich sehr feinkörnig: „Utinam quocunque apostolicae sedis legati latine similes, qui libere arguendo, increpando et coerendo, sub oculis potestatem se redigere, nihil quaererent, nihil acciperent, oblata etiam respiraret.“

109) Die in der vorigen Note erwähnte meiner Handschrift bemerkt von Baucapalea: „Nihilominus et quaedam decreta adponit, quae, licet non sint minoris auctoritatis, quam alia hic posita, tamen, quia a principali auctore hujus libri non sunt, non leguntur.“ v. Savigny a. a. D. S. 515.

Papst zu einer vierten, wozu er aber nicht, wie bei den früheren, hohe Prälaten, sondern zwei gelehrte und einfache Geistliche, Gratianus, Subdialen zu Rom, und Vivianus, Archidiacon von Civita vecchia, bestimmte. Diese unterschrieben sich auch dadurch von ihren Vorgängern, daß sie sich ohne allen Prunk auf die Reise begaben und dieselbe in sehr kurzer Zeit zurücklegten. Es trafen im J. 1168 Heinrich II. zu Domfront in der Normandie und hielten mit ihm, nachdem sie ihre Beglaubigungsschreiben überreicht hatten, in Gegenwart mehrerer Prälaten eine Bepredung. Der König bemühte sich wenig, in seinen an die Legaten gerichteten Worten seinen Jorn zu unterdrücken, weshalb auch besonders Gratianus für gut hielt, eine entschlossene Sprache zu führen und sogleich auf die drohenden Aeußerungen des Königs stolz entgegnete: „Herr, drohet nicht, denn wir fürchten keine Trohungen, da wir jener Curie angehören, welche über Kaiser und Könige zu herrschen gewohnt ist.“ Bei den einige Tage später zu Bayeux in Gegenwart der normannischen und anderer Bischöfe stattfindenden Verhandlungen verlangte der König von Allen von den Legaten, mit denen er sich allein betrieh, sie sollten seine Kleriker von dem Banne, der auf ihnen lasse, ohne alle Bedingung freisprechen; als aber eine abschlägliche Antwort erfolgte, rief er: „Bei den Augen Gottes, ich werde nie mehr in meinem Leben weder den Papst noch sonst Jemand über die Wiederherstellung des Friedens hören,“ und eilte seinem Pferde zu. Als jedoch die Unterredung mit Würbe wieder angeknüpft war, gab er den Geandten hinsichtlich der Zurückberufung des in der Verbannung lebenden Erzbischofs günstige Zusicherungen, knüpfte aber sogleich wieder die Bedingung daran, daß der Bann der ihm anhängenden Geistlichkeit sogleich gelöst würde. Als die Legaten auch jetzt noch auf ihrer Weigerung beharrten, wandte er ihnen abermals im heftigsten Jorne den Rücken mit den Worten: „Iht, was ihr wollt, ich befürmtere mich um euch und um euerer Oecommunicationen Nichts und achte sie kein Ei werth.“ Daraus besieg er sein Pferd und war im Begriff, sich zu entfernen, die anwesenden Hofsleute eilten ihm jedoch nach und machten ihm begreiflich, daß er auf diese Weise und durch solche Reden einen Vergleich unmöglich mache. Der König stieg wieder ab und die Verhandlungen begannen von Neuem. Der Vorschlag der Prälaten ging jetzt dahin, sie wollten insgesammt dem Papste schreiben, der König habe dem Erzbischofe von Canterbury Frieden angeboten und sei bereit, die Befehle des Papstes zu vollziehen. Während nun das Schreiben abgefaßt wurde und Heinrich, welchem die Arbeit zu lange währte, im heftigsten Jorne auf und ab ging, bemerkten ihm die Prälaten, daß die Legaten ihnen ein päpstliches Mandat vorgezeigt hätten; nach welchem sie insgesammt Alles zu vollziehen hätten, was dieselben ihnen immerhin auftragen würden, worauf der König entgegnete: „Ich weiß, ich weiß, sie werden mein Rand mit dem Interdict belegen, werde ich aber, ich, der in einem Tage die kaiserliche Burg zu nehmen im Stande ist, nicht einen Kleriker, der das päpstliche Urtheil zur Vollstreckung bringen will, aufreisen lassen können!“

Als jedoch die Legaten sich jetzt in einigen Punkten nachgiebiger zeigten, legte sich auch die Aufregung des Königs und als er ihnen nochmals darfst jagen hatte: „Wenn ihr nicht in dieser Nacht noch Frieden macht, werdet ihr nicht mehr hierher kommen,“ legte er, nachdem die Verhandlungen noch einige Zeit fortgedauert hatten, ruhiger hinzu: „Ich muß auf Bitten des Papstes, der mein Herr und Vater ist, Vieles thun und deshalb will ich Jedem sein Erzbisthum und ihm sowohl als allen seinen Mitverwandten meinen Frieden wieder geben.“ Am folgenden Tage waren bereit beide Theile in sämtlichen Punkten übereingekommen, als aber zuletzt der König unerwartet das Verlangen stellte, in den Friedensvertrag müsse die Klausel, „unbeschadet der Würde seines Reiches“ aufgenommen werden, wogerte sich Gratian, diesen Zusatz zu gestatten, weil der König auch früher die bei der Unterredung zu Montmirail von dem Erzbischofe in dem projectirten Vertrage gebrauchte Formel „unbeschadet der Würde der Kirche“ mit erbitterter Entschiedenheit zurückgewiesen hatte. Da auf diese Weise auch jetzt wieder seine Uebereinstimmung möglich war, so kehrte Gratianus nach Ablauf der vom Papste angelegten Frist (das Fest des heil. Michael) in Begleitung des Erzbischofs von Sens, der ebenfalls zur Vermittelung des Friedens herbeigekommen worden war, nach Italien zurück. Vivianus blieb aber auf Verlangen Heinrichs, welcher die Verhandlungen nicht ganz abbrechen und die bevorstehende Verbannung des Interdicts von seinem Reiche abwenden wollte, noch einige Zeit am englischen Hofe. Später kam auch wirklich ein Vertrag zu Stande und der Erzbischof durfte nach Canterbury zurückkehren; da aber der Ausführung auf beiden Seiten die Nichtigkeit fehlte, so endete der Streit mit der verhängnisvollen Ermordung des Erzbischofs“). (Ph. H. Kallb.).

GRATIANUS (ANTONIUS), italienischer Prälat und Gelehrter des 17. Jahrh., um das Jahr 1610 zu Arcangelo in der zum Königreich Neapel gehörenden Provinz Basilicata geboren, widmete sich dem geistlichen Stande, erlangte, nachdem er nicht nur in der Theologie, sondern auch in der Jurisprudenz gründliche Studien gemacht hatte, die juristische Doctorwürde und wurde, nachdem er mehrere andere Stellen bekleidet hatte, apostolischer Protocollar. Er versah dieses wichtige Amt mit ebenso großem Eifer, als anglistischer Gewissenhaftigkeit und der Papst ernannte ihn im J. 1660 zur Belohnung seiner geleisteten Dienste zum Bischof von Sojano, wo er ebenso emsig die Vortheile seiner Diöcese wahrte und für das Wohl seiner Untergebenen sorgte. Er starb im Mai 1684. Neben seinen Amtarbeiten befaßte er sich stets in seinen Pausenstunden mit wissenschaftlichen Forschungen, von seinen Schriften hat aber nur ein encyclopädisches Werk über Literatur, das *Viridarium hu-*

2) Beigl. *Herberti de Boscham, Vita S. Thomae in den Acten des Thomas von Canterbury* (Oxonii 1845. 8.) Tom. VIII. p. 280 seq. C. Baroni *Annal. eccles. ad ann. 1169. §. 8* seq. D. Hume, *History of England*. (Lond. 1786. 8.) Tom. I. p. 410. J. Lingard, *Geschichte von England*, deutsch von G. A. v. Sallie, Bd. II. S. 290 fg.

manarum literarum (Neapoli 1658. 4.), welches zur Kenntniss und zur Beurtheilung des wissenschaftlichen Stils seines Jahrhunderts nicht unwichtige Beiträge liefert, einigen Werth behalten. Da es indessen selten geworden ist, so wurde es bis jetzt nur wenig benutzt und für die Geschichte der Literatur ausgebeutet *).

(Ph. II. Kult.)

GRATIANUS (Philipp Christoph), kaiserlicher Theolog, am 7. Juli 1742 zu Oberott in der ehemaligen Grafschaft Limburg geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in den Schulen der Klöster Blandenburg und Bebenhausen (1757—1761) und machte, da er sich dem geistlichen Stande widmete, seine Fachstudien in dem theologischen Stift zu Tübingen. Nach der Beendigung derselben erwarb er sich durch die Veröffentlichung einer Abhandlung (Dissertatio de harmonia repraesentationum Dei realium. Tübing. 1763. 4.) die philosophische Magisterwürde und besaß sich alsdann mehrere Jahre hindurch mit dem Privatunterricht. Zugleich machte er umfassende Forschungen in den Quellen der Geschichte des Christenthums und brachte die Ergebnisse derselben in einer Abhandlung über Ursprung und Fortschritt der Christenheit (Dissertatio de memorabilibus Iustini Martyris historici atque dogmatici. Tübing. 1766. 4.) und in dem nur seinen Namen andeutenden ersten Bande seines „Versuches einer Geschichte über den Ursprung und die Fortpflanzung des Christenthums in Europa, herausgegeben von W. F. G. Gn.“ (Tübingen 1766. 8.) zur allgemeinen Kenntniss. Sein Streben fand Anerkennung und im J. 1767 erfolgte seine Anstellung als Senioratvicar zu Heilbronn, in welchem Amte er bis zum Jahre 1773 blieb und sich mehr der praktischen Ausübung der Theologie zuwenden mußte. In diese Zeit fallen seine meisten philosophisch-religiösen, ethischen und moralischen Schriften, von welchen mehrere gedruckt wurden („Aussichten in die selbige Ewigkeit, oder theologische Schilderung vom ewigen Leben.“ Heilbronn 1771. 8. „Vom Umgang in der selbigen Ewigkeit.“ Ebd. 1771. 8. „Von der Auferstehung der Todten.“ Ebd. 1772. 8. und „Grundrissen der Religion in Ordohistorischen; zum Gebrauch junger Leute, welche zum Tische des Herrn vorbereitet werden.“ Ebd. 1770. 8.), andere (wie eine Sammlung von Reden, theils dogmatischen, theils moralischen Inhaltes, sechs Bücher von den Empfindungen) ungedruckt geblieben, das „Retzgedicht von der Hinsichtigkeit des Menschen und der Hoffnung eines Christen in der Ewigkeit“ (Tübingen 1769. 8.), ein anderes ebenfalls nicht veröffentlichtes philosophisch-theologisches Retzgedicht und viele kleinere Gedichte. Erst als er im J. 1773 zum Dilectus zu Reichenstadt an der Rinde ernannt wurde, legte er seine früheren historischen Arbeiten fort und trat mit dem zweiten Bande seines „Versuches einer Geschichte über den Ursprung und die Fortpflanzung des Christenthums in Europa“ (Tübingen 1773. 8.) hervor, auf dessen Titel er seinen Namen nannte. Das Werk erschien ihm

jetzt aber lächerlich und ungenügend und er beschloß, es gänzlich umzuarbeiten und zu erweitern. Diese Umarbeitung, welche den Titel führt: „Geschichte von der Pflanzung des Christenthums in den aus den Trümmern des Römischen Kaiserthums entstandenen Staaten Europas, das ist, in den heutigen Teutschen, in den Niederlanden und in der Schweiz, wie auch in Frankreich, Spanien und Portugal, in Italien und Großbritannien, Ungarn, wie auch in den an der Donau gelegenen Staaten des Türkischen Kaiserthums“ (Stuttgart 1778 und 1779. 8. 2 Bde.), vertritt zwar ein gründliches Studium, große Einsicht und eine rühmliche Unparteilichkeit, die Darstellung entsprach aber den Forderungen der Zeit und des Geschmacks nicht mehr, weshalb der dritte und der vierte Theil als Manuscript in dem Pulse des Verfassers blieben. Im J. 1782 wurde er Pfarrer zu Offendingen und im J. 1795 Specialsuperintendent und Stadtpfarrer zu Weinsberg, wo er am 7. Jan. 1799 starb. Seine letzte literarische Arbeit: „Grundrissen der Religion für Jebermann“ (Remo 1787. 8. 2 Bde.) kann als eine seiner vorzüglichsten Leistungen betrachtet werden *).

(Ph. II. Kult.)

GRATIANUS (Stephanus), ein italienischer Jurist, von dessen Lebensverhältnissen man aber nichts Näheres weiß, als daß er in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. als angesehener Advocat eine hervorragende Stellung zu Rom einnahm und auch ausserhalb des Kirchenstaates durch seinen Rath und durch seine Gutachten, welche sehr häufig verlangt wurden, großen Einfluß übte. Seine Gutachten sind unter dem Titel: Disceptationes forenses (Genevae 1625. fol. Venetis 1649. fol.) und mit des Cardinats de Luca Bemerkungen (Genevae 1703. fol.) gesammelt und von Joh. Andr. Cobanus durch ein Inhaltsverzeichnis (Clavis seu repertorium in Gratiani Disceptationes forenses. Venet. 1651. fol.) für den praktischen Juristen brauchbar gemacht. Die durch seine Erörterungen veranlaßten Entscheidungen findet man in den Decisiones rotae Provinciae Marchiae (Francof. 1606. fol. Venetis 1621. fol.). Beide Werke sind auch zusammen gedruckt (Disceptationes forenses et Decisiones Rotae Marchiae. Francof. 1606. fol. Genevae 1645. fol. Venetis 1649. fol. Genevae 1664. fol.) und wurden vielfach benutzt, wie die Ausgaben mit den Anmerkungen der bekannten Juristen Ale. Vincent. Scropea (Neapoli. 1676. fol.) und Joh. Bapt. de Luca (Genevae 1703. fol.) beweisen, scheinen jedoch jetzt fast gänzlich vergessen und wol auch nicht mehr benutzbar zu sein †).

(Ph. II. Kult.)

GRATIANUS TATIUS (nach anderer Vermuthung Talius oder Tarius), einer der vielen Opfer der Grausamkeit des Kaisers Liberius, welcher durch Zeit, Dürre und Ermüdung, was andere Menschen zu be-

*) Bzgl. Nic. Tuppi, Biblioteca Napolitana (Napoli. 1678. fol.) p. 327.

*) Bzgl. Schwedisches Magazin, 1777. S. 592 fg. 3. G. Meusel, Verzeichn. der vom Jahre 1750-1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. IV. S. 387 fg. Sam. Hart, Historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. Bd. II. S. 509.

†) Universal-Verzeichn. aller Wissenschaften und Künste. Bd. XI. S. 625.

künftigen pflegt, so wenig erweicht wurde, daß er Unerweisenes und Verschollenes wie das Schwerte und Keusche bestrafe. Gratianus Tarius war früher Prätor und Tiberius glaubte von ihm durch eine weltliche oder eingebildete Beleidigung gekränkt worden zu sein. Er wurde deshalb des Verbrechen der beleidigten Majestät angeklagt, nach dem Gesetze zum Tode verurtheilt und hingerichtet *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRATIDIANUS (M. Marius), römischer Redner und Volksmann, in dem 1. Jahrh. vor Chr., war ein Sohn des Marcus Gratidius und ein Adoptivsohn eines Bruders des berühmten Marius. Er war ein sehr volksthümlicher Redner und besaß die seltene Gabe, in den bewegtesten und lärmendsten Volksversammlungen die nöthige Kaltblütigkeit zu bewahren; die große Gung, worin er bei dem Volke stand, verdankte er übrigens einer nicht rechtlichen Handlung während seiner Prätur. Der Mangel an Silber und die dadurch entstandene Schwierigkeit des Geldverkehrs hatten das immer gefährliche Auskunftsmitel veranlaßt, die Silbermünzen durch Beimißung eines anderen Metalles zu vermehren und den Werth derselben zu ändern. Die fortwährenden Verminderungen und Vermehrungen des Werthes waren allmählig so oft vorgenommen, daß Niemand genau wissen konnte, welches Vermögen er besaß. Die Volkstribunen traten deshalb um das Jahr 66 vor Chr. mit dem Collegium der Prätores zusammen, um einen gemeinschaftlichen Beschluß wegen des Münzwesens zu fassen. Sie entwarfen also ein Edict über den Gehalt und Werth der Münzen mit Bestimmung der Strafe und der gerichtlichen Belangung und verabredeten, daß sie dasselbe alle zusammen auf den Nachmittag von der Rednerbühne bekannt machen wollten. Sofort gingen die übrigen aus einander, Gratidians aber begab sich geradezu aus der Versammlung auf die Rednerbühne und machte allein bekannt, was nach der Verabredung gemeinschaftlich hätte geschehen sollen. Das Gesetz war dem Volke so angenehm und fand solchen Beifall, daß man dem Gratidians, welchen man als den alleinigen Urheber desselben betrachtete, in allen Straßen Standbilder in Lebensgröße widmete, Kerzen vor denselben brannte und Weibrauch und Wein opferte. Auch schien es nicht zweifelhaft, daß man ihm im folgenden Jahre das Consulat übertragen würde. Cicero, ein Verwandter des Gratidians durch seine Großmutter, welche eine Schwester des Redners Marcus Gratidius war, mißbilligte im höchsten Grade die Handlungsweise des Prätors als unehrlich und spricht sich darüber unverbohlen aus. „Solche Fälle“, sagt der Redner, „sind es, durch welche unwillkürlich das Nachdenken der Menschen irre wird. Das Unrecht der Handlung, welche sie begehen, scheint ihnen nicht so bedeutend und der Vortheil, welcher daraus hervorgeht, um so viel bedeutender, wie hier der Marius Gratidians. Er dachte, seinen Kollegen und den Tribunen die Gung des Volkes, die sie von jenem Beschlusse zu erwarten hatten, für sich vorzuguziehen, sei kein

so großes Unrecht, hingegen Consul dadurch zu werden, um was es ihm gerade zu thun war, sei ein sehr großer Vortheil. Allein es gibt nur eine Regel für alle Fälle, und präge dir diese tief ins Gedächtniß: entweder darf das, was man für nützlich hält, nicht unethisch sein, oder man darf es, wenn es unethisch ist, nicht für nützlich halten *).“ — Marius Gratidians verfiel später als bei dem Volke beliebter Genosse der Marianischen Partei der Proscription Sulla's und ward verurtheilt, auf dem Grabe des D. Catulus, welcher von Marius proscribirt worden war und sich selbst getödtet hatte, gepoet zu werden. Dieser Catulus, ein bekannter Redner, war zwar ein sehr sanftmüthiger Mann gewesen, welchem am wenigsten nach seinem Tode Rache nöthig war. Man übte aber diese Rache als Vergeltung für den Tod L. Cäsar's, welcher einige Jahre vorher von Anhängern der Marianischen Partei auf dem Grabe des D. Varius erwürgt worden war. Der später so berühmte Catilina wurde zum Volkstredner des Urtheils bestimmt. Der unglückliche, früher von dem Volke fast angebetete Gratidians wurde durch die Straßen geschleift bis über die Tiber und auf dem Wege von den Gentern mit Ruthen geschrien. Am Orte der Hinrichtung ließ ihm Catilina die Augen ausreißn, die Beine brechen, die Hände abhauen und ihm erst, nachdem er nach und nach und Glied für Glied zerstückt war, den Kopf vom Rumpfe trennen. Ein Senator, welcher aus Zuschauer bei dieser schrecklichen Marter ohnmächtig hinfiel, wurde sogleich ungebracht. Catilina nahm das blutbefleckte Haupt des Gratidians und legte es auf dem öffentlichen Plage dem Sulla zu Füßen; darauf begab er sich wie zum Gohn in den Tempel des Apollo und wusch seine Hände in dem Becken des Reinigungswassers. „So verströmte“, sagt der Philo soph Seneca *), „tropfenweise sein Blut der Mann, der ein schlechtes Muster war, doch volksthümlich ginnst, und nicht sowohl unverdienter Weise als mit Ueberrückung geliebt. Marius verdiente Solches zu leiden, Sulla solchen Befehl zu geben, Catilina ihn zu vollstrecken.“

(Ph. H. Kuhl.)

GRATIDIUS (Marcus), ein römischer Redner aus der letzten Hälfte des 2. Jahrh. vor Chr. aus der Municipalsadt Arpinum, der Bruder der Großmutter des M. Tullius Cicero, nach dessen Versicherung er zum Redner geschaffen, in geschlicher Gesehsamkeit gebildet und insbesondere ein guter Ankläger war. Er bestragte im J. 639 der St. (115 vor Chr.) ein Gesetz, daß man sich beim Stimmen statt des lebendigen Wortes eines Tafelens bedienen solle (lex tabellaria), welches aber von M. Tullius Cicero, dem Großvater des berühmten Redners, trotz der Verwandtschaft mit dem Antragsteller, heftig bekämpft und von den Consuln, denen die Entscheidung zuzum, verworfen wurde. Gratidius war auch ein vertrauter Freund des Redners Marcus Antonius, welchen er als Präfect nach Cilicien begleitete, wo er im Range gegen die Seeräuber (102 vor Chr.)

*) Taciti Annal. L. VI. c. 38.

1) Cicero, Offic. I. III. c. 20. Plinii Hist. nat. I. XXXIII. c. 46. 2) De Ira I. III. c. 18.

Menschenrechten und den Befehlen widersprechende Schriften veröffentlichten würden, zu verfolgen und denselben ihre Befolgung zu entziehen. Gratién wurde festgenommen und wäre schwerlich dem Blutgerichte entgangen, wenn nicht der Sturz Robespierre's (1794) einen Umschwung der öffentlichen Meinung bewirkt und auch dem eingeleiteten Bischof die Freiheit wiedergegeben hätte, worauf man die Anklage auf sich beruhen ließ, bis sie vergessen wurde. Am 19. Juli 1797 führte Moutié, einer der Generalvicare Gratién's, den Vorschlag bei einer in der Kirche von Gexeur versammelten Synode constitutioneller und vereinigter Priester, welche 16 Großvicare zur Verwaltung der Diöcese von Gexeur ernannt, aber mehrere Priester, unter welchen sich auch Frédenay und de Kardonne befanden, erhoben in einem Circular vom 25. desselben Monats Einsprache gegen ihre Ernennung und erklärten darin den Geistlichen und den Südbürgen der Diöcese, daß sie nicht als Vicare des Bischofs Gratién betrachtet sein wollten. Auf derselben Synode wurde Gratién auch zum Deputirten für die im Monat August zu Paris abhaltende Kirchenversammlung gewählt, welche sich mit der Erneuerung constitutioneller Bischöfe befassen sollte. Er erfüllte auch sein Mandat, die neue Organisation der gallicanischen Kirche wollte aber nicht gelingen und Gratién starb zu seinem Glücke noch vor der Wiederherstellung der alten Ordnung der kirchlichen Dinge am 4. Juni 1799 zu Rouen. Außer den schon erwähnten literarischen Arbeiten lieferte Gratién noch eine Abhandlung über Gelschschäfte (Tractatus ecclesiasticos de contractibus usurariis. Chartres 1790. 8.), worin er das Darleihen gegen Zinsen verteidigt, und eine aus den durch Christus gewirkten Wundern geschöpfte Beweisführung für die Wahrheit der christlichen Religion (*La Vérité de la Religion chrétienne démontrée par les miracles de Jésus-Christ*); auch wollte er in einer besonderen archaischen Schrift die Rechtmäßigkeit der constitutionellen Prälaten darthun, dieser Voratz kam aber, wie es scheint, nicht zur Ausführung *).

(Jh. H. Kuhl.)

GRATIEN (Pierre Guillaume, Baron), französischer Divisionsgeneral, am 1. Jan. 1764 zu Paris geboren, diente zuerst in dem Regiment der Dauphin-dragouen (1787—1789) und nahm dann seinen Abschied. Als aber das Vaterland in Gefahr war und einen Aufruf an seine Verteidiger erließ, trat er wieder unter die Waffen, wurde am 12. Juli 1791 zum Hauptmann des zweiten Bataillons von Paris ernannt und rückte am 6. Jan. 1792 zum Oberstleutnant vor, in welcher Eigenschaft er bei der Nordarmee die Feldzüge von 1792 und 1793 mitmachte. Bei dem Abfalle des Generals Dumouritz ließ er sein Bataillon aus dem Lager zu Maube ausrücken und führte es durch den Wald nach Serq-au-Pont, wo er es von dem Vorgesetzten in den Kenntniß setzte und mit ihm noch an demselben Tage

nach Douay marschirte. In dem Kampfe um Buncelles (16. Aug. 1793) sammelte er, als die ganze Division von diesem Dorfe zurückgeworfen war, das von ihm commandirte halbe Bataillon und erkämpfte trotz eines heftigen Kartätschenfeuers die Schanzen vor Buncelles wieder. Darauf drang er in das Dorf und hinderte die englisch-holländische Armee, das sich zurückziehende französische Armee-corps zu verfolgen, indem er allein die Angriffe desselben bis zum Anbruch der Nacht ausblieb. Auf den Bericht hin, welchen man über diese tapfere That an die Regierung abthatte, ernannte diese ihn am 3. Sept. zum Brigadegeneral, um ihn wieder bei der Nordarmee zu verwenden. In der Schlacht von Bataignies (25. Vendémiaire des Jahres II) sah er sich gezwungen, sein Bataillon, welches von den feindlichen Batterien in der Flanke gefaßt wurde, eine rückgängige Bewegung machen zu lassen und zwar in demselben Augenblicke, als ihm der Befehl zum Vorrücken zukam. Die Vollsprezidenten Carnot und Duquesnois suspendirten ihn nicht nur auf dem Schlachtfelde von seinen Verrichtungen, sondern stellten ihn sogar vor das Revolutionstribunal des Departements Pas-de-Calais und zwar unter der Beschuldigung, daß er sich geweigert, gegen die Despotenrechte vorzugehen, und dadurch den glücklichen Ausgang der Schlacht verzögert und dem Feinde den Rückzug erleichtert habe. Durch ein Urtheil dieses Tribunals von dieser Anklage freigesprochen, schickte der General sogleich in das Hauptquartier der Armee zurück; da aber der Suspenditionsbefehl noch nicht widerrufen war, so blieb er bis zum 25. Brumaire ohne Verwendung. An diesem Tage nahm er wieder seine frühere Stelle ein, mußte aber zur Westarmee übergehen. Am 7. Brumaire des Jahres IV wurde er von Neuem wegen eines angeblichen Dienstfleckers suspendirt, aber schon am 11. Riwoche wieder in Thätigkeit gesetzt; um in der Armee der Küsten des Océans zu dienen, erhielt er am Ende dieses Jahres eine Küstung aus den Manufacturen von Versailles zur Belohnung der Dienste, welche er während des Krieges in der Vendée geleistet hatte. Nach der Auflösung der Vendéearmee trat er in die Militärdivisionen des Westens und schiffte sich mit dem commandirenden General Hoche auf dem Schiffe Le Tourville zur Expedition nach Irland ein. Am 7. Germinal des Jahres V wurde er zur Sambr- und-Masarnarmee versetzt und diente in derselben bis zum Jahre VII, um welche Zeit er zu der nach England bestimmten Armee beordert wurde. Am 9. Primaire des Jahres VIII kam er zu der Westarmee zurück; er stand bei den Truppen, welche um diese Zeit auf der Flotte des Contreadmirals Gantheaume eingeschifft wurden, und diente während der Jahre IX und X in der Westarmee. Im 3. X war er schon bezeichnt, die Expedition nach Louisiana mitzumachen. Dieser Befehl wurde aber zurückgenommen und ein anderer Befehl versetzte ihn in demselben Jahre zur batarvischen Armee. Im 3. XII zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt wurde er zugleich in Dispositionität versetzt, bald aber trat er wieder in Activität und wurde, nachdem er das Commandeurkreuz erhalten hatte, bei

*) Biographie nouvelle des Contemporains, par A. V. Arnault, A. Jay, E. Jony et J. Norvins. Tom. VIII. p. 292. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 336 (Novr. 64. Tom. XVII. p. 384). Biographie générale. Tom. XXI. p. 728 seq.

der Nordarmee verwendet. Im J. XIV zur 12. Militärdivision geschickt, ging er in Folge einer Auszeichnung des Kaisers in die Dienste des Königs von Holland über, welcher ihn im J. 1807 zum Generallicutenant ernannte und ihm das Kreuz des holländischen Verdienstordens verlieh. Im Juni 1809 erhielt Gratien den Befehl, mit einer holländischen Division nach Straßburg zu marschiren, wo sich der bekannte tauische Parteidänger Schill, welcher auf seinen Streifzügen den Franzosen großen Schaden zugefügt, verschanzt hatte. Die schwachen Besetzungen wurden mit Sturm genommen und der tapferste Schill, bis zum letzten Augenblick tapfer kämpfend, fiel bekanntlich in den Straßen der Stadt in den Augenblicke, als er durch eine Nebengasse zu entkommen suchte; auch die meisten seiner Leute wurden nach verzweifelter Gegenwehr niedergebourn. Gratien wurde für diese That von dem Könige von Holland durch das Commandeurekreuz des Unionsordens in Diamanten beehrt und der König von Dänemark überreichte ihm bald darauf das Großkreuz des Danebrogordens. Nachdem er wieder im J. 1809 als Brigadegeneral in französische Dienste zurückgetreten war und das Commando einer Infanteriebrigade der ersten Division der Reserve bei der spanischen Armee erhalten hatte, diente er in den Jahren 1810 und 1811 unter dem Oberbefehle des Herzogs von Abrantes. Als am 11. Oct. 1810 am Tage nach der Schlacht von Sobral, in welcher die Engländer geschlagen worden waren, der Feind bemerkte, daß der linke Flügel des Herzogs von Abrantes von jeder Unterstützung entbloß war, griff er ihn an, um ihn zu werfen. Der General Salignac hielt den ersten Stoß fest aus, war aber im Begriff von der Uebermacht erdrückt zu werden und zu unterliegen, als der General sich mit einem Infanterieregiment fest auf die feindlichen Scharen stürzte und die Schlacht zum Vortheil der Franzosen wiederherstellte. Die Engländer, mit dem Vaponnet angegriffen, zogen sich in Unordnung zurück und ließen ihre Verwundeten und viele Gefangene auf dem Schlachtfelde. Gratien wurde bald darauf zum Reichsbaron erhoben und im J. 1811 zur Armee in Teutschland abberufen. Er zog nachher im J. 1812 mit der großen Armee nach Rußland und die Dienste, welche er auf diesem unglücklichen Feldzuge leistete, bewogen den Kaiser, ihm am 23. Sept. 1812 den Rang eines Divisionsgenerals zu verleihen. Als solcher zur Armee in Italien versetzt, wurde er in dem Kampfe vor Bassano und bei der Einnahme dieser Stadt am 31. Oct. 1813 von einer Kugel getroffen und trug eine gefährliche Wunde davon. Er erhielt deshalb das Commando der dritten Division der italienischen Reservearmee und er war eben im Begriff, sein Corps nach der Heimat zurückzuführen, als er am 24. April 1814 zu Biadina starb. Sein Name steht auf der nördlichen Seite des Triumphbogens der Ustole *). (Ph. H. Kuhl.)

GRATILIANUS, ein christlicher Märtyrer, welcher während der Regierung des Kaisers Galerius Maximianus

(305—311) den Tod litt. „Zur Zeit“, erzählt die Legende, „als dieser Kaiser durch ein Edict befohl, den Christen nachzuführen und sie ungehört zu bestrafen, lebte in der jetzt zerstörten Stadt Halaris (Gaiare) bei Biterbo Gratilianus (oder Gracilianus), der Sohn angesehener Aeltern, welcher sich den Wissenschaften widmete und durch ein Evangelienbuch, welches ihm in die Hände kam, von der Wahrheit und Schönheit der christlichen Religion so unwiderstehlich hingezogen wurde, daß er sich von dem Priester Quirinus in derselben unterrichtete und ohne Wissen und gegen den Willen seiner Aeltern taufen ließ. Als Thrafon, der Comes von Halaris, dies erfuhr, lud er Gratilianus vor sich und ermahnte ihn, seinen Aeltern eine solche Schmach nicht zu bereiten, seinen Schritt zu bereuen und dem Apollo zu opfern. Als der Jüngling sich entschieden weigerte, meldete Thrafon das Gehehene dem Kaiser, welcher mit aller Strenge zu verfahren befohl, wenn Gratilianus sich nicht eines Besseren besinne und die Ehrenstellen, welche er ihm verspreche, annehme. Da alle Vorstellungen vergeblich waren, so bestrafte der Comes den Jüngling wegen seiner Schwärmungen gegen die Götter mit Ohrfeigen und ließ ihn in den Kerker werfen. Als dieser während seiner Gefangenschaft Blinde sehend machte, Hallsüchtige heile und andre Wunder verrichtete, führte Fortunata, eine Heidin, ihre blinde Tochter Helicissima zu ihm, welche auch durch sein Gebet ihr Gehör wieder erhielt und sich sogleich zum Christenthum bekehrte. Der Kerkermeister hinterbrachte dies dem Comes, welcher Gratilianus und Helicissima sich vorführen ließ und den Jüngling mit Schimpfreden überhäufte, Helicissima aber, welche die Vertheidigung ihres Vaters übernahm, den Mund mit einem Steine zerschlugen, alsdann beide vor die Stadt führen und enthaupten ließ. Bald darauf wurde Thrafon wegen Missethats und Verdrüßung der Unterthanen angeklagt und starb eines elenden Todes, indem der Kaiser ihn durch Pferde in Stücke zu zerreißen befohl.“ So erzählt die Legende, welche freilich sehr zweifelhaften Alters und Ursprungs ist. Die Ueberreste der beiden Heiligen wurden nach der Zerstörung der Stadt Halaris nach Biterbo gebracht, wo man ihr Andenken am 12. August feiert. In den Acten liegt man auch einen Brief an den Comes, sowie die Antwort des Kaisers, welche beweisen, daß der Verfasser der Legende in der Alterthumsweisenschaft nicht sehr bewandert war *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRATINUS (oder Cratinus), einer der Rechtsgelehrten, dessen Mitwirkung bei der Compilation der Rechtsquellen, welche der Kaiser Justinian unter der Leitung des berühmten Juristen Tribonianus veranstaltete, erwähnt wird. Er war Ausseher der Finanzen (comes sacrarum largitionum) und Professor (audoeosor) an der Rechtsschule zu Constantinopel¹⁾. Der

*) Vergl. Act. SS. Bolland. Augusti. Tom. II. p. 725 seq., wo auch die Legende aus mehreren Handschriften mitgetheilt ist.

1) Constit. de confirmatione Digestorum §. 9, wo Gratinus *dyadocē hypurios aliosque praesidēs urbium* *optimus antecessor* *hujus alius urbis* genannt wird.

*) Biographie nouvelle des Contemporains, par Arnault, Jay, Joyet et Norvins. Tom. VIII. p. 292. *Fastes de la Légion d'honneur*. Tom. III. p. 252.

Antheil, welchen er an dieser, wie es scheint, ganz von dem Willen und der Angabe des Tribenianus abhängigen Arbeit nahm, läßt sich nicht näher bestimmen, wir wissen nur, daß er sich sowohl bei dem Anschlusse befand, welcher in einem Zeitraume von 14 Monaten die kaiserlichen Constitutionen dem Bedürfnisse der Zeit entsprechend nach Materien ordnete und in eine aus zwölf Büchern bestehende Sammlung (Coder) brachte (im J. 528), als auch Mitglied der Commission von 16 Juristen war, welche die Aufgabe hatten, aus den in Masse vorhandenen Schriften der angesehenen Rechtslehrer der älteren Zeit das zum Gebrauch Dienende auszuwählen und mit dieser aus 50 Büchern bestehenden Auswahl (Pandecten) im J. 533 nach einem Zeitraume von drei Jahren zu Ende brachte. Die erste Sammlung (genöthlich Coder vetus genannt), bei welcher Gratianus half, ist bekanntlich nicht mehr vorhanden, weil sie noch Justinian selbst später durch eine neue Revision ersetzen ließ. Gratianus scheint übrigens, obgleich er von Justinian als Lehrer gerühmt wird, als geleiteter Jurist keine hervorragende Rolle gespielt zu haben, denn er wird als solcher nirgends genannt²⁾.

GRATIOLA, eine von Linné aufgestellte Gattung der natürlichen Familie der Scrophulariaceen mit folgenden Merkmalen: Die schmalen Zipfel des fünftheiligen Kelchs sind ungleich lang. Die Oberlippe der Blumenkrone ist ungetheilt oder kurz zweitheilig, die Unterlippe dreitheilig; der Saumen tritt nicht hervor. Die beiden eingeschlossenen hinteren Staubgefäße haben Staubbeutel mit geforderten, parallelen Fächern, die beiden vorderen sind ohne Staubbeutel, fadenförmig oder fehlen ganz. Der Griffel ist an der Spitze herabgebogen, breit oder mit zwei Blättchen versehen. Die Kapselform ist vierklappig, die Ränder der Klappen sind einwärtsgebogen. Die zahlreichen Samen sind klein.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wachsen meist außerhalb der Tropen bader Gemäßigten Breiten und haben gegenüberstehende, ganzrandige oder gezähnte Blätter und achselständige, einblüthige, im Kelche sehr oft von zwei Deckblättern begleitete Blüthenstiele. Nach Benthams Zerfallen ist in zwei Abtheilungen, deren zweite diesen Autor früher als eigene Gattung, *Sophranantha* genannt, anfab.

Erste Abtheilung. *Gratiolaria*.

Das Mittelband der Staubbeutel ist häufig verbreitert, die Fächer der Staubbeutel stehen quer.

A. *Diandrae*. Die Rudimente der Staubbeutellosen Staubgefäße fehlen einander ganz oder sind nur ganz klein, fast puntförmig.

1) *G. pusilla* Torrey. Niedrig, aufrecht, ästig, schwach flebrig-weichhaarig oder kahl; die Blätter sind länglich-linealisch, stumpf, fast ganzrandig; die Blüthenstiele sind weit länger als das Blatt; die Deckblättchen sind die linealischen, stumpfen Kelchzipfel haben fast gleiche

Länge; die eisernige Kapselform ist fast um die Hälfte länger als der Kelch. — Die ganze Pflanze ist nur 2—4 Zoll hoch, die Blätter sind klein, die Blumenkrone ist 4 Linien lang, die Kapselform ist und im Verhältnisse zur Pflanze ziemlich groß.

Die Pflanze wächst auf feuchten Feldern in Texas und Arkansas.

2) *G. gracilis* Benth. Die Pflanze ist aufrecht, schlank und kahl, ihre Blätter sind länglich oder fast lanzettlich, ganzrandig oder wenig gezähnt; die Blüthenstiele sind viel länger als das Blatt; die Deckblättchen haben mit den lanzettlichen, stumpfen Kelchzipfeln fast gleiche Länge; die eisernig-fugelige Kapselform ist so lang als der Kelch. — Diese Art ist der vorigen ähnlich, aber 6—9 Zoll hoch und hat breitere Blätter, kleinere Blumenkrone und die Kapselform im Verhältnisse zum Kelch kleiner und kaum spitz.

Die Heimath dieser Art ist Texas.

3) *G. floridana* Nuttall. Diese Art ist kahl, aufrecht und etwas ästig, ihre Blätter sind lanzettlich oder die unteren verkehrt-eisernig-länglich, wenig gezähnt, am Grunde verschmälert; die Blüthenstiele sind meist länger als das Blatt; die Oberlippe der Blumenkrone ist ausgerandet, ihre Röhre ist dreimal länger als der Kelch. — Den folgenden ähnlich zeichnet sie sich durch größere Höhe und Kahlheit aus. Die Blumenkrone hat die Größe von jener der *G. officinalis*, ihre dünne Röhre ist 5—6 Linien lang, ihre Zipfel sind sämmtlich ausgerandet.

Sie wächst in Florida und Alabama.

4) *G. virginiana* Linné. Der Stengel ist schwach flebrig-weichhaarig, seltener kahl, aufsteigend, ästig; die Blätter sind kahl, lanzettlich, wenig gezähnt, am Grunde mehr oder weniger verschmälert; die Blüthenstiele sind bisweilen länger als das Blatt; die Oberlippe der Blumenkrone ist ausgerandet, ihre Röhre ist doppelt länger als der Kelch; die Kapselform ist eisernig-fugelig, etwas spitz oder kaum stumpf. — Die Pflanze ist einen halben Fuß hoch oder höher; die unteren Blätter sind kurz gestielt, die obersten kaum stengelumsassend; die Deckblättchen haben mit dem Kelche gleiche Länge; die Blumenkrone ist weiß, innen gelb, bebaart, 5—6 Linien lang, ihre Röhre ist 3—4 Linien lang. Als Synonyme gehören hierher: *G. aurea* Pursh, *G. officinalis* Michaux, *G. carolinensis* Pursh, *G. neglecta* Torrey, *G. missouriensis* Beck, *G. acuminata* Franch und *Conoclea borealis* Sprengel.

Diese Art wächst in Nordamerika von Canada bis Louisiana häufig und westlich bis zum Fluß Oregon.

5) *G. pedunculata* R. Brown. Die Pflanze ist kahl oder sehr schwach flebrig-weichhaarig; der Stengel liegt nieder; die Blätter sind lanzettlich, wenig gezähnt, am Grunde ein wenig verschmälert, halbstengelumsassend; die Blüthenstiele sind in der Regel länger als das Blatt; die Oberlippe der Blumenkrone ist kurz zweispaltig, ihre Röhre ist kaum doppelt länger als der Kelch, die Kapselform ist eisernig-fugelig, stumpf. — Der vorigen sehr ähnlich, aber in der Tracht schlanker, die Blätter sind am Grunde

2) Vergl. J. P. de Ledeney, Vita Justiniani et Tribonian (Halsae 1781. 4.) p. 192. 294.

weniger verschmälert, die Blumenkrone ist etwas kleiner, ihre Oberlippe deutlich zweilappig.

Die Heimath dieser Art ist Neu-Holland.

6) *G. sphaerocarpa* Elliott. Die ganze Pflanze ist kahl, der ästige Stengel liegt nieder oder steigt auf; die Blätter sind lanzettlich-eiförmig, wenig gezähnt, am Grunde mehr oder weniger verschmälert; die Blüthenstiele sind kürzer oder doch kaum länger als der Kelch; die kugelige, sehr stumpfe Kapself hat mit dem Kelche gleiche Länge. — In der Tracht und den Blüthen stimmt diese Art mit *G. virginiana* überein, ihre Blätter sind aber breiter, die Blüthenstiele weit kürzer und die Kapseln viel breiter und fast ausgerandet. Hierher gehören *G. acuminata* Vahl und *G. carolinensis* Le Conte.

In Nordamerika von Carolina und Florida bis Louisiana und Ohio und in Mexico einheimisch.

B. Subdidynamae. Die Staubbeutellosen Staubgefäße sind fadenförmig, an der Spitze kopsförmig.

a) Blüthen sitzend.

7) *G. peruviana* Lindl. Die Pflanze ist ästig, niederliegend, kahl oder flebrig-weichhaarig; die Blätter sind länglich oder lanzettlich, gezähnt oder fast ganzrandig 3-5nervig, halbhengelumfassend; die Oberlippe der Blumenkrone kurz, zweispaltig, die Staubbeutellosen Staubfäden sind kurz. — Die Blätter gleichen denen von *G. aurea*, sind aber meist größer und breiter; die Deckblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge. Die Blumenkrone ist 3-5 Linien lang, die Kapsel spitz. Die Pflanze ändert übrigens mit stumpfen und spizen, breiten oder schmalen Blättern und größeren oder kleineren Blüthen ab. Hierher gehört *Stemodia glabra* Sprengel.

Diese Art wächst im außertropischen Theile Südamerikas, nämlich im südlichen Brasilien, in Buenos Ayres, Patagonien, Peru und Chili.

8) *G. latifolia* R. Brown. Die ganze Pflanze ist kahl, niederliegend; die Blätter sind eiförmig oder länglich, stumpf, undeutlich-gekerbt oder ganzrandig, 3-5nervig, halbhengelumfassend; die Oberlippe der Blumenkrone ist kurz, zweispaltig; die Staubbeutellosen Staubfäden sind kurz. — Den fehlern Formen von *G. peruviana* sehr ähnlich und fast nur durch die Blätter unterschieden. Hierher gehört *G. glabra* Walpers.

Die Heimath dieser Art ist Australien und Tasmanien.

9) *G. pubescens* R. Brown. Niederliegend, flebrig-weichhaarig; die Blätter sind länglich-lanzettlich, ziemlich spitz, gezähnt, dreinervig, halbhengelumfassend; die Staubbeutellosen Staubfäden sind lang. — Von den sehr ähnlichen Formen der *G. peruviana* durch die langen sterilen Staubfäden verschieden.

In Australien, Tasmanien und Neu-Seeland einheimisch.

10) *G. sexdentata* Cunningham. Niederliegend, kahl; die Blätter sind länglich oder fast lanzettlich-eiförmig, sitzend, wenig gezähnt, undeutlich-dreinervig; die Staub-

beutellosen Staubfäden sind lang. — Der vorigen ähnlich, aber kahl und die Blätter meist am Grunde schmal.

In Neu-Seeland einheimisch.

11) *G. nana* Benth. Niederliegend, kahl; die Blätter sind fleisig, länglich, undeutlich-gezähnt, am Grunde verschmälert; die Staubbeutellosen Staubfäden sind lang. — Die Stengel sind 1-2 Zoll lang, die Blätter ziemlich dick, 2-3 Linien lang, die Blumenkrone sind 5-6 Linien lang.

Die Heimath dieser Art ist Tasmanien.

b) Blüthen gestielt.

12) *G. officinalis* Lindl. Die ganze Pflanze ist kahl, der Stengel aufrecht, oberwärts vierkantig; die Blätter sind lanzettlich, ganzrandig oder gefägt halbhengelumfassend, undeutlich-3nervig; die Blüthenstiele sind kürzer als das Blatt; die Oberlippe der Blumenkrone ist mehr oder weniger ausgerandet; die sterilen Staubgefäße sind lang. — Die Wurzel kriecht; die Stengel sind 1-2 Fuß hoch, einfach oder wenig ästig; die Deckblätter sind meist länger als die Kelche; die Blumenkrone ist 8-10 Linien lang, bläulich oder fast weiß, roth gestreift, innen gelblich-schwarz; die spitze Kapsel hat mit dem Kelche fast gleiche Länge.

Diese Art wächst in Sümpfen im mittleren und südlichen Europa, im mittleren Asien bis zur Sengarei und in den südlicheren Staaten Nordamerikas.

13) *G. crassifolia* Lagauca. Die Blätter sind ganzrandig, dick, die Blüthenstiele einblüthig.

Diese wenig bekannte von *G. officinalis* wahrscheinlich nicht specifisch verschiedene Art wächst in Spanien in der Nähe von Salamanca.

14) *G. linifolia* Vahl. Die ganze Pflanze ist kahl, der Stengel aufsteigend, vierkantig; die Blätter sind ungefleht, linealisch, ganzrandig, nervenlos; die Blüthenstiele haben mit dem Blatte fast gleiche Länge; die Oberlippe der Blumenkrone ist zweispaltig. Die Blumenkrone ist blasspurpuroth, fast dreimal kleiner als an *G. officinalis*. Hierher gehört *G. officinalis Brotero* (nicht Lindl.).

Die Heimath dieser Art ist Portugal.

15) *G. aurea* Mühlenberg. Die ganze Pflanze ist kahl, der Stengel niederliegend, die Blüthenäste sind aufsteigend, vierkantig; die länglich-lanzettlichen, fast ganzrandigen, 1-3nervigen Blätter sitzen; die Blüthenstiele sind so lang als das Blatt oder die oberen auch länger; die Oberlippe der Blumenkrone ist ausgerandet oder sehr kurz zweispaltig; die Staubbeutellosen Staubfäden sind sehr kurz. — Die Stengel sind lang, ästig, die Deckblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge; die Blumenkrone ist goldgelb, selten weiß, weit kleiner als an *G. officinalis*.

Diese Art wächst in Tannenwäldern der östlichen Staaten Nordamerikas von Boston bis Florida.

16) *G. viscosa* Schweinitz. Niederliegend oder aufsteigend, flebrig-weichhaarig; die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, spitz, gezähnt, dreinervig, hengelumfassend;

die Kelchspizeln sind lanzettlich, ziemlich breit, die Deckblättchen etwas kürzer, aber breiter als erstere; die Staubbeutelchen Staubfäden sind kurz, die Kapself ist viel länger als der Kelch. — Die Blätter sind 6—9 Linien lang, am Grunde rundlich-fingelförmig, die Blüthen gleichen an Größe denen der *G. virginiana*; die Blumentrone ist weiß, ihre Röhre innen gelb. Hierher gehört *G. Anagallis* *Beckh.*

Das Vaterland dieser Art ist Carolina, Georgien und Kentucky.

17) *G. Drummondii* *Benth.* Die ganze Pflanze ist flebrig-weichhaarig; der Stengel ist aus niederliegenden Grunde aufsteigend; die Blätter sind lanzettlich, spitz, wenig gefügt, dreinervig, fingelförmig; die Deckblättchen sind ein wenig länger als der Kelch; die Kelchspizeln sind pfriemlich, die Staubbeutelchen Staubfäden sehr kurz; die Kapself ist mehrmals länger als der Kelch. — Diese Art steht in der Mitte zwischen *G. viscosa* und *G. quadridentata* und unterscheidet sich von dieser durch die längeren Deckblättchen, von jener durch die schmalen Blätter und Kelchspizeln.

Sie ist in Georgien, Louisiana, Kentucky und Texas einheimisch.

18) *G. quadridentata* *Michaux.* Die ganze Pflanze ist fast oder flebrig-weichhaarig; der Stengel niederliegend oder aufsteigend; die Blätter sind linealisch oder lanzettlich, wenig gefügt; die Deckblättchen sind sehr klein, die Kelchspizeln linealisch, die Staubbeutelchen Staubfäden fadenförmig. — Die Stengel sind stielrund; die Blätter sind 6—9 Linien lang, 1—2 Linien breit; die Blumentrone gleicht der der *G. viscosa*. Hierher gehören *G. virginiana* *Lamarck* und *G. ramosa* *Waller.*

Die Heimath dieser Art ist Carolina, Georgien und Florida.

Zweite Abtheilung. Sophronantha.

Das Mittelband der Staubbeutel ist nicht verbreitert, die Staubbeutelchen fadenförmig. — Zu dieser Abtheilung gehören harte fleischartige Pflanzen Nordamerica's mit fast sitzenden Blüthen und kurzen, fadenförmigen, an der Spitze kapselförmigen sterilen Staubfäden.

19) *G. pilosa* *Michaux.* Die Pflanze ist aufrecht, fleischig; die Blätter sind eiförmig, wenig gekantet, die oberen lanzettlich; die Blumentronnröhre ist kaum länger als der Kelch. — Die Pflanze ist etwas fuchsig; die Blätter sitzen oder sind halbfingelförmig, rau, einen halben Zoll lang; die Kelchspizeln sind ungleich. Die Blumentrone ist weiß, etwa 4 Linien lang; die Kapself ist länglich, zugespitzt, fast so lang als der Kelch.

Diese Art ist in Carolina, Georgien, Florida und Louisiana einheimisch.

20) *G. subulata* *Baldwin.* Die Pflanze ist aufrecht, fleischig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, am Grunde umgerollt, ganzrandig; die pfriemliche Blumentronnröhre ist fast dreimal länger als der Kelch. — Die Stengel sind einen halben Fuß hoch, steif; die Blätter sind 3—5 Linien lang, hart; die Kelche und

Kapseln stimmen mit denen von *G. pilosa* überein, sind aber kleiner. Die Blumentronnröhre ist vier Linien lang, sehr dünn, nach der Blüthezeit zurückgekrümmt. Hierher gehört *Sophronantha hispida* *Benth.*

Das Vaterland dieser Art ist Florida.

Zweifelhafte Arten.

21) *G. Chamaedrya* *Roth.* Der Stengel ist gabelspaltig, schwach behaart; die Blätter sind eiförmig, kumpf, in den Blattseil ein wenig verschmälert dreinervig grob- und kumpf-gefüg, gewimpert; die Blüthenstiele sind länger als das Blatt; die Kelche sind unendlich fadenförmig und fadenförmig.

Die Heimath dieser Art ist Ostindien.

22) *G. strigosa* *Roth.* Der Stengel ist gabelspaltig, nebst den abstehenden, wechselständigen Aesten stielgekrümmt; die Blätter stehen einander gegenüber und sind eiförmig, ziemlich spitz, in den Blattseil verschmälert, fein gefügt, fast, die endständige Blüthenzweige ist loden; die Staubgefäße sind didynamisch; die Kapself ist eiförmig zugespitzt, wenig größer als der Kelch. — Diese Art gehört wahrscheinlich einer anderen Gattung an.

Sie wächst in Ostindien.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung ausgeschlossen:

- G. acuminata* *Walter* = *Hierpestis nigrescens.*
- G. alata* *Roxburgh* = *Torenia alata.*
- G. amara* *Roxburgh* = *Oranget amara.*
- G. anagallides* *Michaux* = *Ilysanthes gratioides.*
- G. aphylla* *Roth* = *Dopatrium nudicaule.*
- G. aromatica* *Persoon* = *Linnophila punctata.*
- G. aspera* *Roth* = *Vandellia crustacea.*
- G. attenuata* *Sprengel* = *Ilysanthes gratioides.*
- G. chamaedrifolia* *Lamarck* = *Linnophila punctata.*
- G. ciliata* *Colem.* = *Bonnaya reptans* vel *verbenacaeolia.*
- G. cordifolia* *Koenig* = *Vandellia pedunculata.*
- G. cuneifolia* *Roxburgh* = *Dopatrium nudicaule.*
- G. dilatata* *Muhlenberg* = *Ilysanthes gratioides.*
- G. domingensis* *Gärtner fil.* = *Ilysanthes gratioides?*
- G. goodeniacaeolia* *Hornemann* = *Mazus rugosus.*
- G. grandiflora* *Retzius* = *Bonnaya veronicaeolia.*
- G. grandiflora* *Roxburgh* = *Bonnaya grandiflora.*
- G. hispida* *Commerson* = *Vandellia species?*
- G. Hookeri* *Walpers* = *Stemodia lobelioides.*
- G. hyssopoides* *Linne* = *Ilysanthes hyssopoides.*
- G. inaequalis* *Walter* = *Ilysanthes gratioides.*
- G. integrifolia* *Roxburgh* = *Ilysanthes rotundifolia.*
- G. inundata* *Kitabel* = *Lindernia pyxidaria.*
- G. involucrata* *Roxburgh* = *Epithema Roxburghii.*
- G. juncea* *Roxburgh* = *Dopatrium junceum.*
- G. lobelioides* *Retzius* = *Dopatrium lobelioides.*
- G. lucida* *Vahl* = *Vandellia crustacea.*
- G. marginata* *Colem.* = *Bonnaya veronicaeolia.*

G. minima Roth = Bonnaya oppositifolia.
 G. Moniera Linné = Herpestis Moniera.
 G. montana Rottler = Didymocarpus Rottleriana.
 G. nudicaulis Willdenow = Dopatrium nudicaule.
 G. ocyimifolia Vahl = Vandellia erecta vel multiflora.

G. oppositifolia Retzius = Bonnaya oppositifolia.
 G. origanifolia Vahl = Vandellia diffusa.
 G. parviflora Roxburgh = Ilysanthes parviflora.
 G. portulacacea Weinmann = Herpestis Moniera.
 G. pulegiifolia Vahl = Bonnaya grandiflora.
 G. punctata Colem. = Linnophila serrata?
 G. pusilla Willdenow = Vandellia soabra.
 G. racemosa Roth = Bonnaya veronicaefolia.
 G. racemosa Roxburgh = Bonnaya veronicaefolia.
 G. repens Swartz = Herpestis micrantha.
 G. reptans Roxburgh = Bonnaya reptans.
 G. rotundifolia Linné = Ilysanthes rotundifolia.
 G. Roxburghiana Roemer et Schultes = Bonnaya veronicaefolia.

G. ruellioides Colem. = Bonnaya reptans.
 G. rugosa Loureiro = Acanthaceae?
 G. serrata Roxburgh = Bonnaya brachista.
 G. stricta Loureiro = Planta ignota.
 G. tenuifolia Colem. = Bonnaya tenuifolia.
 G. tetragona Elliott = Ilysanthes gratioloidea?
 G. tetragona Hooker = Stenodia lobelioides.
 G. trifida Willdenow = Linnophila gratioloidea.
 G. veronicaefolia Colem. = Bonnaya veronicaefolia.
 G. veronicaefolia Retzius = Bonnaya veronicaefolia.

G. virginiana Linné e Malabarica = Linnophila gratioloidea.

G. viscosa Hornemann = Vandellia hirsuta.

(Garcke.)

GRATIOLA (Mat. med.). Ein althergebrachtes Arzneimittel ist die zu den Scrophulariaceen gehörige *Gratiola officinalis*. Die Pflanze hat keinen Geruch, aber einen klebhaft bitteren und scharfen Geschmack. Sie verliert durchs Trocknen an Wirksamkeit, und bei langem Aufbewahren büßt sie wesentlich an ihren medicinischen Kräften ein. Nach den neueren Untersuchungen von Walz enthält die Pflanze neben Gummi, Eiweiß, fettem Oel als wesentliche Bestandtheile Gratiolin (aus dem Decoct in atropisierenden Nadeln fröhlichstend), Gratiolin (ein in Wasser und Alkohol löslicher, videtlich schmeckender Bitterstoff) und Gratiolacin (ein rothbraunes krugendes Harz).

Man benutzt die vor dem Blühen gesammelte ganze Pflanze, aber auch die im Juni und Juli blühende Pflanze als *Herba Gratiolae* (Gottesgnadenkraut, Putzgras, Wildbaurin). Auch die *Radix Gratiolae s. Radix gratia Dei* wurde früher für sich benutzt, aber sie wird jetzt noch zugleich mit der ganzen Pflanze gesammelt.

Die *Gratiola* wirkt als Drasticum acro. Zu 10—20 Gran genommen befördert sie unter Kolikschmerzen den Stuhl und die Harnabsonderung; bei Betäubung

größerer Gaben können schon bestimmter gastroenterische Erscheinungen auftreten. Sie wird deshalb als kräftiges Reizmittel bei Torpor und Atonie der Unterleiborgane angewendet, also namentlich bei Hypochondrie, Melancholie, Hämorrhoidalzuständen, Gelbsucht, Wafferstucht, sowie bei manchen dyskrasischen Zuständen. Benutzt man die Pulverform, so gibt man 2—4 Gran pro Dosi, wenn die reizende Wirkung erzielt wird, 10—20 Gran, wenn Purgiren einleiten soll. Für die flüssige Form eignet sich das Decoct weit besser, als das Infusum, weil vom letzteren die wirksamen Bestandtheile nicht gleich gut ausgezogen werden. Bei hartnäckigen Verstopfungen, bei Geisteskrankheiten hat man die *Gratiola* auch zu 1—2 Drachmen unter Klystiere genommen.

Das *Extractum Gratiolae*, aus dem frischen Kraute bereitet, wurde zu 2—5 Gran pro Dosi in Willenform und Auflösung gegeben. Bei großer Reizhaftigkeit in Geisteskrankheiten ist man aber auch bis zu 10, 20, 30 Gran gegangen. Früher war hin und wieder noch eine *Tinctura Gratiolae* gebräuchlich.

Im Ganzen wird die *Gratiola* jetzt nur noch selten in ärztlichen Gebrauch gezogen. (F. W. W. Theile.)

GRATIOLEEN, eine Abtheilung der natürlichen Familie der Scrophulariaceen mit folgenden Merkmalen: Der Reich ist fünfzählig, fünftheilig oder fünfspaltig, sehr selten (nur bei *Curanga*, *Micranthemum* und *Hemianthus*) viertheilig oder vierzählig, seine Kapsel decken sich in der Knospenlage mehr oder weniger dachziegelförmig. Die Blumentronche ist cylindrisch oder glockenförmig, weder grubig, noch gespornt, sehr selten (bei *Sphenandra*) fast fehlend, die fünf Staubbeutel sind flach, absteheud, fast gleich groß oder auf verschiedene Weise in zwei Lippen vermaehen oder einander genähert, die Oberlippe ist selten concav, in der Knospenlage immer nachwärts liegend. An Staubgefäßen sind entweder vier zweimächtige oder nur zwei vorhanden, die mehr oder weniger aufsteigen oder seltener einseitig stehen und nicht herabneigen; das Rudiment des fünften fehlt in der Regel ganz, bisweilen ist jedoch ein kurzes Staubbeutelloses Staubgefäß vorhanden und sehr selten (in *Bacopa* und bisweilen in *Stemodia sufruticosa*) ist dieses fünfte Staubgefäß vollständig und den übrigen ähnlich. Die Staubbeutel sind in der Regel zweifächerig mit gesonderten Sächern, nur bei den Aptosimeen und *Manuloeen* und einigen wenigen anderen sind sie mehr oder weniger zusammenfließend-einfächerig. Der Griffel ist verschiedengealtet, an der Spitze oft in zwei Blänschen getheilt. Die Kapsel ist trocken, häutig oder selten lederartig, zweifächerig oder durch Theilung der Klappen fast vierfächerig, sehr selten (bei *Peplidium*) fast nicht aufspringend; die Placenten sind in Folge des Abpringens des Säulchens oder wegen der freien centralen Scheidewand angewachsen, selten zuletzt frei, sehr selten hängen sie an den in der Mitte die Scheidewand tragenden Klappen. Die Samen sind mit sehr geringer Ausnahme zahlreich vorhanden, klein, eiförmig oder länglich, die Samenschale ist netzförmig oder grubig-rundlich. Der Same ist gerabe, so groß als der halbe Samen oder

etwas größer; das Würzelchen ist dem Kabel zugewandt oder steht ein wenig von ihm ab.

Zu dieser Abtheilung gehören krautartige, selten halbstaudige, oft in Cümpfen wachsende Pflanzen. Der Blütenstand ist mit Ausnahme von Manulen centripetal. Die Blütenstiele sind einbüschig, achselständig oder traubig, deckblattlos oder mit 1—2 Deckblättern versehen. Diese große Abtheilung, welche in vier Unterabtheilungen zerfällt, ist von den Chelonien hauptsächlich durch den Blütenrand verschieden.

Erste Unterabtheilung: Aptosimeen.

Die Blätter sind sämmtlich wechselfällig. Der Kelch ist tief-fünfstheilig oder fünfspaltig. Die Röhre der Blumentrone ist weit oder der Schlund verlängert und weit, der Saum fünfstheilig, abstehend, mit etwas ungleichen, abgerundeten, flachen Zipfeln. Die Staubfäden sind eingeschlossen, zu 2 oder 4 vorhanden. Die Staubbeutel fächerförmig zusammen. Der Griffel ist an der Spitze verdickt, ungetheilt oder sehr kurz ausgerandet-zweilappig.

1) *Leucophyllum Humboldt* und *Bonpland*. Der Kelch ist tief-fünfstheilig. Die Röhre der Blumentrone ist weit, ihr Saum fünfspaltig, abstehend, mit abgerundeten, flachen, etwas ungleichen Zipfeln. Von den vier Staubgefäßen sind zwei größer als die beiden andern, eingeschlossen; die Staubbeutel sind fächerförmig zusammen. Der Griffel ist an der Spitze narbenartig verdickt, sehr schwach ausgerandet-zweilappig. Die Kapselform ist eiförmig, spitz und springt nach der Scheidewandspaltend auf, ihre harten Klappen hängen ganz am Grunde mit dem Placenten tragenden Säulchen zusammen. Die Samen sind schwach nadelartig, der Samenfleck ist gerade oder schwach gekrümmt.

Die zu dieser Gattung gehörigen krautartigen Pflanzen wachsen in Mexico und sind ausgebreitet-ästig und überall von einem dichten wolligen grauen oder weißlichen Filze bedekt, welcher sich zuletzt von den Zweigen abwechselnd löst. Die Blätter stehen abwechselnd und sind kurz gestielt, eiförmig oder verkehrt-eiförmig, stumpf, ganzrandig, etwas blä. Die Blütenstiele sind blattwinkelständig, sehr kurz, vierblättrig und haben keine Deckblätter; die Kelche sind von einem dichten Filze überzogen.

2) *Aptosimum Burchell*. Der Kelch ist fünfspaltig. Der Schlund der röhrenförmigen Blumentrone ist lang und erweitert, der Saum abstechend, fünfspaltig und hat abgerundete, flache, gleiche Zipfel. Von den vier eingeschlossenen Staubgefäßen sind zwei größer als die übrigen. Die Staubbeutel sind außen winzlig-behaart, ihre Fächer fließen zusammen und springen in einer einzigen Querreife auf, die der hinteren Staubgefäße sind kleiner und oft leer. Der Griffel ist an der Spitze sehr kurz ausgerandet-zweilappig, innerhalb der Ausrandung mit Narben versehen. Die Kapselform ist eiförmig, die Klappen springen an der Spitze ein wenig nach und sind wechselfällig auf und hängen am Grunde dem Placenten tragen-

den Säulchen an. Die Samen sind niedrig-rundlich. Der Samenfleck ist gerade oder nur wenig gekrümmt.

Die hierher gehörigen Arten sind sämmtlich in Afrika einheimisch und haben einen krautigen oder öfterd holzigen, niedrigen, niederliegenden oder dicht-rasenförmigen, harten Stengel, gehäufte, ganzrandige, einnervige Blätter, stehende, achselständige, von zwei Deckblättern gestützte Blüten und abderige, meist bläuliche Blumentronen.

3) *Peliosostomum E. Meyer*. Der Kelch ist fünfstheilig. Die röhrenförmige Blumentrone hat einen langen und weiten Schlund und einen abstehenden fünfspaltigen Saum mit abgerundeten, flachen, gleichen Zipfeln. Von den vier eingeschlossenen Staubgefäßen sind zwei länger als die beiden andern. Die Staubbeutel sind außen winzlig-behaart, selten fächerförmig, ihre Fächer fließen zusammen und springen in einer einzigen Querreife auf; sie sind sämmtlich einander gleich. Der Griffel ist an der Spitze sehr schwach ausgerandet-zweilappig und in der Ausrandung mit Narben versehen. Die Kapselform ist eiförmig-länglich, spitz, an der Spitze ein wenig zusammengedrückt, zweifurchig, die zweitheiligen Klappen springen bis zum Grunde fächerförmig auf und sind mit dem ungetheilten Säulchen nicht verbunden. Die zahlreichen Samen sind klein, gestreift-rundlich. Der Samenfleck ist gerade oder schwach gekrümmt. Hierher gehören südafrikanische krautartige oder halbstaudige, harte, oft flehrige Gewächse mit wechselfälligen, ganzrandigen Blättern und stehenden oder kurz gestielten achselständigen oder an der Spitze der Äste kurz traubigen Blüten.

4) *Anticharis Endlicher*. Der Kelch ist fünfspaltig. Die röhrenförmige Blumentrone hat einen langen, weiten Schlund und einen abstehenden, fünfspaltigen Saum mit abgerundeten, flachen, fast gleich langen Zipfeln. Die beiden Staubgefäße stehen nach vorn und sind eingeschlossen. Die großen Staubbeutel haben auseinanderstretende, etwas hölze, an der Spitze selbst zusammenfließende Fächer. Spuren von unfruchtbaren Staubgefäßen sind nicht vorhanden. Der Griffel ist an der Spitze sehr kurz ausgerandet-zweilappig und in der Ausrandung mit Narben versehen. Die Kapselform ist eiförmig, zugespitzt-schnabelförmig, zweifurchig, fächerförmig-zweilappig, die Klappen sind zuletzt gespalten und mit dem ungetheilten Säulchen nicht verpacken. Die zahlreichen Samen sind niedrig-rundlich. Der Samenfleck ist gerade.

5) *Doratanthera Benth*. Der Kelch ist fünfstheilig. Die röhrenförmige Blumentrone hat einen langen Schlund und einen fünfstheiligen, abstehenden Saum mit abgerundeten, fast gleichen, flachen Zipfeln. Die beiden eingeschlossenen Staubgefäße stehen nach vorn. Die zusammenfließenden einfächerigen großen Staubbeutel haben eine reichlich-halbkugelförmige Gestalt. Von unfruchtbaren Staubgefäßen findet sich keine Spur. Der Griffel ist an der Spitze ausgerandet, in der Ausrandung narbig. Die Kapselform ist eiförmig, zugespitzt-gehörnt, zweifurchig, fächerförmig-zweilappig, die Klappen sind zuletzt gespalten und hängen mit dem ungetheilten Säulchen nicht zusammen. Die zahlreichen Samen sind

nepig-rundlich. Der Samenkeim ist gerade oder schwach gekümmert.

Zweite Unterabtheilung. Manuleeisen *Bentham*.

Die stengelständigen Blätter, wenigstens die unteren, stehen einander gegenüber. Der Kelch ist zweiflügelig oder fünftheilig. Die Röhre der Blumenkrone ist meist dünn, seltener fehlt sie fast ganz, der Schlund ist breit oder zusammengezogen, der absteigende, fast gleich-fünftheilige Saum hat flache, bisweilen ausgerandete, zweispaltige Zipfel. Es sind entweder vier Staubgefäße, von denen zwei größer oder seltener nur zwei vorhanden. Die Staubbeutel sind zusammenhängend-einfächerig. Der Griffel ist keulenförmig, ungetheilt, am der stumpfen Spitze narbig, selten sehr kurz zweispaltig.

Die hierher gehörigen Arten wachsen mit einer einzigen Ausnahme sämmtlich in Süd-Afrika.

6) *Nycterinia Don*. Der Kelch ist eiförmig-röhrig, kurz-fünfpaltig, zweiflügelig oder zweispaltig. Die im trockenen Zustande rechenbleibende Blumenkrone hat eine lange, am Grunde zuletzt gespaltene Röhre, einen gleiches Schlund und zweispaltige oder ganzrandige Saumzipfel. Die hinteren Staubgefäße sind in der Kronröhre eingeschlossen und haben längliche, aufrechte Beutel, die vordern sind am Schlunde eingefügt und haben kleinere, querstehende, oft leere Beutel, bisweilen fehlen diese vordern Staubgefäße ganz. Die Kapsel ist lederartig oder häutig, fächelpaltig-zweiflügelig, länglich, die Klappen sind an der Spitze zweispaltig. Die Samenschale ist ioder.

Kraut- und strauchartige, im südlichen Afrika einheimische, mehr oder weniger flehrige, im trockenen Zustande oft schwärzliche Gewächse mit gegenständigen unteren, wechselständigen oberen, meist weniggezähnten Blättern, von denen die blüthenständigen öfters kleiner, ganzrandig und dem Kelche angedrückt oder angewachsen sind und mit stehenden, in Aehren stehenden Blüten machen die Arten dieser Gattung aus.

7) *Polycarena Bentham*. Der Kelch ist häutig, zweiflügelig, zur Fruchtzeit zweispaltig. Die Blumenkrone bleibt im verweilten Zustande stehen, ihre Röhre ist zuletzt gespalten, ihr Schlund breiter, ihre Saumzipfel sind ganzrandig. Die Staubgefäße sind zweimächtig, die Staubbeutel aller ziemlich gleich und ragen aus der Blumenkrone hervor. Die Kapsel ist häutig, eiförmig.

Hierher gehören einjährige, niedrige, meist sehr ästige, flehrige, im trockenen Zustande saum schwärzlich werdende Gewächse des südlichen Afrika mit gegenüberstehenden unteren und abwechselnden oberen Blättern, von denen die blüthenständigen an dem sehr kleinen Blütenstielchen stehen, und mit kleinen, fast stehenden Blüten, welche sich in endständigen, während der Blüthe fast kopfförmigen, später verlängerten Aehren befinden.

8) *Phyllopodium Bentham*. Der Kelch ist am Grunde häutig, fast gleichmäßig fünfpaltig. Die trichterförmige Blumenkrone bleibt im verweilten Zustande einige Zeit stehen und hat eine kurze Röhre und ungetheilte Saumzipfel. Die Staubgefäße ragen sämmtlich

aus der Blumenkrone hervor und sind zweimächtig, die Staubbeutel sind einander ähnlich. Die Kapsel ist häutig, eiförmig oder länglich.

Zu dieser Gattung zählen einjährige, am Grunde meist niederliegende, selten aufrechte, im trockenen Zustande oft schwärzliche krautartige Gewächse des südlichen Afrika mit dem Kelche oder dem sehr kurzen Blütenstielchen angewachsenen blüthenständigen Blättern, fast stehenden, gelblichen oder öfter bläulichen und purpurrothen kleinen Blüten und endständigen, während der Blüthe oft kopfförmigen, zur Fruchtzeit mehr oder weniger verlängerten Aehren.

9) *Sphenandra Bentham*. Der Kelch ist fünftheilig. Die abfallende Blumenkrone hat eine sehr kurze Röhre, einen radförmigen Saum und ungetheilte Zipfel. Die vier Staubgefäße ragen aus der Blumenkrone hervor, die Staubbeutel aller Staubgefäße sind nierenförmig und einander ähnlich. Die Kapsel ist eiförmig oder länglich. Die blüthenständigen Blätter sind mit dem Kelche nicht verwachsen.

Diese Gattung wurde früher wegen der Ähnlichkeit der Blumenkrone und der Staubbeutel mit einigen Arten von *Celaena* den Verbasceen zugeordnet, allein wegen der aufsteigenden, nicht abwärts geneigten Staubgefäße und der großen Verwandtschaft mit *Chaenostoma*, von der sie sich nur durch die Form der Blumenkrone unterscheidet, findet sie hier ihre naturgemäße Stellung.

10) *Chaenostoma Bentham*. Der Kelch ist fünftheilig. Die Blumenkrone fällt bald ab, sie ist trichterförmig oder fast präentritelförmig, ihr Schlund ist mehr oder weniger erweitert, seltener mit sehr kurzer, fast glockenförmiger Röhre versehen, die Saumzipfel sind ungetheilt. An Staubgefäßen sind vier vorhanden, die Staubbeutel sind einander ähnlich entweder nur so lang als der Schlund oder länger als die Blumenkrone.

Kraut- oder halbstrauchartige Gewächse des südlichen Afrika mit meist gegenüberstehenden, gezähnten oder seltener ganzrandigen Blättern, von denen die blüthenständigen nicht verschieden sind und mit achselständigen oder traubigen, gestielten, im trockenen Zustande nicht schwärzlich werdenden Blüten und kahlen, scheidenwandspaltig-zweiflügeligen Kapseln machen die Arten dieser Gattung aus.

11) *Lyperia Bentham*. Der Kelch hat fünf linealische, nicht häutige Zipfel. Die Röhre der bald abfallenden Blumenkrone ist lang, außen flehrig, an der Spitze nach hinten zu höckerig oder einwärts gekrümmt, der Schlund ist nicht erweitert, die Saumzipfel der Blumenkrone sind ungetheilt oder ausgerandete zweispaltig und fast zweiflügelig. Die vier eingeschlossenen Staubgefäße haben sämmtlich abgebildete Staubbeutel. Der Griffel ist an der Spitze ungetheilt, keulenförmig, kopfförmig-narbig.

Kraut-, halbstrauch- oder strauchartige Gewächse Afrika's bilden die Arten dieser Gattung. Sie haben gegenüberstehende untere und abwechselnde obere, gezähnte, eingeschnittene, an den Achseln oft büschelig stehende Blätter, achselständige, traubige oder ährenförmige Blüten,

schwächlich werdende Blumenkronen und eiförmige oder längliche, flügelige, scheidenwandspaltig-zweilappige, den Kelch oft überragende Kapfeln und sehr runzelige Samen.

12) *Sutera Roth.* Der Kelch hat fünf linealische, nicht häutige Zipfel. Die Röhre der bald abfallenden Blumenkrone ist fast gleich, der kleine, kaum absteigende Saum derselben hat ungetheilte Zipfel, von denen die beiden oberen etwas kleiner sind. Die vier in der Röhre eingeschlossenen Staubgefäße haben sämtlich ausgebildete Beutel. Der Griffel ist an der Spitze kurz-zweilappig. Die Kapfel springt scheidenwandspaltig-zweilappig auf, die Klappen sind kurz-zweilappig.

In der Tracht und der Form der Staubbeutel stimmt diese Gattung genau mit der vorigen überein, unterscheidet sich aber durch die Gestalt der kleinen Blumenkrone und namentlich durch den Griffel.

13) *Manulea Linné.* Der fünftheilige oder tief-fünfspaltige Kelch hat linealische oder pyramidenförmige Zipfel. Die Röhre der bald abfallenden Blumenkrone ist lang, außen kahl oder filzig, an der Spitze fast gerade, am Schlunde nicht erweitert, der Saum derselben ist fünftheilig, gleich oder seine oberen Zipfel sind einander mehr genähert oder tiefer verwachsen. Die in der Blumenkrone eingeschlossenen Staubgefäße sind zweimächtig. Der Griffel ist an der Spitze ein wenig keulenförmig und ungetheilt.

Die zu dieser Gattung gehörigen krautartigen, sehr selten halbkrautartigen Gewächse sind im südlichen Afrika einheimisch und haben am Grunde des Stengels öfters genäherte untere und kleine, deckblattartige blüthenständige Blätter. Ihre Blüten stehen in einfachen oder öfters büschelförmig-zusammengesetzten, krautartigen, nackten oder von kleinen Deckblättern begleiteten Trauben. Die orangefarbenen Blumenkronen werden im trockenen Zustande nicht schwärzlich. Die Kapfeln sind kahl.

Dritte Unterabtheilung. Eigentliche Gratioleen.

Die Blätter, wenigstens die unteren, stehen einander gegenüber. Der Kelch ist fünfzipfelig, fünfspaltig oder fünftheilig, gleich oder ungleich, indem der hintere Saumzipfel am größten, die vordern mäßig groß, die seitlichen sehr klein sind. Die zwei oder vier zweimächtigen, äußerst selten fünf Staubgefäße sind sämtlich in der Röhre der Blumenkrone eingekügt und meist eingeschlossen, ihre Fäden sind ungedöhnt. Die Staubbeutel sind zweifächerig. Der Griffel ist verschiedengefaltet, an der Spitze oft kurz zweilappig.

14) *Diplazac Nuttall.* Der Kelch ist röhrig, fünfkantig und fünfzipfelig. Die Oberlippe der Blumenkrone ist zweilappig, die Unterlippe dreilappig, innen am Schlunde öfters zweifächerig, die Klappen sind sämtlich abbrechend, fast gleich, meist ausgerandet. Vier mit Beuteln versehene Staubgefäße sind vorhanden. Der Griffel ist an der Spitze in zwei kleine Blätter getheilt, seine Zipfel sind eiförmig, fast gleich. Die Kapfel ist kaum gefurcht, fachspaltig-auffpringend, die ungetheilten Klappen tragen in der Mitte die Scheidewände.

Hierher gehören Klebrige in Californien und Mexico einheimische Sträucher mit gegenüberstehenden, am Grunde verschmälerten, fleckernervigen Blättern, gestielten; in den Achseln einzeln oder traubig-büscheligen Blüten und rothen, orangefarbenen oder gelben Blumenkronen. Theils mit *Leuocarpus*, theils mit *Mimusulus* eng verwandt, ist sie von jenem hauptsächlich durch den Blüthenstand, von diesem durch die Kapfel verschieden.

15) *Mimusulus Linné.* Der Kelch ist röhrig, fünfkantig, fünfzipfelig. Die Oberlippe der Blumenkrone ist aufrecht oder umgerollt-abbrechend, zweilappig, die Unterlippe abbrechend, dreilappig, innen am Schlunde öfters zweifächerig, ihre Zipfel sind sämtlich abgerundet, flach. Die vier Staubgefäße sind vollständig ausgebildet. Die Staubbeutel-fächer stehen zuletzt zusammen. Der Griffel ist an der Spitze mit zwei kleinen Blättern versehen, seine Zipfel sind eiförmig, fast gleich. Die Kapfel ist kaum gefurcht, zweilappig, fachspaltig-auffspringend, die ungetheilten, selten zweilappigen Klappen tragen in ihrer Mitte die Scheidewände und sind mit dem ungetheilten oder zweilappigen Säulchen nicht verwachsen.

Die hierher gehörigen krautartigen, niederliegenden oder aufrechten Gewächse sind mit Ausnahme von Europa in allen Welttheilen einheimisch und haben gegenüberstehende Blätter und achselständige, einzelne, einblüthige Blütenstiele, von denen die oberen bisweilen an der Spitze der Aeste gegenüberstehend-traubig sind.

16) *Eonanthe Benth.* Der Kelch ist röhrenförmig, fünfkantig und fünfzipfelig. Die Blumenkrone hat eine lange, trichterförmige Röhre, ihr Saum eine große, aufrechte, breit-zweifspaltige Oberlippe und eine fast gleich große oder kürzere, abbrechende, dreispaltige Unterlippe und einen nackten Schlund. Die vier Staubgefäße haben sämtlich ausgebildete Beutel mit getrennten, nicht zusammenfließenden Fächern. Der Griffel ist an der Spitze breiter und von verschiedener Gestalt. Die längliche Kapfel springt fachspaltig auf, die ungetheilten Klappen tragen in der Mitte die Scheidewände. Die Samen sind klein, eiförmig-zusammengedrückt.

Kleine, einjährige, in Californien einheimische krautartige Gewächse mit gegenüberstehenden, schwachgezähnten Blättern, achselständigen, einzeln, fast sitzenden Blüten und purpurothen, im Verhältniß zur kleinen Pflanze ziemlich große Blumenkronen bilden die Arten dieser Gattung.

17) *Melosperma Benth.* Der Kelch ist glockenförmig, halbfünfspaltig und hat ungleiche Zipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist zweilappig, die Unterlippe dreilappig, ihre Zipfel sind sämtlich fast gleich und abbrechend, der Schlund ist nicht gefaltet. Die vier Staubgefäße sind einwider sämtlich fertil oder die unteren mit leeren Beuteln versehen; das Mittelband der Beutel ist did, die Fächer sind gefondert und stehen ab. Der Griffel ist an der Spitze ein wenig verdickt, kopfnarbig. Die Kapfel ist fast kugelig, fleckernartig, zweifächerig und springt fachspaltig auf, die Klappen sind zweilappig, die Scheidewand ist zuletzt frei, überall did mit Warzen besetzt, an der Spitze kurz zweilappig. Die wenigen Samen

sind groß, verkehrt-eiförmig, zusammengebrüht, die Samenhale ist schwarz, kienlich glatt, das Endweib ist dünn. Der Samenstein ist groß, gerabe.

Eine sehr ausgezeichnete, theils mit *Dodartia* und *Mazus*, theils mit *Idiosoma* verwandte Gattung mit nur einer in Chili einheimischen Art.

18) *Mazus Loureiro*. Der Kelch ist weit-glockenförmig, fünfspaltig. Die Oberlippe der Blumenkrone ist aufrecht, eiförmig, kurz zwelfspaltig, die Unterlippe weit größer, absteigend, dreitheilig, am Schlunde wuchshöckerig. Die vier Staubgefäße haben sämmtlich ausgebildetebeutel, deren Fächer ausnanderstretten. Der Griffel hat an der Spitze zwei kleine Platten, seine Zipfel sind eiförmig, gleich. Die Kapself ist fugeilig oder zusammengebrüht, kumpf, fachspaltig-zweiflappig, die Klappen sind ungetheilt. Die Placenten sind did, fast fleischig.

Die Gattung umfaßt krautartige, in Indien und Australien einheimische, oft mit Stodstroschen verschiedene Gewächse mit zegraüerfiehenden unteren und meist abwechselnden auf- und blüthenständigen Blättern, endständigen, blattlosen, fast einseilwandigen Blüthenrauben und wechsellständigen, einblüthigen, blüthen von Deckblättern begleiteten Blüthenstelen.

Mit *Dodartia* nahe verwandt unterscheidet sie sich nur durch den Habitus, den Kelch und die deutlicher zweiflappige Karbe.

19) *Dodartia Linné*. Der Kelch ist glockenförmig, fünfständig. Die Oberlippe der Blumenkrone ist eiförmig, fast flach, ein wenig ausgerandet, die Unterlippe weit größer, verkehrt-eiförmig, dreispaltig mit gewölbtem Gaumen. Die vier Staubgefäße haben sämmtlich ausgebildetebeutel, deren Fächer sich berühren oder etwas abheben. Der Griffel ist an der Spitze in zwei kleine Platten getheilt, seine Zipfel sind eiförmig, einander gleich. Die Kapself ist fast fugeilig, ausgerandet, an der Spitze kurz zweiflappig, die Klappen sind ungetheilt. Die Placenten sind did, fast fleischig, die Samen klein, verkehrt-eiförmig.

Diese Gattung nähert sich in der Tracht und der Blumenform den Antirrilineen, in der Form der Kapself den Gratiolen.

20) *Lindenbergia Lehmann*. Der Kelch ist glockenförmig, halb-fünfspaltig. Die Oberlippe der Blumenkrone ist aufrecht, ausgerandet, die Unterlippe größer, dreilappig, der zweifaltige Gaumen ragt etwas hervor. Die vier Staubgefäße haben sämmtlich ausgebildetebeutel, deren Fächer getrennt sind. Der Griffel ist an der Spitze ein wenig keulenförmig, kopfförmig-narbig. Die Kapself ist länglich oder eiförmig, zweiflappig, fachspaltig-zweiflappig, die ungetheilten Klappen tragen in der Mitte die Scheidewand und sind mit dem viertheiligen Säulchen nicht verbunden.

Hierher gehören asiatische und afrikanische, niederliegende oder gewundene und ein wenig rankende, krautartige, selten strauchartige Gewächse mit fast sitzenden, achselständigen oder in Kehren oder endständigen Trauben stehenden und von blattartigen Deckblättern begleiteten Blüthen.

21) *Boyrichia Chamisso und Schlechtendal*. Der fünftheilige Kelch hat einen eiförmigen hintren und vier schmälere untere Zipfel. Die Lippen der Blumenkrone sind einander fast gleich groß, die Oberlippe ist ausgerandet und kurz-zweiflappig, die Unterlippe kurz-dreilappig, der Gaumen springt ein wenig hervor. Die beiden vorderen Staubgefäße sind der Kronröhre eingefügt, ihrebeutel sind verwachsen und einseilförmig und haben ein getheiltes Fach, die beiden hinteren sind bald steril und klein, bald fertil und haben gleichfalls verwachsenebeutel mit getheilten, getrennten Fächern, von denen das eine kleiner ist. Der Griffel ist an der Spitze herabgebogen, breit, concav, ungetheilt, fugeilös. Die Kapself ist entweder scheidewandspaltig-zweiflappig mit ungetheilten oder zweitheiligen Klappen oder fachspaltig-zweiflappig mit zweitheiligen Klappen, deren Ränder einwärts-gekrümmt sind und mit dem ungetheilten Säulchen nicht zusammenhängen. Die jährlichen Samen sind klein.

Hierher gehören krautige, behaarte oder wollige Gewächse des tropischen America mit eiförmigen, gegenüberstehenden Blättern, achselständigen, einseitigen oder in beblätterten Kehren gebrängten oder dachförmig sich deckenden, sehr kurz getheilten Blüthen, mit zwei gegenüberstehenden, eiförmigen, blattartigen Deckblättern unter dem Kelche und bläulichen Blumenkrone. Die wenigen Arten dieser Gattung stimmen in der Tracht, der Form der Blumenkrone und des Kelchs mit einander überein, sind aber in Bezug auf die Staubgefäße und die Kapself verschieden, daher sind sie einerseits mit *Lindenbergia*, andererseits mit *Tetraulacium* verwandt. In der allgemeinen Tracht nähern sie sich einigen *Aranthaceen*.

22) *Tetraulacium Turczaninow*. Der fünftheilige Kelch hat lanzettliche Zipfel, deren hinterer größer und am Grunde schwach-herzförmig ist. Die Oberlippe der Blumenkrone ist ausgerandet, die Unterlippe dreilappig, der Schlund ist nicht gefaltet. Die vier Staubgefäße tragen sämmtlichbeutel, welche halbseitig sind und ein getheiltes Fach haben. Der Griffel ist an der Spitze ungetheilt, kumpf, auf dem Scheitel narbig, unter der Karbe der Länge nach vierfugeilig. Die Kapself ist fast fugeilig, zweiflappig, vierfugeilig, die Scheidewand ist nicht frei, mit Placenten versehen. Die netrigen, aber großen, schwarzen, fast vierkantigen, gestrichen, höckerungeligen Samen sind der Placenten fast eingefügt.

Diese in Brasilien einheimische mit *Pterostigma* nahe verwandte Gattung unterscheidet sich von letzterer hauptsächlich durch den Griffel, die Placenten und die Samen.

23) *Pterostigma Benthom*. Der fünftheilige Kelch hat einen großen hintren Zipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist ausgerandet, die Unterlippe dreilappig, der Schlund ist nicht gefaltet. Die vier Staubgefäße tragen sämmtlichbeutel mit getrennten und getheilten Fächern, von denen das eine oder auch beide der unteren Staubgefäße und blüthen aus ein oder aus der obern sehr klein und leer ist. Der Griffel ist an der Spitze breiter, ungetheilt oder kurz-zweiflappig, auf der breiten äußeren Seite narbig und unter der Karbe mehr oder weniger

zweiflügelig. Die Kapsel ist eiförmig, ein wenig geschädelt, zweifachig, fachspaltig-auffspringend; die Klappen sind zweifachig, die Scheidewand ist in Folge der einwärtsgebogenen Ränder der Kapsel doppelt und mit dem Placenten tragenden, ein wenig verdickten Säulchen zuletzt nicht verbunden. Die Samen sind klein, gestreift.

Hierher gehören asiatische und australische, wollige, im trockenen Zustande oft schwärzlich werdende, meist aromatisch duftende krautartige Gewächse mit gegenüberstehenden, runzeligen, fein gefiederten Blättern, achselständigen oder in belästigten endständigen Ähren stehenden Blüten und kurzen, einzelnen, am Grunde oft mit Deckblättern versehenen Blütenstielen. In mancher Hinsicht mit *Stemodia* übereinstimmend, unterscheidet sie sich namentlich durch die halbkugeln Staubbeutel von ihr.

24) *Stemodia* Linné. Der fünftheilige Kelch hat schmale, fast gleiche Abschnitte oder einen etwas größeren hinteren Zipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist ausgerandet oder selten zweifachig, die Unterlippe dreifachig, der Schlund ist nicht gefaltet. Die vier Staubgefäße sind in der Blumenkrone eingeschlossen; die Beutel haben getrennte, gestielte, sämtlich mit Pollen versehene Fächer. Der Griffel ist an der Spitze breiter, oft zweifachig, zuletzt ein wenig herabgebogen, ungefügelt. Die Kapsel ist kugelig, eiförmig oder länglich, scheidenwandspaltig auffspringend oder getheilt, die Klappen sind zuletzt zweifachig, die Ränder der Kapsel einwärtsgebogen. Die zahlreichen Samen sind klein.

Krautartige, selten am Grunde strauchig, sehr häufig klebrig-verichthaarige Pflanzen mit gegenüberstehenden oder zu 3—4 quersförmig stehenden Blättern, einzelnen, achselständigen oder in belästigter Aehre geordneten, häufig von zwei Deckblättern begleiteten Blüten machen die Arten dieser Gattung aus.

25) *Morgania* R. Brown. Der Kelch ist fünftheilig, fast gleich. Die Oberlippe der Blumenkrone ist zweifachig, die Unterlippe dreifachig, mit breiten Zipfeln, der Schlund ist nicht gefaltet. Die vier Staubgefäße sind eingeschlossen, die Fächer der Beutel sind getrennt, gestielt, eiförmig. Der Griffel ist an der Spitze herabgebogen, spatelförmig-verdickt, mit zwei kleinen Blättern versehen, unterhalb der Biegung kaum und sehr schmal gefügelt. Die Kapsel ist fachspaltig-zweifachig, die Klappen sind getheilt, die einwärtsgebogenen Ränder der Kapsel hängen mit dem Placenten tragenden, schmalen Säulchen nicht zusammen.

Krautartige, aufrechte Gewächse des tropischen Australiens, welche in der Tracht den *Linnophila* mit ungetheilten Blättern sehr ähnlich sind.

26) *Linnophila* R. Brown. Der tief-fünfspaltige Kelch hat gleiche oder einen größeren hinteren Zipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist ausgerandet oder zweifachig, die Unterlippe dreifachig, der Schlund ist nicht gefaltet. Die vier Staubgefäße sind in der Kronröhre eingeschlossen, die Fächer der Beutel sind getrennt, länglich und sehr häufig gefaltet. Der Griffel ist an der Spitze herabgebogen, spatelförmig-verdickt, ungefügelt oder sehr kurz zweifachig, an der Biegung oft ohrförmig-

zweiflügelig. Die Kapsel ist eiförmig, kugelig oder zusammengebrückt, fachspaltig-zweifachig, die Klappen sind zuletzt getheilt. Die Ränder der Kapsel sind ein wenig einwärtsgebogen und mit der breiten, Placenten tragenden Scheidewand nicht verbunden.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Sümpfen und Gewässern der Tropenländer und haben gegenüberstehende oder zu 3—4 quersförmig gestellte, drüsig-punktierte Blätter, von denen die unteren der in Wasser vorkommenden Arten oft haarförmig-vieltheilig sind und einzelne, achselständige oder in einer belästigten Traube stehende Blüten.

27) *Conosba Aublet*. Der Kelch ist fünftheilig und hat gleiche Saumzipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist zweifachig, die Unterlippe dreitheilig. Die vier Staubgefäße haben sämtlich ausgebildete Beutel, welche paarweise einander genähert sind und geforderte, parallele Fächer haben. Der Griffel ist an der Spitze einwärts gekrümmt oder herabgebogen, zweifachig, die Kapsel ist keilförmig-verdickt, an der Spitze narbig. Die Kapsel ist kugel- oder eiförmig, die Klappen sind ungefügelt oder zweifachig und hängen mit der Scheidewand nicht zusammen. Die zahlreichen Samen sind eiförmig, gestreift.

Hierher gehören krautartige, ästige, in America einheimische Pflanzen mit gegenüberstehenden Blättern, achselständigen, einzeln oder zu zweien stehenden, fadenförmigen, an der Spitze mit zwei Deckblättern versehenen, einblühigen Blütenstielen. Von *Linnophila* durch die Staubbeutel, von *Herpestis* durch die Kelche verschieden.

28) *Lafuentea Lagasca*. Der fünftheilige Kelch hat gleiche Saumzipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist zweifachig, die Unterlippe dreitheilig. Die vier Staubgefäße sind fertill, die Staubbeutel paarweise genähert, ihre Fächer sind parallel, geforderte, aber nicht berühren sich. Der Griffel ist dünn, an der Spitze keulenförmig, kopfförmig-narbig, ungefügelt. Die Kapsel ist länglich, scheidenwandspaltig-auffspringend, die Klappen sind zweitheilig, mit einwärtsgebogenen Rändern und mit dem zweitheiligen Mitteläulchen nicht verbunden. Die zahlreichen Samen sind klein, eiförmig-länglich, förmig, runzelig, schwarz.

29) *Schistophragma Benth*. Der fünftheilige Kelch hat gleiche Saumzipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist ausgerandet, die Unterlippe dreitheilig. Die vier Staubgefäße haben sämtlich ausgebildete Beutel, welche paarweise einander genähert sind und parallele, geforderte Fächer haben. Der Griffel ist an der Spitze breit, ungefügelt. Die Kapsel ist linealisch, etwas zusammengebrückt und von zwei Fäden durchzogen, die Klappen sind ungefügelt, fadenförmig, an den Rändern kaum einwärtsgebogen und mit der an der Spitze zweitheiligen Scheidewand nicht zusammenhängend. Die zahlreichen Samen sind länglich, die angebrachte Samenschale ist sehr gestreift. Von *Conosba* ist diese Gattung hauptsächlich durch die Gestalt der Kapsel verschieden.

30) *Herpestis Gärtner.* Der fünftheilige Kelch hat einen breiteren, oft sehr großen hinteren Zipfel und schmalere, oft sehr schmale Seitenzipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist ausgerandet oder zweilappig, die Unterlippe dreilappig, die Lappen sind entweder zweilappig oder sämmtlich fast gleich. Die vier Staubgefäße sind zweimächtig und parallel aufsteigend oder ein wenig auseinanderstehend; diebeutel haben gesonderte, parallele oder auseinanderstehende Fächer. Der Griffel ist an der Spitze concav, verbleibt oder kurz zweilappig. Die Kapself ist zweilappig, die Klappen sind zweitheilig oder fast ungetheilt, die Ränder der Kapsel einwärtsgebogen und mit dem ungetheilten Säulchen nicht zusammenhängend. Die zahlreichen Samen sind klein.

Hierher gehören krautartige, oft in Sümpfen vorkommende Gewächse der wärmeren Gegenden beider Halbkugeln mit gegenübertretenden, ganzrandigen oder gezähnten oder haarigen, vietheiligen Blättern und achselständigen oder an der Spitze der Aeste fast traubig stehenden, einblüthigen, deckblattlosen oder mit zwei kleinen deckblättern versehenen Blütenstielen.

31) *Bacopa Aublet.* Von *Herpestis* nur durch die fünf, fertilen, fast gleichen Staubgefäße verschieden. Die beiden hierher gehörigen Arten wachsen im tropischen Amerika.

32) *Geophorda Chamisso und Schlechtendal.* Der Kelch ist fünftheilig. Die Blumenkrone hat eine kurze Röhre, einen weiten glockenförmigen Saum, eine kurz-zweilappige Oberlippe und eine dreitheilige Unterlippe. Die vier Staubgefäße sind fertil und zweimächtig. Die auseinanderstehenden Beutel haben parallele, gesonderte Fächer. Der Griffel ist an der Spitze in zwei kleine Blätter getheilt, die Zipfel sind eiförmig. Die vom Kelche eingeschlossene Kapsel ist sackförmig aufspringend, die Klappen sind ungetheilt, die Placenten gestielt. Die Samen sind sehr klein.

33) *Udolfsonia Gardner.* Der fünftheilige Kelch hat fast gleiche, blattartige Zipfel. Die Blumenkrone hat eine einwärtsgeträumte Röhre, eine zweilappige Oberlippe und eine dreilappige Unterlippe. Die vier Staubgefäße sind fruchtbar und in der Röhre eingeschlossen. Die Staubbeutel haben zwei getrennte, auseinanderstehende Fächer. Das Rudiment des fünften Staubfadens ist kurz dreieckig. Der Griffel hat an der Spitze zwei linealische Zipfel. Die Kapsel ist fast kegelig, spitz, sackförmig, zweilappig, die Klappen sind lederartig, zuletzt zweilappig. Das Mittelsäulchen ist dick, zweitheilig. Die zahlreichen, verkehrt-eiförmig-santigen Samen sind von einer schwarzen, etwas runzeligen Schale umgeben.

Eine sehr ausgezeichnete Gattung, deren einzige bisher bekannte Art in Brasilien einheimisch ist.

34) *Gratiola*, f. diesen Namen.

35) *Dopatrium Hamilton.* Der Kelch ist tief-fünftheilig. Der Schlund der Blumenkrone ist verbreitert, die Oberlippe kurz, zweilappig, die Unterlippe groß, breit dreilappig. Die beiden hinteren Staubgefäße sind fertil und in der Röhre eingeschlossen, ihre Beutel haben parallele, getrennte, gleiche Fächer und ein kleines

Mittelband, die beiden vordern Staubgefäße sind sehr klein und steril. Der Griffel ist kurz, an der Spitze in zwei Blättern getheilt. Die Kapsel ist kaum geschnitten, vierlappig, die Ränder der Kapsel sind einwärtsgeträumt, die Scheidwand ist flach, zweilappig und trägt die Placenten. Die Samen sind hederig.

Hierher gehören sarte, saftige, in Sümpfen wachsende, in Ostindien einheimische krautartige Pflanzen mit gegenständlichen, am Grunde des Stengels gebüschelten, verkehrt-eiförmigen oder länglichen, ganzrandigen Blättern und fadenförmigen gegenübertretenden oder durch Festschlagen wechselständigen, einblüthigen, deckblattlosen Blütenstielen.

Vierte Unterabtheilung. Lindernieen.

Die Stengelblätter stehen einander gegenüber. Der Stengel ist fünf- selten viertheilig oder sähnig. Die beiden hinteren Staubgefäße sind der Krone eingelegt, öfter eingeschlossen und fertil, die Staubbeutel fächer berühren sich oder sind getrennt oder liegen zusammen, sehr selten fehlen sie ganz, die vordern sind am Schlunde eingelegt, ragen aus der Röhre hervor und sind bald steril und keulenförmig oder zweilappig, indem der eine Lappen keulenförmig oder brüsig, der andere hakenförmig oder gezähnt ist, bald geträumt, am Grunde mit einem Zahne oder harter, keulenförmigen oder hakenförmigen, selten undeutlichen Zipfel versehen. Die Klappen der Kapsel sind häutig, ungetheilt und mit der breiten, aber dünnen Scheidwand parallel. Die zahlreichen Samen sind grubig-runzelig. Die Oberlippe ist aufrecht und meist viel kleiner als die Unterlippe.

36) *Artanema Don.* Der fünftheilige Kelch hat fast blattartige, beinahe gleiche und fast nachlässig sich deckende Zipfel. Die Oberlippe der trichterförmigen Blumenkrone ist breit und ausgerandet, die Unterlippe ist kaum länger und dreilappig. Die vier Staubgefäße haben sämmtlich ausgebildete Beutel. Die Staubgefäße laufen in der Röhre herab und haben am Grunde ein Schüppchen, die vordern sind mit einem kurzen, stumpfen Anhängel versehen. Die Kapsel ist groß und fast kegelig.

Die hierher gehörigen aufrechten und verhältnismäßig hohen krautartigen Gewächse sind im tropischen Asien und Australien einheimisch und haben gegenübertretende, nur auf der Unterseite etwas raube, sonst kahle fengeländige und deckblattartige blüthenständige Blätter, endständige Blütenstiele und gegenübertretende, kleinlich große, bläuliche oder violette Blüten.

37) *Curatana Jussieu.* Der flache, vierlappige Kelch hat einen ungetheilten hinteren und einen sehr großen ungetheilten oder zweilappigen vorderen Zipfel und sehr schmale Seitenzipfel. Die radelförmige Blumenkrone hat eine gewölbte, ausgerandete Oberlippe und eine absteigende, dreilappige Unterlippe. Die hinteren Staubgefäße sind fertil und haben zusammenhängende Beutel mit getrennten, absteigenden Fächern, die vordern sind steril, keulenförmig. Der Griffel ist an der Spitze in zwei Blättern getheilt. Die eiförmige Kapsel ist vom Kelche eingeschlossen.

38) *Torenia Linné*. Der Kelch ist röhrenförmig, gefaltet oder gefügelt, an der Spitze schief-fünfhäufig oder zweiflappig. Die radienförmige Blumenkrone hat eine ausgerandete oder zweispaltige Oberlippe und eine dreispaltige, größere Unterlippe. Die hinteren Staubgefäße sind steril, die vordern getrümmt, mit Beutel versehen und am Grunde mit einem jahn- oder fadenförmigen Anhängsel. Die Staubbeutel sind paarweise genähert oder hängen zusammen. Der Griffel ist an der Spitze in zwei kleine Blättchen getheilt. Die längliche Kapself überragt den Kelch nicht.

Hierher gehören krautartige, in den Tropenländern der alten Welt einheimische Gewächse mit gegenüberstehenden Blättern und kurzen, wenigblüthigen, büschelförmigen oder seitenar verlängerten, meist endständigen Blüthentrauben.

39) *Vandellia Linné*. Die Kelchzipfel sind fast gleich, in der Knospenlage kaum nachgiebig, fast am Grunde frei oder in einen fänfzähligen, nicht gefalteten Kelch mehr oder weniger verwachsen. Die Oberlippe der Blumenkrone ist aufrecht, kurz zweispaltig, die Unterlippe größer, abstehend, dreiflappig. Die vier Staubgefäße sind sämtlich mit Beuteln versehen, die Träger der vordern sind getrümmt, am Grunde mit einem jahn- oder fadenförmigen Anhängsel versehen, die Beutel unter der Oberlippe hängen unter einander zusammen. Der Griffel ist an der Spitze breiter, oft in zwei Blättchen getheilt. Die Kapself ist kugelig, länglich oder linealisch.

Die hierher gehörigen krautigen Arten wachsen größtentheils in den Tropenländern der alten Welt und haben gegenüberstehende gezähnte Blätter und gegenüberstehende oder durch fächeligen einzelnstehende, achselständige oder an der Spitze der Aeste traubig stehende Blüthen.

40) *Lindernia Allioni*. Der fünftheilige Kelch hat in der Knospenlage kaum nachgiebig sich bedende Zipfel. Die Oberlippe ist kurz, aufrecht, zweispaltig, die Unterlippe größer, abstehend, dreiflappig. Die vier Staubgefäße sind steril, die getrümmten Fäden der vordern haben am Grunde einen kurzen drüsigen Anhängsel. Die Beutel sind sämtlich zweifächerig, paarweise einander genähert und hängen nicht zusammen. Der Griffel ist an der Spitze breiter, concav. Die eiförmige Kapself ist so lang oder wenig länger als der Kelch.

Diese in Europa einheimische Gattung unterscheidet sich von der nahe verwandten *Vandellia* nur durch die freien Staubbeutel.

41) *Lysanthus Rafinesque*. Der fünftheilige Kelch hat in der Knospenlage kaum nachgiebig sich bedende Zipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist kurz, aufrecht, zweispaltig, die Unterlippe größer, abstehend, dreiflappig. Die beiden hinteren Staubgefäße sind steril, die Rudimente der vordern zweiflappig, indem der eine Lappen drüsig und stumpf, der andere fahl, dünn, spitz und bald sehr kurz und jahnförmig, bald lang ist und äußerst selten einen leeren einfächerigen Beutel trägt. Die eiförmige oder längliche Kapself ist so lang oder ein wenig länger als der Kelch.

Hierher gehören einjährige, fahl, in Sämpfen wachsende, in America, Ostindien und am Cap der guten Hoffnung vorkommende Pflanzen, welche mit *Lindernia* große Aehnlichkeit haben und nach ihren Merkmalen mit *Bonnaya* nahe verwandt sind, von jener aber durch die vordern sterilen Staubfäden, von dieser durch den fahlen, bisweilen sehr kleinen Fortsatz der vordern Staubfäden und die kurzen Kapself sich unterscheiden. Die Blüthen sind achselständig oder die oberen seltener fast traubig. Die Fruchtkiele sind oft zurückgebogen.

42) *Bonnaya Link und Otto*. Der fünftheilige Kelch hat fast gleiche, in der Knospenlage kaum sich nachgiebig bedende Zipfel. Die Oberlippe der Blumenkrone ist kurz, aufrecht, zweiflappig, die Unterlippe größer, abstehend, dreiflappig. Die beiden hinteren Staubgefäße sind steril, die Rudimente der vordern drüsig, linealisch, stumpf oder feulenförmig, ungeheilt. Der Griffel ist an der Spitze öfter in zwei kleine Blättchen getheilt. Die linealische Kapself ist länger als der Kelch.

Hierher gehören fahl oder seltener schwach behaarte, kriechende oder fast aufrechte, in Asien und Australien einheimische krautartige Gewächse mit gegenüberstehenden, ganzrandigen oder öfter gezähnten Blättern, gegenüberstehenden oder durch fächeligen wechselseitigen, achselständigen oder in endständigen Trauben stehenden Blüthen und freien Beuteln. Von *Vandellia* durch die Staubgefäße, von *Lysanthus* durch die lange Kapself und die sterilen, von seinem Anhängsel begleiteten Fäden unterscheiden.

43) *Peplidium Delile*. Der Kelch ist röhrig, fänfzählig, sehr kurz fänfzählig. Der Saum der Blumenkrone ist fänfzählig, der untere Zipfel ein wenig größer. Die hinteren Staubgefäße fehlen, die Träger der vordern sind am Grunde breiter und mit einem kleinen Anhängsel versehen. Die Staubbeutel sind klein, zweifächerig, die Fächer gehen mit einander parallel. Der Griffel ist an der Spitze spatelförmig verbreitert. Die Kapself ist kugelförmig, dünn häutig, leicht zerbrechlich.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Aegypten und Ostindien einheimische Art bekannt, eine kleine, kriechende, sehr ästige und ganz fahl Pflanze mit gegenüberstehenden, spateligen oder verkehrt-eiförmigen, dicken, fleischigen, ganzrandigen, nervenlosen, am Grunde in den Blatthild verschmälerten, 3—6 Linien langen Blättern, achselständigen, stehenden oder kurz gestielten einzelnen, gegenüberstehenden Blüthen und einem Anfangs kleinen, zur Fruchtzeit etwas vergrößerten Kelche.

44) *Micranthemum Richard*. Der Kelch ist viertheilig. Der Saum der Blumenkrone ist fast zweiflappig, die Oberlippe länger und ungeheilt, die Unterlippe länger, dreiflappig. Die hinteren Staubgefäße fehlen, die sterilen vordern haben am Grunde einen stumpfen, drüsigen Fortsatz und zweifächerige Beutel. Der kurze Griffel ist an der Spitze einwärtsgetrümmt, fast feulenförmig, spitz-narbig. Die Kapself ist zweiflappig, die dünne Scheidewand reicht kaum bis zur Spitze der Kapself.

Aus dieser Gattung sind nur zwei in America einheimische Arten bekannt, kleine, zarte, fahl, kriechende

straunige Gewächse mit gegenüberstehenden, eiförmig-rundlichen Blättern und sehr kleinen, achselständigen, einzeln stehenden, fast ungetheilten Blättern.

45) *Hemianthus Nuttall*. Der Kelch ist vierzählig. Die Oberlippe der Blumenkrone ist sehr kurz, die Mittelappen der Unterlippe lang und abgehend. Die Staubbeutelständer stehen auseinander. Die übrigen Theile stimmen mit denen von *Micranthemum* überein.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Nordamerika einheimische Art bekannt. (Garcke.)

GRATIOLIN, ein von Marchand (Berzelius, Jahresbericht. 26. Jahrg. S. 725) in der *Gratiola officinalis* aufgefundenen, dem *Digitalis* verwandter Bitterstoff, der im Wasser wenig löslich ist. Durch Zusatz von Alkohol wird die Auflöslichkeit des Gratiolin erleichtert. (C. Reimwirth.)

GRATISCARA, eine Stadt ober ein Ort in der Moesia superior, nur von Procopius erwähnt. Bergl. Siedler Th. I. S. 474. (Krause.)

GRATIUS, ein römischer Dichter, nach der gewöhnlichen Ansicht von Galerius in Eturien und deshalb (Gratius der Galerius (Gratius Faliscus) genannt, obgleich über seinen Geburtsort ebenso wenig etwas Gewisses steht, als über seine sonstigen Lebensverhältnisse und hätte nicht Ovidius ihn und sein noch vorhandenes Gedicht erwähnt, so würde man kaum die Zeit, in welcher er blühte, errathen können. Dieser bezeichnet ihn nämlich in einem seiner posthumer Briefe *) als einen ihm gleichzeitigen Dichter und stellt ihn Virgilius an die Seite; auch spielt er in der nämlichen Stelle so deutlich auf das Gedicht des Gratius und einen Vers desselben *) an, daß man nicht zweifeln kann, daß das ihm vorliegende und das uns erhaltene eines und dasselbe ist. Auf Gratius soll auch Manilius, ein anderer ebenfalls nicht näher bekannter didaktischer Dichter, welcher freilich von Manchen bis in die Zeiten des Theodosius zurückgehoben wurde, aber nach der jetzt allgemein angenommenen Meinung dem Augusteischen Zeitalter angehört, anspielen, indem er in seinem Gedichte über die Astronomie sagt, ein anderer Dichter schreibe über den Vogelfang und die Jagd und wieder ein anderer über Andros *). Jof. Scaliger *), Thomas Bartholinus *), Peter Dürmann *) und Joh. Chr. Bernsdorf *) find dieser

Ansicht, weil kein anderer Dichter unter Augustus die Jagd poetisch beschrieben habe, bedenken aber nicht, daß Manilius wol gar nicht von römischen, sondern von griechischen Dichtern spricht, wie schon Casp. Barth *) richtig bemerkt, obgleich die neueste, weiter unten zu berührende Behauptung, daß Gratius auch über den Vogelfang schrieb, der alten Ansicht wieder als Stützpunkt dienen könnte und zwar deshalb, weil Manilius von einem Dichter, welcher über die Jagd und über den Vogelfang zugleich schrieb, zu sprechen scheint. Auf den Geburtsort des Gratius hat man aus einer Stelle seines Gedichtes *) schließen zu können geglaubt, in welcher er sagt, daß der im Gebiete der Falterien wachsende Reiz zu Jagdneigen nicht taugte, und die Falterier durch den Besitz „unserer“ als seine Landleute vorführen wolle. Der Beweis kann aber schon deshalb nicht als vollständig angenommen werden, da der Dichter durch seinen Ausdruck die Falterier als Bürger des römischen Staates bezeichnen kann *). Noch gewogener ist die Annahme, daß Gratius, weil Ovidius ihn nur mit diesem einfachen Namen nenne und sein römisches Geschlecht dieses Namens vorfinde, ein Sklave oder ein Freigelassener gewesen sei, welcher die Jagdangelegenheiten seines Gebieters besorgt und in diesen Dingen sich gründliche Kenntnisse gesammelt und poetisch verwendet habe *). Beht man von dieser Voraussetzung aus, so kann man auch zu der Vermuthung gelangen, daß Tib. Claudius Gratius, ein Freigelassener des Augustus, welcher in einer Steininschrift *) erwähnt wird, kein anderer sei, als der Dichter Gratius, dieſe ſchreibt aber ebenſo in der Luſt, wie die Annahme, daß ein gewiſſer Gratius, welcher bei Cicero *) als der Ankläger des Dichters Archias erſcheint, eine und dieſelbe Perſon mit dem von Ovidius gerühmten Gratius ſein dürfte, denn der Dichter Gratius kann, wenn er zur Zeit des Augustus lebte, nicht wohl Ankläger des Archias gewesen ſein. Ueberhaupt widerſprechen der Annahme, daß er ein Sklave oder Freigelassener gewesen ſei, mancherlei patriotiſche Aeußerungen in ſeinem Gedichte *), welche ſich wol nur ein von Geburt Freier erlaubt. Auf andere Hypotheſen über die Perſon des Gratius, wozu auch die von S. Jacob *) aufgeſtellte Behauptung, daß er nicht Gratius, ſondern Gratianus geheißen habe, gehört, einzugehen, wäre überflüſſig, da ſie ſich auf ſeinen annehmbaren Beweis ſtützen können. Feſt ſteht indeſſen nach dem Urtheile der zuverläſſigſten Kenner der römischen

1) Ex Ponto IV, 16, 33:

Tityrus antiquas et erat qui pasceret herbas,
Aptaque venanti Gratius arma daret.

2) *Grati Cyneg. 23:*

Carmine et arma dabo venanti et persequar artem
Armorum ...

3) *Monit. Astronom. II, 43:*

Ecce alios pictas voluere et bella ferarum,
Ille venentis angue, hic nata per herbas
Fata refert.

4) Comment. ad Manil. ed. Arg. 1655. 4. p. 104. 5) De Medicis poetis. Hinfino 1669. 8. p. 106. 6) Poet. lat. min. Tom. I. praef. 7) Poet. lat. min. Tom. I. p. 24.

8) Advers. I. XVII. c. 17. Bergl. Reinh. Stern in der Einleitung zu seiner wider unten anzuführenden Ausgabe. 9) Cyneget. 40:

At contra nostris imbellia lina Falceus.

Daß Barth dem Dichter den Beinamen *Faliscus* nach einer Handschrift beigelegt habe, läßt sich nicht wohl glauben, da Manilius eine solche gegeben hat. 10) Bergl. Stern, Prolegg. p. XV. 11) Bernsdorf in den Prolegg. zu seiner Ausgabe p. 4 seq. 12) *Gruteri Corp. Inscript. p. 582. 2. p. 652. 8.* 13) *Pro Archia poeta v. 4*, worin überhaupt die Person als richtig angenommen wird, denn manche Handschriften haben *Gratius* und *gratis*. 14) H. 320 f. Bergl. Stern, Prolegg. p. XIX. 15) *Varrum locutionum specimen I. (in Proprietum et Gratium Faliscum)*. Poson. 1837. 4.

Sprache und Literatur, daß das unter dem Namen des Gratius vorhandene Gedicht über die Jagd sowohl der Anlage als der Ausführung nach den besten Erzeugnissen des Augusteischen Zeitalters angehört und einen Dichter bezeugt, der einen an und für sich der Poesie wenig günstigen Stoff so geschickt zu behandeln wußte, daß er sich sogar Virgilianus an die Seite stellen läßt. Die Sprache trägt den Charakter der Blüthezeit der römischen Poesie unter Augustus an sich; sie ist durchaus rein und würdig gehalten und von allem rhetorischen Schmucke fern; der Ausdruck ist kräftig und kernig, zeigt aber doch hie und da einige Härte und wird dadurch schwierig, was jedoch auch zum Theil an der Reueheit des früher nicht behandelten Gegenstandes liegt. Man muß überhaupt mit dem Dichter sehr vertraut sein, wenn man ihn richtig verstehen und erklären will, und an vielen Stellen läßt er sich nur aus sich selbst erklären. Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehören die Verwechselungen der Zeiten, besonders der Gebrauch der vergangenen Zeit statt der gegenwärtigen, die Vertauschung und Verwirrung der Constructionen, eine oft an Unverständlichkeit grenzende Kürze des Ausdrucks und die Anwendung der Wörter in einer sonst gar nicht oder selten vorkommenden Bedeutung. Manches Dunkle mag auch in der Verderbenheit des Textes liegen, welcher sich aus Mangel an alten Handschriften nicht in seiner ursprünglichen Reinheit herstellen läßt und den Herausgebern und Erklärern viele Mühe verursacht hat, ohne daß dadurch alle Zweifel gehoben sind. Trotz dieser angeführten Mängel ist aber Gratius ein vortheilhafter und zu empfehlender Dichter, welcher Leben immer mehr anzieht, je länger er sich mit ihm beschäftigt ¹⁶⁾. Unter den römischen Schriftstellern hatte er wol sein Vorbild, welchem er folgen konnte, unter den griechischen benutzte er hauptsächlich Xenophon, wie aus dessen Werke gleichen Inhalts klar hervorgeht, doch hat er auch Manches, was man bei Xenophon nicht findet und auch anderwärts vergebens sucht, weil die Werke, denen er es entnahm, nicht mehr vorhanden sind. Gratius beginnt sein Gedicht, in welchem er hauptsächlich die dem Jäger nöthigen Waffen und Werkzeuge beschreiben will, nach gewöhnlicher

Weise mit der Anrufung und dem Lobe der Diana und der übrigen die Jagd beschützenden Götter (1—24), geht dann zu den Regeln, zu deren Verfertigung und vorzüglich dazu tauglichen Stoffen über und zeigt den Nachseher, welcher den Jägern aus dem Mangel derselben erwachsen (25—74). Nachdem er darauf von den Felletrappen (Schrecken), den Fallstricken und den Schlingen, als deren Erfinder er den Aristarber Cercylus preist (75—108) gesprochen und die verschiedenen Geschosse und Jagdspiele beschrieben hat (109—150), kommt er zu den Hunden, bei welchen er, da sie dem Menschen die hauptsächlichste Hilfe bei der Jagd bieten, länger verweilt. Er schildert die Arten, die Gewohnheiten, die Vorzüge und die Fehler derselben (151—262), die Pflege und Abrichtung ihrer Jungen (263—343) und ihre Krankheiten und deren Heilung (344—430). Den Schluß bilden Bemerkungen über die bei der Jagd brauchbaren Pferde. Die wirkliche Benennung des Gedichtes läßt sich nicht mit Zuverlässigkeit ermitteln, denn die jetzige Aufschrift *Cynogegon* ist ebenso willkürlich, als die von den ersten Herausgebern angenommene: *De venatione seu Compendium* liber. Etern schlägt in seiner Ausgabe den Titel *Carmen Venaticum* vor. Von den Christifellern der späteren römischen Zeit und des Mittelalters wird weder Gratius genannt, noch sein Gedicht angeführt, und zwei Dichter, welche denselben Gegenstand in Versen behandelte, der Griechische Dypianus, welcher 200 Jahre nach Gratius lebte, und der Römer Remissianus aus dem 8. Jahrh., versehen sogar, die Jagd zuerst als Stoff ihrer Dichtungen gewählt zu haben ¹⁷⁾. Ihr Zeugniß ist indessen keineswegs unverdächtig, da beide die Arbeit gekannt und sogar benutzt zu haben scheinen ¹⁸⁾. Später findet sich keine Spur mehr, daß Gratius irgend einem Gelehrten auch nur dem Namen nach bekannt geworden sei und die einzige jetzt noch übrige, in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt, sehr alte Handschrift (Codex Thuanus), in welcher sich Gratius, Remissianus und des Doctus Halesius vereinigt befanden, das Gedicht des Gratius aber, nach 540 Versen, am Ende mangelhaft, brach am Anfang des 16. Jahrh. der italienische Dichter Giacomo Sannazaro, welcher sie um das Jahr 1503 mit sich aus Frankreich nach Neapel gebracht hatte, wo Pietro Summonti ¹⁹⁾ und El. Vrag. Giraldi ²⁰⁾ sie sahen. Hier machte Jo. Lucet. Alesander eine Abschrift, nach welcher Georg von Regau das Gedicht mit den ähnlichen

16) Schon Gasp. Barth fehl (Adversar. l. LVII. c. 17): „Gratius non humilis sed Augusto famae fulsere doctus versus Ovidi, accensusque cum ipso primoribus. Luculentus vero vates est, quatenus scribit, ut alter Censor Julius Scaliger non Iunio felicitatem in eo optimi saeculi agnovit. Genus loquendi vel pure Latinnam est, vel parce et sobrie Graecitatis fontes redolens: nulla vel in rerum translationibus ineptis et tumidus, vel in verborum peregrinis aculeis nisi conlus apud eum affectu. Quae poesis legitime naturalique eloquentiae passio post Augustaei saeculi florem. Immo etiam ex parte eo ipso, florem et ingenium nobilitatis Latinae corrumpit. Nulla in eo ostentationes, sed et ingeniosa omnia et elaborata; solida scilicet et nitentia. Nullae adulterationes sententiarum et perennitatem eloqui vel suspendentes vel inhibentes conclusiones ambulatorum clausularum. Quae imitatio vitiosae dictionis conceptae in Scholis declamatorum corruptis sensum omnem genuinam eloquentiam.“ Vergl. Wernsdorff, Proleg. p. 6 seq. nach Ernesti. De poeti. Latt. luxuria in den Acti. sem. reg. Lips. II. p. 45.

17) Oppian. Cynoget. I, 20:

... ταχισταί ἐναρτίσθαι δακτύλῳ,
τὴν μέγιστον οὐκὰς τῆς ἡγῆς ἐκάρηται δόδατα.

Nemesian. Cynoget. γ. 5—11:

Castellaneque mihi novae pocula fontis alumno

Ingerit

... ductaque per avia quae sola nunquam

Trita rotis

... intacto premissima vestigia musco.

18) Wernsdorff, Proleg. p. 8 seq.

19) Praef. ad Jov. Pontani Dialog., qui Actius inscribitur (Pontani Opp. Basilicae 1556. 8. Tom. II. p. 187).

20) De poet. historia, Dia-

log. IV.

Gedichten des Nemesianus, Calpurnius und Anderer herausgab²¹⁾. Von dieser ersten Ausgabe (Poetae tres egregij nunc primum in lucem editi. Gratij q Augusto Principe floruit, de notatione Lib. I. P. Ouidij Nasonis Halieuticon liber acephalus. M. Aurelij Olympij Nemesiani Cynegeticon Lib. I. Ejusdem carmen bucolicum. T. Calpurnij Siculi Bucolica. Adriani Cardinalis uenatio. Venetiis 1534. 8.) gibt es mehrere Exemplare auf Pergament und ihr folgten füglich zwei Nachdrücke, von denen der eine (Aug. Vindel. 1534. 8.) sehr fehlerhaft und der andere (Lugduni 1537. 8.) ziemlich sauber ist und aus welchem der Text in die Sammlung bucolischer Dichter (Bucolicorum auctores. Basileae 1546. 8.) überging. Derselbe blieb auch ohne wesentliche Änderungen oder Verbesserungen in den Sammlungen kleinerer Gedichte alter Autoren von Pierre Rithou (Epigrammata et poemata vetera. Paris 1590. 12.), von Gasp. Barth (Venatici et bucolici poetae latini. Hannover 1613. 8.) und Jan van Blit (Venatio novo-antiqua. Lugd. Bat. 1645. 12. Neue Ausgabe unter dem Titel: Auctores rei venaticae. Ibid. 1653. 12.), obgleich dem letzteren eine Handschrift zu Gebote stand, welche einen Theil des Cynegeticon des Gratius (die ersten 159 Verse) enthielt²²⁾. Dagegen leisteten die erwähnten Herausgeber manches Brauchbare für die Erklärung, von Blit besonders unterwarf die Arbeiten seiner Vorgänger einer strengen Kritik und versah gegen Gasp. Barth so unbarbarisch, daß Math. Laquais seine Vertheidigung in einer besondern Schrift (Vindiciae nominis Barthiani et poetarum venaticorum Gratij et Nemesiani adversus Janum Vilium. Lips. 1659. 4.) übernehmen zu müssen glaubte. Das gesammte vorhandene Material stellte Thom. Johnson in seiner Ausgabe des Gratius (Gratii Falisci cynegeticon cum poematibus cognominis M. A. Olympij Nemesiani notis perpetuis variisque lectionibus adornavit Th. Johnson. Lond. 1699. 8.) sehr fleißig zusammen, welches jedoch Rob. Bruce und Eigb. Gowercamp in ihrer Sammlung (Poetae latini rei venaticae scriptores et bucolici antiqui. Lugd. 1728. 4.) zuerst zu sichten angingen. Ihre Anmerkungen nahm Pet. Burmann in seine Ausgabe der kleineren römischen Dichter (Poetae latini minores. Leidae 1731. 4. 2 Voll.) auf, in welcher (Tom. I. p. 1 seq.) man die erste kritische Ausgabe des Gratius findet, von welcher J. B. Schmidt einen besondern Abdruck (Gratii Falisci et Nemesiani Cynegeticon cum notis selectis Barthij, J. Viliti, Th. Johnsonii et P. Burmanni integris. Mitaviae 1775. 8.) veranstaltete. Noch besser erläuterte J. Chr. Bernsdorff diesen Dichter in seiner Sammlung, welche unter demselben Titel erschien, wie die Burmannsche (Poetae

latini minores. Altenb. 1780 seq. 8. 10 Voll. Tom. I. p. 1 seq.)²³⁾. Nach ihm blieb Gratius vernachlässigt, bis in die neuen Zeit Hr. Jacob (Variarum lectionum Specimen I. Poson. 1827. 4.), Reinh. Stern (Conjectaneorum in Gratii carmen venaticum particula. Heiligenstad. 1830. 4. und Conjectaneorum in poetarum latinorum minores P. I. Muhlhausen 1830. 4.), z. Treff (Observationes in Gratium. Hamm. 1828. 4. und Observationum criticarum libellus. Hamm. 1828. 4.) und M. Unger (Electa critica. Friedland. 1842. 8.) ihm ihre Aufmerksamkeit zuwenden, Stern besorgte auch eine neue Ausgabe (Gratii Falisci et Olymp. Nemesiani carmina venatica cum duobus fragmentis de aucupio; cum scripturae varietate et aliorum suisque commentariis. Hal. Sax. 1832. 8.), welche jetzt die beste gilt und deren Text von G. E. Weber (in dem Corpus poetarum latinorum. Francof. 1833. 8.) und Mor. Haupt (Ovidij Halieutica, Gratij et Nemesiani Cynegetica. Lips. 1838. 8.) wiederholt wurde. Nach Rob. Stern's nicht unwahrscheinlicher Vermuthung²⁴⁾ schrieb Gratius auch ein Gedicht über den Vogelfang (de aucupio), welches aber verloren gegangen ist. Eine englische Uebersetzung mit einem vortheilhaften Commentar lieferte Christoph Bale (The poem of hunting written by Gratius Faliscus transl. into engl. verse with notes. Lond. 1654. 12.), eine schlechte französische prosaische Uebersetzung findet man in der von François de Brancasgegebenen Bibliothéque latine française (Paris 1826 seq. 8.) und eine nicht viel bessere von Jacquet in der von D. Nisard besorgten Bibliothéque latine avec la traduction française (Paris 1838 seq. 8.); auch die erste deutsche Uebersetzung von E. G. G. Priet (Gratius' Cynegeticon oder Jagdgefang, lat.-u. deutsch Leipzig 1826. 4.) ist mißlungen und unverständlich²⁵⁾. (Ph. H. Kuhn.)

GRATIUS¹⁾ (Ortwin), ein durch den von einer Partei seiner Zeitgenossen gegen ihn losgegangenen Spott berühmter oder vielmehr berühmter gewordener Lehrer auf der Universität zu Köln, gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Holtwid bei Coesfeld in der Diöcese Münster in Westfalen geboren, kamme aus einer alten und berühmten Familie dieses Landes, erhielt seine gelehrte Bildung in der Schule der Brüder des gemeinschaftlichen Lebens zu Drenster unter der Leitung des bekannten Schulmannes

23) Bernsdorff's Ausgabe der kleineren römischen Dichter wurde in R. G. Ziemalt's Bibliotheca classica latina unter dem bezeichnenden Titel: Poetae latini minores. Parisiis 1824 seq. 8. Voll. veröffentlicht. 24) Proleg. p. XX seq. 25) Bzgl. außer den Einleitungen der verschiedenen Herausgeber Joh. Nic. Funckii De virili setato latinae linguae tractatus (Marburg. 1727. 4.) p. 279 seq. Jo. Alb. Fabricii Bibliotheca latina, accur. J. A. Ernesti. (Lips. 1778. 8.) Tom. I. p. 474 seq. G. H. Müller, Uebersetzung zur Kenntniß der lateinischen Schriftsteller. (Dresden 1747 fg. 8.) Bd. IV. S. 210 fg. Joh. Chr. Kr. Bd. 1. Uebers. Gedichte der röm. Dichter. 8. Ausg. Bd. I. S. 526 fg. Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft. Bd. III. S. 563.

1) Sein Familienname war Graco, welchen aber der gelehrte Name in Gratius latinisirt.

21) Eine ältere Ausgabe S. 1. et A. (Lipsiae) M. Lotter. 4., welche sich nach G. Barth in der Bibliothek eines Kitters des Schwarzburgs befinden haben soll, druckt auf einem Irrthum. 22) Sie soll zu der Bibliothek des Thom. gehören haben, in welche auch die früher von Sannapio besessene gekommen war, und wurde wahrscheinlich, wie hier, mit der erwähnten Bibliotheksammlung der königlichen Bibliothek zu Paris einverleibt.

Alexander Hegius und ward nach der Beendigung seiner Studien selbst Lehrer an der höchsten Classe dieser Anstalt, weshalb er auch in mehreren seiner Schriften seinem Namen die Bezeichnung von Deventer (Daventriensis oder Darentensis) beifügte. Später siedelte er nach Köln über, wo er an der Universität als Lehrer der Logik und der alten Sprachen angestellt wurde und zugleich das Geschäft eines Rectoris in der berühmten Druckerei P. Quentel's versah, in welcher er auch eine von ihm verbesserte Ausgabe des Cassianus Calvus's besorgte. Er rückte später zu höheren Stellen und zum Professor der Philosophie vor und scheint in den geistlichen Stand getreten zu sein. Sein Wirken fiel in die Zeit des erbitterten Streites der Humanisten, welche größtentheils als Velen nur schwer zu einträglichen Aemtern gelangen konnten, und den fast ausschließlich dem geistlichen Stande angehörenden Professoren, welche auf den Universitäten vorzüglich die Lehrtühle der Theologie, des Kirchenrechts und der Philosophie einnahmen und die neuerungsfürchtigen Anhänger der weltlichen humanistischen Richtung fern zu halten suchten. Grätius bildigte der hergebrachten Lehrweise und lieferte sogar während des ägerlichen Streites zwischen dem Inquisitor Hoogstraal und dem humanistischen Reuchlin ein Epigramm gegen den letzteren, wodurch er sich, da man ihn auch mit Unrecht für den Verfasser einer von Hoogstraal herausgegebenen Schrift (*Apologia adversus J. Reuchlinum*) hielt, den Haß der ganzen Partei zuzog. Besonders heftig trat Hermann Buschius, sein Landsmann und Mitschüler zu Deventer und später sein College in Köln gegen ihn auf und war auch wol die Veranlassung, daß die vielbesprochenen, von den Zeitgenossen mit großem Beifall begrüßten Briefe der Dunkelmänner (*Epistolae obscurorum virorum*) an ihn gerichtet wurden, wodurch sein Name vorzugsweise dem Hohn anheimfiel, obgleich gerade Grätius weit geringeren Antheil an dem Streite mit Reuchlin genommen hatte als andere seiner Kollegen zu Köln. Die Mehrzahl der Briefe, welche eine ironische Vertheidigung der Mißbräuche der römischen Kirche enthalten, ist aber an Grätius gerichtet und stellen ihn also vor den Augen der Leser als den Beschüßer aller dieser Mißbräuche und nebenbei als einen Schriftsteller ohne Talent und Geist und als einen der ersten Grundregeln der lateinischen Sprache unkundigen Bedanten dar. Buschius, einer der Verfasser der Briefe der Dunkelmänner, scheint zugleich diese Geigenheit demüth zu haben, seinem Haß gegen ihn Ausdruck zu geben, denn er weist ihm uneheliche Geburt, Uebertretung des Gelübtes und ähnliche Dinge vor; und diesen Haß rief, wie man sagt, nur beleidigter Ehrgeiz hervor, denn beide laßen aber den Donatus, Grätius soll aber mit seinen Vorlesungen größeren Beifall geerntet und sich höhnlische Bemerkungen über seinen Kollegen erlaubt haben; gewiß ist, daß sich in allen von Grätius herausgegebenen Schriften keine Spur von dem Etwas findet, welche in den Briefen der Dunkelmänner so beräthliches Rachen erregt. Es lam ja auch nur darauf an, die Junst, welche an allen Vorurtheilen und Gewohnheiten hing, lächerlich zu machen

und Grätius mußte sich mit vielen andern Gelehrten trösten, welche, wie man jetzt mit Bestimmtheit weiß, ebenso chremethische und rechtliche, als in ihrem Fach ausgezeichnete Männer waren und doch in den Briefen der Dunkelmänner als Jüdische eines scharfen Welses dienen mußten, aber jetzt schon bei unparteiischen Forschern zum großen Theil von der Schmach befreit sind, welche ihnen von einigen ihrer Zeitgenossen angethan worden ist. Daß die Briefe der Dunkelmänner aber, obgleich sie Wunden beileigen mochten, eine sehr heilsame Wirkung hatten und der sie bergebrachte Höhn größeren Nutzen hatte, als der gewaltsamste Ernst, wird wol nicht leicht Jemand in Abrede stellen wollen. Es darf auch angenommen werden, daß Grätius dem gegen ihn selbst und seine Kenntnisse gezeigten Spotte Schweigen entgegensetzte, denn die fast allgemein angenommene Meinung, daß er durch die ebenfalls auf Erregung der Lachlust berechneten *Lamentationes obscurorum virorum non prohibitas per sedem apostolicam* (Coloniae 1518. 4. und öfter) eine Antwort versucht haben soll, ist schwer zu glauben, im Gegentheil dürften diese Beifügungen als ein zweites, gegen Grätius geführter Hieb zu betrachten sein, welcher aber weniger Anschlag fand, als der erste. Gewiß sahen Grätius und seine Leidensgefährten ein, daß sie ihren Gegnern auf dem von diesen gewählten Felde nicht gewachsen waren. Sie riefen daher lieber gegen persönliche Beleidigungen die Hilfe ihrer Beförden an und scheinen auch bei denselben die gebührende Unterthügung gefunden zu haben; so war Buschius, dessen Lebenswandel auch sehr anstößig gewesen sein soll, zweimal gezwungen, Köln zu verlassen, wozu die Beleidigungen gegen seinen College Grätius und die Beschwerden desselben zum Theil wenigstens beigetragen haben mögen. Was insbesondere die Angriffe der Briefe auf den Klerus betrifft, so wurden sie von dem Papste sehr übel vermerkt, wie das Verdamnungsbreue vom 15. Mai 1517 beweist, welches allen Christknechten beiderlei Geschlechts unter Androhung des Bannes die Lectüre der Satyre verbot. Daß dieses Verbot wieder in einer Fortsetzung der Briefe auf dieselbe Weise und nicht ohne Erfolg bekämpft wurde, ließ sich leicht erwarten. Grätius scheint sich über den weiteren Streit nicht sehr zu Herzen genommen, sondern unbekümmert um die fortdauernden Angriffe seinen Berufspflichten gelebt und seine literarischen Arbeiten fortgesetzt zu haben, was er um so ruhiger thun konnte, da selbst tüchtige Männer der Gegenpartei seine Kenntnisse achteten, wenn sie auch sich mit seinen dem ruerswachen Geiste widerstrebenden Ansichten nicht einverstanden erklären konnten. So sagt Erasmus von Rotterdam, Grätius würde zu den besten und gelehrtesten Humanisten seiner Zeit gezählt werden müssen, wenn es ihm nicht an Ausbildung seines Genies gefehlt hätte. Daß er ein nicht zu verachtender Gegner war, beweist schon das Bestreben, ihn als in manchen Dingen mit den Ansichten der Fortschrittswänner seiner Zeit einverstanden bei seiner Partei zu verdrängen, wie man wol aus dem Mißbrauch seines Namens bei der Ausgabe des bekannten *Fasciculus rerum expetenda-*

rum et fugiendarum (Coloniae 1535. fol. Londini 1690. fol. 2 Voll.) schließen darf, denn diese sind eine Sammlung von Kleinigkeiten über das Concil zu Basel, welche darthun sollen, daß ein Concil über dem Papste stehen müsse und daß ein solches das einzige Mittel zur Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten sei. Man hielt lange Gratius für den wackigen Herausgeber, weil dieser sich unter dem Namen des anderdenkenden Mannes, welcher dadurch verdächtigt werden sollte, verbarg. Auch dieses Buch wurde von dem päpstlichen Stuhle in das Verzeichnis der verbotenen Bücher gesetzt und zwar in die Abtheilung der Bücher, welche von unbekannten Verfassern herrühren, was man gewiß nicht gethan haben würde, wenn man die Stelle der Vorrede, worin Gratius in seinem Namen spricht²⁾, als echt zu betrachten Veranlassung gehabt hätte. Eine nähere Untersuchung über das Wirken und die Schriften dieses viel verdächtigten Mannes wäre sehr zu wünschen und würde manchen lobenswerten Aufschluß über das Treiben der Parteien jener Zeit geben. Als echte Schriften des Gratius nennt man gewöhnlich noch: *Orationes quodlibeticæ periculis* (Coloniae 1508. 8.), eine Sammlung von zehn Reden über die verschiedenen Zweige des menschlichen Wissens, *Critico-mastix peregrinationis Petri Ravennati*, J. U. Coloniae Doctoris, bei dem Alphabetum Juris utriusque des Pietro de Ravenna (Lugduni 1511. 8. Ibid. 1517. 4.), *Triumphus B. Job. prophetæ*, drei Bücher Elegien, die J. Fabri Episc. Vienn. *Sermones* (Coloniae 1587. fol.), *Gemmae praenotacionum* (Coloniae 1577. 4.), eine Ausgabe der Schrift Bern. Nolevint *De sita Westphaliae* und eine Vorrede zu Victor's von Carden Büchlein gegen die Juden. Ortwin Gratius starb am 22. Mai 1541 zu Geln³⁾. — In der Literaturgeschichte wird noch ein Wilhelm Gratius (oder Grati) genannt, welcher am 1. Febr. 1583 geboren wurde und im J. 1602 in den Orden der Jesuiten trat. Von ihm ist jedoch Nichts weiter bekannt, als daß er eine Biographie des heil. Simon, welche dessen Schüler Antonius zum Verfasser hat, ins Lateinische überlegte.

2) Wirklich scheint daher die genaue Bezeichnung des Gratius zu sein, welcher der wahre Herausgeber gibt und welche Gratius selbst schwerlich gegeben hätte. Sie lautet (fol. 249^r): „*Im prima ligna, ut nihil te lateat, lector amice, ego Ordinator e Gracius, ex antiqua Gratiorum familia Diocesis Monasteriensis (id quod propter obsequium nobilioris et foveae morum aristocraticae a sede apostolica jampridem commendatae non sine causa dixerim) in Helvetico prope Coselidiam patre aequali Priderico a Grae praeputatus et Darentino in diocesi Trajectensi sub ferula Alexandri Regii, viri melius fidem in utraque lingua et doctrina et optimi, ille tunc Gymnasarchae, bonis a paucis literis altius et probe nutritus et ob id ipsum Darentiense cognominatus, ingenuus ac libere fateor, omnium praefatularum seu peroratorum quae hoc libro lectori benevolens dedicata continentur (sive has duas literas O. G. praefectas illis sint, sive non) me autorem esse.*“ *Sergl. Duv. Clement. Bibliothéque curieuse et critique. Tom. VIII. p. 240 seq.* 3) *Sergl. Val. Andreæ. Bibliotheca Belgica. p. 708. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 557 (Nouv. ed. Tom. XVII. p. 385).* ⁴⁾ *Wägr-meyers Kirchen-lexikon, herausgegeben von J. Neidhaas. Bd. III. S. 98. Bibliotheca generalis. Tom. XXI. p. 731.*

Man findet diese Uebersetzung in den Act. SS. Antwerp. Januarii Tom. I. p. 264 seq. abgedruckt⁴⁾.

(Ph. H. Kälb.)

GRATTAN (Henry), berühmter irischer Staatsmann, im J. 1750 zu Dublin geboren, war der Sohn eines fleißigen und gewandten Sachwalters und Repräsentanten dieser Stadt in dem irischen Hause der Gemeinen und bereits schon in der Schule ungewöhnliche Geistesgaben und einen unermüdlichen Fleiß. In dem Trinity-college zu Dublin, in welches er als 15jähriger Jüngling im J. 1765 kam, erregte er bald durch seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn die Bewunderung und Achtung seiner Lehrer und Mitschüler und trug bei jedem öffentlichen Wettkampfe, wozu gewöhnlich schwierige Aufgaben sowohl aus der Poesie als Staatsverwaltung, als auch aus dem Gebiete der Wissenschaften und Künste gewählt wurden, fast immer die ersten Preise davon. Diese Erfolge erweckten in ihm den Wunsch, sich dem akademischen Lehrfache zu widmen; da aber die mit dieser Laufbahn notwendig verbundenen außerordentlichen Anstrengungen mit seiner schwächlichen Körperbeschaffenheit unvereinbar schienen, so widmete er sich auf die Vorkerkungen seiner besorgten Eltern und den Rath seiner Freunde der Rechtswissenschaft. Er begab sich deshalb nach London und ließ sich, nachdem er seine Rechtsstudien in Middle-Temple beendet hatte, im J. 1772 als Sachwalter in seiner Vaterstadt nieder, ohne selbst die bedeutende Rolle zu ahnen, welche er bald in den Angelegenheiten Irlands spielen sollte und zu welcher ihn, obgleich ihm das Wohl seines Vaterlandes sehr am Herzen lag und obgleich er zur Erlösung desselben nach Möglichkeit beizutragen trachtete, eigentlich nur ein günstiger Zufall führte. Es befand um diese Zeit zu Dublin eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer, welche sich einmal in jeder Woche versammelten, um Redrübungen über wichtige Gegenstände der Politik zu halten, wozu die immer schlimmer werdende Lage Irlands und der auf diesem Theile Großbritanniens immer schwerer lastende Druck noch besondere Veranlassung gaben. In den ausgezeichneten Mitgliedern dieser Gesellschaft gebürten Lord Charlemont und dessen Bruder, der Oberst Caulfield, welcher den Flecken Charlemont im Parlament vertrat. Als nun der letztere bei einer Ueberfahrt erkrank, bewiesste der Lord, welcher in dieser Angelegenheit eine entscheidende Stimme hatte, daß Grattan, ein damals noch gänzlich unbekannter Mann, von dessen Fähigkeiten er aber sich zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte, an die Stelle seines Bruders gewählt wurde. Die Opposition des Parlaments der Colonie (wie man gewöhnlich die Gesamtheit der nach Irland übergesiedelten Engländer zu nennen pflegt) hatte bereits begonnen, denn der alte Heßeln lösende Geist des Jahrhunderts war endlich auch in dieses Institut, welches als der Vertreter eines entarteten Adels, einer feiglichen Geistlichkeit, einer Colonie ohne vollständiger Grundlage nicht wenig zur

4) Aug. et Al. de Backer, Bibliothéque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. V. p. 250.

Knechtung der katholischen: Irländer betrogenen hatte, gedungen und hing an, da die Zeit, in welcher das Mutterland in einen gefährlichen Kampf mit den nord-amerikanischen Colonien und den mächtigsten Staaten Europa's verwickelt war, günstig erscheinen mußte, sich immer fräftiger zu entfalten, da er überdies an den zahlreichen Regimenter der Freiwilligen, welche sich allmählig in Irland gebildet hatten, eine bedeutende Stütze fand. Grattan nahm sogleich nach seinem Eintritt in das Parlament den lebhaftesten Theil an den Reformbestrebungen und ward bald der bereitste, muthigste und aufrichtigste Vorkämpfer der Opposition, der Leiter des Parlaments, der Freiwilligen des irischen Volkes, insofern dasselbe überhaupt jetzt schon an dieser Bewegung Theil nahm. Er war es, welcher zuerst den Rath hatte, eine Adresse an den König vorzuschlagen. Darin heist es nach einigen Versicherungen der Treue und Ergebenheit der Parlamentenmitglieder unter Anderem: „Wir bitten um die Erlaubnis, mit aller Pflicht und Unterthänigkeit Ihrer Majestät die Ursache unserer Unzufriedenheit vorzulegen, Ihre Majestät zu versichern, daß Ihre Unterthanen in Irland ein freies Volk sind, daß die Krone von Irland untrennbar verbunden bleibt mit der Krone Großbritanniens, auf welcher Verbindung die Interessen und das Glück beider Nationen wesentlich beruhen, aber daß das Königreich Irland ein besonderes Königreich, mit einem Parlament seiner eigenen Gesetzgebung für sich ist, daß seine Corporation die Befugnis hat, Gesetze zu machen und die Nation zu binden, mit Ausnahme des Königs und der Lords und Gemeinen von Irland und daß wir demuthsvoll einsehen, wie in diesem Rechte das Wesen unserer Freiheit besteht, ein Recht, das wir im Namen des ganzen irischen Volkes als dessen ursprüngliches Recht in Anspruch nehmen und das wir nicht eher aufgeben werden als mit unserem Leben.“ Diese Adresse wurde fast einstimmig angenommen und nicht nur war die Antwort des Lordkanzlers auf diese unbedingte Unabhängigkeitsforderung sehr gnädig, sondern die Genehmigung erfolgte auch bald darauf (1782) durch die Aufhebung des Declarationsbates George's I., wodurch im J. 1720 der Selbstständigkeit der englischen Colonie ein Ende gemacht worden war. Der Sieg schien ein vollständiger und Grattan verkündete ihn im Parlament mit den inhaltslosen Worten: „Irlands Söhne sind nun keine rechtlose Junkerschaft, keine ruinirte Gemeinde mehr; keine Protestanten mehr, Katholiken unterdrückend, keine Katholiken mehr, unter dem Druck stehend, Irland ist nun ein vereintes Land. Wir sind nicht mit England vereinigt durch Eroberung, sondern durch Vertrag; Irland hat britische Rechte und ist durch diese mit England verbunden, beide Länder sind vereint in Freiheit. Wendet den Blick auf Europa und ihr werdet den alten Geist überall verschwunden sehen; die meisten Völker neigen sich dem Untergange zu oder stützen sich nur noch auf ihre gewaltigen Namen, ihr aber seid das einzige Volk, das seine Constitution wieder erlangt hat, das sie wieder erlangt hat durch seine Kenntniden.“ Die Kämpfer, welchen der Sieg gelungen war, stimmten Jubellieder

an und eine Art Rausch ergriß das ganze offizielle Irland; von allen Seiten regneten auf Grattan, den Befreier, die dankenden und ermunternden Adressen der Grafschaften und Bahlorte, Corporationen und Freiwilligenregimenter; selbst die Eingeborenen betrachteten die Aufhebung des Declarationsbates, auf welchem allein die Herrschaft Englands über Irland zu beruhen schien, als eine Revolution. Es war sogar die Rede davon, Grattan eine Statue zu errichten, der beschiedene Mann schätzte jedoch entschieden diese vorläufige Ehrenbezeugung ab und war mit der ihm gewordenen allgemeinen Anerkennung seiner Bemühungen zufrieden, das Parlament glaubte indessen diese nicht unbelohnt lassen zu dürfen und brachte in kurzer Frist eine bedeutende Summe zusammen, um Haus und Ländereien zu kaufen, welche von Grattan und seinen Nachkommen für ewig besessen werden sollten. Grattan nahm das Geschenk an, welches ihn den feindlichen oder freundlichen Notabilitäten, mit welchen er zu verkehren hatte, gleich stellte, und er hatte es als der Vertreter der Engländer in Irland verdient, die Colonie war emancipirt, aber Irland selbst im irischen Parlament rechtlos und unvertreten. Für die Irländer selbst gab es keinen Vertrag; sie waren keine Bürger, sie konnten keine Gemeindeglieder sein, sie konnten nicht wahlen und nicht gewählt werden, sie waren vor wie nach Eroberte. Daß sich deshalb der Jubel nur auf einen kleinen Theil der Eingeborenen erstreckte, kann man leicht vermuthen, auffallender mag es aber erscheinen, daß selbst im Parlament allmählig tadelnde Stimmen laut wurden, obgleich auch Reid und O'Connell mit ins Spiel kamen. Als der eifrigste Gegner des Befreiers zeigte sich Henry Flood¹⁾, welcher, nachdem Grattan durch die Unabhängigkeit Irlands von England zufrieden gestellt schien, die Leitung der freisinnigen Opposition aufnahm. Wäre, fortwährend den Erretter und Befreier auf alle mögliche Weise preisen zu hören, vielleicht auch aus Reiz über die erfolglose Geldbelohnung Grattan's, erlaube er sich die Frage, wozu dieser eigentlich Irland befreit habe. „Ewa von dem Ministerium!“ sagte er, „sinecure; oder von der englischen Gewaltherrschaft? noch viel weniger. Aber wozu denn? nur von dem Statut der Declarationbates. Nun, was liegt denn an dem Statut? Es hat die seit langer Zeit von England verübten und von Irland gebührenden Annahmen nicht begründet, sondern nur formulirt. Die Aufhebung der Formel bringt aber die Unterlassung der Annahmen selbst sinecure mit sich. Das britische Ministerium wird wol die Durchführung seiner Aufgabe in Irland nach der Aufhebung des

1) Henry Flood, im J. 1713 zu Dublin geboren, war der Sohn eines reichen Jockeysknechts an der königlichen Bank in Irland, widmete sich der Jurisprudenz und verband mit gewöhnlichen Kenntnissen ein nicht unbedeutendes Talent. Im J. 1759 in das irische Parlament gewählt, hielt er sich zur Opposition, insofern diese seinen Ansichten und Klüchten entsprach, wodurch er sich ebenso, wie durch abwechselnde Annahmen und Ablehnung von Staatsausgaben den Verdacht der Zweideutigkeit zuzog; auch der Streit mit Grattan trug viel zur Abnahme seines Ansehens bei. »Er starb am 2. Dec. 1791.

Statut weniger bequem finden, wer wird aber dadurch leiden müssen? Nur Irland. Das Statut ist brutal, aber offen; jetzt werden die Völkchen genötigt sein, ihre Zuflucht zur List zu nehmen; an die Stelle der Unterdrückungen, welche man mit einer gewissen Regelmäßigkeit und ohne Hehl verübt, werden die Launen und die Willkürlichkeiten einer nicht weniger niederdrückenden Regierung folgen.“ Es lag wol einige Ueberschreitung in diesen Bemerkungen, im Allgemeinen waren sie jedoch richtig. Grattan hatte die Emancipation Irlands nur begonnen und es blieben noch viele und mächtige Hindernisse zu überwinden; er erkannte bei seinem ersten Auftreten die angeregte ungeheure sociale Frage nicht in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Schwierigkeit, glaubte aber, daß man vorerst mit der Aufhebung des Statuts zufrieden sein müsse, ohne die englische Regierung durch vorläufige Schritte zur ausdrücklichen Erklärung der Unabhängigkeit Irlands zu drängen. Von dieser nach seiner Uebersetzung richtigen Ansicht ausgehend, ließ er sich zu unerwartlichen Zänkereien mit seinem durchaus nicht unerfahrenen und zu verachtenden Gegner, dem ebenfalls die Gabe der Rede nicht fehlte, vertheilen und die große Frage der Befreiung Irlands verdunderte in einem Einseitigkeitskampf. Das britische Ministerium sah mit Vergnügen, wie sich die beiden Kämpfer wechselseitig durch bittern Hohn und durch Wortwässer zerstückelten; es gewann Zeit, ermaunte sich wieder und sah ruhig zu, wie die Begeisterung für den Befreier sich allmählig abkühlte, bis sie in Gleichgültigkeit und zuletzt in Verachtung überging. Flood und seine Anhänger durften sogar, ohne einen Sturm des Unwillens zu erregen, die offenkundige Lüge im Parlament wagen, der Vertreter von Charlemont habe sich für barees Geld dem Ministerium verkauft und verrathe das Volk. Grattan antwortete auf gleiche Weise und sprach, indem er seine Rede scheinbar an einen abwesenden Kollegen richtete, die Augen unbeweglich auf Flood gerichtet: „Sie verrathen große Geistesgaben, aber Sie führen ein schändliches Leben; viele Jahre hindurch haben Sie ein tiefes Schweigen beobachtet und sich dasselbe bezahlen lassen; ich behaupte hier im Angesichte Ihres ganzen Landes, vor der ganzen Welt und vor Ihren eigenen Augen, daß Sie kein ehrlicher Mann sind.“ Diese persönlichen Angriffe führten endlich zu einem Zweikampfe, der aber ohne gefährliche Folgen blieb, einen desto gefährlicheren Eindruck machten sie aber auf die nur nach dem Scheine urtheilende Menge und man kann nicht leugnen, daß die Gunst, welche Grattan in einem so beispiellosen Grade und in so übermäßiger Fülle genossen hatte, eine Unterbrechung litt, was indessen in der Geschichte der Volksherrschaft nicht selten geschieht. „Well er sich weigerte“, sagt Lord Brougham²⁾, „freilich von seinem

englischen Standpunkte aus, „auf höchst verdächtige Pläne von Männern einzugehen, die in jeder Beziehung unter ihm standen und deren Ehrlichkeit mehr als zweifelhaft war, die Jeden, welcher noch eine Mäßigung anerkannte, der Volksgunst für unwürdig erklärten, mußte er es erleben, daß er von Aufwieglern angeklagt, von Nichtswürdigen verleumdet und von denen, welche sie betrogen hatten, von der Masse derselben Nation, deren Abgott er seihen noch gewesen war, verlassen wurde.“ Grattan, obgleich überzeugt, nur das Beste seiner Mitbürger gewollt zu haben, scheute keine Anstrengung, seine Verdächtiger Rügen zu strafen und bald fand er eine Gelegenheit, sich glänzend zu rechtfertigen. Ein gewisser Ord stellte bei einer Verhandlung im Parlament (1785) über die mercantilen Verhältnisse des Landes den Antrag, die irische Gesetzgebung solle alle den Handel betreffende Verordnungen des britischen Parlaments ohne weitere Untersuchung anerkennen und in ihre Bücher eintragen; Grattan, welcher logisch ein sah, daß die Annahme dieses Antrags mit der Vernichtung des irischen Handels gleichbedeutend sei, da der englische Kaufmannsgeist über die Mittel, die Concurrenz des Nachbarkandes zu erdrücken, nicht verlegen sein konnte, und daß dieser Uebergriff die von ihm erhoffte Unabhängigkeit wieder in Frage stelle, erhob sich mit aller Kraft seiner Verfassungskraft gegen diese hinterlistige Motion und bekämpfte sie mit so trefflichen Gründen, daß sie durchfiel. Grattan erlangte durch diesen hartnäckigen Kampf, welcher hinlänglich bewies, daß er nicht im Solde der Regierung stand, den glänzenden Erfolg seine vollständige Popularität wieder. Er galt von nun an als einer der ersten Häupter der Nationalpartei, als der einflußreichste Sprecher der Opposition in der Kammer der Gemeinen und als Führer der irischen Whigs. Auf seine Anregung verpflichteten sich alle Mitglieder des Whigclubs, sein Amt in der Verwaltung anzunehmen, wenn die Regierung nicht die an sie gestellten Forderungen bewilligte; diese lauteten: Die großen Kronbeamten sollen für ihre Handlungen verantwortlich sein, besoldete Beamte dürfen bei den Wahlen nicht mitwirken und bei der Vertheilung von Stellen und Pensionen muß eine nothwendige Beschränkung stattfinden. Im J. 1785 kam endlich durch die Bemühungen der Oppositionspartei im Parlament der Colonie ein Project zu einer Art Handelsvertrag zwischen Irland und England zu Stande und wurde von der Regierung genehmigt, aber von Pitt mit so vielen Abänderungen und Zusätzen zu Gunsten Englands zurückgeschickt, daß Grattan es entschieden bekämpfen zu müssen glaubte. Das Parlament nahm es denn auch bei der ersten Lesung nur mit einer einzigen Stimme Mehrheit an, wodurch die englische Regierung sich veranlaßt sah, es fallen zu lassen. Große Freude erregten im Volke zwei Gesetzesentwürfe, welche Grattan ins Parlament brachte, die zwar vollständig den Wünschen und den Bedürfnissen der Zeit entsprachen,

2) For refusing to join in the designs, of a more than doubtful origio, of men inferior in reputation of every kind, and of more than doubtful honesty: men who proscribed as unworthy of the people's esteem all that acknowledged any restraints of moderation, — he lived to see himself denounced by the factious, reviled by the unprincipled, and abandoned by

their deper, the bulk of the very nation whose idol he had so lately been. Historical sketches of Statesmen (Ed. Paris 1839. 8.), p. 146.

aber die hohen Würdenträger der anglicanischen Kirche, welche sie betrafen, so empfindlich berühren, daß man jetzt noch kaum ihre Annahme hoffen durfte, obgleich der Geist des philosophischen Jahrhunderts auch in Irland und selbst im Parlament der Colonie Anhänger genug hatte; diese zeigten sich überhaupt dem Clerus nicht sehr günstig und dachten in allem Ernste daran, ihre Renten, Zehnten und Abgaben ein wenig zu ordnen. Auf diesen Vorstand vertrauend brachte Grattan im J. 1788 die beiden Anträge ins Parlament, daß man die Versorgung der Geistlichkeit auf andere Weise, als durch den Zehnten, erwirken und daß man, um den Anbau müßig liegender Ländereien zu befördern, denselben eine siebenjährige Freiheit von den Abgaben an die Kirche gestatten solle. Zu der von ihm auch gedruckt verbreiteten merkwürdigen Rede über diesen Gegenstand (Speech on Tithes. 1788. 8.) entwickelte er die Entstehung und die frühere Bedeutung des Zehnten, welcher nur, als die Kirche noch arm an Gütern da stand, zur Unterstützung der Witwen, Waisen und Armen bestimmt war und damals von den Geistlichen ausschließlich und gewissenhaft zu diesen Zwecken verwendet wurde. „Mit der Zeit,“ fährt er fort, „griffen die mächtiger gewordenen Würdenträger, die nun an den Höfen der Fürsten glänzten und sich in Staatsrathen mischten, die geistlichen Höhenpriester, die knechtischen geistlichen Klostler und besonders die Aebte, die mit in den Krieg ziehen mußten und dies zum Vorwand ihrer Ersressungen mißbrauchten, um sich, die mächtigsten sich der Grundhübe und überließen das Geisath des Bietens den niederen Geistlichen, welche sie auf den Zehnten und das Volk anwiesen. . . . Seht den Pfarrgeschüß! Um sechs Uhr des Morgens erhebt er sich von seinem Lager, um die Morgengebete zu verrichten; um sechs Uhr des Abends verläßt er die Gesellschaft, um die Abendgebete zu halten. Er läuft, er trauet, er begleitet seinen Mitchristen mit frommen Diensten von der Wiege bis zum Grabe und für welche ein unermessliches Einkommen! Welche Reichthümer werden angewendet, ihn für die unsichtbaren Güter, welche er darreicht, zu belohnen! Fünfzig Pfund jährlich, fünfzig Pfund für Beten, Trauen, Taufen, Kirchhalten, Begraben und mit christlichen Diensten seinem Nebenmenschen folgen von der Wiege bis zum Grabe! Eine so geringe Sache ist die Anacht, so wohlfeil ist die Religion, ein so geringes Einkommen ist nach dem Urtheil unserer hohen Geistlichkeit hinreichend für die Dienste eines Pfarrers. Ich meine aber, der Pfarrer habe viel zu wenig und die Kirche, angeschwollen vom vollen Zehnten, habe darin schon weit zu viel. . . . Hätten die Apostel im südlischen Volke Zehntenanprüche auf die Erzeugnisse Jorda's erhoben, so würden sie selbst ein viel weniger verkehrtes Geschlecht nicht haben beschreiben können; aber es waren demüthige, vom heiligen Geiste erleuchtete und erwarnte Männer; sie gingen in äußerer Niedrigkeit einher und brachten zu Jedermanns Thüre und in Jedermanns eigener Sprache den beseligenden Glauben; ihre Worte überwandten die Großmächtigen der Welt; sie neigten auf die Trümmer des barbarischen Stolz und

des Höhenpriesterthums die nackte Majestät der christlichen Religion. Doch dieses Licht wurde bald niedergebäumt durch die eigenen Diener derselben; bei seinem Erlöschen erhob sich dann eine auf die gemeinste Weise prunkende Priesterchaft, politische Machthaber, nicht christliche Hirtten, voll faulsen Eifers, voll weltlichen Stolz, voll Schlemmerlei, betheimt an wahrer Religion, Unterdrücker ihrer Herde, brutal gegen den niedern Clerus, niederträchtig vor Königen, schamlos und fed vor Gott. Am Altare stehen sie, wie auf einem Tritte zum Throne, raunen den Fürsten Schmeicheleien in die Ohren, vergiften sie mit verkehrten Grundbissen und verbaschten Rathschlägen und würden als Rebellen gegen die Macht, habet auftreten, wenn sie nicht die Sklaven derselben wären. Aber mit ihrer Macht ist's aus; sie werden in eigener Vollblätigkeit vergeben, sobald ein armer Reformator mit dem Evangelium in der Hand, in der Begierhung der Armut die christliche Religion wieder herstellt. . . . „Ihr sagt,“ bemerkte Grattan auf mehrere Entgegnungen, „daß Giech kann hier heissen, ja, wendet euch an die sitzlichen Geisteshöfe; der Richter ist ein Geistlicher oder von einem Geistlichen eingesetzt und somit Richter in seiner eigenen Sache.“ Diese und ähnliche Vorwürfe schleuberte Grattan gegen die Vertheidiger des Zehnten; ein Theil des Parlaments stimmte ihm bei, aber viel sehr auch die beiden Anträge der Gerechtigkeit entpanden und wie beiden auch insbesondere der zweite war, so konnte doch der Antragsteller, obgleich er alle Kraft seiner Bedenklichkeit aufbot, nicht mit ihnen durchdringen; die hohen Würdenträger der anglicanischen Kirche haben in ihnen nur ungesegnete und gefährliche Neuerungen und sie wurden mit einer nicht unbedeutenden Stimmenmehrheit verworfen. Dieser Despotismus einer Majorität, deren größerer Theil als Richter in eigener Sache auftrat, veranlaßte Grattan, welcher bis jetzt eigentlich nur als Vorkämpfer der anglicanischen Colonie geiten konnte, einen andern Weg einzuschlagen und sich, obgleich er selbst der protestantischen Confession angehörte, auf die katholische Bevölkerung Irlands zu stützen und für dieselbe den Nutzen der politischen Rechte und Theil an der Verwaltung zu verlangen. Er stellte also die mit der Emancipation der Katholiken zusammenhängende Frage, ob das officielle Irland eine protestantische Colonie oder eine Nation sein solle, in den Vordergrund und berührte sie, zum Depntirten von Dublin gewählt, zum ersten Mal leise in seiner Rede über die Adresse an den König bei der Eröffnung des irischen Parlaments im J. 1791 (Speech on the Address to his Majesty at the opening of the Irish Parliament, containing the Public Papers and Resolutions of the United Irish. 1792. 8.), ohne bei seinen Collegen Anstanz zu finden; er machte sie vergebens zur Kochgebleisheit und stellte ihnen die gefährlichen Folgen vor Augen, welche der um diese Zeit gestiftete Bund „der vereinten Iränder“ haben könne, welcher unter dem Vorwande, eine Reform herbeizuführen, Irlands Unabhängigkeit und die Stiftung eines eigenen Freistaates bezweckte. Entschieden trat er im J. 1790 als Fürsprecher

seiner katholischen Landolente auf und trug in einer meisterhaften Rede (Speech on the Bill for the Emancipation of the Roman Catholics of Ireland, presented at the House of Commons. 1797. 8.) auf Erweiterung ihrer Rechte an. Es war ihm aber nicht möglich, etwas auszuwirken, da er seine Unterstützung im Parlament fand und auch den König gegen sich hatte, welcher durch den die anglikanische Kirche bevorzugenden Huldigungs Eid gebunden war. Vor Allem that eine vorwiegende katholische Repräsentation noth, weil der Katholicismus die Religion der Mehrzahl der Irländer ist; wie konnte man aber katholische Deputirte ohne Gerechtigkeit und den Bedürfnissen des Landes entsprechende Besetze bekommen? Die Bemühungen Grattan's, beinahe vier Millionen seiner Mitbürger aus ihrem politischen Nichts hervorzuheben, scheiterten an der Hartnäckigkeit und den Känken der Zehntenvertheidiger. Der Antrag wurde mit mittelgemäßen Vorschlägen und mit jener stolzen Verachtung, die man der Unbesonnenheit eines Thoren entgegenzusetzen pflegt, abgewiesen und die rechtlosen Katholiken blieben nach wie vor die Paria der anglikanischen Seite. Es zeigte sich aber alsbald eine verdächtige Bewegung von einem Ende der Insel bis zum andern und die englische Regierung, welche dem Sturme nicht offen entgegen zu treten wagte, nahm ihre Zuflucht zur List und schickte als Statthalter Lord Fitzwilliam, einen sehr freisinnigen, über die Forderungen der Ungerechten in Irland höchst günstig denkenden Mann. Seine Ernennung wurde überall mit Jubel aufgenommen. Die Katholiken reichten ihm eine Adresse ein, in der sie ihr unbeschränktes Vertrauen und ihre weitreichenden Wünsche ausprägten und der Statthalter antwortete ihnen in einer Weise, welche ihren Hoffnungen Nahrung gab. Eine Emancipationsbill wurde ins Parlament gebracht und durchlief zwei Stufen ohne Anstoß; die Erwartungen Irlands schienen in Erfüllung zu gehen und das unglückliche Volk glaubte endlich den ersehnten sicheren Hafen erreicht zu haben. Die Nachgiebigkeit der englischen Regierung war aber nur Heuchelei, sie hatte Fitzwilliam, dessen Gesinnungen ihr wohl bekannt waren, absichtlich zum Statthalter gewählt, um die Hoffnungen Irlands auf das Höchste zu steigern, sie dann aber mit einem Schlage zu vernichten und so die Geduld des Volkes zum Bruche zu bringen. Nag nun diese Vermuthung richtig oder Fitzwilliam, wie Andere behaupten, zu nachgiebig gewesen sein, er wurde schon nach einigen Monaten zurückgerufen und Lord Camden, sein Nachfolger, suchte das alte System mit noch größerer Rücksichtslosigkeit durchzuführen. Die Beamten, welche von Fitzwilliam entfernt worden waren, erhielten ihre Stellen wieder und die Sinecuren für wohlgeleitete Schmeichler wurden vermehrt. Die Erbitterung durch diese schändliche Täuschung wuchs mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit und reifte alsbald, wie man erwartet hatte, zur That. Der Bund der vereinten Irländer schaffte Waffen an, mußerte und übte das Landvolk und die Häuptlinge knüpften sogar verätherische Unterhandlungen mit Frankreich an, welches

kräftigen Beistand versprach. Grattan, welcher sich aufrichtig an Fitzwilliam angeschlossen und ihn mit seinem ganzen Einflusse zum Wohl des Landes unterstützt hatte, sah sich jetzt auf eine so unglaublich treulose Weise enttäuscht und erkannte mit Schrecken die nahe Gefahr, welche die so mühsam errungenen Vortheile wieder gänzlich zu vernichten drohte, denn er war jetzt überzeugt, daß der absichtlich herausgeschorene Bürgerkrieg mit der völligen Unterjochung Irlands enden müsse. Er rief deshalb nochmals zu ausführenden Märgeln und stellte vor, daß sich bei Befolgung derselben gewiß jeder erbliche Irländer auf die Seite des Thrones stellen würde; das Ministerium beachtete aber seine Vorstellungen nicht, sondern griff sogleich zu strengen Zwangsmitteln und ließ das Militärgezei in Wirksamkeit treten. Grattan schloß sich ebenso wenig, wie die übrigen Führer der geselligen Opposition, berufen, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen, legte sein Mandat nieder und entwickelte seine Gründe in einer Adresse an seine Wähler (Address to his Constituents the Citizens of Dublin on his determination to retire from the Parliament of Ireland 1797. 8.). Er lebte, so lange der Kampf dauerte und saum zu schillernden Verfolgungen den Sieg der Engländer beizutreten, von aller Politik fern, auf seinem Landhose, übte die Tugenden eines rechtschaffenen Hausvaters in dem Kreise seiner zahlreichen Familie und fand in dieser trübseligen Zeit nur Trost in der Achtung der Rechtslichen und im Umgang mit guten Nachbarn. Er verließ diese Einsamkeit aber, als nach der Unterdrückung des Aufstandes das Wort von Neuem die Stelle des Schwertes einnehmen mußte und als der Staatsminister William Pitt, den errungenen Sieg benutzend und um einer wiederkehrenden ähnlichen Gefahr vorzubeugen, mit dem Vorschlage hervortrat, Großbritannien und Irland durch eine innige Verbindung (Union) und durch ein einziges Parlament in einem Reiche zu vereinigen. Englische Staatsmänner betrachteten von ihrem Standpunkte aus diesen Vorschlag als eine von echter Weisheit entworfene Maßregel und ließen sie, obgleich dabei die Anwendung schlechter und verschlechternder Mittel nicht zu vermeiden war, für die Wohlfahrt Irlands ebenso nothwendig, als für die Sicherheit des ganzen Reiches³⁾; eigentlich war aber die Union die Auflösung, die Rechtsvernichtung der englischen Colonie in Irland, sie war die Zerstörung des einzigen Bundes, durch welches Irland mit England organisch zusammenhing. Auch Grattan war dieser Ueberzeugung und ihm gleich den übrigen Männern seiner Partei und überhaupt den meisten Irländern der Gedanke, Irland nicht mehr als ein eigenes Königreich mit eigener Constitution und eigenem Parlament dastehen zu sehen, so unerträglich, daß er sich augenblicklich wieder um eine Stelle im Parlament bewarb, um den Unionvorschlag zu bekämpfen. Er

3) „A measure planned in true wisdom, though executed by most corrupt and corrupting means, a measure as necessary for the well-being of Ireland as for the security of the empire at large.“ *Brougham, Statesmen* p. 146.

wurde von der Grafschaft Wiltlow im J. 1800 insbesondere zu diesem Zweck gewählt und that sein Möglichstes, um den Wünschen seiner Auftraggeber zu entsprechen, wie seine Rede im irländischen Hause der Gemeinen gegen die Union (Speech in the Irish House of Commons against the Union with Great Britain. 1800. 8.) und seine Antwort auf ein gegen ihn gerichtetes Pamphlet über diesen Gegenstand (Answer to a Pamphlet entitled „The Speech of the Earl of Clare,“ on the Subject of a Legislative Union between Great Britain and Ireland. 1800. 8.) hinlänglich beweisen. „Die irländischen Repräsentanten im künftigen Reichsparlament,“ sagt er in seiner Rede, „werden in ihrer neuen Lage eine Art von Reichsmännern in weiter Bedeutung sein, welche das eine Land nicht für die Seinigen erkennen, das andere nicht erwählt hat, jedoch sie in der Mitte zwischen beiden schweben und keinem von beiden angehören. Der scharfsinnige englische Staatssecretair hat das vorhergesagt, indem er spricht: Welch ein Vortheil wird für Irlands Talente die ihnen im Großbritannien ertheilte so günstige Gelegenheit sein! — Das ist eben, was ich fürchte. Der Marquis von St. Stephan (das Parlamentshaus) öffnet sich dem Einzelnen und die Talente des Landes, gleich einer Baare aus Irland nach England hinübergeschafft, sollen in London veräußert werden. Es werden zwar viele Männer unter diesen Umständen (und Menschen sind Kinder der Umstände) kraft ihrer angeborenen Gabe sich heben, aber doch werden sie Abenteurer sein und zwar von sehr feilbarem Art, Abenteurer in Annahmen, gekleidet in die Leichenhemden und Grabtücher des irländischen Parlaments und um Lehn ihre Karten auf dessen Gräbe spielend, dem einzigen Aufbewahrungsorte, welchen der englische Minister noch einer irländischen Constitution zugeschieden wird; Symbole der Herabsetzung Irlands werden sie sein und die Repräsentanten von Nichts.“ — „Menschenwerth,“ sagt er an einer andern Stelle warnend, „wird nur langsam aufgebaut, aber kleine Minister, ein kleinlicher Geseggeber oder ein verschwenderischer Regierungspapier mögen rasch ein Gebäude zu Grunde richten. Nichts nicht an euer Parlament, theuer war sein Erwerb und schwer würde seine Wiedereinlangung sein. Es ist der Tempel unserer Freiheit und unserer Ehre.“ Die war die reichende Rede des irländisch-englischen Parlaments und der Redner war derselbe, der ihm einst seine Selbständigkeit errang. Seine warnende Stimme fand keinen Gehör; das Ministerium hatte die Mittel erkannt, die am besten für die Söhne der englischen Colonie in Irland paßten, und so führte es sie zum unbedingten Selbstmord der englischen Colonie in Irland. Grattan hatte bis zum letzten Augenblick gegen die Auflösung des irländischen Parlaments gekämpft; als sie aber dennoch erfolgt war, glaubte er nicht sich kleinmüthig zurückziehen zu müssen, sondern hielt es für die heiligste Bürgerpflicht, jetzt an dem einzigen Orte, wo es fortan geschehen konnte, im neuen Reichsparlament für das gemeinsame Wohl der vereinigten Königreiche und insbesondere für die Befreiung der katholischen Iränder von dem auf ihnen lastenden Joch seine Kräfte

wirken zu lassen. Im J. 1805 wählte ihn der Burgesse des Wiltlow und im folgenden Jahre die Hauptstadt Irlands zum Deputirten. Aber welcher Unterschied für den Volksvertreter zwischen London und Dublin! Zu Dublin hatte ihn eine große Schaar patriotischer Männer umgeben, welche seine Gesinnungen theilten und sich durch seine Stimme angefeuert fühlten, zu Dublin hatte er die Fahne an der Spitze seiner Partei hoch gehalten und einem elektrischen Funken geglichen, welcher im Stande war, Alles in Brand zu setzen, in London war er nur ein Redner mehr. Dagegen konnte sein Wort, wenn es auch weniger gefährlich war, wirksamer werden; ertheilte es weniger weit, so ertheilte es desto stärker. Viele Anhänger der anglikanischen Kirche fühlten, als sie den schauderhaften Trud der Katholiken durch die Führer ihrer Partei vernahmen, Scham und Mitleid; viele dem Ministerium nahe stehende Männer begriffen, daß eine außerordentliche und kluge Verminderung der schreienden Ungerechtigkeiten der an der Spitze der Regierung stehenden Machthaber unmöglich für den Augenblick Gefahr bringen könne, sondern im Gegentheil die Gefahren der Zukunft im Keime erlösen müsse. Grattan benutzte diese günstige Stimmung und entwickelte in mehreren meisterhaften Reden (Speeches on the Catholic Petition in the House of Commons. 1810. 8. Speech on his own Motion respecting the Petition of the Catholics of Ireland. 1812. 8.) die politischen Gründe, welche für die Gleichstellung der Katholiken mit den übrigen Staatsbürgern sprachen. Wenn auch seine Bemühungen vorerst keine große Erfolge zu haben schienen, so bereiteten sie doch diejenigen vor, welche sich später vor unsern Augen verwirklichten. Ohne seine Beharrlichkeit und ohne die nachdrücklichen Forderungen, welche er bei jeder Gelegenheit mit aller Kraft seiner Beredsamkeit zu stellen versäumte, wären die Anhänger der anglikanischen Kirche nicht Schritt vor Schritt vor den Katholiken Irlands zurückgewichen. Die Zeitverhältnisse waren den letzteren freilich auch ungewöhnlich günstig. Die Zustände Europa's forberten gebieterisch, sie zu schonen und die englischen Staatsmänner fügten nothgedrungen an, sich immer mehr zu einer verschönernden Politik gegen Irland hinzuneigen. Der neu ausgebrochene Krieg schenkte Irland seine Wahl zu lassen zwischen der Gefahr einer Landung von Seiten Frankreichs oder der Emancipation der Katholiken, und wirklich stimmten, als Napoleon gegen Rußland zog, Wobig und Tories mit einer Mehrzahl von weit über 100 Stimmen im Unterhause und mit der Minorität von einer Stimme im Oberhause für sie. Diese einzige Stimme entschied das Geschick Irlands. Die Befreiung Napoleons und die Wiedereinführung desselben von Genua drängte die wichtige Frage auf kurze Zeit in den Hintergrund. Bei den Verhandlungen über die Wiederaufnahme des Krieges gegen Frankreich stimmte Grattan, welcher bis jetzt stets mit den Wobigs gestimmt hatte, mit den Tories für denselben und vertheidigte seine von den Parteigenossen mit Mißfallen ausgenommene Abstimmmg mit nicht verwerflichen Gründen, indem er vor Allem auf den

Eigennutz und die Treulosigkeit Napoleon's hinwies. „Man hat behauptet,“ rief er, „dieser Mann sei Reiz der Vorkämpfer der Freiheit gewesen, aber er hat sie überall, wohin er seine Schritte lenkte, nur für sich behalten; er hat Italien in Besitz genommen, aber den Italienern keineswegs die Freiheit gegeben; er hat sich Spaniens durch die schändlichsten Mittel bemächtigt, aber den Spaniern die Freiheit nicht gewährt; er hat Holland sich unterthänig gemacht, aber die Holländer haben, während sie von ihm abhängig waren, nie etwas von Freiheit gewußt; er hat den Thron Frankreichs zum zweiten Mal bestiegen, aber er scheint durchaus nicht geneigt, für die Freiheit der Franzosen andere Zugeständnisse zu machen, als solche, wozu ihn die Verhältnisse zwingen. Die Freiheit, auf welche er den größten Werth legt, ist diejenige, sich mit einer Classe von Menschen verbinden zu können, welche nach seiner Meinung am geringsten sind, seine schicksalhaften und willkürlichen Willen zu verwirklichen. Er lebt eben im vollkommenen Einklang mit den Jacobinern und bietet der Welt den sonderbaren Widerspruch eines Mannes dar, welcher nicht im Stande ist, die Freiheit zu ertragen, und sich mit einer Partei einigt, welche seine Regierung ertragen kann.“ Das Grattan nicht als Abtrünniger, sondern aus voller Ueberzeugung gesprochen hatte, bewies die Folge, denn er blieb auch jetzt ein standhafter Verbündeter der Whigpartei. Als diese nach Pitt's Tode aus Ruder kam, übernahm er seine Stelle, ließ ihr aber bei allen bedeutenden Fragen der englischen und irischen Politik kräftigen Beistand und zeigte sich weit über die niedrige und engherzige Ansicht erhaben, welche die Verwünschungen eines Staatsmannes bloß auf solche Gegenstände beschränken möchte, die nur einen Theil des Reiches betreffen. Vor Allem aber suchte er das Uebergewicht seiner Partei zur Durchführung der Aufgabe seines Lebens zu benutzen, obgleich er hier für diese weniger Anklang fand, als er gehofft hatte. Nach der Prüfung und Befestigung Napoleon's traten zwar wieder die inneren Angelegenheiten in den Vordergrund und man mußte die immer lauter werdenden Klagen Irlands ununterbrochen hören; Canning sprach zwar, nachdem er Minister geworden war, oft von Emancipation der Katholiken, aber handelte stets als der ergebene Diener eines supradoktrinären Feindes aller Duldsamkeit und Gerechtigkeit. Die Agitation begann also von Neuem und mit verstärkter Kraft. Als endlich eine Resolutionspetition zu Stande gekommen war, wurde der mit der Sachlage am besten vertraute Grattan gewählt, um sie dem Unterhause vorzulegen und warm zu empfehlen. Der 70jährige Greis, obgleich von Krankheit niedergebückt, zögerte keinen Augenblick, dem ehrenvollen Ruf seiner Landsleute zu entsprechen. Als seine Angehörigen und Freunde ihm vorstellten, daß diese Anstrengungen mit der Beschaffenheit seiner Gesundheit unvereinbar seien, erwiderte er: „O! ich werde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich bei dieser Pflichterfüllung für mein Vaterland sterbe.“ Dieser Wunsch ward ihm gewährt, denn bald nach seiner Ankunft in London schied er am 14. Mai 1820 mitten

in seiner ruhmvollen Thätigkeit hin, ohne das Ziel seiner Anstrengungen erreicht zu haben; er starb, wie sich einer seiner Biographen treffend ausdrückt, auf der Welsche als Märtyrer seines Vaterlandsliebes und wurde auf den Antrag seiner Freunde und Verehrer, nach Einholung der Erlaubnis seiner Familie in der Westminsterabtei begraben. Die ausgezeichneten Mitglieder der Parliamentshäuser befanden sich bei seinem Leichenbegängnisse. „Grattan,“ sagt James Macintosh in der sehr richtig gehaltenen und durchaus nicht mit Schmeicheleien verbrämten Rede, die er auf ihn, „war unter den neuesten Rednern der einzige, von welchem man behaupten kann, daß er in den beiden durch Gleichmaß, Grobheiten und Vorurtheile so sehr verchiedenen Parlamenten, als wüßten es die Versammlungen zwei sich feindender Völker, den ersten Rang einnahm. Die Reueheit seines Lebens trug sehr zu dem Glanze seines Ruhms bei, denn er gehörte zu der kleinen Zahl jener Männer, deren Privatangelegenheiten, welche ihnen in ihrer politischen Laufbahn folgen wollten, als Beispiel aufgestellt werden können. Er war ebenso gewissenhaft in der Beobachtung seiner Privatobligationen, als heidenmännlich in der Erfüllung seiner öffentlichen Pflichten. Unter allen geistreichen Männern; welche ich je kennen lernte, habe ich nie einen gesehen, welcher so glücklich die sanfteren Eigenschaften des Herzens mit den mächtigsten Gaben des Verstandes verband. Wenn ich seinen Charakter in wenig Worten zu skizziren hätte, so würde ich mit einem alten Gesellschaftsreißer (s) sagen: er war ein Mann von untrüglichem Lebenswandel, mit den herrlichsten Eigenschaften des Geistes ausgestattet, von den reinsten Absichten befeuert und mit allen Tugenden geschmückt, deren die durch Anlage und sorgfältige Pflege veredelte menschliche Natur fähig ist.“ Auch andere Zeitgenossen schildern ihn in gleicher Weise und rühmen besonders seine Liebesswürdigkeit im gesellschaftlichen Umgange; er glänzte hier zwar nicht durch Witz, da sein Geist einen zu erhabenen Schwung genommen hatte, um zu Scherzen gestimmt zu sein, aber er besaß das Talent, eine gewählte Gesellschaft durch die tiefe Weisheit seiner scharfsinnigen Bemerkungen, die stets glückliche Wahl seiner Worte, die beständige Mannichfaltigkeit und Schönheit seiner Erörterungen zu fesseln und zugleich angenehm zu unterhalten. Auf Behauptungen pflegte er zwar nicht gern einzugehen, aber wenn einmal ein Satz zur Sprache gekommen war, so führte er seine Sache mit großer Kraft, doch zugleich sehr bescheiden, und räumte, sobald er besiegt hatte, dem Ueberschwunden freundlich das Feld. In seinen jüngeren Jahren war er ein warmer Freund oder ein bitterer Feind; das vorgerückte Alter dämpfte

4) Die bestreimte Stelle lautet: „Mr. Grattan was the sole person in modern history of whom it could be said that he had attained the first class of eloquence in two parliaments, differing from each other in their tastes, habits and prejudices as much probably, as any two assemblies of different nations. The purity of his life was the brightness of his glory... If I were to describe his character briefly, I should say, with the ancient historian, that he was: Vita innocentissimus, ingenio fortissimus, proposito sanctissimus.“ 5) *Vellus Patriculus*, Hist. rom. l. II. c. 2.

war das edle Feuer in ihm nicht, milderte aber die scharfe Heftigkeit, so daß nun an die Stelle des Hasses das Wohlwollen einzog. In seinem Aussehen verrieth Grattan Nichts weniger als den gewaltigen und einflussreichen Vorkämpfer des irischen Volkes; er war klein und schwerfällig von Person und hatte, gleich dem ersten Redner des Alterthums, durch mühsame Kunst manches Uebervachen der Natur zu überwinden. Selbst sein Alter machte er vergessen, wenn er zu sprechen anfing, und es herrschte stets eine stille Aufmerksamkeit und Spannung, wenn sich der kleine und unscheinbare Greis erhob. Er begann gewöhnlich in Conversationstönen, sowie er aber allmählig zu den tiefsten politischen Betrachtungen überging, verkreuzte sich über seine Rede der Schwind der Literatur und der Gelehrsamkeit in der reichsten Fülle. Als Redner hat ihn wol Niemand besser gewürdigt als Lord Brougham. Dieser selbst als Redner und Schriftsteller berühmte Staatsmann sagt von ihm in der kurzen Schilderung seiner politischen Thätigkeit: „Unter den Rednern, wie unter den Staatsmännern seiner Zeit nimmt Grattan einen Platz in der vordersten Reihe ein, und es war dies die Zeit der Pitt, der Fox und der Sheridan. Seine Verehrsamkeit hatte, wenn nicht die höchste, doch eine sehr hohe Stufe von Vollkommenheit erreicht und war äußerst originell. Der ununterbrochene Strom der Rede voll keuziger und treffender Ausdrücke, auf welchem natürlich und daher herrlich Blumen von allen Farben blühten, brachte das strengste Raisonnement, die klarsten Angaben und die anziehendste Entwicklung all der Weisheit, welche auf seine Zuhörer Eindruck machen, und all der Einzelheiten, welche dieselben erleuchten konnten, zum Vorschein. Oft wurde ein verschiedener Ton angeschlagen und die Rede konnte declamatorisch und heftig sein. Sollte das Mitleid angeregt werden, so war sein Pathos ebenso rührend als einfach, sollte ein in Gemeinheit versunkener oder mit Verbrechen bedeckter Gegner bestraft oder vernichtet werden, so wühlte ein Sturm der schrecklichsten Invenctive mit all ihrem verwundenden Sarkasmus und niederstimmernden Tadel. Der Krüßler, für den Augenblick mit fortgezogen und unfähig, etwas Anderes zu thun, als zu fühlen mit dem Auditorium, konnte in diesen Fällen oft Nichts zu tadeln finden, selbst nicht, wenn er reflectirte und urtheilte. Selten war überhaupt mehr aufzusagen, als daß der zu häufige Gebrauch des Epigrammatischen, das aber dem Redner so natürlich war, daß sein Raisonnement und seine Erzählung, ja sogar die scharfsinnige Entwicklung seiner Principien, sich von selbst in die treffendste und abgerundeste Form und in die passendsten und glücklichsten Antithesen zu kleiden schien. Von den Fehlern der irländischen Verehrsamkeit war er im Allgemeinen frei. Hier und da konnte man eine zu große Liebe zu starken Ausdrücken, eine zu hohe Steigerung der Leidenschaft oder eine anstößige Verheerung auf das Schicksal wahrnehmen, sehr selten aber eine Ueberladung mit Figuren und noch viel weniger mit gebrochener oder gemischten Figuren. Aber von der beschränkten Sucht nach weit hergeholtten jectischen Ausdrücken, von der Abneigung,

irgend etwas auf eine leichte und natürliche Weise zu sagen, von der Betrachtung der Regel, welche in der Rhetorik ebenso wahr ist, als im Leben, gewöhnliche Dinge auf gewöhnliche Weise zu thun, von der Affectation, bei allen Gegenständen geistigste Gefühle zu zeigen, ohne Rücksicht auf ihre beziehungsweise Wichtigkeit, von dem Bestreben, jede Gelegenheit, wäre sie auch noch so geschickt, wahre und natürliche Gefühle zu erregen, als eine Veranlassung zu theatralischer Darstellung zu benutzen, von allen diesen Mängeln, welche so manchen rühmlichen Ruhm unter einem regen Sinne fast allgemeinen Redner-talentes berühten Volk verdunkelt haben, war Nichts zu sehen, wenn sich Grattan entwerfen in dem Senate seines Vaterlandes oder in dem, wohin er durch die Union versetzt wurde, erhob. Auch hatte er einen sehr hohen Vorzug, worin er alle modernern Redner hinter sich gelassen hat, nämlich die strenge Enthaltensamkeit, welche sich damit begnügt, den entscheidenden Schlag in einem oder zwei Worten zu thun, ohne seine Wirkung durch Wiederholung und Ausdehnung zu schwächen. Einen weitem noch höhern Vorzug hatte er, worin kein Redner von irgend einem Zeitalter ihm gleich kommt, daß er nämlich die tiefsten, scharfsinnigsten und originellsten Principien in geklärter und eindringlicher, aber angemessener Sprache und in leichtem und vollem Fluße der Rede vortrug. In dieser Beziehung darf man wol sagen, daß selbst Dante nie ein schlagenderes, erhabeneres und passenderes Bild mit weniger Worten herausbeschwor, als Grattan, wenn dieser in Bezug auf sein Verhältniß zur irländischen Unabhängigkeit und auf ihre Gründung im J. 1782, wie auf ihren Fall 20 Jahre später, sagte: Ich sah bei ihrer Wiege und folgte ihrem Sarge.“ Grattan's Sohn, Henry Grattan, hat aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters eine sehr ansehnliche und lehrreiche Schilderung des Lebens und Wirkens desselben (*Memoirs of the life and times of the Right Honour. Henry Grattan. London 1839—1846. 8. 5 Voll.*) und verfaßt schon eine Sammlung seiner Reden (*Speeches in the Irish and in the Imperial Parliaments. Lond. 1822. 8. 4 Voll.*) herausgegeben. Seine Wirksamkeit im irischen Parlament insbesondere legen die *Miscellaneous Works*, chiefly on Irish Politics (Lond. 1822. 8.) dar. Eine gute Auswahl seiner Reden nebst einer Einleitung über sein Leben und seinen Charakter (*Select Speeches, to which is added his Letter on the Union, with a Commentary on his career and character. Lond. 1847. 8.*) besorgte Dr. D. Madden ? Der eben erwähnte Sohn, Henry Grattan,

6) Birtol. Thomas Davis, *Life of the Right Honour. John Philip Curran, and a memoir of the life of the Right Honour. Henry Grattan*, publ. par Dr. O. Madden. (Dublin 1846. 18.) Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Reihe. Bd. III. (Erlang 1823. 8.), Heft 9. S. 135 ff. Henry Brougham, *Historical sketches*. Lond. 1830. 8. Tom. I. p. 335 seq. Paris 1839. 8. p. 145 seq. neueste Uebersetzung. (Erlangen 1839. 8. Bd. I. S. 248 ff.) J. Berchet, *Irland*. (Erlang 1844. 8.) Bd. I. S. 215 ff. *Biographie universelle*. Tom. LXVI. p. 39 seq. (Nouv. éd. Tom. XVII. p. 385.) *Biographie des hommes vivans*,

um das Jahr 1790 geboren, wurde im J. 1826 ebenfalls für Dublin ins Parlament gewählt, unterlag aber bei der Wahl 1830 dem Torcandidaten Frederick Shaw. Seit dem Jahre 1832 zum Vertreter der Grafschaft Meath gewählt, erregte er in der Session von 1851 durch seinen heftigen Widerstand gegen die Ecclesiastical Tithe-Bill großes Aufsehen. Auch sein Bruder James Grattan war eine Reihe von Jahren hindurch Mitglied des Parlaments für Widlow. — Zu derselben Familie gehört Thomas Colley Grattan, der Verfasser auch in Deutschland viel gelehrter Reiseitizien und Erzählungen. Er ist um das Jahr 1790 in Dublin geboren, diente, nachdem er seine Schulstudien beendet hatte, mit seinem Bruder in dem englischen Heere in Spanien und verheiratete sich nach der Wiederherstellung des europäischen Friedens im J. 1817 mit Eliza O'Donnell, einer sehr reich und einer der ältesten Familien Irlands angehörnden Erbin. Da seine Vermögensverhältnisse ihm erlaubten, unabhängig und ohne Amt zu leben, so wohnte er fast immer auf dem Continent, bald in Frankreich, bald in Deutschland und bald in den Niederlanden. Hinreichende Ruhe und das Bestreben, die Einbrüche, welche die Reisen und der Aufenthalt bei verschiedenen Völkern auf ihn gemacht hatten, schmelzen und mittheilen, bewogen ihn, als Schriftsteller aufzutreten. Sein erster Versuch, ein Roman in poetischer Fassung (Philibert, a Poetical Romance in six cantos. Bordeaux 1819. 8. Lond. 1820. 8.), dessen Stoff eine Criminalgeschichte bildet, machte kein besonderes Glück, dagegen fanden die ersten Reisebilder, womit er den seinem Genre entsprechenden Weg betrat, einen ungeheuren Beifall. Die Highways and By-Ways; or, Tales of the Road-Side, picked up in the French Provinces, by a Walking Gentleman (Lond. 1823. 8. 2 Voll. 2d series. Ibid. 1824. 8. 3 Voll. 3d series. Ibid. 1827. 8. 3 Voll. und öfter) wurden fast mit eben solcher Begierde verschlungen, wie W. Scott's Romane, und zwar nicht nur im Original, sondern auch in französischen und deutschen Uebersetzungen, und Nachbildungen sowohl des Ganzen, als auch der einzelnen für sich abgeschlossenen Erzählungen bildenden Theile; aber nur die deutsche Uebersetzung von Willibald Alexis („Heer- und Duerstraßen, oder Erzählungen, gesammelt auf einer Wanderung durch Frankreich von einem französischen Gentleman.“ Aus dem Englischen.“ Berlin 1824 — 1828. 12. 5 Bde.) gibt einen richtigen Begriff vom dem Original. Die französischen Uebersetzungen von A. J. B. Deschamps, dem bekannten Uebersetzer der Werke W. Scott's (Contes sur les grandes et petites routes, par un voyageur à pied; trad. de l'angl. Paris 1825. 12. 3 Voll.) und von Louis Belloc (Grandes routes et chemins de traverses, ou contes recueillis dans les provinces françaises par un Irlandais voyageant à pied; trad. de l'angl. Paris 1825. 12. 3 Voll.) lassen, obgleich der Inhalt französisches Leben und französische Sitten

betrifft, viel zu wünschen übrig. Unter diesen mit echtem Humor gewürzten Genre- und Reisebildern sind ganz besonders zu erwähnen die mit den gläubenden Farben der Revolution aufgetragenen Erzählungen The father-curse („Vaterfluch.“ Eine Erzählung aus dem Engl.“ Hildburgh. 1827. 8.) und The priest and the guard du corps (Zeitsch unter dem Titel: „Alles für seine Königin, oder der Priester und der Garde du Corps.“ aus dem Engl. von Th. Hell. Berlin 1827. 12.) und die durch den Reichthum ihrer wahrsten Situationen ansehende Erzählung The bear-hunter („Gärtner der Bärenjäger“, überlegt von Willibald Alexis, Berlin 1825. 12.). Nicht nur die Heer- und Duerstraßen, sondern auch alle übrigen Romane und Erzählungen Grattan's zeichnen sich durch seine Beobachtungsgabe, durch kräftige Darstellung, lebendige Schilderung und Naturfrische und Wärme der Sprache aus; die Charakteristisierungen treten gleich lebenden Personen kräftig und wahr hervor, treue Sittengemalde vertragen den scharfen Blick des Beobachters und die Darstellung der Lebenskraft zeigt den Kenner des menschlichen Herzens. Im Allgemeinen spricht auch die irische nachlässige und geschwätzige Art und Weise an, doch geht sie manchmal etwas zu weit, und die Nachahmung der damals beliebten Manier Walter Scott's, vielleicht jedoch auch und wenigstens zum Theil die vertraute Bekanntschaft mit den geschicktesten Gegenständen führt nicht selten zu sehr ins Einzelne und zur fleischlichen Ausmalung, doch sind die Farben immer wahr, sollte auch ihre Wirkung nicht selten auf den Effect berechnet sein. Grattan lebte, nachdem er Frankreich verlassen hatte, mehrere Jahre an den Ufern des Rheins und da er sich den Stoff zu seinen Arbeiten gewöhnlich durch die Länder, wo er sich gerade aufhielt, bieten ließ, so schrieb er hier seine Rheinsagen, welche aber erst später unter dem Titel: Legends of the Rhine and of the Low countries. London 1832. 8. 2 Voll. Frankfurt a. M. 1836. 18. Lond. 1849. 8. 3 Voll.) erschienen und, wie es scheint, weniger Anfall fanden. Von Heidelberg, wo er zuletzt wohnte, reiste er nach Brüssel über, um daselbst einen längeren Aufenthalt zu nehmen und die für romantische Darstellungen äußerst ergiebige Geschichte des Landes anzubeuten. Die ersten Ergebnisse seiner Studien waren die historischen Romane The Heiress of Bruges, a Tale of the year Sixteenth Hundred. Lond. 1828. 8. 3 Voll. Ibid. 1830. 8. 4 Voll. Ibid. 1834. 8. 3 Voll. Ibid. 1849. 8. 3 Voll., auch ins Deutsche überlegt unter dem Titel: „Die Erbin von Brügge“, von R. E. Meth. Müller (Berlin 1831. 12. 4 Bde.) und ins Französische von Deschamps (L'Héritière de Bruges. Histoire de l'année seize cent. Paris 1831. 12. 6 Voll.) und Jacqueline of Holland, a historical romance. Lond. 1842. 12. Ibid. 1849. 12. (ins Deutsche überlegt von R. E. Meth. Müller. Berlin 1832. 12.) Diese Romane bieten einen Einblick in die Natur der Niederlande und den Charakter der Bewohner, deren Geschichte Grattan auch wissenschaftlich in seiner History of the Netherlands to the Belgian Revolution in 1830 (Lond. 1830. 12.) behandelt, welche den zehnten Band

von Lardner's Encyclopädie bildet und auch in Teutschland durch G. Friedenberg's Uebersetzung („Geschichte der Niederlande“ Berlin 1831. 8.) bekannt geworden ist. Inzwischen hatte er auch wieder eine Reihe kleinerer Essays, die *Traits of Travel*, or *tales of men and cities* (Lond. 1826. 8. 7 Voll. Ibid. 1829. 8. 3 Voll.) herausgegeben, welche Theob. Hell durch eine gute Uebersetzung unter dem Titel: „Reisebilder, oder Jüge von Menschen und Städten“ (Berlin 1830. 12. 2 Bde.) den deutschen Lesern alsbald zugänglich machte. Grattan versuchte sich um diese Zeit auch im dramatischen Fache und seine Tragedie *Ben Nazer*, the *Saracens* (Lond. 1826. 8.) wurde auf dem Drurylaneatheatre (1826) mit Beifall aufgeführt, verschwand aber doch bald wieder von der Bühne. Außerdem schrieb er von seinen verschiedenen Aufenthaltsorten auf dem Continente aus für die *Reviews* und andere Zeitchriften gründliche und gern gelesene Aufsätze über politische Zustände und die neuesten Erscheinungen der französischen und teutschen Literatur, worin er sich umfassende Kenntnisse erworben hatte. Im J. 1831 erhielt er vom Könige Wilhelm IV. das Ehrenamt eines Kammerherrn (*Gentleman of the Privy chamber*) und im J. 1839 erfolgte seine Ernennung zum britischen Consul zu Boston für den Staat Massachusetts in Nordamerika durch das Ministerium der Whigpartei, zu deren politischen Ansichten er sich bekannte und welche auf diese Weise seinen ausgezeichneten Talenten eine Anerkennung zollen wollte. Er besorgte die ihm obliegenden Geschäfte mit großer Gewissenhaftigkeit und vertrat die Interessen seines Vaterlandes auch durch seinen Einfluß als Schriftsteller, denn aus seiner Feder soll auch im J. 1842 das vielbesprochene Pamphlet über die nordatlantische Grenzfrage (*North-eastern Boundary Question*), welche einen Gegenstand des Streites zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten bildete, geflossen sein. Dabei gab er jedoch seine seitherige schriftstellerische Thätigkeit im Fache der Unterhaltungsliteratur nicht auf und er schrieb hier einige seiner besten Erzählungen. Unter denselben sind noch zu erwähnen: *Agnes de Mansfeld* (Lond. 1836. 8. 3 Voll. Ibid. 1849. 12. 3 Voll.; ins Teutsche übersetzt, Berlin 1836. 12. 3 Bde.); *The master Passion and other Tales* (Lond. 1845. 8. 3 Voll. Paris 1845. 8.) und *Chance Medley of Light Matter* (Lond. 1845. 12). Grattan's älterer Bruder, oder nach Andern dessen Bruder, William Grattan, welcher mit demselben in der britischen Armee in Spanien als Leutnant bei einem Jägerregiment diente und fast alle Schlachten und Scharmügel mitmachte, soll der Verfasser der in militärischen Kreisen sehr berühmten und vielgelesenen Geschichte dieses Jägerregiments (*Adventures of the Connaught Rangers*. Lond. 1847. 8. 2 Voll. 2. d. series. Ibid. 1852. 8. 2 Voll. fcty?). (Ph. H. Kütz.)

GRATTENAUER (Carl Wilhelm Friedrich), deutscher Jurist und fruchtbarer Schriftsteller, am 30. März (J.) Aust. *Athènes*, Critical Dictionary of English Literature. (Lond. 1859. gr. 8.) Vol. I. p. 722.

1773 zu Stargard in Pommern geboren, widmete sich, nachdem er die notwendigen Vorkenntnisse nur oberflächlich erlangt hatte, der Rechtswissenschaft und trat nach Beendigung seiner Studien in den preussischen Staatsdienst, in welchem er zuerst die Stelle eines Oberlandesgerichtsrathes zu Ansterburg im lithauischen Kreise in Preußen bekleidete und allmählig die zur Stelle eines Justizcommissars bei dem königlichen Kammergerichte und zum öffentlichen Notar zu Berlin vordrückte. Er war ein sehr brauchbarer und fleißiger Beamter, konnte sich mit seinen Kollegen nicht vertragen, welche er bei jeder Gelegenheit durch bittere oder höhrende Bemerkungen arg beleidigte, weshalb zuletzt sich jeder weigerte, gemeinschaftlich mit ihm zu dienen, so daß er im J. 1804 entlassen werden mußte. Er übernahm nun die Redaction des schlesischen Intelligenzblattes zu Breslau, machte sich aber, auch hier fast Alle, die mit ihm in Verührung kamen, zu Feinden. Als Schriftsteller war Grattenauer theils aus Reizung, theils durch seine Verhältnisse gezwungen, sich rübrig zu zeigen, besonders aber suchte er mit Vorliebe die Fragen über das Wechselrecht¹⁾ und über die Wechselverhältnisse zu erörtern. Als seine hieher gehörenden Schriften, welche von den Fachmännern mit Augen in Rath gezogen werden können, sind zu erwähnen: „Ueber die Wechselprocura“ (Berlin 1800. 8.), „Beiträge zur Erläuterung des Wechselrechts“ (Ebd. 1803. 8. 2 Bde.)²⁾, „Ueber Generalindult und Specialmoratorien, besonders in den preussischen Staaten; eine theoretisch-praktische Erläuterung der in das Schuld-Executions-Verfahren, die Inzulie und Moratorien betreffenden römischen, französischen und preussischen Gesetze“ (Ebd. 1807. 8. 2. Aufl. Ebd. 1809. 8. 2 Bde.), „Nothwendiger Anhang zu der Schrift: Ueber Generalindult und Specialmoratorien, besonders in den preussischen Staaten, nebst dem allgemeinen preussischen Moratorienedict, d. d. Merse den 24. Nov. 1807 und einem Entwurfe zu einer Moratorienverordnung mit besonderer Rücksicht auf die Provinz Schlesien“ (Ebd. 1808. 8.), „Revisionsdeduction in Rechtsfachen derjenigen säch- und westpreussischen Gesele, welche von dem Handelsbanke Salomon Mosch Lew's Witwe und Erben in Berlin auf den Grund zweier dem ehemaligen Banquier J. v. Kling in Posen angekauften Receris in Anspruch genommen worden sind“ (Glogau 1804. 8.), „Ueber die älteren und neueren Wechselgesetze der Stadt Breslau“ (Breslau 1806. 8.), „Französisch neue Wechselordnung. Nach dem beigegebenen Grundrute der offiziellen Ausgabe übersetzt; mit einer Einleitung, mit erläuternden Anmerkungen und Beisagen herausgegeben“ (Berlin 1808. 8.) und „Die Wechselstempelgesetze in den preussischen Staaten, für Banquiers, Kaufleute und Geschäftsmänner“ (Breslau

1) Er hielt auch in Berlin Vorträge über das Wechselrecht, wie die „Anzeige seiner Vorlesungen über das Wechselrecht“ (Berlin 1800. 8.) beweis.

2) Der erste Band auch unter dem Titel: „Uebersicht in der Wechsel-Procura“ Fache der schlesischen Concurs-Executors wider den Freiherrn v. Oechelheim. Ueber die Gültigkeit der treuen Wechsel mit Bezug auf die Vermischte Wechselordnung.

1818. 8.) Zu Grattenauer's Schriften über das Wechselwesen kann auch gedacht werden das „Publicandum des sächsischen freiwilligen Vereins und der Breslau-Brigaden Fürstenthumslandtschaft, betreffend die gegen deponirte Fandbriefe ausgegebene und in Curs gesetzte Fandbriefantheile d. d. Breslau den 30. Juni 1807.“ (Breslau 1807. 8.) Außer den Erörterungen über das Wechselrecht machten die Darlegungen Grattenauer's über Kriegskosten, Kriegeschädigungen und Brandversicherung zu ihrer Zeit Aufsehen und unter ihnen verdienen genannt zu werden: „Vorläufig literarisch-kritische Noth von den neuesten und brauchbarsten Schriften über Kriegskosten, Kriegeschäden und Kriegesinquartierungen, ingleichen auch über Indulte und Morastorien“ (In der allgemeinen juristischen Monatsschrift von Mathes. Bd. IV. Heft 6. 1807.), „Ueber Vergütung der Kriegsschäden der Brandversicherungsgesellschaft“ (Breslau 1809. 8.), „Für die Brandgeschädigten in Johannisberg. Vorgelesen in dem zu deren Unterstützung veranstalteten Kongert“ (Ebenb. 1826. 8.), „Repertorium aller Kriegsschäden, Kriegeschäden und Kriegesinquartierungen betreffenden neueren Gesetze und Verordnungen, nebst vollständiger Literatur. Ein Handbuch für Juristen, Kameralisten, Inquartierungs-, Municipal-, Kreis- und Polizeibeamte“ (Ebenb. 1810. 8. 2 Bde.) und „Ueber Neutralität, Erhaltung und Sicherheit der Bäder und Heilquellen in Kriegeszeiten, mit besonderer Beziehung auf Schlesien.“ (Ebenb. 1807. 8.) Auch über andere Zweige der Jurisprudenz suchte Grattenauer das Publikum aufzuführen, wie seine „Abhandlungen und Ansätze über verschiedene Gegenstände der Rechtswissenschaft, die für gebildete Leser aus allen Ständen interessant sind“ (Glogau 1804. 8. Bd. I.), welche aber leider nicht vollendet wurden, beweisen. Mehr für Sachmänner gearbeitet sind seine Beiträge zum Criminalrecht: „Ueber den Begriff der Suggestivfragen“ (Berlin 1803. 8.) und „Ueber die Rothwehr: ein Beitrag zur wissenschaftlichen Behandlung des Criminalrechts.“ (Breslau 1806. 8.) Eine unüberwindliche Abneigung hatte Grattenauer gegen die Juden und gab dieser in einer Reihe von Schriften unverhohlenen Ausdruck. Hierher sind zu rechnen: „Wider die Juden; ein Wort der Warnung an alle unchristlichen Mitbürger“ (Berlin 1803. 8.), eine Schrift, welche in zwei Jahren sechs Auflagen erlebte und noch seine „Erklärung an das Publikum über meine Schrift: Wider die Juden“ (Ebenb. 1803. 8.) und sein „Rathung zu dieser Erklärung“ (Ebenb. 1804. 8.) gehören, und „Vom Namen Maren und dessen angeblichen Vorrechten. Ein Beitrag zum Judenthume.“ Jerusalem (Leipzig 1817. 8.) Nicht allein auf die Jurisprudenz beschränkte sich dieser fruchtbare Schriftsteller, sondern er griff auch in andere Fächer und behandelte manche Fragen, welche gerade an der Tagesordnung waren, über

die Nachpflanzung („Ueber die Sagacität, als herrschendes Princip der Zeit; eine Vorlesung.“ Glogau 1808. 8.), über die Stellung der Frauen („Für die Frauen, eine Solveterabrede.“ Berlin 1811. 4.), über Theaterquälerei („Anmerkungen über Theaterquälerei.“ Breslau 1828. 8.), über das Theater („Ueber die Pflicht der Regierung in Rücksicht auf Schauspiele.“ Berlin 1808. 8. und „Wöchentliche Theaternachrichten oder Breslauer Mittheilungen.“ Breslau 1810. 8. 2 Bde.) und über den „Definirungsvertrag zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem Kaiser der Franzosen am 20. Oct. 1809. Mit einer vorläufigen Uebersicht des Anvertrages Oesterreichs.“ (Breslau 1809. 8.) Schließlich sind noch einige Schriften, welche insbesondere Preußen betreffen, „Ordnung der Städte der preussischen Monarchie.“ Berlin 1809. 8., „Ueber die preussischen Reamänen.“ Ebenb. 1810. 8. und „Reductionstabellen der preussischen Münzen.“ (Ebenb. 1810. fol.), welche aber nur von sehr geringer Bedeutung sind, zu erwähnen. Grattenauer starb am 23. Mai 1834 zu Breslau. Ueber seinen Charakter, und sein schriftstellerisches Wirken sagt ein strenger, aber, wie es scheint, der Wahrheit getreuer Beurtheiler *): „Als Schriftsteller war er ungemessen regsam, lebendig, als Kritiker feurig, enthusiastisch, eccentric, als Mensch originell, doch sehr schroff und abschreckend. Sein schriftstellerisches Wirken war ein reiches, mannichfaltiges, aber sehr oberflächliches, gesplittertes; Grundsichten und Tiefe wohnt ihm niemals bei. Was er geleistet, theils im juristischen, theils im kritischen, theils im belletristischen Fache, besteht einzig aus Flugschriften, Prosäuren und Zeitungssartikeln, die trotz vieler geistreicher Gedanken sich doch nie über die Sphäre des Epheueren hinausschwingen, nie bleibenden Werth erlangen konnten. Grattenauer war der Mann des Augenblicks und der Augenblick wollte Niemand besser zu erlassen als er; seine hitzige Schrift gegen die Juden, auch nur aus einer Antzeigung des Moments entstanden, fand ungewöhnlichen Beifall; Als Kritiker gehörte Grattenauer zu den Regulatorn, an und für sich war ihm Nichts anerkennungswürdig, es kam ihm dies darauf an, welches der beiden Extreme er zur Verblüffung der Menge als Basis seiner Kunststücke zu benutzen hatte. Wehe dem übrigens, der ihm gegenüber eine eigene Meinung aufstellen wagte; er mußte das Härteste aber sich ergeben lassen, er mußte ganze Haglewörter classischer Sentenzen und buntschweifiger Citate anheulen, auch bittere Sarcasmen und Stachelreden mußte er empfinden, und wenn der Gegner durchaus seine Blöße gab, so wurde er bei seinen fortpetenden Gebrechen gepakt und auf eine Weise behandelt, die freilich keine edle Entgegnung zuließ. Als Mensch war er dienstwillig, begeistert für alles Neue, Gloriant, voller Vorurtheile; Freunde hatte er sich wenige erworben, Feinde in zahlloser Menge.“ (Ph. H. Kütz.)

3) Auch unter dem Titel: „Orner's Lob, ein merkwürdiger Kriminalfall rechtswürdiger Rothwehr. Bekanntnis des Kriminalsenats der Ober-Amts-Regierung in Glogau wider den Haverstedter Müller, Johann Gottlieb Richter; mit einem Vorwort und einigen Anmerkungen herausgegeben.“

4) Rab. Tarnowski in der Abendzeitung, 1838. Nr. 166.
5) J. O. Meißel, Das gelehrte Teutschland. Bd. XIII. S. 496.
Bd. XVII. S. 769. Neue Biologie der Deutschen, Jahrg. 1838.
Bd. II. S. 1051 fg.

GRATULF, französischer Architekt des 11. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man nichts Näheres weiß, als daß er sich zu Bourges aufhielt und daselbst die Kirche zum heil. Ursin baute. Da sich aus dieser Zeit fast gar keine Kirchen erhalten haben, so ist der Baustil, wodurch sie sich von den spätern sehr häufigen unterscheidet, nicht mehr genau zu bestimmen, doch läßt sich an der Bauart der erwähnten Kirche erkennen, daß zu seinen Eigenthümlichkeiten völlig runde Bogen, flache niedrige Gewölbe und Zierthallen an den Enden und Pilastern gehören, welche entweder ganze Geschichten oder doch wenigstens einzelne Figuren, freilich immer sehr roh und ungeheißt, darstellen. Auch nur die Namen sehr weniger Baumeister sind uns aus dieser Periode bekannt und Gratulf wäre ebenfalls vergessen, wenn er nicht seinen Namen auf dem Portale der Kirche zum heil. Ursin durch die Inschrift: Gratulfus fecit, verewigt hätte *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRATUS (Julius), Lagerpräfekt im Heere des Vitellius, wurde in dem Kriege zwischen diesem und Otho verhaftet, weil die Vitellianer eine Niederlage, die sie erlitten, seinem Verbalten zuschrieben, indem die Cohorten nicht mit einander, sondern vereinzelt ausrückten und dadurch von dem Feinde nach und nach überwältigt und in die Flucht geschlagen wurden. Im Lager eroberte sich ein Aufstand über diese schlechte Kriegsführung und man stellte Julius Gratus, weil man ihn eines verrätherischen Einverständnisses mit seinem bei Otho als Tribun dienenden Bruder Julius Fronto, beschuldigte. Merkwürdig ist, daß die Dionysianer ihren Tribun Julius Fronto aus derselben Ursache in Banden legten, ein Beweis, daß auf beiden Seiten Veracht und Verwörung herrschten *). Ein Julius Gratus kommt auch in der Inschrift einer kleinen Prozennur vor, welche die als Aschenbehälter und Grabdenkmal bezeichnet, das Fulvia ihrem geliebten Bruder Julius Gratus, dessen Bildniß einen Jüngling in der Blüthe des Lebens vorstellt, besetzten ließ. Man betrachtet diese Urne als einen der werthvollsten Reste des Alterthums *). (Ph. H. Kuhl.)

GRATUS (Valerius), vierter Landpfleger (Procurator) von Judäa, wurde nach dem Tode des dritten Landpflegers Annus Rufus von dem Kaiser Tiberius Nero in derselben Eigenschaft nach Judäa geschickt und beendete dieselbe bei den damaligen Verhältnissen des jüdischen Volkes sehr unangenehme und unruhige Amt eif Jahre lang (15—26 n. Chr.). Besonders mußte er bei der Einkünfte und Abgabe der Hohenpriester seinen Einfluß geltend machen, da sich in Jerusalem mehrere Parteien befanden, welche bei der Ertheilung dieser Würde verschiedene Familien begünstigten und wahrscheinlich wechselweise den Landpfleger besaßen. Zuerst

setzte Gratus den Hohenpriester Annas, den Sohn des Seth, welcher zwölf Jahre auf dem Stuhle Aarons gesessen hatte, ab (im J. 23) und gab ihm Ismael, den Sohn des Phabas, zum Nachfolger, bald darauf nahm er Ismael diese Würde wieder und verlieh sie Eleazar, einem Sohne des früheren Hohenpriesters Annas, welcher sie aber nach einem Jahre Simon, dem Sohne des Gameth, überlassen mußte, dem unter Jahresfrist (im J. 27) Joseph folgte, der auch Kajaphas heißt und von dem Evangelisten immer so genannt wird. Er war der Stammel des Hohenpriesters Annas. In denselben Jahre erhielt Gratus den vielgenannten Pontius Pilatus zum Nachfolger *). — Von diesem Valerius Gratus verschied, aber oft mit ihm verwechselt, ist Gratus, ein Befehlshaber des jüdischen Heeres unter Herodes und Archelaus, dem Nachfolger desselben. Er folgte sich bei dem Auftritte, welcher während der Reise des Archelaus nach Rom durch die Gewaltthätigkeit und Raubbucht des römischen Präfecten Sabinus zu Jerusalem entstand, mit dem ebenfalls erfahrenen Befehlshaber Rufus mit 3000 streibaren Männern in Samaria auf die Seite der Römer, wodurch die Aufständigen entwichen wurden und sich nach mancherlei Unthaten wieder zerstreuten. Gratus war ebenso thätig bei der Unterdrückung anderer Unruhen. Simon, ein früherer Knecht des Königs Herodes, ein Mann von ausnehmend schönem Wuchs und riesenhafter Körperkraft, setzte sich bei dem Streite um den Thron selbst die Krone auf's Haupt und ließ sich von seinen Anhängern als König begrüßen. Er zog mit einem sehr wachsenden Haufen roher und schlechtgeordneter, aber jeder Leute umher und plünderte und verbrannte die königliche Burg zu Jericho. Er würde noch weit größeres Uebel verübt haben, wäre nicht Gratus, der Anführer des königlichen Fußvolks, mit den Bogenschützen aus Trachenitis und dem Kern der Reiterei, den sogenannten Sebastenern, ihm entgegengetreten. In dem Treffen, welches er dem Präbidenten lieferte, fiel zwar eine bedeutende Anzahl des Fußvolks, doch wurde Simon selbst in einer engen Schlucht, durch welche er zu entkommen suchte, von Gratus abgefaßt und auf der Flucht durch einen Seitenhieb ins Genick getödtet, worauf sich die entmuthigten Horden zerstreuten. Auch Athronges, ein gewöhnlicher Hirt, streifte nach der Krone und durchstieß plündernd das Land, auf welchen Zügen er die Anhänger des Archelaus und die Römer schonungslos behandelte. Bei Emmaus wagte er sogar fünf ganze Cohorten, welche der Legion Lebensmittel und Waffen zuführte, zu umzingeln. Der Centurio und viele seiner tapfersten Leute waren bereits durch die Pfeile der Aufständigen gefallen und auch die übrigen wären diesem Schicksal nicht entgangen, wenn nicht Gratus sie mit den Sebastenern gerettet hätte. Athronges behauptete die angemessene Königswürde bis zur Rückkehr des Archelaus, in dessen Hände er fiel; seine Anhänger wurden von Gratus verfolgt und gefangen oder zerstückt *).

*) Vergl. *Le Bouf*, *Etat des sciences en France* p. 137. 3. D. *Kirillie*, *Geschichte der gesunden Kirche*. Th. 3. S. 31 ff.

1) Tacit. Hist. II, 26. 2) Vergl. A. C. Ph. de Cugnot, *Recueil d'antiquités égyptiennes, étrusques, grecques et romaines*. Tom. I. p. 186.

1) Josephi Antiquit. Jud. I. XVIII. c. 2. §. 2. 2) Josephi Bell. Jud. I. II. c. 4. §. 2. 3.

Gratus hieß auch der Soldat von der Leibwache, welcher Claudius zuerst als Kaiser begrüßte ¹⁾. Als nämlich Claudius, der Sohn des Nero Drusus, bei der Nachricht von der Ermordung des Cains Calpurnia sich aus Furcht hinter den Thürvorhängen eines Erkers verbarg, wurde er von dem vorübergehenden Gratus, einem gemeinen Soldaten, der seine Füße bemerkte, entdeckt. Da dieser gegen wissen wollte, wer er wäre, so zog er ihn hervor und begriff den Zitternden, der ihm vor Angst um die Kniee fiel, als Kaiser. Von da führte er ihn zu den andern Soldaten, welche ihn wirklich zum Kaiser anerkannten, worauf auch der Senat ihn als solchen anerkannte. — Ein Severlaunus Gratus besoldete mit Claudius Seleucus im J. 221 nach Christus das Consulat ²⁾.

(*Ph. H. Kuhl.*)

GRATUS (Legende). Der älteste Heilige dieses Namens, welcher auch begegnet, ist der Diakon Gratus, welcher mit dem Subdiakon Marcellus in der Diöcese des heil. Mercurialis, Bischofs von Jertli (Forum Livii), lebte und nebst seinem Ausbilder dem Oberhirten an Frömmigkeit nachsietzte. Zu dieser Zeit baute an der kaminigen Straße bei der Brücke über den Roneo, wo jetzt das gleichnamige Dorf nicht weit von Jertli liegt, ein ungeheurer, sehr gefährlicher Drache, welcher die Gegend unsicher machte und viele der Vorübergehenden durch seinen giftigen Aushauch tödtete. Der Bischof sagte endlich, durch die immer zunehmenden Mägen bewegt, den Entschluß, mit seinem Klerus und mit dem Volke auf einen Dittanz gegen das Ungeheum auszugehen und es gelang wirklich durch vereinigtes Gebet einen schnellen Tod des Drachen zu bewirken, worauf Gratus diesen an seine Stola band, um ihn in einen Brunnen an der Straße zu werfen, das Gift des Drachens wirkte indeß noch so heftig auf den frommen Mann, daß er sogleich erblüdete. Der Subdiakon Marcellus eilte jedoch herbei und verschaffte ihm durch die Berührung mit seinem Speichel und durch sein Gebet das Augenlicht wieder. Später versuchte auch Gratus seine Heilkraft und machte einen blinden Heiden sehend, welcher sich darauf taufen ließ. Die beiden Diakone wurden noch von dem Bischof Mercurialis, welcher im J. 404 gestorben sein soll, begnadet. Ihr Andenken wird von der Kirche am 20. März gefeiert ³⁾. — Von einem zweiten Gratus oder Grabus, Bischof von Alesia (Augusta Praetoria) in Blemont, erzählt eine fabelhafte Legende, welche nicht älter als das 14. oder 15. Jahrh. zu sein scheint, daß er in Griechenland und zwar in Kaledamon geboren, zu Athen in den Wissenschaften unterrichtet und dann Mönch zu Athen geworden. Er nahm als solcher Theil an der Kirchensammlung in Ephesus, wo er sich durch seine Gelehrsamkeit auszeichnete, weshalb man ihn mit den Vergleichlichen dieser Synode zu dem Papste schickte, welcher so großes Gefallen an dem würdigen Manne

fand, daß er ihn an dem Bischof von Alesia schickte und zum Nachfolger desselben bestimmte. Die Legende läßt ihn freilich in ihrer chronologischen Gleichgültigkeit auch zu Acti dem Großen gehen, weshalb man Gratus gewöhnlich als einen Zeugnissen desselben betrachtet hat. Obgleich außer diesem offenbaren Irrthume auch die Legende die Nachricht von der Herkunft des Gratus, dessen Name eher aus einem italienischen Geburtsort deutet, und sein Studium zu Athen, wo damals keine Universitätsanstalten blühten, schwerlich verantworten kann, so steht doch fest, daß aus der Provinzialsynode von Mailand (401) für den wahrscheinlich kranken oder altersschwachen Bischof Celsinus ein Priester Gratus unterschrieb, welcher wol auch der Nachfolger desselben wurde und in welchem der heil. Gratus ohne Zweifel zu erkennen ist. Er stand der Kirche von Alesia bis gegen das Ende des 5. Jahrh. vor und erwarb sich den Ruf großer Heiligkeit. Er ist in der Kathedrale zu Alesia, welche man ihm auch später geweiht hat, beigesetzt und sein Fest wird daselbst jährlich am 7. Sept. mit großer Feierlichkeit begangen. Seine Hilfe wird gegen Feuersbrünste und gegen die den Heilförschten schädlichen Uebersetzungen, insbesondere aber gegen Gewitterwolken und Hagel angerufen, weshalb man auch bei seinem Bilde eine mit Tauseln geschmückte Wolke sieht. Als man um die Mitte des 5. Jahrh. in einem Brunnen bei Sebaste in Samarkandien das Haupt Johannes des Täufers entdeckte, aber dasselbe nicht heranzugiehen vermochte, ließ sich eine unsichtbare Stimme vernehmen, daß nur Gratus diese Kraft besitze; der Bischof von Jerusalem meldete diese Sache dem Papste, welcher nicht säumte, Gratus nach Sebaste zu schicken, dem auch sogleich bei seiner Ankunft das Haupt des Jöheannes entgegenbrang. Gratus brachte das kostbare Kleinod nach Rom und erhielt zur Belohnung seiner Mühe das Kinn, welches er in der Kirche zu Alesia niederlegte. Auch der Körper des Gratus ließ sich nach dem Tode nicht gern in seiner Ruhe stören, denn als die Gräfin Dona von Savoyen (wahrscheinlich die Gemahlin Andeas's VI.) im 15. Jahrh. sich einen Zahn des Heiligen erbat, stieß, als sie denselben ausziehen ließ, nicht nur frisches Blut aus der Wunde, sondern es entstand auch ein so empfindliches Hagelwetter, daß die Bürger von Alesia die Gräfin zwangen, auf den Zahn zu verzichten ⁴⁾. — Auch Gratus, der erste bekannte Bischof von Cleron an dem Gave im Departement der Niederpyrenäen, wird den Heiligen beigesetzt; man weiß von ihm aber nichts Näheres, als daß er der Synode von Agde (506) beizuboh. Er wird als Patron von Cleron betrachtet, wo seine während der Calvinistischen Wirren nach Jacca in Aragonien geschickten Reliquien sich seit dem Jahre 1710 wieder in der Kathedrale befinden und wo man das Fest seines Andenkens am 19. Oct. begeht ⁵⁾. — Zwei Jahrhunderte später lebte Gratus, Bischof von Chalons an der Saone. Sein Leichenwag gleichzeitiger, auch nicht unbedingt Glenden verbleibender

¹⁾ Suetonii Claud. c. 10. ⁴⁾ Vergl. *Sabatier*, Dictionnaire pour l'intelligence des auteurs classiques. Tom. XIX. p. 310 seq.

³⁾ Acta SS. Boll. Martii Tom. III. p. 85.

²⁾ Ibid. Septembris Tom. III. p. 72 seq. ³⁾ Ibid. Octobris Tom. VIII. p. 440 seq.

Biograph schweigt über seine früheren Lebensverhältnisse und bemerkt nur, daß er aus einem der edelsten Häuser des Königreichs Burgund stamme. Nach dem Tode des Bischofs Gildericus wurde Gratus von Alerius und Volk einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt und er rechtfertigte diese Wahl durch seine musterhafte Frömmigkeit und durch den unermüdlichen Eifer für das Wohl seiner Diöcese. Auf seine Veranlassung wurde auch im J. 650 eine Synode zu Chalons abgehalten, auf welcher besonders die Kirchenzucht Gegenstand der Verhandlungen war. Auffallend ist die Bemerkung des Biographen, daß Gratus gewöhnlich nicht in Chalons, sondern auf der durch die Saone gebildeten Insel Marthemathon wohnte, weil die Macht der in der Stadt befindlichen gottlosen Heiden noch zu groß und ihm hinderlich war ⁴⁾. Er baute deshalb auch auf der Insel das Kloster des heil. Laurentius, von welchem die Vorstadt ihren jetzigen Namen Saint Laurent erhielt. Als er einst nun von der durch eine Pröde mit der Stadt verbundenen Insel herüberging, um Gottesdienst in der Kathedrale zu halten, vernahm er eine von oben kommende Stimme, welche ihm mahnte, daß er die rechte Zeit veräumt habe und die Messe deßhalb von einem Andern gelesen sei, wodurch er so empfindlich berührt wurde, daß er im Kummer über seine Pflichtvergessenheit seinen bischöflichen Ring in die Saone warf und seiner Würde zu entsagen beschloß. Er begab sich daher im J. 645 in das von ihm gegründete Kloster des heil. Laurentius und lebte darin in der strengsten Abgeschlossenheit; als aber nach sieben Jahren ein Einwohner von Chalons seinen Ring in dem Wogen eines Bisches wieder fand und seinen Fund bekannt machte, helle das Volk Gratus aus dem Kloster und wogte ihn; sein Amt von Neuem anzutreten. Er bekleidete es aber nur noch sehr kurze Zeit, denn er starb schon 20 Tage nach diesem Ereignisse um das Jahr 659. Sein Nachfolger wurde Desideratus, welchen die Geschichte als einen gottlosen Menschen schildert. Der Leichnam des Bischofs Gratus, welchen die Kirche seiner Demuth und Frömmigkeit wegen später heilig sprach, wurde in der Kirche des Klosters zum heil. Laurentius beigesetzt und sein Andenken wird zu Chalons am 8. Oct. gefeiert ⁵⁾. — Sehr unbestimmt und zweifelhaft sind die Nachrichten über einen heil. Gratus, welcher um das 12. Jahrh. aus seiner Geburtsstadt Rom, wo er eine ausgezeichnete Stellung und große Reichthümer verließ, nach Frankreich wanderte und mit dem heil. Anselmus in einer Grotte der Landschaft Rouergue (des jetzigen Departements Aveyron) lebte, wo beide sich durch wunderbare Heilung der zu ihnen strömenden Kranken berühmt machten, bis sie auf Anstiften des Teufels durch böse Leute umgebracht wurden. Ihr Andenken wird jetzt in dem ganzen Departement am 16. Oct. gefeiert und das

Dorf Saint-Grat soll dem einen dieser Heiligen seinen Namen verdanken ⁶⁾. (Ph. II. Külb.)

GRATUS, Bischof von Karthago im 4. Jahrh. und einer der eifrigsten Gegner der Sekte der Donatisten, folgte wenige Jahre vor der Synode von Sardica dem Bischof Gacilian, um dessen Willen sich die Donatisten von der Kirche getrennt hatten, und wurde das Haupt der Trithemoren. Er wohnte der Synode von Sardica bei und spielte schon auf derselben eine nicht unbedeutende Rolle; insbesondere führte er Klage darüber, daß die afrikanischen Bischöfe gegen seinen beifälligen Rath bedächtig zum kaiserlichen Hofsager gehen und dort sehr viele und verschiedene und für die Kirche ganz unnütze Bitten vorbringen, nicht um für die Armen und Witwen zu sorgen, wie es sein sollte, sondern um Freunden und Angehörigen weltliche Würden zu verschaffen, wodurch den Bischöfen überhaupt nicht nur Nuzerjnis und böse Nachrede, sondern auch durch Verminderung ihres Einflusses Schaden geschehe. Auf die Vorstellung des Gratus und anderer Bischöfe schickte auch der Kaiser zwei hohe Beamte, Paulus und Macarius, mit reichen Geldspenden nach Afrika, um im Namen des Kaisers an alle Armen, die Donatisten nicht angenommen, Unterstützung auszuteilen und alle zum Frieden und zur Eintracht zu ermahnen. Es sollten wol die verarmten Afrikaner überhaupt unterstützt werden, die Absicht, auf diese Weise die Donatisten wieder für die Kirche zu gewinnen, war jedoch dabei nicht zu vergessen. Die Häupter derselben warteten deshalb ihre Anhänger vor diesen Wohlthaten und ihr Bischof zu Bagni, welcher gleich dem Stifter der Sekte, den Namen Donatus führte, erregte einen förmlichen Aufrand, in welchem besonders durch die fanatischen Circumcellionen, Leute aus der Hefe des Volkes, welche sich die Ermordung ihrer Gegner als Verdienst anrechneten, viel Blut vergossen wurde. Die Anfangs streikenden Rebellen wurden jedoch geschlagen und Macarius insbesondere griff nun zu solcher schonungslosen Strenge und Gewalt, daß die Donatisten noch lange mit Berothschungen von den Macarischen Jelten sprachen. Donatus, Bischof von Bagni, wurde in einen Brunnen geworfen, ein anderer donatistischer Bischof von einem Felsen gestürzt, viele angegebene Anhänger wurden verbannt und andere ergriffen freiwillig die Flucht; manche schlossen sich ängstlich wieder an die Kirche an, der donatistische Gottesdienst wurde verboten und das Schisma schien völlig vernichtet, aber das mit Gewalt unterdrückte Feuer glom unter der Asche, um später wieder desto heftiger auszulodern. Gratus schien dies zu ahnen und betrieb zur Verhütung späterer Versuche der gefährlichen Sekte zu ihrer Wiederbelebung die Bischöfe der ihm untergeordneten Kirchen in der Provinz Afrika, Numidien und beiden Mauretanien zu einer Synode nach Karthago (im J. 348). Bei Eröffnung derselben pries Gratus zuerst die Gnade Gottes, der die getrennten Glieder der Kirche wieder vereinigt hatte; dann trug er auf Feststellung einer Kirchenzucht an, in welcher ernstler Eifer weltlich ver-

4) „Nondum enim tunc temporis praedecessores illius in urbe manente locum pressura gentilitatis habuerant; sed interpositio Arari amine in ripa Boguonorum quoddam municipium graeco vocabulo Marthemathon vocatum reppererat, in quo post labores et arduum ab impio gente sibi saepius illatus requiescere conueuerant.“ Vita S. Grati §. 1. 5) Ibid. Octobris Tom. IV. p. 291 seq.

6) Ibid. Octobris Tom. VIII. p. 180 seq.

drei Stadtwerke hohe Häuser, die durchaus mit Ziegeln gedeckt sind und ohne Militär und Fremde 68,676 meist teutscher Einwohner³⁾. In den letzten Jahren haben sich auch sehr viele Juden, von denen sich vor dem Octoberpatente und der Februarverfassung keiner in Grätz bleibend aufhalten durfte, allhier angelockt, und zwar in solcher Menge, daß ihnen nicht nur die Abhaltung ihres Gottesdienstes, sondern auch die Anlegung eines eigenen Friedhofes gestattet wurde; sie treiben auch hier wie anderwärts nur Hausirhandel, Geld-, Wechsel- und Vließungsgeschäfte. Grätz wird in die innere Stadt und in die Vorstädte, und beide wieder in 15 Viertel abgetheilt, von denen 3 auf die erste und 12 auf die letzteren kommen. Jedes Viertel hat seinen eigenen Viertelmeister in der Person eines angesehenen Bürgers und einen Viertelwächter, denen bestimmte städtische Geschäfte zugewiesen sind. Der einst befestigte, nun wieder in seinem ganzen Umfang dem Publicum geöffnete Schloßberg und die ausgebeugten, die innere Stadt von dem am linken Murufer liegenden Theile der Vorstädte trennenden schattigen Alleen und Anlagen gewähren anmuthige Spaziergänge mit den reizendsten Ausblicken in die malerischen Umgebungen der Stadt, die sich eben dadurch vor den meisten Städten Oesterreichs auszeichnen. Da alle Spaziergänge, auch diejenigen des Schloßberges, im Winter sorgfältig vom Schnee gereinigt werden, so kann man dieses Vergnügen das ganze Jahr hindurch genießen. Grätz ist der Sitz der Statthalterei (der politischen Landesbehörde), des Herzogthums Steiermark, des Oberlandesgerichts für Steiermark, Kärnten, Krain und das österreichische Kainthal, des Gesandnereigebietes und der Finanzlandesdirection für dieselben, der Reichsdirection für Steiermark und Kärnten, einer eigenen Polizeidirection, einer Landeshaupt- und Kriegskasse, eines Landesgerichts, eines Lottoamtes und vieler anderen Mittel- und Unterbehörden des Civil- und Militärdienstes, eines Landeschulzei-Commando's, des Fürbischofs von Seckau, seines auch sieben Domherren be-

stehenden Domcapitels, Conscriptoriums und Priesterseminars oder Alumnats der sedauer bischöflichen Diocese, welches dormalen über 100 Candidaten des Priesterstandes umfaßt. Diese Stadt ist überreich an dem Gottesdienste geweihten Gebäuden und Klöstern; sie enthält, außer der evangelischen, 10 katholische Pfarren, mit Einschluß der evangelischen 23 Kirchen, darunter 11 Pfar- und 7 Klosterkirchen und 24 sogenannte Hauskapellen, in deren mehreren regelmäßig, entweder täglich oder wenigstens an Sonn- und Feiertagen, Messe gelesen wird; 6 Mönche- und 7 Frauenklöster⁴⁾. Besondere Auszeichnung verdienen: der von Kaiser Friedrich III. im gothischen Style erbaute Dom, mit mehreren Altarbildern der Maler Petrus de Pomis, Flurer und Tannur, zwei höchst merkwürdigen Reliquienschränen und einem großen Mar-morchestume an den vielen Altären im Innern und alten sehenswerthen Fresken an der Außenwand; die neben dem Dome stehende Katharinenkirche mit dem Mausoleum und der Grabstätte Kaiser Ferdinand's II., seiner Gemahlin und einigen anderen Gliedern seiner Familie, in dem auch im J. 1805 die Gräfin von Retz (Gemahlin Karl's X. von Frankreich) beigesetzt wurde; die Stadtpfarrkirche mit einem Altarbild von Tontoretto; die ihrer Bauart wegen sehenswerthe Franziskanerkirche; die kaiserliche Burg wegen mehrerer in die Mauern eingefügten römischen Denkmale; das Landhaus mit einem merkwürdigen ehernen Brunnen im Hofe und einem sehenswerthen Zeughaufe und dem Landtagsaale; das von Joh. Mayer 1742 ganz mit Frecegemalten geschmückte sogenannte „gemalte Haus“; das Palais des Erzherzogs Johann; zwei Theater; die ehernen Statuen Kaisers Franz II. und des F. J. M. Baron Welden auf dem Schloßberge. Auch befinden sich hier ein adeliches Damenstift, eine teutsche Ordenscommende am Leech mit einer interessanten alten Kirche, der ältesten von Grätz, ein landeschaftliches allgemeines und ein kaiserliches Krankenhaus, ein Militärspital, ein Kindel-, Gebär-, Irren- und Siedenhause, ein Diöcesanpriester-spital, ein Zucht- und ein Zwangsarbeitshaus, eine Geomorph- und Leihanstalt der privilegierten österreichischen Nationalbank, die im J. 1864 gegründete steiermärkische Geomorphbank, die Spitaler der Elisabethstiftinnen und der barmherzigen Brüder, ein Penkionsinstitut zur herrschaftlichen Oberbeamte, eine Sparkasse und Hypothekbank, mehrere Kinderwahrnankalten, ein Kinder-spital, ein reiches Armeninstitut und mehrere Andere der Art. Der Gewerbe- und Handelsbetrieb der Stadt ist nicht bedeutend, selbst der Verkehr auf den zwei Haupt-jahrmärkten nicht von Belang. Von Fabriken sind nur eine Uhr-, mehrere Lederfabriken, eine Zuckerraffinerie und eine Eisengießerei, endlich eine große Wäschens-fabrik außer mehreren bedeutenden Bierbrauereien bemerkenswerth. Grätz ist reich an wissenschaftlichen, Kunst- und Unterrichtsanstalten; unter diesen sind besonders her-

2) Unter den Einwohnern bekannten sich nach der letzten Volkszählung des Jahres 1857: 37,085 zur katholischen, 265 zur evangelischen Kirche angehörigen Gesessenen und 33 zur evangelischen Kirche betheiligten Hausbesitzer; 7 waren nichtanteils-wesen, ein Anhänger der griechisch-katholischen Kirche, endlich zwei, die zu keiner von diesen Kirchen sich bekennen. Im J. 1850 wird die Volkszählung: 37,190 Einheimische und 18,231 Fremde, und im J. 1853: 37,444 Einheimische (d. h. nach Grätz zugehörig) und 25,732 Fremde nach; demnach belief sich der Zuwachs in sieben Jahren im Ganzen auf 7755 Seelen, (soviel im Durchschnitt jährlich ein Zuwachs von 1108 Seelen sich herausstellte. Nimmt man an, daß dieser Zuwachs, wie er sich in den genannten sieben Jahren gezeigt, auch seitdem derselbe geblieben sei, so kann für das Jahr 1865 die Volkszahl von Grätz (ohne Militär und Fremde, d. h. solche, die sich nur vorübergehend als Reisende oder in Geschäften hier aufhalten) auf 77,540 Einheimische und Fremde berechnet werden. Unter den Fremden im Sinne der Conscriptio-nal-Zahlen sind die kleiner nicht zählbaren, in den Gemeinbezirken auch nicht gehörigen Steiermärker anderer Orte, die Angehörigen anderer Kronländer und Auslandler beiderlei Geschlechts begriffen. — Die Zahl der Häuser war nach der Volkszählung des Jahres 1850: 3178, nach der vom Jahre 1857: 3304; für das Jahr 1865 kann sie gewiß auf wenigstens 3332 angenommen werden.

3) Siehe darüber den „Österreichischen Personalsband des Statthaltereien in Steiermark im J. 1864. Abgetheilt mit Ende November 1863.“ Grätz 1863. S. 62 ff. 231 ff.

vorzubeugen: die im J. 1585 vom Erzherzoge Karl II., Herzoge von Oesterreich, gestiftete und 1827 restaurirte, endlich im J. 1863 ganz vervollständigte f. l. Karl-Franzens-Universität von vier Facultäten ⁴⁾, die landwirthschaftliche technische Lehranstalt am Joanneum ⁵⁾, ein f. l. Gymnasium ⁶⁾, eine landwirthschaftliche Unter- und Oberrealschule ⁷⁾, eine landwirthschaftliche Hufbeschlags-Lehranstalt (Veterinärtschule), eine f. l. Kunst-, Hand- und Unterrealschule von vier Classen, das fürbischschlossliche Diöcesan-Knabenseminar (Carolinum-Augustinum), in welchem im J. 1864 159 Zöglinge waren, das landwirthschaftliche Landwirthschaftsinstitut, die landwirthschaftliche Zeichnungsschule und Bildergalerie, drei öffentliche Bibliotheken (der Universität von nahezu 60,000 Bänden, des Joanneums und des steiermärkischen Industrie- und Gewerbevereins), die im J. 1863 vom Handelsstande auf Subscription ins Leben gerufene Akademie für Handel und Industrie, die Schule der evangelischen Gemeinde, die Pfarrschulen und mehrere Privat-Lehranstalten. Auch für Mädchenschulen, Pensionate und Erziehungsanstalten ist dermalen schon mehr gesorgt als noch vor mehreren Jahren,

und zwar durch die Pfarrschulen, die Schule der evangelischen Gemeinde, die f. l. Normalschule, dann die zwei Mädchen-Hauptschulen der Ursulininnen und des Hilalanstifts der Schulschwestern vom dritten Orden des heil. Franciscus, des Ordenshauses der Frauen vom heiligen Herzen Jesu und durch mehrere Privat-Mädchenschulen, Pensionate und Erziehungsanstalten. Grätz zeichnet sich namentlich auch dadurch aus, daß das Bercinwesen in ihr in einem höhern Grade als in vielen anderen Städten der Monarchie von gleicher Volkszahl entwickelt ist. Von den zahlreichen Vereinen sind besonders hervorzuheben: die f. l. Landwirthschaftsgesellschaft mit einem Musterhofe, einem eigenen Weingarten und interessanten Sammlungen, die auch zu Vorträgen für Winzer, Gärtner und landwirthschaftliche Hilfsarbeiter benutzt werden; der biskopische Verein und der steiermärkische Industrie- und Gewerbeverein, deren jeder ein eigenes Blatt herausgibt; der geographisch-montanistische, der Kunst-, der Lehrverein am Joanneum, der Juristen- und der Verein der Ärzte und viele andere gemeinnützige und literarische Vereine. Ueberhaupt ist in Grätz eine für eine Provinzialstadt sehr rege literarische Thätigkeit wahrzunehmen. Auch für geistliche Vergnügen ist reichlich gesorgt durch zwei Theater, ein adeliches Casino, eine Resource mit Refectoiren, Kaffeehaus, musikalischen und theatralischen Vorstellungen, Ballen, Declamationen und Concerten, zahlreiche öffentliche Bessungsorte, die Productionen der Kunst- und zweier Gesangsvereine und dergl. mehr; endlich tragen zur Erhöhung des geistlichen Vergnügens auch noch die herrlichen Umgebungen nicht wenig bei, worüber das Nähere zu finden ist in G. F. Schreiner's *Historisch-statistisch-topographischem Gemälde der Stadt Grätz und ihrer Umgegend* (Grätz 1843).

(Dr. G. F. Schreiner.)

GRATZ (Jacob), deutscher Jesuit, am 29. April 1629 zu Reife in Schellen geboren, trat in seinem 17. Jahre (22. Sept. 1646) in die Gesellschaft Jesu und widmete sich nach der Beendigung seiner Studien und nach der Ablegung seiner Gelübde dem Unterrichtsfache. Er lehrte mehrere Jahre in verschiedenen Collegien seines Ordens die alten Sprachen und insbesondere die hebräische, übte aber dabei sein geistliches Amt mit großem Eifer, und hatte die Genugthuung, mehrere Bräutlinge zu dem sattheligen Glauben zu beschern. Zuletzt war er Gemeindeführer in dem Professhause zu Prag, wo er am 20. Nov. 1700 farb. Die von ihm verfaßten Schriften abersichthlichen Inhaltes (Anatomia cordis seraphici seu Panegyris de S. Theresia dicta festa die S. Theresiae in templo PP. Carmelitarum Micro-Pragae. Pragae 1668. 4. und „Leben des ehrwürdigen Paters Bernabé Colnagi.“ Prag 1676. 8.) entsprechen völlig der streng frommen Richtung seines Geistes.

(Ph. H. Kailb.)

4) Diefelbe zählte im Studienjahre 1863/64 einschließlich der Abtheilungen und Pharmazien 538 Studierende, am Schluß des Studienjahres 1864 hatte sie 454 beinahe eingeschriebene Hörer aus zwar: 104 Theologen, 262 Juristen, 60 Mediciner und 39 Angehörige der philosophischen Facultät; darunter waren 444 Römische, 6 Griechische, 3 Örtliche, 1 Jerarist; nach der Muttersprache bestanden sich darunter 266 Teutsche, 122 Slawen (und zwar 76 Slowenen, 21 Gsche-Slawen, 14 Serben und Kroaten, 7 Polen und 2 Ruthenen), 10 Magyaren, 50 Italiener, 1 Rumän, 1 Franzose und 1 Engländer). Der Lehrkörper bestand aus 32 ordentlichen und 8 außerordentlichen Professoren, einem Supplenten, 7 Assistenten, 6 Dozenten und 4 Lehrern im engeren Sinne (Sprachmeister); im Wintersemester des Studienjahres 1864/65 zählte die Hochschule 163 Dozenten, nämlich 125 Theologen, 268 Juristen, 103 Mediciner und 49 Gehilfen der philosophischen Facultät, und darunter 13 Pharmazeuten. Das theologische Studium ist zugleich bischöfliche Landeslehranstalt der jesuitischen Diöcese. 5) Diese Lehranstalt zählte im Wintersemester des Studienjahres 1864/65: 3 Professoren, 1 Supplenten und 2 Assistenten. Die Vorlesungen wurden von 19 Anbörern besucht, nämlich von 183 ordentlichen, 8 außerordentlichen immatriculirten Höreern und 6 Wäken. Im Folge eines vom steiermärkischen Landtage des Jahres 1864 G. R. Majestät dem Kaiser vorgelegten und auch höhern Orts genehmigten Reorganisationsplanes wird diese Lehranstalt im Herbst des Jahres 1865 ihre Thätigkeit als eine in Fachschulen gegliederte technische Hochschule mit 15 Professoren, 4 honorirten Dozenten, 7 Assistenten, 1 Lehrer, 1 Werkmeister und 2 Wohlthätern beginnen. — Das Joanneum, auf Anregung des Erzherzogs Johann im J. 1810 von den steiermärkischen Landständen gegründet, war bisher eine fast bloslich technisch-montanistische und landwirthschaftliche Lehranstalt, mit einer der reichhaltigsten Mineraliensammlungen Europas, einem großen botanischen Garten, einem Archiv, chemischem Laboratorium, Herbarium, zoologischem Cabinet, einer Bibliothek von ungefähr 32,000 Bänden und vielen andern wissenschaftlichen Sammlungen von Mineralien, Münzen, Medaillen, Modellen n. dgl. m. 6) Diefelbe zerfällt in ein Unter- und Obergymnasium von je 4 Classen mit 19 Classen und ungefähr 700 Schülern, unter denen sich etwa 6 privat-Hörende befinden; der größte Theil der Lehrer wird dem Bercinwesen in Ansehung entnommen. 7) Die letztere zerfällt in 6 Classen, welche unter einem Director, 13 Lehrern, 3 Supplenten, 2 Assistenten und 4 Lehrern für Turnen, Stenographie, Gesang und Tanz stehen, und im Schuljahre 1865 von 373 Schülern besucht wurde.

⁴⁾ St. Waz. Feigels, Böhmische, währische und schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten (Prag 1786. 8.). S. 71. Bibliothéque des écrivains de la compagnie de Jésus. Tom. VI. (Lüttge 1861. 8.) p. 190.

GRATZ (Peter Aloys), kaiserlicher katholischer Theolog, am 17. Aug. 1769 zu Nittelberg bei Regensburg, einem damals zum Bisthum Augsburg gehörenden Markteschen, geboren, widmete sich, nachdem er sich die nöthigen Schulkenntnisse verschafft hatte, in Augsburg der Theologie, deren Studium er im Seminar zu Dillingen, worin er sich vier Jahre befand, fleißig fortsetzte, bis er im J. 1792 zum Priester geweiht wurde. Er nahm darauf die Stelle eines Hofmeisters in der Familie des Freiherrn v. Kaiser zu Weitenburg am Neckar an und erhielt durch deren Vermittelung im J. 1795 eine Pfarrei zu Unterfahnen bei Herd in Schwaben, welche er viele Jahre nebst der Stelle eines Schulinspectors, die ihm im J. 1809 übertragen wurde, mit Eifer versah. Er benutzte fortwährend seine wenigen Mußstunden zur Ausarbeitung religiöser Schriften für die Schuljugend und in diese Zeit seiner Wirksamkeit fallen die „Gebete für die Schuljugend, eine Christenlehre (Konstanz 1799. 8.), die „Sammlung anderer ansehnlicher Kirchenlieder“ (Tübingen 1811. 8. Neue Ausgabe mit Melodien. Ebdem. 1813. 8.) und „ABC Buchlein für die erste Abtheilung der ersten Classe in Landschulen.“ (Tübingen 1812. 8.) Doch beschäftigte er sich zugleich mit tiefer eingehenden theologischen Arbeiten und seine erste fleißige Leistung dieser Art („Neuer Versuch, die Entstehung der drei ersten Evangelien zu erklären.“ Stuttgart 1812. 8.) verschaffte ihm einen Ruf als Professor der Exegese des neuen Testaments an der theologischen Facultät der neugegründeten katholischen Universität zu Eüwangen, wo er als weitere Ergebnisse seiner Forschungen die „Kritischen Untersuchungen über Justins apostolische Denkwürdigkeiten“ (Stuttgart 1814. 8.), „Ueber die Interpolationen in dem Briefe des Apostels Paulus an die Römer“ (Eüwangen 1814. 8.) und besonders die wichtige Schrift „Ueber die Grenzen der Freiheit, die einem Katholiken in der Erklärung der Schrift zusteht“ (Eüwangen 1817. 8.) herausgab. Bei der Einverleibung der Facultäten von Eüwangen in die Universität Tübingen im J. 1817 ging er mit an dieselbe über und bewährte sich auch hier durch seine „Kritischen Untersuchungen über Marcion's Evangelium“ (Tübingen 1818. 8.) als einen tüchtigen wissenschaftlichen Theologen, welcher die erweisene Wahrheit der bisherigen irrigen Meinung ohne Edeu entgegensetzte; auch nahm er lebhaften Antheil an der zu Tübingen erscheinenden theologischen Monatschrift von J. S. Drey, V. A. Grag, J. W. Herß, J. B. Hircher und A. B. Helmsofer. Im J. 1819 folgte er einem ehrenvollen Rufe als Professor der katholischen Theologie und insbesondere der biblischen Exegese an der katholischen Facultät zu Bonn und wurde mit Recht als einer der beliebtesten Lehrer betrachtet, bis durch den bekannten Germanistischen Zwist Lehrer und Zuhörer sich in zwei schroff gegenüber stehende Lager theilten. Grag nahm entschiedene Partei für Hermes, aber die Unannehmlichkeiten, welche ihm dieser Schritt bereitete, verdrängen ihm die Lust am Lehramte und er nahm seine Entlassung. Er wurde hierauf geistlicher Rath und Schulrath zu

Trier, suchte, aber im J. 1839 um seine Pension an, welche er mit dem rothen Adlerorden dritter Classe erhielt. Er nahm darauf seinen Wohnsitz an verschiedenen Orten der Bergstraße und zuletzt in Darmstadt und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten. Außer seinen bereits angeführten Schriften sind hier noch zu nennen: „Der Apologet des Christenthums, zur Berichtigung manichäischer Entstellungen des Katholicismus“ (Wäin 1820 — 1824. 8. 9 Hefte), worin die auch besonders gedruckten Briefe über die Wunderheilungen des Fürsten K. v. Hohenlohe großes Aufsehen erregten, die Ausgabe des neuen Testaments mit griechischen Texten und der Vulgata (Novum Testamentum graeco-latium, vulgata interpretatione latinae editionis Clementis VIII. graeco textui ad editionem Complutensem diligentissime expresso e regione opposita. Tübing. 1821. 8. N. Ed. Moguntiae 1827. 8. 2 Voll.), der kritische Commentar über das Evangelium des Matthäus (Tübingen 1821 — 1823. 8. 2 Theile), und die Fortsetzung des bekannten Thesaurus viri ecclesiastici von El. Schmidt (Bambergae 1771 seq. 7 Voll.), von welchem aber nur der erste Band unter dem Titel: Nova collectio dissertationum selectarum in jus ecclesiasticum potissimum Germanicum, quae ab anno 1780 in diversis universitatibus catholicis prodierunt (Moguntiae 1829. 8.) erschien. Grag starb am 1. Nov. 1849 zu Darmstadt. Er hatte sich durch seine vielseitige literarische Thätigkeit, besonders durch seine kritischen und erregenden Arbeiten über einzelne Theile des neuen Testaments einen namhaften Ruf als Gelehrter erworben. Als katholischer Geistlicher und Lehrer folgte er einer freisinnigen Richtung und blieb dieser treu, obschon man ihn nicht selten deswegen ansehe; als Mensch verband er mit praktischem, sehr reichlichem Wohlthum, wodurch auch sein Vermögen immer ein sehr beschreibendes blieb, den liebenswürdigsten geselligen Sinn und wahre Humanität. Als Schulmann wirkte er unter oft schwierigen Verhältnissen stets vermittelnd *). (P. H. Kals.)

GRAU. Durch eine Mischung des Schwarzen und Weißen entsteht das Grau, und eine graue Fläche sieht daher immer zwischen Hell und Dunkel. Bezeichnet man das Schwarz als den Repräsentanten der Finsterniß, das Weiße als Stellvertreter des Lichts, so repräsentirt das Graue den Halbschatten, welcher mehr oder weniger an Licht und Finsterniß Theil nimmt. Graue Bilder erscheinen daher heller auf schwarzem als auf weißem Grunde, und erscheinen in solchen Fällen, als ein Helles auf dem Schwarzem, größer; als ein Dunkles auf dem Weißen, kleiner. Je dunkler das Grau, desto mehr erscheint es als ein schwaches Bild auf Schwarzem, als ein starkes Bild auf Weißem, und umgekehrt; daher gibt Dunkelgrau auf Schwarzem nur schwache, dasselbe auf

*) H. K. Helber, Gelehrten-Verzeichnis der katholischen Geistlichkeit Preussens und der Schweiz. (Landesbuch 1817 fg. 8.) Bd. I. S. 276. Bd. III. S. 493. J. B. Wessely, Das geistliche Teutschland. Bd. XVII. S. 770. Bd. XXII. S. 489. Neuer Necrolog der Deutschen. Jahrg. 1849. Bd. II. S. 868.

Weiß starke, Hellgrau auf Weiß schwache, auf Schwarz starke Nebelbilder.

In der Färberei ist das Grau keine besondere Farbe, sondern nur eine Reihe von leichten Schattierungen derjenigen gemischten Farben, die in ihren tiefen Tönen Schwarz bilden. Es sind das vorzugsweise gährstoffhaltige Materialien und Eisenpulver, aber in verdünnten Bädern angewendet, welche Grau in allen Schattierungen liefern. Von häufiger Anwendung zu Grau ist das Chromoxyd; es liefert halbe Töne mit einem Etich ins Blaugraue.

(C. Reinhardt.)

GRAU IN GRAU nennt man alle einfarbigen Malereien (Monochrome), wo bloß Licht und Schatten beobachtet werden, doch Alles mit der Grundfarbe gleich ist, mag diese roth, blau u. sein. Gewöhnlich ist sie wirklich grau in Grau, weil diese Gattung der Malerei die Badstiche nachzuahmen beabsichtigt. Die Franzosen nennen grau in grau Grisaille. Sie bezeichnen damit aber nicht alle einfarbige Malerei, sondern bloß Gemälde von grauem Ton ohne andere Localfarben, was von den Italienern chiaroscuro genannt wird. Für Gemälde, in denen der Grund gelb, Licht und Schatten aber auch gelb aufgesetzt ist, gebrauchen die Franzosen den Ausdruck Oirage.)

(Heinrich Döring.)

GRAU (Anton), ein bairischer Staatsmann und das Muster eines Bureaukraten, am 13. Jan. 1748 zu Bamberg geboren, kam sogleich nach Beendigung seiner Gymnasialstudien in die Schreibkubse der Hofkammer und stieg allmählig von Stufe zu Stufe bis zum Director der Finanzkammer mit einer zur damaligen Zeit hohen Beförderung. In dieser Stellung machte er sich nach der Säkularisation des Bisthums bemerkbar und verhasst, indem er die Pensionen der meisten Staatsdiener, welche der neuen Regierung unbrauchbar oder entbehrlich waren, willkürlich und unbarmherzig schmälerte und dem Hungertode preisgab, während er dem Ministerium seine Dienste hoch anschlag und seinen Gehalt fortwährend steigerte und außerdem sich jedes Jahr bedeutende Gratifikationen zu verschaffen suchte. Für den Zauner der armen Beamten hatte er durchaus kein Gefühl, wenn nur die Staatskasse dabei gewann. Daß er deshalb in seiner Weise beliebt war, läßt sich ebenso gut begreifen, als der allgemeine Jubel bei seiner Pensionierung im J. 1817. Er starb am 1. April 1834 und hinterließ ein bedeutendes Vermögen. In Bayern gilt er als abschreckendes Beispiel der Beamtenwillkür.)

(Ph. H. Kuhn.)

GRAU *) (Christian), teuffcher Rechtsgelehrter, am das Jahr 1570 zu Altdorf in Hessen, wo sein Vater Christoph Grau Metropolitant war, geboren, erhielt seine gelehrte Bildung zu Herborn, wo er sich auch im J. 1601 den juristischen Doctoratitel erwarb und ward später Bürgermeister zu Altdorf, wo er auch am

6. Aug. 1628 starb. Außer einer dem Landgrafen Wilhelm V. gewidmeten Gelegenheitschrift (Speculum pii et iusti regis juncto gratulatorio, quod Wilhelmo, Hass. L. finxit et coecinit. Cassel. 1627. 4.) und einer juristischen Abhandlung über die Servitute (De servitute personali et reali. Cassel. 1619. 8.) gab er heraus J. Mercier's Commentar über die drei ersten Titel des 20. Buchs der Digesten (Joh. Mercier's Lecturae Bitoricenses in titulos tres prioris libri vigesimi digestorum 1. de pignoribus et hypothecis; 2. in quibus causis pignus vel hypotheca tacite contrahitur; 3. quae res pignori vel hypothecae datae obligari non possunt; doctissimis disputationibus et solidissimis decisionibus refertae, jam primum ab interitu vindicatae et summaris, numeris marginalibus et indice auctae. Cassel. 1610. 8.) und einige Abhandlungen des bekannten Juristen Joh. Althus (Joh. Althusii Tractatus tres, quorum I. de poenis, II. de rebus fungilibus, III. de jure retentionis; nunc primum in lucem editi et publici juris facti. Cassel. 1611. 4.), sämmtlich aus Handschriften heraus.)

(Ph. H. Kuhn.)

GRAU (Christian Gottlieb ¹⁾), teuffcher Theolog und Philolog, im J. 1656 zu Altdorf in Hessen, wo sein Vater Gaspar Heinrich Grau Diaconus war, geboren, wurde, nachdem er sieben Jahre auf sechs teuffchen Universitäten zugebracht und seine philosophischen und theologischen Studien beendigt hatte, im J. 1687 Professor der Philosophie an der Schule von Herborn in Nassau und erhielt zugleich die Stelle eines reformirten Predigers dafelbst, „weil ihn Gott mit einer wohlbedachten Zunge und sonderlichen Gaben zu predigen versehen.“ Obgleich er nun einige Jahre die Predigersstelle „mit nicht geringem Ruhme und großer Erbauung durch seine heilsame Lehre und guten Wandel bekleidet und von seinen Zuhörern sehr geliebt worden,“ so faßte er doch den Entschluß, das Predigeramt niederzulegen und nur seine Professur zu behalten, nicht nur, weil er eingeesehen, „daß beide Bedienung nicht wohl konnten bestanden stehen, sondern die eine der andern verbindlich gemessen,“ sondern auch, „um sich mehr Freiheit zur Ausübung der hochteuffchen Kunst und Wissenschaften aufzuopfern.“ Er huldigte der zu seiner Zeit noch sehr sonderbar erscheinenden und von den Gelehrten verächtlich zurückgewiesenen Ansicht, daß die teuffche Muttersprache zu allen Vortragsgelegenheiten auctorität und suchte seine Behauptung in der Schrift: Demonstratio paradoxa de nostrae linguae vernaculae in docendis discendisque artibus et scientiis possibilis vi doctiore et publico (Herbornae 1692. 4.) zu beweisen. Die Schrift ist zwar, da sie zur Uebersetzung seiner Gegner bestimmt war, in lateinischer Sprache abgefaßt, führt aber doch auch

*) Vergl. Weiche's Handlexikon (Werke. Stuttgart 1851. Bd. 28. S. 27 fg. 77 fg. 99). Zeitzeits in f. Aesthetischen Revision. Bd. 1. S. 327.

†) Neuer Catalog der Deutschen, 1834. Bd. 1. S. 295.

1) In lateinischen Schriften Gravias.

2) Fr. Wilh. Strieder, Heftliche Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Bd. V. S. 77. Joh. Christ. Adelung, Sortierung und Organungen zu Ehr. O. Jodors Gelehrten-Verzeichnis. Bd. II. S. 164.

3) In lateinischen Schriften schrieb er seinen Namen Christianus Theophilus Gravias.

zugleich den teutschen Titel: „Ein fremder, aber doch aus Vernunft gegründeter Beweis von unser hochdeutschen Landes- und Fürsten-Sprach, ihrer zur Lehr-, Kunst- und Wissenschaften nöthiger hochgelehrtem und öffentlichem Schulgebrauch.“ Später gab er sie auch in einer teutschen Bearbeitung („Die unmaßegebliche neu angegebene hochdeutsche Grund- und hohe Landes-Unterrichtung, darinnen nicht allein die allgemein angehende Landesjugend von dem ersten Jahr an bis zu Ausgange des zwölften in allerley vernünftigen Gründen der Künste und Wissenschaften auch wahrer christlicher Furcht Gottes, sondern auch die fernere aufwachsende bis zu Ausgange des zwanzigsten Jahres neben dem Lauf anderer lateinischen Classen und hohen Schulen zu den vier Hauptsprachen und hohen Hauptwissenschaften reicher und genugsamer Erkenntniß in der regierenden Fürstensprache so auszuführen sey, daß dem ganzen Lande ungewöhnlich viele und große Seelen- und Leibes-Nutzen mit wenigen Kern- und Lebenskosten glücklich und gesegnet können zugeföhret werden; zu hoher Erwägung und gnädigster Beförderung an das deutsche Licht gelegt.“ Herborn 1695. 4.) heraus, scheint aber nicht die gebührende Anerkennung seines Vorschlages gefunden zu haben, denn er entsagte im J. 1699 seiner Professur in Herborn, um seine neue Lehrmethode anderwärts zu empfehlen. Er soll sich einige Jahre im Holländischen und Brandenburgischen aufgehalten haben, ohne eine Anstellung zu erhalten. Gewiß ist, daß er in sehr armseligen Umständen nach Bessa in Hessen-Cassel zurückkam, wo er im J. 1704 als Pfarrer angestellt wurde. Seine Mittel waren so unzureichend, daß ihm die Gemeinde einen Priestermantel kaufen mußte. Er führte übrigens trotz seiner Armuth einen exemplarischen Lebenswandel und starb im August 1715 zu Bessa. Grau scheint seiner Uebersetzung das Glück seines Lebens geopfert zu haben, er trat aber mit seinem Vorschlage fast ein Jahrhundert zu früh auf?).

(Ph. H. Kält.)

GRAU¹⁾ (Johann), teutscher Arzt und Naturforscher, um das Jahr 1660 zu Spangenberg in Hessen, wo sein Vater Heinrich Grau Rentmeister war, geboren, widmete sich unter den Universitäten zu Padua und zu Warburg der Arzneiwissenschaft und erwarb sich am letzten Orte im J. 1691 die medicinische Doctorwürde. Als Landgraf Moritz im J. 1699 das Collegium Medicum in Cassel gründete, ward Grau an dasselbe als Professor der Physik berufen. Als aber im J. 1695 wieder eine Aenderung mit dieser Anstalt vorgenommen wurde, nahm er die Stelle eines Stadtphysicus zu Cassel an, welche er bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb um das Jahr 1620. Außer seiner Promotionschrift (Positiones de arthritide. Marp. 1591. 4.), einem philosophischen und einem medicinischen Gelegenheits-

programme (Thematata philosophica. Marp. 1586. 4. Theses pathologicae. Marp. 1588. 4.) schrieb er eine Reihe von Abhandlungen über verschiedene Theile der Physik (Disputationes physicae I—X. Cassel. 1600 — 1601. 4.), Quaestiones physicae de elementis. Cassel. 1605. 4.), welche ihre Entstehung seiner Anstellung an dem Roriceollegium zu danken, aber jetzt ihre Bedeutung verloren haben. Daß ihm auch das theologische Fach nicht fremd war, geht aus der teutschen Uebersetzung des Werkes des römischen Professors Luc. Badmeiser über die Sacramente („Die ganze und in Gottes Wort ersinnliche Lehre von den heil. Sacramenten alten und neuen Testaments.“ Cassel 1618. 4.) hervor?).

(Ph. H. Kält.)

GRAU (Johann David), teutscher Arzt, im J. 1729 zu Wolfstede bei Rudolstadt im Fürstenthume Schwarzburg geboren, begab sich, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, im J. 1748 auf die Universität zu Jena, um sich der Arzneiwissenschaft zu widmen. Nach der Beendigung seiner Studien und nach einem kurzen Aufenthalte zu Dresden ward er zu Jena Registrar der Philosophie und nach der Vervollendung seiner Dissertation De plethore causis et effectibus (Jenae 1756. 4.) Doctor der Medicin. Er ließ sich zu Jena nieder und hielt Vorlesungen in seinem Fache, in der Hoffnung, bald in die Zahl der Professoren seiner Facultät aufgenommen zu werden, und schrieb noch mehrere Dissertationen (De mutationibus ex aëris calore diverso in corpore humano oriundis. Jenae 1758. 4. De genuina febris continuas curandi ratione in universum. Ibid. 1760. 4. *Ιννογραφία παθολογία*. Ibid. 1759. 4. De medicamentorum consolidantium agendi modo et usu. Ibid. 1761. 4. De prognosi status morbori rite formanda. Ibid. 1761. 4. De secretionis corporis humani in genere. Ibid. 1762. 4. De puro vero. Ibid. 1762. 4. De medicamentorum suppurantium agendi modo et usu. Ibid. 1763. 4. De vi vitali Specimen I. Ibid. 1763. 4.), die „Heterodoren Elze aus der Arznelgelahrtheit.“ Erstes Stück (Frankf. 1763. 8.), und die „Abhandlung von den Wundmitteln überhaupt.“ (Remgo 1763. 8.), um dadurch die Erreichung seines Zweckes zu vermitteln. Da ihm aber nicht gelingen wollte, in Jena einen Lehrstuhl zu erhalten, so zog er im J. 1763 in derselben Absicht nach Göttingen. Obwohl er auch hier durch seine Vorlesungen Beifall fand und durch einige Dissertationen (De lignore amni. Götting. 1764. 4. De hydropis aëtiis semiologia. Ibid. 1764. 4. Principia cognitionis humanae. Lemgo 1767. 8.), durch die „Anfangsgründe der Gebarmenskunst“ (Remgo 1765. 8.) und eine Schrift „Von den Erweichmitteln“ (Eben. 1765. 8.) die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf sich zog, so ward ihm doch auch hier keine Professur zu Theil, weshalb er im J. 1767 den Entschluß faßte, als praktischer Arzt nach Nordhausen

2) Fr. Willh. Strieker, *Größte Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte*. Bd. V. S. 78 fg. Joh. Christ. Adelung, *Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. G. Jocher's Gelehrten-Lexicon*. Bd. II. S. 1584.

1) Nach lateinischer Schrift von Gravius.

2) Fr. Willh. Strieker, *Größte Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte*. Bd. V. S. 77.

zu gehen, wo er sich alsbald einer ausgebreiteten Kunde-
schaft erfreute und von dem Markgrafen von Ansbach
den Titel eines Rathes erhielt. Obwohl die Praxis fast
seine ganze Zeit in Anspruch nahm, so fiel es ihm doch
sehr schwer, gänzlich der Schriftstellerei zu entsagen; er
benutzte deshalb noch den bereits begonnenen ersten
Theil seiner Abhandlung von der lebendigen Kraft des
menschlichen Körpers, welcher die Physiologie dieser Lehre
enthält¹⁾ (Kempto 1768. 8.) und gab Geo. Erb. Ham-
berger's Semiotische Vorlesungen über Jodor Komme's
medizinische Wahrnehmungen (Kempto 1767—1769. 8.
3 Bde.) heraus. Er erstreckte sich übrigens dieser behag-
lichen Stellung nur kurze Zeit, denn der Tod raffte ihn
im J. 1768 in der Blüthe seines Alters hinweg. Er
bekämpfte in seinen Schriften (besonders in der Abhand-
lung *De vi vitali* und in der Abhandlung von der
lebendigen Kraft des menschlichen Körpers) die von
Matt. van Gersd gegen A. Whitt aufgestellte Be-
hauptung, daß die Seele keinen unmittelbaren Antheil
an dem zum Leben gehörigen Bewegungen nehme, und
lehrt, daß die Grundkraft des Körpers allgemein und
in allen Theilen demisch sei, weil kein Theil sich finde,
welcher nicht Zellengewebe einschliesse, welchem sogar
alle ihre Entstehung verdanken²⁾. (Ph. H. Kütz.)

GRAU³⁾ (Johann Justus), deutscher Arzt, am
9. März 1680 in Spangenberg in Hessen, wo sein Vater
Johann Grau Metropolitant war, geboren, erhielt nach
dem frühen Tode seines Vaters von seinem Oheim, dem
Consistorialrath J. G. Rausch zu Cassel, eine sorgfältige
Erziehung und war anfänglich zum Studium der Theo-
logie bestimmt; da er aber dazu keine Neigung fühlte
und die Arzneiwissenschaft vorzog, so widmete er sich
derselben auf den Universitäten zu Leipzig, Jena und
Halle, wo er sich die Freundschaft des berühmten Lehrers
Hofmann erwarb, und erlangte an dem letzten Orte
auch im J. 1706 die medicinische Doctorwürde, worauf
ihn der Landgraf Karl zum Feldarzt bei den damals
in Italien dienenden hessischen Truppen ernannte. Nach
der Beendigung des Feldzuges (1712) ließ er sich zu
Cassel nieder, wo er im J. 1718 zum Hof- und Pro-
vincialmedicus und zum Stadtphysicus, im J. 1722 zum
kürfürstlichen Leibarzt ernannt wurde, als welcher er auch
den Landgrafen Friedrich II. auf mehreren Reisen be-
gleitete. Die während des Feldzuges erlittenen Stras-
sen und ein schwerer Fall von einem steilen Felsen in
der Schweiz hatten ihm mehrere körperliche Uebel zuge-
zogen, welche ihm ein unbehagliches Alter, in welchem
ihn auch (1745) ein Schlagfluß traf, bereiteten. Er starb
am 4. Juni 1752 zu Cassel. Eine neue, vermehrte
Ausgabe seiner akademischen Probedruckt: *De salubritate
Hassiae* (Halle 1706. 4.), welche mit großem Beifall

ausgenommen worden war, wurde durch mancherlei Ver-
hältnisse gehindert, obgleich der Druck bereits begonnen
hatte. Auch eine aus seiner Feder erwartete Schrift über
die Poden, deren Beschaffenheit und Ursachen, sowie der
besten Art und Weise, sie zu behandeln, wurde nicht zum
Druck reif⁴⁾. (Ph. H. Kütz.)

GRAU⁵⁾ (Johann Reinhold), deutscher reformirter
Theolog, am 21. April 1701 zu Cassel, wo sein Vater
Caspar Christian Grau Metropolitant war, geboren,
widmete sich, nachdem er auf der Schule seiner Vaterstadt
die nöthige Vorbildung erhalten hatte, der Theologie und
besuchte deshalb die Universitäten zu Marburg, Heidel-
berg, Leyden und Utrecht. Er erwarb sich gründliche
Kenntnisse in seinem Fache, legte aber der freien Richtung
seines Geistes durch die Vorliebe zu der bildlichen (typi-
schen) Theologie, welche zu jener Zeit sich eines großen
Beifalls erfreute, freiwillige Hefeln an, welche er während
seines ganzen späteren Wirkens nicht mehr abzustreifen
vermochte. Nach der Beendigung seiner Studien wurde
er im J. 1736 Prediger in Niederrheinhorn bei Cassel.
Die Mühe, welche ihm die Pflichten seines Amtes ließen,
benutzte er zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung
und zu schriftstellerischen Arbeiten, wobei er jedoch stets
der einmal genommenen Richtung folgte und eifrig bemüht
war, alttestamentliche Erzählungen mit Begebenheiten des
neuen Testaments durch allegorische und nicht selten sehr
gezwungene Deutungen in Beziehung zu bringen, denn
außer seiner sich nicht in diesem Zeernteife bewegenden
kleinen Schrift über die Metropolitaneinrichtung (Theses
historico-theologicae de axiomate metropolitano.
Hersfeld. 1745. 4.) tritt sein Schreiben in der Abhand-
lung über die Taufe (*Discursus theologicus de
baptismo sub certa forma et ex suis causis salu-
fico*, ad 1 Petr. III. 21; accedit significatio de
typo Jonas. Hersfeld. 1747. 4.), worin er die Ge-
schichte des Jonas bildlich auf seinen Gegenstand bezog,
schon entschieden hervor, und ebenso willkürlich deutet
er mehrere Prophezeiungen der Psalmen auf die späteren
Christenverfolgungen in seinen „Helden-Liedern der Kirche
Gottes in denen Rächten der Trübsalen und Gmelin-
schaft der Reiden mit ihrem Haupte Christo und vor-
nehmlich in ihren drey Hauptverfolgungen, wie solche durch
den Geist der Weissagung vorgeführt werden in den
Psalmen XLII. und XLIII., in 12 Predigten, nebst
einer Zugabe über Matth. XX., 1 seq.“ (Kempto 1746. 8.)
Sein wissenschaftliches Streben fand indeß bei seinen
Vorgesetzten Anerkennung und veranlaßte im J. 1747
seine Beförderung zum evangelisch-reformirten Inspector
zu S. Ooar, in welchem Orte damals Hessen-Cassel
das Besorgungsrecht hatte. Als dieses im J. 1754 auch
auf die Bergische Rheinseite ausgedehnt und die dortige

¹⁾ Vergl. Wäters's Geschichte der Wätingen. Bd. I.
S. 201. Bd. II. S. 68. Ueber die Wirkung, Fortschritt und
Gründungen in Chr. G. Jodan's Geschichte. Berlin. Bd. II.
S. 1384. Joh. M. Wäusel, Verken der vom Jahr 1750—1800
verkehten trütschen Schriftsteller. Bd. IV. S. 329.

1) Lateinisch Gravina.

²⁾ Dr. Wilt. Strieder, Hissische Geschichte und Schrift-
steller-Geschichte. Bd. V. S. 83 fg.

³⁾ Lateinisch Gravina. Ueber die vielverwundete Hissische Ka-
mille Graus, welche bis zum Jahre 1600 hinaufreicht und dem
Gaste eine Reihe geistlicher und weltlicher Beamten lieferte, gibt
Dr. W. Strieder in seiner Hissischen Geschichte und Schrift-
steller-Geschichte, Bd. V. S. 67 fg., nähere Auskunft.

Kapelle für den evangelisch-reformirten Gottesdienst eingerichtet wurde, hielt Grau am 25. Dec. die Festpredigt. Ueberhaupt verfaß er sein Predigtamt mit unermüdetem Eifer und arbeitete dann seine stets zu diesem Zwecke angelegten Predigten zu größeren Werken über biblische Gegenstände mit typischer Deutung aus. Dazu gehören seine 24 Betrachtungen über die ersten Ereignisse in dem Leben Jesu („Anfang der Geschichte von Jesu Christo nebst dessen Geheimniß.“ Lemgo 1749—1758. 8. 3 Bde.), worin die Empfangnis des Verkünders Johannes des Täufers, das Lied Maria und die Beschreibung Johannes erklärt werden, ferner die Erklärung des 25. Psalms („Die erste Seele in dem Bathause Gottes“ Frankfurt a/M. 1756. 8. 2 Theile, wobei sich als Anhang einige gute und zuverlässige Nachrichten über den Prediger Ad. Fabricius zu S. Goar befinden) und die Auslegung des 119. Psalms („Vollständige Bewahrung beydes des Wortes als auch des Volkes Gottes und eines jeden wahren Gläubigen davon, prophetisch vorgestellt in dem 119. Psalm. Frankfurt a/M. 1760. 8.), welche sich aber nur über die acht ersten Verse erstreckt, da der Druck durch den Tod des Verfassers, welcher am 19. April 1760 zu S. Goar erfolgte, unterbrochen wurde. Die vollständige ausgearbeitete Handschrift der Fortsetzung befand sich im Besitze der Erben. (Ph. H. Kälb.)

GRAU¹⁾ (Abraham de), ein holländischer Philosoph und Mathematiker, am 14. Aug. 1632 zu Wandwerd in Friesland, wo sein Vater Samuel Grau Prediger war, geboren, widmete sich, nachdem er den ersten Unterricht von seinem Vater erhalten hatte, auf den Universitäten zu Francker und Göttingen den exacten Wissenschaften und erhielt, nachdem er seine Studien beendet und die Magisterwürde erlangt hatte, im J. 1659 die Professur der Mathematik zu Francker. In diese Zeit seiner Wirksamkeit fallen seine mathematischen Handbücher (Beginnende des Rechenkonst l'Algebra), welche lange Zeit in seinem Vaterlande in großem Ansehen standen. Als die mathematischen Wissenschaften nicht mehr dem Geschmack der Zeit entsprachen und die Schüler derselben auf eine auffallende Weise abzunehmen angingen, erwiderte sich Grau die Erlaubnis, philosophische Collegien lesen zu dürfen und er fand bei den Zuhörern unermesslich großen Beifall. Er legte die Ergebnisse seiner Forschungen auch in einer Geschichte der Philosophie (Historia philosophica. Francker. 1674. 4.) nieder, welche von genauer Sachkenntnis und von großem Scharfsinn zeugt, aber leider nur bis zur Zeit des Aristoteles reicht. Sie wird jetzt noch von den Forschern der ältesten philosophischen Systeme nicht ohne Nutzen zu Rathe gezogen, da sie sich auch durch angenehme und klare Darstellung auszeichnet²⁾. (Ph. H. Kälb.)

2) Dr. Wilh. Stricker, *Brüderliche Gelehrten- und Schriftstellers-Geschichte*. Bd. V. S. 68. Joh. Chr. Meinel, *Fortsetzung und Ergänzungen zu Hr. Dr. Joh. Strickers Gelehrten-Geschichte*. Bd. II. S. 1586. Joh. G. Wenzel, *Verizon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller*. Bd. IV. S. 330.

1) In lateinischen Schriften schrieb er nach der Sitter seiner Zeit seinen Namen Gravius. 2) Hr. Dr. Joh. Chr. Meinel,

GRAUBRAUNSTEINERZ, GRAUMAN-GANERZ, ein Ranganerz von lichtstahlgrauer Farbe, das in der Glasfabrication, in der Emailmalerei und bei verschiedenen chemischen Operationen sehr ausgedehnt benutzt wird. Als Begleiter der Eisenerze hat es vortheilhaften Einfluß auf die Beschaffenheit des daraus erzeugten Eisens. (C. Reinwardt.)

GRAUBÜNDTEN, eidgenössischer Canton, welcher das südöstliche Ende der Schweiz bildet.

A. Geographic. Der Canton Graubünden liegt zwischen 46° 13' 53" und 47° 4' 18" der nördlichen Breite und 26° 19' 16" und 28° 4' 10" östlicher Länge. Er grenzt nördlich an das österreichische Vorarlberg, das Fürstenthum Lichtenstein und an die Cantone St. Gallen, Uri und Glarus; westlich an die Cantone Uri und Tessin; südlich an die ehemals bündnerischen, jetzt zum lombardischen Königreich gehörigen Landschaften Chiavenna, Valtellina und Bormio, und östlich an Tyrol. Von Ost nach West ist seine größte Ausdehnung in gerader Linie 10 geographische Meilen, von Süden nach Norden 12 Meilen. Die Angaben über den Flächeninhalt schwanken zwischen 113 und 140 „Meilen, am wahrscheinlichsten ist die Angabe von 121 „Meilen. Demnach macht dieser Canton ungefähr ein Sechstheil der Oberfläche der Schweiz aus, obgleich seine Bevölkerung kaum $\frac{1}{2}$ der schweizerischen Bevölkerung bildet. Ein sehr bares Chaos von Gebirgen, von Theil belastet mit gewaltigen Felskernen und weitausgedehnten Schneelagern, durchzieht den ganzen Canton nach allen Richtungen und bildet eine Menge von größeren und kleineren Quer- und Längenthälern von sehr verschiedener Erhebung. Dieses Chaos löst sich aber bei der Befolgung der Höhenzüge und der durch dieselben bedingten Flußgebiete in ein organisch gestaltetes Ganze auf. Den weitaus größten Theil des Landes nimmt das Flußgebiet des Rheins ein. Dasselbe ist ringsum von hohen Gebirgen umgeben und hat nur im Norden des Hauptthales, wo der Rhein das Land verläßt, eine Thalsoffnung nach Außen. Die sehr zahlreichen Seitenthäler öffnen sich dagegen alle nur im Innern gegen die Hauptthäler. Von jener Thalsoffnung des Rheins an bei der sogenannten Tarbis- oder untern Joldbrücke, welche 1550 franz. Fuß über der Meeressfläche liegt, erhebt sich das Thalland im Allgemeinen von Nordost gegen Südwest und Süden. Nur zwei Seitenthäler, das Prättigau im nördlichsten Theil des Landes und das Thal von Davos, machen davon eine Ausnahme. Ersteres steigt gegen Südosten, letzteres gegen Nordosten an. Das Hauptthal des Rheins geht zuerst in südlicher Richtung bis Chur, von da in südwestlicher bis Reichenau und steigt bis dahin um 300 Fuß an. Neben dem 8—9 Stunden langen Prättigau öffnen sich in dasselbe auf dieser Straße die Seitenthäler des Schanfigg ober Schafisch und von Churwalden aus dem Prättigau steigt die vorherrschende Landquart, aus Schanfigg die Mesur, nach

ten. Vericon. Bd. II. S. 1142. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 339.

dem sie die Rhodan aus Thurnwalden aufgenommen hat, dem Rheine zu. Bei Reichenau theilt sich das Thal in zwei Haupttheile, die Thäler des Vorderberns und des Hinterberns. Das Thal des Vorderberns zieht sich in südwestlicher Richtung zum Gottthardstode in einer Länge von 16 Stunden und steigt bis zum obersten Bergstöße Ghiamüt 3420 Fuß an. Es wird gewöhnlich auch das Oberland und der oberste Theil Tavarsch genannt. Auf der Nordseite zieht sich vom Gottthardstode aus zwischen diesem Thale und den Cantonen Uri, Glarus und St. Gallen eine hohe, weithin vergletscherte Gebirgskette, in welcher der Tödi sich bis zu 11,144 Fuß erhebt. Sie fällt, wie alle Gebirge auf der Südseite, gegen Graubünden sehr steil ab und enthält keine bewohnten Seitenthäler, sondern nur eine Anzahl von Bergflüchten, durch welche die wilden Bergbäche und Gletscherabflüsse dem Vorderberne zufließen. Dagegen öffnen sich auf der Südseite des Hauptthales einige fruchtbare, mit Dörfern besetzte Seitenthäler, die sich, in südlicher Richtung ansehnend, in die Centralröhre der bündnerischen Alpen hinaufziehen. Diese Kette, die ebenfalls vom Gottthardstode beginnt, bildet die Wasserscheide zwischen dem Vorderberne und den Flußgebieten des Tessins und des Hinterberns, und scheidet in ihrer östlichen Fortsetzung die Flußgebiete des Rheins und des Inn. Jene Seitenthäler sind in der Folge von Westen nach Osten das Redersenthal, 5—6 Stunden lang; aus den im Hintergrunde desselben liegenden Gletschern entspringt der Rederser- oder Müllersbach. (Rhyu oder Rhein ist nämlich bei den Benennungen der bündnerischen Hochthäler, sowohl bei den teusch als bei den romanisch sprechenden, kein wirklicher Eigennamen, sondern sie bezeichnen damit in jedem Thale den Hauptstrom, indem dieses Wort ihnen so viel ist als Gebirgsstrom.) Denselben vom Redersenthal und parallel mit demselben läuft das Summoirer- oder Tensersenthal gegen dem Hauptthale aus. Es ist hochgelegen, ungefähr 6 Stunden lang und wenig brockig. Auf dasselbe folgt das Thal von Bugnè, welches anfänglich vom Rhein her etwa 3 Stunden weit nur allmählig ansteigt, aber beim Dorfe Surcastel sich in zwei heller ansehnende Thäler spaltet, das eigentliche Engpèner- oder Brinthal und das Wasser- oder St. Petersthal. Sie theilen sich nach oben wieder jedes in zwei kleine Hochthäler. Aus diesen Thälern stürzen der Brinnerschein und der Wasserstein herab, die nach ihrer Vereinigung bei Surcastel der Gennar genannt werden. Das vierte Seitenthal ist Savolen, ungefähr 7 Stunden lang. Der Bergstrom wird ebenfalls Rhein genannt. — Das zweite Hauptthal des Rheingebietes ist das des Hinterberns. Es geht, wie die Seitenthäler des Vorderbernthales, nach seiner Abtrennung von diesem zuerst in südlicher Richtung ungefähr 7 Stunden fort und biegt dann nach Südwesten um. Es wird durch drei Thäler gebildet, die als Stufen auf einander folgen und in ihrer Thalsohle nur sanft anheigen, von denen aber das folgende immer um ungefähr 1000 Fuß höher liegt. Die unterste Stufe bildet das etwa 2 Stunden lange, fruchtbare Domlescherthal, an dessen südlichem Ende die

furchtbare Kluft der Via Maia beginnt, durch welche man aufwärts zu der zweiten Stufe, dem Schamsenthal, gelangt. Dieses ist ungefähr 2 Stunden lang und seine Thalsohle liegt schon etwas über 3000 Fuß hoch. Hier auf biegt das Thal in der wilden Kossischabucht nach Südwesten um, und diese Richtung behält auch die dritte Stufe, der Rheinwald, bei. Der bewohnte Thalboden dieser Landschaft erstreckt sich bis zum Dorfe Hinterrhein etwa 3 Stunden weit in einer Höhe von 4630 — 4800 Fuß, geht dann noch $1\frac{1}{2}$ — 2 Stunden weiter fort und steigt zu den Quellen des Hinterberns in den Gletschern des Aulagebirges empor, in einer Höhe von 5760 Fuß. In die unterste Stufe des Hinterrheinthales, in das Domleschthal, öffnen sich von Osten her durch eine enge Schlucht, der Schyn genannt, die oberhalb derselben zusammenstreichenden Seitenthäler von Davos, Oberhalbstein und der Albulas. Das Thal von Davos zieht sich ungefähr 4 Stunden weit nördlich aufwärts bis 4600 Fuß über Meer (nach Andern bis 4936 Fuß), wo die Wasserscheide zwischen Davos und Prättigau ist. Der Strom des Thales, Randwasser genannt, erhält aus vier in die Gebirgskette, welche Davos vom Engadin scheidet, ansehnenden Hochthälern seine Zuflüsse und fällt bei Illiur, 3173 Fuß über Meer, in die Albulas. Dieser Bergstrom entspringt auf dem wilden Albulaberge, 6340 Fuß über Meer, durchströmt das südlich laufende Bergthal Bergün und nimmt noch in seinem untern Laufe bei Tiefenbach, 2612 Fuß über Meer, die vereinigten Gewässer des südlich anheigenden und in den Alpen- pässen des Septimer und Julier auslaufenden Thales von Oberhalbstein den Oberhalbsteinerrein auf. Die Wassermasse, welche die Albulas dem Hinterrhein im Domlescherthale zuführt, ist daher sehr beträchtlich. Von der Westseite dieses Thales öffnet sich nur der Thufis eine enge Kluft, aus welcher die verheerende Kolla dem Rheine zufließt. — Die zweite Stufe des Hinterrheinthales, Schams, hat kein Seitenthal, aber in der Kossa öffnet sich die Kluft, durch welche von Süden her der aus dem Ferrerathal und dessen Fortsetzung, dem hochgelegenen Wersthal, hervorstrebende Wersterein oder das Werst- und Wasser vom Rheine zufließt (Werst heißt in der Wöltsprache Wersthal). Das Ferrerathal zieht nämlich in südlicher Richtung 4 — 5 Stunden aufwärts und nimmt von Südwesten her zwei hochgelegene Seitenthäler auf, welche von der südlichen Fortsetzung der Kette des Stälgapasses herabsteigen. Das Hauptthal wendet sich dann östlich und heißt von da an Werstthal; der höchste bewohnte Theil desselben liegt 6730 Fuß über Meer. Zwei höhe, von derselben Kette herabsteigende Seitenthäler öffnen sich auch in das Werstthal.

Alle diese Haupt- und Nebenthäler gehören zum Flußgebiet des Rheins. Sie werden durch hohe Gebirgsketten oder deren Seitenzweigungen gebildet. Die Hauptketten umfassen diesen Theil Graubündtens wie eine Mauer, die sich nur im Norden, wo der Rhein das Land verläßt, öffnet, sonst aber überall nur hohe Alpenpässe gestattet. Die Innere aber geben überall von derselben Bergkette aus, wodurch die große Menge von Thälern

gebildet wird und dieses scheinbare Chaos sich als ein merkwürdig gegliedertes Ganzes darstellt. Die Hauptleitern dieses Gebirgssystems sind: 1) Die Südseite, die sich durch den Gebirgskopf des Cristall an die Gotthardgruppe anlehnt und im Oberalpkopf zu 10,200 franz. Fuß über Meer, im Thäl zu 11,110 Fuß erhebt und gewaltige Gletscher und Schneelager trägt. Ihre Richtung ist nordöstlich und sie schließt auf der Nordseite das Längenthal des Vorderberns gegen Uri, Glarus und St. Gallen ab. 2) Die südwestliche und südliche Gebirgsseite, die man als die Centralseite des Landes betrachten kann, geht ebenfalls von der Gotthardgruppe aus. Sie zieht durch die Kette des Lucmanier, in welche das Weiserthal hinaufsteigt, zuerst in nordöstlicher Richtung, wendet sich dann gegen Süden zu der hohen, vergletscherten Abula- oder Vogelberggruppe, in welcher sich das Rheinwaldhorn (Piz val Rhya) zu 10,280 Fuß, das Zapfthorn zu 10,220 Fuß und andere Berggipfel zu Höhen von 9—10,000 Fuß erheben. In dieser Gebirgsgruppe sind die Quellen des Hinterberns und das Wasser- und Hinterbernthal steigen in dieselbe hinaus. Sie sendet nordöstlich einen Arm aus, der die Nordwestseite des Rheinwalds und des Schamerthales begrenzt. Die Hauptseite läuft auf der Südseite des Rheinwalds in östlicher Richtung fort und öffnet in ihren Einsenkungen die Bergübergänge des Bernarino (6584 Fuß) und des Egläns (6450 Fuß), zwischen denen das Tambohorn liegt (9345 Fuß). Dann biegt die Kette südöstlich ab, wendet aber bald wieder nach Nordosten um. Das Ferrera- und das Aversthal mit ihren Hochthälern steigen hier zu derselben auf. Sie öffnet in ihren Einsenkungen die Bergpässe des Septimer (ca. 7000 Fuß) und des Julier (7621 Fuß). Der Septimer, zu welchem sich das Thal von Oberhalbstein emporgiebt, bildet einen Gebirgsnoten, wo sich die Wasserscheide Rhein zwischen Inn und der dem Comersee zuströmenden Maira befindet. Vom Septimer an gegen Osten ist das ganze Alpenland vorzüglich gehoben, und es findet sich in der Fortsetzung der Kette keine Einsenkung mehr, welche weniger als 7000 Fuß Höhe hätte. Die Kette behält ihre nordöstliche Richtung und erhebt sich wieder in gewaltigen vergletscherten Felsköpfen, deren Höhenangabe fehlt, von denen aber wenigstens einer sich zu 10,000 Fuß erhebt. Hierauf folgt wieder eine Einsattelung, durch welche der Paß über den Abula in einer Höhe von 7238 Fuß geht, und weiterhin der wilde Saletapass (7850 Fuß) und der Hüelapass (7400 Fuß) aus Davos ins Engadin, worauf die ausgedehnten Eis- und Schneelager des Silvretta zwischen Prättigau und Engadin folgen. Nahe bei dem Silvretta steigt der Piz Vinard zu 10,580 Fuß empor. Vom Silvretta gehen nach allen Seiten Fortsetzungen aus, die sich theils ins Innere des Landes, theils nach Tyrol erstrecken, theils das Prättigau vom österröichischen Montafun scheiden. Letztere nordwestlich umliegende Kette ist unter dem Namen Rhätikon bekannt; in derselben erhebt sich die Scesa plana zu 9207 Fuß; die Fortsetzung des Rhätikon berührt den Rhein da, wo er Graubünden verläßt.

Das zweite Flußgebiet, zu welchem ein Theil Graubündens gehört, ist das des Inn, also der Donau. Es besteht aus dem in nordöstlicher Richtung laufenden, beinahe 19 Stunden langen und in seiner ganzen Länge vom Inn durchströmten Engadin, in welches sich mehrere Seitenthäler öffnen. Von seiner östlichen Grenze bei Martinsbrud, 3234 f. über Meer, steigt es allmählig ohne Thalstufen, wie sie im Thale des Hinterberns sich finden, bis zu 5850 f. empor. Auf der Nordseite wird es vom Abgebirge durch die Centralseite der Graubündnergebirge geschlossen; auf seiner Südseite zieht in nordöstlicher Richtung eine hohe, zum Theil mit gewaltigen Schneelagern und Gletschern bedeckte Gebirgsleiter, welche das Engadin von den lombardischen Provinzen Veltlin (Valtellina) und Bormio (Bormio) und dem Eschthale scheidet. Sie ist die Fortsetzung des Gebirges, welches am obern Theile des Comersees (Levanter) beginnt, auf der Südseite des Bergell heraufzieht, sich dort schon zu Gipfeln von nahe an 11,000 f. über Meer und vielleicht noch darüber erhebt, dann durch die Wasserscheide der Maloja, am westlichen Ende des Engadins, mit dem Septimer in Verbindung steht und hierauf in der furchtbaren Berninagruppe fortläuft. Diese Gruppe enthält die höchsten Spigen der Bündnerberge, namentlich im Hintergrunde des Rofegathales eine Spige von 12,552 franz. oder 13,500 Schweizerfuß über Meer. Genaue Bemessungen haben bisher bei den wenigsten dieser Gipfel stattgefunden; auch die Namen sind sehr unbestimmt; das aber mehrere sich bedeutend über 10,000 f. erheben, ist gewiß. Die Gletschermassen, die in dieser Gebirgsgruppe lagern, ist eine der ausgedehntesten der Schweiz. Die niedrigste Einsattelung dieses Gebirgsrundes sinkt nur auf 7180 f., über welche der Weg in das graubündnerische Thal Vofschlavo führt. In der Fortsetzung der Gebirgsseite östlich vom Bernina hören die großen Gletscher auf. Nur hier und da sind noch vereinzelt Gletschermassen; doch heben sich noch hohe Spigen empor, wie der Piz Vigor zu 10,880 f. über Meer, dem Silvretta auf der Nordseite des Engadins gegenüber. Vom Piz Vigor an senkt sich die Kette zugleich mit dem sinkenden Thalgrunde bis zu dessen östlicher Grenze gegen Tyrol. Noch vorher, westlich vom Piz Vigor, läuft von der Hauptseite ein hoher Gebirgsstamm in südöstlicher Richtung aus, welcher das graubündnerische Münstenthal von Bormio scheidet und zu dem hohen Bergpasse des Eisnerjochs (Stelvio) hinzieht. Dieses 4—5 Stunden lange Thal ist vom Engadin durch dessen südliche Hauptseite geschlossen, die sich um die westliche und nördliche Seite des Münstertalles herumzieht. Ein Theil derselben, der Buffalora, gestattet in der Höhe von 6780 f. einen Uebergang. Derselbe öffnet sich das Thal gegen Tyrol und seine in dem Rhodan vereinigten Gewässer fließen der Elsch zu. Das Münstenthal gehört daher zu einem dritten Flußgebiete, demjenigen der Elsch.

Ein viertes Flußgebiet, welches sich in Graubünden erstreckt, ist dasjenige der Abda. Zu demselben gehören die Thäler von Vofschlavo und Bergell. Das Thal

Pöschlavo (Pöschl) wird wie das Münsterthal durch die südliche Hauptkette des Engadins von dieser Landschaft getrennt. Es erstreckt sich in südöstlicher Richtung vom Bernina herab 8 Stunden weit; westlich und östlich ist es von hohen Gebirgskämmen eingeschlossen, die von der Hauptkette auslaufen und auf denen sich einige Gipfel über 10,000 F. erheben. Durch eine enge Schlucht senkt es sich in die Ebene des Veltins hinab, durch welche der Pöschlavo der Adva zufließt. Das zweite Thal des Flussgebietes der Adva, das Bergell (Bregaglia) senkt sich in südwestlicher Richtung in mehrere Stufen von der Höhe des Engadins (Malaja) steil zwischen der (oben angeführten) am Comersee beginnenden und der zwischen dem Splügen und Septimer streichenden Centralkette ungefähr 6 Stunden weit bis zur Grenze der Grafschaft Chiavenna, in welcher dann das Thal in derselben Richtung bis zum Fledern Chiavennas sich abflusst und sich dann südlich zum Comersee wendet. Das ganze Thal wird von der durch die Inzassen der Seitenthäler gebildeten Malra oder Mera durchströmt, die sich in den Comersee ergießt. Es bildet dieses Thal der Malra mit dem Engadin dasselbe Längenthal, das von Südwest nach Nordost sich ungefähr 34 Stunden weit erstreckt, auf beiden Seiten von denselben ununterbrochen fortlaufenden Gebirgsketten begrenzt. Der höchste Punkt ist die Malaja, welche die Wasserscheide zwischen dem Gebieten des Inn und der Adva bildet. — Endlich gehört noch ein graubündnerisches Thal zum Flussgebiete des Tessins. Es ist dasselbe das zwischen der Grafschaft Chiavenna und dem schweizerischen Kanton Tessin in gerader südlicher Richtung vom Basse des Bernardino herablaufende, fast 10 Stunden lange Misserenthal (Val Misococco) nebst seinem 6 Stunden langen parallel laufenden Seitenthale Val Calanca. In südwestlicher Umdeutung öffnet sich dann das Misserenthal gegen die Ebene bei Bellinzona. Gegen Westen wird es durch eine vom Advalgebirge anlaufende Bergkette vom Canton Tessin, gegen Osten durch eine ebenfalls von der Centralkette der Bündneralpen ausgehende Kette von der Grafschaft Chiavenna getrennt. Der obere Theil des Thaies fällt äußerst steil ab; auf seiner Westseite von 4½ Stunden um 5000 Fuß. Die Gewässer des Thaies bilden die Mura oder Mäsa, welche nahe bei Bellinzona in den Tessin fällt. Wird übrigens der Po ins Auge gefasst, so gehören Pöschlavo, Bregaglia und Misococco zu dessen Gebiet, und Bündnen theilt sich also in die Flussgebiete des Rhein, des Inn, der Elsch und des Po. Bei diesen Höhen- und Thälern ist dann aber eine merkwürdige Verschiedenheit von dem westlich von der Goethardsgruppe gelegenen Alpenlande nicht zu übersehen. In letzterem sind die Thäler im Allgemeinen weit tiefer zwischen den Bergen eingeschlossen. In Graubünden findet mehr eine Erhebung der ganzen Erdrinde statt, und die relative Höhe der Bergspitzen gegen die hochgelegenen Thäler ist lange nicht so groß als in den westlichen Alpen, obgleich die absolute Höhe einzelner Gipfel über Meer nicht viel geringer ist und weil an 20 Bergspitzen sich zu 10,000 F. und darüber erheben.

Es zeigt sich daher in Graubünden mehr eine Erhebung der ganzen Masse, während in den westlichen Alpen mehr die Neigung zur Gipfelbildung neben Tiefthälern scheint vorgewaltet zu haben. Diese Erscheinung ist am auffallendsten in den westlichen Theilen des Rhein- und Inngebietes, wo der Thalgrund von Taverisch, des Rheinwalds, Balis, Wörs und des ganzen Ober-Engadins eine sehr beträchtliche Höhenlage hat, so daß, um nur ein Beispiel anzuführen, der Curort St. Moriz am Engadin, der noch 279 F. unter der obersten Höhe des Thaies liegt, doch den Nivolum etwa um 100 F. und Unterwald im Urserenthale um mehr als 1000 F. in Mähdie der Höhenlage übertrifft. Wo nicht mit Unrecht hat man in dieser hohen Lage der Thalgründe eine der Ursachen zu finden geglaubt, warum in Graubünden Culturpflanzen und Holzwuchs im Allgemeinen zu größerer Höhe emporsteigen als in anderen Theilen der Alpen, indem die auch in diesen hohen Thalgründen durch die Sonnenstrahlen erwärmte Luft ihre belebende Kraft auch noch in solcher Höhe ausübt.

Von den angeführten Klaffen Graubündens ist keiner schiffbar; der Hinterrhein wird im Domleschgertbale für Holzköpfe benutzt; dasselbe geschieht im Unter-Engadin auf dem Inn.

Die ganze dermalige topographische Beschaffenheit Graubündens bringt es mit sich, daß das Land keine großen Seen enthalten kann. Vermuthungen, daß in vorgeschichtlicher Zeit unter andern das Schamsertal einen See gebildet und dieser durch eine Revolution, welche die Klüfte der Via Mala öffnete, abgelaufen sei, gehören nicht hierher. — Hoch in den Gebirgen liegen hier und da kleine Wasserfasser, in denen die Abflüsse der Gletscher zusammenströmen; Stiche findet man in diesen nicht, dagegen sind eine Anzahl kleiner Seen auf mittleren Höhen meist sehr schiefe; dasselbe gilt von den etwas größeren Seen im Ober-Engadin, auf Davos und in Pöschlavo. Der größte dieser Seen, der Sillersee bei Sils im Ober-Engadin, ist 1½ Stunde lang und ¾ Stunde breit. Drei kleinere folgen schrägs nach nahe auf denselben, alle vom Inn durchströmt. Der See von Pöschlavo ist eine Stunde, der größte in der Landschaft Davos nur eine halbe Stunde lang.

Ueber die geognostischen Verhältnisse des Bündnerlandes findet man nähere Angaben im 15. Bande der Gemälde der Schweiz (St. Gallen und Vren 1838). Folgende allgemeine Bemerkung ist denselben entnommen: „Der Allem ist auffallend, daß Graubünden, zufolge der allgemeinen Scheitungslinie der Kalkgebirge von den kristallinisch-schieferigen und körnigen Gebirgen (dem sogenannten Urgebirge) östlich und westlich von Bündnen, innerhalb des Gebietes der Urgebirgsarten liegt, und dennoch größtentheils, namentlich in seinem nördlichen Theile, aus Thonschiefer, grauwackenartigem Sandstein und Kalkstein besteht, welche früher zur Urgebirgsformation gerechnet wurden, jetzt aber infolge der neuern Untersuchungen zu der jüngsten Stöckbildung gezählt werden müssen. Mehr noch; dieser Thonschiefer und grau-

wadenartige Sandstein sind nicht scharf abgeschnitten von der krykallinisch-schieferigen und körnigen Gelsarten (dem Urgebirge), sondern sie gehen im Gegentheil auf die mannichfache Weise in die letztern über und bilden, namentlich im Westen in der Gegend des Ludmaniers, mächtige, weit ausgebreitete Zwischenalagen zwischen Gneis und Glimmerschiefer.“ Verwerfungen sind im Allgemeinen in den graubündtnerischen Gebirgen nicht sehr häufig gefunden worden. Doch findet man hier und da im Thonschiefer Pflanzensabdrücke und Kummuliten; auf der Gersaplana und am Galanda Korallen und weisshalige Muscheln und im Kalkstein am Bernina Pentacrinien. — Metalle finden sich in vielen Gegenden des Gebirges im Allgemeinen mehr als in den meisten andern Gegenden der Schweiz, aber der Bau auf dieselben hat nur selten den Unternehmern Gewinn gebracht, obgleich die Volkslage von großem, dabei gewonnenen Schätzen zu erzählen weiß. Auf Gold, Silber, Blei wurde zu verschiedenen Zeiten und an vielen Orten gebaut. Am reichsten sind die Eisenerze, deren Bau zum Theil mit Erfolg betrieben wird. Schwefelstein findet man fast überall; hier und da auch Salmel, Antimonium, Wismuth u. s. w.; ferner schönen Serpentin und verschiedene Marmorarten, sowohl weisse als farbige. — Vertheilung ist die große Menge von Mineralquellen Graubündtens, unter denen aber keine warme und nur eine einzige lauwarme sich findet, während fast an der nördlichen und an der südlichen Grenze des Landes die warmen Quellen von Pfäfers und Bormio hervortreten. Besonders zahlreich und zum Theil von vorzüglichem Gehalte sind die Sauerlinge, und zugleich zeigt sich in Graubündten die bekannte Erscheinung, daß Wasser von ganz verschiedenem Gehalte nahe bei einander sich finden, so bei Sauerlingen in derselben Gegend Schwefelquellen. Die berühmtesten Sauerquellen sind St. Moriz im Ober-Engadin, Fideris im Prättigau und St. Bernardino im obersten Dorfe des Misserithales. Eine vorzügliche, auswärts zu wenig bekannte Mineralquelle ist diejenige von Tarasp im Unter-Engadin. Die neueste Analyse derselben zeigt auf 1000 Gewichttheile Wasser: Chlornatrium (Spuren von Jod und Brom) 3,9534; schwefelsaures Natron 2,2633; schwefelsaures Kalk 0,3570; kohlensaures Natron 3,7013; kohlensaures Kalk 1,6028; kohlensaure Magnesia 0,0722; kohlensaures Eisenoxydul 0,0278; Kieselerde 0,0256; Thonerde, organ. Mat. Spuren; freie Kohlensäure 3,5427 Diese Bestimmung der Kohlensäure entspricht 1791,7 Kubikcentimeter Gas auf ein Kilogramm Wasser). Der Natrongehalt übertrifft also denjenigen der berühmtesten Natronwasser von Karlsbad, Eger und Bilit. Indessen entsprechen die Analysen für die Aufnahme der Gurgäste, sowie der Weg nach Tarasp den jetzigen Forderungen so wenig, daß die Reise und der Aufenthalt mit manchen Unbequemlichkeiten verbunden ist. Es sollen jedoch wichtige Verbesserungen bevorstehen. — Neben mehreren andern natronhaltigen Quellen entspringen in der Umgegend von Tarasp noch viele andere, Kohlensäure, Bittersalz und Eisen haltende Quellen und eine fast

Schwefelwasserstoff haltige Quelle. Dasselbe ist der Fall auf dem linken Ufer des Inn um den benachbarten Ort Squalo. Man zählt überhaupt zwischen Tarasp und Squalo in einem Umfange von kaum einer □Stunde über 20 verschiedene Mineralquellen, welche, sowie eine große Menge von Mineralquellen in andern Gegenden Graubündtens, größtentheils unbenutzt wegliegen.

In den graubündtner Gebirgen zieht sich die Linie des ewigen Schnees zwischen 7800 und 8700 F. absoluter Höhe fort (10 Schweizerfuß gleich 3 Meter), je nach der Richtung der Gebirgshänge und der Thäler, sowie der Höhe der letzteren. Sie ist also bedeutend (7 — 800 F.) höher als z. B. in dem angrenzenden Glarnerlande, deswegen steigt auch der Pflanzenwuchs höher hinauf als in den westlich vom Gottthard liegenden Alpen, und nitigend sonst in der Alpenseite werden in einer Höhenlage von 5600 F. noch wirthliche Dörfer gefunden, bei denen noch Kulturpflanzen fortkommen, wie im Engadin, ja in einem Seitenthale derselben, dem Seethale, gegen der Berninagruppe ist noch ein Dörfchen, bei welchem Flach- und Gartengewächse in einer Höhe von beinahe 6000 F. gedeihen. Neben dem schon angeführten Emporksteigen der in den hochgelegenen Thalgründen durch die Sonne erwärmten Luftschichten weist dazu besonders mit der häufig herrschende Südwind (Föhn), der, ungedacht des Lieberganges über die hohe Gebirgskette, oft als wahrer Sirocco auftritt. Derselbe ist die Hauptkraft, welche weit mehr als die Sonnenstrahlen die Schneelager zu schnellern Schmelzen bringt und die Zeitigung der Kulturpflanzen befördert. Neben dem Föhn ist der Hauptwind des Landes der Nordwind, hier Unterwind genannt. Der Kampf beider verursacht gewaltige Niederschläge der Atmosphäre. Durch die Streichung der Höhenzüge und der Thäler erhalten natürlich diese wie die übrigen Winde verschiedene Richtungen. — Die Flora Graubündtens ist höchst mannichfaltig und enthält wegen der mannichfaltigen Standorte der Pflanzen zwischen den Giegelegen und dem warmen italienischen Klima dieselben Abwechselungen, die wir vom hohen Norden bis in Orientalien finden. In den tieferen Regionen bis auf 4000 F. Höhe zählt Heer (Gemadde der Schweiz. Bd. 15. S. 271) über 1000 phanerogamische Pflanzenarten; zwischen 4000 und 5000 F. über 600; von da bis 7000 F. angeführt 500; bis 8500 F. beinahe 300 und bis auf 10,000 F. etwas mehr als 100. — Den Hauptbestandtheil der Wälder machen die Nadelbölzer. Dagegen fehlen die Laubbölzer fast überall, oder kommen nur vereinzelt vor. Die Buche findet sich nur im Prättigau in bedeutender Menge. Von den Nadelbölzern steigt die gemeine Kiefer (Föhre, Pinus silvestris) bis auf 5500 F., die Kiefer (P. oemara) bis auf 7000 F., die Kothanne oder Fichte bis 6200 F., die Weißtanne bis 5000 F., die Lärche bis 7000 F. Von Gehiraden sind die Alpenrosen, die Heidekräuter (vaccinium) und mehrere Ericaarten zu bemerken, welche die Abhänge bis zum ewigen Schnee in großer Menge bedecken. Die Alpenrose steigt aber auch tiefer herunter; so findet sich z. B. zu Squalo im Unter-Engadin 3780 F.

über Meer der Abhang an der rechten Seite des Jun gen mit Alpenrosen bedeckt, während auf der linken Seite in gleicher Höhe prächtige Kornfelder wachsen. — Von Raubthieren leben in den Höhlen der Bär, in den höhern Wäldern der Luchs, der manchmal auch in den tiefern Thälern gesehen wird; Wölfe sind selten geworden, sowie die Wildkatze und die Fischotter. Da gegen sind Füchse, Dachs, Marder, Iltis und Miesel häufig. Der Steinbock ist verschwunden; Gäm sen sind noch zahlreich, ebenso Karmelshiere, mehrere Arten von Mäusen, Maulwürfe, Hasen u. s. w. Die Arten der ein heimischen Vögel sind sehr zahlreich, doch zieht die Mehr zahl im Herbst in wärmere Gegenden; zugleich werden die Alpenübergänge von großen Scharen von Zugvögeln benutzt. An sehr schmalen Flüssen sind Flüsse, Bäche und einige Seen ziemlich reich; die Zahl der Gattungen ist aber nicht groß. Dagegen zeigt die Insektenwelt große Mannichfaltigkeit.

Die Bevölkerung Graubündens bietet in den ein zelnen Landestheilen eine Mannichfaltigkeit dar, wie man sie kaum anderswo auf so beschränktem Schauplatze findet. Der Vermischung der zu verschiedenen Zeiten hier ein gewanderten, an Herkunft, Sprache und Sitten höchst verschiedener Scharen zu Einer Nationalität fanden die localen Verhältnisse, wodurch nahe liegende Thäler oft gänzlich von einander getrennt werden, ferner die große Verschiedenheit der klimatischen Einflüsse und endlich die politische Zersplitterung des Landes in eine große Zahl beinahe souveräner Fürstenthümer von jeher entgegen. Es lassen sich daher über die körperlichen Eigenschaften wenig allgemeine Merkmale angeben. Dasselbe gilt in Rücksicht der Sitten und der Lebensart. Die Landes sprachen sind das Teutsche, Romanische und Italienische. Das Romanische theilt sich in drei Hauptzweige, von denen zwei vorzugsweise romanisch, der dritte latin ge nannt wird. Alle drei Dialekte sind aber nicht bloß Volks-, sondern Schriftsprache. Das Italienische ist auf die drei Thäler Veschivao, Bergaglia und Misocco be schränkt. Nur am Fuße des Julier und Septimer in der Landchaft Cusella findet sich auch auf der Nordseite des Gebirges italienische Bevölkerung. Teutsche und romanische Bevölkerung sind in manchen Gegenden merkwürdig durch einander gemischt, während andere Ge genden ausschließlich von der einen oder andern Bevöl kerung besetzt sind, z. B. Prättigau und Davos von der teutschen, das Engadin von der romanischen. Im Gan zen rechnet man, daß von 100 Einwohnern 33 der teut schen, 49 der romanischen und 13 der italienischen Be völkerung angehören. Die Gesamtsumme der Bevölke rung nach der Zählung von 1850 beträgt 89,340 Seelen. Davon gehören 3228 andern Schweizercantonen, 2133 dem Ausland an. Drei Fünftheile sind reformirt, zwei Fünftheile katholisch. Diese Bevölkerung wohnt in drei kleinen Städten, Chur an der Vessur, Maiensfeld nahe an der nördlichen Grenze gegen Vorarlberg und Klau im Thal des Vorderrhodens; ferner in zwei kleinen, Thuis im Domleschgthal und Malans südlich von Maiensfeld, und in 123 reformirten, 80 katholischen und 8 paritäti-

schen (wo beide Confessionen ihren Gottesdienst haben) Pfarrdörfern, die zum Theil aus mehreren zerstreuten Dörfern bestehen, so daß man im Ganzen ungefähr 600 Dörfer zählt. Klöster finden sich im ganzen Canton noch vier, Benedictiner zu Disentis in Tavetsch, Dominikanerinnen zu Rätis in Domleschg, Benedictine rinnen im Münsterthale und Camaldulenserinnen zu Veschivao. Bemerkenswerth ist die große Zahl von meist in Trümmern liegenden Burgen und Warttür men, deren Erbauung verschiedenen Zeiten angehört. In dem (oben angeführten) Gemälde der Schweiz (S. 103 fg.) findet man ein Verzeichniß von 166 solchen Burgen, welche größtentheils, auch wo sie mitten unter romanischer Bevölkerung liegen, von ihrem Ursprunge an teutsche Namen gehabt haben. Es bestätigt dies die Nachricht, daß sich nach der Unterwerfung Graubündens durch die Franken, besonders seit dem 7. und 8. Jahrh., teutsche Edelleute in Graubünden ansiedelten, unter deren Herrschaft die alte romanische Bevölkerung kam, in dessen die damals, besonders aber zur Zeit der Hohen staufen, einwandernde teutsche Bevölkerung zum Theil wenigstens in freien Verhältnissen blieb.

Wir betrachten nun die Hauptthäler nach ihren kli matischen Verhältnissen und den dadurch bedingten Natur produeten mit Angabe der wichtigsten Orte. 1) Das Thal des Rheins von der nördlichen Grenze an bis Reichenau, ein offenes, sonniges Gefilde mit Ackerbau, Wiesencultur, Weinbau, zum Theil von vorzüglicher Güte, und mit vortrefflicher Obstcultnr. Die niedriger gelegenen Theile am Rhein und an der Landquart lie den jedoch von den Verheerungen dieser Ströme, sowie auch einzelne Gebirgsbäche auf der Südseite des Thales auch höher gelegenes Land oft mit Geschiebe überfüllen. Weniger angebaut ist die 2 Stunden lange ebene Strecke von Chur bis Reichenau, weil Wilderthe dort die bessere Bräunung des Bodens unmöglich machen. In diesem Thale liegen die beiden Städte Chur und Maienfeld, der Flecken Malans und die Dörfer Rätis, Jenins, Igls, Jiger und Trimmis, Unterarg, Halbenstein, Fels berg und Gms. Nur der letzte Ort ist romanisch; die übrigen sind teutsch und deren Einwohner größtentheils reformirt. 2) Das Prättigau, ein sehr fruchtbares, 8—9 Stunden langes Thalland mit Aekern, Obstbäu men und Wiesen, besonders aber reich an vortrefflichen Alptriften. Die ganze Bevölkerung ist teutsch und refor mirt und beschäftigt sich bloß mit Viehwucht und Land bau. Die Namen der Dörfer sind jedoch fast alle roma nisch. Diese sind: Klosters, Sernus, Koners, Saas, Rüblis, Rugin, St. Antonien, Fideris, Jenis, Furna, Schiers, Schuders, Gräf, Janas, Sernis, Walzina, neben vielen kleineren zerstreuten Dörfern. 3) Schanfigg oder Schalfig, ein etwa 8 Stunden langes, von der Vessur durchzogenes Thal, in dessen Seiten die Gebirgsflüsse fruchtbare Schotterbänke eingelesen haben. Die Vessur wälzt daher gewaltige Geschiebmassen mit sich fort. Die Dörfer stehen hoch über dem Thalgrunde, umgeben von Wiesen und Kornfeldern. Im Hintergrunde des Thales sind nur noch Alpenstriften.

Die Einwohner sind teutsch und reformirt und leben ausschließlich von Viehzucht und Landbau. Dörfer: Prada, Tschertli, Maladers, Galtreisen, Castil, Luén, St. Peter, Bagli, Molins, Peiss, Langwies, Trofa. 4) Ghrurwalden. Dieses ungefähr 3 Stunden lange Thal steigt in gerader südl. Richtung bis 4592 F. über Meer. Die Einwohner teutsch und größtentheils reformirt. Sie beschäftigen sich mit Landbau und Viehzucht und mit dem Waarentransport nach den Pässen des Julier und des Albula. Dörfer: Nalir, Ghrurwalden, Barpán. 5) Das Thal des Vordererheins, gewöhnlich mit seinen Seitenthälern das Oberland (sur Selva, d. h. ob dem Walde) genannt, ungefähr 16 Stunden lang, hat noch weit hinaus Obstkultur, Kirschenbau sogar bis 4800 F. über Meer. Gerste und Sommerroggen gedeihen noch 5270 F. über Meer. Die Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht; die Ausfuhr von Vieh ist bedeutend. Der größte Theil der Dörfschaften ist romanisch. Der untere Theil enthält mehr reformirte Orte. Die übrigen, sowie der ganze höhere Theil, Lavisch, sind katholisch. Dörfer: Ghamüt, Selva, Kürdes, Sebrina, Disenits, Sumvir, Truns, Belgels, Wäldenburg, Rüvis, Venir, Oberfaren, Jäng (Eidchén), Schnaus, Ravis, Schlenis, Rufschein, Sagins, Raar, Walendas, Verlam, Gákris, Klein, Rüvis, Glims, Trins, Laminis, Bonaduz, Rájans. 6) Die Seitenthäler des Vordererheins. a) Das Medelferthal, romanisch und katholisch, hat nur Viehzucht. b) Das Sumvirerthal, auch Tenzlerthal (val Tenji), von der Dörfschaft Tenzli. Ebenfalls nur Viehzucht. c) Das Lugnézgerthal hat in seinen untern Theilen guten Obst- und Kornbau; auch noch im Anfange des Wälderthales gedeihen Korn, Klee und Kartoffeln. Höher hinauf ist in diesem und dem Wälderthale nur Viehzucht. Das Wälderthal hat teutsche Bevölkerung, das übrige Lugnéz romanische. Ein einziger Dorf, Duvín, unten im Lugnéz ist reformirt. Die größeren Dörfschaften sind im Wälderthal: Brin, Lumbrein, Wágrus, Jás; im Wälderthal: Walla, Camps, Plag von St. Peter; im Lugnéz: Wílla, Wíess, Neutrich, Surcasti (Oberfaren), Lerónaus, Duvín, Gámunis. d) Savlen, teutsch und reformirt. Die Bevölkerung wohnt auf der Westseite des Thales nach altsavannischer Weise in zerstreuten Hütten, denen drei Pfarrkirchen als Mittelpunkt dienen: Neutrich, Salerna (Zalung) und Thaftrich; die Ostseite des Thales bildet der Fels, oft in senkrechten Felsen bestehende Westabfälle des Heinenberges (s. nachher Domleschg). Im Thale gedeihen Roggen, Klee, Kartoffeln, höher Gerste. Den Hauptreichtum dieses Thales machen die vorzüglichen Alpentirten aus. — Das Thal des Vordererheins mit seinen vier Seitenthälern oder das sogenannte Oberland enthält ungefähr den vierten Theil der gesammten Bevölkerung Graubündtens. Ein Drittheil der Bevölkerung ist reformirt, dagegen ist nur ein weit kleinerer Theil teutsch. 7) Das Thal des Hintererheins enthält die drei Abflüsse Domleschg, Schams und Rheinwald. a) Domleschg, eines der wichtigsten Thäler Graubündtens; Rautbeerbäume, Kastan-

nien, der Weinstock, Pfirsich- und Mandelbäume bringen ihre Früchte zur Reife. Obst, Mais, Getreide, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln wachsen in Gärten, besonders am Heinenberge, der sanft ansteigend und mit Dörfern besetzt das Thal weithin begrenzt. Einst war auch der Thalboden eine zusammenhängende fruchtbare Ebene; aber seit der Mitte des 18. Jahrh. hat der Rhein und die bei Luvis in denselben strömende Kolla einen großen Theil dieser Ebene mit unfruchtbarem Gesteine überfüllt. Beide Seiten des Thales enthalten mehrere Dörfer. Auf der rechten Seite des Rheins liegen Süs, Hürkenan, Scharins, Lomils, Rotels, Palsels, Alméns, Reichenbrunnen, und höher am Berge Trane, Feldis, Scheid mit Putz. Auf der linken Seite Tufsch, Wäfen und Rádis in der Thalebene; am Heinenberge Tschappina, Tartar, Urmein, Herden, Burtin, Sern und Práz. Mit Ausnahme von Tufsch, Wäfen und Tschappina sind alle diese Dörfer romanisch, aber mehr als drei Vierteltheile der Bevölkerung sind reformirt. Neben Landbau und Alpenwirthschaft gewährt der Waarenzug nach dem Engadin und Bernadino bedeutenden Erwerb. b) Schamsferthal, die zweite Thalbasse, hat noch im Thalboden und auf der Westseite ziemlich viel Gerste; auch gedeihen Roggen, Hafer und Kartoffeln; Obstkulturen kommen hingegen nicht mehr gut fort. Die Bevölkerung ist romanisch und reformirt. Landbau und Alpenwirthschaft sind die Hauptbeschäftigung, wozu noch der Durchzug von Waaren und Reisenden kommt. Dörfschaften auf der rechten Seite: Jüdis, Pignen, Anderi; auf der linken: Donat, Mathon, Ebn. c) Rheinwald. Auch hier noch in einer Höhe von 4600—4800 F. über Meer gedeihen Hafer, Klee, Gerste, Kartoffeln. Die Hauptproduktion ist aber das Gras. Der Waarentransport gewährt bedeutenden Erwerb. Die Bevölkerung ist teutsch und reformirt. Dörfer: Süders, Splügen, Nelsch, Ebi, Rüfenen und Hinterbin, alle auf der linken Seite des Thales. 8) Die Seitenthäler des Hintererheins. a) Davos, ein sonniges Thal, dessen untere Gegenden Getreide, Kartoffeln u. s. w. erzeugen, aber für Obstkulturen schon zu rauh sind. Der obere nördliche Theil ist dagegen wahres Alpenland. Die Bevölkerung ist teutsch und reformirt. Die Dörfschaften bestehen aus zerstreuten Hüttengruppen, welche die Gemeinden Ober- und Unter-Varer, Dorsli, Plag, Frauenfisch, Mariis und Wonslein bilden. b) Das Thal der Albula, in welche das Landwasser aus Davos sich ergießt, zerfällt in zwei Theile, wovon der obere die Drei Berge, Larisch, Enlis, Hiltir und Jennisberg begreift. Die Einwohner sind reformirt. Jennisberg ist teutsch, die übrigen romanisch. Im Bergün ist das Klima zwar etwas rauh, doch wird noch Gerste, Roggen, Erbsen, Hafer und Kartoffeln gepflanzt. Bei Hiltir gedeiht dagegen schon Obst. Im untern Theile des Thales ist der Feldbau schon bedeutend, doch ist doch die Alpenwirthschaft überwiegend. Hier sind die Dörfer Tiefenfassen, Alvaschein und Wöns; Oberolag, Schirvis und Mutten; Lenz, Brienz, Surava, Alvenau mit einem fast besuchten Schweifsbade, Schmitzen und Wiesen. Mutten und Wiesen sind teutsch und

reformirt, die übrigen romanisch und katholisch. c) Oberhalbstein (Sar Salassa, oberhalb des Steines ober der Helsenflucht bei Tiesenflachen). Dieses Thal steigt in mehreren Stufen zu der 5357 F. über Meer liegenden Landschaft Stalla empor. Die unterste Stufe, zu welcher man durch die furchtbare Kluft bei Tiesenflachen emporsteigt, zeigt aus Conters bis Tingen schönen Feld- und Wiesenland. Auch die zweite Terasse, zu welcher ebenfalls eine enge Schlucht bis Rosina emporführt, hat noch einiges Ackerland. Dagegen ist auf der dritten Stufe, wo bei Martels die Landschaft Stalla beginnt, schon völliges Alpenland. Die vierte Stufe ist bei Stalla, wo kein Holz mehr gedeiht. Hier trennen sich die Wege zum Julier und Septimer, daher heißt Stalla auch Divio. Die Bevölkerung von Oberhalbstein ist romanisch und katholisch, die der Landschaft Stalla italienisch und gemischter Confession. d) Das Herrera- und das Verostal. Das Herreralthal ist anfänglich von der Kofa aus eine lange und äußerst wilde Felschlucht, die sich dann allmählig in schöne Wiesengründe erweitert, wo zuerst das Dörfchen Außer-Herrera, dann Ganicul oder Inner-Herrera liegt. Einiges Getreide, Kartoffeln u. s. w. gedeihen noch. Eisenwerke wurden seit älteren Zeiten betrieben. Die Bevölkerung ist romanisch und reformirt. — Bei dem Orte Champfist beginnt das Avers- oder Avertal, eines der höchsten bewohnten Alpenidäler. Es enthält 16 zerstreute Häusergruppen, deren Mittelpunkt das Pfarrdorf Cresta ist, 6300 F. über Meer. Die hochgelegene Driftschicht ist auf der Joss, 6730 F. über Meer. Einige Gartengewächse, Salat, Erbsen und Rüben, können um Cresta noch gezogen werden; in schönen Sommern gelangen auch Kartoffeln zur Reife. Holzwuchs ist keiner in Avers; etwas Torf findet sich in einigen Wiesen; daneben wird getrockneter Schaf- und Ziegenmist zur Feuerung benutzt und zwei Stunden weit aus Herrera Holz geholt. Die Alpenristen, die das ganze Thal erfüllen, sind ausgezeichnet. Ueber 2000 Stück Rindvieh weiden im Sommer auf denselben und außerdem gegen 3000 Schafe, die von Hirtten aus dem Bergamontischen hingetrieben werden, welche dafür einen bedeutenden Pachtsum bezahlen. Die ganze Bevölkerung ist reformirt und teutsch, hat aber in der Sprache viel Eigenenthümliches. — 9) Das Engadin. Dieses große Längenthal wird durch die natürliche Beschaffenheit selbst in zwei ungleiche Theile, das Ober-Engadin, ungefähr 7 Stunden, und das Unter-Engadin, 11 Stunden lang, getheilt. Das Ober-Engadin ist ein offenes, sonniges, ziemlich breites Thal, dessen niedriger Theil zu Giuscul doch noch 4927 F. über Meer liegt. Die Wirkung der Sonnenstrahlen ist aber auch noch in dieser Höhe so kräftig, daß noch bei Champfer, 5600 F. über Meer, Getreide, und zu Sils, 5630 F. über Meer, Klee und einige Gartengewächse gepflanzt werden. Zu den hohen Alpenpässen, welche aus dem Ober-Engadin in die niedriger liegenden jenseitigen Thäler führen, ist deswegen auch keine große Höhe mehr zu erklimmen; zu dem Pässe über die Valoja nur ungefähr 100 F., zum Bernina 1500—1600 F., zum Julier 2000 F. und zum Albul

1600 F., während von den entgegengesetzten Seiten bis zur Höhe dieser Pässe Tage langes Steigen notwendig ist; von Chiavenna zur Valoja hat man 4850 F. zu erklimmen, von Tirano im Veltlin zum Bernina 5800 F., von Chur zum Julier 5800 und zum Albul 5400 F. Und in diesem hohen Bergthale, dessen beinahe einzige Production ein vorzügliches Alpengras ist und dessen Einwohner zuweilen im Scherz übertreibend sagen, sie haben neun Monate Winter und drei Monate kalt, liegt eine Reihe von Dörfern, die durch ihre von Stein erbauten Häuser, unter denen manche einen großartigen Styl tragen, ein südliches Aussehen haben. Allerdings dauert der Winter lange und die Kälte erreicht einen hohen Grad; auch mitten im Sommer ist der Wechsel der Temperatur oft äußerst schnell. Eine zehnjährige Beobachtung zeigte als höchsten Wärmegrad + 20,3, als höchsten Kältegrad — 28,1 R. Die Dörfer des Ober-Engadins sind von Westen nach Osten: Sils, Silvaplana, St. Moritz, Pontresina, Celerina, Samadai, Scuers, Pont, Camogäsch, Rodulin, Zu, Scaus, Giuscul. Die Mehrzahl dieser Dörfer liegt auf der linken oder Sonnenseite des Thaies; nur Sils, Pontresina und Camogäsch liegen auf der rechten Seite des Thals, indem dort das Thal sich auch auf der Südseite etwas erweitert. Sonst von der Süd- als von der Nordseite öffnen sich mehrere zum Theil tristenreiche Seitenthäler, deren Gerölth meistens Den (romanisch für Inn) heißen und dem Inn zufließen. — Bei Giuscul nähern sich die Ausläufer der beiden hohen Gebirgsketten so sehr, daß nur eine enge Schlucht bleibt, durch welche der Inn hinabströmt. Eine Brücke, Pont-aux-er-alta (hohe Brücke), über ein von Norden dem Strome zukommendes Thalwasser bildet hier die Grenze zwischen Ober- und Unter-Engadin. Letzteres ist durchweg enger, die Gebirge engeren und nähern sich einander abwechselnd bis zum Ausgange des Thaies bei Martinsbrunn (Pomartin). Die Abhänge der Berge auf der Südseite des Thaies sind größtentheils mit Wäldungen bedeckt, aus denen schon seit Jahrhunderten die Holzwerke zu Hall in Tyrol mit Holz versehen werden. Weit fruchtbarer ist die linke Seite des Thaies. Auch hier liegen, wie im Ober-Engadin, nur wenige Dörfer auf der rechten Thalseite, wo sich die Berge zuruckziehen; diese sind Gerny und Larib nicht einigen zerstreuten Häusern. Auf der linken oder Sonnenseite des Thaies liegen Brall, Sils, Lavin, Guarda, Ardez, Fetta, Scuols, Eins, Remüs und Schlein. Die meisten dieser Dörfer liegen auf sonnigen Abhängen hoch über dem Inn, der hier in tief eingeschnittenem Bette fortfließt. Korn, Roggen und Gerste werden in bedeutender Menge gezogen, sodas auch in andere Thäler Graubündens davon verendet wird. Hingegen ist der Grasmuchs weniger äppig und leidet oft von der Hitze. Auch ins Unter-Engadin öffnen sich von Süden und Norden der mehrere Seitenthäler. Die ganze Bevölkerung des Ober- und Unter-Engadins spricht romanisch, doch mit verschiedenem Dialekt, der im Unter-Engadin Ladin genannt wird. Mit einiger Ausnahme von Tarasp und des an der

östlichen Grenze liegenden und nur gegen Tyrol sich öffnenden Thales Samnath, wo die Mehrzahl katholisch ist, sind die Engadiner reformirter Confession. Neben den einschmelzenden Erwerbsquellen, dem Ackerbau und der Viehzucht, wird der Wohlstand des Engadins vorzüglich durch den Erwerb im Auslande begründet. Ein bedeutender Theil der männlichen Bevölkerung wandert nach allen Ländern Europa's und auch über das Meer, und erwirbt durch Fleiß und Sparsamkeit meistens mit Juchendbäckeri, Kaffee- und Weinhandeln a. s. w. ein mäßiges Vermögen, mit welchem die Mehrzahl wieder in das hohe Alpenland zurückkehrt und das Geschäft im Auslande einem Verwandten oder andern Landmann überläßt. Häufig bauen sich diese Zurückkehrenden auch neue Häuser und lassen die älteren daneben leer stehen. Auch solche, die sich als Kaufleute im Auslande bauseind niederklassen, bauen oft prächtige Häuser in der Heimath, um dort einen Theil des Jahres zuzubringen. Reichthum findet auch in dem Gegenden Graubündens statt. So steht man z. B. auch im Khamerthal städtische Häuser, die von den aus der Fremde Zurückgekehrten erbaut sind. — 10) Das Münsterthal, Val Mustair, hat seinen Namen von dem dortigen Nonnenstifte Benedictinerordens. In seinen höhern Theilen gegen das Engadin ist es ganz Alpenland; weiter abwärts tritt Getreidebau ein, der dann in der Thalebene ganz allgemein wird. Von Obstdäumen findet man nur Kirschkäule. Das Thal, in welches einige Hochthäler münden, enthält die Orte Ciers, Buldera, Valcava, Sta. Maria und Münster. Die Einwohner sind romanisch, die Diälekt weicht aber von dem engadinischen Latin ab. Münster ist katholisch, die übrigen Gemeinden reformirt; nur in Sta. Maria ist noch eine katholische Familie. Viele Einwohner geben ins Ausland und betreiben dieselben Industriezweige wie die Engadiner. — 11) Puschlav (Puschlath). Dieses vom Berninapasse in südlicher Richtung anfänglich steil abfallende Thal hat in seinen oberen Theilen ausschließlich Alpentristen und Wald; die Lärche wächst noch auf der Höhe von 6927 f. über Meer. Allmählig erscheint Gerste, und um den Hauptort ist die Gegend sehr fruchtbar und trefflich angebaut. Auf der linken Thalseite ist sehr viel Getreidebau; die rechte hat vortrefflichen Wiesenbau. Unterhalb des Sees von Puschlav, der ungefähr eine Stunde lang ist, wird das Thal enger und heißt von da an Brailaferthal. Hier wirken schon die wärmeren italienischen Küste, Kusbäume und Kastanienbäume erscheinen; die Wiesen werden dreimal gemäht und selbst der Weinstock beginnt. Doch ist ein großer Theil dieses Thales mit Bergstrümmern bedeckt. Das ganze Puschlav enthält neben mehreren kleineren Ortschaften die Dörfer Casaglia, Pischiadell, St. Carlo, den Heden Puschlav, die Dörfer Presa, Brusio und Campo Cologna. Die Einwohner gehören dem italienischen Volksstamme an; ihr italienischer Diälekt ist aber schwer zu verstehen. Ungefähr zwei Drittheile sind katholisch. Neben der Alpenwirtschaft und dem Landbau gewährt der Waarentransport einigen Erwerb. Von den Reformirten geben viele, wie die Engadiner, ins Ausland, während den Winter

über sich einige hundert Katholiken als Schäfer in Oberitalien aufhalten und im Frühjahr zu Befriedigung ihrer Heide zurückkehren. — 12) Bergell. Dieses Thal erstreckt sich von der Höhe der Maloja in mehreren Terrassen, die durch steile Schluchten getrennt sind, bis zur Grenze von Graubünden, ungefähr sechs Stunden abwärts. Die zwei obersten Stufen sind wahres Alpenland. Auf der dritten bei Vico Soprano findet sich schon Roggen, Gerste, Reis, Kartoffeln und Jachas. Dann folgt eine enge Thalschlucht, Vorta, beim Dorfe Bremontogno, welche im Mittelalter und vielleicht schon in römischer Zeit besetzt war und das Bergell in zwei ihrer natürlichen Beschaffenheit nach verschiedene Theile scheidet. Denn sogleich unter Vorta beginnt der Kusbau und die Kastanie an dem Gehänge der Berge und der Feigenbaum, der Weinstock und edlere Obstbäume im Thalboden; schon ehe man die Grenze erreicht, findet man sich von italienischer Vegetation umgeben. Im Hauptthal öffnen sich mehrere Seitenthäler, aus denen verberende Bergwässer herabströmen. Dörfer: Calascia, Vico Soprano, Borgo novo, Stampa, Venos, welchem die Sonne während dreier Wintermonate verborgen bleibt, Soglio und Castasegna. Die Einwohner gehören zum italienischen Volksstamme, aber sie sind reformirt. In Rücksicht der Neigung zur Auswanderung und der Echnacht nach der Heimath gleichen sie ganz dem Engadiner. Neben Landbau und Alpenwirtschaft gewährt der Waarentransport nach dem Jülier nicht unbedeutenden Erwerb. — 13) Das Misorethal senkt sich wie Bergell von wahrer Alpennatur in völliges italienisches Klima hinab. Wie dort die Schlucht der Vorta die Alpennatur, neben welcher nur zuletzt einige Getreidearten erscheinen, von der südlichen Vegetation scheidet, so herrschen bis zum Dorfe Misocco (eigentlich Cremona) jenes ist der Name der nahen Burg), 2420 f. über Meer, die im Alpenlande gewöhnlichen Feldfrüchte vor; aber gleich unterhalb der Burg Misocco erscheinen Kusb- und Kastanienbäume und prächtige Laubbölmwälder, Weizenfelder und alle Arten von Getreide. Ernos hier folgt der Weinstock, dann 1136 f. über Meer der Maulbeerbaum und die Feige. Die Grenze des Thales gegen den Canton Tessin liegt nur noch 830 f. über Meer. Weit wüder und ärmer ist das westlich vom Misorethal mit diesem ungefähr 6 Stunden parallel laufende Calacathal, das sich dann in die Ebene des Hauptthales öffnet. Die Einwohner beider Thäler sind Italiener und alle katholisch. Viehwirtschaft, Alpenwirtschaft und Feldbau, im untern Misocco auch Seidenzucht und Weinbau, sind die vorzüglichsten Erwerbsquellen. Viele aus den höhern Gegenden wandern auch ins Ausland. Besonders ist dies der Fall im Calacathale, aus welchem der größere Theil der männlichen Bevölkerung jedes Frühjahr nach Italien zieht und dort sich zu allen Arten von Arbeiten bauseind läßt. Dörfer a) im Misorethal: S. Bernardino, Misocco oder Cremona, Soazza, Gabbio, Pischio, Cama, Leggia, Verababbio, Orsino, Rovereto, St. Vittore; b) im Calacathale: Balbello, Ressa, Angio, S. Domenico, Causo, Selma, Arvigo, Bufeno, Castanetta, S. Maria.

In alle diese Hauptthäler Graubündens öffnen sich kleinere, theils bewohnte, theils unbewohnte, Seiten- und Nachthäler, jedoch die Zahl der Thäler in ganz Graubünden über anderthalbhundert steigt. Die hauptsächlichsten Naturproducte sind bei vorstehender Beschreibung der einzelnen Thäler angegeben. Am bedeutendsten ist die Viehzucht. Man berechnet die Zahl des Rindviehes zwischen 80,000 und 90,000 Stück. Kühe und junge Ochsen, welche nach Oberitalien getrieben werden, sind der wichtigste Ausfuhrartikel. Das bündnerische Hornvieh ist nicht groß, aber wohl gebaut. Von Milchproducten wird bedeutend mehr eingeführt als ausgeführt; ebenso Wachs. Die Pferdezahl ist unbedeutend. Wichtiger ist die Schafzucht. Die einheimischen Schafe sind klein und liefern wenig und grobe Wolle, dagegen sehr gutes Fleisch. Eine jedoch unsichere Berechnung gibt dieselben zu 60–70,000 an. Daneben wird jährlich im Oberland, Rheinwald, Cialla, Avers, Engadin, Misor, Bergell und Puschlav eine bedeutende Anzahl Alpen von italienischen, meistens Bergamoster-Weiden für den Sommer gepachtet, welche dort wirthliche Sennerei treiben und aus der Milch Käse und Zieger bereiten. Die Zahl dieser Schafe hat man früher auf ungefähr 45,000 berechnet; in neuerer Zeit scheinen sie sich etwas vermindert zu haben. Diese Bergamoster-Schafe sind größer als die bündnerischen; das Fleisch ist zähe und ungeschmackhaft und die Wolle grob. — Bedeurend ist ebenfalls die Zucht der Ziegen; in einigen Gegenden übersteigt ihre Zahl die des Rindviehes. Da dieselben in den Wäldern großen Schaden thun, so haben viele Gemeinden die Zahl, die jede Haushaltung unterhalten darf, beschränkt. Die Zelle liefern einen vortheilhaften Ausfuhrartikel. — Schweine werden auf den Alpen und im Thale viele gehalten. — Im Allgemeinen steht aber Graubünden in Rücksicht auf zweckmäßige Behandlung und Benutzung der Viehzucht noch weit hinter manchen andern Alpengegenden zurück. Dasselbe gilt in Rücksicht des Feldbaues. Der Verbesserung desselben stehen neben der Anhänglichkeit des Volkes an das Alphengebrachte, wodurch die Trägheit sehr begünstigt wird, besonders die noch fast überall bestehenden Weide- oder Tristriede entgegen, wegen dem Grundbesitzer die freie Verwendung seines Bodens unmöglich machen, und ihn sogar hindern, den Dünger zu beliebiger Zeit auf die Wiesen zu bringen. — Im Allgemeinen reicht die innere Production weitum nicht hin, um die Einwohner zu ernähren; Fabrication aber von Ausfuhrartikeln fehlt gänzlich. Neben der Ausfuhr von Rindvieh gewährt auch die Holzausfuhr mehreren Gegenden eine bedeutende Einnahme, befördert aber auch das gefährliche Abholzen der Gebirgs- abhänge und als Folge die Belastung der Gewässer mit Gerstebe und die Verheerungen in Thalgründen. Der Waarentransport auf den in neuern Zeiten erbauten trefflichen Straßen, sowie der Durchzug von Reisenden gewähren ebenfalls vielen Gewinn, sowie die oben angeführten Niederlassungen des Engadiner n. s. w. im Auslande.

• H. Geogr. u. St. u. R. Geogr. Section. LXXXVIII.

Verfassung vom Jahre 1820. Der jetzige Staatsrechtliche Name „Graubünden“ ist an die Stelle des früheren der „Drei Bünde im hohen Rhodan“ getreten. Vorher hieß nur der westliche Theil des Landes Innerer oder Oberer Bund, zum Unterschied von den beiden andern Haupttheilen, dem Gottthausbunde und dem Jönggeribunde. Graubünden ist ein demokratischer Föderativstaat, der durch eine größere Zahl kleiner, für ihre innern Angelegenheiten ganz unabhängiger, Landestheile, sogenannte Gerichte und Hochgerichte, gebildet wird. Durch Verbindungen derselben entstanden die drei Bünde, welche sich im 15. Jahrh. zu einem Staatenbunde vereinigten. In demselben kommt die Souverainetät den sämtlichen Gerichten und Hochgerichten zu. Civilgesetze, Bündnisse und andere Staatsverträge müssen ihm zur Abstimmung vorgelegt werden und die absolute Mehrheit ihrer Stimmen entscheidet. Dabei haben die Gemeinden des Obern Bundes 28, die des Gottthausbundes 24 und die des Jönggeribundes 14 Stimmen abzugeben. Nach demselben Verhältnis werden die Wahlleistungen auf jeden der drei Bünde verlegt und wählen die Gemeinden ihre Abgeordneten zum „Großen Rathe“, der an die Stelle der früheren Bundestage, getreten ist. Er ist in Verwaltungs- und Landespolizei-Angelegenheiten die oberste, dagegen nur beratende Behörde für jene Gegenstände, die den Gemeinden zur Entscheidung müssen vorgelegt werden. Er wählt aus jedem Bunde drei Mitglieder, welche zusammen die „Standescommission“ bilden. Dieselbe ist an die Stelle des früheren Congresses getreten und wird bei wichtigen und dringenden Umständen berufen, wegen der Große Rath nicht sogleich kann versammelt werden. Die vollziehende Behörde ist der „Kleine Rath“, der aus drei Mitgliedern besteht, dem Landrichter des Obern, dem Präsidenten des Gottthaus, und dem Bundeslandammann des Jönggeribundes. Diese Ämter haben die Häupter der drei Bünde von früher her beibehalten. Sie werden jährlich jeder von seinem Bunde gewählt und halten periodische Zusammenkünfte. Ueber Civilstreitigkeiten, deren Gegenstand nicht unter 1000 Gulden beträgt, urtheilt ein cantoner Appellationsgericht, welches vom Großen Rathe gewählt wird und aus jedem der drei Bünde drei Mitglieder enthält. Bei Staatsverbrechen bildet dasselbe auch das Criminalgericht. Für Beurtheilung von Verbrechen gegen Privatpersonen ist den Hochgerichten die inappellabile Criminaljustiz gebildet; doch steht ihnen frei, die Beurtheilung dem Cantonsgericht zu überlassen oder sich mit andern Hochgerichten zu einem gemeinschaftlichen, ebenfalls inappellablen Criminalgericht zu vereinigen).

B. Geschichte. Einseitung. Der jetzige schweizerische Canton Graubünden, der vom Ende des 15. Jahrh. bis zum Jahre 1798 den Namen der „Drei Bünde im

*) Der Canton Graubünden von Röder und Ischauer Erste Abtheilung (die zweite ist nie erschienen). St. Gallen und Bern 1838. (Dieser Band ist das 15. Heft der „historisch-geographisch-statistischen Gemälde der Schweiz“.)

Hohen Rhätien“ führte, begreift nur einen Theil der Alpenländer, welche die Römer mit dem Gesamtnamen Rhätien bezeichneten. Neben dem Thale von Uferen und einem großen Theile der Cantone Tessin und St. Gallen, den Gegenden am obern Theile des Comereses und dem Veltlin wurde von den Römern auch das Gschwand und ganz Tyrol unter Rhätien begriffen. Erst später erhielt der Name beschränktere Bedeutung durch den Zusatz des „Christlichen Rhätien“ (Churwalden, Churwalden, Churwalden). Dazu gehörte in den frühesten Zeiten des Mittelalters Graubünden, Sargans, Gaster, ein Theil des Toggenburgs und das St. gallische Rheintal nebst Vorarlberg und dem Vinsgau (vallis venusta) um die Quellen der Gisch; für das östliche Rhätien (Tyrol) verlor sich dagegen allmählig dieser Name gänzlich.

Ueber die älteste Bevölkerung dieser Alpenländer in der dunkeln Sagenzeit besitzen abweichende Ansichten. Nach der einen soll der große feltische Volkstamm, zu welchem auch die alten Helvetier gehörten, in unbekannter Zeit in diese Gegend eingewandert sein. Einzelne Ortsnamen, die mit einiger Wahrscheinlichkeit aus der feltischen Sprache abgeleitet werden, scheinen diese Ansicht zu unterstützen. Zu diesen Uebewohnern sollen durch die Einsälle und Eroberungen der Gallier in den Gegenden zwischen den Apenninen und den Alpen Scharen flüchtiger Etrusker unter einem Anführer Rhätus getrieben worden sein, die dann durch Vermischung mit den Uebewohnern die Nation gebildet haben, welche von jenem mythischen Anführer den Namen der Rhäten erhalten habe (vergl. Koch, Die Alpen-Etrusker. 1853). Dieser Ansicht entgegen steht eine zweite, nach welcher die Uebewohnung dieser Alpenländer aus einem unbekannten Stamme bestand, dem der Name Rasenen gegeben wird. Dieser Stamm soll allmählig erobert von den Bergen in die Ebene Italiens herabgestiegen sein. Dort habe sich durch Vermischung mit einwandernden tyrrenischen Völkern die etruskische Nation entwickelt, von welcher dann ein Theil wegen der Einsälle der Gallier in die alte Alpenheimath zurückgewandert sei (vergl. den Artikel Helvetien in der zweiten Section der Encyclopädie, wo auch die auf die Etrusker bezüglichen Stellen der römischen Schriftsteller angegeben sind). Von einem Zusammenhange nordetruskischer und sogenannter urrhätischer Bevölkerung, die letztere mag nun aus Kelten oder aus den unbekannten Rasenen bestanden haben, zeugen einige etruskische Alterthümer, die in rhätischen Gegenden in der Schweiz gefunden wurden. Inschriften, die bei Gräbern im Canton Tessin und auf Rängen und andern Antiquitäten im graubündnerischen Bezirke Oberhalbstein entdeckt wurden, haben das nordetruskische Alphabet, das zwar in Einigen von dem eigentlichen etruskischen abweicht, aber wie dieses von dem altorischen abstammt (vergl. „Mommson, Die nordetruskischen Alphabete“, in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bd. 7. Hft. 8). Bemerkenswert ist auch die Uebereinstimmung mehrerer Ortsnamen in Graubünden mit italischen, wie im Engadin Ardez und Lavin mit Ardea und Ravennium, Cernéj und Getian mit den von

Plinius erwähnten umbrischen Cernelani und Bettones. Nach der Sage, welche die Einwanderung der etruskischen Flüchtlinge festhält, wäre das Domlesingerthal eine der Gegenden gewesen, wo sie sich zuerst niederließen, und der Name Tüsch wird mit Tuscia verglichen. Diese und andere Abweichungen der Ortsnamen lassen sich indessen ebenso wenig beweisen als widerlegen. Uebrigens pflanzte sich noch Jahrhunderte lang in manchen graubündnerischen Geschlechtern, selbst unter dem Bauernstande, die Sage von ihrer Abstammung von etruskischem Adel fort; aber ein eitles Bestreben wäre es, die Abstammung von den Einwanderern und von den Uebewohnern, oder die Drie, wo jene zuerst sich setzten, unterscheiden zu wollen. Nach Livius verweilten die Etrusker gänzlich in den rauen Alpengegenden, sobald sie nichts Anderes als den Klang der Sprache und auch diesen nicht rein bewahrten. Damit stimmen auch die Erzählungen von der fürchterlichen Grausamkeit und den Graueln überein, welche die Alpenbewohner bei ihren öftern Raubzügen in die Länder ihrer Nachbarn sollen begangen haben. Indessen erscheinen die Rhäten nicht als ein verbundenes Volk, sondern es treten die Namen verschiedener Stämme hervor, wie der Lepontier, womit der Name Valle Leventina (Livianerthal) verglichen wird; ferner Antuatler, Rhucantier, Kolanter, Saruntien, Brantonen, Breonen, Taurisler u. s. w. Die Verschmelzung der Etrusker, sowie anderer verschiedl. Italien eingewandener Scharen mit den Uebewohnern bleibt jedoch völlig dunkel; aber die gesammte Bevölkerung bis zu der östlichen Grenze Tyrols wurde von den Römern unter dem Namen der Rhäten begriffen. Indessen darf man sich ihre Zahl nicht zu groß denken. Unbewohnte Thäler, die jetzt eine bedeutende Bevölkerung enthalten, gab es untrüglich noch lange nicht wenige. So ist z. B. untrüglich gewiß, daß Davos erst nach der Mitte des 13. Jahrh. bewohnt erhielt.

• Gegen die Raubzüge dieser Horden wurden, nach dem Rom die Eroberung von Italien vollendet hatte, Kriegszüge durch römische Heere unternommen. Allein einzelne Siege über die eingebrungenen Scharen konnten keinen dauernden Erfolg verschaffen, so lange die Alpenvölker ihre schwer zugänglichen Gebirge behaupteten. Da beschloß endlich Kaiser Augustus im Jahre der Stadt Rom 739 (vor Christus 15), die Alpenvölker der römischen Herrschaft zu unterwerfen, theils um den Einfällen ein Ende zu machen, theils um die von Cäsar begonnene Erweiterung der Nordgrenze des Reiches zu vollenden und dieselbe bis an den ganzen Lauf des Rheins vom Bodensee an und über den nördlichen Abhang dieser Alpenländer vorzurücken. Durchs Tridentinische drang Drusus, der eine von Augustus' Stieföhnen, unter harten Kämpfen in Rhätien ein, während dessen älterer Bruder, Tiberius, der den Rhätien befreundeten Vindelicer vom Bodensee her angriff. Unter fürchterlichen Kämpfen, an denen auch die Weiber Theil nahmen, wurden endlich die für ihre Freiheit Alles opfernden Völkerschaften durch die römische Kriegskunst besiegt. Auf diese Freiheitskämpfe wurden die Namen Drusertal

(Vallis Drusiana, Val Druschanna, d. h. Moniafun) und Drusertbor oder die enge Kluft, die aus Brättigau nach Montafun führt, bezogen. Wie tief ins Innere der Gebirge Drusus wirklich eingedrungen sei, ist zwar ungewiß, aber die Folge zeigt, daß durch die blutigen Kriegerkämpfe die Unterwerfung der sammtlichen römischen Alpenvölker bewirkt wurde.

Mit dieser Untersuchung beginnt die Geschichte von Rhätien. Aber da unter dem allgemeinen Namen der römischen Provinz neben der östlichen Schweiz auch Tyrol und ein Theil von Baiern begriffen ist, so darf, was von den Rhätien erzählt wird, nicht ausschließlich auf das jetzt zur Schweiz gehörige Rhätien bezogen werden. Der römische Statthalter über die große Provinz erhielt seinen Sitz zu Augsburg (Augusta Vindelicorum), anfänglich ein Procurator mit Ritterrang, später, wahrscheinlich seit Marcus Aurelius, ein Legat mit Senatorenrang. Wie für alle wichtigsten Provinzen, in denen eine stehende Kriegsmacht unterhalten wurde, wählte der Kaiser selbst den Statthalter, während dem Senat nur die Wahl für Provinzen blieb, in denen keine Kriegsmacht notwendig war. Unter dem Statthalter von Rhätien fand anfänglich auch das Ballis, welches nachher einen eigenen Procurator erhielt; aber Spuren eines Zusammenhanges zwischen Oberwallis und Graubünden erschienen auch später noch.

Die Geschichte Graubündens bis zur völligen Vereinigung mit der schweizerischen Eidgenossenschaft zerfällt in folgende Zeiträume: 1) Die Zeit der römischen und der ogothischen Herrschaft von 15 vor Chr. bis 536 nach Chr. — 2) Graubünden unter den französischen und den deutschen Königen und Kaisern bis zum Erlöschen des Herzogthums Schwaben 536 bis 1254. — 3) Innere Kämpfe und allmähliche Entstehen der Bünde bis zum Bunde zu Basel 1254—1471. — 4) Verbindungen mit der schweizerischen Eidgenossenschaft bis auf die Kirchenreformation 1471—1521. — 5) Die Zeit der Reformation und der darauf folgenden Parteikämpfe bis zur endlichen Vereinigung mit der Schweiz im Jahre 1801.

Erster Zeitraum.

Die Zeit der römischen und der ogothischen Herrschaft von 15 vor Chr. bis 536 nach Chr.

Wie in andern Theilen Rhätiens, so wurden auch der Eroberung Straßen durch Graubünden von den Römern gebahnt. Während von Verona aus durchs Tridentinische eine Hauptstraße nach der neuentstandenen Colonie zu Augsburg führte, erscheint vom Comersee her die Straße durch Bergell und über den Septimerberg durch Oberhalbstein über Tignes (Tinotone) und Tiefenastell (jetzt Tiefenastan), wo nach der Sage ein römischer Castell angelegt wurde, theils nach Bregenz am Bodensee und von da nach Augsburg, theils längs dem Valensthaler nach der Zolzhütte zu Zürich (Statio quadragesimae Galliarum). Auch die

Straße über den Julier soll schon von Drusus angelegt worden sein. Sie führte aus dem Gschland durch Engadin über den Julier nach Bivio, wo sie sich an die Straße vom Septimer angeschlossen. Ob der schwieriger Pass über den Spizgen damals schon eröffnet worden sei, ist ungewiß; eher könnte man an den Pass durch Rifor über den Bernardino oder durchs Biognanthal über den Lutzmanier denken. Wenn die bei Gelegenheit des Feldzuges eines römischen Heeres unter Arctio gegen die alamannischen Lenger um die Mitte des 4. Jahrh. erwähnten „canninischen Heider“ bei Bellinzona zu suchen sind (die inessen von Wintern in die Gegend von Lur verlegt werden), so könnte daraus allerdings die Eröffnung des Passes über den Bernardino oder über den Lutzmanier schon in römischer Zeit gefolgert werden. An den Gotthardepass ist dagegen jetzt noch durchaus nicht zu denken.

Zu Behauptung der Herrschaft über Rhätien wurden von den Römern neben den Straßen auch im Innern des Landes besetzte Militärstationen errichtet. In den jetzigen Ortsnamen Terzen, Quarten, Quinten am Valensthalersee, sowie in dem Namen Gaster (castra rhaetica) glaubt man solche Standpunkte zu erkennen. Nach der Sage sollen auch große Scharen von Rhätien in andere Gegenden des Reiches und statt derselben römische Ansiedler nach Rhätien verlegt worden sein. Gewisser ist jedoch, daß, wie in andern Provinzen des römischen Reiches, Kriegerscharen in Rhätien ausgehoben und den Legionen zugeheilt wurden. So findet man rhätische Cohorten in Daken, Syrien, Mesopotamien und unter Germanicus in den Kämpfen an der Weser (Tacit. Annal. II, 17). Aus Graubünden und den angrenzenden Gegenden mußten besonders die rhätischen Hilfstruppen gewesen sein, welche Gaius zu dem Kampfe gegen die Helvetier bei Bindonissa (im J. 69 nach Chr.) herbeirief (Tacit. Histor. I, 67).

Die Grenze zwischen Rhätien und Helvetien lag damals von dem Orte Pym im Thurgau (ad fines) durch Tuggenbürg über Schänis (das auch später noch als zu Rhätien gehörig bezeichnet wird), dann der westlichen Gebirgskette von Glarus nach westerlich Schwyz und Uri, umfaßte das Urserenthal und Oberwallis wahrscheinlich bis zu dem jetzt ebenfalls Pfyn oder Pfingen genannten Orte in der Gegend von Leuf. Hier wohnten die Biberer, die zu den Lepontineri gehörten. Die wichtigen Veränderungen in der Reichsverwaltung, welche Diocletian und Constantin der Große am Ende des 3. und im Anfang des 4. Jahrh. einführen, und wodurch die Militär Gewalt von der Civilverwaltung der Provinzen getrennt wurde, betrafen auch Rhätien. Der Dux Comitatus rhaetici sollte die Grenzen vertheidigen. Die große Provinz wurde in zwei abgetheilt, von denen Rhaetia prima das Gebirgsland, Rhaetia secunda hingegen die Niederlande umfaßte. Beide gehörten zu der italienischen Praefectur. Constantin theilte nämlich das ganze Reich in vier Praefecturen, die wieder in Diöcesen und diese in Provinzen theilte. Ueber jede Praefectur war ein Praefectus praetorio, jedoch mit bloß bürger-

licher Gewalt, gesetzt zu Verwaltung der Polizei, Justiz, des Gewerbetriebs und der Erhebung der immer drückender werdenden Steuern. Unter ihm war über jede Diöcese ein Vicarius, unter diesem über jede Provinz ein Rector gesetzt. Zu der italienischen Präfektur gehörten neben Italien und den derselben Diöcese zugetheilten und unter deren Vicarius stehenden beiden Rhätien die obern Donauländer und das westliche Africa; Helvetien hingegen war der gallischen Präfektur zugetheilt. Ueber die Gemeindeverfassung Rhätiens fehlt übrigens jede Spur aus römischer Zeit, während man von den Tugenden in Helvetien verschiedene Angaben hat. Die allgemeine Verwaltung dagegen war diejenige anderer Provinzen. Unter derselben wurde die rhätische Bevölkerung allmählig in Sprache und Sitten immer mehr romanisirt. Dazu trugen bei die Kriegsdienste rhätischer Scharen in den römischen Heeren, der Aufenthalt römischer Besatzungen und Beamten, sowie Ansiedelungen von Flüchtlingen wegen der Einfälle germanischer Stämme und wegen der tolebranten Christenverfolgungen. Durch solche Einfälle entwickelte sich die sogenannte romanische Sprache durch ganz Rhätien. Derselbe scheint sich in Graubünden in drei Hauptdialekte. Zwei davon, der eine in Ober-Engadin, der andere auf der Nordseite der Bergkette, haben den allgemeinen Namen Romanisch (Romaunsch), der dritte, das Ladin, ist die Sprache der Unter-Engadiner. Alle drei Dialekte sind aber mit der altitalischen Volkssprache (*sermo rusticus, lingua rustica romana*) nahe verwandt. Einzelne Ueberbleibsel der altsächsischen, aus keltischen und etruskischen Elementen gemischten Sprache will man darin erkennen, aber besonders die letztern sind schwer auszumitteln, da die Sprache der Etrusker, welcher man großen Einfluss auf die Sprache Rhätiens vor der römischen Zeit zuschreibt, noch zu wenig erforscht ist. Bemerkenswerth ist übrigens, dass beide Idiome des Engadins, vorzüglich das Oberengadinische, auffallende Aehnlichkeiten mit dem Provenzalischen der Troubadours darbieten. Der Name Engadin wird gewöhnlich gedeutet *Ea co d'Oen* (in capite Oeni, an den Quellen des Inn). Die Einwohner selbst nennen das Thal Engiadina (was ausgesprochen wird Endjadina), und in einer Urkunde König Heinrich's I. vom Jahre 930 heißt es *Vallis Eniatina*. Dieser Name wird nun mit mehr Wahrscheinlichkeit aus dem Keltischen abgeleitet, wo *Ea* Wasser und *Jat* Gegen, Landchaft bedeutet, sodass *Eaiat* mit angehängter lateinischer Endung inn die Flussgegend, also das Thal des Inns, der es der Länge nach durchströmt, bedeuten würde. Die romanische Sprache war übrigens über ganz Rhätien verbreitet, verlor aber in den östlichen Theilen der Provinz durch das Eindringen bosarischer und alamannischer Scharen schon früh immer mehr Raum, sodass in Tyrol das Teutsche die Oberhand gewann. Doch blieben auch dort noch einzelne Ueberbleibsel bis auf neuere Zeiten, sodass noch im J. 1848 über 8000 romanisch sprechende Einwohner in einzelnen Thälern gezählt wurden, während jetzt in Südtirol das Italienische gegen das Teutsche vordringt. Später drang die teutsche Sprache in Graubünden ein,

wovon weiter unten die Rede sein wird. Ueberhaupt erhielt sich römische Sprache und Sitte in diesem schwer zugänglichen Gebirgslande am längsten, und noch heututage überwiegt die Zahl der romanischen Einwohner in Graubünden diejenige der teutschen.

Die zwei für die spätere Entwicklung Graubündens wichtigsten Ereignisse in römischer Zeit waren die Entstehung der Stadt Chur und die Pflanzung des Christenthums nebst der Errichtung des Bisthums zu Chur. Nach der Sage standen auf dem Hügel zu Chur, welchen jetzt die Elisabethgasse zum Theil einnahm, zwei von den Römern auf diesem militärisch wichtigen Punkte erbaute Castelle, Marfolla und Epinolla. Das letztere ist verschwunden und ein Weinberg bedeckt dessen Stelle. Von Marfolla scheint sich der Thurm erhalten zu haben, an welchen die Wohnung des Bischofs angebaut ist. Um diese Castelle mögen sich, wie anderwärts bei römischen Anlagen, Ansiedelungen gebildet haben, welche dann, besonders durch die Entstehung eines Bischofssitzes, Zuwachs erhielten. In Antonin's *Itinerarium* wird *Curia* genannt. Dieser Name scheint auf die Errichtung eines römischen Gerichtshofes auf diesem Orte hinzuweisen und Chur blieb dann auch unter ostgothischer und fränkischer Herrschaft der Sitz der obersten Beamten. Die ersten Anfänge der Pflanzung christlicher Lehre in Graubünden sind wie in andern Ländern dunkel und in unsichere Legenden gehüllt. Einzelne römische Soldaten oder Flüchtlinge, die vor den Verfolgungen ein Asyl in den Bergen suchten, mögen den ersten Samen ausgestreut haben. Er mag um so eher Wurzel gefasst haben, da merkwürdiger Weise der Cultus der römischen Gottheiten niemals scheint eingebrungen zu sein; denn nirgends sind bisher sichere Spuren dieses Cultus in Graubünden aufgefunden worden. Dagegen hat sich auf der Höhe des Passes über den Julier eine Antiquität erhalten, die nach der wahrscheinlichsten Deutung auf keltischen Opfereisen hinweist. Aus dem Boden erheben sich dort zwei runde, aus rohen Felsstücken zusammengelegte Säulen von ungefähr 4 Fuß Höhe und etwas härterem Umfange. Es scheinen dieselben Altäre gewesen zu sein, welche dem keltischen Gotte Zu geweiht waren, denn nicht in Tempeln, sondern auf Bergen, besonders zur Zeit der Sonnenwende, fielen mit Opfern gefeiert wurden. Von einer Inschrift, in welcher sogar der Name Julius Cäsar sollte gefunden haben, zeigt sich an diesen Altären nicht die geringste Spur, und diese Fabel entstand aus dem Verstreuen, den Namen des Jullerberges zu deuten, der weit wahrscheinlicher von dem Jultienste abgeleitet wird. In den von einander getrennten Thälern mag sich derselbe auch nach der Unterwerfung unter Rom erhalten haben, und die christliche Lehre konnte unter einer Bevölkerung, die ihre Gottheit auch nicht in Tempeln einschloß, welche von Menschenhänden gemacht waren, um so eher Empfanglicher finden. Als den eigentlichen Apostel Graubündens nennen die Legenden den heiligen Lucius, der ums Jahr 182 nach Chr. aus Britannien nach Graubünden soll gekommen sein und sich in einer Höhle bei Chur aufgehalten, endlich aber

nebst seiner Schwester Emerita von dem römischen Statthalter den Märtyrertod soll erlitten haben. Auch von andern christlichen Missionären enthalten die Legenden manche unsichere Nachrichten. Wichtiger aber als diese Legenden ist die Entstehung eines Bisthums zu Chur, das in seiner spätern Entwicklung aus die Geschichte Graubündens entscheidenden Einfluß geübt hat. Der Zeitpunkt seiner Entstehung ist ungewiß. Der erste Bischof, welcher mit Sicherheit erwähnt wird, ist der heilige Nimo. In den Acten einer Provinzialsynode im Rätländischen, welche im J. 452 stattfand, in Folge der vierten öumenischen Kirchensammlung zu Chalcedon, wo die Lehren der Eutychianer und der Nestorianer über die Person Christi verdammt wurden, kommt die Stelle vor: „Ego Abundantius, episcopus ecclesiae comensis, in omnia superscripta pro me ac pro absente sancto fratre meo Asimone, episcopo ecclesiae Curienais primas Rhaetiae, consensu et subscripsi, anathematizans his, qui de incarnationis dominicae sacramento impia senserint.“ Ob dieser Nimo der erste Bischof von Chur gewesen, ist ungewiß. Eher ist anzunehmen, daß die Entstehung dieses Bisthums schon in die Zeit falle, wo Constantin der Große das Christenthum zur Staatsreligion erhoben hatte.

Schon früher, im J. 162, hatten die Einfälle der teutschen Völkerstämme in die Grenzländer des römischen Reiches begonnen, dessen gänzlichen Verfall bei der innern Erschlaffung und Zerrüttung einzelner große Mächte, die auf den Kaiserthron gelangten, nur etwas verzögern, aber wegen der Verworfenheit ihrer Nachfolger und der Verunsicherheit der altrömischen Bevölkerung nicht mehr abwenden konnten. Die Einzelheiten dieser Kriege sind nur theilweise bekannt, und in wie weit Graubündten davon betroffen worden, ist nicht möglich auszumitteln, denn der allgemeine Name Rätien gibt zu vielfachen Vermuthungen über die Schimplage und die Durchzüge dieser Horden Veranlassung. So ist ungewiß, wo das gewaltige alamannische Heer, das im J. 265 über die Alpen bis an den Fuß der Appenninen und bis Ravenna vorwärtlich vorrückte, Rätien durchbrochen hat. Wohl besiegte der Kaiser Claudius die Alamannen in einer großen Schlacht am Gardasee im J. 268 und trieb sie über die Alpen zurück; aber nach wenigen Jahren brachen die Teutschen wieder in Italien ein, und obgleich Aurelianus sie siegreich bekämpfte und auch aus Bindeleiten vertrieb, so lag doch am Tage, daß die Alpenpässe Rätien, welche man als die Schwemme von Italien betrachtet hatte, keine Sicherheit mehr gewährten. Deswegen ließ Aurelianus die Stadt Rom selbst neue gewaltige Mauern erbauen, die dann unter seinem Nachfolger vollendet wurden. Die Einfälle der Alamannen und ihre Besitzung in Helvetien im 5. Jahrh. scheinen sich auch auf die nördlichen Theile des westlichen Rätien erstreckt zu haben, und wahrscheinlich seit dieser Zeit wurde nach und nach die rätische Bevölkerung im Gasterlande, Glarus, Appenzel, Sargans, Vorarlberg bis gegen Chur hinauf zurückgedrängt und diese Gegenden allmählig ganz überwiegend von Teutschen besetzt,

während einzelne Ortsnamen noch als Denkmale früherer romanischer Bevölkerung sich erhalten haben. Weiter in Graubündten scheinen die Alamannen nicht, wenigstens nicht bauernd, eingedrungen zu sein. Die Stadt Chur war noch gegen Ende des 14. Jahrh. größtentheils romanisch. Höchstens im Prättigau mögen sich damals schon neben der romanischen Bevölkerung einzelne Scharen Teutsche festgesetzt haben, Raum war dort wol noch genug für Ansiedelungen.

Als endlich im J. 476 der römische Kaisername im westlichen Theile des Reichs erlosch und Odoaker, der Beschlöbader eines aus Anselmen bestehenden Heeres in römischem Dienste, sich als König von Italien proclamirte, blieb auch Graubündten als immer zu Italien gezählt unter seiner Herrschaft. Er behielt die römischen Einrichtungen und Gesetze bei, und wie Italien, mit Ausnahme des siegreichen Krieges, den er in den letzten Jahren seiner Regierung gegen die in Italien eingedrungenen Rugier führen mußte, so erfreute sich wol auch Graubündten einer 13jährigen Ruhe unter seiner milden Regierung. Im J. 488 brachen die Ostgothen unter Theodorich aus ihren Eichen in Aetferstich und Ungarn nach Italien auf. In drei Schlachten besiegte, schloß sich Odoaker in der festen Stadt Ravenna ein, mußte sich aber nach dreijähriger Belagerung im J. 493 ergeben. Rätien gehörte nun mit ganz Italien zu dem großen ostgothischen Reiche, das sich durch Theodorich's fernere Eroberungen von der untern Donau bis an die Rhone ausdehnte. Auch Theodorich behielt die Einrichtungen und Gesetze bei, wie sie unter den Kaisern sich gebildet hatten. Die Militärgewalt und die Civilverwaltung blieben getrennt: „Erstere wurde einem Dux oder Comes übertragen, letztere einem Praefes. In einem Schreiben Theodorich's (*Cassiodori Variarum* I, 11) wird der Dux Rhaetiarum, Servatus, erwähnt, und in einem andern (*Cassiod. Var. VII, 4*) wird der Ducatus Rhaetiarum das Bollwerk und das Iher Italiens genannt. Derselbe Begriff also ganz Rätien, nicht bloß das äurische oder westliche. Dabei wird Servatus ernannt, besorgt zu sein, daß die Soldaten sich gegen die Provinzialen nicht überdehen, sondern gerecht unter ihnen leben, indem das Heer den Römern (den alten Einwohnern) Ruhe verschaffen solle. Ein Praefes in Rätien wird zwar nicht besonders erwähnt; aber da die Einrichtung für alle Provinzen galt, so muß sie auch dort stattgefunden haben. Sie dauerte auch unter der fränkischen Herrschaft fort, indem zu Chur dann ein Praefes erscheint. Bekanntlich war Theodorich's Regierung im Ganzen gemäßigt und gerecht, und mit großer Thätigkeit suchte er Gerechtigkeit und Vereinigungen zu verbinden.

Während Theodorich's Regierung scheint auch eine nicht unbedeutende Einwanderung von Alamannen in sein Gebiet stattgefunden zu haben, ohne daß die Legend, in die sie verlegt wurden, sich bestimmen läßt. Der Bischof Ennodius sagt nämlich in seinem an Theodorich gerichteten Panegyricus: „a te Alemannio generalitas intra Italiae terminos sine detrimento Romanae

possessionis incolusa est.“ Daß ganz Rhätien zu Italien gezählt wurde, ist oben gesagt worden, und die Einwanderung kann daher in rhätische Gegenden geschehen sein. Denn das wirklich eine Einwanderung faustfand, ergibt sich daraus, daß Ennodius sagt, die Alamannen seien aus ihrem Vaterlande geflohen und eine Grenzwaide des Reiches geworden, und sie haben in denselben fruchtbaren Boden gewonnen und sich an Ackerbau gewöhnt. Der Ausdruck *Alamanniae generalitas* ist übrigens als lobpreisende Uebertreibung zu betrachten. Nach der Befestigung der nördlich vom Redar mohnenden Alamannen bei Loblium (496) durch den fränkischen König Chlodwig erließ Theodorich an diesen ein Schreiben (*Cassiod. Var. II, 41*), worin er ihn zwar beglückwünscht, zugleich aber von fernern Angriffen gegen die übrigen Alamannen abmahnt. Er braucht dabei von den Alamannen den Ausdruck: *qui nostris finibus coelantur*, was laum von den Einwanderern zu verstehen ist, sondern von den Alamannen in Schwaben und Helvetien, die sich wahrscheinlich aus Furcht vor den Franken Theodorich unterwarfen. Damit stimmt auch die Angabe des Geschichtschreibers Agathias überein, Theodorich habe sich die Alamannen unterwerflich gemacht und zu Bezahlung von Tribut genöthigt.

Von Theodorich's Tode an (gest. 526) sank das ostgothische Reich, dessen Stärke nur in der Eharakterkraft und der Einheit des mächtigen Beherrschers bestanden habe, durch Parteilung und Verweichlichung. Als daher Bellarius, der Feldherr des byzantinischen Kaisers Justinian I., nach der Eroberung des vandalischen Reiches auf der Nordküste von Afrika den Krieg gegen die Ostgoten im J. 535 unternahm, so zeigte sich bald die Schwäche des ostgothischen Reiches. Der König Vitiges ließ sich, um Hilfe zu erhalten, mit den Franken in Unterhandlung ein, und soll ihnen im J. 536 die gothischen Besitzungen in und jenseits der Alpen abgetreten haben. Der Krieg in Italien dauerte zwar unter mancherlei Wechselfällen und wiederholter Theilnahme fränkischer und alamannischer Heere noch bis 555 fort, in welchem Jahre endlich die letzten Reste der Gothen sich unterwerfen mußten und der ostgothische Name nun ganz verschwindet. Italien blieb nun einige Jahre byzantinisch; aber Rhätien war davon getrennt. Theodebert, König von Austrasien, behnte die fränkische Herrschaft über Rhätien und über diejenigen Alamannen aus, die bisher derselben nicht unterworfen gewesen waren. Wie dies geschah, ist unbekannt. Nach den Ausdrücken, deren sich Agathias bedient, sollte man auf kriegerische Eroberung schließen. Indessen ist auffallend, daß die fränkischen Chroniken eines solchen Krieges nicht gedenken, und es ist eher zu vermuthen, daß die erblichen Stammfürsten der Alamannen, welche erst von den Hausmeiern Pipin und Carlmann unterdrückt wurden, des gothischen Schutzes beraubt, ohne Widerstand sich der Hoheit des fränkischen Königs unterwarfen, die jetzt noch laum in etwas Anderem bestand, als daß sie seine Leude (*scilicet*) wurden, d. h. sich zur Dienstsfolge verpflichteten. Das churische oder westliche Rhätien hingegen

erscheint von nun an als wirkliche Provinz des fränkischen Reiches. Schon früher wurde durch das Eindringen alamannischer und bojarischer Scharen das östliche Rhätien (Tyrol) immer mehr verödet, während im westlichen, mit Ausnahme der nördlichen ebenen Gegenden, die wälsche, d. h. romanische, Sprache noch ganz vorherrschend blieb. Dadurch sondernten sich die beiden Theile Rhätien's, die auch durch die Gesteige getrennt sind, um so mehr von einander ab, weil das westliche größtentheils dem Sprengel des Bisthums Chur angehört, welches von nun an die fränkische Provinz Rhätien bildete und von der wälschen Sprache den Namen Churwalden oder Churwalden (Churwalden) erhielt. Dieses churische Rhätien begriff damals noch neben Graubünden und Ufersee die schon größtentheils von Alamannen eingenommenen Gegenden von Sargans, Gaster, Rhelnthal, Toggenburg und Appenzel. Ferner das noch romanische Borsberg, Montafun und das obere Etschland. Noch im 8. Jahrh. wird das Kloster Pfäfers als in *pago* Rhaetiae liegend bezeichnet. Durch die Ereignisse folgender Zeiten wurde dann Rhätien allmählig auf das sogenannte „Hohe Rhätien“ (Graubünden) beschränkt.

Zweiter Zeitraum.

Graubünden unter den fränkischen und teutschen Königen und Kaisern bis zum Erlöschen des Herzogthums Schwaben. 536—1254.

Das churische Rhätien ist von jetzt an wirklich eine Provinz des merovingischen Reiches und gehört zu Austrasien. Wegen seiner geographischen Isolirung wurde es von den Zerrüttungen im merovingischen Geschlechte weniger berührt als andere Provinzen. Von Italien, das zuerst byzantinisch, dann longobardisch wurde, ist es völlig getrennt. Nur in einzelnen Theilen des südlichen Abhanges der Alpen, besonders im später sogenannten Canton Tessin, drangen die Longobarden bis auf die Höhe des Gottard in rhätische Gegenden vor; indessen ihre Versuche, auch in Wallis einzudringen, mißlang. Wie unter der ostgothischen Herrschaft, so erscheint nun in Churwalden wieder ein Prälat für die innere Verwaltung. Ein einheimisches Geschlecht, Ramens Victor, welches aus dem Domlesagerthale hergeleitet wird, bestieg diese Würde beinahe 200 Jahre lang gleichsam erblich. Mehrere aus demselben Geschlechte waren zugleich Bischöfe und Präbsten (ober Grafen) zu Chur, und diese Vereinigung der kirchlichen und der weltlichen Gewalt in einer Person hat die Erhebung der Bischöfe zu fürstlicher Stellung sehr begünstigt, sowie überhaupt die Bischöfe im fränkischen Reiche neben dem weltlichen schon früh einen einflußreichen geistlichen Adel bildeten. Neben dem Bisthofs erhebt sich aber in Graubünden durch Einwanderung fränkischer und alamannischer Leude des Königs ein zahlreicher weltlicher Adel auf königlichem Gute. Von diesem rühren viele Burgen her mit teutschen Namen, obgleich mitten unter romanischer Bevölkerung angelegt. Ihre Zahl stieg dann später noch besonders

unter den Hohenstauffischen Kaisern, sodaß man an 160 kleinere und größere Burgen zählt, größtentheils mit teutschen Namen. Die Ansiedelungen neben den Befestigungen einzelner eingeborener Stämme legen den Grund zu den verschledenen Feudalherrschaften, die sich in Graubünden bildeten, und aus denen in der Folgezeit die sogenannten Hochgerichte sich entwickelten, wobei jedoch nicht jede einzelne Burg ein besonderes Adelsgeschlecht beherbergte.

Wie diese Ansiedelungen den Anbau des Landes in vielen Thälern beförderten, so geschah dasselbe durch die Entsendung des Klosters Disentis (Desertina) im graubündnerischen Oberlande. Sigisbert, der mit Columban und Gallus im Anfange des 6. Jahrh. aus Britannien ins fränkische Reich als Verbreiter der christlichen Lehre gekommen war, blieb, als Columban zu den Longobarden wanderte, wo ihm das Kloster Bobbio seinen Ursprung verdankt, in der Gegend, wo jetzt das Kloster Disentis ist, zurück. In der Höhle, in welcher er wohnte, floßen bald nähere und fernere Umwohner zusammen, unter denen er gleich andern Missionaren das Christenthum lehrte und den Anbau des Landes beförderte. Einer seiner Schüler, Placidus, soll durch Vergabung seiner Güter die Entsendung des Klosters veranlaßt haben. Diese Schenkung, noch mehr aber die Freimüthigkeit, mit welcher er nach der Legende dem Präses oder Grafen aus dem Geschlechte Victor seine Sünden vornahm, soll dessen Haß in solchem Grade erregt haben, daß er ihn tödten ließ. Das Kloster, das dann durch viele Schenkungen sehr bereichert wurde, bildete bald den Mittelpunkt für den obern Theil des Vorderrheintals und für Uri. Aus unbekannter Zeit stammt ein Kreuzgang oder Procession, wo die Leute von Urseren, Tawaisch und Disentis mit Kreuz und Fahnen bald zum Hospitium auf dem Gotthard, bald nach Santa Maria auf dem Rüdmanier zogen, wo dann auch die Bewohner von Livone im südlich abfallenden Blegnothale mit ihnen zusammenkamen. Da solche Züge an Wasserscheiden und Flußquellen sich in heidnischer Zeit auch bei andern Völkern finden, so liegt die Vermuthung nahe, daß auch diese Processionen, die sich lange erhielten, ihren Ursprung in einer frühern heidnischen Uebung hatten. — Im J. 670 wurde Disentis von einer Avarenhorde, die aus Italien war vertrieben worden, verbrannt. Bei ihrer Annäherung hatte sich der Abt mit den Reliquien der Heiligen und den Schätzen des Klosters, von denen sich bei Mailand (Annal. Benedict.) ein Verzeichniß findet, nach Zürich geflüchtet, das damals schon durch Handelsverkehr über den Rüdmanier mit dem Vorderrheintale in Berührung gewesen zu sein. Die Avaren wurden dann von den Einwohnern überfallen und vertilgt. Das Kloster wurde bald wieder hergestellt und erhielt dann im 8. Jahrh. einen reichen Zuwachs an Gütern und theils freien, theils hörigen Leuten durch ein im J. 766 von dem Bischof Tello abgefaßtes Testament. Dieser ist der letzte aus dem Hause Victor, welcher erwähnt wird, und er scheint den alten Reichthum desselben im graubündnerischen Oberlande größtentheils an Disen-

tis übertragen zu haben. Das Testament, über dessen Echtheit oder Unverfälschtheit zwar einige Zweifel walteten, das aber jedenfalls sehr alt ist, bleibt merkwürdig als Beweis der Fortschritte, welche der Anbau des Bodens in den Gegenden des Vorderrheins unter der noch ganz romanischen Bevölkerung schon gemacht hatte. Auch Obstbäume und selbst Weinstöcke werden darin erwähnt. Als andere Stiftungen des Geschlechtes Victor werden angeführt: das Nonnenkloster Ravis bei Luß und das Kloster des heil. Lucius bei Chur. Dem Bischof Tello wird auch die Gründung der merkwürdigen Domkirche zu Chur, dem heil. Viriminius, einem Missionar, der aus Frankreich soll gekommen sein, die Stiftung des Klosters Pfäfers (im J. 724) zugeschrieben.

Durch die Züge König Pipin's und Karl's des Großen gegen die Longobarden im 8. Jahrh. erhielten die Alpenpässe bedeutende Wichtigkeit. Ob dabei die alte Verkehrsstraße über den Septimer oder Etschen durch die Thäler des Hinter- oder Vorderrheins eingeschlagen wurden, ist ungewiß; doch deuten einige Spuren auf den Rüdmanier. Nach der Sage soll Pipin während eines seiner Züge die Erbauung der Burgen Marsfals, nahe am Einflusse der Landquart in den Rhein, und Hohen- Trias, am Eingange ins Vorderrheintal, veranlaßt haben, als Stützpunkte für die Durchzüge. Karl der Große soll zu Laufenz an der Grenze des graubündnerischen Münsterthales ein Kloster gestiftet haben, aus welchem das Stift Münster (Müstair) entstand. Dem Kloster St. Denis bei Paris bestiftete derselbe im J. 775 seine damaligen und künftigen Besitzungen und deren völlige Immunität in der Lombardie, mit ausdrücklicher Erwähnung des früher auch zum alten Rhätien gehörigen Veltlins. Nach des Bischofs Tello Tode, der am wahrscheinlichsten ins Jahr 784 gesetzt wird, folgte als Bischof Constantius. Durch eine Urkunde desselben Jahres, worin Karl der Große sagt, er habe den Constantius zum Rector Raetiarum gesetzt, nimmt er den Bischof und die Einwohner unter seinen unmittelbaren Schutz, wie dies schon unter seinen Vorfahren stattgefunden habe. Auf der Rückreise von der Krönung zu Rom im J. 801 folgte er durch Graubünden gekommen sein und dem Bischofe Güter zu Schiltsbadi im Elsas und den Zoll von Reisenden und Kaufleuten zu Chur geschenkt haben. Der Titel Rector scheint die weltliche Verwaltung zu bezeichnen, die mit der geistlichen durch die Erhebung des Episcopats zur Zeit der Victorien ganglich war vernichtet worden. Obgleich nun Karl der Große dem durch die Geistlichen und die Gemeinde der Freien erwählten Bischofe die weltliche Gewalt ebenfalls übertrug, so war doch diese Verbindung seinem Regierungssysteme, das ein gewisses Gleichgewicht der weltlichen und der geistlichen Kräfte bedachte, zu entgegengekehrt, als daß er es in dieser, früher weniger berücksichtigten Provinz hätte fortbauern lassen. Er trennte daher später die gräflichen Rechte von dem Bisthume und es erscheint neben dem Bischofe An Graf zu Chur, Raimund Hunzler, der im J. 807 die Sauserfamilie oder das sogenannte Ralsied zu Gericht in Verwaltungsachen ab-

hielt. Der Ort dieser Versammlung wird genannt ad campos, worunter wahrscheinlich die Felder bei Rantwölz (Vinoanna) zu verstehen sind, nahe bei Feldkirch im Walgau, wo dann durchs ganze Mittelalter ein kaiserliches Landgericht sich erhielt. Die Auffassung eines eigenen Grafen zu Chur hatte unter den Zerrüttungen, die nach dem Tode Karl's des Großen eintrafen, beständige Zerrüttungen zwischen dem bisher gleichsam allein regierenden Bischöfe und dem Grafen zur Folge, und es wiederholte sich hier die Fehde, welche sich auch in andern Theilen des fränkischen Reichs zwischen weltlichen und geistlichen Grafen zeigt. Schreiben des Bischofs Victor II. aus den Jahren 821—824 an Ludwig den Frommen enthalten heftige Klagen über Gewaltthätigkeiten und Verwundungen, welche Roderich, Graf von Chur, gegen das Bisthum begangen habe, und verlangen genauer Untersuchung. Die Auseinandersetzung düsselbischer und geistlicher Verwaltungszweige gab dazu häufige Veranlassung. Die Untersuchung fand dann statt, und im J. 825 verordnete Ludwig der Fromme, daß die entzogenen Besitzungen und Rechte dem Bischofe sollen zurückgegeben werden. Dasselbe geschah zu Pfäfers, gegen welches Kloster Roderich sich ähnliche Gewaltthätigkeiten erlaubt hatte. Als dann Ludwig der Fromme von seinen Söhnen im J. 833 zum zweiten Mal gefangen genommen und entsetzt worden war, so wurde der Bischof Verendarius von Chur, der dem Kaiser treu blieb, vertrieben und dem Bisthume seine Besorgung zu Schleitstadt im Elßaz und der Zoll zu Chur entzogen. Nach Ludwig's Bestimmung und Wiedererhebung (834) gelangte auch Verendarius wieder zu seiner Würde, und durch eine Verordnung des Kaisers vom 8. Jan. 835 wurde ihm auch das Graubünde zurückgeliefert. Um dieselbe Zeit war auch Adalbert, der Sohn Hunfried's, Graf zu Chur, durch den Grafen Ruadbert, welchen Ludwig der Fromme ernannt hatte, vertrieben worden. Unterstützt von seinem Bruder, Burchard, Markgrafen in Istrien, kehrte Adalbert zurück. In einem Treffen bei Ybers wurde dann Ruadbert geschlagen und verlor auf der Flucht das Leben. Die Graugrafschaft im churischen Rhätien blieb dann dem Geschlechte Hunfried's.

Im J. 843 wurde nun der Vertrag von Verdun zwischen den drei Brüdern, Lothar I., Ludwig dem Teutschen und Karl dem Kahlen, geschlossen. Durch denselben kam Rhätien zu Distrikten unter Ludwig dem Teutschen und wurde von da an gänzlich von Italien getrennt. Auch die Metropolitaneverhältnisse änderten sich, indem das Bisthum Chur nun vom Erzbisthume Mailand abgetrennt und dem teutschen Erzbisthume Mainz untergeordnet wurde. Derselbe Veränderung ging in einem Theile des östlichen Rhätens vor, wo das Bisthum Trient ebenfalls von Mailand getrennt wurde und zum Erzbisthume Salzburg kam, während Trient unter Mailand blieb. Zu Abgrenzung der von dem Grafen Hunfried im Anfange des 9. Jahrh. gestifteten Klosters Schöndis und des ganzen Wälderlandes vom churischen Rhätien soll um 880 die Vermählung einer Erbin aus Hunfried's Geschlechte, Hemma, mit einem Verfasen

des nachher von Leuzburg genannter Grafen die Veranlassung gegeben haben.

Während nun neben dem Grafen von Chur der Bischof durch Schenkungen und Gewinnung vieler Schutzhörigen und adeliger Ministerialen immer mächtiger und einflußreicher wurde, erhoben sich auch unter den Karolingern nach der allgemeinen Entwicklung der Zeit mächtige Dynastengeschlechter, größtentheils fränkischen und alamannischen Ursprungs. Ihre Angehörigen stehen, wie überall in den feudalistischen, in den verschiedensten Verhältnissen der Abhängigkeit vom freien die hinunter zum leibeigenen Mann, die sich aber weniger in der gesellschaftlichen Stellung als in den größern oder geringern Leistungen an den Herrn kund gibt. Der Bischof und dieser Adel bilden nun in ihrer fortwährenden Erhebung die beiden politischen Gewalten, deren spätere Parteidämpfe die Entstehung eines freikaiserlichen Graubündens vorzüglich veranlaßt haben. In dieser Beziehung ist auch die allmähliche Zersplitterung des churhätischen Gaues von großem Einflusse gewesen. Sie geschah theils durch die Ertheilung der Immunität an die Bischöfe und an Dilettis (s. nachher), theils durch die Ablösung mehrerer Graugrafschaften, besonders im nördlichen Theile des Gaues unterhalb der Landquart, auf beiden Seiten des Rheins. Dort erhebt sich ein Geschlecht, aus welchem wahrscheinlich die Grafen von Montfort und von Werdenberg entsprossen sind, und der Walgau, wo Felskirch liegt, Sar, Sargans, Werdenberg, Rheintal, überhaupt die Gegenden von der Landquart bis zum Walenflattersee und in die Nähe des Bodensees einschließen abgelöst vom churhätischen Gau als besondere Herrschaft dieses Geschlechtes. Diese Zersplitterung des großen Gaues, zu welchem noch im J. 900 Feldkirch und 992 das Kloster Kaiser's gezählt wurden, scheint im 11. Jahrh. seine Vollendung erhalten zu haben, zu welcher Zeit auch der Name eines Grafen in Rhätien verschwindet. Doch erhebt sich die Erinnerung daran in der sogenannten Grafschaft Kaar oder Voge, welche das Land oberhalb der Landquart begriff, bis auf die Centralstelle der Gebirge, in welcher der Grispalt, Albia, Julier u. s. w. sich erheben. König Rudolf von Habsburg stellte dieselbe her und ertheilte sie seinen Söhnen als Reichlehen. Sie begriff das ganze jetzige Graubünden, mit Ausnahme von Malense, Engadin, Bergell, Poschiavo und Misor. Im Anfange des 10. Jahrh., mo also diese Zersplitterung noch nicht stattand, erscheint als Graf von Rhätien Burchard, der auch den Titel Marchio hat und für einen Nachkommen des ersten rhätischen Grafen Hunfried gehalten wurde. Er ist unzweifelhaft der nämliche, welcher während der Bewegungen nach dem Tode Ludwig's des Kindes versuchte, sich zum Herzog in Alamannen zu erheben, im J. 911 aber nebst seinem Bruder Adalbert, Grafen des Thurgaus, erschlagen wurde. Die Parteilung zwischen den weltlichen und geistlichen Grafen in Alamannen scheint sein Unglück herbeigeführt zu haben. Wenige Jahre nachher wurde Burchard's gleichnamiger Sohn durch die Großen zum Herzog erhoben, nachdem die Kammerboten Erhängen und Verhöhl

von denen der erstere sich auch zum Herzog zu erheben suchte, in dem Kampfe gegen die Partei der Bischöfe, insbesondere gegen den Bischof Salomon von Constanz, ebenfalls ihren Untergang gefunden hätten.

Eelidem sich nun dieser Graf Rudolf des hütischen Rhätens zum Herzog emporgeschwungen hatte, gehörte dasselbe zum Herzogthum Alamannien und bildete eine Grafschaft, als deren Besitzer die Herzöge aus andern Geschlechtern meistens selbst in den Urkunden genannt werden. Die allgemeinen Ereignisse in Alamannien mußten deswegen auch auf Rhätien zurückwirken. Doch scheinen die Einfälle der Ungarn im 10. Jahrh. kaum die nördlichsten Grenzen Rhätien's berührt zu haben, und es wird nur die Verwüstung des Klosters St. Gallen, das zum Thurgau gehörte, erwähnt. Dagegen litt Rhätien schon vor der Mitte des 10. Jahrh. durch die Verwüstungen der Sarazenen. Ums Jahr 891 landete eine kleine Schar von sarazenischen Seeräubern, die aus Spanien kamen, im Meerbusen von St. Tropez an der Küste der Provence. Sie setzten sich auf einem benachbarten Berge und besetzten denselben. Dieser Mittelpunkt, von welchem aus sie ihre Raubzüge machten, wies Hilarinetum (Garde-franet) an. Durch nachkommende Scharen aus Spanien verstärkt, dehnten sie ihre Plünderungen und Verwüstungen immer weiter in der Provence, Dauphiné und der Grafschaft Nizza aus. Im J. 906 ward ihr Uebergang über den Mont-cenis und ihre Eindringen in Piemont gestoppt. Später, doch jedenfalls vor 940, kamen sie über den großen Bernharderberg nach Wallis, wo sie das Kloster St. Maurice verbrannten und bis an den Genfersee streiften. Sie setzten sich in den Alpenpässen fest, wo sie Reisende, Pilger und Kaufleute überfielen und theils ermordeten, theils gefangen nahmen, um Lösegeld zu erpressen. Wann und auf welchem Wege Scharen dieser Horden nach Graubünden kamen, ist völlig ungewiß. Die Chroniken erwähnen nur ihre Plünderungen und Verwüstungen, ohne Angabe der Zeit oder bestimmter Localitäten. Nur in den Et. galischen Klostergeschichten, von Ekkehardus wird erzählt, daß sie bis auf die über Et. Gallen sich erhebende Anhöhe Bernegg gekommen und auf eine Profection Geiselsche geschleudert haben, in einer der folgenden Nächte aber durch eine Schar Klosterleute unter Anführung des Telsand überfallen und theils erschlagen und gefangen genommen, theils verjagt worden seien, nachdem sie dem Kloster sehr großen Schaden zugefügt hätten. Daß sie in Rhätien nicht durch Uferen und über die Oberalpen ins Thal des Bodentheins eindringen, wird dadurch wahrscheinlich, daß keine Plünderung oder auch nur Angriff des auf dieser Straße liegenden Klosters Disentis erwähnt wird. Eher ist zu vermuthen, daß eine Schar durch Hugo von Provence, König von Italien, veranlaßt wurde, sich in die Alpenpässe Graubündens zu legen und dazu aus Piemont den Weg längs des südlichen Abhanges der Gebirge benutzte habe. Der Markgraf Berengar von Ivrea hatte sich nämlich vor Hugos Nachstellungen zu Herzog Hermann in Alamannien geflüchtet, und suchte, unterstützt von denselben,

sich Italien zu bemächtigen. Hugo soll nun einen Vertrag mit den Sarazenen geschlossen haben, durch welchen sie versprochen, die Rückreise Berengar's in den Alpenpässen zwischen Alamannien und Italien zu verhindern. Daß es ihm dennoch im J. 945 gelang, über die Alpen zurückzukommen, ist bekannt. Bemerkenswerth ist auch, daß Montresina in Ober-Engadin, am Fuße des Berninapasses, in alten Urkunden unter dem Namen Ponte Sarazeno und Sarasino vorkommt. Wann und wie aber diese Sarazenen wieder aus Graubünden vertrieben wurden, ist ebenso dunkel als das Jahr ihres Einzuges in dem Lande, wo sie jedenfalls große Verwüstungen anrichteten. Daher schenkte Otto I. im J. 940 dem Bischof Waldo von Ebur auf dessen Klagen die beiden zum Königsstuhle gehörigen Kirchen zu Bludenz im Trusothale und des heil. Martin's im Schamserthale mit Allem, was zu denselben gehörte. Nach Waldo's Tode sollte die Kirche in Schams zum Unterhalt der Nonnen zu Ruzis dienen, die zu Bludenz hingegen dem Bisthum verbleiben. Fünfzehn Jahre später schenkt derselbe Kaiser dem Nachfolger Waldo's, dem Bischof Hartpert, seinen Hof zu Jäger. Als Grund für beide Schenkungen werden die Plünderungen der Sarazenen in den Urkunden angeführt, und Otto sagt, er habe auf seiner Rückreise aus Italien die Verwüstung der zu der bischöflichen Kirche gehörigen Orte selbst gesehen. Schon vorher, im J. 931, hatte Otto denselben Bischof Hartpert alle Einkünfte des Bisthums in der ganzen Grafschaft Ebur, die einen Cent der Grafschaft Rhätien bildeten, geschenkt und im J. 952 den Zoll von Reisenden und von allem Handelsverkehr in der Stadt Ebur bestätigt, und ebenso hatte sein Vater, Heinrich I., im J. 926 Güter zu Alindis im Domleschgerthale an Bischof Waldo geschenkt. Im J. 958 schenkte Otto I. dem Bischof Hartpert die halbe Stadt Ebur unter denselben Bestimmungen, wie sie bisher dem Köhlig gehörte, indem die Leute der ganzen Provinz freie Indulte (censuales ac liberi debitores) genannt werden. Ebenso mehrere Kirchen mit ihren Gütern und eigenen Leuten nebst dem Zoll zu Ebur und der Münze. Sehr vortheilhaft war dann ein Tausch, welchen derselbe Bischof im J. 960 mit Otto I. traf. Er trat dem Kaiser die Besigungen des Bisthums zu Kirchheim im Redargau ab und erhielt dagegen den königlichen Hof zu Ebur, bisher dem Grafen Alabert verliehen. Ferner das vorher zur Grafschaft gehörige Thal Bergell mit Gericht, Wann und dem Zoll von Reisenden; den ganzen Census in dem Amte von Ebur, die Kirchen Bonaduz, Rhodüns, Riien und Wälsch im Oberr Bunde und die Fischerei in der See und im Walenstattersee. Mit der Schenkung einer Kirche und ihrer Güter war auch der von denselben an den größten schuldige Census verbunden. So kam der größte Theil des königlichen Bundes in einem wegen der Alpenpässe wichtigen Theile von Eburthälen in die Hände Bischof Hartpert's, der bei Otto I. in hohen Gunsten stand und ihn auch auf seinem ersten Zuge nach Italien begleitete. Denn Otto I. benutzte für seine Kriegerzüge die graubündnerischen Pässe; seine Anwesenheit zu Ebur wird einige Male erwähnt.

Seine Nachfolger Otto II. und III. bewiesen dieselbe Freigebigkeit gegen das Hochstift Chur theils durch neue Schenkungen, theils durch Befestigung der früheren. Auch jenseits der Alpen erstreckten sich die Schenkungen. Im J. 980 schenkte Otto II. dem Hochstifte den Bräunegg über die Raira zu Chiavenna. Dann folgte im J. 988 eine Urkunde Otto's III., welche nicht nur alle früheren Schenkungen bestätigte und in Vergell noch besonders die Burg, die Kirche mit dem Zehnten, Gericht, Pann, Zoll und Wälder anführt, sondern dem Hochstifte für alle seine Besitztungen auch die völlige Immunität und Befreiung von jeder herzoglichen oder gräflichen Gewalt erteilt und freie sowie als eigene Leute ausschließlich der Gerichtsbarkeit des vom Bischofe zu wählenden Vogtes unterwirft. Im J. 995 bestätigte Otto III. nicht nur die Schenkung des Jolles zu Chiavenna, sondern er dehnt dieselbe auf alle Rechte und Einkünfte in und außer Chiavenna aus, welche früher der Graf Amigo als Beneficiarius besessen habe. Auch von Kaiser Heinrich II. findet sich ein ähnlicher Bestätigungsbrief vom Jahre 1005, in welchem zwar die Rechte über Vergell, aber nicht diejenigen zu Chiavenna erwähnt werden. Desto auffällender ist eine Urkunde, welche derselbe Kaiser im letzten Jahre seines Lebens (1024) aus unbekannten Gründen ausstellte, und wodurch er alle Leute der Grafschaft Vergell als Freie unter den unmittelbaren Schutz des Reiches nimmt, so daß sie mit Personen und Sachen einmüßig dem Könige dienen und Jagd und Wälder ihnen geschenkt sein sollen. Allen diese Reichsunmittelbarkeit des Vergells scheint nie zur Vollziehung gekommen zu sein, und im J. 1036 bestätigte Kaiser Conrad II. dem Hochstifte dessen freien Besitz. Auch die Rechte des Bischofs zu Chiavenna hatte derselbe im J. 1030 bestätigt und im J. 1038 schenkte er den Domherren zu Chur alle Güter in der Grafschaft Chiavenna, welche zwei-vortrigen Großen, Wilhelm und Roger, wegen nicht näher bezeichneter Verbrechen gerichtlich abgepfunden und dem Kaiser heimgefallen waren. Ebenso schenkte Heinrich III. dem Bischofe im J. 1050 noch große Forste.

Häufig man nun diese verschiedenen Schenkungen der Kaiser und dem sächsischen und fränkischen Hause ins Auge, so zeigt sich neben dem in der religiösen Ansichten der Zeit begründeten Glauben, daß man durch solche Schenkungen das eigene und seiner Nachkommen Seelenheil befördere, unfehlbar die Absicht, die rathlosen Alpenpässe in die Gewalt der Bischöfe von Chur zu bringen, von deren Freundschaft größere Vortheile zu erwarten waren, als von den weltlichen Großen. Daher findet man einige dieser Bischöfe auch als Begleiter der Kaiser bei Römerrügen. Schon von früher her in mercantillischer Beziehung wichtig, hatten diese Pässe seit Otto I. die größte militärische Bedeutung erhalten. Für die Römerrügen wurde zuweilen dieser Weg benutzt, da der Gott-hardepass noch nicht eröffnet war, die alte Straße nach Italien aber durch die westliche Schweiz und über den großen Bernhardsberg zum burgundischen Königreiche gehörte, das erst durch Conrad II. mit Lothringen vereinigt wurde. Besonders zeigt sich jene Absicht in den

Schenkungen im Vergell und zu Chiavenna. Auch das Kloster Disentis an der Straße nach dem Ruckmanntal hatte sich der Freigebigkeit Otto's I. zu erfreuen. Im J. 960 schenkte er demselben die Kirche zu Pfäfers am Züchersee mit Allem, was zu derselben gehörte und dem Genuss von den Leuten an diesem Orte. Ferner in Rhätien einen Hof zu Ums und die freie Wahl des Abtes durch die Mönche. Diese Schenkung wurde dann 976 durch Otto II. und 993 durch Otto III. bestätigt. Allein im J. 1020 schenkte Heinrich II. das Kloster mit allen seinen Besitztungen dem Bischofe von Breten. Die Schenkung wurde 1040 von Heinrich III. bestätigt, 1048 aber von ebendenselben als ungerecht wieder aufgehoben, dann durch Heinrich IV. und V. neuerdings bestätigt und durch eine Bulle Papst Honorius' II. wieder bestätigt. Es gelang auch dem Kloster seine Unabhängigkeit zu behaupten.

Der Kampf zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. erregte auch in Graubünden heftige Parteilämpfe und großes Unglück. Bischof Heinrich von Chur war ein eifriger Anhänger des Papstes; aber ein Theil des Adels war für Heinrich. Da drang Herzog Welf von Baiern im J. 1079 durch den Walgau und Tyroler-land in Graubünden ein, durchzog das Land bis ins Engadin und zwang durch furchtbare Verwüstungen die Anhänger Heinrich's, unter denen besonders die Söhne des Grafen Otto von Chur genannt werden, sich dem Gegenkönige, Rudolf von Schwaben, zu unterwerfen. Die Rückkehr nach Baiern bewerkstelligte er dem Jan nach durch Engadin. Damals scheint auch die Grafschaft Chur ob der Landquart in der entstehenden Zerrüttung erloschen zu sein. Um dieselbe Zeit findet man das Binsgau und das Münsterthal vom Hunsrüden Rhätien getrennt unter den Grafen, welche nachher von der Burg Tyrol ihren Namen erhielten. Auch über Unter-Engadin, wo indessen der Bischof viele Güter mit der Gerichtsbarkeit über deren Ansassen hatte, scheint sich damals schon ihre Grafschaft erstreckt zu haben.

In Graubünden war nun während der Regierungszeit der sächsischen und fränkischen Kaiser der Bischof von Chur durch große Besitzungen, durch die Zahl seiner Dienstmänner und seine bedeutenden Einkünfte der mächtigste Gro ße geworden, neben welchem die Stelle der Grafen immer mehr von ihrer Bedeutung verloren hatte. Ein Vergleichnis seiner Einkünfte beweist zugleich die wichtigen Fortschritte, welche der Anbau des Landes gemacht hatte. Aber neben ihm hatte sich auch der zahlreiche, zum Theil mächtige, Adel erhoben. Derselbe scheint sich in der Regierungszeit der Staufer durch neue Einwandrerungen und Befestigungen noch vermehrt zu haben. Geschlechter, die in Schwaben ihren Sitz hatten, wie die Grafen von Ahalim bei Reutlingen, von Sameringingen, von Rellenburg, erschienen noch im Anfange des 12. Jahrh. als Besitzer von Gütern in Graubünden. Doch verschwinden dieselben dort während desselben Jahrhunderts, indem die Grafen von Rellenburg ihre Besitzungen an das Kloster Muriheilgen zu Schaffhausen, die Grafen von Ahalim die ihrigen an das Kloster Zwi-

fallen vergabten, die Grafen von Camertingen aber ihre sehr ausgedehnten Besitzungen und Rechte in Ober-Engadin im J. 1139 an das Bisthum Chur verkaufen. Dagegen treten neben dem Bisthofs und dem Abte von Disentis in der Hohenstaufischen Zeit als mächtige Dynastien hervor die Herren von Bap, von Rhdjuns, von Belmont, von Sacco (später von Sar-Mor genannt), von Mäsch (deren Stammhaus im Obern Bund im Hochgründe Grub lag) und von Aspermont (bei Jenins). In dem Theile des alten Rhodens unter der Landquart erscheinen die Grafen von Werdenberg und von Montfort, zugleich in Graubünden begütert. Zahlreich war neben diesen Dynastien der niedere Adel, zum Theil Ministerialen des Bisthofs, deren Zustimmung derselbe einholen mußte für Krieg, Friedensschlüsse oder Veräußerungen des Kirchthums. Zu dieser Zeit zählt man, wie oben gesagt wurde, gegen 160 Burgen von Gneuluten in Graubünden. Von manchen hat sich nicht einmal der Name in der Sage erhalten und nur einzelne Trümmer beweisen ihr früheres Dasein. Bei andern, die zum Theil auch in Trümmern liegen, wissen Namen und Bauart auf tausenden Ueberbrun gen, und nur die wenigsten lassen sich aus althistoriger Zeit herleiten. Wie überall, so standen die Angehörigen der weltlichen und geistlichen Herren auf verschiedenen Stufen der Heiligkeit. Die Zahl der eigenen Leute (Servi) scheint indessen nicht sehr groß gewesen zu sein; weil zahlreicher waren die sogenannten Colonen und Feinleute, die unter mancherlei Leistungen an den Grundherren die Güter, welche sie bebauten, erdlich besaßen, und obgleich nicht zu den vollfreien gehörend, doch gegenüber dem Grundherren eine rechtliche Stellung hatten. Neben diesen Classen finden wir beinahe überall in Graubünden Freie, die im Besitze ihrer Allode gänzliche Selbstständigkeit bewahrt haben. Einzelne mögen aus alter römischer Zeit stammen; Einwanderungen haben dann ihre Zahl vermehrt. Schon sehr früh werden die *liberi homines* in Praegallia (Vergell) erwähnt; später die Freien zu Lar oder ob dem Klimerwald. In die Zeit der Hohenstaufen fällt die Ansiedelung einer freien teutschen Colonie im Rheinwald, welche Kaiser Friedrich I. zugesprochen wird. Dieses hochgelegene Bergthal führt zu den Pässen über den Spüglen und den Bernardin, welche, sowie derjenige über den Septimer, theils wegen der östern Römerzüge, theils für den Handel, immer größere Wichtigkeit erhielten. Daher erbaute Bischof Guido von Chur um 1120 ein Hospiz (*Xenodochium*) auf dem Septimerberge und wies demselben bedeutende Einkünfte an. Andere solche mit großen Freiheiten begabte teutsche Colonien findet man seit der Hohenstaufischen Zeit in Avers, Safien, Oberflaran und Bal. Durch die Gründung dieser Colonien verstärkten sich die Hohenstaufen der Pässe Graubündens. Aus demselben Grunde bewog Friedrich I. den ghibbellinisch gesinnten Bischof Eginno von Chur, seinen Sohn, den Herzog Friedrich von Schwaben, mit der Kastvogtei des Bisthums erdlich zu belehnen, welche Graf Rudolf von Pfunddorf aufgegeben hatte. Dagegen befreite der Kaiser den Bischof aus Lebenszeit von allem Hof- und Reichsdienste

und nennt ihn Fürst (*princeps*). Diese wichtige Kastvogtei blieb dann in den Händen aller der folgenden Kaiser, bis sie Rudolf von Habsburg an Walter von Bap verpfändete, von dessen Söhnen Bischof Euseb sie 1299 an sich löste.

Neben den ältern Freien erscheint unter dem Namen der Walser nach der Mitte des 13. Jährh. eine besondere Classe von Freien. Es wird erzählt: Jäger, aus Oberwallis gebürtig, welche Walter von Bap ausgesandt, seien einst, dem Landwasser folgend (jenseit Bergströme, der sich bei Filisur in die Albula ergießt), weiter als sonst in das Bergland eingedrungen und zu einer anmuthigen Gegend gekommen, in welcher kleine stichreiche Seen lagen. Es war dies das damals noch unbewohnte Thal von Davos, welcher Name im Romanischen eine hintere oder innere Gegend bezeichnen soll. Leicht erhielt sie von dem Herrn die Bewilligung, sich dort anzusiedeln als freie Männer, die unter einem selbst gewählten Anmann oder Richter standen. Nur die höhere Criminalgerichtsbarkeit blieb dem Herrn vorbehalten. Ansänglich sollen zwölf Ansiedler gewesen und das Land in zwölf große Höfe eingetheilt worden sein, die als Erbsen gegen einen mäßigen Zins an Naturalien oder Geld für die ganze Landchaft verlichen wurden. Für den Schutz des Herrn waren sie hinwieder verpflichtet, seinem Aufgebote zu folgen, und ein späterer Lebensbrief von 1289 verordnet, daß, wer dem Aufgebote nicht folgte, das Thal verlassen soll. Zu diesen Ansiedlern kamen bald andere; denn jeder, der sich bei ihnen niederließ, erhielt ebenfalls die „Walserrecht.“ Auch in Wallis soll sich die Sage von einer Auswanderung von zwölf Jägern erhalten haben. Orts- und Personennamen weisen auch auf den Zusammenhang hin. Allmählig verbreiteten sich freie Walser, welchen Namen auch andere teutsche Einwanderer erbielten, in mehreren hochgelegenen Thälern von Graubünden, Sargans und Borsatzberg. Durch Begünstigung dieser Colonisationen haben die Herren von Bap den Anbau des Landes und damit auch ihre eigene Macht sehr befördert. Die Sprache Aller, die als Walser bezeichnet werden, ist die teutsche. Bei den Alten läßt sich der Dialect der Oberwalliser, bei Andern schwäbische Abkammung erkennen. Die Ableitung des Namens von Wallis, woher unstreitig die Ersten kamen, ist wahrscheinlicher als diejenige von Waken, welches Fremde bedeutet und daraus erklärt wird, daß die teutsch sprechenden Walser sich zwischen romanischer Bevölkerung niederließen. Noch im J. 1300 wird die Ansiedelung von zwei Wallisern aus Erbschen zu Ellwaplana in Ober-Engadin erwähnt mit denselben Rechten, „welche die aus Wallis in Davos haben.“ Bekanntlich dauert Walliser als Geschlechtsname bei mehreren Familien in Graubünden und in den Cantonen St. Gallen und Appenzeln und in Borsatzberg fort. (Vergl. Untersuchungen über die freien Waliser oder Walser von Bergmann, Wiesbaden 1844.)

An die bald friedlichen, bald feindlichen Verhältnisse der obgenannten Dynastien zu den Bischöfen von Chur knüpft sich nun die Geschichte des Volkes von Graubünden.

bündten an. Geographische Verflechtungen und Lebensverhältnisse mußten zu mancherlei Reibungen mit dem fehdelustigen Adel Veranlassung geben. Indessen suchten die Bischöfe im 13. Jahrh. sich durch Erbauung und Käufe von Burgen gegen den Adel zu verstärken. So kaufte Bischof Reinber (1200 — 1209) Steinsberg im Unter-Engadin; Bischof Volard (1237 — 1251) erbaute die Burgen Guardavall im Ober-Engadin und Friednan bei Jizers; Bischof Heinrich (1251 — 1271) baute Fürstau im Domlesingerthale und Herrenberg bei Sevelen im Werdenbergischen. Enderseits kaufte Alpermont und Reams in Oberhalbstein. Bischof Konrad (1272 — 1282) baute die Fürstburg im Eschlaude. Neben dem Bisthume besaß die größte Macht der Freiherr von Vag. Die in verschiedenartigen Verhältnissen zu dem Herrn stehenden Herrschaften dieses Hauses, theils Eigengut, theils Lehen vom Reiche oder vom Bisthume, umfaßte zuletzt fast den ganzen südlichen Zehngerichten, und bedeutende Theile des Oberr Bundes, überhaupt beinahe den dritten Theil des jetzigen Kantons Graubünden.

So lange nun die Hohenstaufen auch als Herzoge von Schwaben über Graubünden geboten, entstanden keine einzelneisenen Fehden von Bedeutung. Dagegen gaben Streitigkeiten zwischen dem Bischöfe von Chur und der Stadt Como über Besetzungen und Rechte in Bormio und in der Grafschaft Chiavenna während der Jahre 1193 — 1206 Veranlassung zu Angriffen der zu Como herrschenden guelfischen Partei gegen Bormio. Zwar wurde dann ein Friede geschlossen, aber die guelfische und ghibbellinische Partierung zerrüttete auch diese Grenzländer, und es entstand nachher eine heftige Fehde zwischen Como und dem Bischöfe von Chur, an welcher mehrere rätische Große Theil nahmen. In Chiavenna, Bormio, Poschiavo, Bergell und bis ins Schamsenthal wurde geplündert und Soglio im Bergell verbrannt. Im J. 1219 wurde dann auf 25 Jahre Friede zwischen Como und dem Bischöfe geschlossen. Bald nachher entstanden Streitigkeiten des Bischöfe mit Graf Albrecht von Tyrol über die Burgen Steinsberg im Unter-Engadin und Montani im Vinschgau, die zwar 1228 durch einen für den Bischöfe günstigen Vergleich beirigt wurden, in welchem der Graf sein Lebensverhältnis zum Bisthume für verschiedene Besetzungen anerkannte, der aber wegen der verwickelten Verhältnisse in diesen Gegenden spätere Streitigkeiten nicht verhindern konnte, die dann geraume Zeit über ganz Graubünden große Gefahr gebracht haben.

Mit dem Erlöschen des Herzogthums Schwaben, das durch den Tod Friedrich's II. (1250) seine Bedeutung für Graubünden verlor und hierauf durch König Wilhelm von Holland an Reich gezogen wurde, verlor das Bisthum auch den Schutz gegen die Dynasten Graubündens, welchen ihm die Hohenstaunischen Kaiser gewährt hatten. Diese Großen, von der herzoglichen Hoheit befreit, werden nun unmittelbare Reichsglieder und die allgemeine Gerechtigkeit während des sogenannten Zwischenerreiches tritt auch in Graubünden hervor. Im ganzen Reiche streben die einzelnen Theile nach gänzlicher

Selbständigkeit, und die kaiserliche Gewalt scheint ihrem Erlöschen nahe, deswegen überall Gewaltthaten und Fehden.

Dritter Zeitraum.

Änere Kämpfe und allmähliches Entstehen der Bündnisse bis zum Bunde zu Basel 1284 — 1471.

Die Folgen des Erlöschen des Herzogthums Schwaben zeigten sich alsbald auch in Graubünden. Schon im J. 1255 klagt der Bischof von Chur beim päpstlichen Stuhle, daß ihm die Freiherren von Rhäuns, von Belmont und andere Große mehrere Besetzungen weggenommen und für die Zurückgabe eine Schuldverschreibung für 300 Mark von ihm erpreßt haben. Päpstliche Bevollmächtigte erklärten dann dieselbe für ungültig. Im J. 1266 anvertraut Bischof Heinrich „wegen ihm drohenden Kriegen“ seine Krzyner und Butlerie (homines de candlea et buttarinos, freie Gottesbauern, die dem Aufgebote bewaffnet folgen und jährlich von ihren Gütern ein halbes Pfund Wachs zu Krzyen und Butler an die Kirche liefern mußten) dem Schutze des Herrn von Frauenberg. Wahrscheinlich waren es auch die bestigter werdenden Parteikämpfe, was die freie teutsche Gemeinde im Rheinwald veranlaßte, einen mächtigen Schutz zu suchen. Im J. 1277 schloß dieselbe mit Walter IV. von Vag, der die Grafschaft im Schamsenthal besaß, einen Vertrag, durch welchen er sich und seine Erben gegen sie zum Schutze wider jeden Angriff verpflichtete. Die Gemeinde daß die freie Wahl ihres Ammanns (minister), der als Richter über Alles entscheidet, mit Ausnahme von Diebstahl und Todschlag. Die Verordnungen und Gesetze, welche die Leute unter sich gemacht haben, bleiben in Kraft. Für den Schutz zahlt die Gemeinde dem Herrn jährlich 20 Pfund, die sie, sowie andere Ausgaben für das Thal, unter sich „als Ein Volk“ vertragen. Zu Wehrern sind sie nicht verpflichtet. Ferner ist verabredet, daß sie seinem Aufgebote überall dierseits der Berge folgen, jedoch ganz auf seine Kosten vom Tage des Auszugs an bis zur Heimkunft. Für diesen Vertrag verbürgt sich der Freiherr mit allem seinem Gute.

Auch die fortwährenden Parteikämpfe der italienischen Guelfen und Ghibbellinen schädigten den Bischof im Bergell, indem die Bergeller sich 1264 zur Theilnahme an diesen fremden Händeln verleiten ließen. Es entstand daraus eine achtjährige Fehde mit dem Adel von Chiavenna und Plurs, welche auf beiden Seiten große Verheerungen verursachte. Erst im J. 1272 konnte ein Friede vermittelt werden. Am schwierigsten waren immer die Verhältnisse des Bischöfe zu dem mächtigen Hause von Vag, das neben seinen übrigen Besetzungen Bled als Lehen des Bisthums inne hatte. Mit Walter IV. von Vag (gest. 1284), dessen Wirken für Cultur des Landes, Sicherung der Straßen gegen Raubritter und Freigebigkeit gegen geistliche Stiftungen gelobt wird, fand zwar ein freundschaftliches Verhältnis statt. Allein die Fehde König Rudolfs von Habsburg gegen die Grafen von

Montfort, besonders gegen Wilhelm von Montfort, Abt zu St. Gallen, stürzte dasselbe. Walter von Bag und die Grafen von Werdenberg nebst andern rätischen Edelleuten standen aus Seite des Königs. Ersterem versöhnete König Rudolf die Kastvogtei über das Bisthum, die nach dem Verträge mit Kaiser Friedrich I. (s. oben) immer in der Hand des Reichsoberhauptes bleiben sollte. Zu den Gegnern des Königs gehörte neben Abt Wilhelm besonders sein Bruder Bischof Friedrich von Chur. Ein Bündnis, das dieser 1292 mit dem Bischofe von Sitten geschlossen hatte, der sich dem Adel in Wallis gegenüber in dazwischen Lage befand, scheint keinen Erfolg gehabt zu haben. Nachdem die Fehde mehrere Jahre gedauert hatte, unternahm Bischof Friedrich im Späthabre 1288 einen verwüstenden Streifzug gegen Felsberg, wurde aber auf dem Rückwege zwischen Babuz und Belgers vom Grafen von Werdenberg geschlagen und erlitten nach Werdenberg gebracht. Als er nach zwei Jahren sich an geschnittenen Füßern von der Burg hinunterzulassen versuchte und die Bänder rissen, fand er durch den Sturz seinen Tod.

Der Untergang Bischofs Friedrich gab für einige Zeit der Habzburgischen Partei in Graubünden um so mehr das Uebergewicht, da sein Nachfolger Berthold aus dem Habzburg ererbten Geschlechte Werdenberg war. Allein nachdem König Rudolf im Kampfe gegen Herzog Albrecht von Oesterreich bei Gellheim (1296) gefallen war und Albrecht die Krone an sich gerissen hatte, so erfolgte bald ein Umschwung in Graubünden. König Albrechts Bestrebungen, in den obern Länden ein zusammenhängendes Fürstenthum zu begründen, welche den Anstoß zu dem eidgenössischen Bunde gaben, erstreckten sich auch auf Rhätien. Was sein Vater, König Rudolf, begonnen hatte, setzte der Sohn fort. Es ist schon erwähnt worden, daß schon Rudolf die im 11. Jahrh. ersichene Grafschaft Saaz, welche das Land ob der Landquart bis auf das Centralgebirge Graubündens begriff, hergestellt habe. Albrecht belehnte mit derselben und mit der Reichsvogtei in Uri sein Sohn. Dadurch sollten die rätischen Dynastien der seit dem Erlöschen des Herzogthums Schwaben gewonnenen Unabhängigkeit wieder beraubt werden. Zugleich suchte Albrecht seinem Hause den erblichen Besitz der Kastvogtei über das Bisthum, welche der Bischof im J. 1299 von Donat von Bag gelöst hatte, sowie über Disentis zu verschaffen. Als daher nach Kaiser Heinrich's VII. Tode (gest. 1313) durch die Doppelwahl Ludwig's des Baiers und Friedrich's von Oesterreich überall Parteilung und Fehden sich erheben, so trat auch die alte Feindschaft der Häuser Bag und Montfort wieder hervor. Donat von Bag war für Ludwig, die Montforts für Oesterreich. Als nun im J. 1321 der Bischof Rudolf von Konstanz aus dem Hause Montfort auch die Administration des Bisthums Chur zu erwerben wußte, so brach die Fehde aus. Der Schauplatz der Kämpfe waren die Bergthäler zwischen Davos und Scaaf im Engadin. In letzterer Gegend waren die bischöflichen Truppen versammelt. Das entscheidende Treffen geschah im J. 1323 bei Fillsur, wo

die Bischoflichen mit großem Verlusse an Tödteten, Gefangenen und solchen, die auf der Flucht auf dem Albulas und im wilden Caletstalberge zu Grunde gingen, geschlagen wurden. Auf der Seite von Bag sollen auch 1500 Mann, die ihm, weil der Kampf gegen die österreichische Partei gerichtet war, aus den drei Baldfstätten zuzogen, bei Fillsur gekämpft haben. Von Donat von Bag wird erzählt, er habe die Gefangenen verhungern lassen und die Zammernenden verpeitelt. Manches mag in den ihm zugeschriebenen Greueln übertrieben sein; aber die Rache seiner Zeit und der Uebermuth des Adels darf nicht vergessen werden. Fürchtlich vermuthet Donat nach dem Siege viele Besitzungen des Bisthums, und dasselbe versank in solche Armuth, daß Kirchenjerdien verkauft und viele Güter verpfändet werden mußten.

Der Sieg Donat's von Bag brach zwar ein, weil das Uebergewicht der österreichischen Partei; aber die Parteilung dauerte fort. Besonders stark war die österreichische Partei unter dem Adel in den Gegenden des jetzigen Oben Bundes. Es entstand dadurch im J. 1333 eine Fehde des Abtes von Disentis, des Grafen Albrecht von Werdenberg und anderer oberländischer Herren gegen Uri, Schwyz und Unterwalden, die sich an Ludwig von Baiern hielten. Die nächste Veranlassung soll gegeben haben, daß der Abt von Disentis seine Gotteshausleute in Uri zu nöthigen suchte, den Uriern den Gotthardspass zu sperren. Es wurde zwar 1334 ein Friede geschlossen, aber die Feindschaft dauerte fort, und erst im J. 1339 kam ein gänzlicher Friede zu Stande, nachdem Thiring von Klingenhafen, der Bruder des Landammanns in Uri, Abt zu Disentis geworden war. Einige Jahre früher war durch das Aussterben des Mannsstammes von Bag eine wichtige Veränderung entstanden. Donat von Bag, dessen Tod entweder 1333 oder 1335 stattfand, hinterließ nur zwei Töchter, welche an die Grafen Friedrich von Toggenburg und Rudolf von Werdenberg-Ergans vermaählt waren. Das große Erbe wurde zwischen ihnen getheilt; die Lehen vom Bisthume fielen an dasselbe zurück, wurden dann aber den beiden Erben wieder verliehen. Dafür versicherten sie auf Alles, was Bischof Johann (1327—1331 oder 1333) an Donat von Bag verpfändet hatte. Diese Theilung hat auf die nachherige Entscheidung der drei Bünde großen Einfluß gehabt und muß deswegen näher angegeben werden. Rudolf von Werdenberg erhielt die Stammherrschafft Ober- und als bischöfliche Lehen Schams mit Rheinwald, Savlen, Orlenstein, überhaupt Alles, was am Vorderrhein und Hinterrhein dem Freiherrn von Bag gehörte hatte. Graf Friedrich von Toggenburg fiel der größte Theil des Lebensgerichtsbundes zu, meistens Reichlehen, nebst einigen bischöflichen Lehen. Neben den beiden Grafen von Werdenberg-Ergans und von Toggenburg und den geistlichen Großen, dem Bischofe von Chur und dem Abte von Disentis, waren jetzt die mächtigen Dynastien die Herren von Belmont im Oberlande; die Freiherren von Eraz, Besitzer von Mürz; die Grafen von Werdenberg-Heiligenberg, ebenfalls im Oberlande begütert; die Freiherren von Rhodans, auch im

Oberlande; die Herren von Aspermont, um 1344 aus-
gestorben, zu Mailand und in einem Theile des Prätti-
gaus. Sehr zahlreich war neben diesen Dynastengeschlech-
tern und andern freien Edelleuten der Dienstabel (Mini-
sterialen), welcher aus vielen im ganzen Lande gestreuten
Burgen und andern Orten wohnend den Herren zum
Kriegsdienst verpflichtet war.

Die Zersplitterung des Landes in so viele Gebiete,
in welchen die einzelnen Theile wieder in mehr oder
weniger freien Verhältnissen zu ihrem Herrn standen, die
geographischen Verwüstungen der Besitzungen mehrerer
Herren, Streitigkeiten über Lebensverhältnisse und über
Erbansprüche, wozu noch der seßhafte Sinn des Adels
kam, Alles dies mußte fortwährend Reibungen und Un-
ruhen unterhalten, die wiederholt in Kriegen ausbrachen.
Auch über harten Druck und Gewaltthatigkeiten mancher
Herren weiß die Sage zu berichten. Allein während der
Kämpfe der Großen entwickelten sich auch ihre Ange-
hörigen immer mehr in selbständiger Richtung; da sie
für ihre Herren die Waffen führten und meistens auch
die Verwundungen allein zu tragen hatten, so stieg ihr
Selbstgefühl. Auf die in größerer Abhängigkeit stehenden
romantischen Einwohner wirkte das Beispiel der schon
von früher her als wirkliche Gemeinden bestehenden teut-
schen Colonien im Rheinwald, Avers, Davos u. s. w.,
sowie die Ereignisse in den benachbarten drei Waldstäd-
ten. Die vielerlei kleinen Gerichtsherrlichkeiten entwickel-
ten sich unter dem Einflusse des seit der Mitte des 13.
Jahrh. im ganzen Reihe wendenden Corporationsgeistes
zu wirklichen Gemeinden, die zwar die Rechte ihrer Her-
ren nicht angriffen, sondern sich erst in spätern Zeiten
allmählig davon loskauften, aber immer mehr ihre Kraft
zum Widerstande gegen größere Lasten und Bedrückungen
föhlen lernten. Schon im J. 1323 wird ein Bündniß
der Angehörigen der drei Bisthümer Chur, Trient und
Brixen erwähnt, sowohl der Edlen und Städte, als der
Bauern zu Beschörmung ihrer Rechte. Doch ist darüber
nichts Näheres bekannt.

In dieser bewegten Zeit erholte sich das Bisthum
von seinen frühern Verlusten. Die Räte der Burgen
Ober- und Nidwald, Nidberg und Trimmis, zu denen die
Gemeinden des Gottshauses beizogen, bewiesen dies.
Indessen schwächten sich mehrere Große durch Kriegen,
so Graf Rudolf von Werdenberg-Sargans gegen Rhodans
(1343) und ebenderselbe 1352 durch eine Heide gegen
Belmont. Gleichzeitig suchte Kaiser Karl IV. den Bischof
zu verdrängen. Durch Urkunden vom Jahre 1349 u. fg.,
auf welche die Bischöfe in der Folgezeit wiederholt allerlei
Ansprüche stützten, befähigte er ihm das ausschließliche
Recht des Weizens und der Jölle zu Chur und im Bergell
und schenkte ihm weltliche Gerichtsbarkeit und den Blut-
bann zu Fürstentum, das Recht über Räte, Rasse und
Gewichte, die Wildbahn vom Septimer an bis an die
Landquart, alle Bergwerke und die Rechte des Reichs
an die freien Leute in diesen Theilen des Landes, die
Reichsvoigtei und das Umgeld (Abgabe von ausgeweihten
Getreiden) zu Chur. Im J. 1359 gebot derselbe
Kaiser den Reichshäuptern, für ihren Waarenverkehr durch

das Bisthum Chur nur die Straße und das Geleite des
Bisthums zu benutzen. Dadurch wurde Visentin, das
ohnebied in gespannten Verhältnissen zum Bischof stand,
wegen seiner Straße nach dem Lukmanier nicht wenig
denachtheiligt. Wie in neuern Zeiten fand wol immer
Eifersucht zwischen den Besitzern der verschiedenen Pässe
über das Gebirge statt. Dies mag dazu beigetragen
haben, daß der Bischof Konrad von Chur, Graf Hugo
von Werdenberg, Heiligenberg und Walter von Alz
durch eine Urkunde vom Jahre 1278 allen, „welche die
Straße von Churwalen fahren und funderlich und je
vorderst denen von Luzern,“ Geleit und Friede zusichern.
Dadurch wird keineswegs bewiesen, daß damals der
Handelsverkehr über den Gottthard noch nicht benutzt wurde,
sondern man könnte eher die Nothwendigkeit vermuten, Luzern
vom Verlassen des alten Handelsweges durch Graubün-
dten abzuhalten.

Weniger glücklich war das Bisthum in seinen ita-
lienischen Besitzungen Chiavenna, Bormio und Poschiavo.
Der Herr von Rätsch besaß dort verschiedene Besitztü-
mer und andere Lehen des Bisthums. Nachdem nun Hugo
Visconti seine Herrschaft über Mailand befestigt und
1335 Como gewonnen hatte, bemächtigte er sich des
Bellins, wo der Bischof von Chur ebenfalls Besitzungen
hatte. Wahrscheinlich fiel auch Chiavenna damals schon
in seine Gewalt. Länger behauptete sich Bormio, dessen
ganze Gemeinde noch im J. 1336 durch Ausweisung als
freie Leute der Kirche von Chur dem Bischofen den Lebens-
eid leistete. Endlich aber fielen auch Bormio und Po-
schiavo in die Gewalt der Visconti. Wiederholte Ver-
suche der Bischöfe und der Voigte von Rätsch, diese
Landchaften Mailand wieder zu entreißen, blieben ohne
dauernden Erfolg. Im J. 1404 schenkte dann Mastino
Visconti, als er vor seinen Söhnen stehend lange beim
Bischof Hartmann von Chur gastfreundlich war unter-
halten worden, alle seine Rechte an Poschiavo, Chia-
venna, Bellin und Bormio dem Bisthume. Mailand
behauptete sich inessen im Besitze. Im J. 1466 ent-
stand aber ein Krieg des Bisthums gegen den Regenten
von Mailand, Lodovico Moro. Bormio und Poschiavo
wurden eingenommen, die Mailänder in die Flucht ge-
schlagen und Chiavenna verbrannt. Im Frühjahr 1487
zogen die Graubündner von Bormio, das sie besetzt ge-
halten, durch Bellin hinunter bis Sondrio. Da erkaufte
Lodovico den Frieden durch die Abtretung von Poschiavo
und eine Summe Geldes. So kam diese Landchaft an
Graubündten zurück und blieb von da an ein freies Glied
des Bundes, indem die Bewohner sich dann von allen
herrschaftlichen Rechten des Bischofs loskauften. Die
drei übrigen in der Eckenung des Mastino Visconti be-
griffenen Landchaften nahmen die Graubündner erst im
J. 1512 ein, als das Herzogthum Mailand von den
Eidgenossen erobert wurde, und behaupteten sich dann
als Herren derselben.

Gegen das Ende des 14. Jahrh. treten nun die
Wirkungen der selbständigen Entwicklung vieler Gegen-
den hervor in der Entstehung von Bündnissen, die
zwar zuerst von den Herren, bald aber in Verbindung

derselben mit ihren Angehörigen und endlich ohne Theilnahme der Herren, aber immer mit Vorbehalt ihrer wirklichen Rechte, geschlossen wurden. Denn nicht durch die Bündnisse selbst befreite sich das bündnerische Volk von seinen Unterthanenpflichten gegen seine Herren, sondern durch allmähliche Loskäufe der einzelnen Herrschaften. Es ist deswegen die Geschichte Graubündens ein merkwürdiges Beispiel der gänzlichen Befreiung eines Volkes aus den Fesseln des Feudalismus, die nicht durch revolutionäre Gewalt erobert, sondern auf rechtlichem Wege gewonnen wurde. Das Erlöschen einzelner Adelsgeschlechter, die Bercierung ihrer Besitzungen an ausländische Herren, die Verarmung anderer durch Heiden und Lurus, sodas unter anderen die Zweige des Werdenbergischen Geschlechtes tief verschuldet waren, endlich auch Furcht vor dem Volke, Alles dies wirkte zu Beförderung der Loskäufe zusammen.

Zum ersten Mal erscheinen die zum Bisthume gehörigen Gemeinden neben dem Bisthofs, dem Capitel und den Ministerialen des Gottshauses als selbständige Corporationen, einige selbst mit eigenen Siegeln, in einem Bündnisse (vom Jahre 1392) des gesammten Gottshauses mit den österreichischen Vögern an der Enz (in Tyrol) zu Feldkirch und in Schwaben. Vorher hatten nur neben dem Capitel die Ministerialen über Angelegenheiten und Verträge des Bisthums entschieden. Als im folgenden Jahre der Bischof mit dem Abte von Mariaberg in Tyrol ein Bündnis schloß, wurde dasselbe auch von den Angehörigen beschworen. Denn immer mehr machte sich die Ansicht geltend, das das Volk nicht bloß willenlos den Raunen der Herren zu gehorchen habe, und darin liegt der Ursprung der rhdäischen Bünde. Die erste Grundlage zu Entstehung des Oberr Bundes war um 1395 ein Bündnis des Abtes von Disentis und des Freiherrn von Sar zu Masor, welchem nach dem Aussterben der Herren von Belmont im J. 1399 Lugniz und Ilanz zugefallen waren. Diesem Bunde trat dann 1395 Graf Johann von Werdenberg-Sargans für seine im Oberlande gelegene Burg Ruenberg und seine Angehörigen ob dem Hümsenwald bei, die er nicht schätzen konnte, und bald folgte ihm der Freiherr von Rhodun. Dieses Bündnis, welches der Obere Bund (Parti sura) genannt wurde, verstärkte sich im J. 1400 durch ein ewiges Bündnis mit dem Lande Glarus, in welchem auch die Gemeinde im Rheinwald und neben dem Abte auch die Gemeinde von Disentis mit eigenen Siegeln erscheinen. Bald hernach nöthigte eine langwierige Fehde des Bisthofs Hartmann und seines Veters, des Grafen von Werdenberg-Sargans, gegen die Freiherrn von Rhodun, welche 1392 begann und erst im J. 1400 beendet wurde, ihre Angehörigen selbst für ihre Sicherheit zu sorgen. Mit Einwilligung des Bisthofs und des Grafen schlossen die Gottshausleute und die Angehörigen des Grafen, „Abte und Uebste, Freie und Eigne, Semperleut und Hossleit vom Septimer und Julier an bis Raltz,“ im J. 1396 ein Bündnis zum Schutze ihrer Herren sowohl als ihrer selbst. Die Rechte der Herren werden sorgfältig vorbehalten, ebenso der Bund

mit Oesterreich von 1392, aber auch ein Bündnis des Schamerthaies mit Savien und dem Rheinwald. Dieser Bund, der bloß von den Angehörigen der beiden Herren zu ihrer eigenen Sicherheit geschlossen wurde, ist die Grundlage des sogenannten Gottshausbundes. Derselbe hatte sich allmählig um das Hochstift als Mittelpunkt und ursprünglich zum Schutze desselben aus denjenigen Landesgegenden gebildet, welche die wichtigsten Besitzungen und herrschaftlichen Rechte des Bisthofs enthielten. Der Bischof, das Capitel und die Gemeinden, letztere unter dem Namen „Gemeinen Gottshaus,“ werden als drei besondere Theile des ganzen Staatskörpers schon 1402 unterschieden. Dieses Gemeine Gottshaus erscheint durch Abordnete auf Tagen mit dem Bischof und dem Adel, anerkennt den Bischof nur unter Bedingungen und die einzigen fähigen Gemeinden fügen ihre Siegel seinen Verträgen bei. Wann aber der gesammte Gottshausbund, auch die Theile, welche nicht zu dem Bunde von 1396 gehörten, wie die Stadt Chur, Bergell, Engadin und Valchiavo, sich förmlich zu einem Ganzen verbunden haben, ist nicht urkundlich bekannt. Der Zusammentritt scheint schon vor dem Bunde des Jahres 1396 stattgefunden zu haben, ohne förmlichen Vertrag und durch die Aufgabe, das Bisthum und seine Angehörigen zu beschützen. Daraus erklärt sich auch, das die Kantonvoigte und die Schirmherrschaft über das Bisthum dann an die Gemeinden selbst überging, die zu den Käufen der Bisthofs freiwillig Beiträge leisteten und von diesen selbst um Schirm angerufen wurden. Wenn sie auch den Bischof ihren Herrn nannten, so bezog sich dies nur auf die einzelnen Rechte, die er in manchen Gemeinden hatte, nicht auf wirkliche Herrschaft über das Ganze. Vielmehr hatte sich der Gottsbund allmählig zu einer demokratischen Republik entwickelt, in welcher die höchste Gewalt bei den Gemeinden stand, Streitigkeiten des Bisthofs mit einer Gemeinde von „Gemeinen Gottshausleuten“ mußten entschieden werden und der Bischof nur Titularfürst genannt war. Dazu hatte auch die frühere kirchliche Verfassung beigetragen, nach welcher der Bischof nicht bloß von dem Domcapitel, sondern auch von der Gemeinde gewählt wurde. Ueberrings ermangeln die Angaben über den eigentlichen Zusammentritt des Gottshausbundes in den Jahren 1400, wo nur von einzelnen Gemeinden die Rede ist, ferner 1419 und 1425 alles urkundlichen Beweises.

Andere, die Entstehung der drei Bünde vorbereitende kleinere Bündnisse zeugen ebenfalls von der fortschreitenden Selbstständigkeit der Gemeinden. So sah sich Bischof Hartmann von Chur während einer Fehde mit Oesterreich im J. 1405 genöthigt, mit seinen eigenen Angehörigen in Bergell, Engadin und Münsterthal ein Bündnis zu schließen, und im J. 1407 schlossen die Gottshausgemeinden in Oberhalbstein, Engadin und Moos ein Bündnis mit der zum Oberr Bunde gehörenden Gemeinde im Rheinwald, in welchem keine Einwilligung der Herren erwähnt, vielmehr verordnet wird, das man denselben keine Hüfe gegen Mitglieder des Bundes leisten solle. Im J. 1423 während einer Fehde des Grafen von Sargans gegen

den Bischof verbündeten sich im Domleibhag die Angehörigen des Bischofs, der Freiherren von Rhäküns und, mit Ausnahme der Angehörigen von Sargans, die übrigen im Thale und am Heimgenberg wohnenden Leute, einander auch gegen ihre Herren beizustehen, wenn derselben zum Schaden des Thales in dasselbe streifen wollten. Die zum niederen Adel gehörenden Herren von Ehrenfels, Nieder-Juwasta und Baltsenstein mußten versprechen, ihre Burgen dem Bunde offen zu halten. Der Bischof und die Freiherren von Rhäküns sahen sich sogar genöthigt, diesem Bunde ihre Siegel beizufügen.

In allen diesen Bünden zeigt sich das Bestreben, zwar die wirklichen Rechte von Niemandem zu verletzen, aber auch das Volk gegen die verderblichen Folgen der Streiftätigkeiten seiner Herren zu schützen und überhaupt einen rechtlichen Zustand zu sichern. Denn die wiederholten Fehden der Bischöfe, der Freiherren von Rhäküns, der Grafen von Werdenberg und der Wäldte von Mütsch, sowie die Gewaltthatigkeiten, womit der Bischof Johann Heandi Nasso (1417—1439) die Rechte der Bürger von Chur zu beschränken versuchte, wodurch 1422 ein Aufstand in der Stadt erregt wurde, Alles dies nöthigte die Gemeinden, selbst für ihre Sicherheit zu sorgen. In eben dieser Zeit werden die Sagen von rohen, überaus blutigen Gewaltthatigkeiten der Burgvoigte von Fardün im Esamerthale und von Guardavall im Engadin gesetzt, deren Burgen dann von der ausgebrachten Menge zerstört wurden. Im Oberrunde erkannten indessen einsichtsvolle, ältere Männer, daß der 1395 nur von den Herren geschlossene Bund die Gemeinden nicht gegen Unterdrückung sichere, und das Bündniß mit dem freien Glarnerlande von 1400 konnte nicht ohne Wirkung bleiben. In einem Walde bei Trons am Vorderthier beirathen sich diese Männer in nächstlicher Stille. Dann verlangten sie von den Herren die Errichtung eines allgemeinen Bundes, der Alle, welche in ihren Kreisen wohnten, Hohe wie Niedere, zu gegenseitiger Schutze und Sicherung des Rechtes umfasse. Die Herren, unter denen der Abt von Disentis, Peter von Pontaningen, aus einem einheimischen Geschlechte in Zawalsh, das Begehren unterstützte, erkannten die Nothwendigkeit, sich dem Willen des Volkes zu fügen. Nur Graf Heinrich von Werdenberg-Sargans verweigerte den Beitritt und verwehrete denselben seinen Angehörigen zu Schluais, Laus und am Heimgenberg, die deswegen sich erst nachher angeschlossen. Dagegen schlossen 1424 den Oberrunden Grauen Bund 1) der Abt und die ganze Gemeinde von Disentis, letztere neben dem Abt mit eigenem Siegel; 2) die drei Brüder Freiherren zu Rhäküns mit den Gemeinden Eschen, Inn und Oberfaren; 3) Graf Hans von Sar von Moser mit den Bürgern von Lanz und den Gemeinden in der Gruob, Lugnez, Balz, Jüms; 4) Graf Hugo von Werdenberg-Heiligenberg mit Trins und Tamin; 5) der Ammann und die Freien ob dem Himsenwald; 6) der Ammann und die Gemeinde im Rheinwald; 7) der Ammann und die Gemeinde in Schams. Der auf ewig geschlossene Bund lautet neben den Herren auf Alle, Freie und Wäldte, die in ihren Gerichten ge-

essen sind. Es wird gegenseitige Hilfe, Sicherung der Straßen und freier Verkehr versprochen. Ohne Einwilligung gemeiner Eidgenossen wird Niemand in den Bund aufgenommen. „Wir haben auch geschworen, daß wir einen jettichen Herrn, geistlich und weltlich, ein jettich Weilmann und unedel, arm und reich u. s. w. sollen lassen bleiben bei dem Seinen, bei ihren Gütern, Wäldern, Gerichten, Diensten, Rechten, Rugen, Zinsen, Eigenschaften der Ihren und guten Gewonheiten, dessen sich auch ein jetticher soll lassen begnügen.“ Wer an einen Andern Anspruch hat, soll denselben vor dem Gerichte des Ansprechenden suchen. Für Sicherung eines rechtlichen Zustandes werden sorgfältige Bestimmungen getroffen. Entstehende Fehden und Feindschaft zwischen den Bundesgliedern soll den Bund nicht zerstören, sondern von einem aus allen Theilen des Bundes gebildeten Gerichte durch gütlichen Vergleich oder durch Rechtspruch beseitigt werden, und die Bundesgenossen sind verpflichtet, dem Rechtspruch Gehorsam zu verschaffen. Unter einem Ahoenbaum zu Trons wurde dieser Bund den 16. März 1424 beschworen, und schon im folgenden Jahre traten die bischöflichen Gemeinden Oberthalstein, Avers, Estalia, Bergün und Fischenau mit denselben in Verbindung. Im 3. 1440 verbündete sich auch die Stadt Chur in das zum Gottshausbund gehörige Gerichte der vier Dörfer auf ewig mit dem Oberrunde.

Noch waren in den Gegenden des späteren Zehngerichtenbundes keine Bündnisse entstanden, die eine allgemeine Verbindung der zehn (oder eigentlich elf) Gerichte hätten herbeiführen können. Die meisten dieser Herrschaften besaß Graf Friedrich von Toggenburg. Als er nun mit Oesterreich und mit den diesem Hause ergebene Freiherren von Rhäküns und dem Grafen von Werdenberg-Sargans in gefährliche Spannung gerieth, suchte er Schutz für seine thätigen Angehörigen in einem Bündnisse, welches er im 3. 1429 mit Landammann und Gemeinde in Ober-Engadin, ferner mit Konrad Planta von Kernz und der Gemeinde von Pontalla bis Tasna im Ober-Engadin für seine oberhalb des Malenfers gelegenen Lende auf 20 Jahre schloß. Von andern Leuten des Gottshausbundes Chur war jedem der Beitritt geoffen. So kamen auch die elf Gerichte in Verbindung mit einem Theile des Gottshausbundes; allerdings nur durch ein Bündniß ihres Herrn, aber das Beispiel selbst mußte das Streben nach selbständiger Entwicklung befördern. Als nun mit Graf Friedrich im 3. 1436 der Toggenburgische Mannsstamm erlosch, traten die elf Gerichte (Davos, Kloster, Castels, Schiers und Scerwis, Molans und Jenins, Malenfer, Belfort, Guntwalden, Schafal, Langwies und die Gottshausleute des Domcapitels Chur) zu Schiers, die das elfte Gerichte bildeten, bis sie sich später loskauften und an das Gerichte Schiers angeschlossen, von welcher Zeit an nur von zehn Gerichten die Rede ist) mit Einwilligung der Wirthe des Grafen am 8. Juli 1436 in ein ewiges Bündniß zusamen, wodurch der Zehngerichtenbund gebildet wurde. Dasselbe verpflichtet die Theilnehmer, jedem zu seinem Rechte zu verhelfen und ihren Erbherrn, sobald ein solcher bestimmt

ist, zu thun, wozu er Recht hat, aber bei dem Bunde zu verbleiben. Ohne Willen der andern Gerichte soll kein Gericht ein ferneres Bündniß schließen, oder es wird für nichtig erklärt und von den übrigen bestrast. Verbot, einander vor fremde Gerichte zu ziehen, und Bestimmungen über Entscheidung rechtlicher Verhältnisse sind in den übrigen Artikeln des Bundesbriefes enthalten.

Nach ehe dieses Bündniß zu Stande kam, hatten acht Gerichte, mit Ausnahme von Davos, Langwies und Mänsfeld, ein Bündniß mit der Gesamtheit der durchischen Gotteshausleute geschlossen. Sie erneuerten dasselbe später im J. 1450, und nach der Bestimmung des Zehngerichtebundes von 1436, daß die Minderheit der Mehrheit folgen müsse, waren nun auch jene drei Gerichte zur Theilnahme geneigt. Höchst merkwürdig ist, daß in diesem Bündnisse schon verordnet wird, daß Streitigkeiten zwischen den beiden Theilen zuerst in Güte vor „Gemeine drei Bünde“ gebracht werden sollen, obgleich sich keine Spur eines wirklichen Zusammentritts aller drei Bünde in dieser Zeit findet. Allein die einzelnen Bünde der Gotteshausgemeinden mit dem Oberrn und dem Zehngerichtebunde bildeten das Verbindungsglied, durch welches der allgemeine Staatskörper der drei Bünde im Hochbündeln entstand.

Indessen drohte der Volksfreiheit noch große Gefahr. Im Schamserthale sand gegen die Hoheit des Grafen von Werdenberg-Sargans, der auch 1424 den Beitritt zum Oberrn Bunde verweigert hatte, wiederholter Widerstand statt. Krieger hatten die Lehenbegräblichen Erben, die Grafen von Montfort-Tettau und der Freiherr von Wendis, ihren Angehörigen im Zehngerichtebunde verschiedene Rechte bewilligt und sich dadurch ihrer Abhängigkeit versichert. Als nun nach dem Tode des Grafen Heinrich von Sargans seine beiden Söhne folgten und die Widerspenstigkeit fortbauerte, so übertrugen diese die Verwaltung in Schams dem schon aus den Ereignissen in der Schweizerrischen Eidgenossenschaft berühmten Feinde aller Volksfreiheit, Hans von Redberg. Durch Uebermuth und harte Bedrückungen erregte dieser heftige Erbitterung, so daß man im Oberrn Bunde und in vielen Gotteshausgemeinden seine Entfernung mit Drohungen forderte. Redberg verband sich jetzt mit mehreren Geseleuten, unter denen auch ein Freiherr von Rhodins war. Die Verschwörung wird der schwarze Bund genannt. Auch der Bischof von Konstanz, Heinrich von Hewen, Verweiser des Bisthums Chur, nahm Theil; er hoffte sich dadurch gegen die aufrührerischen Gotteshausgemeinden zu verstärken. In einer Nacht des Jahres 1451 führte Redberg eine bewaffnete Schar vom Sarganserlande her durch Domelschlag nach Schams. Das ausgebreitete Gerücht von einer veranlaßten großen Jagd sollte den Anschlag begünstigen. Allein kaum grante der Morgen, so wurde der Feind entdeckt. Aus dem nahen Savien führte, durch einen Gölben getrieben, die Mannschaft herbei, und bald sah Redberg mit seiner Schar, wie davon durch Rheinwald fliehen wollte, wurde dort erschlagen. Im Domelschlag, Oberhalbstein, Berggüß Altes zu den Wassen; selbst ins Engadin und Berggüß

verbreitete sich der Sturm. Die Werdenbergischen Burgen in Domelschlag, Ottenstein, Altes Eins (Canova) wurden gebrochen; auch die Burg Hingenberg mußte sich ergeben. Die Bärenburg in Schams wurde durch Hunger bezwungen und ebenfalls ausgebrannt. Der gefangene Freiherr von Rhodins wurde als bundesbrüchig zum Tode verurtheilt, dann aber von den wiederbefähigten Kriegern begnadigt. Nun schwuren auch die Leute des Grafen im Domelschlag zu dem Bunde. Als die Bärenburg genommen war, zogen die Scharen des Oberrn Bundes und vom Gotteshausbunde die Domelschläger, Oberhalbsteiner, Berggüßer, Berggüner und Engadiner ins Sarganserland, um die Grafen selbst zu strafen. Nahe bei Sargans aber wurde zu Rhodens am 6. Oct. 1451 ein Stillstand geschlossen und acht Monate später durch den Spruch eines Schiedsgerichtes der Friede hergestellt. Durch denselben wurden die Grafen von Sargans wieder in ihre Besitzungen und Rechte eingesetzt, doch darf von den zerstörten Burgen einzig Ottenstein hergestellt werden. Lomli im Domelschlag mit denen, die dazu gehören, bleibt auf ewige Zeiten bei dem Bündniß, das sie mit dem Oberrn Bunde und den Gotteshausgemeinden geschlossen haben. Da die Grafen beim Folgerichte zu Rommel eine Abtheilung gegen den Oberrn Theil und die Gotteshausleute angewirkt haben, so sollen sie für die Aufhebung sorgen. Endlich sollen die Verbündeten die Angehörigen der Grafen zu rechtlicher Entscheidung von Streitigkeiten weisen. Die Abnennung der Angehörigen nebst der Schuldenlast des Werdenberg-Sargansischen Hauses veranlaßte dann den Grafen Georg, seine Rechte in Schams und Ober- und im J. 1456 an das Bisthum und Gemeine Gotteshaus zu verkaufen. Da die Gemeinden angeführt die Hälfte des Kaufpreises betrugen, so wurden sie dann für freie Gotteshausleute erklärt.

Die Theilnahme des Bernerers des Bisthums Chur an dem Anschläge gegen Schams brachte auch die Streitigkeiten zwischen dem Bisthum und dem Domcapitel und den Gotteshausgemeinden zum Ausbruch. Sie verweigerten ihm fernere Anerkennung und besetzten 1452 die bischöflichen Burgen. Befehle von Zürich und Glarus vermittelten dann; der Berner mußte weichen und es wurde wieder ein Bischof gewählt.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts erscheinen nun in der That die drei Bünde als vereinigter Staatenbund. Es ist schon angeführt worden, daß in dem Bunde der elf Gerichte mit der Gesamtheit der durchischen Gotteshausleute (1450) Streitigkeiten vor „Gemeine drei Bünde“ gewiesen werden, und im J. 1450 wird wirklich ein Streit über das abgebrannte Schloß Marthins Schiedsrichtern aus den drei Bünden übergeben. Dagegen ist es völlig ungewiß, ob schon im 15. Jahrh. ein allgemeiner, artlicher Bundesvertrag geschlossen wurde. Die erste erhaltene Urkunde dieser Art ist vom Jahre 1524. Sie befaßt sich zwar darauf, „daß von den Vorfahren ein Bündniß und Verstandniß laut Inhalt der alten Bundesbriefe sei geschlossen worden; man habe aber eine Erneuerung der vorhergehenden Verstandnisse und Bun-

des getroffen.“ Ob aber damit nur die verschiedenen einzelnen Bündnisse und die dadurch herbeigeführte Vereinigung aller drei Bünde gemeint sei, oder ein förmlicher, später verlorener Bundesvertrag, bleibt ungewiß. Unwiderstehlich ist es aber, daß im J. 1471 mehrere geistliche und weltliche Herren, deren Namen aber nicht urkundlich festgestellt sind, und die Voten der Gemeinden aller drei Bünde sich auf dem Hofe Bajeröl im Zehngerichtenbunde versammelten und dort den Bund der drei Bünde beschworen. Daher wird dieses Jahr als die Epoche der wirklichen Verbindung aller drei Bünde angesehen. Da sich aber kein Bundesbrief von diesem Jahre findet, derjenige von 1524 aber als Erneuerung der früheren Bündnisse bezeichnet wird, so gilt dieser als eigentlicher Bundesvertrag und wird deswegen hier nach seinem Hauptinhalte angesehen werden. Der Bund wird geschlossen von Abt Andreas zu Disentis, Hans von Marmels (Erbe der im J. 1459 erloschenen Freiherren zu Rhodans) und allen Gemeinden gemeiner drei Bünde diesseits und jenseits der Gebirge. Er verspricht gegenseitige Hilfe auf eigene Kosten, verbietet Krieg anzufangen oder mit den Feinden in Unterhandlung zu treten oder Frieden zu schließen ohne Willen der beiden andern Bünde; Streitigkeiten zwischen Gemeinden sollen rechtlich entschieden werden; Streitigkeiten zwischen den drei Bünden werden durch ein Schiedsgericht entschieden, für welches jeder Bund drei oder vier Mitglieder wählt; bei gleich theilten Stimmen wählen die drei Bünde einen Obmann, wo sie wollen. Bei Streitigkeiten zwischen zwei Bünden steht ihnen der dritte ein unparteiisches Gericht. Ähnliche Bestimmungen werden getroffen für Entscheidung von Streitigkeiten von Gemeinden oder Privatpersonen mit gemeinen drei Bünden, sowie zwischen Gemeinden verschiedener Bünde, oder wenn zwei Bünde mit dem dritten streitig sind, in welchem Fall letzterer ebenso viele Richter zu wählen hat, als die beiden andern zusammen. Die Tagfahungen werden viermal abwechselnd zu Hans und Chur, das fünfte Mal zu Davos gehalten, und was zwei Bünde beschließen, dem muß auch der dritte gehorchen. Wenn Landkrieg entsteht, so werden auch die geistlichen Väter durch Gemeinde drei Bünde mit einer Steuer belegt. Nöthern soll keine Zusucht gestattet werden. Bei gegenwärtig ist, wenn zwei oder mehrere mit einander „stischmässig“ werden (in blutigen Kampf gerathen), soll Friede fordern und darf sich nicht partien. Jedem Herrn, Gerichte, Stadt und Dorf wird kein Recht vorbehalten. Frühere Bündnisse Gemeiner drei Bünde oder zwischen einzelnen Bünden sind durch diesen Bund gänzlich aufgehoben. Die Urkunde ist besiegelt vom Abte von Disentis, des Hans von Marmels und mit dem Siegel des Oberr Bundes, demjenigen der Stadt Chur für den Gottshauubund und dem Siegel der elf Gerichte, 23. Sept. 1524. An diesem Bunde nahmen also weder der Bischof und sein Capitul, noch außer Hans von Marmels irgend ein anderer der weltlichen Herren Theil. Dennoch blieben ihre Rechte gesichert, und sie gingen nur durch allmähliche und zum Theil spätere Kaufe an die Gemeinden selbst

über, welche dadurch in den Besitz aller höhern und niedern Gerichtsbarkeit gelangten. Die Art, wie die Bünde entstanden waren, blieb dann für immer die Grundlage der Verfassung. Durch die Verbindung mehrerer, zu demselben Gerichte eines Herrn meistens auch wegen der geographischen Lage zusammengehöriger Gemeinden waren die sogenannten Hochgerichte entstanden. Diese mit mancherlei alten Rechten begabten Corporationen hatten sich allmählig immer selbständiger in demokratischer Richtung entwickelt. Das schon im 13. Jahrh. erwachte Streben der teutschen Städte, Recht und Ordnung durch Bündnisse zu sichern, und dann das Beispiel der schweizerischen Eidgenossen konnte nicht ohne Nachahmung bleiben, und es entstanden die Bündnisse der Gemeinden und Hochgerichte, die sich nach und nach in den größern drei Bünden und diese dann in einem allgemeinen Bunde vereinigten. Aber Verschmelzung in einen einheitlichen Staat konnte nicht stattfinden. Auf den 26 Hochgerichten, von denen die meisten wieder in 2–4 Gerichte (politische Gemeinden) getheilt waren, beruhte fortwährend die Souverainetät. Auch nach erfolgter Verbindung aller drei Bünde blieb jedes Hochgericht ein kleiner Freistaat, der nicht nur für seine innere Verwaltung und sein Gerichtswesen völlige Unabhängigkeit besaß, sondern dem auch Alles, was von den Bundesagen sollte verhandelt werden, vorher zu Erhellung von Infraktionen, an welche die Angehörigen gebunden waren, mußte vorgelegt werden. Die Bundeslage hatten über Krieg und Frieden, auswärtige Angelegenheiten, Bündnisse und allgemeine Landesangelegenheiten zu beraten; aber ihre Beschlüsse mußten wieder den Gemeinden vorgelegt werden, und wuchsen nur an Kraft, wenn die Mehrheit derselben bestimmte.

Vierter Zeitraum.

Verbindungen mit der schweizerischen Eidgenossenschaft bis auf die Kirchenreformation 1471–1521.

Dieser Zeitraum ist für die fernere Entwicklung und Befestigung des Bundes von großer Wichtigkeit, begründet aber zugleich Verhältnisse, welche später, besonders im 17. Jahrh., die Existenz desselben gefährden. Schon im J. 1459 war das Geschlecht der Freiherren von Rhodans erloschen und von dessen Erben kam diese Herrschaft im J. 1497 an Desherreich, das sich bis 1818 in deren Besitz behauptete. Im J. 1483 verkaufte der letzte Herrscher von Sar Masor seine herrschaftlichen Rechte im Oberr Bunde an das Bisthum, von welchem sich die Gemeinden 1538 loskauften. Im J. 1581 erlosch auch das Haus der Grafen von Werdenberg-Sargans mit Graf Georg, der seine Besitzungen in Graubünden, mit Ausnahme des Gerichtes Ottenheim, ebenfalls an das Bisthum veräußerte. Allein während durch die Verkäufe, die bis ins 18. Jahrh. hinein fortbauerten, immer mehr Gemeinden sich von den gerichtsherrlichen, aus der Feudalherrschaft stammenden Rechten befreiten und zu völliger Unabhängigkeit gelangten, wußte Erzbischof Sigismund von Desherreich im J. 1477 die Habsburg über sich von den Gerichten des Zehngerichtenbundes, die bei der Zeggen-

burgischen Erbtheilung an verschiedene Besitzer gefallen waren, an sich zu bringen. Doch erst, nachdem er die alten Rechte der Gemeinden und ihre Bündnisse bekräftigt und ihnen in seinen Verfügungen gänzliche Zollfreiheit zugesichert hatte, unterwarfen sie sich der gefährlichen Oberherrschaft, die dann endlich in den Jahren 1649 und 1652 gänzlich abgekauft wurde. Sehr gefährlich waren auch die Verhältnisse im untern Engadin, wo der Bischof von Chur sowohl als der Erzbischof Sigismund von Oesterreich Besitzungen und Angehörige hatten, die hohen Gerichte aber dem Erzbischofe zustanden. Verwicklungen und Streitigkeiten waren daher unvermeidlich, zumal da die churischen Gotteshausleute dem Gotteshausbunde angehörten und die österreichischen Herrschaftsleute mit ihnen Bündnisse schlossen und nach ähnlicher Freiheit strebten. Auch die Verpachtung von Zöllen und Kuppen von Wäldungen und dergleichen an tyrolische Gutsleute und deren Annahmungen gegen die Gotteshausleute unterhielten die Zwietracht. Im J. 1465 fanden Thätlichkeiten der Engadiner gegen die ihnen verhasste österreichische Besingung Tarasp statt. Durch Vermittelung der drei Bünde wurde nun einweisen der drohende Krieg verhindert, die Ansprüche der Engadiner an Tarasp bekräftigt und die Bündnisse der österreichischen Angehörigen mit den Gotteshausleuten aufgehoben. Allein die feindseligen Verhältnisse dauerten fort. Im J. 1476 machte der tyrolische Hauptmann von Schlambenberg einen nächtlichen Einfall in Unter-Engadin und steckte das Dorf Remüs (nach andern Nachrichten nur die benachbarte Burg Tschäms) in Brand. Durch die schnell sich sammelnden Reute der benachbarten Dörfer wurden aber die Tyroler wieder verjagt. Dieser Einfall erhielt den Spottnamen „Hennenkrieg,“ weil die Tyroler sollen gebroht haben, es werde auch keine Henne im Engadin verschont werden. Die Streiftthaten sollten zwar durch Schiedsrichter bekräftigt werden; aber Haß und Feindschaft dauerten fort und fanden in dem 1499 ausbrechenden Schwabenkriege der Schweizer und Graubündner gegen König Maximilian und den schwäbischen Bund Anlaß zu neuen, heftigern Ausbrüchen. Bei allen solchen Streithändeln dürfen übrigens die steigenden Annahmungen und der Uebermuth der Herren und von der andern Seite das gesetzliche Schranken nicht selten überschreitende Streben ihrer Angehörigen nach Unabhängigkeit nie vergessen werden. (Ueber den Ursprung des Schwabenkrieges vergl. den Artikel Eidgenossenschaft, schweizerische. Sect. I.)

Entscheidend für die Geschichte Graubündtens wurden nun die Bündnisse, welche bei Annäherung des Schwabenkrieges der Obere Bund im J. 1497 und der Gotteshausbund 1498 mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus schlossen. Früher schon hatten Bündnisse mit einzelnen eidgenössischen Orten stattgefunden; so des Abtes von Disentis mit Uri, des Obere Bundes mit Glarus, des Bischofs und aller Gotteshausleute dießseits der Berge mit Zürich im J. 1419 für 51 Jahre, nach deren Ablauf es 1470 wieder erneuert wurde. Jetzt aber kam Graubündten mit den Eidgenossen überhaupt in ein ewiges Bündnis. Zwar konnte

der Zehengerichtenbund an demselben nicht Theil nehmen, weil acht dieser Gerichte unter österreichischer Hoheit standen. Allein da Erzbischof Sigismund bei deren Erwerbung (1477) das Bündnis mit dem Obere- und dem Gotteshausbunde unbedingt hatte anerkennen müssen, so war der Zehengerichtenbund in der That verpflichtet, den beiden andern in jedem Kriege beizustehen. Indessen gab es dort besonders unter den Beamten aus Anhänger Oesterreichs, und ihr Einfluß bewirkte, daß die acht Gerichte neutral zu bleiben suchten, nachdem schon am 7. Febr. die Luziensteig und das Stübchen Wälsfeld von den Oesterreichern waren eingenommen worden, am 9. die Tyroler, während noch unterhandelt wurde, ins Münsterthal eingefallen waren und auch am Rhein bei Rymos die Thätlichkeiten zwischen den Oesterreichern und den Eidgenossen begonnen hatten. Nachdem dann aber die Eidgenossen die Tiefen besetzt hatten und die Luziensteig und Wälsfeld von den Bündnern bald wieder waren eingenommen worden, so zogen am 16. Febr. Truppen aus den beiden andern Bünden nach Davos und bewirkten, daß diese acht Gerichte nun auch sich anschlössen.

Der Schwabenkrieg, welcher vom Februar bis Ende Juli 1499 dauerte, und in welchem die Eidgenossen die Siege bei Tüfelen, Hard, im Schwaberloch, bei Frobenz und bei Dornach erröckten, wurde gegen Graubündten größtentheils im Engadin, im Münsterthal und dem angrenzenden Gischlande geführt. Am 25. März machte eine starke österreichische Heeresabtheilung einen Einfall in Unter-Engadin und rückte bis zur Grenze des Obere-Engadins vor. Ueberall wurde geplündert und das Vieh weggetrieben, die Dörfer in Brand gesteckt, und wer sich nicht flüchten konnte, gefangen nach Raudsers abgeführt. Sechshundertfünfzig wurden dann als Geiseln für die auferlegte Brandschadung nach Meran gesogen, die übrigen, nachdem sie Oesterreich hatten Treue schwören müssen, wieder entlassen. Das Gerücht, daß die Bündnistruppen schon im Obere-Engadin angekommen seien, bewirkte dann den Rückzug nach Tyrol. Die Grenzen blieben nun besetzt, aber kleinere Thätlichkeiten fanden besonders im Münsterthale statt. Unterdessen sammelte sich in einem stark besetzten Lager auf beiden Enden des Ramluffes, der aus dem Münsterthale kommend sich in der Nähe in die Gisch ergießt, ein 8000 oder nach andern 15,000 Mann starkes österreichisches Heer. Die Verschonungen erfüllten den ganzen Thalgrund und zogen sich auf beiden Seiten noch an die Berge hinauf. Da von dort aus das Münsterthal und das Engadin beständig bedroht waren, so beschloßen die drei Bünde, diese Stellung anzugreifen. Am 20. Mai kamen sie 5—6000 Mann stark auf der Grenze des Münsterthales an. Eine Abtheilung wurde dann abgeordnet, um in der Nacht des 21. über den äußerst steilen Eschlingenberg die Verschonungen zu umgehen. Die Umgehungen gelang zwar, aber diese Bündner hatten dann vier Stunden lang einen blutigen Kampf zu bestehen, weil die größere Abtheilung ihres Heeres, sei es wegen Verrathes ihres Anführers oder aus andern Gründen, mit dem Angriffe

auf die Vorderseite der Verschanzung lange jögerte. Als sie dann endlich bei derselben ankamen, verloren sie während des Uebergangs auf das linke Ufer des Ram durch das feindliche Geschütz über 100 Mann. Dennoch gelang es ihr, die Verschanzung am Berge zu umgehen, und es begann ein furchtbares Gemetzel, bis beide bündnerische Abtheilungen sich vereinigten und die Feinde gänzlich in die Flucht geschlagen wurden. Die Brücke über den Ram brach unter der Last der Fliehenden zusammen und viele Feinde fanden dort den Tod. Die Bündner verfolgten die Feinde bis Schlußbrunn. Dieser Ort, das südlichen Ufer und mehrere Dörfer wurden geplündert und verbrannt. Die Beute an Waffen, Rüstungen und Geschütz, sowie an Habe der Einwohner war äußerst beträchtlich. Die Zahl der Gefallenen auf österreichischer Seite wird auf 4—5000 angegeben, auf Seite der Bündner, ohne die Verwunden, wol zu niedrig, auf 800. Als die fliehenden Scharen nach Meran kamen, erzwangen sie von den Bürgern die Auslieferung der dort verwahrten Geiseln aus Unter-Engadin und ermordeten dieselben. Dieser Sieg auf der Ralsberger Alpe am 22. Mai sicherte insofern die Grenze nicht lange. Denn gerade um diese Zeit wurden die Feinde durch starke Zugzüge verstärkt, welche einem Aufgebote, das Maximilian erlassen hatte, folgten. Am 8. Juni drang ein kaiserliches Heer in das bisher-vom Kriege verschonte Ober-Engadin ein und wüthete dort mit Feuer und Schwert. Einige Dörfer wurden von den Einwohnern selbst in Brand gesteckt, um dem Feinde die Substanzmittel zu rauben. Der Plan soll gewesen sein, gleichzeitig aus dem Engadin über den Albula und den Saletappas und von Borarlberg her durch Prättigau in Bünden einzudringen. Allein bei dem Heere im Engadin löste der gänzliche Mangel an Lebensmitteln alle Disciplin auf, und bald zog es sich durchs Münsterthal wieder nach Tyrol zurück, wo es dann auch einander ging. Unterdeß hatten die Bündner Hilfe von den Eidgenossen begehrt und am 22. Juni kamen 4000 Mann zu Chur an. Die Zürcher, Urner und Glarner folgten alsbald den über den Albula vorausziehenden Bündnern, indem sie hofften, die Feinde noch im Engadin oder doch im Vinschgau einzukreisen. In der Gegend von Glarus blieben sie stehen, während die Bündner noch etwas weiter durch Glisland vernehmend hinabzogen, dort aber Castells vergeblich angriffen. Da sich keine feindlichen Truppen zeigten, traten sie in den Rückzug an. Von da an fanden auf der Grenze zwischen Graubünden und Voralberg und Glisland nur noch gegenseitige Raubzüge kleinerer Scharen statt, bei denen es vorzüglich auf Begreifen von Vieh abgesehen war. Am 22. Sept. 1499 kam endlich der Friede zu Basel zu Stande. In Beziehung auf Graubünden verordnete derselbe: Die sechs Gerichte im Prättigau sollten wieder wie früher Österreich huldigen; ebenso die zwei Gerichte, welche den Eid noch nicht geleistet haben; sie behalten aber ihr Bündnis mit den andern Graubündnern, und es soll ihnen wegen dieses Auftrugs keine Strafe auferlegt werden. Die Stetigsteilen der Grafschaft Tyrol

mit dem Stifte Chur und dem Gotthausbunde sollen von dem Bisthofs von Augsburg definitiv entlassen werden. Für zugesagten Schaden wird kein Erlass erteilt und alles Eroberte zurückgegeben. So dauerten die verwinkelten Verhältnisse des Prättigaus, des Unter-Engadins und des Münsterthales mit Österreich unverändert fort.

Der Schwabenkrieg hatte Graubünden in genaue Verbindung mit den Eidgenossen gebracht und die drei Bünde nahmen nun eifrigen Theil an den Zügen derselben in die Lombardie im Anfang des 16. Jahrh. Sie erwarben denselben hohen Nachruhm wie ihre Verbündeten; aber zugleich drang auch das Verderben der fremden Befehdungen wie in der Eidgenossenschaft in Graubünden ein. Zwar wurde im J. 1500 die Annahme fremder Pensionen und Geschenke bei Lebensstrafe verboten, aber es fehlte an der Vollziehung. Auch hier entwickelten sich allmählig zwei Hauptparteien, eine französische und eine österreichisch-spanische, an deren Spitze die mächtigen und reichen Geschlechter der Frankreich ergebenen Salis und ihrer Gegner, der Monts, standen. Diese Parteilung dauerte dann durch die folgenden Zeiten und bis ins Ende des 18. Jahrh. fort und war, neben den nicht weniger verderblichen Raubumtrieben und Befehdungen für Gewinnung der einträglichen Aemter in den Unterthanenländern, eine Hauptquelle der innern Stürme, welche das graubündnerische Gemeinwesen wiederholt erschütterten. Als nämlich die Eidgenossen im J. 1512 das Herzogthum Mailand eroberten, zog das graubündnerische Heer nach Chiavenna, Veltlin, Bormio (Borms) und den sogenannten drei Bienen (Sorio, Tomaso und Gravadona) und demüthigte sich diese Landschaften, auf welche der Gotthausbund alte, vom Bisthume hergeleitete Ansprüche machte. In dem Vertrage, welchen der von den Eidgenossen als Herzog von Mailand eingesetzte Maximilian Eszora dann schloß, mußte er diese Provinzen an Graubünden abtreten. Allein anstatt dieselben zu Gliedern des Bundes zu erheben, wie es Pöschlows im J. 1486 gegülit war, wurden dieselben als Unterthanen den drei Bünden unterworfen und dasselbe verderbliche Verwaltungssystem eingeführt, das auch in den Eroberungen der Eidgenossen herrschend (in den Ämtlich Herrschaften, Gemeine, Sect. II.). Vergeblich erboten sich diese Landschaften, alle zwei Jahre 300,000 Kronen (480,000 Gulden rhein.) an Graubünden zu bezahlen, wenn sie dagegen von allen andern Lasten und Verpflichtungen befreit und die Verwaltung ganz ihren einheimischen Vorstehern überlassen würde. Mit Ausnahme der drei Bienen, welche bald nachher durch den Castellan von Maffio eingenommen wurden, blieben sie bis 1797 Unterthanen der drei Bünde, welche je zu zwei Jahren der Reihe der Hochgerichte ihre Beamten zur Ausübung der Provinzen abordneten. An den folgenden Zügen der Eidgenossen in die Lombardie, welche durch die blutigen Schlachten bei Novara (1513) und bei Marignano (1515) entscheidend wurden, sowie an dem ewigen Frieden mit Frankreich (1516) und den nachherigen Soldnerzügen während der Kriege

Karl's V. und Franz I. nahmen die Graubündner fortwährend Theil. Auch zu dem Heere, mit welchem Franz I. im J. 1525 Pavia belagerte, sandten sie 5—6000 Mann; allein diese wurden noch vor der Niederlage der Franzosen vor Pavia wieder abgerufen. Denn unterdessen bemächtigte sich der Castellan des festen mailändischen Schlosses Nüssio (nahe bei Donzo), Jacob von Melici, nicht nur der drei Pieren und der Schlöser und der Stadt Chiavenna, sondern machte dann auch verschiedene Versuche, das Veltlin zu erobern, die in denselben abgeschlagen wurden. Diese Angriffe bewirkten die Abberufung der Graubündner von französischen Heere. Der Krieg mit diesem Feinde dauerte durchs ganze Jahr 1526 hindurch fort. Nach einer harten Belagerung wurde endlich auch das Schloß zu Chiavenna wieder eingenommen und im J. 1526 dieser erste „Nüssierkrieg“ durch einen Friedensschluß beendet, welcher den Graubündnern den Besitz von Chiavenna und Veltlin bestätigte, aber die drei Pieren, als zu der Burg Nüssio gehörig, dem Herzoge von Mailand zuwiegnete.

Fünfter Zeitraum.

Die Zeit der Reformation und der darauf folgenden Parteikämpfe bis zur endlichen Vereinigung mit der Schweiz im J. 1801.

Während dieser Bewegungen hatte die Reformation besonders im Jünglingsalter und zum Theil auch im Gotteshausbunde immer mehr Anhänger gewonnen. Wenn irgendwo, so erforderte in Graubünden der Verfall der Kirche dringend eine Verbesserung, und das Leben der Geistlichen und ihre Erwerbsquellen hatten schon seit längerer Zeit viele Unzufriedenheit erregt. In den romanischen Gegenden konnte selten ein Pfarrer die Sprache seiner Gemeinde. Im J. 1523, noch ehe legend eine Gemeinde sich förmlich von der römischen Kirche getrennt hatte, wurde nun von einem Bundestage der sogenannte Artikelbrief entworfen, eine Verordnung, welche zwar keinen besondern Befehl antahle, aber die Annahmen des Klerus und die eingelegten Widersprüche nachdrücklich bestrich, mit der Drohung, wenn die Anklagen des Bischofs den Widersprüchen nicht abhülfe, so werde es die Obrigkeit thun. Diese Verordnung wurde 1524 von allen drei Bünden angenommen. Dinst heftiger erhoben sich die Gegner gegen die neuen Grundzüge. Auf einem Bundestage des Jahres 1525 führte der Bischof schwere Klagen gegen die sogenannten Irlehrer und Kasper, bewirkte aber dadurch nur, daß nach dem Vorhabe der evangelischen Prediger auf den 6. Jan. 1526 ein Religionsgespräch nach Manz angesetzt wurde. Obgleich dasselbe durch die Umtriebe der Priester unterbrochen wurde, so beförderte es doch die weitere Verbreitung der Reformation. Noch im nämlichen Jahre beschloß der Bundestag, daß es jedem freistehen solle, welcher Religion er folgen wolle, und jede Schmäzung wegen Glaubens nicht streng verboten. Da insofern die Umtriebe des Bischofs Paul Ziegler, der auch mit dem Castellan von Nüssio Ver-

bindungen unterhielt und durch heimliche Entfernung von Gaur nach seinem Schlosse Färbenburg im Vinsgau den Verdacht noch verstärkt hatte, beständig fortbauerten, so wurden vom Bundestage neue, weit eingreifendere Artikel erlassen. Unter Anderem wurde das Recht aufgehoben, welches der Bischof in mehreren Gemeinden hatte, deren Vorsteher und Richter zu wählen oder zu bestätigen; die Beamten des Bischofs wurden von den Beratungen der Bundestage ausgeschlossen; zu Bezahlung von Jahrzehnten (Seelmesse) sollten die Erben nicht mehr verpflichtet sein. Ferner wurde die Annahme von Novizen in den Klöstern und das Betreten der Klöster verboten. Für das Rechnungswesen der Klöster wurden Aufseher angestellt und, wo ein Ueberfluß sich finde, sollte über denselben von jedem der drei Bünde verfügt werden. Die Gemeinden erhielten das Recht, ihre Pfarrer selbst zu wählen und wieder zu entlassen. Kein Proceß soll an den Bischof oder dessen Hof gezogen und einzig an das nächste Holzgericht darf appellirt werden. Stellen dem Hochsitz dürfen nur mit Landesherrn aus den drei Bünden besetzt werden, bei der Wahl des Bischofs aber muß die Theilnahme des Gotteshausbundes stattfinden. Endlich wird die Begabung von Ananien aufgehoben.

Während insofern seine Erklärung der Gemeindefreiheit durch den Bundestag die Reformation immer stärkere Fortschritte machte, wurden durch den entweichenden Bischof und den Castellan von Nüssio Pädne zu gewaltsamer Unterdrückung derselben gemacht, an denen auch Marx Sattich, der Bischof von Hohen-Embs in Vorarlberg, soll Theil gehabt haben. Da der Abt des Klosters St. Lucius zu Gaur auch der Theilnahme angeklagt war, so wurde er nach dem Urtheil eines Gerichtes aller drei Bünde 1529 enthaupet. Dieses Ereigniß erregte auch in den katholischen Theilen der Eidgenossenschaft heftige Erbitterung, und trug dazu bei, daß die Orte Lugern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug den Graubündnern die bundesgemäße Hilfe abschnitten, als der Castellan von Nüssio im Frühjahre 1530 seine Angriffe auf das Veltlin erneuerte und Morbegno einnahm. Daß seine Unternehmungen von österreichischer und spanischer Seite begünstigt wurden, war unverkennbar. Durch die Hilfstuppen der übrigen Cantone verstärkt, gelang es dann den Graubündnern 1531, ihn wieder aus dem Veltlin zu vertreiben und das äußerst feste Schloß Nüssio einzuschließen. Dann wurde ein Vertrag mit dem Herzoge Franz Sforza gemacht, welchem der Kaiser mehrere Orte am Comersee geraubt hatte, während er noch einige Zeit mit seinen bewaffneten Schiffen den See beherrschte. Nach diesem Vertrage verpflichtete sich der Herzog, den Krieg bis zur Einnahme von Nüssio fortzusetzen, das dann zerstört und niemals hergestellt werden sollte. Dazu werden ihm von den Eidgenossen und Bündnern 200 Mann überlassen. Er verzichtete auf alle Ansprüche auf Chiavenna und Veltlin, behielt hingegen, was außer den Grenzen dieser Provinzen erobert worden ist. So blieben die drei Pieren beim Herzogthume Mailand. Nachdem die übrigen Eidgenossen und Graubündner abgezogen

waren, wurde der Krieg noch am See und bis Lecco, das sich der Rüsse auch ausgehört hatte, fortgesetzt. Endlich kam im December 1531 ein Friede zu Stande, nach welchem Rüsse übergeben, der Castellan aber durch den Herzog reichlich entschädigt wurde. Durch die vergrößernde Zerstörung des Schlosses wurde endlich Graubünden von dem gefährlichen Nachbar befreit.

Die Beendigung dieses Krieges, sowie desjenigen zwischen den reformirten und katholischen Eidgenossen (1531) und der größtentheils friedliche Fortschritt der Reformation in Graubünden, nachdem durch zwei Bundesräthe (1644 und 1652) war festgesetzt worden, daß in jeder Gemeinde derjenige Cultus bleiben sollte, für welchen sich die Mehrheit erklärte, schienen nun die Ruhe des Landes zu sichern. Aber zwei Uebel zerrütteten von jetzt an den Brückbau in seinem Inneren. Das eine war die Erwerbung der Unterthanenländer Glarenna, Veltlin und Bormio, welche Veranlassung zu den schmachlichsten Wahlmühen und Bestechungen gab, durch die man die reichliche Beute gewöhnlichen Kempter in diesen Provinzen zu gewinnen suchte. Die andere Quelle der Zerrüttung war die durch fremde Bestechungen bekändig unterhaltene Parteilung, welche wiederholt Volksaufstände und die Aufstellung von Strafgerichten durch die kriegende Partei verursachte. Die erste große Parteilung begann im Jahre 1541 gegen diejenigen, welchen die Annahme französischer Pensionen vorgeworfen wurde. Die Bewegung ging von Unter-Engadin aus und bewirkte die Aufstellung eines Strafgerichtes, das zugleich auch die Wahlbestechungen bestrafen sollte. Das Bundesgesetz vom Jahre 1500 setzte zwar Todesstrafe auf die Annahme von Pensionen, aber das Strafgericht sprach nur Geldbußen aus und Ausschließung von Aemtern auf fünf Jahre, aber mit dem Zusage, daß dies der Ehre der Bestraften nicht nachtheilig sein sollte. Bald jedoch entstand im Zehengerichtsbunde neue, heftige Bewegung, als im J. 1549 der Bund mit Frankreich erneuert wurde. Der österreichische Voigt zu Castels im Prättigau behauptete die Menge durch das Vorgehen gegen die Häupter auf, daß sie den Inhalt des Bundes den Gemeinden verfallt nicht haben. Zahlreiche Scharen Bewaffneter kamen nun nach Davos und erzwangen (1550) von dem versammelten Bundestage die Aufstellung eines neuen Strafgerichtes, das dann durch Bußen von 50 bis auf 1000 Gulden die Nachsicht und seine eigene Habsicht zu befriedigen suchte. Dieses Verfahren, das meistens schuldlose Männer traf, erregte jedoch allgemeinen Unwillen, und eine Gesandtschaft der Eidgenossen machte so kräftige Vorstellungen, daß im J. 1551 ein unparteiisches Strafgericht zu Chanz eingesetzt wurde. Durch dasselbe wurden die Urtheile des ersten aufgehoben und die Rückgabe der erpreßten Gelder durchgesetzt. Zugleich erließ der Bundestag ein Verbot „aller Absonderungen, Prallien (Wahlmühen), Aufstehen und Empörungen“, welches aber ebenso fruchtlos blieb, wie das im J. 1500 erlassene Verbot der Pensionen.

Neun Jahre später brach der Parteilampf wieder mit der größten Heftigkeit aus. Als 1664 der zu Ende

gehende Bund mit Frankreich sollte erneuert werden, theilten die Gesandten von Frankreich und Spanien wieder mit vollen Händen Geld aus. Letzterer suchte nicht nur das Bündniß mit Frankreich zu verbinden, sondern das schon früher betriebene Project eines Bündnisses mit Philipp II. als Herzog von Mailand durchzusetzen. Die Zusage freier Ausfuhr von Getreide aus dem Mailändischen machte besonders im Ober-Engadin einen günstigen Eindruck. Als aber die französische Partei siegte, so wurde im Engadin durch Aufbegehren der Anhänger Spaniens in den ersten Monaten von 1565 ein bewaffneter Aufstand gegen diejenigen erregt, welche als Riehlinge Frankreichs bezeichnet waren. Allein dieser Aufstand, an welchem die Mehrheit des Unter-Engadins nur geringen Theil nahm, fand die Heilung der Berge und in Bregell seine Unterdrückung. Dennoch stellten die Engadiner ein Strafgericht auf, das durch aufgelegte Bußen von 10 bis auf 2000 Gulden so viel zusammenbrachte, daß daraus die Kosten des Gerichtes und der jährlich versammelten Scharen gedeckt werden konnten. Der Volkswirth nannte den Aufstand „Speckkrieg“, weil die Menge das für den dortigen langen Winter aufbewahrte Kauchfleisch plünderte. Allein durch ein neues, von allen drei Bünden eingesetztes Strafgericht wurden die Engadiner genöthigt, das Bußengel größtentheils zurückzugeben. Gleichwohl erregten eine streitige Bischofswahl und die schamlosen Wahlmühen für die Stellen in den Unterthanenländern heftige Parteilung. Die Größe dieses Uebels bewirkte endlich die Erlassung eines Gesetzes durch einen Bundestag im J. 1570. Dieser sogenannte „Reisebrief“ (von Reisen, d. h. Umtriebe anzuwenden) verordnete, daß alle Boten auf den Bundestagen schwören sollten, daß sie ohne Bestechung zu ihrer Erwählung gelangt seien; ebenso sollten alle Gemeinder und einzelnen Personen schwören, daß sie keine Geschenke für Aemter, Gesandtschaften oder Urtheile weder geben, noch annehmen wollten. Auf Uebertretungen wurden Strafen an Ehre und Vermögen gesetzt. Allein aus dieses Gesetz blieb unwirksam gegen das schon eingewurzelte Verbrechen.

Eine fernere Quelle der Zwietracht waren zu derselben Zeit die Bestechungen des Cardinals Borromäus und der Inquisition zu Mailand, die Reformation in Glarenna, Veltlin und Bormio gänzlich zu vertilgen. Man fürchtete zu Roth den Einfluß des Beispiel auf die benachbarten italienischen Landschaften. Reformirte, die in Handelsgeschäften über die Grenze kamen, fielen in die Schlingen der Inquisition. Ein reformirter Prediger wurde gewaltsam vom Bündnerboden entführt, nach Rom geliefert und dort 1568 verbrannt. Zu Melio im Veltlin wurde während der Predigt ein Schuß von einem Mönche gegen den Prediger gerichtet, und ein Mann, der diesen warnte, von den Mönchen erdolcht. Die Ungleichheit der Bündner in Rücksicht der Religion, die Parteilung im Lande und die Furcht vor Spanien verhinderte jede entschlossene Maßregel gegen diese Gewaltthätigkeiten, bis ein Eingriff des Papstes in die Rechte der Bündner Reformirte und Katholiken in stür-

mische Bewegung brachte. Die drei Bünde hatten die Verwaltung der Probstei Teglio im Veltlin einem reformirten Geschlechte Guicciardi anvertraut. Nun verließ Papst Nius V. im J. 1570 dem Haupte der päpstlichen Partei, Johann von Plania, Herrn zu Rhäzüns, welcher die Probstei für seinen Sohn wünschte, die Vollmacht, alle Feinde in Veltlin und Glarvonna, die von Unrätigkeiten (Reformirten) befallen wurden, mit Wädrgern zu belegen. Eine erste Bulle hatte diese Vollmacht sogar auf ganz Graubündten ausgedehnt. Als nun der Sohn von Plania die Probstei in Besitz nehmen wollte, kam der Streit vor einen Bundestag, welchem die Bullen mußten ausgeliefert werden. Indessen wurde Plania nur mit einer mäßigen Buße belegt. Darüber entstand wieder Bewegung. Es verbreitete sich das Gerücht, Plania solle vom Statthalter von Mailand Hilfe erhalten, und da zugleich Abschriften der Bulle ausgeteilt wurden, so erhob sich ein gewaltthätiger Sturm, der auch einen Theil der Katholiken ergriff. Die Gemeinden mahnten einander und lagerten sich in großer Zahl bewaffnet um die Stadt Chur (März 1572). Ein neues Strafgericht zu Chur verurtheilte Plania zur Enthaupung, weil er die päpstlichen Bullen vertheilt und eigenmächtig seinem Sohne die Probstei Teglio übertragen habe. In der That verbot ein Geseß die Annahme päpstlicher Gnadenbriefe, durch welche irgend ein Vortheil gewonnen würde. Deswegen wurde denn auch Papista von Sals, der früher als Gesandter zu Mailand gewesen war und durch sein Benehmen Veracht erregt hatte, um 2000 Kronen gebußt, weil er, obgleich Reformirter, vom Papste die Ritterwürde mit dem goldenen Sporn angenommen hatte. Einigen andern päpstlichen Rittersn und 37 fernere Angeklagten wurden ebenfalls Bußen auferlegt. Als nun die Bewegung sich zu legen schien, schickte die Nachrich von der Bartholomäusnacht (August 1572) alle Reformirten auf. Dagegen wurde ungeachtet eines strengen Verbotes unter den Katholiken im Oberr Bunde eine Kähne für den französischen Hof erworben. Dies und die heftigen Predigten gegen die Vertheilichkeit der Großen erlöhnten die Menge immer mehr. Besonders wurde heftig geistert wegen Verletzungen des Reichsbriefes bei den Wahlen und daß der Bundestag statt der vom Strafgerichte beschlossenen Confiscation des Vermögens des enthaupreten Johann von Plania sich nur mit 8000 Kronen begnügt habe. So erhob sich ein neuer Aufstand. In großer Menge versammelten sich wieder im März 1573 bewaffnete Scharen bei Chur. Ein neues Strafgericht, das zu Thuzis seinen Siz nahm, verfuhr nun noch weit gewaltthätiger als die früheren gegen Viele, deren Reichthümer den Reid und die Gohandn reichten und der Schwelgerei der 33 Richter und ihrer 600 Mann starken Wache Mittel barboten. Nicht nur Entseugung von Aemtern, die durch angebliches „Kesseln“ gewonnen worden, sondern auch einige Todesurtheile, deren Vollziehung aber unterbleib, wurden ausgesprochen und Verbannungen gegen Blächtige und eine Menge von Selbstbussen verhängt, die bei Einzelnen bis auf 8000 Kronen betrugen. Dieses wüthende Strafgericht endigte im Juni

1573; aber sein Verfahren hatte solchen Unwillen erregt, daß der kurz nachher versammelte Bundestag, bei welchem auch eldgcnössische Gesandte erschienen und die Aufstellung eines unparteiischen, nicht von der aufgeheheten Menge beherrschten Gerichtes empfahlen, ein neues Strafgericht zu Chur einsetzte. Dieses hob die Urtheile des Strafgerichtes zu Thuzis größtentheils auf und bestrafte einige Mitglieder desselben wegen fahrlässiger Unterlassung.

Diese wiederholten Aufstände, bei denen immer das Wohl des Bundes als Vorwand für Parteiizwecke und Befriedigung selbstsüchtiger Abköhnen von den Emagogen benutzt wurde, bewirkten dann im Februar 1574 einen Versuch des Bundestages, dieser Anarchie Schranken zu setzen. Ein Geseß, das von den Siegeln der drei Bünde „Dreißglerbref“ genannt wurde, verbot den Gemeinden alle Aufstände und Zusammenrottungen. Wer sich wider die Freiheit des Landes vergehen würde, sollte vor das ordentliche Gericht seines Wohnortes gestellt werden. Würde sich dieses saumselig zeigen, so mußte die Sache vor die Behörde dieses Bundes, und wenn auch diese ihre Schuldigkeit nicht vollbringe, vor alle drei Bünde gebracht werden. Allein auch dieses Geseß blieb ohne Wirkung.

Neben den beständig fortbauenden Uebeln der Bahlumtriebe und der fremden Besetzungen tritt während des letzten Viertels des 16. Jahrh. in Graubündten wie in andern Ländern die durch die Anhalten des römischen Hofes erregte Währung und die feindliche Spannung zwischen Katholiken und Reformirten immer stärker hervor. Die Schritte des Cardinals Borromäus, Erzbischofs von Mailand, zu Befämpfung der Reformation, sowie die Errichtung einer selbständigen Kunciatnr in der Schweiz und die Umtriebe dieses Agenten Roms unter dem Scherme von Kirchenvisitationen, die er auch in Graubündten vornahm, wirkten hier ebenso verderblich auf das Verhältniß der beiden Religionsparteien zurück, wie zwischen den eldgcnössischen Orten. Als von dem Bundestage im J. 1585 auch für die Unterthanenlande völlige Religionsfreiheit erklärt wurde, begannen die Complotte mit Mailand, die später zu der gänzliden Unterdrückung der Reformation in diesen Landschaften führten.

Während nun durch die schändliche Vertheilichkeit, sowie durch die feindliche Trennung der beiden Religionsparteien der Staat im Innern zerrüttet war, wurden auch die äußern Verhältnisse immer gefährlicher. Spanien und Oesterreich hatten sich seit Kaiser Karls V. Thronbesteigung wieder gemähert; aber die unmittelbare Berührung zwischen dem Herzogthume Mailand und Oesterreich unterbrach Graubündten mit Veltlin, an welches die venetianischen Provinzen grenzten. Daher waren von Spanien wiederholte Verträge gemacht worden, ein Bündniß mit Graubündten und dadurch die Öffnung der Pässe nach Teussland zu erhalten. Aber immer hatte der Einfluß Frankreichs und das gerechte Mißtrauen der Reformirten diese Bestrebungen vereitelt. Im J. 1602 kam nun, ungeachtet heftigen Widerstandes der Anhänger Spaniens, die Erneuerung des Bundes mit Frankreich

zu Stande, welcher Frankreich den Durchpaß öffnete, während er für Spanien und Oesterreich verschlossen blieb. Auf alle Weise wurden nun die Häupter der französischen Partei verdrängt. Die Gährung wurde vermehrt durch Klagen über tyrannische Regierung des Landeshauptmanns im Bellin, Rudolf von Planta, und des Vicars (Vicario, Criminalrichter der Provinz), Albrecht von Salis, über Bestechlichkeit der Beamten überhaupt und über Veruntreuung der Einkünfte aus den Unterthanenländern. Unter dem Vorwande, eine „Landreform“ zu bewerkstelligen, versammelten sich aus allen drei Bünden 6—800 Abgeordnete zu Chur (1. Jan. 1603), welche ein Strafgericht aufstellten zur Bestrafung der Veruntreuungen und Bestechungen während der letzten 30 Jahre. Die Klagen waren nicht unbegründet, aber in solcher Aufregung, welche durch die Anhänger Spaniens und durch das Eifer der Geistlichen fortwährend gesteigert wurde, war ein gerechtes Verfahren nicht möglich. Alle Reichen sollten ihren Reichtum nur durch unerlaubte Mittel gewonnen haben. Vergeblich warnten Gesandte von Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen vor den spanischen Umläufen; das Gericht legte hohe Geldbußen, bis auf 12,000 Gulden, auf. Endlich kam durch Gesandte von Zürich und Glarus ein Vergleich zu Staade (18. April 1603), nach welchem Alle, welche seit 1588 Armer bekleidet hatten, noch eine bedeutende Summe zusammenlegen mußten, um die großen Kosten zu decken, welche die Verammlung der Anschläge und das Strafgericht verursacht hatten. Die Landesreform blieb übrigens Nebenache und beschränkte sich auf einige Bestimmungen über die Wahlen der Beamten, durch welche aber dem eingewurzelten Verderben nicht konnte abgeschoben werden.

Die Bewegung schien sich zu legen, als durch die Bewegungen Venedigs um ein Bündniß neue Gährung entstand. Nicht nur die spanische Partei mit dem Bischof von Chur kämpfte dagegen, sondern es erhob sich noch eine andere starke Partei, zu welcher besonders viele reformirte Geistliche gehörten, welche jeden Bund mit Fremden widerriethen. Allein die Eist und das Geld der Venedianer siegten. Der Bund wurde den 5. Aug. 1603 abgeschlossen. Die zwei Hauptbestimmungen, wornach Graubünden den für Venedig auswärts geworbenen Truppen den Durchpaß und für den Notfall die Werbung von 6000 Mann im Lande gestattete, mußten Spanien wegen der gespanntten Verhältnisse zu der Republik aus Festsitze erbiten, und von jetzt an mußte jedes auch nur scheinbar gute Verhältniß mit Mailand aufhören. Plötzlich unterbrach der dortige Statthalter, Graf von Fuentes, nach einer Verabredung mit den fünf spanisch getauften Orten der Eigengesinnigkeit, den Baarenzug zwischen Mailand, Teusland und Frankreich, der bis dahin verzüglich durch Graubünden gegangen war, um denselben die Richtung über den Gotthard und Luzern zu geben. Hieraus fing er an, auf einem Hügel in den Einspfen der Adva an der Grenze des Bellins eine Festung zu erbauen, welche nachher nach ihm benannt wurde. Bald verlor er auch die Zufuhren von

Lebensmitteln und überhaupt jeden Verkehr. Jetzt entstand wieder heftige Bewegung. Schon hatten sich 2000 Mann im Engadin versammelt in der Absicht, den an-gefangenen Bau zu zerstören; doch konnte das gewagte Unternehmen noch verhindert werden. Gesandte, welche hierauf nach Mailand geschickt wurden, verglichen sich mit Fuentes über einen Vertrag, der ganz nach dessen Forderungen abgefaßt war und sogar den spanischen Truppen den Durchzug durch Bellin gestattete. Da sie dann die Annahme durch die Gemeinden eifrig betrieben, so mußte der Verdacht von Bestechungen sich allgemein verbreiten. Der französische Gesandte in der Eigengesinnigkeit bewirkte dann die Absendung einer Gesandtschaft im Namen der 13 Orte nach Mailand, welche einen Vertrag verabredete, nach welchem die Graubündner seinen Truppen den Durchzug gestatten sollten, sobald sie durch den Statthalter zu Mailand berichtet würden, daß dieselben gegen Mailand bestimmt seien. Aus bloßer Gnade erlaubte dieser dagegen die jährliche Ausfuhr einer bestimmten Menge von Korn und Wein. Uebrigens soll freier Verkehr stattfinden. Aber der Scheitern des Festungsbaues, welcher die Bündner, gestützt auf den Vertrag nach dem Waffentrieß (1531), sich vorbehalten hatten, geschieht in diesem Vertrage keine Erwähnung. Um die Annahme desselben zu verhindern, eilte der französische Gesandte selbst nach Graubünden. Er und der spanische Gesandte überboten sich mit Geldauszahlungen. Auf einem Bundestage zu Ilanz beschloßen nun die Abgeordneten des Oberrn und des Jengergertendbundes, den Vertrag einstweilen nicht anzunehmen. Dagegen erklärte sich die Mehrheit des Gottshausbundes zur Annahme, und mehrere an den Pässen liegende Gemeinden, die durch die Unterbrechung des Verkehrs Schaden litten, übergaben sogar dem Statthalter zu Mailand förmliche Urkunden der Annahme. Jetzt forderten die andern zwei Bünde den Gottshausbund in einem drohenden Schreiben auf, sich gemäß dem Bundesvertrage der drei Bünde der Mehrheit zu unterwerfen. Die Gemeinde Alvenen wurde wegen der Annahme von den Bundesversammlungen durch den Jengergertendbund ausgeschlossen, und auch im Oberrn Bunde wurde Bestrafung einiger Gemeinden angedroht. Aufforderungen der Tagsatzung (November 1604) an die drei Bünde zur Annahme, wenn die Festung geschleift würde, waren vergeblich, weil man dafür keine Gewissheit erhalten konnte, vielmehr der Bau Tag und Nacht fortgesetzt wurde. Gegen einen Handbruch war die Festung schon geschickt und zu einem Angriffe war weder von Heinrich IV., der noch mit Beendigung des Bürgerkrieges in Frankreich beschäftigt war, noch von Venedig Hilfe zu erhalten. Nur die Unterhaltung der Truppen, welche die Bündner im Januar 1607 ins Bellin sandten, als eine starke spanische Besatzung von der neuen Festung her diese Landschaft bedrohte, wurde von Frankreich und Venedig übernommen.

Ungeachtet der ständigen Zwietracht halten bis dahin noch keine Anordnungen stattgefunden, und die Gegner Spaniens behaupteten entschieden das Uebergewicht. Zu ihrer Unterstützung hatte Heinrich IV. einen

eigenen, mit Geld wohl versehenen Gefandten, Baschal, nach Graubünden geschickt. Nun aber gaben die Streithäupter des Senats von Venedig mit Papst Paulus V. über die Rechte des Staates im Verhältnis zur Kirche der spanischen Partei Gelegenheit zu neuen Aufwiegelungen. Da ein Krieg zu entstehen drohte, an welchem auch die Spanier im Mailändischen gegen die Republik Theil zu nehmen bereit waren, so veranlassete der Senat eine Werbung von 6000 Mann in Lothringen und verlangte für dieselben die durch den Bund versprochene Durchzugsbewilligung, sowie eine Werbung in Graubünden selbst. Jetzt wurden die adreuerlichsten Gerüchte über die Gefahren eines Durchzuges der Lothringer, als plündernden und mordenden dieselben überall, wo man sie einfasse, verbreitet. Besonders eifrig waren in Verbreitung dieser Lügen nach dem Befehle des Bischofs die katholischen Priester. Zugleich gab man vor, der Krikel des Bundes mit Venedig, welcher venetianischen Truppen den Durchzug zusicherte, sei bei der Annahme den Gemeinden verschwiegen worden. Durch diese Ausstreunungen und durch die nie verkümmenden Klagen wegen Beschneidungen wurde im Frühjahr 1607 ein neuer großer Aufstand erregt. Die Scharen trafen sehr zahlreich wieder bei Chur zusammen, in der Absicht, den erwarteten Durchzug mit Gewalt zu verhindern. Von blinder Wuth gegen die angeblichen Verräther getrieben, ahndete die Menge nicht, daß die Urheber des Aufstandes einen völligen Bruch mit Frankreich und Venedig zu bewirken suchten, um endlich den Bund mit Spanien durchzusetzen. Von der Menge wurde wieder ein Strafgericht zu Chur aufgestellt, das ganz von der spanischen Faction besetzt war und aus 48 Richtern und einer Wache von 384 Mann bestand. Dasselbe erließ am 10. April 1607 einen neuen Artikelbrief, der eine Veränderung der Bünde mit Frankreich und Venedig und ein Verbot des Durchzuges fremder Truppen, sowie die Fortsetzung der im Bellin zum Schutz gegen die Spanier angefangenen Verschanzungen und der Pensionen für Privatpersonen enthielt. Den Geistlichen sollte die Theilnahme an weltlichen Sachen und an den Abhlmungen der Gemeinden und den für Venedig schon Angeworbenen der Abzug bei Lebensstrafe untersagt sein. Nachdem sich dann das Gericht mit Gewalt der Siegel der drei Bünde bemächtigt hatte, so wurde diese Verordnung, ohne den Gemeinden vorgelegt zu werden, wie die Versaffung gebot, von dieser revolutionären Versammlung als allgemein verbindlich bekannt gemacht. Während sich dann das Gericht, weil die Frage über den Durchzug durch den Bergleik Venedigs mit dem Papste in den Hintergrund trat, nur mit Verfolgungen gegen die französische Partei beschäftigte, von welcher mehrere der bedeutendsten Häupter aus dem Lande entflohen waren, drangen plötzlich andere Parteiführer mit einer bedeutenden Macht in die Stadt Chur ein und nahmen drei Häupter der spanischen Faction, unter diesen den österreichischen Bolzt zu Capels, Namens Veli, gefangen. Da nun aber das Strafgericht, nachdem es eines der geführtesten Häupter der französischen Partei in Contumaz zum Tode und zum Verlust seines

Vermögens, einen andern zu Bezahlung von 20,000 Kronen, andere zu theils noch höhern Bußen verurtheilt hatte, sich weigerte, den Proceß der gefangenen spanischen Anhänger vorzunehmen, so entstand dessiger Unwille gegen dasselbe. Der französische Gesandte reiste im Lande herum und bewirkte durch sein Geld, daß zuerst die Engländer mit offenen Fahnen nach Chur zogen, deren Mahnungen bald andere folgten. Ihre Drohungen nöthigten die Stadt Chur, die Thore zu öffnen, und das Strafgericht, welches durch Jögern die Anhänger Spaniens zu retten gesucht hatte, wurde gezwungen, ihren Proceß so gleich vorzunehmen. Nachdem dann von Veli und einem zweiten, Hauptmann Baselga, durch die Folter Geständnisse erzwungen waren wegen spanischer Bestärkungen, Anstiftungen zum Aufbruch u. s. w., und von Veli noch insbesondere wegen eines Versuches, das Bisthum Chur der Schirmvogtei des Gottshausbundes zu entziehen und unter mailändische Schirmherrschafft zu bringen, so mußten beide zum Tode verurtheilt werden. Ueber die Schuld dieser und anderer Gefastrafen ein Urtheil zu fällen, hält immer schwer in solchen Zeiten, wo alle gesetzliche Ordnung aufgehört und eine wilde, von schlauen Führern irreführte Menge alle Gewalt an sich gerissen hat. Aber leugnen läßt sich nicht, daß viele Häupter beider Parteien durch ihre allgemein bekannte Verfaßlichkeit Reid und Erbitterung erregt und die Anschläge derjenigen, welche Zerrüttung und Anarchie suchten, nicht wenig gefördert haben.

Die französische Partei benutzte nun noch ihren Sieg, um den vom Strafgerichte erlassenen Artikelbrief aufzuheben und einen neuen zu errichten, nach welchem der französische und der venetianische Bund ungeschwächt sollten gehalten werden. Allmählig erhielt aber eine gemäßigtere Stimmung in mehreren Gemeinden die Oberhand. Der Obere Bund und einige Gemeinden des Lebengerichtsbundes trafen ihre Abgeordneten aus dem Strafgerichte zurück. Dennoch suchte dasselbe sich zu erheben und die Regierung an sich zu reißen. Allein durch den Einfluß der französischen Partei wurde nun zu Jlanz ein neues Strafgericht aufgestellt und das erstere zu Chur war gezwungen, sich aufzulösen. Dieses Strafgericht nahm dann einen rechtlichern Gang. Es hob die Urtheile jenes Gerichtes auf und gab jedem Angeklagten sicheres Geleit zu seiner Vertheidigung. Allein die großen Kosten dieser Unruhen nöthigten auch dieses Gericht, hohe Bußen aufzulegen. Die Richter selbst äußerten, man müsse das Geld nehmen, wo es zu finden sei. Acht- und zwanzig Graubündtner und 18 Angehörige aus den Unterthälern wurden unter allerlei Vorwänden theils um Geld, theils an der Ehre gekraht, und einige auch verbannt und neun Gemeinden theils wegen Annahme des Vertrags mit Mailand (vom Jahre 1604), theils wegen des Aufbruchs mit Bußen belegt. Obgleich aber der französische Gesandte noch 30,000 Franken und Venedig 3000 Kronen zahlte, so wurde kaum ein Drittel der Kosten gedeckt, und viele Gemeinden erlitten durch diese Unruhen große Verluste. — Das Uebergewicht, welches die französische Partei jetzt wieder gewonnen

wen hatte, benutzte nun der Gesandte Heinrich's IV., um sich von den einzelnen Hochgerichten förmliche Urkunden zu verschaffen, daß man dem Könige und Venedig Alles halten werde, was die Bundesbriefe versprochen.

Das Strafgericht zu Nanz erwidte um Weihnacht 1607. Aber noch waren die Klagen gegen den Bischof wegen feindlicher Anschläge, die er durch den Belgii Veli mit dem Grafen von Fuentes angestellt habe und wegen heimlicher Flucht, nicht erledigt. Da die katholischen Mitglieder des Strafgerichts und aus Furcht vor Oesterreich diejenigen aus Unter-Engadin sich weigerten, darauf einzugehen, so wurde die Sache an die Gemeinden gebracht. Nach den Beschlüssen derselben wurde wieder ein Strafgericht gebildet und, obgleich Gerichte der sieben katholischen Canone wiederholt verlangten, daß die Immunität des Bischofs, der nur vom Papste könne gerichtet werden, unverletzt bleibe, so wurde dennoch der Proceß vorgenommen, und der Bischof erkannte dadurch, daß er auf die Klagen antworten ließ, gewissermaßen das Gericht an. Dasselbe fällt dann (August 1608) folgendes Urtheil: der Bischof soll erklären, daß er die drei Bünde für seine rechte weltliche Obrigkeit anerkenne und sich seiner Regierungsfachen annehmen wolle; dagegen soll er bei seinen Rechten geschützt werden. Wenn er sich bis Anfang Septembers nicht erklärt, daß er dies annehme, so soll er aus allen drei Bünden verbannt und seiner Würde entsezt sein. Endlich bezahlt er an Kosten 600 Kronen und ebenso viel als Buße. Allein diesem Urtheile wurde keine Folge gegeben; die zugleich beschlossene Vorlegung vor den Gemeinden wurde verhindert und das zweideutige Verhältniß des Bischofs zu den drei Bünden dauerte fort. Doch wagte derselbe nicht mehr nach Chur zurückzukehren, sondern er hielt sich zu Feldkirch auf, später an seinem Schlosse Fürsteburg im Winkgau.

Einige Jahre sand nun kein gewaltsamlicher Ausbruch der Parteilung mehr statt; aber allerlei Ercitigkeiten zwischen Reformirten und Katholiken, Versuche, dem reformirten Gottesdienste auch im Risortstale Freiheit zu verschaffen, die Verbanntung der Jesuiten und die Erklärung allgemeiner Gewissensfreiheit, alles dies unterhielt die Eöhrung und blente auch als Deckmantel für die politischen Umtriebe. Auf beiden Seiten fanden fanatische Geistliche, denen solche Umtriebe, wozu die Kanzel benutzt wurde, mehr am Herzen lagen, als die Pflichten ihres Amtes. Im J. 1612 erregte der Streit über die Erneuerung des Bündnisses mit Venedig stärkere Bewegung. Nicht nur die spanische Partei, sondern auch der französische Gesandte arbeitete entgegen, da seit der Ernennung Heinrich's IV. das französische Cabinet unter der Regentin Maria von Medici sich Spanien wieder genähert hatte. Ueberdies war die Mehrheit dem venezianischen Bunde, der die Veranlassung zu den letzten Unruhen gewesen war, immer abgeneigter geworden. Derselbe wurde daher 1613 aufgelöst, die Werbung abgebrochen und auch den von Zurich und Bern für Venedig geworbenen Truppen der Durchzug verweigert. Dennoch liefen Viele aus Graubünden nach Bergamo, wo einige Compagnien für die Republik insamengebracht

wurden. Jetzt erschien der spanische Gesandte bei der Eidgenossenschaft, Casati, selbst im Lande und suchte durch lödende Versprechungen, besonders wegen Schleifung der Festung Fuentes, ein Bündniß mit Spanien zu Stande zu bringen. Mit neuer Festigkeit erhoben sich daher die alten Partionen. Die Partei eiferten gegen den Bund und auch die reformirten Orte der Eidgenossenschaft mahnten davon ab. Nur wenige Gemeinden nahmen die entworfenen Bundesartikel an. Damit versloß sich die alte Hiesigkeit der Planta und der Salis und Privatschicksal zwischen den Häuptern der beiden Häuser. Hierules von Salis war für Venedig, Rudolf von Planta zu Gernsey schmelzte sowohl Spanien als Frankreich; aber sein großer Reichthum hatte schon lange Zeit, sein Uebermuth Unwillen erregt. Indessen gelang es ihm (1617), das untere Engadin, Rinfertthal und den größten Theil des Stöthausbundes gegen die Freunde von Venedig in Bewegung zu bringen. Die Sicherung des Vaterlandes gegen fremden Einfluß gab wieder den Vorwand zu Behrdrigung der Herrschsucht und des Partihasses der Führer. Die aufgestandenen Gemeinden zogen mit offenen Fahnen nach Chur und setzten dort ein Strafgericht ein, welches die Gemeinden und Privaten, welche sich für Venedig erklärt hatten, mit bösen Bußen belegte. Auch gegen den Bischof Johannes Flügel erhob man Anklage, daß er sich seinem Eide zumider in weltliche Angelegenheiten gemischt habe, worauf er aus dem Lande entfloß. Der französische Gesandte, Queffier, der bei dieser Bewegung die Hand im Spiele hatte und einen Theil der Kosten soll bezahlt haben, entfernte sich jetzt plötzlich unter dem Vorwande, daß er nach Frankreich berufen sei, worauf das Strafgericht aus einander ging. Unterdessen hatten diejenigen, denen Bußen aufgelegt waren, sich an die Gemeinden des Oben und des Lebensgerichtenbundes gewandt, die dann zu Nanz ein anderes Gericht einsetzten. Dasselbe sprach alle von höherem Gerichte Verurtheilten frei und legte nur den Hauptleuten, welche gegen das Verbot für Venedig geworben hatten, mäßige Bußen auf. Aber sobald es sich aufgelöst hatte, versammelte sich das erstere Gericht wieder, erklärte die Beschlüsse des letzteren für ungültig und legte denen, welche bei den andern Bünden Hilfe gesucht hatten, schwere Bußen auf. Kurz nachher (Februar 1618) verbot der spanische Statthalter zu Mailand den Waarentransport zwischen dem Räidnischen und Graubünden, in der Erwartung, die an der Handelsstraße liegenden Gemeinden zum Austritt zu bringen. Um dieselbe Zeit reiste der Eidgenosß Keopold unter solchem Namen durch Engadin nach Italien und hielt zu Gernsey eine Zusammenkunft mit Rudolf Planta, was den Verdacht gegen diesen sehr verstärkte. Als nun im April 1618 die Synode der reformirten Geistlichkeit zu Vergau zusammentrat, so wurden auch die fernabrenden Umtriebe für ein Bündniß mit Spanien zur Sprache gebracht. Mit großer Festigkeit erhob sich die Mehrheit gegen dasselbe, schloß diejenigen, welche dafür sprachen, von der Synode aus, und erließ an alle reformirten Gemeinden eine Zuschrift, worin zwar von Rußständen abgemahnt, aber die

Verhaftung Aller empfohlen wurde, welche Geld von Fremden erhalten haben, sie mögen zur spanischen oder zur venetianischen Partei gehören. Diese Zuschrift wurde dann in den reformirten Kirchen verlesen. Nun aber begien mehrere Pfarrer, die schon gehohlet waren, die Demagogen zu spielen und die von der Partei der Salis gegen die Planta gebraucht wurden, die Menge gegen die Anhänger Spaniens auf. Am Juli 1618 brach der Aufruhr im untern Engadin aus. Angeführt von einigen Pfarrern, zogen die bewaffneten Scharen ins obere Engadin und mahnten alle Gemeinden in den drei Bündern zur Vereinigung und Aufstellung eines Strafgerichtes gegen die Schuldigen. Vergänglich suchten die in größter Eile zu Ehur versammelten Pfarrer anderer Gemeinden die Führer zu Stillung des Aufruhrs zu bewegen. Schon hatten zu viele Gemeinden Theil genommen. Als nun Planta sich weigerte mitzugehen, wurde sein Haus zu Lerne ausgeplündert; ihm selbst gelang es, mit den Seinigen auf österreichisches Gebiet zu entfliehen. Durch abgefandete Scharen wurden im Bergell und Bellin Verhaftungen vorgenommen und die Gefangenen nach Luzern geliefert, wo sich die Haufen lagerten und ein Strafgericht ausstellten. Derselben wurden neun reformirte Pfarrer und einige katholische zugegeben; die letztern aber, meistens spanisch und päpstlich genannt, leisteten der Ausforderung nicht Folge. Die Gefängnisse sollten zwar an den Urtheilssprüchen nicht Theil nehmen, aber sie leiteten dennoch Alles. Sie setzten die Akkuspunkte auf, verhörten die Jengen und waren bei Fällung der Urtheile gegenwärtig. Unter ihnen waren einige vermögende und übel berückigte Menschen, gegen welche die Bessern nicht wagten aufzutreten. Drei derselben zogen sogar mit Bewaffneten im Lande herum und nahmen Verhaftungen vor. Dieses fürchterliche Revolutionsgericht wüthete nun fünf Monate lang nicht nur gegen die wirklichen Anhänger Spaniens, sondern gegen jeden, der vom venetianischen Bunde abgerathen hatte und deswegen zu diesen gezählt wurde. Auch Reichthum war gefährlich und in einzelnen Fällen verrieth sich Privatwrache. Gesandnisse wurden durch die Holzer erzwungen. Der 74 Jahre alte Landammann des Bergells, Baptista von Prevost, wurde enthaupet. Besonders heftige Aufregung verursachte unter den Katholiken im Bellin der Tod des Erzprieesters von Sondrio, Nicolaus Rucka, der in Folge der Partein im Gefängnis starb, woraus sich das Gerücht verbreitete, er sei, weil man kein Gefändnis habe erpressen können, vergiftet worden. Die Brüder Pompeius und Rudolf Planta nebst vielen andern wurden gedöhet und auf ihre Köpfe Dreile gesetzt. Der Bischof Blasi wurde entseht und bei Lebensstrafe aus ganz Graubünden verbannt.

Als sich dann dieses Strafgericht endlich gegen Ende des Jahres 1618 auflöset hatte, wurden unter dem Vorwande der Befähigung des katholischen Glaubens die Katholiken des Obren Bundes in Bewegung gebracht (April 1619). Sie lagerten sich eine Stunde von Ehur. Gneffler, der jetzt wieder zurückkehrte, bewirkte dann, daß sich mehrere Gemeinden des Gottshausbundes und auch die Stadt Ehur mit ihnen verbanden. Dagegen erhoben

sich nun die von dieser Partei bedrohten Anhänger des letzten Strafgerichtes, die Reformirten des Obren Bundes, die Engadiner und Bergeller, und zogen ebenfalls bewaffnet gegen Ehur. Ein Versuch des Zehngerichterbundes, zwischen den Parteien zu vermitteln, mißlang, da die zur Unterstützung versammelten Truppen sich für die spanische Partei gewinnen ließen. Unterdessen wurde die Partei der Engadiner von ihren Gegnern überfallen und mit Verlust einiger Todten und vieler Gefangenen verjagt, woraus die siegende Partei wieder ein Strafgericht zu Ehur ausstellte, das den Verbannten fideres Geleit ertheilte, die Urtheile des Strafgerichtes von Luzern aufhob, dessen Mitglieder und die beigeordneten Pfarrer vergänglich zur Verantwortung zu ziehen suchte und einen der letztern vogelfrei erklärte, aber wegen der großen Kosten auch kurze Busen auflegte. Zwar erhob sich jetzt eine dritte Partei, die sogenannten Neutralen, welche allgemeine Amnestie, Anschließung der Häupter beider Parteien von allen Keimern auf 20—30 Jahre und Entfernung aller fremden Gesandten vorschlug. Allein die Leidenschaftlichkeit und die Rachsucht der Parteihäupter und der Jrmwahn der behörten Menge vereitelte Alles, was zu Herstellung der Ordnung und des Friedens dienen konnte. Mit den steigenden äußern Gefahren stieg auch die Wuth der Parteien. Neuerdings griffen die Münsterthaler und die Engadiner zu den Waffen; andere Scharen schlossen sich an; das Strafgericht zu Ehur wurde verjagt, der französische Gesandte genöthigt, das Land zu verlassen und zu Davos ein neues Gericht eingesetzt, um die Urtheile der beiden Gerichte von Luzern und von Ehur zu präsen. Auch bei diesem Gerichte, das bis zum Juni 1620 dauerte, übten wieder dieselben Pfarrer großen Einfluß. Die meisten Urtheile des Gerichtes von Luzern wurden bestätigt, die von der zu Ehur herrschenden spanischen Partei gefällten hingegen aufgehoben. So warf sich jedochmal die siegende Partei zum Richter der andern auf. Eigenmächtig sandten auch die Führer zwei Pfarrer an den neuen König von Böhmen, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, die von ihm 4000 rhein. Gulden erblieben zu Befestigung des Bellins. Allein diese dringend notwendige Maßregel wurde, obgleich die Gefahr dort immer drohender wurde, dennoch unterlassen.

Während dieser Parteidämpfe ließen sich die vorannten Häupter der spanischen Faction in verächtliche Pläne mit Spanien und Oesterreich ein. Der Druck, unter welchem das Bellin leusste, der Haß der Einwohner gegen die von ihren Herren begünstigte Reformation und die Erbitterung, welche besonders der Tod des Erzprieesters Rucka erregt hatte, Alles veranlaßte einen gefährlichen Ausbruch. Mit spanischem Gelde waren die Rädelsführer umherziehendes Gesindel und sammelten sich an der Grenze. Der Plan soll gewesen sein, gleichzeitig mit einer Empörung im Bellin von Tross aus ins Münsterthal und Engadin, über Sellen in Misser und von Berariberg her in den Zehngerichterbund mit bewaffneten Bänden einzubringen. Der Beschluß des Strafgerichtes, Truppen ins Bellin zu schicken, wurde

nicht ausgeführt und zu spät die reformirten Eidgenossen zu Hilfe gerufen. Insofern erklärten Zürich und Bern bei einer Zusammenkunft der reformirten Orte (20. Juli 1620), daß sie unerschütterlich 3000 Mann nach Graubünden senden würden; Munition und Proviant hatte Zürich schon vorausgeschickt. Aber schon war der Mordanschlag im Veltlin zur Ausführung gekommen. In der Nacht vom 18. Juli führte der Anführer Robustelli seine Mörderbände nach Tirano und besetzte mit einer Abtheilung die Straße nach Poschiavo, damit sein Schlachtopfer entrichten und sein Heiserauf nach Graubünden gelangen könne. Am 19., einem Sonntage, begann unter dem Geheul der Sturmglocke das Wachen zu Tirano, und die katholischen Einwohner vereinigten sich mit den Mördern. Ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters wurden die Reformirten in den Häusern und auf den Straßen gemordet. Glücklich, wer durch schnellen Tod martervoller Verkümmelung entging. Nur fünf Reformirten gelang es über die Berge zu entkommen. Von Tirano eilten die Mörder nach Leggio, wo die Reformirten zum Gottesdienst eben versammelt waren, und nun alle gemordet wurden; 17 Männer nebst Weibern und Kindern, die sich in den Kirchthurm geflüchtet hatten, starben in dessen Flammen. Zu Sondrio schien sich anfänglich die katholische Bevölkerung mit den Reformirten zum Widerstand zu vereinigen; aber während der Nacht gelang es dem Grapierier Barabini und einigen andern, auch hier die Bevölkerung zum Wachen zu fanatisiren. Ungefähr 140 traf dieses Loos, während 73 bewaffnete Männer glücklich sich durchs Malenathal ins Engadin zurückzogen. Der bündnerische Landvoigt zu Sondrio, Andreas Travers, hatte, obgleich Katholik und zur spanischen Partei gehörend, auf die erste Nachricht von dem Aufbruch eines Bolen ins Engadin gesandt; allein derselbe wurde nebst mehreren Flüchtlingen auf dem Wege ermordet. Dem Landvoigt selbst wurde angekündigt, daß seine Gewalt ein Ende habe; acht Tage später entließ man ihn aus der Gefangenschaft, weil er zur spanischen Partei gehörte; mehrere andere bündnerische Beamte hingegen wurden gemordet. Zu Morbegno hinderten die Katholiken Kriematten an der Flucht, und selbst der reformirte Prediger wurde von Einigen begleitet, bis er in Sicherheit war. Als dann aber Wittwos eine Kette der Mörder auch dorthin kam, wurden die Zurückgebliebenen dort und zu Traona und Dubino ebenfalls gemordet. Einer, der sich lange verborgen hatte, wurde fünf Wochen später verbrannt. Auch außer die Grenzen des Veltlins, in das bündnerische Dorf Brusio, führte Robustelli eine Schar, mit der sich auch Katholiken von Brusio verbanden. Zwanzig Häuser der Reformirten wurden verbrannt, die Altschönen verfolgt und 27 derselben niedergemacht. — Die Zahl der Schlachtopfer wird im Ganzen auf ungefähr 600 berechnet. Fanatismus und Raubsucht wirkten zusammen zum Verderben dieser Unglücklichen. Selbst Priester zogen aus der Spitze der Banden herum, mit eigener Hand mordend. Auch Gräber wurden umgewühlt und die Leichname in die Adida geworfen oder verbrannt. Die Ketten durchstießen auch

das Gebirge und mordeten die Flüchtlinge, andere kamen dort vor Hunger um. — Veltlin und Bormio erklärten sich hierauf für unabhängig und der Anführer der Mörderbände, Robustelli, trat mit dem Titel eines Generalcapitains als Haupt der Regierung auf. So wurden durch diese neue Bartholomäusnacht Veltlin und Bormio der bündnerischen Oberherrschaft für längere Zeit entzissen und die reformirte Confession dort für immer verdrängt. Die dritte bündnerische Veltel, Chiavenna, hingegen wurde damals noch getreuet und den Mördern das Eindringen verwehrt.

Mit dem Aufbruch des Veltlins entwickelten sich nun auch die fernern Pläne der Feinde Graubündens. Um den Paß aus dem Wallänschen ins Ivrol durch Veltlin und Bormio zu besetzen, war auch der Befehl des Münsterthales notwendig. Schon am 26. Juli drangen die verbannten Brüder Rudolf und Pompeius Planta mit österreichischen Truppen in das Thal ein. Die größtentheils katholischen Einwohner des Dorfes Münster begünstigten den Einfall, und als die reformirten Thalbewohner, verführt durch eine Anzahl Engadiner, Widerstand versuchten, wurden sie in die Flucht geschlagen. Das Thal wurde ausgeplündert, mehrere reformirte Dörfer verbrannt und sechs Ortschaften, die nicht entkommen konnten, gemordet; die übrigen Reformirten zerstreuten sich in Graubünden und in der reformirten Schweiz. Alle im Thal zurückgebliebenen Einwohner mußten Osterreich huldigen, denn es sollte ganz von Graubünden abgerissen werden. Unterdessen drangen etwa 1400 Mann aus dem Oberrhein und dem Stöckhausbunde von Chiavenna aus ins Veltlin ein und gelangten bis in die Nähe von Morbegno. Eine andere Abtheilung, aus Mannschaft des Zehngerichtenbundes bestehend, zog durch das Malenathal nach Sondrio und besetzte diesen Ort. Allein diese anfänglichen Erfolge wurden nicht rasch genug benutzt, sobald der Statthalter zu Mailand Zeit gewann, den Veltlinern Hilfe zu senden und die Graubündner sich mit einigem Verluste zurückzogen.

Durch den Veltlinmord war die politische Seite des Parteikampfs einigermaßen in den Hintergrund getreten und derselbe konnte desto leichter als Kampf für den katholischen Glauben dargestellt werden. In diesem Sinne wirkten auf die zahlreichen Katholiken des Oberrheins mehrere zurückgekommene Verbannte, die benachbarten katholischen Eidgenossen und der Abt von Disentis, welchem auch nicht ohne Wahrscheinlichkeit Mitwisserschaft an dem Morbanschlage gegen die Reformirten des Veltlins Schuld gegeben wird. Dadurch erhielt allmählig die spanische Faction im Oberrhein Bunde das Uebergewicht. Unterdessen führten Zürich und Bern trotz der Abmahnungen der katholischen Orte und des französischen Gesandten ihren früheren Beschluß aus, 3000 Mann den Graubündnern zu Hilfe zu schicken. Vergeblich belegten die fünf Orte Mellingen, um den March der Berner zu verhindern; diese zogen durch die Schweiz Baden nach Zürich; und als dann die fünf Orte die Oberrhein zwischen dem Züricher- und Walsertaltheile besetzten und den Durchzug verweigerten, so zogen die ver-

einigen Züricher und Berner durch Loggenburg nach Graubünden. Am 1. Sept. drangen dann diese durch den Zug aus dem Gottshausbunde und dem Zehngerichtsbunde auf 4—6000 Mann verstärkten Truppen ins Mortsergebiet ein und vertrieben die Spanier und Insurgenten aus ihren Verschanzungen. Worms wurde besetzt und durch ein glückliches Gefecht bei Sondalo der Eintritt ins Veltlin gewonnen. Der hierauf unternommene Angriff auf Tirano, wo die Hauptmacht der Spanier und der Insurgenten lag, misslang durch Uebereilung der Bernertruppen, welche das erste Treffen bildeten und statt nach der Abrede die Ankunft der beiden andern Flügel abzuwarten, sich in einen Hinterhalt locken ließen, wo sie bedeutenden Verlust erlitten. Die Ankunft der Züricher und der Graubündner stellte jedoch das Treffen her. Nach mehrwöchigen Kämpfe wurden die Feinde aus allen ihren Stellungen vertrieben und bis unter die Mauern von Tirano verfolgt. Aber zu einem Angriffe auf die Stadt mangelten Sturmleitern; überdies waren die Truppen ermüdet und die Munition fing an zu mangeln. Die Führer beschloßen daher den Rückzug nach Bormio.

Das Mißlingen dieser Unternehmung erregte viele Mißstimmung unter den Truppen. Das Ausreißn begann in solchem Grade, daß zuletzt auch die Züricher, Daveser und die ausgemanderten Münsterthaler nach fruchtlosen Versuchen, die andern zurückzuhalten, Bormio verlassen und sich ins Engadin zurückziehen mußten. Dort blieben die Züricher und Berner einhüllen stehen; die Graubündner hingegen zerstreuten sich in ihre Heimath. Unterdriffen hatten die Häupter der spanischen Partei im Oberr Bunde bewirkt, daß in den fünf Orten mit spanischem Gelde 1500 Mann geworden wurden, die am 10. Sept. in Disentis ankamen und hierauf bis Reichenau vordrangen. Der Terrorismus, welchen die Faction unter ihrem Schutze nun übte, moang auch die reformirten Gemeinden des Oberr Bundes zur Unterwerfung. Um aber ihr Vorrücken in den Gottshausbund zu verhüten, zogen die Züricher und Berner im October aus dem Engadin nach Maiensfeld und besetzten die Gegend zwischen Chur und Lugnezfeld. So standen wieder eidgenössische Truppen einander feindselig gegenüber, während man sich auf den Tagelagungen über die zu ergreifenden Maßregeln stritt. Erst im December 1620 vereinigte man sich endlich zu Abwendung des Gefandens aus allen 13 Orten. Allein während bei den veranstalteten Unterhandlungen verabredet wurde, daß die Streitigkeiten zwischen den drei Bünden durch Güter, der, eingeladen von den Bündnern, zurückgeführt war, und durch die eidgenössischen Gefandten sollen entschieden werden, schickten die Machtthaber im Oberr Bunde Gesandte nach Mailand an den Herzog von Feria. Deswegen verließen die Gefandten der reformirten Orte und zugleich die Bernertruppen Graubünden, und bald folgten ihnen auch die katholischen Gefandten. Die Zürichertruppen blieben hingegen zu Maiensfeld und ebenso die Truppen der fünf Orte im Oberr Bunde. Am 6. Febr. 1621 schlossen nun jene Gefandten des Oberr Bundes zwei Verträge

mit dem Herzoge von Feria. Der eine wegen Rückgabe von Bellinz und Bormio enthielt die Bestimmung, daß in mehreren besttigten Orten theils fünf, theils acht Jahre lang spanische Besatzungen bleiben, einig die katholische Religion geübt werden, die vertriebenen Reformirten, wenn sie ihre Güter nicht verkaufen, sich jährlich nicht länger als vier Monate dort aufhalten und für alles Vorgefallene gänzliche Amnestie stattfinden solle. Der zweite Vertrag war ein immerwährender Bündniß Spaniens mit dem Oberr und denjenigen Gemeinden der beiden andern Bünde, welche diese Bedingungen annehmen würden; denn nur an diese sollten die beiden Provinzen zurückgegeben werden. Durch den Terrorismus, welchen die Truppen der fünf Orte und katholische, von Spanien besetzte Scharen des Oberr Bundes übten, wurden auch die dortigen reformirten Gemeinden gezwungen, diese Verträge anzunehmen.

Gegen diese bundeswidrige Annahme einseitiger Verträge erhob sich aber eine neue Partei, welche sich „Gutherrliche“ nannte und schnell im Gottshausbunde und im Zehngerichtsbunde starken Zulauf erhielt. Am 30. März schlugen sie die Truppen des Oberr Bundes bei Tüsch in die Flucht und nun schlossen sich auch die dortigen reformirten Gemeinden an. Um nicht abgeschnitten zu werden, zogen sich die Truppen der fünf Orte von Reichenau nach Ilanz zurück. Da aber immer mehrere Gemeinden nachrückten, so sahen sie sich genöthigt, nach Disentis und über die Oberalpen ins Urserenthal zurückzuziehen. Während dieser Bewegung waren auch die zu Maiensfeld stehenden Züricher nach Elm vorgezogen; wie es scheint, um im Nothfall den Bündnern bei Vertreibung der Truppen aus den fünf Orten beizustehen. Dann kehrten sie nach Maiensfeld zurück. Die Gemeinden des Oberr Bundes sahen sich nun genöthigt, den Bundesoberr der drei Bünde wieder zu beschwören und damit einseitigen Bündnissen zu entsagen. Als hierauf (April 1621) ungefähr 1000 Spauler, denen der Landvogt zu Bellinz Durchzug erlaubte, ins Misserthal eindrangen, so wurden sie mit bedeutendem Verluste wieder vertrieben, und da nun auch das Misserthal den Bundesoberr wieder beschwören mußte, so schien ganz Graubünden, mit Ausnahme des von den Deserirenden besetzten Münsterthales, wieder vereinigt. Der spanische Bund war vernichtet und die Anschläge, den Oberr Bund als einen neuen Ort der Eidgenossenschaft von den beiden andern abzureißen und diesen Spanien und Deserirend preiszugeben, schienen vereitelt.

Während dieser Ereignisse schloß der französische Gesandte zu Madrid, Bessompierre, einen Vertrag ab, nach welchem in Chiavenna, Veltlin und Worms die früheren Verhältnisse unverändert sollten hergestellt, gegenseitig die Truppen zurückgezogen, völlige Amnestie erklärt und Alles aufgehoben werden, was seit 1617 in den drei Provinzen zum Nachtheil der katholischen Religion war eingeführt worden. Der König von Frankreich nebst den 13 Orten der Eidgenossenschaft und Mailand sollten versprechen, die Beobachtung zu bewirken. Dieser Vertrag wurde von Graubünden förmlich angenommen und die

reformirten Orte erklärten sich bereit zu Uebnahme der geforderten Garantie. Allein die katholischen Orte machten Einwendungen, und es wurden durch den päpstlichen Nuntius und den französischen Gesandten Zusätze zu dem Madrievertrage verabredet, durch welche die Restitution des Weltlins noch bedingt werden sollte, und die für die Reformirten in Graubünden selbst sehr gefährlich waren. Auch den Jesuiten wäre dadurch der Zutritt geöffnet und dem Bischofe von Chur Rechte zugesichert worden, die der politischen und kirchlichen Freiheit Gefahr drohten. Als nun Guelfier die Annahme dieser Bedingungen durchsetzen suchte, der Bundesrath aber auf der Annahme des unveränderten Madrievertrags beharrte, so entstand durch die Verzögerung der Restitution des Weltlins neuerdings heftige Gährung. Der durch ihre Führer aufgewiegeltene Menge schien es leicht, sich dieser Landschaften wieder zu bemächtigen. Kaum 6000 Mann stark, ohne Borräthe und schlecht bewaffnet, sammelten sich trotz aller Abmahnungen die juchelnden Haufen im Ober-Engadin. Sie drangen zwar die Wörth vor, das von den Einwohnern verlassen war; aber das Städtchen geriet durch das Gefährd der dabei errichteten kleinen Festung, wo eine starke spanische Besatzung lag, in Klammern, und nachdem die Bündner durch einen Ausfall aus der Festung noch einigen Schaden gestitten hatten, so lebten sie, da es ihnen gänzlich an Lebensmitteln und allem Bedarf zu Belagerung der Festung fehlte, von dem unbekannten Felbange ins Engadin zurück. Derselbe wurde nun, obgleich nicht gegen Oesterreich unternommen, als Vorwand zu Abbrechung der Unterhandlungen benutzt, welche schon seit einiger Zeit stattfanden, wegen der von Oesterreich angeordneten Verhinderung alles Verkehrs. Unmittelbar nach jenem Zuge reiste der Befehlshaber der österreichischen Truppen im Münsterthale, Baldiron, mit dem Reichthum Radolf Planta nach Mailand, wo dann der Angriff auf Graubünden verabredet wurde. Am 26. Oct. 1621 drang Baldiron mit 8000 Mann unter fürchterlicher Verwüthung und Plünderung in Unter-Engadin ein. Ungeachtet ihrer Tapferkeit mußten die Einwohner endlich der Uebermacht erliegen. Der einzige Reichthum des Landes, das Vieh, wurde an mehreren Orten weggetrieben und in Tyrol verkauft. Am folgenden Tage drangen andere österreichische Truppen aus Borsariß ins Prättigau gegen Klosters ein, verbrannten 75 zerstreute Gebäude und mordeten sogar Weiber und Kinder. Nach hartem Kampfe wurden sie endlich zurückgetrieben. Zwei Tage nachher rückte der Herzog von Feria mit 7—8000 Mann gegen Aven an. Die dort stehenden 400 Bündner mußten endlich der Uebermacht weichen, als ihre Stellung umgangen ward. Viele reformirte Einwohner wurden gemordet und die Häuser geplündert. Dann wurde auch das Bergell ausgeplündert und drei Dörfer dort verbrannt. Bald folgte ein gänzlich Verbot des reformirten Gottesdienstes in dieser Landschaft. Der dreifache Angriff verbreitete großen Schrecken in Graubünden und die Wirkungen der innern Parteiung blieben nicht aus. Der Obere Bund unterhandelte einzeln mit dem Herzoge

von Feria. Dasselbe geschah von der Stadt Chur und andern Gemeinden des Gottshausbundes. Die Ober-Engadiner und Bergünser erhielten von Baldiron nur unter der Bedingung Waffenstillstand, daß sie die Waffen ausliefern, jedem Bündnisse mit den acht Gerichten und Unter-Engadiner entsagen und den Oesterreichern Durchpaß gestatten sollten. Um der Verwüthung und dem Morde zu entgehen, unterwarfen sie sich den harten Bedingungen. Die acht Gerichte und Unter-Engadin, die in mehreren Verträgen, unter andern auch in der Erbvereinigung mit Kaiser Maximilian I. (1518), mit ausdrücklicher Anerkennung ihrer Freiheiten und Rechte als zu Graubünden gehörend erscheinen, diese Landschaften sollten jetzt wegen einzelner bestimmter Rechte, die Oesterreich dort besaß, von Graubünden abgetrennt werden. Die Einwohner der acht Gerichte mußten sich nun Baldiron unterwerfen und, von österreichischen Truppen umringt, auf den Knien um Gnade bitten, ihre Waffen ausliefern, allen Bündnissen entsagen, die Bundesbriefe mit Frankreich und mit den Eidgenossen übergeben und Oesterreich den Unterhansrecht leisten. Dann wurde auch Mailand, wo Oesterreich seinerlei Rechte hatte, und bald nachher die Stadt Chur besetzt. Die zum Gottshausbunde gehörenden Gemeinden Bergün, Ober-Engadin und Poschiavo mußten versprechen, niemals gegen Oesterreich die Waffen zu führen und ohne dessen Bewilligung keine Bündnisse zu schließen, oder ihre Magistrats einzusetzen oder zu verändern. Im Unter-Engadin und im Prättigau wurden zugleich einzelne Punkte besetzt und die Einwohner dabei zum Frohndienste gezwungen. Auch wurden aus Unter-Engadin und Prättigau alle reformirten Prediger verjagt und Capuciner ins Land berufen.

Der Bund der drei Bünde schien seiner gänzlichen Zerstörung entgegenzugehen. Von den reformirten Orten konnten wegen der Parteiung in der Eidgenossenschaft und wegen des Schreckens, welchen die Unterjochung Böhmens durch Ferdinand II. verbreitet hatte, nur fruchtlose Vermittelungsveruche gemacht werden. Gesandte des Oben und des Gottshausbundes schloßen zu Mailand ein Bündniß mit Spanien und einen Vertrag über Weltlin und Bormio, nach welchem Graubünden gegen eine jährlich von diesen Landschaften zu bezahlende Summe allen Hoheitsrechten entsagen sollte. Zugleich schloßen dieselben Gesandten mit österreichischen Abgeordneten einen Vertrag, durch welchen der katholischen Kirche wichtige Vorrechte eingeräumt, die Schirmvogtei über das Hochstift Chur vom Gottshausbunde an Oesterreich übertragen, das Bergell, nach welchem nur ein geborener Bündner zum Bischof gewählt werden durfte, aufgehoben und der Obere und der Gottshausbund nebst der Herrschaft Mailand gezwungen wurden, nicht nur den Bündnissen mit den acht Gerichten, dem Unter-Engadin und dem Münsterthale zu entsagen, sondern auch Oesterreich gegen dieselben Hilfe zu leisten, wenn sie sich wieder gegen dessen Herrschaft auflehnten sollten; denn die Vertheilung ihrer bisher anerkannten Rechte wurde jetzt als wirkliche Empörung dargestellt. Noch wurde in

diesem Vertrage festgesetzt, daß zu Chur und Malensfeld einhundert zwölf Jahre lang österreichische Besatzungen bleiben sollten. So sollte auch zu Ausbreitung der österreichischen Herrschaft über den Gottshausbund der Grund gelegt werden. Unterdessen waren aber die Prättigauer durch die fortwährenden Mißhandlungen und durch die gänzliche Unterdrückung des reformirten Gottesdienstes zur Verweissung gebracht worden. Da nur Einzelne Waffen verborgen hielten, so bereiteten sie heimlich in den Wäldern gewaltige Reuten. In der Nacht vom 28. April 1622 wurden die Defereicher im Prättigau von ihnen überfallen, mehrere hundert erschlagen, die übrigen theils gefangen genommen, theils verfolgt und hierauf die Lustenkeig besetzt. Bald erhoben sich auch die andern Gemeinden des Jechengerichtenbundes; zahlreiche Scharen ausgemanderter Bündner und Freiwiliger aus den Cantonen Zürich und Glarus eilten herbei, und als am 30. April der Freiherr Rudolf von Salis und einige andere angesehene Bündner von Zürich bei den vor Malensfeld stehenden Scharen anlangten, so kam Plan und Ordnung in die anfänglich unregelmäßigen Unternehmungen. Defereichische Truppen, die von Feldkirch einrückten suchten, wurden am Glätscherberg mit Verlust von 300 Mann geschlagen. Waldrön, der zu Chur lag, suchte vergeblich seine Verbindungen mit Malensfeld durch mehrere Gesandte herzustellen, und als der Obere Bund ihm Hilfe sandte, brachen seine Gegner die Abtrübnisse bei Reichenau ab und verbanden sich dadurch deren Marsch nach Chur. Dagegen erhielt Waldrön einen Zug spanischer Truppen von Klaven her, mit denen er Schaffl fürchtbar verheerte. Als nun alle Versuche, Malensfeld zu entsetzen, durch die Tapferkeit der Bündner vereitelt wurden und der Zulauf aus Zürich und Glarus, trotz der Wachen, welche die fünf katholischen Orte und der Abt von St. Gallen dagegen aufstellten, sich vermehrte, so übergaben endlich die Defereicher (1. Juni) Malensfeld. Die Besatzung erhielt freien Abzug nach Feldkirch gegen das, nachher nicht gehalten, Versprechen, niemals mehr gegen Graubünden die Waffen zu führen. Als bald wurde eine Abtheilung des Heeres nach Tiefenbach geschickt, dessen 730 Mann starke Besatzung aber den Sturm nicht abwartete, sondern unter der Bedingung freien Abzuges nach Klaven den Ort übergab. Jetzt wurde das Heer gegen Chur geführt, wo die Defereicher starke Feldbesatzungen angestellt hatten. Der Stadt wurde das Trinkwasser abgeschnitten, und als man beschäftigt war, einen Bach abzuleiten, der die Mühlen der Stadt treibt, half ein Bergsturz, der den Bach von der Stadt absperrte, was als besondere günstige Fügung den Muth der Truppen sehr erhöhte. In einer Nacht bemächtigten sie sich der Verschanzung auf der Anhöhe über dem bischöflichen Schlosse, von wo ihre Kugeln die Straßen der Stadt beschnitten. Am 17. Juni sah sich Waldrön genöthigt, Chur zu übergeben. Seine Truppen, die noch über 2000 Mann betrugten, erhielten ebenfalls freien Abzug nach Glawenna.

Sobald Chur besetzt war, beschloßen die Anführer die Herstellung des Bundes der drei Bünde. Salis führte

das Heer nach Ilanz; Lugnez und Disentis, die allein noch widerstanden, mußten sich unterwerfen. Dann wurde auf einem Bundestage gänzliche Amnestie ohne Ausnahme, Aufhebung aller neuen Verträge mit Defereich und Spanien und Austellung von 3600 Mann unter Rudolf von Salis beschloßen. Nun wurden die Defereicher unter abwechselnden Gesandten ganz aus Unter-Engadin vertrieben. Der Krieg aber dauerte mit gegenseitigen Streifzügen an den Grenzen bis in den September 1622 fort. Geld und Munition wurde fortwährend durch die reformirten Städte der Schweiz zu dem Heere gesandt.

Diese vom Prättigau ausgegangene Erhebung eines für seine Freiheit Alles opfernden Volkes bleibt für immer ein rühmliches Blatt in der Geschichte Graubündtens, ungeachtet des neuen, größern Unglücks, das bald wieder hereinbrach. Während nämlich eidgenössische Gesandte mit Defereich wegen eines Waffenstillstandes für Graubünden unterhandelten, dessen Anfang aber der Erzherzog Leopold bis zum 4. Sept. verzögerte, wurden die österreichischen Truppen im Vinsigau zusammengezogen und fielen dann unter dem Grafen Alwig von Sulz mit großer Uebermacht in den letzten Tagen des August wieder in Unter-Engadin ein. Die in den dortigen Dörfern zerstreuten Truppen wurden überall zurückgetrieben, und was bei den vorigen Brandzügen noch verschont geblieben war, wurde jetzt in Raub der Flammen. Am 3. Sept. rückten sie auch in Ober-Engadin vor. Salis sah sich durch die Uebermacht und da seine Truppen auch durch Ausstreifen geschwächt waren, zum Rückzug nach Davos und dann ins Prättigau genöthigt. Dort wagte er noch bei Ratschnals in der Gemelde Saas einen entscheidenden Kampf. Schon hatten die Prättigauer einen großen Theil des feindlichen Heeres in die Klucht geschlagen, als es dem Grafen von Sulz gelang, die Schlacht heranzuführen und die Prättigauer zu umgeben. Hilfsstruppen, die von Chur und aus andern Gemeinden am Tage der Schlacht durch Schaffl herbeieilten, kamen zu spät und mußten sich wieder zurückziehen. Jetzt wurden die Bündner zum Weichen gebracht. In diesem Augenblicke des untergehenden Vortages wollten 30 Prättigauer die Freiheit nicht überleben. Wie von den alten Kämpfern Horaz sagt: *devota morti pectora liberae*, so fügten sie sich in die Hände und erbiten ruhmvoll unter Haufen erschlagener Gegner. Einbundert-unachtzig Bündner lagen todt auf der Walschlatt. Viele Gefangene wurden noch niedergemacht. Unter graufamen Verheerungen mit Feuer und Schwert rückten die Defereicher durch Prättigau herab, während Salis sich mit dem Reste seiner Truppen aus dem Thale an die Rheinbrücke zurückzog, wo sie sich auflösten und größtentheils in die reformirten Orte der Schweiz flohen. Auch Chur und Malensfeld wurden jetzt wieder von den Defereichern besetzt.

Ein Vertrag, welchen dann österreichische Abgeordnete in Verbindung mit dem päpstlichen Nuntius Scapino und dem spanischen Gesandten in der Schweiz, Casati, bei einer Konferenz mit eidgenössischen Gesandten

zu Lindau vorschrieben, mußte nun vom Obern und Gottshausbunde angenommen werden und riß nicht bloß neuerdings die acht Gerichte und Unter-Engadin von Graubünden ab, sondern enthielt auch mehrere Bestimmungen, wodurch die Rechte der reformirten Kirche aufs höchste gesichert wurden. Der Zustand eines großen Theiles des Landes war in der That besorgniserregend. Die Freiheit war verloren, der evangelische Glaube in großer Gefahr, in einem Theile des Landes ganz unterdrückt und das größte Elend stand bevor. Der Winter rückte heran; zahllose Häuser und Dörfer waren mit alten Vorräthen verbrannt. Das Vieh war geraubt und mit der Kälte kam Hungernöth und eine furchtbare wüthende Seuche.

Indessen mußten die Fortschritte der spanisch-österreichischen Macht endlich auch den französischen Hof betrauern. Im Februar 1623 schlossen Frankreich, Savoyen und Venedig ein Bündniß, um Graubünden wieder in Besitz der verlorenen Landschaften zu setzen. Nun aber gelang es den päpstlichen Agenten unter dem Vorwande einen Krieg zu verhüten, in der That aber um die Vollziehung des Madridvertrags, der den Reformirten Religionsfreiheit in den drei Landschaften gestattete, zu verhindern, von den Königen von Frankreich und Spanien die Einwilligung auszuwirken, daß während der Unterhandlungen über die Restitution alle drei Landschaften vom Papste sollen besetzt und mit päpstlichen Truppen besetzt werden. Die Besetzung von Kleven wurde dann vom Ruzius zu einem Verzuge benutzt, auch in dem benachbarten Hochgerichte Vergell die reformirte Confession zu unterdrücken, indem alle Kirchen derselben von Capucinern in Besitz genommen wurden.

Die spanisch-österreichische Herrschaft über Graubünden schien jetzt für dauernd besichtigt, als der Cardinal Richelieu im J. 1624 an die Spitze der Verwaltung in Frankreich gelangte. Seine auswärtige Politik, die auf Schwächung des Habsburgischen Hauses gerichtet war, erforderte zunächst, daß das spanisch-österreichische Ubergewicht in Italien und in Graubünden gebrochen, Kleven, Veltlin und Bormio, um die unmittelbare Verbindung zwischen Mailand und Tyrol zu verhindern, scheinbar den Graubündnern zurückgegeben werden, in der That aber in französischer Gewalt bleiben sollten. Im Einverständniß mit Zürich und Bern wurden nun Anstalten zu einem Feldzuge nach Graubünden getroffen. Das Gerücht, daß sich Truppen der teutschen ligistischen Armee der Schweizergrenze nähern, gab den Vorwand zu Werbungen in den Cantonen Zürich und Bern und im Wallis. In der Gegend von Zürich sammelten sich ungefähr 1100 ausgewanderte Graubündner und an der Solothurnergrenze näherten sich einige französische Truppen. Möglich (26. Oct. 1624) brachen die Graubündner von Zürich auf, gingen bei Nacht über das Gebirge von Schwyz und kamen, nachdem sich zwei hahnen Glarner mit ihnen vereinigt hatten, am 28. nach Graubünden, wo sie sogleich die Rheinbrücke, die Luzienfeld und den Eingang ins Prättigau besetzten. Aus den Städten Chur und Malansfeld waren die österreichischen

Befestigungen schon im Frühjahr zurückgezogen worden. Der Vorhalt folgte dann das im Namen von Frankreich geworbene, 5—6000 Mann starke Heer. Jetzt beschworen die durch die Oesterreicher abgetriebenen Theile, die acht Gerichte, Unter-Engadin und Münsterthal, wieder den Bund der drei Bünde. Den Eingang ins Veltlin über Poschiavo eröffnete sich das Heer durch Eroberung des stark besetzten Engpasses Biata Mala und schloß dann Tirano ein. Durch Abgeordnete erklärte nun Bormio seine Unterwerfung unter die bündnerische Hoheit. Aber mit den Veltlinern zu Tirano schloß der Anführer des Heeres, Marcell von Courvoisier, einen Vertrag, der dann nachher auch von den übrigen Gemeinden des Veltlins angenommen wurde und die zweideutigen Absichten der französischen Regierung verrieth. Nach demselben sollte sich Veltlin dem Schutze des Königs von Frankreich unterwerfen und jedem seit fünf Jahren mit andern Fürsten geschlossenen Vertrage entsagen. Kein besetzter Ort soll den Bündnern übergeben und dieselben im Obern Theile des Landes nirgends mit Besetzung belegt werden. Die bestehende Regierung, deren Haupt der Röder Robustelli war, bleibt bis auf weitere Verfügung des Königs und der verbündeten Fürsten. Die Streitigkeiten mit Graubünden sollen besonders mit Eile und Hast der Veltliner entschieden werden. Einer Restitution des Veltlins, wie der Vertrag von Madrid forderte, geschieht keine Erwähnung. Nach Abschluß dieses Vertrags wurde Tirano übergeben; und die päpstlichen Truppen sahen sich genöthigt, das Veltlin zu verlassen. Während dann die Casparmire, ohne bedeutenden Widerstand zu finden, durch Veltlin hinabzog, wurde eine Abtheilung durch Vergell nach Kleven gesandt, welche sich der Stadt bemächtigte, aber in dem Schloß hielt sich die spanische Besatzung bis in den März 1625. Unter dessen besetzte der Herzog von Feria das stark besetzte Riva oben am Comersee und die benachbarten Orte mit einer bedeutenden Truppenzahl, und es fanden nun durchs ganze Jahr 1625 und bis zum Monat Mai 1626 in dieser Gegend und auf den benachbarten Bergen wiederholte, aber nicht entscheidende Gefechte statt. Obgleich aber die Bündner dabei thätig mitwirkten, so konnten sie doch von Courvoisier erst nach vielfachen Bemühungen nur die Rückgabe von Bormio und Chiavenna erhalten, wo wieder bündnerische Besatzung eingelegt wurden. Die Restitution des Veltlins wurde hingegen verworfen und der begonnene Bau von zwei Festungen bei Tirano und ganz unten im Lande bei Trona befristet; den Versuch, daß die Franzosen sich für immer im Besitz des Veltlins behaupten wollten.

Während nun noch auf den Grenzen von Veltlin und Kleven gekämpft wurde, schloß Richelieu ohne Theilnahme von Venedig, das große Anstrengungen für diesen Krieg gemacht hatte, zu Monziona in Vironen (5. März 1626) einen Vertrag mit Spanien über die drei Landschaften. Durch denselben wurde der Vertrag von Madrid aufgehoben und die reformirte Confession gänzlich verboten. Die Einwohner erhalten das Recht, alle Beamten frei aus ihrer Mitte oder aus den katholischen Bündnern

auch die militärische Occupation von Graubünden selbst möglichst zu verlängern suchte. Die Befestigung der Schlösser zu Sondrio, Grosio und Arona und die Gebäudung einer kleinen Festung an der Rheinbrücke bei Ragaz verstärkte den Verdacht. Ueberdies wurden die Schweiztruppen bis auf etwa 1000 Mann abgebanst und dagegen mehr Franzosen ins Land gezogen. Die beginnende Mißstimmung gegen Frankreich wurde nun von österreichischer und spanischer Seite eifrig genährt und die Erneuerung der Erbvereinigung von 1578 wurde als Vorwand zu näherem Verkehr benützt. Zu allem diesem kam noch das Ausbleiben des Solbes für die im Dienste Frankreichs stehenden Bündnertruppen. Daher verließ der größte Theil derselben am 1. Oct. 1636 seine Stellungen im untern Engadin, blieb dann im Domleschgertale stehen und besetzte auch die Stadt Chur. Wenige Tage nachher kam Koban, von einer Krankheit geschwächt, aus dem Veltlin nach Chur, und obgleich er nun durch eine bedeutende Zahlung den Unwillen der Truppen stillte, so war doch ein völliger Bruch nicht mehr zu verhüten. Eine Ständerversammlung zu Ilanz beschloß die Anwerbung von 6 Regimentern, denen die Gemeinden Quartier geben sollten, und schickte Gesandte nach Innsbruck, welche dort am 17. Jan. 1637 mit einem spanischen Gesandten ein auf einige Zeiten lautebündnis zwischen den drei Bänden und Spanien verabredeten, welches gegenseitig freien Verkehr und Durchpaß für Truppen zusicherte und Spanien Werbung bis auf 6000 Mann und die Abrufung bündnerischer Truppen aus dem Dienste solcher Staaten versprach, welche Spanien befriegen würden. Zur Vertheidigung der Pässe von Graubünden bezahlte der König den Sold für 3000 Mann oder mehr, wenn es nöthig ist, und wenn Bündten aus andern Gründen angegriffen wird, so sendet er 2000 Musketiere und 200 Pferde oder das Geld dafür, nach der Wahl der Bündner. Außerdem bezahlte der König jedem der drei Bände eine jährliche Pension von 1500 Kronen zu 2 Gulden und unterhält aus jedem Bunde zwei Einwohnende zu Mailand oder Parma. Bündten behält sich zwar den Bund mit Frankreich vor, aber derselbe soll nicht erneuert werden, wenn zur Zeit seines Ablaufens Frankreich und Spanien in Krieg begriffen wären. Ist dies nicht der Fall und der Bund wird erneuert, so soll es mit der ausdrücklichen Erklärung geschehen, daß der Bund ungültig sein solle, wenn zwischen den beiden Kronen Krieg entstehen würde.

So verwickelten die geheimen Leiter dieser Umtriebe ihr Band neuerdings in die Schlingen des spanischen Hofes. Ein geheimer, aus 31 einflußreichen Männern bestehender Bund, dessen Mitglieder sich „Aeropagiten“ nannten, riß alle Gewalt an sich und erließ im Namen von „Hauptern und Räthen gemeiner drei Bände“ vom Domleschgertale aus seine Befehle an alle Gemeinden. Als sie in diesem Anstalten machten, sich durch plötzlichen Ueberfall der Versammlungen an der Rheinbrücke zu bemächtigen, eilte Koban von Chur dorthin und zog 800 Züricher, die an der Luzensteg standen, an sich. Die durch den Bund versammelten Truppen unternahmen nun

war am 20. März 1637 Heimbefestigungen gegen eine Vorwache der Rheinbrücke; dann aber wurde verabredet, daß dort keine Heimbefestigungen stattfinden sollten. Nun wurden auch die noch an der Luzensteg stehenden Bündner genöthigt, sich an die Truppen des Bundes anzuschließen. Von Feldkirch wurde Munition nach Chur gesandt und Geschütz für die Bündner bereit gehalten. Zwischen Chur und Malensfeld standen jetzt 3300 Graubündner, für welche Spanien Geld sandte. Dem Engadin, Velschlave, Bergell und Rheinwald wurde befohlen, die Pässe gegen das Veltlin besetzt zu halten, damit die französischen Truppen nicht von dort her eindringen könnten. So war Koban vom Veltlin, wo seine Hauptmacht stand, abgeschnitten, während sich die Spanier am Comersee verstärkten und auch österreichische Truppen bereit schienen, einzubringen. Zwar waren mehrere Gegenben mit der Vertheidigung der Franzosen keineswegs einverstanden und die Prättigauer und das Hochgericht der Vier Dörfer boten Koban willfährige Hilfe an. Allein um nicht einen Bürgerkrieg zu veranlassen, lehnte er das Anerbieten ab. Bismehr berichtete er die ganze Lage der Dinge nach Paris und erhielt dann Vollmacht, nach eigenem Ermessen Graubünden und dessen Unterthanenländer zu räumen. So kam denn am 26. März 1637 unter Vermittelung von Züricherseiden und glarner Gesandten ein Vergleich zu Stande, durch welchen Koban auch die Festungswerke an der Rheinbrücke und zog mit den zuletzt noch dort liegenden Zürichern ebenfalls ab.

Durch die Vertheidigung der Franzosen war indessen Graubünden noch keineswegs gesichert, und obgleich mehrere besetzte Punkte im Veltlin von den Bündnern besetzt blieben, so mußte doch wegen der Bedingungen der Herstellung ihrer Herrschaft über die Unterthanenländer noch lange mit Spanien unterhandelt werden. Gesandte, welche man deswegen im August 1637 nach Madrid schickte, wurden dort beinahe zwei Jahre zurückgehalten, während in Graubünden die spanische Faction herrschte und in den Unterthanenländern die früher aufgeworfenen Regenten sich noch in ihrer Gewalt behaupteten. Zwar entstand in mehreren Theilen des Landes großer Unwille gegen die herrschende Faction, aber unter dem Drucke dieser eigennützigen Demagogen konnte sich nirgends ein Mittelpunkt zum Widerstande bilden, und ob die auf dem Bundestage zusammengebrachten Abstimmungen der Gemeinden der Wahrheit gemäß angeeignet wurden, blieb ununterschied. Endlich kam dann eine Liebeserkenntnis mit Spanien zu Stande, nach welcher Arona, Veltlin und Vorau in das Unterthanenverhältniß, wie es bis 1620 bestanden hatte, zurückzukehren, aber die Uebung der reformirten Confession gänzlich ausgeschlossen sein sollte. Die vertriebenen Reformirten, welche Güter im Lande besaßen, dürfen jährlich nur während drei Monaten zu Besorgung derselben, reformirte bündnerische

Beamte nur während ihrer Amtsbauer dort wohnen und keinen reformirten Geistlichen sich habet. Auch sollen alle früheren Bestimmungen, welche die Immunitäten der katholischen Kirche betrafen, aufgehoben werden. Nachdem dann der (oben erwähnte) Bund mit Spanien, der den Namen des „Capitulat“ erhielt (abgedruckt in Lenx, Helvet. Verfall. Bd. 13. S. 151), nebst diesem Verträge die drei Provinzen unterworfen und die bündnerischen Beamten wurden wieder eingesetzt. Gleichzeitig wurde auch mit Oesterreich unterhandelt und endlich am 9. Aug. 1641 zu Feldkirch ein Vertrag geschlossen, nach welchem die Erbvereinigung vom Jahre 1518 erneuert, alle seit 1620 geschlossenen Verträge aufgehoben und im untern Engadin und in den acht Gerichten die ehemaligen Verhältnisse hergestellt wurden. Es lagen insofern in den bei diesem Verträge vorbehaltenen früheren österreichischen Rechten noch Keime zu neuen Streitigkeiten, deren Entfernung aber beiden Theilen wünschenswerth sein mußte. Dies geschah dann 1649 und 1652, als sich die acht Gerichte und Unter-Engadin von diesen österreichischen Rechten freikaufte. So wurde die völlige Unabhängigkeit des Lehengerichtsbundes und des untern Engadins gesichert und Oesterreich behielt von dieser Zeit an in Graubünden nur einige unbedeutende Rechte im Münsterthale, von denen sich die Cimmobauer 1733 loskauften und das Eigenthum der Schlösser Rhäjäns und Tarasp.

Nach mehr als zwanzigjähriger Zerrüttung, der Frucht schamloser Verkauftlichkeit, völliger Zügellosigkeit der Menge und verdrähter Einnahme mit Fremden, gelangte endlich Graubünden wieder zu Ruhe und Frieden von Außen. Die Freiheit, wiederholt von gänzlichem Untergange bedroht, war gerettet, die eine Zeit lang durch Oesterreich unterjochten Theile des Landes wieder mit dem allgemeinen Bunde vereinigt und die Unterthanenlande neuerdings gewonnen worden. Ob letzteres nebst dem mit Spanien geschlossenen Capitulat dem Lande zum Vortheil gediehen werde, hing von der Verwaltung ab. Allein bald sah man wieder bagyerige bündnerische Regenten mit einheimischen Unterbeamten und Rechtsagenten in der Ausbeutung der Cimmobauer und in der Entziehung alles Sinnes für Wahrheit und Recht gleichsam weiteifern. Die Ausschließung der Reformirten verurtheilte zwar in Graubünden vielen Unwillen; aber leugnen läßt sich nicht, daß damit wenigstens ein Grund zu neuem Frel von Seite des samaischen Weltins gegeben wurde.

Die nach allen diesen Wirren folgende Zeit bietet in der Geschichte Graubündens dem Freunde des Freistaates wenig Erfreuliches. Weitere Entwidlung zu besserer innerer Ordnung, um die zahlreichen kleinen Republiken (Hochgerichte und Gemeinden) durch genauere Verbindung mehr zu einem wirtlichen Staate zu gestalten, findet nicht statt; vielmehr äußert sich überall die in der Entstehung dieser Gemeinbeiten aus alten Feudalherrschaften begründete und durch die geographische Beschaffenheit des Landes beförderte Neigung zu Verein-

zelung. Deshwegen findet man fast immer ein Vorrückendes localer Interessen der Gemeinden, oft auch nur einflussreicher Geschlechter oder mächtiger Parteihäupter. Persönliche Vortheile durch Erwerbung einträglicher Stellen und daher Eiferstucht der um dieselben kämpfenden Bewerber sind die Hauptquelle unaussörllicher Neidungen. Eine Beschränkung der oft in Anarchie andauernden Souveränität der Gemeinden war unmöglich und ebensoviele auch die Entstehung einer über die Parteien erhabenen Landesregierung. Wenn daher auch noch etwa von den Bundesstagen unter Zustimmung der Gemeinden allgemeine Verordnungen für einzelne Zweige der Landespolizei erlassen wurden, so mangelte immer die Handhabung. Keine Neigung zur Absonderung und Vereinigung hat überhaupt auch in manchen andern Beziehungen fortwährend einen höchst nachtheiligen Einfluß geübt. So wurden dadurch mehrere Hochgerichte, deren jedes von alten Zeiten her für sich ein Ganzes bildete, bei entstandenen politischen oder gerichtlichen Streitigkeiten in zwei unabhängige Hochgerichte getheilt und dadurch die Zahl dieser kleinen Republiken noch vermehrt. In andern Hochgerichten, die sich nicht spalteten, wurden doch Unterabtheilungen eingeführt, an welche man sich bei Befegung der Aemter halten mußte. Eine sehr schädliche Einrichtung warre auch dadurch getroffen, daß die öffentlichen Einkünfte von den Zollpächtern und aus einem Theile der Strafgebeir in den Unterthanenländern auf die Gemeinden und von diesen dann auf die einzelnen Mannsstimmen vertheilt wurden. Deshwegen konnten aus Mangel an Mitteln auch niemals nützliche Anstalten für das Land errichtet werden. Besonders verderblich war aber der Besitz von Unterthanenländern. Bis zum Jahre 1603 wurden die Landvoigte derselben von den Bundesstagen frei gewählt. Dann aber gaben die bei diesen Wahlen stattfindenden Besetzungen Veranlassung oder Veranlassung, die Wahlen auf drei Candidaten zu beschränken, die nach einer Reihenfolge von den einzelnen Gemeinden vorgeschlagen wurden. Dasselbe Einrichtung wurde für die Wahlen der sogenannten Syndicatoren getroffen, d. h. der Abgeordneten, welche die Verwaltung der Beamten beim Abfau ihrer zweiwährigen Amtsbauer zu unterfuchen hatten. Dadurch sollte jeder Gemeinde, als einem Theile des Souverains, der Reibe nach ein gewisser Antheil an der Befegung dieser Aemter verschafft werden. Die Folge war, daß die Besetzungen auch in die Gemeinden verpflanzt und die Aemter sogar öffentlich und um Preise veräußert wurden, welche die gesetzlichen Befolungen weit überstiegen. Diese Kaufpreise mußten dann die Unterthanen reichlich ersetzen, nicht fowol durch directe Steuern, als vielmehr durch schreiende Mißbräuche in der Rechtspflege, durch Besetzungen und ein Uebermaß von Spotteln, und daß unter dem Scheine von Begnadigung begüterte Verbrecher sich selbst von Lebensstrafen durch sogenannte Compositionen loskaufen konnten.

Der immer wieder erneuerte Kampf um die Befegung dieser Stellen versloß sich auch meistens mit der Parteilung unter den mächtigsten Geschlechtern des Landes.

Au der Spitze der französischen Partei stand, wie oben gesagt wurde, von früher her dasjenige der Salis. Ihre Gegner waren die Plautia, die Eyrtcher, die Ischamer und andere. Nicht bloß die politische Trennung zu Gunsten des französischen oder des spanisch-österreichischen Einflusses unterhielt die Spannung zwischen diesen Geschlechtern, sondern auch die Bewegungen um die Aemter in den Unterthanenländern und um die einträglichen Zollpächungen, sowie um Officierstellen in den fremden Kriegsdiensten wirkten dazu mit. Das Uebergewicht wechselte von Zeit zu Zeit zwischen den Parteien. Diese Parteilungen wurden denn auch von der römischen Curie benutzt, um die Rechte des Staates über das Bisthum Gbur zu untergraben. Die Kasseigtel über dasselbe war seit den Zeiten der Reformation vom Gottshausbunde immer geübt und das Gesetz beobachtet worden, daß die Bischofswahlen nur unter Theilnahme des Gottshausbundes stattfinden und nur ein geborener Graubündtner gewählt werden dürfe. Allein im J. 1728 wurde durch römische Künste, die von österreichischer Seite unterstützt wurden, ein Ausländer, Benedict von Nost aus Tyrol, auf den bischöflichen Stuhl erhoben. Der Widerstand des Gottshausbundes war vergeblich, zumal der Oberrath und der Jüngerrathenbund während der besügigen Parteilung, die gerade damals über das mailändische Capitulat und über einige politische Vorrechte des Gottshausbundes (s. unten) stattfand, seinen Beistand zu Behauptung der Rechte des Staates leisteten. Von da an entzogen sich die Bischöfe und das Capitul immer mehr der Hohenheit des Staates und legten, um desto unabhängiger zu sein, das Vermögen des Bisthums so viel wie möglich außer Landes an.

Der spanische Erbfolgekrieg regte den Parteigeist im Anfang des 18. Jahrh. besonders heftig auf. Oesterreich forderete freien Durchzug für seine Truppen nach dem Mailändischen, Frankreich dagegen, daß die Pässe seinem Gegner verschlossen würden. Von beiden Seiten wurde Alles in Bewegung gesetzt, um zum Zwecke zu gelangen. Damit verslocht sich noch der nie ruhende Religionshaß, der die Ausbreitung einzelner, zuwider den frühern Verträgen, noch immer in den Unterthanenländern wohnender Reformirten forderete. Die Katholiken aller drei Bünde waren daher für Oesterreich, während die Reformirten sich auf französische Seite neigten. Dennoch siegte auf dem Bundestage zu Davos im J. 1700 die Rücksicht auf das wahre Wohl des Landes, und es wurde der Beschluß gefaßt, keiner der beiden Mächte den Durchpaß zu gestatten, sondern mit vereinigten Kräften die Neutralität zu behaupten. Zugleich wurde auf 20 Jahre ein Bündnis mit Venedig geschlossen, das ebenfalls neutral zu bleiben wünschte. Allein trotz dieses Beschlusses dauerten die Intrigen der österreichischen Partei mit steigender Heftigkeit fort und die Siege der allirten Armeen gegen die Franzosen beförderten dieselben. So kam es dahin, daß im J. 1707 unter Vermittelung von England und Holland der sogenannte Passvertrag mit Oesterreich geschlossen wurde, durch welchen die österreichischen Truppen den Durchpaß erhielten. Oesterreich war jetzt durch die

Eroberung des Herzogthums Mailand ganz in das frühere Verhältniß Spaniens zu Graubünden und dessen Unterthanenländern getreten. Durch die ältern Verträge war der Herzog von Mailand der Garant der Rechte dieser Unterthanen, so daß sich Oesterreich von jetzt an in alle Zwistigkeiten derselben mit ihren Herren mischen und auch die kirchlichen Angelegenheiten, wie vorher Spanien, zu Befestigung seines Einflusses gebrauchen konnte. Im J. 1726 wurde dann die Erneuerung des Capitulats mit Mailand vom J. 1639 durchgesetzt, aber dadurch neuerdings der Parteigeist aufgeregt. Zwar gewährte es einige neue Vortheile in Rücksicht der Zölle und der Ausfuhr von Getreide aus dem Mailändischen, aber bei den Unterhandlungen waren noch günstigere Bestimmungen verheißt und dadurch auch ein Theil der Reformirten für die Annahme gewonnen worden. Zugleich aber erregte es großen Unwillen, daß nicht nur das frühere Verbot des Aussenhaltens reformirter Einwohner in den drei Provinzen erneuert, sondern auch die dort noch zurückgebliebenen im J. 1729 mit großer Härte mitten im Winter wirklich vertrieben wurden. Der Beschluß dazu wurde von einem sogenannten Congresse zu Gbur gefaßt. (Die Congresse waren die jährlichen Zusammenkünfte der drei Bundeshäupter und dreier Abgeordneter aus jedem Bunde, welche die Abstimmungen sämmtlicher Gemeinden über die Anträge des vorübergehenden Bundestages zu vergleichen und nach dessen die endlichen Beschlüsse zu erlassen hatten. Sie wurden immer zu Gbur gehalten unter dem Vorhise des Bundespräsidenten des Gottshausbundes.) Als nun der Bundespräsident sich weigerte, diesen Beschluß mit dem Siegel des Gottshausbundes zu bekräftigen, wodurch er erst Gültigkeit erhalten konnte, und die Anträge an die Gemeinden verlangte, so besiegelte der Vorhise des Oberrathes denselben widerrechtlich, und zugleich wurde das Vorrecht des Gottshausbundes von den beiden andern Bünden angegriffen, daß Beilage (außerordentliche Bundestage) und Congresse immer zu Gbur unter dem Präsidenten des Gottshausbundes müssen gehalten werden; diese Zusammenkünfte sollten in Zukunft wie die ordentlichen Bundestage abwechselnd in jedem Bunde gehalten werden. Der darüber entstehende Streit wurde bald so heftig, daß im J. 1729 sogar ein Bürgerkrieg und völlige Trennung des Bundes drohte. (Wie denn diese gefährliche Parteilung zu Vernichtung der Rechte des Staates über das Hochstift benutzt wurde, ist oben erwähnt worden.) Endlich gelang es dann zwei Befanden von Jürich und Bern, eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen, durch welche der Gottshausbund fast alle seine Vorrechte beibehielt und das Capitulat in Kraft blieb. Aber die Parteilämpfe der vorherrschenden Geschlechter dauerten fort und Unterhandlungen mit Oesterreich über Erneuerung des Capitulats im J. 1763 gaben zu neuer Zerrüttung den Anlaß. Diese Kämpfe, der Religionshaß der Wittiner und die verwirrende Verwaltung des Unterthanenlandes unterhielten fortwährend bei den dortigen höhern Classen die geheime Begierde nach gänzlicher Loslösung von Graubünden. Deshwegen hatten auch die Vorschläge zu einer

durchgreifenden Verbesserung der Rechtspflege, welche das Haupt der französischen Partei, Maffes von Salis, im J. 1791 machte, seinen Erfolg. Nicht nur in Graubünden, sondern auch in den Unterthanenländern selbst vertriehen Parteilust, Selbstsucht und Eigennutz jeden Versuch einer Verbesserung. Die eingeborenen untern Beamten und die zahlreichen Advocaten fanden bei der Verdorbenheit und der Verfallsucht der Rechtspflege ihren Vortheil ebenso sehr als die bündnerischen Weigle selbst. Als dann angeblich von einem der Häupter der unzufriedenen Unterthanen der Vorschlag gemacht wurde, diese Landschaften gegen Vergütung einer Million Lire für frei zu erklären und als viertes Glied in den Bund aufzunehmen und die Gegner der jetzt vorherrschenden Partei der Salis den Vorschlag unterstützten, so war es in der That nicht blos Selbstsucht und Herrschthunsel, was jeden Vorschlag dieser Art vereitelte, sondern die Einsicht, welche Gefahren entstehen müßten, wenn zu dem schon durch die innewohnenden Parteilungen zerrütteten Bunde noch dieses fanatische, freile und rachsüchtige Volk hinzukommen sollte.

So mußten alle Verbesserungsversuche unter dem Hader der Parteien fruchtlos bleiben. Aber die Fortschritte der französischen Revolution und die in der Nationalversammlung ausgeprochenen Grundgesetze mußten bald auch auf Graubünden zurückwirken. Schon früh scheinen einzelne Weltliner Annäherung an französische Parteiländer gesucht zu haben. Aber auch die Partei in Graubünden, welche gegen den damals überwiegen den Einfluß der Salis kämpfte, wandte nun ihre Augen dorthin. Das Haupt dieses Gesichtsleches war damals Karl Maffes von Salis, ein Mann von gründlicher, wissenschaftlicher Bildung und nicht ohne Verdienste um sein Land. Er war zugleich Geschichtsträger von Frankreich in Graubünden und stand an der Spitze der französischen Partei. Im J. 1790 erließen nun die Führer der Gegenpartei eine Adresse an die französische Nationalversammlung, worin sie seine Entfernung von der Geschichtsträgerstelle empfahlen, sodas auch in Graubünden Verbindungen mit der französischen Nationalpartei begannen, während einige Zweige der Familie Salis sich Oesterreich näherten, als die Revolution in Frankreich siegte. Den Anstoß zum Ausbruch eines neuen heftigen Parteikampfes gab nun 1793 die Verhaftung von zwei französischen, nach Neapel und Genantino bestimmten Gefangenen, deren Durchreise nach Venedig aber verrathen war. Zu Novale in der Grafschaft Airova wurden sie dann durch einen österreichischen Polizeibeamten und einige Zollwächter verhaftet und in österreichische Gefangenschaft abgeführt. Diese Verletzung des Bündnerbundes regte das Parteigetriebe aufs Heftigste auf. Laut wurden die Salis von ihren Gegnern der Theilnahme an dem Verrathe angeklagt. Im Frühjahr 1794 kam dann der Kampf zum Ausbruch. Auf Antrag zweier Gemeinden des Obren Bundes versammelten sich zu Gbur Abgeordnete sämtlicher Hochgerichte, die sich als sogenannte Ständeverammlung die Regierung zueigneten. Es wurden Unterhandlungen beschloffen wegen Pensionen von

Fremden und Bestechungen, sowie über die Verwaltung in den Unterthanenländern und hierauf wieder ein außerordentliches Strafgericht von 96 Mitgliedern aufgestellt. Dieses Gericht belegte dann 62 Angeklagte mit hohen Geldbußen; auch solche, die für unschuldig erklärt wurden, mußten die Proceßkosten bezahlen. Einige Angeklagte wurden auch ihrer Aemter entsetzt oder verbannt und Maffes von Salis, der sich gestürzt hatte, für vogelfrei erklärt, wenn er das bündnerische Gebiet nicht betreten würde, und überdies sein Vermögen eingezogen. Aber die verhängten Strafen entzündeten den Parteilust zu neuer Heftigkeit, wodurch jedes einträchtige Handeln zu Abwendung der jetzt sich erhebenden äußern Gefahr unmöglich wurde.

Diese Gefahr entstand, als der General Bonaparte im Frühjahr 1796 Oberitalien eroberte. Zwar wurde die vom Bundesrathe erklärte Neutralität durch den französischen Reskripten, Conventen, im Namen des Directoriats anerkannt, aber schon damals handelte Bonaparte in Italien mit freier Willkür, und das Directorium wagte seinen Widerstand gegen seine Anordnungen. Jetzt schien den Führern der nach Trennung strebenden Partei im Weltlin der Augenblick zu Ausführung ihrer Pläne gekommen. Verbindungen mit den revolutionären Clubs zu Mailand beförderten diese Bestrebungen. Im Weltlin bildete sich ein zahlreicher Club, zu dem auch mehrere Priester gehörten. Derselbe beschloß im März 1797, sich an die neuen Beherrscher von Mailand zu wenden, die nach dem Capitalat berechtigt seien, sich in die Angelegenheiten der drei Landschaften zu mischen. Es wurden nun überall Unterschriften für Ausrufung einer Einmischung gesammelt und eine nach Mailand gefandte Abordnung fand sehr günstige Aufnahme. Die Friedenspräliminarien zu Reoben zwischen Frankreich und Oesterreich (18. April 1797) verstärkten die Hoffnungen gänzlicher Befreiung. An mehreren Orten brachen Aufrände aus; es wurden Freiheitsbäume aufgerichtet und die bündnerischen Beamten vertrieben. Am 10. Juni beschloß dann der indessen stark angewachsene Club, welcher alle Gewalt an sich riß, die katholische Confeßion aufrecht zu erhalten, die völlige Unabhängigkeit des Weltlins durchzusetzen und alle Vorschläge zu einem Vergleich mit Graubünden abzulehnen. Dann wurden unter dem Einflusse dieser Partei, die gegen nicht zunehmende Gewaltthatigkeiten jeder Art beging, neue Gemeinderäthe und ein neuer Rath gewählt. Am 21. Juni erfolgte dann an Graubünden die förmliche Aufkündigung alles Gehorsams und jeder politischen Verbindung, und bald folgten ähnliche Erklärungen von Airova und Wörms. Nur das zu Airova gehörende St. Jacobsthal am Epitigen, welches auch während der Zerrüttungen des 17. Jahrhunderts immer treu zu Bündten geblieben hatte, widersetzte sich der Trennung, wurde dann aber später mit Gewalt zur Unterwerfung gebracht. Unterdessen hatte der Bundesrathe einen Abgeordneten an Bonaparte gesandt, um seinen Schutz für die Rechte Graubündens anzusuchen. Im Hauptquartier zu Montebello traf derselbe mit einer Abordnung der Weltliner zusammen und unter dem Vor-

wande der Rechte, welche das Capitulat dem Besizer von Mailand gebe, übernahm Bonaparte im Namen der französischen Republik die Vermittelung, aber mit der Erklärung, daß Gleichheit der Rechte die Grundlage derselben bilden müsse. Allein die Parteilung in Graubünden verhinderte jeden entscheidenden Entschluß. Die sich widersprechenden, zum Theil zweideutigen Abkimmungen der Gemeinden und die Verwerfung der Forderung, daß den zu der Vermittelung abzuordnenden Gesandten gänzliche Vollmacht sollte erteilt werden, verzögerten die Abwendung so, daß darüber der Termin verstrich, welchen Bonaparte für die Ankunft dieser Gesandten in seinem Hauptquartier vorgesehrieben hatte. Jetzt entschied er selbst die Sache ohne fernere Unterhandlung durch eine Proclamation vom 10. Oct. 1797, in welcher er im Namen der französischen Republik erklärte, „daß Veltlin, Airolo und Worms vollkommen berechtigt seien, sich mit der eidgenössischen Republik zu vereinigen.“ Diese von ihm neu geschaffene Republik war am 29. Juni 1797 proclamiert worden und dem Aussprüche von Bonaparte war noch eine Erklärung der eidgenössischen Regierung beigelegt, wodurch die drei Provinzen förmlich mit Eidgenossen vereinigt wurden. Allein nicht blos die Befestigung dieser Landschaften und das dortige Staatsgut wurde Graubünden entzogen, sondern auch alles Eigenthum bündnerischer Privatpersonen durch einen förmlichen Befehl der Gewalthaber in Veltlin den Eigenthümern geraubt. Die schändliche Verwundung wurde durch den General Murat unterstützt und durch die eidgenössische Regierung bestätigt, und auch bei Bonaparte war kein Schutz zu finden. Man brandete dafür den völlig nichtigen Vorwand von Forderungen, welche die Provinzen an ihre vormaligen Oberherren haben, wofür diese Privatbesitzungen Sicherheit gewähren müssen. Man berechnete damals den Werth derselben zu 8 Millionen mailändischer Lire (6 Millionen Franken). So lange die französische Herrschaft in Italien bestand, waren alle Reclamationen fruchtlos; erst lange nach dem Sturze Napoleon's bewilligte endlich Oesterreich im Jahre 1833 eine dem Verluste jedoch lange nicht gleichkommende Entschädigung als eine Art Unternehmung.

In Graubünden erregte der Verlust der Untertanenlande neuerdings heftige Bewegung. Was von allen Parteien durch die Verdröbenheit der Verwaltung und durch den Parteilampf, der eine rechtzeitige Befestigung dieser Lande verhindern hatte, war verschuldet worden, davon sollten nun die Mitglieder der letzten Bundesversammlung die Schuld allein tragen. Unter dem Verworsung fremden Namen eines Landtages strömten wieder Abgeordnete aus allen Enden des Landes zusammen, von denen im April 1798 ein neues Strafgericht eingesetzt wurde, das dann wieder hohe Geldbußen, Vermögensconfiskationen und Verbannungen verhängte und die alten Parteiverfolgungen erneuerte.

Während auf solche Weise in Graubünden immer größere Zerrüttung entstand, drohte der Unabhängigkeit strebende Gesandte. Am 5. März 1798 war Bern von den Franzosen eingenommen und hierauf auch die übrige Schweiz

unterjocht und zur Unterwerfung unter die von Paris aus dictirte helvetische Einheitsverfassung gezwungen worden. Einen Vorschlag zu Anschließung Graubündens an die eidgenössische Republik lehnten die vom Landtage wegen Veltlin, Airolo und Worms nach Paris geschickten Deputirten ab; nun aber enthielt die neue helvetische Einheitsverfassung eine Einladung an Graubünden, sich der helvetischen Republik anzuschließen. Der vom Landtage gewählte Ausschuss trug den Gesandten zu Paris auf, auch diesen Vorschlag einstweilen abzulehnen. Aber nun erhob sich wieder unter französischen und österreichischen Einflüssen heftige Parteilung für und wider die Anschließung. Als nun im Juli 1798 der Ausschuss die Vereinigung der Gemeinden vorschlug, so wurde der Antrag von der Mehrheit verworfen, denn die Mißhandlung der Schweiz durch die Franzosen verstärkte die Abneigung. Der Ausschuss sah sich daher genöthigt, abzuziehen und die verfassungsmäßigen Häupter der drei Bünde traten wieder an die Spitze. Als aber Maiensfeld und Malans auf der Vereinigung beharrten, Freisoldbäume aufrichteten und sich von Graubünden zu trennen und an Helvetien anzuschließen suchten, so wurde der Parteilampf immer wilder. In mehreren Gemeinden wurden die sogenannten Patrioten (Anhänger der Vereinigung) tödtlich mißhandelt und viele derselben flohen ins benachbarte Sarganserland. Am 12. Sept. versammelte sich dann ein Bundestag zu Lang, in welchem die österreichische Faction das entschiedenste Uebergewicht hatte. Derselbe beschloß die Ausrüstung von 6000 Mann und übergab die Regierung einer Ständecommission mit beinahe unumschränkter Gewalt, welche einen Kriegsrath aufstellte. Als nun auch Maiensfeld und Malans sich rüsteten und auf eine bündnerische Streitmacht Freire gegeben wurde, so ließ der Kriegsrath beide Gemeinden entwasfnen und Geiseln abführen. Darauf verließ der französische Resident Graubünden. Da sich unterdessen französische Truppen der Grenze genähert hatten, während in dem nahen Ragaz etwa 500 Flüchtlinge versammelt waren, so schloß der Kriegsrath friedlich mit dem in Borsarlberg stehenden General von Ausserberg eine Uebereinkunft wegen Befestigung der bündnerischen Pässe durch österreichische Truppen zur Unterstützung der Landbestruppen. Ein solches Gerücht vom Abdringen der Franzosen gab dann den Grund, die Oesterreicher zu rufen, und am 19. Oct. 1798 rüdten sie 10 Bataillone stark durch die Luzienfels ins Land ein. Damit war die früher beschlossene Neutralität Graubündens gebrochen und das Schicksal des Landes mußte durch den bevorstehenden Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich entschieden werden.

Der Ausbruch des Krieges erfolgte in den ersten Tagen des Monats März 1799. Während die französischen Donauarmeen unter Jourdan bei Basel und Rebl über den Rhein zogen, griff Massena die auf verschiedenen Punkten zerstreuten Oesterreicher in Graubünden an. Die eine Abtheilung seines Heeres ging bei Trübbach über den Rhein und erkrankte die Luzienfels; die andere drang von Ragaz über Bättli und den Runkelspaz ein

und bemächtigte sich der Bräuten bei Reichenau. Durch diese beiden Bewegungen ward der größte Theil des aufseubergischen Corps bei Chur eingeschlossen. Etwa 5000 Mann mußten sich gefangen geben. Einen dritten gleichzeitigen Angriff vom Urserenthale her über die Oberalpén schlug die Mannschafft aus dem Hochgerichte Disentis anjünglich zurück; allein als endlich eine Colonne der bei Reichenau eingedrungenen Franzosen in ihrem Rücken erschien, sahen sie sich genöthigt, der Uebermacht zu weichen und sich aufzulösen. Ein vierter Angriff wurde mit Erfolg von Lecourbe ausgeführt. Von Bellinzona ging er über den Bernhardin, rückte bis Luſſi vor und wandte sich dann nach dem Engadin, aus welchem die Oesterreicher ebenfalls vertrieben wurden. So war die Eroberung Graubündtens in wenigen Tagen vollendet. Anstatt des Kriegsraths setzte Massena eine provisorische Regierung ein, welche nun alsbald mit der helvetischen Regierung einen Vertrag über die Einwohnerleistung Graubündtens abschloß. Das Volk wurde entwaffnet und über 60 Gegner der Vereinigung, meistens Familienwäter, verhaftet und als Geiseln nach Frankreich abgeführt. Es gehörte dies zu dem Schreckenssystem, welches damals auch in der helvetischen Republik durchgeführt wurde.

Unterdessen hatte sich aber das Kriegsglück schon wieder gewendet. Die wiederholten Angriffe von Massena auf die Stellung der Oesterreicher bei Feldkirch wurden abgeschlagen. Jourdan verlor am 25. März die Schlacht bei Stockach gegen den Erbprinz Karl und wurde zum Rückzuge über den Rhein genöthigt. Gleiches Mißgeschick verfolgte die Franzosen in Italien, und die Schweiz war nun von Osten, Norden und Süden den Angriffen der Coalition bloßgestellt.

Am 1. Mai griffen nun die Oesterreicher die Luzerner, jedoch vergeblich, an; allein am nämlichen Tage brach nach Betradung ein Kussbund im bündnerischen Oberlande aus. Der Landsturm aus Tawelsch, nur mit Aerten und landwirthschaftlichen Werkzeugen bewaffnet, überfiel eine Compagnie Franzosen und nahm dieselbe gefangen. Dasselbe Schicksal hatte eine zweite Compagnie zu Disentis. Die Gefangenen sollten nach Chur geführt und dort den Oesterreichern, mit denen man zusammenzutreffen glaubte, übergeben werden. Da soll ein Mann, der am 10. Aug. 1792 zu Paris der Ermordung der Schweizergegnen entronnen war, durch sein Nachsicherei bewirkt haben, daß der größte Theil dieser Gefangenen niedergemetzelt wurde. Die wüthenden Scharen zogen dann durch das Thal des Vorderrhodens herab und überall schlossen sich andere Haufen an. Bei Ilanz und Reichenau schlugen sie noch die französischen Truppen und kamen ungefähr 6000 Mann stark auf der Ebene vor Chur an. Am 3. Mai lieferten sie hier den Franzosen ein blutiges Treffen, das vom Morgen bis gegen Abend dauerte und erst zum Nachtheil der Graubündner endigte, nachdem die Franzosen neue Verstärkungen erhalten hatten. Die Franzosen rühten dann unter fortwährenden Geschießen durch das Thal des Vorderrhodens hinaus bis Disentis, wo es wieder zu einem

Treffen kam, in welchem die Bündtner zerstreut wurden. Die Abtei und der Heden Disentis, sowie mehrere umliegende Dörfer wurden von den Franzosen verbrannt und wer sich nicht in das Gebirge flüchten konnte, niedergemacht.

Am 14. Mai drangen nun die Oesterreicher bei der Luzerner in Graubündten ein. Die Franzosen verloren dort einige tausend Gefangene und sahen sich gezwungen, das ganze Land zu räumen. Als nun die österreichischen Armeen aus Schwaben und Vorarlberg bis Zürich drangen, wurde auch für Graubündten eine Interimregierung aufgestellt, und alsbald folgte die Rache für die Abführung so vieler zum Theil angesehener Männer als Geiseln in französische Gefangenschaft. Mehr als 90 Personen, ebenfalls aus angesehenen Geschlechtern, wurden nun auf dieselbe willkürliche Weise ihrer Heimath entriſſen und als angelegliche Anhänger der Franzosen nach Innsbruck, dann nach Graz abgeführt. Erst im December 1800 wurden endlich diese Opfer des gegenseitigen Parteilichseins aus Frankreich und Oesterreich entlassen.

Der gänzliche Umschwung des Kriegsglücks durch die Niederlage der Russen bei Zürich (25. Sept. 1799) und der Oesterreicher an der Linth häuſte neue Kräfte auf das schon erschöpfte Land, als Suwarow nach seinem fürchterlichen Marsche von Altorf über den Ringgailum ins Rueththal, dann über den Bregel nach Glarus, endlich über den Segnerpaß mit seinem geschwächten Heere ins Thal des Vorderrhodens gelangte. Doch richtete er bald seinen Marsch durch Vorarlberg nach Plandau. Den Winter durch behaupteten sich die Oesterreicher noch in Graubündten; allein im Frühjahr 1800 begannen die großen Kriegooperationen, durch welche Donaparte in Italien, Moreau in Teuschland die österreichische Macht zertrümmerten. Im Juli eroberte dann Lecourbe Vorarlberg und einen großen Theil von Graubündten. Durch den Waffenstillstand, welchen Moreau, zu dessen Heere auch die Divisionen aus der Schweiz gehörten, am 15. Juli zu Pardoſ mit dem österreichischen Oberfeldherrn Kray abschloß, behielten die Franzosen die Straße von Chiavenna über den Splügen nach Chur und Vorarlberg nebst den westlichen von dieser Straße liegenden Theilen Graubündtens; das Engadin blieb von den Oesterreichern besetzt, der zwischen diesen Demarcationslinien liegende Theil des Landes sollte neutral bleiben. Die von den Oesterreichern aufgestellte Interimregierung floh nach Tyrol und die neue von den Franzosen unter dem Namen „Präfecturrath“ errichtete hob nun sogleich die alte Verfassung auf und theilte das ganze Land in neun Districte mit den in der helvetischen Republik eingeführten Gerichts- und Verwaltungsabtheilungen. Als nun aber der Friede zu Lunzelli (9. Febr. 1801) dem Volke Helvetiens die Freiheit zusicherte, sich eine Verfassung nach eigener Wahl zu geben, so entstanden neue Parteiunttriebe. Sowol für die Wiedereinführung der ehemaligen Verhältnisse, als für die Anschließung an Helvetien oder an das wiederhergestellte Cisalpinien erhoben sich Stimmen. Allein ein Ausspruch des Consuls Dona-

parte (24. Juni 1801) entschied für die Vereinigung mit der Schweiz, die dann auch alsbald vollzogen wurde.

Von jezt an hieß Graubünden auf, einen selbständigen Staat zu bilden. Als eigentlicher Canton theilt das Land die Schicksale der übrigen Schweiz, worüber der Artikel Eidgenossenschaft zu vergleichen ist. Unter der französischen Vormundschaft mußte der Parteihader aufhören und man wagte nicht mehr die anarchischen Ausbrüche der Volkseidenschaften wie in früherer Zeit hervorzurufen. Zwar war der Wohlstand des Landes gerathen, aber der durch alle erduldeten Leiden aufgeregte Geist bemühte doch mehrere Verbesserungen in der Verfassung, im Kirchen- und im höhern Schulwesen. Der Umsturz der von Venaparte vorgeschlagenen Mediationsverfassung für die Schweiz im J. 1814 erregte zwar auch in Graubünden wieder einige Bewegungen, indem eine, insofern nicht sehr große, Partei Trennung von der Schweiz zu bewirken suchte. Allein die große Mehrheit des Bundesraths erklärte sich entschieden dagegen, und es kam endlich 1820 eine Verfassung für den Canton zu Stande, die in ihren Grundzügen mit der früheren, in der Geschichte des Landes selbst begründeten und bis zum Einbruche der Franzosen geltenden übereinstimmt, jedoch einige zweckmäßige Veränderungen enthält (s. diesen Art. Graubünden, Geographie). Seit dem Umsturz der Mediationsverfassung erfolg nun auch die Parteilung zwischen den einflussreichen Geschlechtern immer mehr, zu welcher der Hohn von Untertanen und die Pensionen der Fremden so vielfache Veranlassung gegeben hatten. Allerdings dauerte auch wie in andern Cantonen der Schweiz Parteilung fort; aber der Streit drehte sich mehr um die Frage, ob größere oder geringere Centralisation sowohl im Innern des Cantons als in den allgemeinen Bundesverhältnissen der Schweiz. In diesem auf politische Grundzüge sich beziehenden Streite mußte die Opposition der Familien verschwinden und Glieder derselben Familie entgegengesetzten Parteien beitreten, was allerdings auch während der ältern Parteilämpfe zuweilen von Einzelnen geschehen war *).

(Escher.)

*) Nicht für die Geschichte von Graubünden, von Rohrer, 1848—1858, bis jetzt 27 Hefte, von denen die 14 ersten den Codex diplomaticus bis zum Jahre 1560 enthalten, der im 25. Hefte voll fertiggestellt wurden. Neben denselben enthält diese Zeitschrift taufliche Bezeichnungen folgender kantonlicher Gemeinden: *Fortunati a Juvallio*, *De latine reipublicae Rhaetorum*. *Huldrici Campelli Historia Rhaetica*. *Fortunati Sprecheri Historia Momum et bellorum postrema hinc annis 10 Rhaetia excitationum*. *Denkwürdigkeiten des Patriarchats Ulrichs von Salis*. — Neben diesen in obiger Zeitschrift enthaltenen Werken verdienen noch Erwähnung: *Joannis Guleri et Huldrici Campelli Historia Rhaetica libri duo*. *Pallada, Rhaetia armata et togata, auctore Fortunato Sprecherio a Herneck*. *Basileae 1617 und 1662*, mit dem Titel: *Chronicon Rhaetiae*. *Job. Ulrich von Salis, Exercitii historicae Scholae*. *Cur 1834*; ausgegeben durch sorgfältige Kritik. *Art der Parteilämpfe des 17. Jahrh. sind auch wichtig: Caroli Paschali legatio Rhaetica* (Paris 1620) und *Mémoires et lettres de Hecori due de Rohau sur la guerre de la Vallée*, par Zurich, Paris 1758, 8. 3 Tom. Zur Kirchengeschichte gehören: *Ambrosii Eschhorn, Episcopus Curiaensis 10 Rhaetia*, 4. Typis San-Basilianis 1792 und *Ronis de Peris, Historia reformationis Ecclesiarum Rhaeticarum*. 2 Vol. Curiae 1772—1777. 4.

GRAUDENZ, vom preussischen Worte Grauden, d. i. Waldbühn, polnisch Gradziadz oder Grodeck, Stadt und Festung in der Provinz Preußen, Regierungsbezirk Marienwerder, unter 53° 29' 51" nördl. Breite und 36° 25' 15" östl. Ferro, 4 Meilen von Marienwerder, 7 Meilen von Thorn, 12½ Meilen von Danzig. Die Stadt liegt am rechten Ufer der Weichsel, in einer fruchtbaren, meist mit Wald bedeckten Ebene, und hatte ohne Militär 1855: 9278; 1856: 9654; 1861: 10,115; 1864: 10,790 Einwohner, mit Militär 1822: 8379; 1855: 11,136; 1856: 41,493; 1861: 12,784; 1864: 13,274 Einwohner; die Bevölkerung ist demnach stetig gewachsen, im Durchschnitt jährlich um 14 pro Mille. Graudenz ist mit hohen Mauern und mit Gräben umgeben, hat 3 Vorstädte, 1 evangelische und 5 katholische Kirchen, 1 Benedictiner-Kloster, eine evangelische Superintendenten-Residenz, 1 katholische Pfarrei, 1 katholisches Schullehrerseminar, 2 höhere Bürgerschulen, 1 Landescorrectionshaus für die Provinz Preußen nebst Erziehungs- und 1 Militärlazareth und 1 Civilhospital, 1 Landamtenhaus; es ist Sitz des Landrathsamts, des Kreisgerichts und der Kreisfeste für den Kreis Graudenz (welcher 1864 auf 15,81 Meilen 54,075 Civilbewohner und 2693 Soldaten zählte), der Commandantur, eines Rentirungs-Departes, eines Unterrentamts, eines Domainenamts, eines Postamts II. Classe, und hat eine Telegraphenstation, aber noch keine direkte Eisenbahnverbindung, indem die preussische Ostbahn 1½ Meile westlich vorüberzieht. Die nächste Eisenbahnstation ist Wladiborn. Eine Schiffbrücke von 2700 Fuß Länge führt über den Strom, eine Wasserleitung versorgt die Stadt mit Wasser. Die Stadt hat einige Industrie (Zuckerelei, Strumpfwirkeri, Kammgarnspinnerei, Wagen- und Wäschereien, fabricirung); wichtiger ist sie als Mittelpunkt eines fruchtbaren ländlichen Districts durch Vieh- und Productenhandel, Brauerei und Branntweinbrennerei und durch die Schiffahrt auf der Weichsel. In der Umgebung wird viel Tabak erbauet. Eine Bankommande erleichtert den geschäftlichen Verkehr. Die Festung liegt ¼ Meile nördlich von der Stadt auf einer über die Weichsel aufragenden isolirten Anhöhe; sie ist eine feste III. Klasse, besteht aus der Hälfte eines regelmäßigen Vierecks mit Hornwerken, Ravelins und Ravelins und schließt nur bombensichere Kasematten, Kasernen und andere Militärgebäude wie einen kleinen Brunnen ein. Auch die Weichselinsel Kempe hat 1818 einige Befestigungen erhalten. Die Stadt Graudenz wurde von den alten Preußen als Grenzfestung gegen Polen gegründet und 1060 von König Boleslaw II. erfolgreich belagert. Später wurde sie Dresdenburg, und ein aus dieser Zeit stammender starker Thurm an der Weichsel zeugt noch jetzt von der ehemaligen Bedeutung des Plazes. Zweimal, 1626 und 1650, eroberten die Polen die Stadt. Die neue Festung wurde 1770—1776 von Friedrich II. angelegt und 1807 gegen die Franzosen mit gutem Erfolg vertheidigt. Am 22. Jan. eröffnete der Feind die erste Parallele, am 9. Juli wurde die Belagerung (zuletzt nur noch Blafabe) aufgehoben. Der spätere 73jährige General Courtire

leitete mit Umsicht und zäher Energie die Vertheidigung, und als die Franzosen ihm meldeiten, der König von Preußen sei nicht mehr in seinem Lande, ja es gebe kein Königreich Preußen mehr, antwortete er: „*Un gut, so bin ich König von Graubünden!*“ Dem am 23. Juli 1811 gestorbenen braven Manne hat man ein Ehren- denkmahl auf dem Glacis errichtet. Eine während jener Belagerung in die Mauer des Commandanturgebäudes über dem Hauptthore festgeschossene Kanonenkugel ist zum Andenken an ihrer Stelle gelassen worden und bildet jetzt das O in der Ueberschrift. — Die Besagung der Festung im Frieden, zwischen 1800 und 2700 Mann schwankend, besteht aus 2 Bataillonen Infanterie, 1 Abtheilung Fuß- artillerie, 1 Compagnie Festungsbatterie und den Stäm- men von 2 Landwehrbataillonen. (Vergl. L. Kunder, Karte der Gegend, Besade und Belagerung der Festung Graubenz, Maßstab 1:25,000. Imp. u. Pol. Darmstadt.) (Otto Deitsch.)

Graue Brüder und Schwestern, J. Mönchs- und Nonnen-Ordnen.

GRAUEL ¹⁾ (Johann Philipp), deutscher Arzt, am 13. Nov. 1711 zu Straßburg, wo sein Vater ein Handelsgeschäft betrieb, geboren, widmete sich, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, auf der Universität seiner Vaterstadt der Theologie, gab aber diese, noch ehe er das Studium derselben beendigt hatte, wieder auf und wandte sich der Arzneiwissenschaft zu. Nachdem er im J. 1738 durch die übliche Vertheidigung einer Abhandlung (Dissertatio de superfoetatione. Argent. 1738. 4.) die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, machte er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch mehrere Länder Europa's und hielt sich längere Zeit zu Leiden auf. Nach seiner Heimkehr ließ er sich als praktischer Arzt zu Straßburg nieder, nahm aber im J. 1741 eine Professur der Naturwissenschaft an der dortigen Universität an und erwarb sich durch seine Vorlesungen allgemeinen Beifall. Als Schriftsteller versuchte er sich nur durch zwei kleine in das medicinische und naturwissenschaftliche Fach einschlagende Abhandlungen (Diss. de rore miraculoso Gideonis. Arg. 1744. 4. und Diag. de salium effectu frigorifico in liquoribus. Arg. 1748. 4.); dagegen legte er mit großem Fleiße und Gehäuswand eine Mineraliensammlung an, welche sein Sohn unter dem Titel: *Museum Grauelianum sive Collectionis regni mineralis, praecepis historiam naturalem illustrantis a J. Ph. Grauel, M. D. et Phys. Professore magna solertia comparatae, a Filio ejus egregie auctae recensio* (Arg. 1772. 8.) beschrieb und für die Wissenschaft ausbeutete. J. Ph. Grauel starb am 29. Nov. 1761 in Straßburg ²⁾. — Mit ihm darf ein gleichzeitiger und vielleicht derselben Familie angehörnder Arzt, Karl Hermann Grauel,

nicht verwechselt werden, über dessen Lebensverhältnisse sich keine weiteren Nachrichten finden. Er scheint sich besonders mit der Alchemie beschäftigt zu haben und übersehte ein in diesen damals mit großem Ernst betriebenen Unflath einschlagendes bekanntes Werk des italienischen Grafen von der Marz und Lervis ins Teutsche. Da der Titel dieser Uebersetzung, welcher fast einem Inhaltsverzeichnis gleich, um einen Bild in das Wesen der alchemischen Wissenschaft vergönnt und die Erwartungen, die man von ihr hegte, darlegt, so mag er, da das Buch überdies selten ist, zur Erbauung der jetzt nicht sehr zahlreichen Freunde dieser Kunst hier stehen. Er lautet wörtlich: *Fontina Bernhardt Revelata, ober: das, den Filia Artis und dem Publico zum besten getreuheit eröffnete königliche Wunder-Buch des Grafen Bernhardt von der Marz und Lervis; worinnen die heilglaubende Sonne ihren Purpur nicht nur ablegt, sondern sich auch nach völliger Abkürzung, in einen unsterblichen Phönix und unzerstörlichen Salamander wiederum revoletirt und von neuem belebt, in ganz reellen und zuverlässigen Gedanken über die Bereitung des Steins der Weisen veröffentlicht und der kunstbegierigen Welt, ohne alle hieroglyphische, anigmatische oder dunkle und verborgene Redensarten, vor Augen gelegt; da dann derselben zugleich gründlich und deutlich gezeiget wird: 1) was die philosophische Materie eigentlich sey? 2) wie solche zu erlangen? 3) worinnen der Philosophen ihr Wagnis oder anstehendes Mittel und segemanntes und determinirtes Universal-Subiectum, 4) ihr Regulus hermaphroditus, 5) ihre Vermählung Saturni Martis et Venoris, 6) ihr grüner Löw, 7) ihre Saphireische Blume, 8) ihre Columbae Dianae, 9) ihr Aquila und *Mercutius duplicatus* eigentlich bestehet; auch 10) wie die *radicalis solutio Solis et Lunae* geschehen, 11) die philosophische Materie in das Ovum physicum eingelegt, 12) die Tinctura universalis ad corpora humana sowohl, als ad metalla, elaboriret, 13) die Projection damit ver- ncht, und 14) in infinitum multipliciret werden soll. Reist einem Anhange verschiedener philosophischen und cabballistischen Briefe. Allen Suchenden zum Trost und den Freunden der Alchemie zum guten, herausgegeben von Carl Herm. Grauel, H. F. G. B. L. R. einem eifrigen Verehrer der wahren chemisch-philosophischen Wissenschaften. Erlangen 1749. 8. Andere von Grauel ver- faßte Schriften sind nicht bekannt ³⁾. (Ph. H. Kütz.)*

GRAUE LEISTCHEN, GRAUE STREIFEN (Fasciae cinerea, Striae cinerea) nennt man die in der Hautergabe des veränderten Harz befindlichen, schief von innen nach außen verlaufenden Streifen, welche dadurch zum Vorschein kommen, daß in jene den Boden der vierten Hirnhöhle überklebende graue Schicht Harz- streifen eingelegt sind, die von der Mittellinie aus nach außen zum Hörnerven verlaufen. (Fr. Wih. Theile.)

GRAUE PLATTE (Lamina cinerea) nennt man die an der Gehirnhäut in der Mittellinie vor- kommenden dünnen Schichten grauer Substanz, wodurch

1) Dieser auch fälschlich Grauel geschrieben. 2) J. Chr. Wehrens, Geschichte und Begründung zu Chr. Gottl. Scherer's Gelehrten-Verdien. Bd. II. S. 1580. 3) H. Graefel, Verzeichnis der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. IV. S. 331.

die beiden Seitenhälften des großen Gehirns in Verbindung gesetzt worden. Man unterscheidet wol drei hintereinander liegende Abschnitte derselben: a) Vordere graue Platte (*Lamina cinerea media anterior*), die vor dem Chiasma liegende Partie, welche seitlich in die *Substantia perforata anterior* s. *lateralis* sich fortsetzt. b) Hintere graue Platte (*Lamina cinerea media posterior*) zwischen den beiden Hirnschenkeln, den *Tractus optici* und Markfüßchen. c) Hinterste graue Platte (*Lamina cinerea media postrema*), die hinterste zwischen den Hirnschenkeln befindliche graue Schicht von dreifacher Gestalt, in der aber zahlreiche Markfasern eingelagert sind. (Fr. Willh. Theile.)

GRAUER ¹⁾ (Albert), ein berühmter deutscher Theolog und einer der eifrigsten Vorläufer der Lutherischen Lehre im 17. Jahrh., am 13. April 1575 zu Weiskau bei Perleberg in der Mark Brandenburg, wo sein Vater Prediger war, geboren, nachdem er zu Perleberg und Eichenhausen seinen ersten Unterricht und zu Rostock, wo er sich bei einem Anverwandten, Nicolaus, dem späteren Professor der Theologie daselbst, aufhielt, seine Gymnasialbildung erhalten hatte, auf der Universität zu Frankfurt an der Oder, wohin er sich im J. 1591 begab, seine theologischen Studien, welche er im J. 1593 zu Jena fortsetzte und im J. 1594 zu Wittenberg beendigte. Auf der zuletzt genannten Universität verschaffte er sich den Grad eines Magisters und fung daselbst im September 1594 an mit großem Beifall Vorlesungen zu halten. Er erwarb sich hier die Achtung und Freundschaft des bekannten Regidius Hunnius, auf dessen Empfehlung wurde er auch im J. 1595 als Rector des von dem Baron Gregor Horwath zu Secus gegründeten Gymnasiums angestellt, wo er die Philosophie und Theologie lehrte. In derselben Eigenschaft kam er im J. 1597 nach dem Tode Horwath's an das Gymnasium zu Calschau in Oberungarn und von hier aus besuchte er auch die Synode von Leutschau, auf welcher die Protestanten Ungarns die Concordienformel annahmen. Als die Türken in Ungarn einbrachen und im J. 1599 Erlau eroberten, verließ Grauer den Kriegsschauplatz und begab sich nach Wittenberg, von wo er von den Grafen von Mansfeld zum Rector des Gymnasiums zu Giebelben benannt wurde. Er lehrte hier neun Jahre hindurch Philosophie, Rhetorik und Theologie und begann seine alsbald in einkipfender gewordenen Wirksamkeit als Schriftsteller. In die Zeit seines Aufenthaltes zu Giebelben fällt sein mit Eilh. Lubin mit einem Auftrabe großer Gelehrsamkeit, aber nicht immer mit der nöthigen Höflichkeit geführter Streit über den Ursprung des Bösen oder der Sünde. Lubin hatte die spitzfindige und nach seiner Ansicht segensreiche Behauptung aufgestellt, das Böse oder die Sünde sei das Nichts und habe seinen Ursprung von Nichts. Grauer bestritt diesen Satz in seinen *Questiones illustres theologicae* (Jenae 1600. 4.) und zeigte, als Lubin entgegen, in seinem *Anti-Lubinius sive elenchus paradoxorum calvinisticorum*

Eilh. Lubini de prima causa et natura mali (Magdeb. 1607. 4.) die Nichtigkeit desselben mit so schlagenden Gründen, daß Lubin seine von Grauer als calvinistisch bezeichnete Lehre aufgab. Gleichseitig trat Grauer gegen die Anhänger und Vertheidiger anderer calvinistischer Irrthümer auf und diesem Eifer, die Reinheit der Lutherischen Lehre zu vertheidigen, entsprangen die zu ihrer Zeit vielgelesenen und fleißig gedruckten Streitschriften: *Abfertigung der vermeinten Widerlegung Seb. Kamll. welche er gegen Alb. Grauer's kurze Abhandlung etlicher calvinischen Irrthum von hl. Abendmal ausgeprochen* (Leipzig 1600. 4. Wittenberg 1601. 4.), *Harmonia praecipuorum calvinianorum et photinianorum dogmatum.* (Jenae 1602. 4. Ibid. 1613. 4. Wittenberg. 1618. 4.) *Bellum Calvinii et Jesu Christi* (Magdeburg. 1605. 4.) und *Absurda absurdorum absurdissima, calvinistica absurda, hoc est, invicta demonstratio logica et theologia aliquot horrendorum paradoxorum calviniani dogmatis in articulo de persona Christi, coena domini, baptismo et praedestinatione.* (Magdeburg. 1606. 4. Jenae 1612. 4. Ibid. 1618. 4.) Im J. 1607 wurde der verdiente und bereits berühmte Mann von den Grafen zu Mansfeld zum Dechant zu Mansfeld und zum Rector des Consistoriums zu Giebelben ernannt und bezeichnete den Antritt dieser Stelle durch seine *Disputationes antijesuiticae* (Jenae 1607. 8. Ibid. 1614. 8.), aber nachdem er im J. 1609 die theologische Doctorwürde erlangt und im J. 1611 auf dieser Universität als Lehrer der Theologie Collegien zu lesen angefangen hatte, wurde seine schriftstellerische Thätigkeit eine unermüdlende und den Gegnern gefährliche und in dieser Stellung erwarb er sich den ehrenvollen Beinamen eines Schildes und Schwerdes des Lutherthums (*clypeus et gladius Lutheranismi*), welchen er auch, als er 1616 dem Rufe als Generalsuperintendent nach Weimar folgte, zu bewahren wußte. Von der langen Reihe von Schriften, welche er von jetzt an veröffentlichte, mögen folgende erwähnt werden: *Vindicatio incarnationis aeterni filii dei ab impugnationibus recentium photinianorum* (Jenae 1612. 4.); *Examen praecipuarum sophistarum, quibus recentiores photiniani argumenta, aeternam Christi deitatem et personalem spiritus sancti substantiam, a patre distinctam confirmantia oppugnant* (Jenae 1613. 4. Ibid. 1616. 4.); *Dissertatio de Deo et ejus attributis Atheismo D. Conr. Vorstii opposita* (Jenae 1613. 4.); *„Zwei Predigten, wie man zur Sterbenszeit das Ziel des menschlichen Lebens recht betrachten soll“* (Jenae 1613. 4.); *Disser-tationes de novo ac horrendo errore circa doctrinam de satisfactione Christi pro peccatis humani generis* (Jenae 1613. 4.); *„Zwei Predigten von der recht göttlichen Reformation der Kirchen durch D. Lutherum geschrieben und zugleich von dem Zustand der christlichen Kirchen vor derselben Reformation“* (Jenae 1614. 4.); *Centuria illustrium questionum theologicarum, decem disputationibus propositarum* (Jenae 1614. 4.); *Polemica sacra, calvinianis et photinianis opposita*

1) Nach Grauer und Grauer geschrieben.

(Jenae 1616. 4. Ibid. 1656. 4.), worin seine vorzüglichsten früheren Streitchriften, namentlich die Absurda calvinistica, die Harmonia praeceptorum calvinianorum et photinianorum und das Examen praeceptorum sophisticationum gesammelt sind; „Widerlegung der ungegründeten Auslagen, damit das erwiderte berlinische Gespräch (von Gottes Wort und Gott selbst) seine Verfasserschaft verächtlich zu machen sich unterstanden“ (Jenae 1614. 4.); Anti-panemum propugnaculum, sive solida et invicta defensio argumentorum, quibus calvinistarum metonymia, quam verbis Christi in sacra coena adfingunt, funditus destruitur (Jenae 1619. 4.); De unica veritate (Erfurt. 1619. 8. Jenae 1634. 8.) und Expositio plena ac perspicua prophetae Michae inque hac quaestiones inter Lutheranos, Photinianos, Pontificios et Calvinianos controversae. (Jenae 1619. 4. Ibid. 1664. 4.) Die Superintendentenstelle bekleidete er nur ein Jahr; er hatte wol öfter an Unwohlsein zu leiden, aber eine heftige Erkrankung zog ihm eine gefährliche Krankheit zu, an welcher er am 30. Nov. 1617 starb. Er war verheiratet, hinterließ aber keine Nachkommenschaft. Man kann ihm keineswegs das Verdienst eines gründlich gelehrten Theologen und eines scharfsinnigen Philosophen absprechen, aber in seinen Streitigkeiten, die meistens mündlich oder schriftlich geführt werden, war er nicht selten zu leidenschaftlich und besonders eingenommen gegen die Anhänger der Lehre Calvin's. Seine Schriften blieben lange Zeit eine reiche Rätkammer für weniger gelehrte Theologen aller Confessionen bei ihren Streitigkeiten gegen einander. Nach seinem Tode erschienen noch Grauer's Praelectiones in augustanum confessionem (Vindob. 1628. 8. Jenae 1654. 8. Ibid. 1659. 8. Ibid. 1665. 8.), welche zwar manches Brauchbare enthalten, aber durch vielerlei Fußfäße entstellte sein sollen. Seine ersten polemischen Schriften sind unstreitig die gründlichsten und auch am besten ausgearbeitet; die meisten derselben werden sogar jetzt noch von den Theologen, welche sich mit ähnlichen Controversen beschäftigen, nicht ohne Nutzen gelesen, wenn die Leser das Korn von der Spreu zu sondern verstehen *).

(Ph. H. Kieß.)

GRAUER (Hieronymus), geboren am 26. April 1772 zu Jorshirch in dem schleswig-holsteinischen Amte Appenrade, widmete sich dem Studium der Theologie und erhielt nach Beendigung seiner akademischen Studien eine Pfarrstelle zu Ries in dem vorhin erwähnten Amte. Mit rastloser Thätigkeit widmete er sich seinem geistlichen Beruf und dem Schulunterricht. Er starb am 16. Febr. 1830 im 48. Jahre. Durch Brauchbarkeit für den Schulunterricht empfahl sich ein von ihm verfaßtes Compendium. Es erschien, ins Dänische übersetzt, unter dem Titel: Den kristelige Religions Hovedsaerdommen i bibelske Sprog og Rieme. En Læsebog for Ungdommen paa Landet af Karl Gottlob Just. Elter

det tydske Original udgivet paa Dansk i en fri Oversættelse. Andet Oplage. Haderslee 1811. Zu Altona erschien 1819 ein Hefchenbuch für Dienstboten, ins Dänische übersetzt unter dem Titel: Pligters for Tjenestgjænder. Ovesene 1819. Auch die Besontheit zog er in den Kreis seiner Beschäftigungen. Zu den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten (1813. Heft 3. S. 368 fg.) findet man von ihm den Aufsatz: Ueber den zunehmenden Anbau des Korns und die Verfertigung inländischer Zeuche in der Gegend von Appenrade *).

(Heinrich Döring.)

Grauer Staar, f. Staar.

GRAUERT (Wilhelm Heinrich), deutscher Philolog, am 25. März 1804 zu Amsterdam geboren ¹⁾, kam als Kind mit seinen Eltern nach Teutschland, wohin diese übersiedelten und wo dieselben, nachdem sie in verschiedenen Gegenden sich niederzulassen versucht hatten, endlich im J. 1815 zu Münster ihren dauernden Wohnsitz nahmen. Nachdem der talentvolle Knabe auf dem Gymnasium seine Vorbildung benützt hatte, bezog er im J. 1821 die Universität zu Bonn und gewann schon im dritten Jahre seines Aufenthaltes durch seine Abhandlung über den Fabelrichter Aesop (De Aesopo et fabulis Aesopis dissertation philologica. Bonnæ 1825. 4.) den von der philosophischen Facultät ausgelegten Preis. In demselben Jahre (1825) erwarb er sich die philosophische Doctorwürde, zu welchem Zwecke er die erwähnte Schrift gänzlich umarbeitete. Die persönliche Verbindung zu dem berühmten Geschichtschreiber und Archäologen Barth. Georg Niebuhr, welcher ihm zum Glück seines einzigen Sohnes auserbien hatte, wirkte sehr vorthellhaft auf seine weitere Ausbildung und hatte einen nachhaltigen Einfluß auf seine wissenschaftliche Richtung, wie in seinen Vorlesungen, welche er zwei Jahre hindurch als Privatdocent an der Universität hielt, bemerklich war. In diese Zeit fallen seine Abhandlung „Ueber das Leben des Thucydides“ (im „Rheinischen Museum“ herausgegeben von Niebuhr und Brannib, 1826) und die Ausgabe der Leptinesischen Declamationen des Rhetors Helius Aristides (Ael. Aristidis Declamationes Leptineae, emendatae atque annotationibus cum suis tum Ang. Maii et Jac. Morellii illustratae edidit G. H. Grauert. Bonnæ 1827. 8.), welche sich durch ihre gesunde Kritik den Beifall der Kenner erwarb. Im J. 1827 ging Grauert als außerordentlicher Professor der Alterthumswissenschaft und der Geschichte an der philosophisch-theologischen Facultät nach Münster und wirkte in beiden Fächern als Lehrer und Schriftsteller mit großem Fleiße, wie seine kritische Schulausgabe der Fragmente des Trojus Pompejus (Trogii Pompeii Historiarum Philippicarum prologi in usum. scholarum de veteris

*) Siehe Vorbes in f. Zeitschr. schleswig-holsteinischer Schriftsteller S. 139 fg. f. Zeitschr. schleswig-holsteinischer Schriftsteller. Abth. 1. S. 196. Weasel, Gel. Teutschland. Bd. 17. S. 770. Bd. 22. Abth. 2. S. 440.

1) Die Angabe, daß er im December 1790 zu Galinghausen bei Krefeld in Preußen geboren sei, scheint auf einem Irrthum zu beruhen.

2) P. Freheri Theatrum florum eruditiorum clarorum (Norimberg. 1688. fol.) p. 594. H. Wittey Memoriae Theologorum p. 849. P. Bayle, Dictionnaire historique et critique, art. Grauert.

savi historia suarum. Monasterii 1827. 8.); seine Uebersicht der alten Geschichtschreiber (De historicis graecis testimonia veterum scriptorum praecipua. Scholar. in us. et collegit et ad verbum descripta edidit. Monasterii 1829. 8.); seine „Historischen und philologischen Analecten“ (Erste Sammlung. Münster 1833. 8.) und seine gediegenen Aufsätze: „Ueber die Komödie der Griechen, besonders die mittlere“ (im Rheinischen Museum, 1827); „Ueber die Werke des Dichters Kratios“ (Ebend. 1827. Bd. I. S. 336 fg.) und „Ueber den Trinummen und andere Komödien des Plautus und Avarius“ (in der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft“, 1827) zur Genüge beweisen. Im J. 1835 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Akademie zu Münster ernannt, wo er durch eine Reihe von 23 Jahren als Lehrer wirkte. Er war nicht nur Director der Prüfungskommission, sondern bekleidete auch während dieser Zeit die höchsten akademischen Würden des Dekanats und Rectorates. Er leitete und leitete das historische Seminar, gründete den Verein der rheinischen und westfälischen Schulmänner und redigirte das von diesem Vereine herausgegebene „Museum.“ Grauert wandte sich, durch seine Stellung veranlaßt, allmählig mehr der neueren Geschichte zu und lieferte, nachdem er mit der Schilderung des Charakters des Schwedenkönigs Gustav Adolf in einem Programm (Gustavus Adolphus rex Suecorum comparatus cum Epaminonda Thebano. Monasterii 1834. 4.) begonnen hatte, sein größeres historisches Werk „Christina, Königin von Schweden und ihr Hof“ (Bonn 1837—1842. 8. 2 Bde.), welches jedoch nicht bei allen Parteien gleichen Beifall fand. Besser gelangen ihm unstreitig kleinere historische und literarische Abhandlungen, welche er in verschiedenen Zeitschriften mittheilte. Dahin gehören: „Kiel Dreßlerna's Verdienste zur Beförderung der Wissenschaften in Schweden“ (1838); „Hubert Languet: zur Geschichte der Souveränität“ (im Museum der rheinisch-westfälischen Schulmänner. Bd. 5); „Deutsche Philologen in Holland“ (Ebend.); „Ueber die Metris der römischen Epiker“ (als Nachschrift zu Rönke's Werk „Ueber die Sprache der römischen Epiker.“ Münster 1840. 8.); „Ueber den Proceß des Miltrabes“, „Synchronistische Vergleichung der griechischen und römischen Geschichte“ (1844); „Ueber die original-römischen Trauerspiele (Präteriten) des Avarius“ (in der von Schnedewin herausgegebenen Zeitschrift „Philologia“, 1847. S. 115 fg.); „Ueber die ältere Poesie“ und „Ueber den Dienst der Kufen bei den Römern“ (1848). Im J. 1849 folgte er einem ehrenvollen Rufe an die Hochschule zu Wien als ordentlicher Professor der Geschichte, Mitleiter des philologisch-historischen Seminars und Vorstand der Prüfungskommission. Seine Gesundheit war aber durch allzu angestrengte Thätigkeit bereits untergraben und als die einzige in seiner Stellung an der kaiserlichen Universität vorbrachte Arbeit ist der in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften im J. 1851 gehaltene Vortrag über „die Thronbesteigung des Königs Johann Casimir von Polen und die Wahl seines Nachfolgers;

nach einer bisher unbekannten gleichzeitigen Quelle und den Geschichtschreibern jener Zeit“ (mitgetheilt in den Sitzungsberichten der historisch-philosophischen Classe. Bd. V.; auch besonders abgedruckt. Wien 1851. 8.) zu erwähnen. Im Mai 1851 hatte ihn die kaiserliche Akademie der Wissenschaften als wirkliches Mitglied aufgenommen; es war ihm aber nicht vergönnt, diese durch seine Wirksamkeit zu erfreuen, denn der Tod entziff ihm der Wissenschaft am 10. Jan. 1852 im besten Mannesalter. Außer den erwähnten Arbeiten finden sich noch viele Aufsätze und Recensionen von ihm in verschiedenen philologischen und historischen Zeitschriften, besonders in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, in der Kritischen Bibliothek von Seebode und in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien?). (Ph. H. Kuhl.)

GRAUE SUBSTANZ (Substantia cinerea) ist der eine Hauptbestandtheil des Centralnervensystems, der am Rückenmark im Innern, am Gehirne im Allgemeinen an der Oberfläche gelegen ist, während der zweite Hauptbestandtheil, die Marksubstanz, an den genannten beiden Theilen die umgekehrte Lage hat. Außer der Färbung, wovon sie den Namen erhalten hat, charakterisirt sich die graue Substanz dadurch, daß in ihr neben den Nervenröhren die sogenannten Ganglien oder Hirnkerne eingelagert sind. (Fr. W. Theile.)

GRAUGÜLTIGERZ, eine Bezeichnung, welche besonders im sächsischen Erzgebirge von den Bergleuten für ein Erz gebraucht wird, dessen mineralogischer Begriff etwas schwankend ist. Einige verstehen darunter ein antimonhaltiges Erz, mit über 14 Proc. Silber- und 31 Proc. Kupfergehalt, andere ein silberarmes arsenhaltiges Erz, mit über 40 Proc. Kupfergehalt, noch andere ein Blei- und Silbererzfusur, das Weißgültigerz genannt wird. (C. Reinhardt.)

GRAUMANN (Johann Philipp), geachteter deutscher Finanzbeamter, um das Jahr 1690 zu Braunschweig geboren, widmete sich dem Handel und erwarb sich besonders gründliche Kenntnisse über das Geldwesen, weshalb er allmählig in den Staatsdienst gezogen und zum braunschweig-lüneburgischen Commerziencommissar ernannt wurde. Sein erster schriftstellerischer Versuch: „Ausführliche Geld-Tabellen zum Nutzen der Kaufleute“ (Hamburg 1734. 8. 2 Theile) wurde von den Geschäftleuten mit großem Beifall aufgenommen und verbreitete sich als ein unverlässliches Hülfsbuch. Graumann begte aber viel weiter gehende Pläne, welche dahin zielten, dem Währungssein in Teutschland eine andere Gestalt zu geben, und diese Einsicht in die höhere und politische Rechnung, verbunden mit einer gründlichen Kenntniß der Geschichte und des Zustandes des Währungsseins bei allen europäischen Völkern befähigten ihn vor allen andern teutschen Finanzmännern zur Ausführung dieses Vorhabens. Bisher hatte man in Teutschland nach dem

2) Beigl. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien (Wien 1852). Heft 2. Neue Aufzählung der Deutschen. Jahrgang 1852. Bd. II. S. 888. Gekr. v. Burgsch, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. V. S. 319 fg.

leipziger Münzfuß die seine Mark Silber zu 18 Gulden ausgeprägt, Graumann hat aber bald ein, daß Teuschland dabei verlieren müsse, indem das Ausland sich dadurch veranlaßt sehe, das wohlfeile teutsche Silber, das sich in Teuschland gegen Gold wie 15 gegen 1, im Auslande wie 14 gegen 1 vertheilt, anzunehmen. Er schlug also einen Münzfuß vor, nach welchem die kölnner Mark seines Silber zu 14 Reichsthalern oder 21 Gulden ausgeprägt werden sollte. Der neue Münzfuß, gewöhnlich der Graumann'sche genannt, wurde zuerst in Braunschweig und dann in Preußen, wosin Graumann im J. 1750 als geheimer Finanz- und Domainenrath und als Generaldirector des Münzwesens berufen worden war, sowie von den meisten Ständen auch andernorts eingeführt und im J. 1764 mit einigen Modificationen erneuert. Nähere Auskunft über sein Eystem gab er in zwei ohne seinen Namen erschienenen Schriften („Abdruck eines Schreibens, die Teutsche und anderer Völker Münzverfassung, insonderheit die hochfürstl. Braunschweigische Münz betreffend von J. P. G.“ Berlin 1749. 4. Auch französische. Ebd. 1752. 8. und „Gründliche Prüfung des Schreibens, die Teutsche und anderer Völker Münzverfassung betreffend.“ Berlin 1750. 4.), welche bei den Einsichtigen die verdiente Anerkennung fanden. Dabei machte er fortwährend den Geschäftsmann durch gute, das Rechnungswesen erleichternde Handbücher zu unterstützen. Dabin gehören das „Buch des Kaufmanns, bestehend in Wechsel- Arbitrage-Tabellen, einer ausführlichen Nachricht von den Münzen und Wechsel-Geldern der vornehmsten Handelsstädte von Europa.“ Berlin 1754. 4. und die „Tabellen zur Ausrechnung des Silbers und Goldes nach dem Gehalte.“ (Ebd. 1761. 12.) Graumann starb in Berlin im J. 1762. Nach seinem Tode erschienen noch einige seiner werthvollsten Erörterungen über das Finanzwesen unter dem Titel: „Gesammelte Briefe von dem Gelde, von dem Wechsel und dessen Course, von der Proportion zwischen Gold und Silber, von dem Pari des Geldes und den Münzgelegen verschiedener Völker, besonders aber von dem Englischen Münzwesen; zum Druck befohrt von J. P. G.“ (Berlin 1762. 4. 2 Thele), welche ihres inhaltlichen Inhalts wegen ins Französische übersetzt wurden (Lettre de M. Graumann 1) sur la proportion entre l'or et l'argent; 2) sur les monnoyes de France, traduites de l'Allemand, par J. P. Boyerle. Paris 1788. 8.) und der von dem König ernannten Commission zur Verifikation der alten Louis als Anhaltspunkt dienen sollten“). — Zu derselben Zeit wird ein satbolischer Theolog dieses Namens, Dittb Graumann, genannt, am 14. Jan. 1724 zu Dettelbach geboren. Er gehörte dem Transjordanenorden an und befand sich in dem Kloster seines Ordens zu Bamberg, wo er am das Jahr 1780 starb. Seine theologischen Schriften (Authentia linguas sacrae. Wirceburg. 1765. 4. Corollaria ecclesiastico-juridica, hodierno

Germaniae statui accomodata notis et animadversionibus illustrata. Bamberg. 1768. 4.) wurden von seinen Ordensgenossen geteilt, sind aber jetzt vergessen. (Ph. H. Kück.)

GRAUMANN (Peter Benedict. Christian), teutscher Arzt, am 23. Nov. 1752 zu Wahren, in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Vater Prediger war, geboren, genoss den ersten Unterricht von seinem Vater und dem Prediger Schramm in Lübb und beyog, nachdem er die Grundlage seiner gelehrten Bildung auf der Schule zu Güstrow, wo der Conrector Hollmann und der Professor Pries den ebenso talentvollen als fleißigen Knaben ihrer besondern Aufmerksamkeit widmeten, erhalten hatte, im J. 1771 die Universität zu Göttingen, um sich der Arzneiwissenschaft zu widmen. Er besuchte hier außer den medicinischen Vorlesungen der bekannten Professoren Richter, Strohmeyer, Brückner, Murray und Baldinger auch philosophische Collegien und kehrte nach der Beendigung seiner Studien nach seiner Heimath zurück, um sich zu einer längeren Reise zu seiner weiteren Ausbildung vorzubereiten. Er begab sich bald darauf über Berlin, Dresden und Prag nach Wien, wo er sich mehrere Monate ausschließlich mit der Praxis in den Krankenhäusern beschäftigte, wobei ihm besonders der Umgang mit den Aerzten Quarin und Collin von sehr großem Nutzen war. Von Wien aus reiste er über Ungarn nach seinem Vaterlande zurück und erwarb sich durch die Vertheilung einer Promotionschrift (Dissertatio inauguralis continens observationes physico-medicas et sententias. Rätzow. 1776. 4.) die medicinische Doctorwürde, nachdem er vorher schon Magister der Philosophie geworden war. Darauf ließ er sich als praktischer Arzt zu Wahren nieder, wurde aber im J. 1770 als außerordentlicher Professor der Medicin nach Bupow berufen. In diese Zeit seiner Wirksamkeit fallen die naturhistorischen Schriften: „Betrachtungen über die allgemeine Eufenfolge der natürlichen Körper“ (Rostock 1777. 4.) und Brevis introductio in historiam naturalem animalium mammalium, in usum auditorum (Rostock. 1778. 8.) und die „Oeffentliche Rede über die Freude des Landes bei der Geburt des durchlauchtigen Prinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg.“ (Rostock 1778. 4.) Im J. 1779 sedelte er, da ihm seine Stellung nicht behagte, nach Rostock über, um sich in dieser Stadt als praktischer Arzt niederzulassen und sich zugleich mit der Schriftstellerei in seinem Fache zu beschäftigen. Er widmete besonders dem von ihm zu dieser Zeit herausgegebenen „Diätetischem Wochenblatt. Drei Jahrgänge.“ (Rostock 1781—1783. 8.) große Sorgfalt, und sah zu seiner Befriedigung, daß sein Bestreben die gebührende Anerkennung fand. Großen Nutzen stifteten die ohne seinen Namen erschienenen „Quacksilberreden seiner Mitbürger, zur Warnung und Beherzigung geschrieben von dem Verfasser“ (Ebd. 1783. 8. Nr. 1 und 2), eine allgemeine Wichtigkeit hat aber die auf Befehl seines Landesfürsten herausgegebene „Abhandlung über die Franzosen-Krankheit des Kindschweins und der Unschädlichkeit des Fleisches solcher Thiere.“ (Rostock und Leipzig 1784. 8.) Als er im Jahre

*) J. G. Meusel, Leben der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. IV. S. 333. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 369. (Novv. ed. XVII. p. 388.)

1784 zum ordentlichen Professor der Medicin zu Böhlow und zugleich zum Physikus mehrerer Aemter ernannt wurde, lehrte er gern wieder zu dem Bekannten zurück, wozu er stets große Neigung fühlte. Während seiner zweiten Anstellung zu Böhlow schrieb er seine Abhandlung über den Rachitid der innerhalb der Städte befindlichen Friedhöfe (Dissertatio de Libitina in urbibus toleranda. Butzow. 1786. 4.), eine Ansicht, deren Ausführung damals noch mit vielen hinderlichen Vorurtheilen zu kämpfen hatte. Später scheint er seiner schriftstellerischen Thätigkeit entzogen zu haben, denn er findet sich nur noch eine von ihm ausgearbeitete Krankengeschichte (in Baldinger's Rezens Magazin für Hezte X, 127 fg.). Als die Universität später verlegt wurde, blieb Graumann zu Böhlow, wo er am 6. Oct. 1803 als Hof- und Leibarzt starb *).

GRAUMÜLLER (Johann Christian Friedrich), bekannter trefflicher Botaniker, in Denderb bei Glauchau in der Grafschaft Schönburg (Sachsen), wo sein Vater, früher Feldarzt im siebenjährigen Kriege, sich als Chirurg niedergelassen hatte, geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in der Dorfschule, seine Neigung zur Botanik erwarbte aber durch die Liebhabergesellschaft des Vaters, eines eifrigen Blumenfreundes, und er brachte nach und nach alle schönblühenden Pflanzen der Umgegend in den ältesten Hausgarten. Dagegen konnte er der Chirurgie, wozu ihn sein überaus strenger Vater mit Gewalt zwingen wollte, so wenig Geschmack abgewinnen, daß er, um dieses Geschäft nicht ergreifen zu müssen, vorzog, heimlich das väterliche Haus zu verlassen und mit Vorwissen seiner Mutter nach Glauchau zu wandern, um hier die alten Sprachen zu erlernen und sich zum Studium eines gelehrten Faches vorzubereiten. Kaum war er durch Vermittelung von Freunden mit seinem Vater wieder ausgesöhnt, und der Erlaubsniß desselben, studiren zu dürfen, gewiß, als ihn die Lust anwandte, in das nach seiner Ansicht mehr Gelegenheit zu einer gründlichen Ausbildung bietende Gymnasium zu Plauen überzugehen, moogegen sein Vater auf den Besuch der Schule in Zwickau bestand. Da beide fest auf ihrem Willen beharrten, so trat der frühere Zwispalt wieder ein und der Sohn ging ohne Erlaubsniß und ohne Unterstützung des Vaters nach Plauen, wo er sich durch Ertheilen von Unterricht in angelegenen Häusern die zu seinem Unterhalte nöthigen Mittel mühsam verschaffte, aber durch angestrengten Fleiß und musterhafte Aufführung die Achtung seiner Lehrer und aller Leute, die mit ihm in Berührung kamen, erwarb. Als ihn daher im J. 1791 in Folge allzu großer Anstrengung eine Brustkrankheit befiel und die Hezre den Aufenthalt auf dem Lande für seine Wiederherstellung nöthig erachtete, zeigte sich der Amtmann in Weigsdorf, mit welchem er bekannt geworden

war, gern bereit, ihn in sein Haus aufzunehmen. Auf den ihm vorgeschriebenen Spaziergängen im Freien erwarbte seine frühere Liebe zur Botanik wieder und er sammelte mit dem größten Eifer Pflanzen. Nach seiner Genehmigung verschwand jedoch diese Lust wieder und als ihn ein Zufall nach Jena und in einige theologische Vorlesungen führte, beschloß er, Theologie zu studiren und sich noch im Herbst dieses Jahres nach dieser Universität zu begeben. Er ging jedoch zuerst nach Hanis, um diesen Entschluß dem zum zweiten Mal verheiratheten Vater mitzutheilen. Dieser aber zog Verzug vor, weil er daselbst auf ein Stipendium rechnen zu können glaubte, der Sohn aber war anderer Ansicht und wandte sich, da er die Unbeugsamkeit des väterlichen Willens sann, an den regierenden Grafen von Schönburg-Glauchau, welcher seine Studien zu Jena gemacht hatte, um Unterstützung. Diese bestand in Empfehlungsschreiben, womit er im März 1792 nach Jena wanderte und sich eine Stelle im Convictorium und freien Zutritt zu den Vorlesungen verschaffte. Er hörte mit unermüdbarem Eifer theologische und philologische Vorlesungen und hoffte im J. 1796 seine Studien beendigen und sich in der Heimath um eine Predigerstelle bewerben zu können, im letzten Jahre verleierte ihm aber die nähere Bekanntschaft mit einem Universitätsfreunde, welcher die Naturwissenschaft zum Gegenstand seines Studiums gemacht hatte, auf einmal die Theologie und er beschloß dieselbe aufzugeben, in Cameralwissenschaft und Naturkunde, insbesondere aber Botanik, zu studiren. Der Entschluß war leichter gefaßt als ausgeführt, da die Mittel zum weiteren Aufenthalt auf der Universität fehlten; alle Schwierigkeiten verschwanden aber vor dem unbeugsamen Willen Graumüller's, den er von seinem Vater geerbt hatte. Durch die Unterstützung des im Fache der Cameralwissenschaft lehrenden Professors Stumpf, dessen Kinder er unterrichtete, des bekannten Philologen Schüb, welcher zu dieser Zeit die Redaction der jener Literaturzeitung führte, und des Professors der Botanik Vaisch, welcher ihm freien Zutritt in den botanischen Garten verschaffte und die Benützung seiner Bibliothek und seiner Sammlung gestattete, gelang es ihm, seinen Plan zu verwirklichen. Die Anstrengung, mit welcher er ihn verfolgte, überstieg jedoch fast seine Kräfte, denn neben seinen Studien zur Erlangung der nöthigen Kenntnisse in seinem Fache, machte er fortwährend, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, Unterricht in der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache, in der Geographie und in der Naturwissenschaft erteilen, Correctionen von Druckbogen besorgen und andere mühsame Arbeiten für die Verleger und die Pflanzenbändler übernehmen. Die häufigen Excursionen, welche das Einsammeln von Pflanzen nöthig machte, erklebten und stärkten aber seine Gesundheit und er konnte sich endlich im J. 1801 die Würde eines Doctors der Philosophie verschaffen. Er hatte am diese Zeit noch nicht im Sinne, Jena zum Orte seiner Wirksamkeit zu wählen, sondern hoffte nach Ausland, wo schon viele teutsche Gelehrte ihr Glück gemacht hatten, gehen zu können, vorher wollte er jedoch durch einige Schriften seinen Namen bekannt

*) J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland. Bd. II. S. 641 der biograph. Darstellung merkwürdiger Persönen der drei letzten Jahrhunderte. (Halle 1803. 8.) Bd. III. S. 498. S. Böttger, Handwörterbuch aller merkwürdigen Persönen des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrh. Bd. I. S. 511.

machen. Er begann seine literarische Laufbahn mit der Bearbeitung der Ergebnisse seiner Excursionen und gab rasch nach einander heraus das „Systematische Verzeichniß wilder Pflanzen, die in der Nähe und umliegenden Gegenden von Jena wachsen, nebst Bemerkungen ihres Wohnorts, ihrer Blüthezeit, ihrer Fruchtzeit und ihres Nutzens, für angehende Ärzte, Apotheker, Technologen, Oekonomen, Gartenliebhaber u. s. w.“ (Jena 1803. 8.) und „Charakteristik der um Jena wild wachsenden Pflanzen in tabellarischer Form zum Gebrauche für Excursionen.“ (Ebenb. 1803. 4.) Der Graf Ludwig von Gleichen, welchem er die erste Schelt widmete, ernannte ihn noch in demselben Jahre zum sächsischen Forsttrath und versprach ihm fernere Beförderung; Graumüller lebte den angenehmen Hoffnungen, als der Krieg des Jahres 1806 diese schnell vernichtete. Nach der Schlacht bei Jena im October verlor er durch die Plünderung den größten Theil seiner Habe, seiner Bibliothek und seiner Sammlungen und da dieser im Augenblick unerseßliche Verlust ihn zwang, seine beschäftigte Reise nach Ausland aufzugeben, so entlich er sich im J. 1807 als Privatdocent in den Fächern der Cameralwissenschaft und Naturgeschichte an der Universität zu Jena aufzutreten. Er las nun eine Reihe von Jahren hindurch nach einander über allgemeine Naturgeschichte, Forstnaturgeschichte, zoologische Terminologie, Entomologie, ökonomische Zoologie, Botanik, Geschichte der Pflanzenkunde, Pflanzenphysiologie, Naturgeschichte der Kryptogamen, ökonomische Botanik, Forstbotanik, Naturgeschichte der officinellen Körper aller drei Reiche, Forstwissenschaft, ökonomische Waarenkunde, politische Geographie und andere verwandte Gegenstände, ohne eine Professur und somit eine feste und sorgenfreie Stellung erlangen zu können. Sein hauptsächlichstes Studium war fortwährend die Botanik und in diesem Fache nur trat er als Schriftsteller und zwar mit entschiedenem Erfolge auf. Als seine hieher gehörenden, noch immer werthvollen Leistungen sind zu nennen: „Darstellung einer neuen Methode von natürlichen Pflanzenabdrücken, als Probestück.“ (Jena 1809. 4.), „Neue Methode von natürlichen Pflanzenabdrücken in und ausländischer Gewächse, zur Demonstration der botanischen Kunstsprache in Schulen, sowie auch zum Selbstunterricht für Freunde der Pflanzenkunde.“ Erstes Heft. (Ebenb. 1800. 4.), „Tabellarische Uebersicht des alten kenneischen Pflanzensystems und des verbesserten von Humboldt, sowie auch der natürlichen Systeme von Jussieu und Vaisch, für seine Vorlesungen entworfen.“ (Gießenberg 1811. 4.), „Diagnose der bekanntesten und besondern europäischen Pflanzengattungen nach dem verbesserten kenneischen Systeme. Zum analytischen Gebrauche für seine Vorlesungen, sowie auch zum Selbststudium. Nebst einer Vorrede von Gruner.“ (Ebenb. 1811. 8.), „Handbuch der pharmaceutisch-medicinischen Botanik zum Selbstunterricht für angehende Ärzte, Apotheker, Droguisten und Andere.“ (Ebenb. 1813—1820. 8. 5 Bde., nebst Registerband), „Flora pharmaceutica Jenensis, oder Verzeichniß der um Jena wildwachsenden und in Gärten und auf Feldern gezogenen, in älteren und neueren

Zeiten gebräuchlichen Arzneypflanzen, nebst Bemerkung ihrer Dauer und Einsammelnzeit, für Ärzte, Apotheker, Droguisten und Arzneipflanzenkammer.“ (Jena 1815. 8.) Nebst einer Vorrede, welche eine Geschichte der Leistung der Universität Jena für das Studium der Botanik enthält und „Flora Jenensis oder Beschreibung der in der Nähe von Jena und einem großen Theile des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Gotha und des Herzogthums Altenburg wildwachsenden Pflanzen nebst genauer Angabe ihrer Wohnorte, Blüthezeit, Fruchtzeit, Dauer und ihres mannichfaltigen Nutzens für angehende Ärzte, Veterinärärzte, Pharmaceuten, Droguisten, Forstmänner, Technologen, Oekonomen, Gartenfreunde, Kaufleute, Vater u. s. w.“ Erstes Band. (Gießenberg 1824. 8.) Das Werk wurde nicht beendet, denn der Tod überraschte den Verfasser am 5. Sept. 1825 über der Abarbeitung des zweiten Bandes, als etwa ein Drittheil desselben zum Druck fertig war *).

GRAUMÜLLER, eine von Reichenbach zu Ehren des ehemaligen Forsttraths und Docenten an der Universität Jena Joh. Chr. Graumüller, Verfassers verschiedener botanischer Schriften, benannte Pflanzengattung, welche mit *Amphibolis Agardh* und *Cymodocea König* höchst wahrscheinlich identisch ist. (Gorch.)

GRAUN (Karl Heinrich), berühmter trauter Componist, im J. 1701 zu Wehrndorf in Kurfürsten (im jetzigen liebenauer Kreise des preussischen Regierungsbezirks Merseburg), wo sein Vater Actzie-Einnehmer war, geboren, war der jüngste von drei Brüdern, welche sich alle durch musikalischen Talent auszeichneten und kam zugleich mit seinem ältesten Bruder im J. 1713 auf die Kreuzschule in Dresden, welche damals als eine der besten Bildungsanstalten im Fache der Tonkunst galt. Graun zeichnete sich schon als Knabe durch eine herrliche Sopranstimme aus, weshalb er auch bald als Katholikenknabe in den Chor aufgenommen wurde. Im Gesange erhielt er seinen Unterricht von dem trefflichen Canor Grundig, in allen übrigen Theilen der Musik aber, besonders auf der Orgel und dem Clavier, von Hr. Pesold, königlichem Organisten und Clavierspieler, und in kurzer Zeit übertraf er alle seine Mitschüler durch seinen bewundernswürdigen Gesang und durch seine Fertigkeit im Clavierspielen. Dabei waren die Cantaten des bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigten Componisten Reinhard Keiser, welche auch unter dem Titel: „Die musikalische Landluft“ gedruckt sind, die Lieblingsgesänge, aus denen er in seiner Jugend die vorzüglichste Nahrung zog; überhaupt bildete er durch die Werke dieses merkwürdigen Künstlers, welcher die dramatische Musik in Teutschland in Schwung zu bringen suchte, gleichsam den Charakter seiner späteren Compositionen. Graun's Stimme änderte sich beim Eintritt der Mannbarkeit in einen angenehmen, aber schwachen Tenor, der sich erst mit der Zeit zu entwickeln vermochte. Er benutzte deshalb eifrig diesen Zwischenraum zum

*) Vergl. J. G. Meusel's Das gelehrte Teutschland. Bd. XVII. S. 771. Bd. XXII. Abth. 2. S. 440. Eichmann's Annalen Academiæ Jenensis. Vol. I. p. 78 seq. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1824. Bd. II. S. 1182 fg.

Studium der Composition unter der Leitung Johann Christoph Schmidts, des Kapellmeisters des Königs von Polen, eines sehr unterrichteten Mannes. Ein gütlicher Zufall trug überdies nicht wenig zu seiner Ausbildung bei. Der Aufenthalt des Hofes zu Dresden im J. 1719 veranlaßte auch die Aufführung mehrerer Opern Vott's, worin dessen Frau, Frau Tetzl, Margarethe Durantazzi, Bernardo Cinesino, Matteo Borsetti und andere vorzügliche Sänger auftraten. Graun, welcher selbst im Chöre mitsang, merkte sich mit Hilfe seines überaus glücklichen Gedächtnisses nicht nur die Melodien dieser Opern, sondern auch die Verzierungen, welche die Sänger hinzufügten, wodurch er als angehender Componist seinen Geist mit guten Ideen bereicherte und seinen Geschmack als Sänger bildete. Schon in Dresden während seines Besuchs der Kreuzschule componirte er Motetten für das Chor und, nachdem er dieselbe verlassen hatte, vom Jahre 1719 an für seinen früheren Lehrer Grunbig und dessen Nachfolger Theodor Christoff Reinhold so viele Kirchenstücke, daß sie zusammen genommen wenigstens zwei Kirchenjahrgänge ausmachen; darunter befindet sich auch eine ziemlich lange Osterantenne. Ein merkwürdiges Ereignis bezeichnede das Ende seines Aufenthaltes in Dresden. Als er einige Tage vor seiner Abreise in dem Pavillon eines großen, einem seiner Freunde gehörenden Gartens arbeitete und plötzlich ein Gewitter losbrach, machte er sich in Eile davon. Kaum hatte er aber den Pavillon verlassen, als der Blitz in denselben schlug und den Tisch, woran er gesessen hatte, nebst der darauf liegenden Partitur zerstörte. Ubergeläufige erklärten diesen Zufall als eine günstige Vorbedeutung für sein späteres Leben und für seinen Ruhm. Er machte kurz nachher (1723) mit seinen Freunden und Kunstgenossen Pfendel, Dwanz und dem Kautenist Weiß eine Reise nach Prag, um einer von Jux componirten neuen Oper (*Costanza o Fortezza*) beizuwohnen; bald darauf aber wurde er durch die Vermittelung musiksiebender und einflussreicher Gönner, des Oberlandbanmeisters Karger, des Superintendents Köcher, besonders aber des Ceremonienmeisters und Hofpoeten König als Tenorist an Hoff's Stelle an der Oper in Braunschwieg berufen und trat beim Beginn des J. 1727 (in der sogenannten Lichtmessoper) zum ersten Mal in „Heinrich der Hinkler“, einem Eingstücke des Kapellmeisters Schurmann an; da ihm aber die Kien der ihm zugetheilten Rolle nicht gefielen, so setzte er sie nach seinem Geschmacke um und seine Arbeit gefiel dem Hofe so gut, daß ihm die Composition der Oper für die künftige Sommermesse übertragen wurde. Diese ganz teufsch geschriebene Oper „Polydor“ erzielte so allgemeinen Beifall, daß der Herzog den Componisten zum Vicekapellmeister mit Beibehaltung seiner Stelle als Tenorist ernannte. Dem ersten Besuche folgten nun rasch die Opern „Samuel und Simde“, teufsch, Jphigenia in Aulis, teufsch, „Scipio der Afrikaner“, teufsch, „Timareta“ (1733), italienisch, und „Pharao“, mit italienischen Arien und teufsch Recitativen. Alle diese Opern gefielen und machten den Namen des Componisten in Teufschland bekannt. Auch als Sänger war er keineswegs ohne

Verdienst, aber das Talent für die dramatische Action fehlte ihm. Außer den erwähnten Opern componirte er während seines Aufenthaltes in Braunschwieg viele Kirchenstücke, teufsch Geburtstagsmusiken, italienische Cantaten, zwei Passionen und die Trauermusik beim Tode des Herzogs August Wilhelm (1731). Auch dessen Nachfolger Ludwig Rudolph und Ferdinand Albert ließen ihn in Ehren, aber während eines Besuchs des letzteren hörte ihn der Kronprinz von Preußen (der nachmalige König Friedrich II.) und erbat sich ihn von dem Herzoge als Sänger bei seiner Kapelle zu Rheinsberg. Graun erfuhr diese glückliche Verfertigung zuerst aus dem Munde des Herzogs nebst seiner Entlassung und bezog sich im J. 1735 nach Rheinsberg. Hier war sein hauptsächlichste Beschäftigung, für die Concerthe des Kronprinzen Cantaten zu componiren und sie dann als Sänger auszuführen. Friedrich machte gewöhnlich die Verse zu den Cantaten in französischer Sprache und ließ sie durch den Dichter Voltarelli ins Italienische übersetzen. Graun componirte sie ganz nach seinem Geschmacke und ohne alle Nebenacht und gewann durch deren Vortrag die Liebe seines Fürsten in immer höherem Grade. Die Anzahl dieser Cantaten, welche meist aus zwei Recitativen und Arien bestanden, soll sich auf 50 belaufen und die von ihm zuletzt componirte und auch gedruckt erschienene (Cantata: Bei Laddri etc. a Tenore con 4 stromenti) die vorzüglichste sein. Der Kapellmeister Schulz setzte diese Cantaten im Ausdruck über alles Andere, was Graun schrieb; auch sang sie der Componist selbst am liebsten und äußerst gemüthvoll und schön. Als Friedrich II. im J. 1740 den Thron bestieg, beauftragte er Graun, die Trauermusik beim Begräbniß Friedrich Wilhelm's nach einem lateinischen Texte zu componiren. Man ließ zur Ausföhrung Opernsänger aus Dresden kommen und die Partitur wurde aus Kosten des Königs in Kupfer gestochen; sie ist nach dem Urtheile der Kenner eine der besten Arbeiten Graun's. Dieser wurde noch in demselben Jahre von dem Könige nach Italien geschickt, um für eine in Berlin herzuwühlende italienische Oper gute Sänger und Sängerinnen anzuwerben. Er brachte fast ein ganzes Jahr auf dieser Reise zu und erzielte als Componist und Sänger in Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel und andern Städten, wo er auftrat, ungewöhnlichen Beifall, selbst Bernachi, einer der größten Sänger Italiens, spendete ihm das verdiente Lob. Graun wurde, nachdem er sich seines Auftrages zur vollen Zufriedenheit des Königs entledigt hatte, nach seiner Rückkehr nach Berlin zum Kapellmeister mit einem für jene Zeit beträchtlichen Gehalte von 2000 Thalern ernannt und widmete sich nun ganz der von ihm aus den vorzüglichsten Kräften in diesem Kunstfache zusammengelegten Oper, wobei er von dem Könige, welcher bei aller Vorliebe für die ausländische und insbesondere für die französische Literatur doch nur teufsch Musik hören wollte, auf jede Weise unterstützt wurde. Die Opern, welche Graun als Kapellmeister schrieb, kommen übrigens nicht seinen übrigen Compositionen gleich, da er oft dem Geschmacke der Zeit und des Königs Rechnung tragen mußte. Doch

wagte er manchmal dem Könige, wenn dieser mit seiner Meinung durchdringen wollte, zu widersprechen, ohne den ihm sehr gewogenen Fürsten zu beleidigen. Als Friedrich, welcher sich gerade nicht in der besten Laune befand, eines Tages der Probe einer neuen Oper Graun's belagert hatte, ließ er sich die Partitur bringen, sich viele Stellen und befahl die Aenderung derselben. Der Kapellmeister bedauerte zwar, daß die Musik seinem Könige nicht gefalle, erklärte aber zugleich, daß er seine Note ändern werde, weil vor der Generalprobe nichts Neues einführen werden könne, daß er aber sein wichtigstes Argument sparen wolle, bis der König gnädiger sei. Friedrich wollte es sogleich wissen, weil er nie auf ihn umgänglich sei. „Run,“ sprach Graun, indem er seine Partitur in die Hand nahm, „über dieses Stück bin ich König.“ „Er hat Recht,“ erwiderte Friedrich lächelnd, „es bleibt beim Alten.“ Die Opern, welche Graun in Berlin componirte, sind: „Rodelinda“ (1741), „Cleopatra“ (1742), „Artaserse“ (1743), von Metastasio, „Catone in Utica“ (1744), von Metastasio, „Alessandro nelle Indie“ (1744), von Metastasio, „Lucio Papirio“ (1745), von Apostolo Zeno, „Adriano in Siria“ (1745), von Metastasio, „Demofonte“ (1746), von Metastasio, worin die Arien *Misero pergoletto* die Zuhörer an Thränen rührte, „Cajo Fabricio“ (1747) von Apostolo Zeno, „Galatea“ aber „La Feste galante“ (1747) aus dem französischen Texte Dufsch's ins Italienische übersezt, ein Schachspiel, wozu er nur die Recitative, die Chöre und ein Duett lieferte, die Einsätze nebst einigen Arien aber Friedrich II. und die übrigen Duane und Nacelmann lieferten und in welcher die berühmte Sängerin Struay zum ersten Mal auftrat, „Cinna“ (1748), von Vissati, „Europa galante“ (1748), aus dem Französischen übersezt, „Islenia in Aulide“ (1749), von Racine, aus dem Französischen von Vissati, „Angelica e Medoro“ (1749), von Vissati nach Duinault bearbeitet, „Coriolano“ (1750), von Vissati, „Medonte“ (1750), „Mitridate“ (1751), nach Racine, „Armida“ (1751), aus dem Französischen Duinault's, „Britannico“ (1752), nach Racine, worin das Schlußstück: Vanne Neron spietato, als ein Meisterstück gilt, „Orfeo“ (1752), „Il giudizio di Paride“ (1752), von Vissati, „Silla“ (1753), nach dem französischen Texte Friedrich's II. ins Italienische übersezt von Tagliacucchi, „Semiramide“ (1754), nach Voltaire, „Montezuma“ (1755), „Ezio“ (1755), von Metastasio, „I Fratelli nemici“ (1756), und „Merope“ (1756), ohne Dapozio; dazu gehören auch noch zwei Gelegenheitsprologe. Die Partitur der schönsten Musikstücke aus diesen Opern hat Kirnbacher unter dem Titel: Duetti, Terzetti, Quintetti, Sestetti ed alcuni Cori (Königsberg. fol. 4 Bde.) herausgegeben; auch erschien eine „Sammlung auslesener Arien zum Singen beim Clavier.“ (Berlin 1761. 4.) Graun wandte sich, nachdem er sich lange genug der Opernmusik hingegen hatte, wieder zur Cantate und zur Kirchenmusik. In dieser Zeit entstanden seine „Te Deum laudamus“ mit Chor und Orchester (in Partitur, Leipzig

1757. fol.), die von der Kurfürstin Maria Antonetta gedichtete Cantate „Lavinia o Turno“ (Leipzig 1758. 4.) und vor Allem das Oratorium „Der Tod Jesu“ nach einem von Kamler gedichteten Texte (Leipzig 1760, in doppelter Auflage), welches als sein Meisterstück betrachtet und noch jetzt öfter aufgeführt und in Berlin und andern preussischen Städten sogar zum stersöyden Gedarfeilage-Oratorium geworden ist. Die Partitur wurde zum zweiten Mal im J. 1766 und zum dritten Mal im J. 1810 gedruckt; auch lieferten Hiller (1786) und später andere Componisten Clavierauszüge. Graun verwandte auf diese Passionsmusik, welche die ganze Welt entzückte und welche auch seinem sanften Wesen am meisten zusagte, mit aller Liebe den größten Fleiß. Außerdem sind noch von seinen Compositionen zu nennen etwa 50 Cantaten mit Orchester, welche Breitkopf in Leipzig im J. 1761 im Manuscripte besaß, zwei Passionscantaten, ebenfalls im Besitze Breitkopf's und zwar eine derselben mit Begleitung von drei Schachbelflöten, drei Quersflöten, drei Hautbois, zwei Violinen, der Orgel und einem vierstimmigen Chöre, eine von denselben Kunstbändler erworbene handschriftliche Messe (Missa, Kyrie cum Gloria), vierstimmig mit Begleitung von zwei Violinen, einer Viola, zwei Hörnern, zwei Hautbois und der Orgel, drei handschriftliche Sammlungen von Concertos für die Flöte, mit Begleitung mehrerer anderer Instrumente, componirt für den König von Preußen und zwölf ebenfalls handschriftliche Concertos für das Clavier mit Begleitung von zwei Violinen. Die Partituren der Opern Graun's, sowie auch seine Arbeiten im Fache der Kirchenmusik befinden sich handschriftlich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin, wo man auch noch die Originalhandschrift der Oper Artaserse und viele Entwürfe anderer Werke in fünf Bänden sieht. Graun wirkte 24 Jahre ununterbrochen im Dienste Friedrich's II. und starb am 8. Aug. 1759 zu Berlin an einer hitzigen Brustkrankheit zur Betrübnis aller wahren Kenner guter Musik. „Einen solchen Sänger werden wir nie wieder hören,“ sprach der König bei der Nachricht von seinem Tode. Er hatte sich zweimal verheirathet und glücklich verheirathet. Seine Tochter erster Ehe hatte er zu einer tüchtigen Sängerin gebildet, sie wurde aber durch ihre Verheirathung mit dem Commercienrath Zimmermann zu Torino im Fürstenthum Gröfen der Kunst entzogen; seine vier Söhne zweiter Ehe zeigten weder Talent noch Neigung für die Musik. Graun's Compositionsweise fand bei seinen Zeitgenossen entschiedenen Beifall und wenn er auch von dem Componisten Haffte an Genialität übertroffen wurde, so steht ihm dieser doch gewiss an Innigkeit nach. Er war mit allen Regeln der Theorie und des Contrapunkts sehr vertraut, wendete aber von contrapunktischen Künsten nie mehr auf, als zur Darstellung seiner sanften, mehr ruhenden Gefühle nöthig war. Dagegen opferte er der Melodie nie so viel zum Nachtheil einer gebaltvollen Harmonie auf, als es in der Regel die Italiener zu thun plegten, wodurch er sich besonders dem Beifall der Deutschen erwarb. Man schätzte ihn auch dieser Vorzüge wegen als Meister eines klassischen Componisten. Sein

Geschichte, von welchen besonders seine Untersuchungen über die Tetrarchen (*Dissertatio de Tetrarchia ad Luc. III, 1.* Witteb. 1684. 4. auch abgedruckt im *Thesaurus theologicus-philologicus Novi Testamenti*, Amstelod. 1702. fol. Tom. II. p. 310), über den älteren Gamaliel (*De Gamalielae cognomine sene. Rostoch. 1684. 4.*) und über Agrippina, die Mutter Nero's (*Diss. de Agrippina, Neronis matre.* Witteb. 1681. 4.) zu erwähnen sind, fanden Beifall und auch seinen Erweiterungen aus der neuen Geschichte (*De Conrado Salico, Disquisitiones de causis amissae majestatis odio et contentu Mariae Stuartae Sotorum olim reginae, Diss. de Carolo, Hispaniorum Principe, Philippi II. filio.* Vitebergae 1687. 4.) und seinem werthvollen Beiträge zur Geographie (*Dalemincia Slavorum.* Witteb. 1687. 4.), welcher, da er eine genaue Beschreibung eines sehr alten, an die Russen grenzenden teutschen Landes enthielt, auch von Chr. Fr. Paulini in seine Schrift *De pagis antiquae Germaniae* (Francof. 1699. 4.) und von Chr. Gottf. Hoffmann in seine Sammlung der Quellen der kaiserlichen Geschichte (*Scriptores Rerum Lausaticarum.* Lips. 1719. fol. Tom. IV. p. 155 seq.) aufgenommen wurde, seine verdiente Anerkennung nicht; da aber seine Beförderung an der Universität zu Wittenberg in zu weite Ferne gerückt schien, so nahm er, nachdem er sich noch die Würde eines Doctors der Theologie erworben hatte, im J. 1689 die ihm angebotene Stelle eines Hofpredigers bei dem zu Dornburg residirenden Fürsten Johann Ludwig von Anhalt-Jerbst an und besetzte dieselbe, bis er im J. 1693 zum Superintendenten zu Rößlig ernannt wurde. Die Liebe zu historischen Studien erreichte hier von Neuem, wie seine Abhandlung über die Geschichte und die Alterthümer der Grafschaft und Stadt Rößlig (*Commentatio de antiquitate oppidi, ditionis et comitatus Rochliciensis.* Lipsiae 1718. 4. auch abgedruckt in E. G. Heine's *Historischer Beschreibung der Stadt und Grafschaft Rößlig in Meßen.* Leipzig 1719. 4.) zur Genüge beweist. Er fand auch jetzt hinlängliche Ruhe, um einige schon längst fertige philosophische und theologische Arbeiten (*Definitiones, hypotheses et propositiones philosophicae.* Lipsiae 1697. 8. *Apodixis questionum aliquot theologicarum, Definitiones theologiae dogmaticae.* Jenae 1700. 8.) herauszugeben; sie sind aber schon längst wieder vergessen, während seine historischen Abhandlungen immer noch Brauchbares bieten. Er war während seines jungen Lebens unermüdet thätig, aber die letzten Lebensjahre wurden ihm durch häufige Anfälle von Sympochondrie und Melancholie getrübt und nicht selten befiel ihn in dem Augenblicke, wo er die Kugel befeigen wollte, plötzlich eine so große Bangigkeit, daß er noch in der Sacristei die Predigt einem seiner Kollegen übertragen mußte. Man gab ihm deshalb im J. 1710 einen Substituten; er starb aber noch in demselben Jahre am 19. Mai *). Zwei andere teutsche Theologen desselben Namens,

Karl Gottlieb Graun und Wolfgang Heinrich Graun, scheinen sich nicht als Schriftsteller versucht zu haben oder wenigstens nicht als solche bekannt geworden zu sein. (Ph. H. Kütz.)

GRAUNT oder GRANT (Edward), gelehrter englischer Schulmann des 16. Jahrh., um das Jahr 1550 geboren, erhielt seine gelehrte Vorbildung in der Westminster'schen Schule und wurde, nachdem er seine theologischen und philologischen Studien zu Oxford im College von Christi-Kirche oder in Bratagates Hall beendet und im J. 1571 den Grad eines Baccalaureus, sodann im folgenden Jahre den eines Magisters der Künste erlangt hatte, zum Rector der Schule von Westminster ernannt, wo er viele Schüler erzog, welche später eine bedeutende Stellung im Staate und in der Kirche einnahmen. Er war einer der gründlichsten Kenner der griechischen und lateinischen Sprache, besonders aber der ersten, wie sein *Graecae Linguae Specilegium* (Lond. 1576. 4.) beweist. Da aber dieses Werk nur für Gelehrte geschrieben war, so machte sein Conrector William Camden später einen Auszug aus dem Titel: *Institutio graecae grammaticae compendiaris*, in usum regiae Scholae Westmonasteriensis (Lond. 1597. 8.), welcher in vielfachen Auflagen verbreitet wurde und längere Zeit die beliebteste griechische Grammatik in den gelehrten Unterrichtsanstalten Englands war. Im J. 1577 wurde Graunt an die Stelle des Doctors Thom. Watts zum Präbendar an der Collegiatkirche zu Westminster gewählt und erlangte fast zu derselben Zeit die Würde eines Baccalaureus der Theologie zu Cambridge, im J. 1579 gestellte ihn die Universität von Oxford ihren Lehrern bei, worauf er sich auch den Grad eines Doctors der Theologie erwarb. Er entsagte im Februar 1592 der Stelle als Rector der Westminster'schen Schule, in welcher ihm W. Camden nachfolgte, und nahm das Amt eines Vicars zu Barnet und Rectors zu Lutterworth in Eger an, wo er am 4. April 1601 starb. Er wurde in der Peterskirche zu Westminster begraben. Außer dem erwähnten Werke über die griechische Sprache besorgte er auch eine neue verbesserte Auflage des griechischen Wörterbuchs S. Crispini's (*Lexicon graeco-latinum Jo. Crispini, opera et studio E. G. Lond. 1581. fol.*) und eine Ausgabe der Briefe und Gedichte des bekannten englischen Philosophen Roger Ascham (*Epistolae et Poemata Rogerii Aschami, aecedit oratio de vita et obitu ejus ac dictionis elegantia; cum exhortatione ad adolescentulos.* Lond. 1577. 8.). Graunt besaß selbst eine nicht unbedeutende Anlage zur lateinischen Poesie, wie seine in verschiedenen Werken zerstreuten Versuche beweisen, überhaupt soll er in allen Theilen der schönen Wissenschaften sehr bewandert gewesen sein *).

(Ph. H. Kütz.)
GRAUNT (John), einer der ältesten englischen Statistiker, am 24. April 1620 geboren, wurde von seinem Vater zum Handelsmann bestimmt und seine

*) Vergl. Chr. Gottf. Jöcher, *Gleichzeit. - Lexikon.* Bd. II. S. 1149.

*) *J. G. de Champfleur, Nouveau Dictionnaire historique et critique.* Tom. II. (Lit. g.) p. 73. *Biographie universelle.* Tom. XVIII. p. 840. *Biographie générale.* Tom. XXI. p. 738.

Ausbildung beschränkte sich deshalb auf die nöthigsten Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen. Nachdem er die Schule verlassen hatte, eröfnete er sogleich sein Geschäft als Kleinhändler, aber mit solcher Umficht, Frömmlichkeit und Rechtshaffenhelt, daß er sich in kurzer Zeit ein so unbedingtes Vertrauen bei seinen Standesgenossen erwarb, daß sie ihn gewöhnlich bei den Streitigkeiten, welche unter ihnen entstanden, als Schiedsrichter wählten. Durch die Vermittelung seines gelehrten Freundes William Petty wurde er im J. 1660 zum Lehrer der Musik am Größhaincolledge zu London ernannt und erhielt allmählig verschiedene Stellen bei der städtischen Verwaltung, bis er zuletzt als Mitglied des Gemeinderathes in einen seinen Bestrebungen entsprechenden Wirkungsfreis eintrat. In dieser Stellung sammelte er auch den Stoff zu seinem statistischen Werke, welches seinen Namen verewigte. Dieses Werk, bei welchem ihm Petty Beistand leistete, erschien unter dem Titel: *Natural and politische Bemerkungen über die Todtenlisten (Natural and Political Observations upon the Bills of Mortality, chiefly with reference to the Government, Religion, Trade, Growth, Air, Diseases etc. of the City of London. Lond. 1661. 4.)*, und seine Wichtigkeit, welche von allen Seiten erkannt wurde, machte bald noch mehrere Ausgaben nöthig, von welchen die sechste (Lond. 1676. 8.) als die vollständigste betrachtet wird. Oben neuen Abdruck besorgte im vorigen Jahrhundert L. Birch. (Lond. 1759. 4.) Graunt geschickte zuerst die zerstreuten statistischen Bemerkungen aus den Verwaltungsacten in einer Wissenschaft, indem er die aus ihnen sich zusammenstellenden Ergebnisse verglich und daraus ein für die Staatsverwaltung nützliches System schuf, auf welches sich sichere Verhaltungsregeln gründen ließen. In Bezug auf die Bevölkerung sind folgende Resultate die wichtigsten: „In England sterben von allen Kindern, welche das Licht der Welt erblicken, drei Theile, ehe sie das fünfte Jahr, von 100 36, ehe sie das sechste Jahr erreicht, haben und zwei Drittheile von 9 an hängen, und von 230 geben 70 an chronischen Krankheiten und vier an äußerlichen Uebeln (wie Krebs, Geschwüren u. s. w.) zu Grunde. Von 100 Leuten sterben sieben an Altersschwäche, von 4000 Menschen nicht mehr als einer am Hunger. Geistliche Krankheiten und Zufälle behalten stets eine gleichmäßige Proportion, während andere auffallend ab- und zunehmen. Es ist besser, die Bettler aus Staatskosten zu erhalten, als sie in den Straßen umherlungern zu lassen, es ist sogar vortheilhafter, sie umsonst zu füttern, als sie für ihre Nahrung ohne Unterschied arbeiten zu lassen, denn überträgt man ihnen solche Arbeiten, die schon andere verrichten, so werden diese zu Bettlern. Zu London wird von 2000 Menschen kaum einer ermordet, während in Paris fast in jeder Nacht ein solches Verbrechen vorfällt, weil in London eine bessere Polizei wacht und ein jeder Bürger dieselbe im Nothfalle bereitwillig und eifrig unterstützt und weil die Engländer einen natürlichen Abscheu vor Blutvergießen haben, wie denn auch fast alle großen Revolutionen ohne unnütziges Blutvergießen stattgefunden

haben. Unter 1500 Menschen ist kaum ein Mordbührtiger zu finden. Die Zahl der an syphilitischen Krankheiten Sterbenden ist größer, als man weiß, da dies Uebel gewöhnlich unter andern Benennungen verschleiert wird. Die englische Krankheit ist eine neue, sowohl der Sache, als dem Namen nach und im Juneamen begriffen, denn während im J. 1634 nur 14 Menschen daran starben, raffte sie im J. 1660 deren schon 500 hinweg. Auch eine andere Krankheit, gewöhnlich Magenverstopfung genannt, hat sich schnell weiter verbreitet und während sie Anfangs jährlich nur sechs Opfer forderte, stiegen ihr im J. 1661 schon deren 300. Dasselbe findet auch bei andern Krankheiten, welche gerade an der Tagesordnung sind, statt. Von 100 Frauen stirbt kaum eine in den Wochen. Im Laufe eines Jahrhunderts herrschte in London viermal große Sterblichkeit, nämlich in den Jahren 1592 und 1593, im J. 1603, im J. 1625 und im J. 1630; die im J. 1603 war die größte und es starben damals 30,561 Menschen, in den Jahren 1603 und 1625 starben etwa fünf Theile der ganzen Bevölkerung und achtmal mehr Menschen, als deren geboren wurden. Die Pest, welche im J. 1603 ausbrach, dauerte acht Jahre und die im J. 1636 ihren Anfang nehmende zwölf Jahre, die des Jahres 1625 aber nur ein Jahr. Die Veränderungen und die Verderbnis der Luft trugen weit mehr zur Verbreitung der Pest bei, als die Dünste und Ausflüsse des menschlichen Körpers; Scharlachfieber, Blattern und andere böartige Krankheiten gingen der Pest ein, zwei oder drei Jahre voraus; die der Pest förderliche Beschaffenheit der Luft veranlaßte auch viele Frühgeburten; wüthete die Pest noch so arg, so war die Stadt jedesmal zwei Jahre nach dem Ausbruch derselben wieder brodsieft. Je mehr Krankheiten in einem Jahre herrschten, desto weniger Kinder wurden geboren, im Allgemeinen ist der Herbst die ungesundeste Jahreszeit. In London kommen auf eif Geburten zwölf Sterbefälle, auf dem Lande dagegen auf 52 Sterbefälle 63 Geburten. Die Bewohner Londons und der Umgebung bilden etwa den fünften Theil der ganzen Bevölkerung von England und Wales, welche etwa sechs und eine halbe Million beträgt. Die Bevölkerung des Landes verdoppelt sich durch die Fortpflanzung erst im Laufe von 280 Jahren, in London aber in 70 Jahren; weil sehr viele Leute mit großer Familie aus allen Theilen des Landes fortwährend nach der Hauptstadt kommen und sich daselbst anfäßig machen. In London kommen auf 14 Kinder männlichen Geschlechts 13 weiblichen Geschlechts, während auf dem Lande auf 15 Knaben 14 Mädchen kommen. Von allen Kranken sind doppelt so viel weiblichen als männlichen Geschlechts, weil die Frauen weit mehr Zufällen unterworfen sind, als die Männer; daraus würde folgen, daß alle, wenn die Sterbefälle den Krankheiten entsprechen, weit mehr Frauen, als Männer, sterben. Dies ist jedoch nicht der Fall, weil entweder die Kräfte der Frauenkrankheiten leichter heilen oder weil die Frauen mäßiger leben, als die Männer; weshalb auch mehr Männer sterben, obgleich deren mehr geboren werden. Die Bevölkerung Londons betrug im J. 1661 460,000 Seelen, worunter 81,000 freie

bare Männer.“ London war schon damals nicht mehr so gesund, wie früher, was nach Graunt's Ansicht größtentheils von dem schädlichen Dunste des Steinofenfeuers herrührt, da dieses Brennmaterial zur Zeit des Verfassers schon fast allgemein gebraucht wurde. Außer diesen Bemerkungen finden sich in dem Buche noch eine Menge anderer guter Andeutungen, welche man jetzt noch nicht ohne Nutzen lesen wird. Das Werk veranlaßte die Aufnahme des Verfassers in die königliche Gesellschaft der Wissenschaften und zwar auf die Empfehlung des Königs Karl II., welcher ausdrücklich sagte, daß man alle Kaufleute, welche so viel Talent und so große Kenntnisse bewiesen, aufnehmen solle. Nachdem Graunt sein Geschäft aufgegeben hatte, wurde er im J. 1666 zu einem der Commissäre zur Verfolgung Londons mit Wasser erkrankt, aber erst einen Monat nach dem großen Brande von London, weshalb die später verbreitete Vermuthung, daß er aus Furcht gegen die anglikanische Kirche bei der Feuerbrunst die das Wasser nach der Stadt führenden Röhren geschlossen und die weitere Verbreitung derselben veranlaßt habe, völlig aus der Luft gegriffen ist und dem Unwillen der anglikanischen Secte gegen Graunt zugeschieben werden muß, weil dieser, ein geborener Puritaner, zuerst zu den Calvinisten und zuletzt zu der katholischen Confession überging. Der Bischof Gisl. Burnet suchte zwar in seinen Denkwürdigkeiten die Anklage aufrecht zu erhalten, William Wailand hat sie aber in seiner Geschichte von London gründlich widerlegt. Graunt schrieb außer den statistischen Beobachtungen, von welchen auch eine deutsche Uebersetzung erschien (Leipzig 1702. 4.), auch eine Abhandlung über das Zollwesen (Observations on the advances of Excise) und ein Buch über die Religion, beide Werke blieben aber ungedruckt. Er starb am 18. April 1674 zu London und ward in der Kirche des heil. Dunstan begraben. Seiner Leiche folgten die angesehensten Männer der gelehrten Welt und des Handelsstandes, da er seines biederen und verschönligen Charakters wegen allgemein beliebt war *).

(Ph. H. Kälb.)

GRAUPEN sind enthieltene, auch wol in einige Stücke zerissen's Getreide, vornehmlich Gerste, Dinkel und Weizen. Sie werden auf besonderen Graupenmühlen zubereitet und erhalten eine möglichst runde Gestalt. Durch besondere Siebe werden die Graupen in verschiedene gröbere oder feinere Sorten gesondert. Die feinsten heißen Perlgraupen. Der sogenannte Graupensprung oder der Mähl von dem Abrunden der Graupen wird ebenfalls fortirt. Zu Graupen muß das beste und schönste Getreide, der sogenannte Vorsprung, genommen werden; das Getreide darf nicht ausgewaschen sein, weil es sich sonst auf dem Mählseine platt drücken würde. Graupen von Wintergerste sind übrigens besser als Graupen von Sommergerste, Graupen von Weizen besser als Graupen von Gerste. Die Graupen dürfen keine kleinen

Körner bei sich haben, nicht mit viel Mehl oder Mehlsaub vermischet sein, weil sie sonst zu alt sind, müssen vielmehr weiß ausfallen, nicht viel Schale haben und dürfen gar nicht riechen. Man bewahrt sie am besten in Riesen oder Tonnen auf, die rein und nicht dunnig sein dürfen. Um sie vor Würmern zu sichern, muß man sie von Zeit zu Zeit durchreiben.

(Dr. William Löbe.)

GRAUPEN, GRAUPENERZ, werden die bei der Aufbereitung und Zugutemachung der Erze abgesonderten feinen Erzbroden genannt. Da sie bei dem Proceß des Siebsezens, einer Absonderung des tauben Gesteins, des minder reichhaltigen und für die nasse Aufbereitung geeigneten und des reichen Erzes in dem Haufwerke erhalten werden, so heißen sie auch Sedgraupe, d. h. Körnererze.

(C. Reinhardt.)

GRAUPNER (Christoph), kaiserlicher Kapellmeister und Componist, im J. 1683 oder 1684 zu Kirchberg in Sachsen geboren, erhielt in der Schule seiner Vaterstadt und bei Küster, dem geschickten Organisten der dortigen Kirche, den ersten Unterricht in der Musik, im Singen und Clavierspielen. Als Küster nach Reichenbach versetzt wurde, folgte ihm Graupner und besuchte daselbst zwei Jahre die Schule, um sich unter den Augen seines Lehrers weiter auszubilden, sodann begab er sich auf die Thomasschule zu Leipzig, wo er neben seiner wissenschaftlichen Ausbildung auch seine musikalische eifrig betrieb; besonders weitverbreitete er mit seinem Mitschüler Heinrichen unter der Leitung des Cantors Schelle und des Nachfolgers derselben, des gewandten Contrapunktisten Kuhnau, immer größere Fertigkeit im Clavierspielen zu erlangen; bei dem letzteren erlernte er auch die Composition, und machte sich durch das fleißige Notenaufschreiben für diesen mit den besten Ergreugnissen der Opern- und Kirchenmusik bekannt. Im J. 1704 ging er auch an auf der Universität Jurisprudenz zu studiren, sah sich aber zwei Jahre später, als die Schweden in das sächsische Land einfielen, genöthigt, Leipzig zu verlassen. Er nahm seinen Weg nach Hamburg, wo er mit einer Baarschaft von zwei Thalern ankam; sein festes und geschmackvolles Clavierpiel und seine Gewandtheit im Partiturschreiben verschafften ihm jedoch bald die zum Unterhalt nöthigen Mittel und großen Beifall, sowie die Anstellung als Cembalist im Orchester der Oper stalt des nach Lübeck berufenen geschickten Musikers Joh. Christ. Schlegelredner. Er sah sich jetzt unerwartet in eine beglückte und seinen Talenten entsprechende Lage versetzt, denn ihm ward hier die Freundschaft des Operndirectors Reinhard Kaiser, eines berühmten Componisten. Durch dessen Beispiel angeregt und von ihm in seinen Versuchen gefördert componirte er für die Oper zu Hamburg in dem Style derselben die Opern „Dido“ (Hamburg 1707), „Hercules und Theseus“ (Ebenb. 1708), „Antiochus und Stratonice“ (Ebenb. 1708), „Bellerophon“ (Ebenb. 1708) und „Simson“ (Ebenb. 1709), welche mit großem Beifall aufgenommen wurden. Unvorsichtige Liebesbändel verleiteten ihm jedoch den Aufenthalt in Hamburg und er nahm das Anerbieten des Landgrafen von Hessen-Darm-

* J. G. de Chesepie, Nouveau Dictionnaire historique et critique. Tom. II. L. G. p. 74. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 340. Biographie générale. Tom. XXI. p. 739.

hubt, welcher sich damals auf kurze Zeit in Hamburg aufhielt, als Vicekapellmeister zur Unterstützung des altersschwachen Kapellmeisters Wolff. Karl Briegel nach Darmstadt zu kommen, mit der größten Bereitwilligkeit an. Er trat dahielt zu Anfang des Jahres 1710 ein und ward noch in demselben Jahre nach Briegel's Tode dessen Nachfolger. Er arbeitete nun Nichts mehr für die Oper, sondern componirte außer einigen kleinen Kirchengesängen, welche durch besondere feilliche Gelegenheiten herbeigerufen wurden, nur noch fürs Clavier. Bekannt sind aus der Zeit seines Aufenthaltes zu Darmstadt acht Clavierstücke (Darmstadt 1718), wovon monatliche Lieferungen von Clavierübungen hauptsächlich für Anfänger, bestehend in Präludien, Allemanden, Sarabanden, Couranten, Menuetten, Siguen u. dergl. (Darmstadt 1722), eine Reihe von acht Clavierstücken, bestehend in Allemanden, Couranten, Sarabanden, Siguen, Ariens und Gavotten, dem Prinzen Ernst Ludwig von Darmstadt gewidmet; erste Abtheilung (Darmstadt 1726) und ein Clavierconcert, „Die vier Jahreszeiten,“ in vier Theilen (Darmstadt 1733). Im J. 1723 hatte er einen Ruf nach Leipzig als Kantor an der Thomasschule erhalten, aber nicht angenommen. Er starb zu Darmstadt am 10. Mai 1760. Er gehört unstrittig zu den gefälligsten und beliebtesten Claviercomponisten des 18. Jahrhunderts. Die eigenhändigen Partituren dieses Künstlers in den Opern „Dido“ und „Antiochus und Stratonice,“ sowie zu seinen Cantaten für die Kirche befinden sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin *).

GRAUSAM, DIE GRAUSAMKEIT. Die Wurzel beider Wörter ist grauen, sich grauen, Verba, welche, wie in ihrer aithiochäischen, so noch in ihrer neuhochdeutschen Form „von Furchtcriseln ergriffen werden,“ bedeuten, wie die Definition bei Weigand †) in Uebereinstimmung mit den Erklärungen anderer Synonymiker lautet. Wenn sonach die Bedeutung mit derjenigen von schaudern, sich schaudern nahezu übereinstimmt, so ist dabei nicht blos an einen inneren psychologischen Vorgang, an einen heftigen, schmerzlichen, zum Sich-Abwenden führenden Eindruck, sondern auch und zwar zuerst an einen Eindruck zu denken, welcher, theils durch das Auge, theils durch das Ohr (man kann vielleicht auch sagen, durch den Geruchssinn) vermittelt, sich förmlich hinlöst macht, indem er schnell und sehr merklich durch deren Nerven über die Oberfläche des Körpers hindrückt, aber auch eo ipso das innere Nervensthem erregt und macht und so zu einem schmerzlichen psychologischen Acte wird. Wenn nun ursprünglich der außer dem Menschen liegende Duct des Grauens etwas ist, was man sieht, hört, überhaupt sinnlich wahrnimmt, so kann er auch in einer Vorstellung liegen, welche mit körperlicher oder

leibhafter Gewalt austritt, mit anderen Worten überhaupt, in dem Gedanken, wodurch etwas, was nicht immer körperhaft ist, vergegenwärtigt wird. Auf der einen Seite wird Cicero bei Bürger gefragt: „Graut Lieben auch vor Toden?“ Auf der anderen Seite kann es aber Einem (Einem) auch vor der Mittheilung einer Todesnachricht an einen Anderen grauen; er fürchtet sich vor diesem Gedanken, er möchte sich von ihm abwenden und wendet sich auch von ihm ab, ehe er ihn ausführt. Mit hochdeutsch lautet grauen kranken oder gruen, mittelhochdeutsch gruwen, und hat hier ebenfalls die Bedeutung von Furchtcriseln ergriffen resp. heftig erschüttert werden, z. B. im Glossar. Araban. 966 a, Reinhard Fuchs 81. Diefelbe Bedeutung hat dann auch das Verbum grausen, z. B. mich graup't, sowie das davon abgeleitete gruelen (etwas grauen), ferner das Substantivum der Graus, das Grausen, sowie das Adjectivum grausig.

Wenn grausig das ist, was Grauen erregt, so hat diesen Sinn auch das Adjectivum grausam, im jüngeren Mittelhochdeutsch groosam. So wird es z. B. von Luther gebraucht, 2 Mos. 9, 24: Jagel und Feuer fuhren „grausam“ unter einander. In der neuhochdeutschen Literatursprache hat das Adjectivum diese Bedeutung abgegeben, während sie sich bis jetzt in der Vulgarsprache, besonders des gemeinen Mannes, zu häufiger Anwendung erhalten hat. In diesem Sprachgebrauche nennt man aber nicht blos z. B. einen heftigen Donnererschlag, sondern z. B. auch eine Menge „grausam.“ „Es waren grausam viel Menschen da,“ ist eine sehr geläufige Redewendung, ohne daß der Redende damit sagen will, sie habe ihm Grauen eingelegt; im Gegentheil, er hat sich über sie gefreut und von ihr angezogen gefühlt; er will damit überhaupt nur den starken, überwältigenden Eindruck bezeichnen. Ja man hört nicht selten sagen, dieses und jenes sei „grausam schön“ gewesen.

Die letzte Christisprache braucht das Adjectivum grausam nur in moralischer Bedeutung, und zwar von demjenigen, welcher hartberzig oder gefühllos Anderen große anbauernde förtige oder auch moralische Schmerzen zufügt. In demselben Sinne redet sie von einer grausamen That, einer grausamen Handlung u. s. f. Grausam blos durch hartberzig oder gefühllos definiert, wenn auch die Hartberzigkeit oder die Gefühllosigkeit mit in einer höheren Potenz gefaßt wird, reicht nicht hin; der Hartberzige oder Gefühllose ist zwar für den großen Schmerz Anderer wenig oder gar nicht empfänglich, aber er muß deshalb nicht als Einer gedacht werden, der große Schmerzen macht. Der Grausame thut, was Grauen macht; er thut es dadurch, daß er Anderen große anhaltende Schmerzen oder Qualen macht, welche in körperlichen Wunden und dergleichen oder in moralischen Liebeln, z. B. dem überlangen Hinhalten mit der Erfüllung eines Versprechens, bestehen können; er fügt Schmerz und Qual zu um des Schmerzes und der Qual willen; der Betroffene soll viel resp. lange leiden, um eine Sache zu befriedigen. Man hat selbst demjenigen als grausam zu bezeichnen, welcher mit dem

*) Vergl. Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schläderbach und Ch. Brenndorf. Bd. II. S. 227. F. J. Fetis, Biographie universelle des Musiciens. (Nouv. éd. Paris 1862.) Tom. IV. p. 91.

†) J. G. Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen. Mainz 1842. 3. Bd. Nr. 1613.

zugefügten Schmerz einen höheren resp. einen anderen Zweck als die Erleichterung des Schmerzes selbst verbindet, z. B. die Einschüchterung des Betroffenen für andere Fälle, die Abschreckung Dritter. Die höchste Stufe der Grausamkeit ist das Schmerz-Machen um des Schmerzes willen, welches sich bis zur teuflischen Lust an langen fürchterlichen Qualen steigern kann, und zwar bei dem vollen Bewußtsein des Grausamen darüber, daß der Betroffene die höchsten Schmerzen empfindet.

Man kann daher weithin in diesem menschlichen oder vielmehr unemenschlichen Sinne von Thieren kaum sagen, daß sie grausam seien, da ihnen das Bewußtsein, die Vorstellung von der Qual, fehlt. Es wird zwar z. B. sehr oft der Tiger, namentlich im Gegensatz zum „großmüthigen“ Löwen grausam genannt; aber sicherlich hat er keine irgendwie mit moralischer Schuld verbundene Vorstellung von dem Grade des Schmerzes, welchen er zufügt, noch weniger die Intention des Willens, Qualen von möglichst langer Dauer und hohem Grade zu veranlassen, und zwar um des Schmerzes willen und um sich an ihnen zu weiden. Wir haben es hier vielmehr mit der wilden Zerstörungskraft zu thun, welche nicht bloß den Zweck der Nahrung, sondern auch den Zweck verfolgt, alles wirklich oder vermeintlich Widrige, Feindliche, Gegentretende, Angreifende niederzuwerfen und kampfunfähig zu machen.

Die moralische Epäure des Begriffes beschränkt sich also, abgesehen von Götzgöttern, Dämonen und anderen Gebilden der menschlichen Phantasie, auf das Geschlecht der Menschen. Hier erscheint die Grausamkeit in bemerkenswerthen Unterschieden, hier hat sie ihre retrograde Geschichte sowohl innerhalb der Lebenszeit des einzelnen Menschen, als auch innerhalb des Lebens der Völker und der Totalität derselben. Man spricht es oft aus, daß vorzugsweise die Kinder grausam wären, wenigstens grausamer als die Erwachsenen, und beruft sich dafür auf die Erfahrung, daß sie oft damit beschäftigt sind, fliegen die Flügel, kassern die Beine, Vögel in die Federn einzeln und langsam unter dem Jucken der armen Thiere auszuräumen und sie dann noch lebend von sich zu thun, ohne sie zu tödten. Nun verursacht zwar diese Manipulation objectiv genommen den Thieren große Qual; allein man wird nicht sagen dürfen, daß Kinder die bewusste Absicht haben, Schmerzen zu machen, daß der Schmerz der Zweck sei und daß sie so ein Wohlgefallen an diesem haben. Soll von einem Wohlgefallen die Rede sein, so ist es die Lust an den Bewegungen der Thiere. Es ist die Art des Kindes, was ihm in die Hände kommt, zu zerlegen und so zu zerstören, nicht um zu zerstören, zu vernichten, Schaden zu machen, sondern weil es sehen will, was daraus wird, was dahinter und darinnen steckt, oder überhaupt, weil es thätig sein will. Es verfolgt seinen Zweck, der höher als die Mittel läge; es weiß beide noch nicht in das richtige Verhältniß zu setzen, und zudem kann man ihn nur ein sehr schwaches, zweifelhaftes Bewußtsein von dem Schmerze beilegen, welchen es verursacht; dieses Bewußtsein reist erst mit den Jahren heran, und je älter der Mensch wird, desto

weniger ist er grausam, einestheils weil er dann aus vieler Ueberlegung und Erfahrung weiß, was Schmerz ist, andertheils weil er gegen Schmerzen empfindlicher geworden ist.

Die Geschichte der Grausamkeit bei dem einzelnen Menschen wiederholt sich innerhalb der einzelnen Völker und innerhalb des Fortschreitens von dem roheren zu dem gebildeteren Volke, wobei wir die wachsende Bildung speciell als die steigende Erkenntniß höherer Zwecke, die immer mehr realisirte einheitliche Verbindung derselben und die immer zweckmäßigere Wahl der dazu dienenden Mittel auffassen. Wilde, rohe Nationen sind grausam in dem Sinne, daß der eine Mensch dem anderen, besonders wenn er einem fremden, feindlichen Stamme angehört, große und lange Qualen, meist körperliche, zufügt, um das Jaz talions, um Rache zu üben, wobei auch die Einschüchterung zuweilen als Absicht hineinspielen kann. Das sind objectiv grausame Acte, und man kann ohne Weiteres also sagen, daß solche Barbaren Schmerzen machen um der Schmerzen willen, ja daß sie an ihnen ihr Wohlgefallen, ihre Lust finden, inebstend doch nach der Richtung hin, daß sie eine Freude an dem Gelingen der Strafe oder Rache haben. Sie kennen die Qualen; sie wissen dieselben zu würdigen; sie vermögen sich vorzustellen, was sie selber leiden müßten, wenn sie davon betroffen würden; allein man darf, um nicht mit gleichem Maßstabe das rohe wie das gestittete Volk zu messen, nicht außer Acht lassen, daß der rohe Mensch, wenn er in den Händen seiner Feinde ist, gegen Qualen sich weit unempfindlicher zeigt als der gebildete, was offenbar in seinen stärkeren und besonders für diesen Fall, vielleicht durch einen eigenbümlichen psychologischen Act abgestumpfteren Nerven liegt. Der Gebildete hat empfindlichere Nerven, ist gegen den Schmerz weichtlicher als der Rohe; er weiß sich mehr als dieser in die Lage des Gequälten zu versetzen und empfindet daher dessen Schmerz in verstärkterem Grade mit; er regulirt sein Leben mehr nach dem obersten Grundsatze der praktischen Moral: „Was du nicht willst, daß man dir thu, das sag auch deinem Andern zu;“ er weiß, daß, was er Andern thut, sich eventuell selbst thut, indem er ihnen das Necht dazu gibt; er kennt, wenigstens nach längerer geschichtlicher Erfahrung, welche er auch anderwärts als in seinen Kreisen sammelt, das Verhältniß zwischen dem Zweck und dem Mittel; der Schmerz dient ihm nur in dem Grade zum Mittel, als derselbe einen höheren Zweck, nicht bloßes subjectives Beziehen fördert.

Daher ist namentlich die Strafgesetzgebung im Laufe der Zeit milder geworden, soweit sie in körperlichen Schmerzen besteht. Dem Triebe des natürlichen Menschen ist es eigen, eine Uebertretung des väterlichen, des Stammes-, des Volkswillens mit dem Inhalte der Uebertretung selbst zu strafen und zwar Körperverletzungen und Tödtungen ebenfalls durch Körperverletzung und Tödtung, wobei z. B. der Unterschied zwischen einem Todtschlage in Zorn und Streit und einem intendirten Vaternorde sich von selbst geltend mache, und wie noch jetzt die Kinder und rohen Individuen der christlichen Cultur

voller gegen jedes ihnen angethane Leid, auch wenn es z. B. nur Boete sind, mit körperlicher Züchtigung als dem einfachsten und fügigsten Ausdrucke der Vergeltung vorgehen, dabei aber, wenn das Strafmittel einmal im Gange ist, dasselbe auch ohne Gegenwehr immer weiter ausdehnen, weil während dessen der Zorn bis zu einem gewissen Grade noch wächst, so find auch die diesem Geiste entsprechenden Strafdrohungen meist hart, d. h. grausam, indem sie die Absicht haben, einen intensiven und der Zeit nach großen körperlichen Schmerz zu verursachen. Der nächste Zweck desselben ist die Erfüllung des *ius talionis*, womit sich in zweiter Linie der Zweck der Abschreckung entweder derselben oder anderer Individuen verbindet, was im Grunde mit dem Zwecke der Besserung identisch ist. Diese letztere Absicht ist bei der Criminaljustiz um so mehr als maßgebend in den Vordergrund getreten, als sie ein reales Gut enthält, während die Sühne (Rache, Vergeltung), obgleich als seiner Straftrafungsstufe fortzuschaffen, nur einer theoretischen, wenn auch sehr natürlichen Forderung Genüge thut, indem sie den empfangenen Schlag womöglich stärker zurückgibt. Man hat sich aber überzeugen müssen, daß grausame Strafen einestheils nicht bessern, andertheils verhärteten und, wenn öfentlich, zu einem demoralisirenden Schauspiel werden, sodaß man, abgesehen von der wachsenden Schwereitigkeit, die Executen solcher Prozeduren zu finden, die körperlichen Strafen weniger schmerzhaft oder qualvoll gemacht und die Leiden bei der Hinrichtung verkürzt hat. Ein Beispiel ist die hochmoralische Halbschneidung Karls V., welche besonders im 18. Jahrh. schnell und bedeutend gemildert ward, so daß z. B. an das Lebendig von unten an Gerädertwerden, das lebendig von oben an Gerädertwerden und dann eine noch mildere, beziehungsweise den Tod schneller, im Moment herbeiführende Praxis trat, z. B. die französische Guillotine, bis zu deren Zeit indessen noch das Lebendig-verbrenntwerden von Heren dauerte. Gegenwärtig existirt in der Gesetzgebung keines einzigen christlichen Landes eine Hinrichtungsweise, welche den Zweck hätte, dem Hingerichteten als Strafe leibliche Qualen zuzufügen, und selbst bei mäßiger Prügelstrafe schreibt Europa laut auf. Es ist nun zwar sicherlich ein Fortschritt von der Barbarei zur Humanität, wenn an die Stelle qualvoller Körperstrafen, welche das nicht erreichen lassen, was sie erreichen sollten, andere getreten sind, welche dem Zwecke besser entsprechen; allein wenn auch sentimentale Schwäche zu weit gegangen ist, wenn sie jede körperliche Züchtigung, welche Schmerz macht, verwerfen hat, was sich z. B. wenigstens gegenwärtig in Elementarschulen nicht durchführen läßt, will man das beste Mittel zum Zweck, so kann man doch nicht behaupten, daß die fortschreitende Cultur durch die Beschränkung des leiblichen Schmerzes auf ein Minimum überhaupt jeden Schmerz abgeegit hätte. Denn die an die Stelle gesetzten Freiheits-, Ehren- und Geldstrafen sind *mutatis mutandis* ebenso schmerzhaft, nur daß man es hier mit moralischen Schmerzen zu thun hat. So ist die Einzelhaft manchem Verbrecher qualvoller erschienen als die baldige Todes-

strafe, und, wenn möglich, würde er diese jener vorgezogen haben. Die neueste Strafgesetzgebung will also Schmerzen, für große Verbrechen große Schmerzen machen, freilich nicht aus Freude und Lust an ihnen, sondern weil sie als Mittel dienen sollen, und wenn wir z. B. den Körperschmerzen der Halbschneidung, wie wir doch kaum anders können, dieselbe Zweckendenz beilegen, so wird, wenn sie grausam genannt werden soll, z. B. auch die Einzelhaft diesem Prädicate Raum entgegen können.

Wenn die Nerveneonstitution durch die Cultur bedingt ist (man muß auch den umgekehrten Causalnexus zugeben), welche den Menschen ungewissheit mehr verweicht als die Barbarei, d. h. ihn für den Schmerz empfänglicher macht und diesen als größer empfinden läßt, so harmonirt hiermit die Beobachtung, daß vorzugswelse Vollstärlingeneit sind, Acie der leiblichen und moralischen Grausamkeit zu verüben. Einerseits sind ihre Nerven, beziehungsweise Gefühle nach vielen Seiten hin abgestumpft, sodaß sie nicht die normale Empfindung von dem Maße fremder Qualen haben; andererseits suchen sie, was nur die Rekehrte davon ist, eine Stimulation, deren Befriedigung sich mit dem Gasse reegelsamkeit, von dem sie wissen, daß sie ihm bei Anderen unterliegen, und daher die Schmerzen der Gestraften erhöht, sodaß hier der Schmerz um des Schmerzes willen, nämlich zur Befriedigung des Strafenden, vorhanden ist, und man in diesem Falle von einer Grausamkeit im wahren Sinne des Wortes reden darf. Solche typische Gestalten aus der Geschichte sind z. B. Herodes, Nero und andere römische Herrscher. Man kann dieser Gattung auch das römische Volk aus derjenigen Zeit zurechnen, wo es die Theater füllte, um die blutenden Gladiatoren und die armen Verurtheilten zu sehen, welche sich bei dem Kampfe mit wilden Thieren zu seinen Füßen in ihren Qualen wälzten.

Dagegen wird man das Wohlgefallen der Spanier und anderer, ihnen verwandter Völker an den Hitzergesechten und den dabei oft in Ecce gesetzten gräßlichen Verwundungen nicht von solchen Nerven ableiten dürfen, welche etwa durch Wollust und andere ähnliche Einflüsse abgestumpft der Stimulation bedürftig wären; man wird vielmehr sagen müssen, daß es ein Correlat der niedrigen geistig-moralischen Bildung sei, welche nicht weiß, was sie thut, obgleich diese Völker hierdurch in flagrantester Weise gegen den Kern des in ihrer Religion enthaltenen Verbotes sündigen: „Du sollst nicht tödten.“ Wenn der Spanier, dieser orthodoxe Katholik auf der Erde, auf die Grausamkeit der Borerei in den Engländern, diesen orthodoxen Protestanten auf der Erde, verweist, so hat er Recht; wenn er behauptet, daß die Lust an den Stiergesechten nicht den Schmerzen bei der Verwundung, sondern dem Schauspiel der Bewegung, der Gewandtheit, des Ruckes u. s. w. gelte, so ist ihm einzuwenden, daß die Acie der Grausamkeit damit notwendiger verbunden sind; wenn er die Qualen der geistlosen Menschen und Thiere abkürzt, so mildert er die Bestialität des grausamen Spieles, und diese Mildertung ist ihm von dem Gatte der großen Schuld

als das Guthaben einer kleinen Entschuldigung abzuschießen.

GRAUSO ¹⁾, einer der bedeutendsten und einflussreichsten Großen des longobardischen Reiches, gegen das Ende des 7. Jahrh., war Bürger zu Verecia, lebte aber am königlichen Hofe zu Pavia und ließ sich nebst seinem Bruder Aldo zur Theilnahme an einer Verschwörung, welche Alachi, Herzog von Trient und Brescia, gegen den König Cunibert (um das Jahr 690) anstiftete und in welche, wie es scheint, viele Longobarden verwickelt waren, verziehen. Alachi bemächtigte sich, von Grauso und Aldo unterstützt, während einer kurzen Abwesenheit Cunibert's von Pavia des Palastes und der Stadt und nahm den königlichen Titel an. Cunibert flüchtete sich auf diese Nachricht auf eine besetzte Insel im Lago di Como, wo er sich zu halten und seine Anhänger zu sammeln suchte. Alachi machte sich durch sein unflüchsiges und unkluges Benehmen auch bald bei den Unterthanen und besonders bei der Geistlichkeit, gegen welche er bei jeder Gelegenheit unverhohlen seine Abneigung zeigte, verhaßt und brachte sogar seine Mitverschworenen Grauso und dessen Bruder durch die unkluge Ausrufung, daß er sie alsbald wegzuschaffen gedenke, so sehr gegen sich auf, daß sie dem undankbaren Thronräuber zuvorkommen beschloßen. Sie bereiteten diesen daher, seiner Religion zur Jagd in einem großen Walde bei Fiume nachzugehen, indem sie versprachen, nicht nur während seiner Abwesenheit die Stadt zu bewachen, sondern ihm auch den Kopf Cunibert's zu bringen. Kaum hatte er aber die Stadt verlassen, als Grauso und Aldo sich verteilten zu Cunibert begaben, ihm um Verzeihung baten und, nachdem er ihnen diese gewährt hatte, ihm die Thore der Hauptstadt zu öffnen versprachen. Als Cunibert zur festgesetzten Zeit erschien, empfing ihn die Bevölkerung bereitwillig und er nahm unter allgemeinem Jubel wieder von dem Throne Besitz; Grauso und Aldo aber ließen dem unbefürmten jagenden Alachi merken, daß sie Wort gehalten und nicht nur den Kopf Cunibert's, sondern dessen ganzen Körper nach dem Palast gebracht hätten, wo er sich jetzt unversetzt befände. Alachi gerieth über die List, durch welche man ihn geführt hatte, in nicht geringe Wuth und ging nach Piacenza und nach dem östlichen Theile des Reiches, wo er ein bedeutendes Heer zusammenbrachte. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher lange ohne Entscheidung gekämpft wurde, bis Alachi mit Wunden bedeckt fiel und seine Anhänger die Flucht ergriffen. Als Cunibert sich wieder setz auf dem Throne sah, sann er darüber nach, auf welche Weise er Grauso und Aldo, welchen er nicht traute und deren Macht und Einfluß er fürchtete, aus dem Wege räumen könne. Als diese aber seine Absicht erfuhr, suchten sie Schutz an einem heiligen Orte; der König, darüber erschrocken, ließ ihnen Gnade zukommen, beschloß sie zu sich und behandelte sie fortan als die treuesten Unterthanen seines Reiches ²⁾. (Ph. H. Kieß.)

GRAUSPIESSGLANZERZ, Antimonglanz, Schwefelantimon, Antimonfufurat, von der Zusammensetzung 73 Proc. Antimon und 27 Proc. Schwefel. Die Kryallform ist ein Rhombondesfieder; die Krystalle sind meist spießig oder nadelförmig ausgebildet. Die Masse ist dunkelgrau, metallglänzend, von strahligem Gefüge und 4,0 bis 4,66 spec. Gewicht. Das Antimonfufurat ist sehr spröde und gibt beim Zerreiben ein röhlich schwarzes Pulver. Das auf nassem Wege dargestellte Präparat, unter dem Namen Kermes, rothes Schwefelantimon, Karthäuser Pulver bekannt, stellt ein braunrothes Pulver dar, das ohne Geruch und Geschmack ist. Durch Zusammenschmelzen von einem Theil koblenfauren Natron und 3 Theilen Antimonfufurat erhält man die Spießglanzleber, Hepar antimonii. Das Antimonfufid oder der Goldschwefel (Stibium sulfuratum aurantiacum) ist gewöhnlich in den Mutterlaugen enthalten, aus welchen das Antimonfufurat ausgeschieden ist.

(C. Reinw.)

GRAUTOFF (Ferdinand Heinrich), kaiserl. Schulmann und Geschichtsforscher, am 27. Mai 1789 zu Kirchwälder, einem Dorfe in dem zum gemeinschaftlichen Gebiet der Städte Hamburg und Lübek gehörenden Bierenlande, wo damals sein Vater Prediger war, geboren, wurde Anfangs zum Handel bestimmt und besuchte deshalb ein zu diesem Zwecke vorbereitendes Privatinstitut. Seine unverkennbare Reizung zum Studiren und ein dieser Reizung entsprechendes Talent bewogen jedoch den aufmerksamen Vater, welcher unterdessen Prediger an der St. Katharinen-Kapellkirche zu Hamburg geworden war, den unermüdblich fleißigen Knaben dem Johanneum in dieser Stadt zu übergeben, wo er so schnell und bedeutende Fortschritte, besonders in der Mathematik machte, daß seine Eltern, obgleich ihnen die Sorge für 13 Kinder oblag, sich zu dem Opfer entschloßen, ihn auf eine Universität gehen zu lassen und seinem Wunsche, sich zum Staatsdienste die nöthige Berechtigung zu verschaffen, nach Möglichkeit zu willfahren. Er bezog im J. 1809 die Universität Leipzig und hörte phisologische, philosophische und theologische Collegien. Nach der Verabingung seiner Studien wurde er als Hilfslehrer an der Bürgerische zu Leipzig angestellt, an welcher er seine Beschäftigung zum pädagogischen Fache vielfach bewährte. Da er zugleich die Gelaudnis erhielt zu predigen, so versuchte er sein Glück auf der Kanzel und erntete ungetheilten Beifall. Sein Rednertalent, dessen er sich jetzt erst bewußt wurde, bewog ihn, sich dem akademischen Lehrfache zu widmen und sich um eine Professur zu bemühen. Die Verhältnisse schienen auch seinen Entschluß zu begünstigen, indem ihm die Leitung eines jungen Grafen von Solms, welcher in Leipzig den Studien obliegen sollte, anvertraut wurde; er kam jedoch aus mancherlei Gründen von diesem Vorhaben zurück und ging nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg nach Lübek, wo er sich unter die Candidaten des Predigeramtes einreihen ließ. Er hoffte nämlich die

1) Nach anberer Bericht Grauso oder Guso. 2) Paul. Diacon. De Gestis Longobardorum I. V. c. 38 seq. I. VI. M. Graup. h. H. u. R. Erste Section. LXXXVIII.

c. G. L. A. Muratori, Annali d'Italia. (Roma. 1752. 8.) Tom. IV. P. I. p. 298 seq.

früher von seinem Vater desleidete Pfarrstelle zu Kirchwärd, welche gerade damals erledigt war, zu erlangen; da ihm aber diese Hoffnung, wol zu seinem Glück, fehlgeschlug, so suchte er an dem lübeker Gymnasium unterzukommen, was ihm auch noch in demselben Jahre seiner gründlichen Kenntniß des Hebräischen, seiner Gewandtheit im pädagogischen Fache und seines Pädagogertalentes wegen gelang. Seine Leistungen fanden die gebührende Anerkennung und schon im Frühling 1819 erhielt er die Stelle des ordentlichen dritten Lehrers an dieser Anstalt und die damit verbundene Aussicht über die Stadtbibliothek. Von der Zeit der Uebnahme seines Lehramtes bis zu seinem letzten Lebensjahre wirkte er nun unverdrossen zum Wohl und zur Hebung des Gymnasiums; er lehrte Geographie, Statistik, Rhetorik und Mathematik in der ersten und das Griechische und Lateinische in der zweiten und dritten Classe. Die Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Vorträge, in denen er das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine feine Art zu verbinden, seine Zuhörer zu beleben und ihre Aufmerksamkeit zu schärfen verstand, erwarben ihm in hohem Grade Achtung und Liebe und erhielten ihm dieselbe ungeschwächt. Dabei war er ein angenehmer und heiterer Gesellschafter und wurde in den meisten Familien gern gesehen, obgleich er mit dem Leben und Treiben der Bürgerchaft von Lübeck im Allgemeinen nicht sehr zufrieden war und als entschiedener Freund des Rechts und der Erbauung das Mangelhafte und Verkehrte, hauptsächlich in den sittlichen Verhältnissen, offen tadelte und nicht selten mit beiseitem Witze geistelte. Obgleich seine zahlreichen und ermüdenden Amtsgeschäfte ihm wenig Zeit zu wissenschaftlichen Forschungen, die außerhalb dem Bereiche der Schule lagen, und zu literarischen Arbeiten ließen, so setzte er doch seine schon früh begonnenen Studien über die Geschichte seines Vaterlandes fort. Besonders zog ihn das Mittelalter und die Zeit des hanseatischen Bundes, dessen Hauptstadt Lübeck war, an, weshalb er auch fleißig das darauf bezügliche Material zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte. Er hatte ferner die Absicht, Beder's Geschichte der Stadt Lübeck in einer erneuten und würdigeren Gestalt erscheinen zu lassen und sie fortzusetzen und gewiß hätte er, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, diesen Plan ausgeführt. Als Vorarbeiten dieses Unternehmens darf man die Herausgabe der von Dr. Bremer aufgefundenen wichtigen „Chronik des Frankfurter Lesemeisters Detmar nach der Urchrift und mit Ergänzungen aus andern Chroniken“ (Hamburg 1829—1830. 8. 2 Bde.) und die „Abhandlung über den Zustand der öffentlichen Unterrichtsanstalten in Lübeck vor der Reformen“ (Lübeck 1830. 8.) betrachten. Auch hängt mit diesen Studien der Anteil, welchen er am „Archiv für ältere deutsche Geschichte (Bd. 3)“ nahm und für welches er die Abhandlung über die teutsche Originalausgabe des Chronici Slavici und das Verzeichniß der auf der Stadtbibliothek in Lübeck befindlichen geschichtlichen Handschriften lieferte, eng zusammen. Daß er seine frühere Thätigkeit im theologischen Fache nicht vergaß, beweisen

seine Darstellung der „Reformation der christlichen Kirche durch Dr. M. Luther. Ein Büchlein für das Volk und die Schulen“ (Lübeck 1817. 8. 4. Ausg. Ebd. 1818. 8.) und sein „Lehrbuch der christlichen Religion“, welches trefflich auf Herz und Geist der Confirmanden wirkt. Großes Verdienst um den Unterricht erwarb er sich auch durch die neue Bearbeitung der geographischen und statistischen Tabellen für Bürger Schulen von Fr. Herrmann, seinem Vorgänger im Amte (Lübeck 1825. 4. 3. Ausg. Ebd. 1832. 4.), welche nützliche Arbeit er so zeitgemäß verbesserte, daß sie fast als eine ganz neue erschien. Noch weit mehr wußte Grautoff für die Wissenschaft geleistet haben, wäre ihm eine ungeschwächte Gesundheit beschieden gewesen; er litt aber schon in seiner Jugend an Brustschwäche und dieses Uebel nahm mit den Jahren immer mehr zu, obgleich er ängstlich durch Voricht und Mäßigung gegen dieses an seinem Innern nagende Uebel kämpfte. Eine Reise nach London, durch welche er sich zu erholen glaube, verschlimmerte noch seinen Zustand, so daß er am Ockern des Jahres 1831 sich einen halbjährigen Urlaub erbiten mußte, um frei von allen Amtsgeschäften auf dem Lande zu leben und seine Gesundheit herzustellen; alle Bemühungen waren jedoch vergebens und er erlag am 14. Juli 1832 seinem Uebel zum großen Nachtheil der vaterländischen Geschichtsforschung und des Gymnasiums zu Lübeck, welches in ihm einen seiner vorzüglichsten Lehrer schmerzlich vermisste. Mehrere seiner geschichtlichen Arbeiten wurden nach seinem Tode von seinen Freunden J. Essel, Selter und C. Deele unter dem Titel: „Historische Schriften“ (Lübeck 1836. 8. 3 Bde.) aus seinem Nachlasse herausgegeben. Biographische Mittheilungen über ihn von Selter befinden sich vor dem ersten Bande *).

(Ph. H. Külb.)

GRAUW (Heinrich), holländischer Historienmaler, um das Jahr 1627 in Hoorn geboren, erlernte die Malerei unter Anleitung seiner Landsleute Peter de Grebber von Haarlem und Jacob van Kampen. Er arbeitete in der Werkstätte des letzteren acht Jahre und half unter der Leitung desselben auf Befehl des Prinzen Moritz von Nassau die vier Zwißelgemälde an dem Gewölbe in dem Lustschlosse 't Hays im Besah in der Umgegend vom Haag ausführen. Im J. 1648 machte er, erst 17 Jahre alt, aber mit guten Vorkenntnissen versehen, eine Reise nach Italien und begab sich, nachdem er einige Zeit zu Livorno verweilt hatte, nach Rom, wo er drei Jahre blieb. Er benutzte diese Zeit gewissenhaft, um die Antike und die Werke großer Meister zu studiren; er erregte hier auch durch sein Talent die Aufmerksamkeit Poussin's und erwarb sich allmählig dessen Freundschaft. Dieser gab ihm das Zeugniß, daß er noch keinen anderen holländischen Maler gesehen habe, welchem Copien großer italienischer Meister so gut gelangen, wie Grauw. Bei seiner Rückkehr in das Vaterland fand Grauw dieses in Krieg verwickelt und da er ein friedfertiger, stiller und

*) Neuer Nekrolog der Deutschen 1834. Bd. II. S. 648 sq. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 43 seq. (Nouv. ed. Tom. XVII. p. 389.)

in seinen Arbeiten eifriger und nur diesen lebenden Künstler war, so suchte er fortwährend dem Geräusche der Hämmer zu entgehen und verließ Amsterdam, Utrecht und Hoorn, wo er abwechselnd sich anzuhebeln gesucht hatte. Zuletzt ließ er sich zu Alkmaar nieder, wo er im J. 1681 starb. Da er sehr sorgfältig in der Ausführung seiner Arbeiten war, sind seine Gemälde nicht sehr häufig und werden eifrig gesucht. In allen gewahrt man ein Studium nach guten Meistern; seine Compositionen sind großartig und edel, die Darstellung des Raumes verdrängt Geschnitten und in der Gewandung zeigt er eine besondere Fertigkeit. Seine Zeichnungen in schwarzer Kreide, besonders die Serien: Die Erlebung des Bachus und der Triumph des Julius Cäsar, erregen noch fortwährend die Bewunderung der Künstler *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRAUWACKE (Traumate = Graywacke); Grauwadenschiefer (Schiste traumatique, Grauwacke slate); Grauwadentalkstein, Uebergangsfalkstein (Calcaire de transition, Calcaire intermédiaire, Transition limestone, Grauwacke Limestone). Die Grauwacke ist eine Gesteinsart, welche oft mit feynkristallinisch körniger Zusammensetzung, in der Regel aber als ein mechanisches Gemenge sich zeigt, bei welchem rundliche oder eckige Körner und Körner meistens von Quarz, seltener von Kieselchiefer und anderen festen Thonschieferarten, bisweilen auch, jedoch sparsam, kleine Feldspaththeilchen von einer quarzigen, thonigquarzigen oder thonigen Bindemasse umhüllt werden. Unter Grauwackengruppe, Grauwackenformation versteht der Geognost eine Gruppe von Gesteinsarten zwischen der Kohlenformation und dem Urgebirge, welche aus weit verbreiteten Massen sandsteinartiger Gesteine und Thonschiefer mit Lagern von Kalkstein verbunden ist, die sich oft sehr weit zusammenhängend erstrecken, und welche früher von Werner unter dem Namen der Uebergangsformation zusammengefaßt sind. Die eigentliche Grauwacke macht nur ein Glied dieser Formation aus. Der Name Grauwacke rührt her von grauen, oft scheinbar gleichartigen, manchmal Waden ähnlichen Varietäten, und wurde zuerst von harter Vergleichen so benannt.

Die Grauwacke ist ein eigentlicher Thonschiefer mit einem bedeutenden Ueberstosse von Quarz, der in Form von körnigen Massen darin abgelagert ist, so daß fast gar kein Bindemittel bemerkbar wird. Besteht das letztere ebenfalls aus Quarz, und von gleicher Färbung wie die eingeschlossenen Körner, so gestaltet sich eine gleichartige grob-, fein- oder feinkörnige, oft feynkristallinisch erscheinende oder auch dichte Quarzmasse, ein Quarzgestein, welches häufig als Grauwackenquarz (Quarzit) oder quarzige Grauwacke bezeichnet wird. Die Quarzförner haben in diesen, sowie auch in den anderen Grauwackensteinen in der Regel eine weiße, lichtgelbliche oder lichtgraue, seltener eine röthliche oder dunkelgraue Farbe. Zwischen

den Quarzkörnern finden sich, selten in größerer Anzahl, meist nur einzeln zerstreut, schwarze und dunkler gefärbte Stücke von Kieselchiefer und andere Schieferarten, und als Seitenbeimischung in großkörnigen Varietäten Granitstückchen. Die kieselige Beimischung gibt der Grauwacke eine eigenthümliche Rauhigkeit und Festigkeit; auch ihre Härte ist so bedeutend, daß sie meist am Stahle Funken gibt. Der Feldspath zeigt sich meistens bloß als kleine weiße, punktförmige und theilweis zwischen den Quarzförnern eingestreut, von matten erdigen Aussehen. Diese kleinen weißen Feldspathstrahlen bilden auch häufig einen accessoirischen Gemengtheil des Thonschiefers, welcher in sehr verschiedenen Varietäten vorkommt.

Gewöhnlich ist die quarzige Bindemasse der Grauwacken lichtweiß, gelblich röthlich, seltener dunkel. Bei mehr thoniger Beschaffenheit ist sie graulich weiß, graulich blau, bräunlich gelb, bräunlich grün, braun, dunkelroth, schwarzgrün, grau und schwarzbraun. Nach ihrer Beschaffenheit und Härte und nach der Farbe, der Beschaffenheit, Größe und Häufigkeit der eingeschlossenen Mineral- und Gesteinsförner ist die Beschaffenheit, Farbe und Festigkeit, sowie auch die Structur des Gesteins sehr verschieden.

Wie schon erwähnt, entstehen bei quarziger oder quarzig thoniger Beschaffenheit und sparsam vorhandenem Bindemasse die Grauwackenquarze oder quarzigen Grauwacken, Gesteine, meistens von großer Festigkeit. Bei mehr thoniger Beschaffenheit und vorwaltender Bindemasse erhält die Grauwacke mehr oder weniger das Ansehen von Sandsteinen, Grauwackensandstein, sandsteinartige Grauwacke, und bei größerem Vorwalten von Glimmer eine schieferige Structur, schieferige Grauwacke, oder sie gestaltet sich zu einem wirklichen Schiefer, dem Grauwackenschiefer. Nach dem größeren oder geringeren Anthelle von Quarz in der Bindemasse und in den Körnern ist auch die Festigkeit dieser Gesteine sehr verschieden, und, mit Ausnahme mancher Arten von Grauwackenschiefer, in der Regel groß. Ebenso verschieden ist auch die Farbe der Grauwackengesteine, mit Ausnahme des Schieferers; theils einfarbig, theils bunt, gepunktet, gestreift, gestrichelt, gebändert und dergl. Die sandsteinartigen Grauwacken, besonders aber die quarzigen, sind häufig mit Quarzadern und Quarzschüden durchzogen. Die ersteren enthalten parieten- und netzartige Einschlüsse, Eßigglanz, Roth- und Brauneisenerz. Oftmals sind die Rufflächen mit diesen Mineralien und auch mit Talk überzogen, bei den Quarzen aber häufig mit ganz kleinen Quarzkristallen übersät. Die Grauwackengesteine haben bei dieser verschiedenartigen Beschaffenheit bald den Habitus der feynkristallinisch körnigen Gesteine, bald aber erscheinen sie als wirkliche Sandsteine. Die dunklen, schwarzgrünen und auch manche lichtgraugrünen sind den feinkörnigen oder dichten Grünsteinen sehr ähnlich, und unterscheiden sich von ihnen durch größere Festigkeit, durch die eingestreuten Glimmerblättchen, durch die parallelen, wenn auch oft undeutlichen Faserkreise, durch den Mangel einer wirklich feynkristallinischen Structur, welche bei den

*) Descombes, La Vie des peintres hollandais. Tom. II. p. 145. J. D. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und des Niederlandes. Bd. III. S. 179. G. R. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. V. S. 341.

Grünsteinen deutlicher ist, durch den Mangel an Kalzspathstrahlen und durch das Nichtbrausen mit Säuren.

Die schieferige Grauwade hat eine ähnliche Zusammenfügung, wie die sörmige Grauwade, ist jedoch feinförmiger und reicher an Glimmerschuppen, erscheint dickschieferig und spaltet in scheibeförmige Bruchstücke. Bei den vorwaltenden thonig-glimmerigen Bestandtheilen ist sie sehr deutlich geschichtet, hat eine mehr erdige oder mehr schuppige Structur, und gestaltet sich als Grauwadenschiefer. Diefem sind aschgrüne und andere graue Gränthe bis schwärzlich grau einge, doch ist er auch grünlich, roth und röthlich braun gefärbt. Bald wechseln diese Farben mit einander, oder sie durchziehen einander parien- oder streifenweise. Der Grauwadenschiefer unterscheidet sich von dem nahe verwandten Thonschiefer, in welchem zuweilen Uebergänge vorkommen, durch größeres Korn, mehr dickschieferiges Gefüge und deutlicheres Hervortreten seiner Gemengtheile, insbesondere durch die häufigen Glimmerschuppen an den Hauptbruchflächen, während der Thonschiefer sich durch große Feinheit und Homogenität ihrer Masse auszeichnen, und aus den feinsten Schichten der zerförmten älteren Gesteine gebildet worden sein müssen. Der Grauwadenschiefer ist oft mit wulstigen, schwierigen, streimigen oder wellenförmigen Schichtungsflächen versehen, erinnert überhaupt in seinem Habitus nicht oder weniger an schlammartige Sedimente. Von andern Mineralien enthält er, wiewol seltener, Kies, Braun- und Kothfelsstein.

Die Conglomerate der Grauwade bestehen aus Geschieben von Quarz, Kieselstießer, von Granit, Feldsteinporphyr, Onix, Thonschiefer, welche Geschiebe entweder von einer grob- oder feinförmigen oder auch schieferigen quarzigen oder thonig quarzigen Grauwaden- oder Grauwadenschiefermasse umhüllt werden. Die Geschiebe haben die Größe einer Wallnuß bis zu der eines Kopfes. Manche dieser Bruchstücke, zumal die des Kieselstießers, zeigen keine Abnutzung, sondern sind eckig und scharfkantig und sind über mehrere Kubfuß groß. Namentlich ist der Kieselstießer in den Uebergangsformationen zu Hause; er geht einerseits in feinsten Thonschiefer und Hornfels, anderseits in Quarz über, und würde sich in manchen seinen Varietäten sehr passend als Hornfelsenschiefer bezeichnen lassen. Merkwürdig ist seine Association mit Alaunschiefer und schwarzem Thonschiefer, und mit Grünsteinen, indem er sehr gewöhnlich in der unmittelbaren Nähe dieser Gesteine vorkommt. Organische Ueberreste sind im Allgemeinen sehr seltene Erstürmungen in den Kieselstießern; nur die schwarzen, kohligen Varietäten machen eine Ausnahme, indem sie bisweilen reich an Orapitolithen sind, welche in ihnen gewöhnlich weiß und oft so dünn wie ein Hauch erscheinen.

Der Grauwadentalk oder Uebergangskalk besteht aus einer feinförmigen oder auch dichten Kalkmasse und ist größtentheils von grauer, bläulich, rauch- oder schwärzgrauer Farbe, seiten gelblich- und röthlichbraun, braun, roth, weiß, schwarz, theils einfarbig, theils bunt und verschiedenartig gezeichnet, gestreift, gestreift und dergl.

Er enthält häufig Eisenkies, ist oft von Kalzspathadern durchzogen, umschließt bisweilen Hornsteinen, und besteht in seinen dunkeln Arten einen ansehnlichen Thongehalt. Viele dieser Kalksteine sind sehr bituminös und von kohliger Beschaffenheit, was sich theils durch die vorherrschend dunkelgrünen bis schwarzen Farben, theils durch den Geruch beim Anschlägen, theils auch durch Ausdehnung von Kohlen zu erkennen gibt. Ihr häufiger Gehalt an Eisenkies läßt sie auch wol Eisenkalkstein nennen, und die innigen Beziehungen zwischen diesen Kalksteinen und Eisenstein erzeugen ein um so lebhafteres Interesse, als sie darthun, welche verschiedenartige Umwandlungen und Zerlegungen in den Schichten des Grauwadengebirges vor statt gegangen sind, daß Umwandlungen des Uebergangskalksteins in Eisenstein stattgefunden haben. Bisweilen ist der Kalkstein breccienartig, in welcher Ausbildung er meist aus edigen Kalksteinbruchstücken besteht, die von einer gleich oder anders gefärbten Kalksteinmasse umhüllt sind. Nur selten gesellen sich hierzu Bruchstücke von anderen Gesteinen. An manchen Orten tritt der Kalkstein dolomitisch, mit dichter oder feinförmiger Structur. Uebrigens sind gerade die Uebergangskalksteine nicht selten im Contacte mit Granit, Syenit und dergl. eruptiven Gesteinen zu weisem, krySTALLINEM Marmor umgewandelt worden, welche Umwandlung sich bisweilen auf große Entfernungen von der Contactfläche verfolgen läßt. Aber außerdem sind es besonders diese Kalksteine, welche die meisten als Marmor beliebten Gesteine liefern, indem theils die buntsfarbigen Schieferkalksteine, theils andere, mit untrüglicher Farbenzeichnung versehene, oder von vielen Kalzspathadern durchflochtene, oder sonst ausgezeichnete Varietäten zu architektonischen Ornamenten und anderen Kunstwerken verwendet werden.

Der Uebergangskalk ist wie die Grauwadengesteine ausgezeichnet geschichtet, in dünnen, schmalen, bisweilen aber in mehrere Fuß mächtige Schichten, mit gerader Richtung im Streichen und Fallen, häufig aber auch mannichfach gebogen, gekrümmt, gewunden und in einander verschlungen; öfters zeigt er aber auch eine sehr undeutliche, weil übermäßige Schichtung; ja, bisweilen steht er in bedeutenden Felswänden als massiges, völlig ungegliedertes und nur regellos zerstücktes Gestein an. Die größten Stöcke und Lager, sowie die ausgebeuteten Ablagerungen nehmen natürlich an allen Undulationen und Dislocationen des Schichtenbaues Theil, wie solche gerade die Uebergangsformationen besonders häufig und auffallend betreffen haben. Bei einigermaßen heiler Stellung ragen die Stöcke, Lager und Zonen oft in Kuppen und Felsenkuppen über ihre Umgebungen auf. In den Thälern veranlassen sie Thälungen und felsige Vorsprünge, wie denn auch innerhalb der größeren Kalkstein-Ablagerungen die Berg- und Thalbildung sehr scharfe und auffallende Formen zu zeigen pflegt. In einigen Orten enthält er auch Höhlen, so die Bielefeld- und Baumaushöhlen bei Rübeland im Harze. An Versteinerungen ist er iagenerweise sehr reich.

Ein vorzügliches Glied der Grauwadengebirge ist

ferner der Thonschiefer (Uebergangs- oder Grauwadenthonschiefer). Er hat mit dem Urthonschiefer (Phyllit), der ein inniges, fast gleichartiges Gemenge von Feldspath, Quarz und Glimmer, oder auch von Glimmer, Chlorit und Quarz, oft auch von Feldspath, Quarz und Hornblende ist, eine große Ähnlichkeit. Der Thonschiefer der Grauwade unterscheidet sich nur dadurch, daß sich weniger eine krystallinische Zusammensetzung, als vielmehr eine mechanisches Gemenge aus thonigen, quarzigen, seltener aus feldspathigen Theilen erkennen läßt, und daß er auch nicht das feinglänzende Ansehen, wie jener besitzt, sondern mehr mattglänzend auf den Bruchflächen erscheint. Oft kann er nur durch seine Lagerung oder durch seine Zugehörigkeit zu fossilhaltigen Schichtensystemen unterschieden werden. Seine Farbe ist gewöhnlich schmutzgrau, graulich, oder bläulichschwarz, schwärzlichbraun. Grüne, licht-bräunliche, gelbliche, röthliche Färbungen sind selten. Der Grauwadenthonschiefer ist meist einfarbig, und nur selten hat er gestreifte, gestreifte oder gewölkte Farbenzeichnungen. Die Spaltungsflächen sind matt oder nur schwimmernd. Häufig ist die Spaltbarkeit eine zweifache, vermöge welcher das Gestein sich in rhombische Prismen, Stängel oder Griffel zerbrechen läßt. Zufälligen Beimengungen von anderen Mineralien begegnet man selten. Die gewöhnliche ist Eisenkies, bisweilen auch Chalkolith (Chalkolithschiefer) und Koble. Eisenkies kommt bisweilen so reichlich vor, daß die betreffenden Schiefer als Eisensteine zu benützen sind. Als größere zufällige Bestandtheile finden runde Concretionen, Nieren und Schwielen von Kalkstein, Wülste und Knollen von Grauwade, Trümmer, Brocken und Kerer von Quarz, rothem Jaspis, Rieselschiefer, Brauneisenstein und dergl. Die kleinen Kalksteinconcretionen geben ihm bei eintretender Verwitterung bisweilen ein perlglänzendes Ansehen. Mitunter enthält er so viel kohlige Theile beigemengt, daß er sich zu einem Graphitschiefer gestaltet. Je nach dem Vorwalten des einen oder des anderen seiner Bestandtheile und dem größeren Gehalte an Koble und Eisenerz besitzt er auch eine größere oder geringere Härte und Festigkeit.

Die meisten Dachschiefer gehören den Thonschiefern der Grauwadengebilde an. Sie sind sämmtlich sehr Varietäten von Thonschiefer, welche vermöge ihrer sehr vollkommenen und ebenflächigen Spaltbarkeit, ihrer Homogenität, ihrer angenehmen Härte und Festigkeit, sowie vermöge ihrer Dauerhaftigkeit vorzüglich geeignet sind, als Baumaterial für Dächer benützt zu werden. Diese Dachschiefer bilden innerhalb der übrigen Schiefer besondere Züge oder Zonen, welche sich mehr oder weniger weit verfolgen lassen, und zuweilen mehrfach wiederholen. Bisweilen gehen auch andere Schieferzonen in Dachschiefer über. Die dunkelbläulichschwarzen Varietäten lassen sich zugleich als Tafelschiefer zu Schreibtafeln gebrauchen. Griffelschiefer nennt man diejenigen Varietäten, welche mit ausgezeimter griffelförmiger Absonderung die gehörige Feinheit, und den erforderlichen Grad der Festigkeit und Härte verbinden, um zu Schieferstiften verarbeitet zu werden. Dagegen sind Zeichen-

schiefer sehr weiche und feinerdige, kohlreiche Varietäten von dachschieferiger Absonderung, welche in verschiedenen Stufen geschnitten, als sogenannte schwarze Kreide benützt werden. Die ockergelben Gleden, womit die Dachschiefer auf den Dächern sich häufig überziehen, rühren von Eisenoxydul-Silicaten her, wobei das Eisen zu Eisenoxydhydrat wird. Besonders gute Dachschiefer sind am Harze bei Goslar, Lautenthal und Blankenburg; im Kassauischen bei Rüdesheim, Gaud und Wilsdorf; im Thüringervale bei Rehefen, Gräfenenthal und Sonnenberg. Der Thonschiefer im Weidbachthal, auf der Straße von Düren nach Montjoie, im Thale der Ruhr westlich von Driebern, gehört dem Grauwadengebilde an und zeichnet sich durch große Reinheit und Festigkeit und die Gewinnung von Dachschiefer aus. In demselben Thonschiefer kommen dünne Lagen von 1 Linie bis zu 1 1/2 Zoll Mächtigkeit vor, die genau parallel der Schichtung liegen und den Bessigschiefer liefern. Die Eigenschaften der Schieferung zeigt sich hier vorzugsweise und am ausgezeichneten bei den reinen Thonschiefern, jedoch auch bei den mit Quarz verunreinigten und bei den aus einem Gemenge von fast gleichen Theilen Quarz und Thon bestehenden Grauwadenthonschiefern. Der Thonschiefer, der namentlich bei Ghaten-Salm, bei Dietz und Bihain und bei Petit-Sart im Thale des Mainbachs vorkommt, zeichnet sich dadurch aus, daß in ihm überall Bessigschiefer vorkommt, der in keinem der übrigen Thonschiefer des rheinischen und belgischen Grauwadengebietes getroffen wird. Die Tafelschieferbrüche am Thüringervale bei Rehefen, Brothella und Gräfenenthal haben eine große Verühmtheit; die dortigen Griffelschiefer werden nur in der Gegend von Sonnenberg und Steinach gewonnen. Sie bilden Schichten, welche sich vom übrigen Thonschiefer scharf absondern, und bei ihrer sehr feilen Lage fast wie Gänge ausnehmen. Die griffelförmige Absonderung setzt gänzlich oder beinahe rechtwinklig durch diese Schichten hindurch, ohne die sie einschließenden Schichten zu betreffen. Die Schieferungsflächen in dem Schiefer dieser Gebilde fallen überhaupt häufig nicht mit den Schichten zusammen, sondern durchschneiden dieselben unter einem schiefen und auch wol rechten Winkel. Allein in der Regel läuft die Schieferung parallel mit der Schichtung, und nur manche seltene Arten sind nach verschiedenen parallelen Richtungen sehr stark zerstückt.

Der Grauwaden-Thonschiefer ist oft so eisenhaltig, daß die Masse in den Klüften bei längerer Berührung mit der Atmosphäre roth gefärbt wird, und zuweilen dient das rothe in ganzen Etüden ausgeschiedene Eisenerz als Ausfüllungsmaterial, namentlich von Galamiten. Auch Koble, gewöhnlich von anbrackartiger Beschaffenheit, findet sich in einzelnen Klüften vor und vermittelt bei den schwarz gefärbten, kugligen Massen oft den Uebergang zu schwarz oder Grauwaden-Kohlen-schiefer, dessen innere nur sehr wenig bide Schichten, namentlich an den an der Oberfläche gelegenen Massen, sich leicht absondern lassen, aus einem gleichförmigen Gerüst von Kohlenstoff, Quarz und Thon bestehen und fast immer der Glimmerschichten entbehren. Häufig sind der Kohlen-

Stoffgehalt in diesen graulichschwarzen und bläulichschwarzen Massen noch mehr an, so entstehen jene ganz schwarzen und sehr söhligen, bisweilen auch bituminösen Schiefer, welche man deshalb, weil sie oft reich an eingestrengtem Eisenkies sind, und bei der Verwitterung Eisenvitriol und Alaun liefern, Alaunschiefer genannt hat. Unter den accessorischen Bestandtheilen sind besonders Knollen von Eisenkies, sowie kleine Nieren von Anthracinit und Sinterstein zu erwähnen, und die gemeinen Alaunschiefer sind mitunter so söhligen und bituminös, daß sie bis zu einem gewissen Grade brennbar werden. Der Alaunschiefer ist bisweilen söhlhaltig, und findet sich im Gebiete der älteren Formationen theils in selbständigen Ablagerungen, theils als ein Begleiter der schwarzen Kiefschiefer und der dichten Kalksteine. Manche Alaunschiefer sind reich an organischen Ueberresten.

Berschiedene Analysen von Alaunschiefern gibt G. Bischof in dem Lehrbuche der Chem. Petrologie II, 1657, und knüpft daran die Bemerkung, daß, wenn in einem Schiefer hinreichende Quantitäten von organischen Substanzen vorhanden sind und es nicht an schwefelsauren Salzen fehlt, die ganze Menge des Eisenoxyds in Eisensulfid umgewandelt werden kann. Wird dann dieser durch durchdringende Gewässer oxydirt: so wird das Eisenoxyd in löslicher Verbindung fortgeführt und Thone, welche ganz oder fast eisenfrei sind, bleiben zurück. Nach einer Analyse des Alaunschiefers von der Insel Bornholm zeigt Forchhammer (Verzeilnis, Jahrbuch. XXV, 404), daß sich dieser Alaunschiefer aus Tangarten auf dem Meeresboden gebildet habe, und daß seine Bildung noch fortdauern könne. Bei der Fäulnis der Tangarten wird aus ihren schwefelsauren Salzen Eisensulfid gebildet, die Ueberreste mengen sich mit Thon und geben so Alaunschiefer. Aber auch die schwedenden Theile der Klüfte können, wenn sie reich an organischen Ueberresten sind, und wenn diese die schwefelsauren Salze des Meerwassers zerlegen, das Material zur Bildung von Alaunschiefer liefern.

Unter den angeführten Gesteinsmassen und Gliedern der Grauwackenformation spielen also der Thonschiefer, die Grauwacke und der Grauwackenschiefer in der Zusammensetzung des ganzen Schilbes die Hauptrolle. Der Kalk gelangt zwar in manchen Gegenden als Lager und Lagerstätte zu einer ansehnlichen Verbreitung und Ausdehnung, spielt jedoch im Allgemeinen gegenüber den benannten Gesteinsmassen eine geringere Rolle. Dasselbe Verhalten lassen auch die Conglomerate beobachten. Zu den untergeordneten Gliedern der Grauwackenformation gehören Diorit, Grünstein, Grünsteinmandelfeldit und verschiedene mit denselben verbundene Breccien, welche theils in Gestalt von Lagern, nicht selten in Verbindung mit Eisenzeren, in gleichförmiger Lagerung getroffen werden. Ebenso gehören Feldsteine, Feldsteinporphyre und Hornsteine in Gestalt von Lagern zu den untergeordneten Gliedern.

Im J. 1800 bezeichnete und charakterisirte Robb (in v. Rol's Ephemeriden III, 55) die körnige oder gemeine Grauwacke als einen vollkommenen Sand-

stein: „Kunde und edige Körner, künstlich mehr oder weniger abgerundete Geschiebe und körnigwegs als ursprünglich anzusehen, sind durch eine erdige Masse verbunden; die Körner bestehen aus Quarz, aus Kiefschiefer und selbst aus einem älteren Thonschiefer von meist graulich schwarzer Farbe; das Bindemittel ist eine Thonschiefermasse, welche mehr oder weniger von einer Quarzauflösung durchdrungen gewesen sein mag; die Größe der Körner von kaum sichtbar bis zur Kugelsgröße; häufig sind kleine gelbliche und silberweiße Glimmerblättchen; die gemeine Grauwacke ist von ungemelter Festigkeit und sehr schwer zerprengbar; charakteristisch für sie sind unbedeutend edige Bruchstücke, ohne die mindeste Anlage von schieferiger Textur u. s. w.“ Einige Jahre später sprach sich Heim über die Grauwacke des Thüringerwaldes fast übereinstimmend mit dieser Beschreibung aus: „Die Grauwacke ist, wie der Granit, ein gemengtes, ein aus verschiedenartigen Körnern zusammengefügtes Gestein; die Körner sind meist grau und schwarz, doch gibt es auch weiße, rothe, gelbliche und grüne; der Masse nach pflegen aber die grauen und schwarzen Körner vorzuwalten; sie bilden oft neun Zehntheile des Gesteins, und bestehen aus Thon- und Kiefschiefer; die übrigen Körner sind besonders Quarz, welcher weiß, oder bläulich, und Feldspath, welcher gelblich oder röthlich zu sein pflegt. Glimmerblättchen sind in der körnigen Grauwacke selten, die Quarzkörner sind meist rund, die anderen Körner gewöhnlich edig. Im Ganzen ist die Grauwacke vom Thüringer Walde kugelförmig und mittelförmig, die großkörnigen Varietäten finden sich strich- und partiellweise in den übrigen, andere Varietäten gehen durch fortwährende Verfeinerung in das Dichte über.“

Robb wendete sich später der Ansicht zu, daß die Grauwacke ein chemisches und kristallinisches Gebilde sei, und E. H. Naumann deutet in seinem Lehrbuche der Geognosie (Leipzig 1862) II, 266 speciell an, daß die Beschreibung von Robb und Heim vereinigt in der That eine sehr richtige Vorstellung von der körnigen Grauwacke abgebe. Das Grauwackengebirge der älteren Geognosen, namentlich der des vorigen Jahrhunderts, erhielt sich lange in seiner ganzen Unbestimmtheit, und erst in neuerer Zeit ist dasselbe als Ubergangsgebirge, namentlich nach dem Vorkommen thierischer Restfossilien, in mehrere Abtheilungen gebracht worden. In Bezug auf die geognostische Stellung der Hauptglieder der Formation bilden der Thonschiefer, die Grauwacke und der Grauwackenschiefer theils mächtige, bisweilen über einander sich wiederholende oder abwechselnde Schichtenzonen, theils minder mächtige Lagen, die mit einander im beständigen Wechsel stehen. In einigen Gegenden walten die Schiefer vor, in anderen wieder die Grauwacken, bisweilen ist auch das eine oder das andere Glied sehr zurückgedrängt. In den meisten Gegenden findet man den Thonschiefer in den untersten Lagen entweder als mächtige Zonen oder von geringerer Mächtigkeit abgelagert, und im Aufschlusse und in gleichförmiger Lagerung mit den kristallinischen Schiefern.

Auf den Thonschiefer folgt die Grauwacke, zunächst gewöhnlich Konglomeratbänke, dann die grob-, klein-, feinsörnigen und schieferigen Arten und die Grauwackenschiefer, welche alle mit einander abwechseln. Auf diese Grauwackenzonen folgen entweder Zonen abermals von Thonschiefer oder von Grauwackenschiefer, oder es wechseln die Glieder fort, bis mehr in den höheren Lagen erst die Kalksteine auftreten, welche entweder mit mergelartigen Schiefern oder mit Grauwackenschiefer abwechseln, oder diese als einzelne zerstreute Linsen- oder stockförmige Massen eingelagert sind, und selten bedeutende Strecken ausbilden. Ueber diesen Kalkstein findet man häufig abermals Gebirgsmassen von Grauwacken und Schiefersteinen abgelagert, woraus dann abermals Kalksteine im Wechsel mit Mergel- oder Schiefersteinen entwickelt sind, welche als die obersten Glieder des Grauwackengebildes betrachtet werden können.

Fast überall erscheinen im Gebiete des Grauwackengebildes krystallinische Gebirgsmassen, die während der Ablagerung oder in verschiedenen Perioden nach derselben die Schichten durchdrachen und einen großen Einfluß auf die gegenwärtige Beschaffenheit ausübten. Schon oben sind die Granitinseln und die verschiedenen Konglomerate erwähnt. So gehören ferner gewisse Porphyre im sofern dem Grauwackengebiet an, als sie sich lagerartig in Grauwacke und Thonschiefer eingeschoben haben. Aber die meisten Porphyre fallen in das Gebiet der Steinsohlenformation, wo sie die Rolle der Grünschiefer ausnehmen. Wichtiger ist das Auftreten des Granits. Der Granit des Brodens und der Rosttrappe am Harze hat z. B. bei seinem Hervortreten den umgebenden Grauwackenschiefer in Hornfels umgewandelt, er dringt mit Adern und Ästen am Rehberger Graben, auf der Südseite des Brodens in die Schichten der Grauwacke ein, überlagert dieselbe am Ziegenrücken und umschleßt Bruchstücke von Hornfels und petrefactienführenden Kalkstein. Die Granitmasse verzweigt und verästelt sich hier mannichfaltig hoch in den Felsen hinaus, zuletzt in ein feines Gitter auslaufend, in welchem Granitblättern kaum mehr nach die Stürze des feinsten Papierstreifens besitzen. So sind ferner Ueberlagerungen der Grauwackenschiefer durch Glimmerschiefer und Gneiß im Granit bei Brod und Wesel in Böbmen. Vulkanische Gesteine, besonders Basalte, Trappen und Lavas erscheinen in den Grauwackengebilden nicht selten. So erhebt sich die 2340 par. Fuß über der Meeresfläche gelegene Höhe Aicht, der höchste Basaltkegel in der Eifel, 220 Fuß über das dortige Grauwackengebiet. Nicht sehr weit vor demselben, bei Kaltenborn, erhebt sich die Grauwacke von allen Seiten ziemlich gleichmäßig und flach ansteigend zu einer hohen Kuppe, auf deren höchstem Punkte sich ein ungefähr 100 Fuß hoher Basaltkegel, der Kaltenborn'scher Kopf, befindet. Der 1626 Fuß über dem Meere liegende Wosenberg mit seinen vier Kratern, der ausgezeichnete unter den erloschenen Vulkanen der Eifel, erhebt sich 250—300 Fuß über das Grauwackenplateau. Der 1276 Fuß hohe Halkenberg, bei Vertrieh, liegt über der Grauwacke 82 Fuß. In den

Schichten aller dieser Vulkane findet man nur Grauwacken- und Thonschieferbrocken eingelagert, oft von ziegelrother Farbe, gebrannt, an den Rändern blaß und ganz in die umgebende Schale übergehend. Sehr reich an Einschlüssen von Bruchstücken des durchbrochenen Gebirges sind die Schichten und Lavas des Bonn ganz nahen Roderbergs. Grauwacken- und Thonschieferbrocken finden sich in ausgeworfenen Schalen, die auf den Kraterändern in großer Menge zerstreut liegen, und in aufsteigender Lava. Bei Wobersdorfreen in Gloucesterschire kann man zwei Massen von Wandstein-Trappwälfen Schichten von Uebergangsfalt und rothem Sandstein auf einer Strecke von ungefähr einer Stunde verfolgen. Viele der in den letzten Jahrzehnten über das Grauwackengebiet der verschiedensten Gegenden bekannt gewordenen Untersuchungen geben Zeugnis von den großen Hebungen und Senkungen, Verdichtungen und Verschiebungen, von der Zerkürzung und Umwandlung der Grauwackenschichten und Gesteine seit ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. Vervollt man diese verschiedenen Gebirgsmassen nach ihrer Gesteinsbeschaffenheit und ihren eingeschlossenen Versteinerungen mit Rücksicht auf ihre Lage, so findet man in den unteren Lagen im Allgemeinen eine größere Festigkeit der Grauwackengesteine, als in den oberen. Man begegnet in den letzteren fast durchaus quarzreichen und grobkörnigen Grauwacken und Quarzen von bedeutender Festigkeit. In den oberen Ablagerungen sind die Quarze seltener; in der Bindemasse waltet statt des quarzigen Kieselgerbels der thonige Bestandteil mehr vor, die Grauwacken erhalten immer mehr den sandsteinartigen Charakter, die Schiefer ähneln mehr dem Schieferthone und sämmtliche Gesteine sind von geringerer Festigkeit. Die Thonschiefer sind in den mittleren schon nicht mehr zu finden.

Ist die petrographische Verschiedenheit der Grauwackengruppe schon sehr mannichfaltig, so tritt eine sehr bedeutende Verschiedenheit in den oberen und unteren Lagen hervor durch ihre organischen Ueberreste. Die untersten Thonschiefer- und Grauwackenlagen sind in der Regel gänzlich leer an Versteinerungen. Diese zeigen sich nach einem Wechsel von Schiefer- und Grauwackenonen erst in den Sechsen höher gelegener Zonen, und namentlich in Schiefern und Grauwacken spielen Trilobiten und Polypen eine äußerst wichtige Rolle, da sie in einer so großen Anzahl von Gattungen erscheinen, das hauptsächlich die Trilobiten-Hauna eine große Mannichfaltigkeit erreicht. Den Trilobiten schließen sich einige Dibracoben an, und höchst charakteristisch sind die Graptoliten. Die Foraminiferen haben erst in neuerer Zeit durch Ehrenberg eine große Bedeutung erlangt. Außerdem kommen Krinoiden, Brachiopoden, Conchilien, Gastropoden, Cephalopoden, Crustaceen und Anneliden vor. Im Pflanzenreich ist die unterste Zone arm, und die gefundenen, sind meist nur Fucoiden, also submarine Pflanzen; von Landpflanzen sind nur wenige Species aufgefunden. Vortüglich reich an Versteinerungen werden erst die darauf abgelagerten Kalksteine, und namentlich ist auch hier das

Thierreich viel reicher vertreten als das Pflanzenreich. Dst ist die umhüllende Kalksteinmasse fast ganz verdrängt und Versteinierung an Versteinierung. Was die Thierschöpfung betrifft, so sehen wir hier unter den Versteinierungen die Hauptreife des Thierreichs vertreten. Die Strahlthiere sind in zwei Classen, den Polypen und Stachelhäutern, letztere aber nur in ihren niedrigen Ordnungen, den Scylliden und Sessakern, repräsentirt. Die übrigen Classen enthalten nur gallertartige Thiere, welche noch keiner Erhaltung fähig waren. Als eine besondere Auszeichnung ist schließlich das Vorkommen von Fischen zu erwähnen, welche ihre Leberreste, und somit die ersten Spuren von Wirbelthieren hinterlassen haben. Zähne, Schuppen, Kieferknochen, Kiefer und sonstige Reliquien mehrerer Species von Onchus, von Plectrodus sind an der oberen Grenze dieser Gebilde gefunden worden. Die verschiedenen Territorien bieten hierin mannichfaltige Verhältnisse, und namentlich sind in England und Böhmen mehrere wichtige Aufschlüsse erlangt worden. Von Seepflanzen zeigen sich nur Tangen und Schwämme, und fast niemals finden sie sich in den dichten, in Bänken geschichteten Grauwade, sondern nur in den oberen thonreichen, gewöhnlich die Grenze zwischen den Bänken bildenden Schichten, die sich leicht spalten lassen; meist in gestreckter Lage, insbesondere die zarteren Reste, jedoch immer nur sparsam. Ueberall zeigt sich nur ein Anfang und eine merkwürdige Armuth im Verhältniß zu der jetzigen Schöpfung. Kein einziger Landorganismus, weder Thiere noch Pflanzen, ist mit Sicherheit nachgewiesen; die ganze Schöpfung lebte einzig in der See, und alle bis jetzt aufgefundenen Species einer längst untergegangenen und ausgestorbenen Thierwelt zeigen ganz entschieden den Typus von marinen Organismen.

Die über diese Kalksteine und Schiefer in einigen Gegenden abgelagerten Grauwaden und Kalksteinmassen führen jedoch ganz andere Versteinierungen; entweder ganz neue Geschlechter oder ganz neue untern nicht vorkommende Arten. Zwar zeigt sich auch hier noch eine auffallende Armuth an Pflanzenresten, doch werden schon ziemlich viele Landpflanzen, wenn auch in unvollkommenen Resten nachgewiesen, und die Flora läßt schon eine gewisse Ähnlichkeit mit jener der Steinkohlenformation erkennen. Wenn jene schwarzen kugelförmigen, in der Grauwade oft vorkommenden Absonderungen sich verflachen und der plattgedrückten Form nähern, entsteht häufig eine große Ähnlichkeit derselben mit nuphähnlichen Früchten, die jedoch bei gänzlichem Mangel jeder anderen Organisation nur in die Kategorien jener Absonderungen zu bringen sind. Im Allgemeinen ist die Flora auch dieser Gebilde immer eine sehr arme, nur die Farne sind vorwiegend, und sie allein können als Uebergangsflora angesehen werden. Das Thierreich ist dagegen viel reicher und vollständiger vertreten, als in den untern Gliedern der Formation. Entweder ganz neue Geschlechter oder ganz neue untern nicht vorkommende Arten bringen eine auffallende Verschiedenheit in den Formen hervor, und selbst ein wesentlicher Unterschied in dem Charakter der

Gesteine macht sich geltend. In der Classe der Polypen ist zunächst der gänzliche Mangel an Scapitolliden bemerkbar. Die eigentlichen Korallen aber erscheinen in gewissen Schichten mit zahlreichen Formen. Unter den Scylliden erlangen eine besondere Wichtigkeit die echten, großarmigen Krinoiden. Unter den Stachelhäutern walteten Spermieren vor, und die Gattungen *Proterodus* und *Terebratula* beginnen. Die Cephalopoden erscheinen in mehreren Gattungen, und aus der Classe der Erufaceen sind es die Trilobiten, welche einen großen Werth für die Diagnose der Formation erlangen, obgleich sie schon im Abnehmen begriffen sind. Außer ihnen finden sich noch Repräsentanten der Schalencrebse (*Ostracoda*), kleinen, fast mikroskopischen Krebsen, die größtentheils das süße Wasser bewohnen. Von den Wirbelthieren war früher nur eine sehr geringe Anzahl von Leberresten einiger Knochentische gefunden worden, während die obersten Abtheilungen der Formation eine große Entwicklung eigenthümlicher Fischfamilien auszeichnet, welche größtentheils den Abtheilungen der Placoiden und Ganoiden angehören, und mitunter in ganz seltsamen Formen auftreten. Unter diesen Fischen tritt besonders die Unterordnung der Panzerorgane auf, deren wesentlichste Charaktere darin bestehen, daß die Haut mit großen Knochenplatten bekleidet ist. Das Skelett aller Fische, die zu dieser Unterordnung gehören, ist knorpelig und besteht aus einer ungetheilten Wirbelsäule, auf welcher härtere Wirbelbogen aufliegen. Auch die Schädelkapsel ist stets hornig und das Maul gerundlich auf der untern Seite des Kopfes angebracht. Ein lebender Repräsentant dieser Unterordnung ist der Stör. Der einzige, unabweisbare Leberrest eines Amphibium oder Reptilium ist das Skelett eines Batrachiers, *Tolpeton elginiense*, welches sich bei Elgin in Schottland in dem alten rothen Sandsteine, der indessen in neuerer Zeit von den Grauwaden abgefordert worden oder wol auch als das obere Glied der Grauwadengruppe betrachtet wird, gefunden hat. Die Structur der Wirbel, der Rippen, des Beckens, welche man an dem Skelette gefunden hat, weist auf ein salamanbrähnliches Thier hin, welches einige Charaktere besaß, die es den Fische näher brachten. Durch diese Mischung von Amphibien- und Reptilien-Charakteren nähert sich das fossile Thier den Labyrinthodonten. Die meisten Thiergattungen, deren Leberreste in den Schichten der untern Grauwadenformation niedergelegt sind, treten auch in der oberen auf, doch sind die Species meist ganz verschieden, daher durch sie beide Formationen scharf getrennt werden. Und wie gegen das Ende der untern Gruppe die ersten Fische, so scheinen gegen das Ende der oberen die ersten Reptilien erschaffen worden zu sein. Von Vögeln und Säugethieren hat sich bis jetzt in den Gebilden der Grauwade noch keine Spur gefunden. Die organische Welt des Grauwadengebietes stellt hiermit den Anfang des organischen Lebens überhaupt dar, allein die erste Pflanzen- und Thierwelt entseht sich in ihrer Organisation, in ihren Gruppen, Familien, Gattungen und Arten am weitesten von der, welche heute Land, Wasser

und Luft bedeckt. Sie ist in ihrer Gesamtuntertheilung wie in ihren einzelnen Theilen fremdbartiger und eigenenthümlicher als irgend eine Schöpfung der nachfolgenden Epochen. Ihre Ueberreste, die ältesten von allen, waren natürlich den vielfachen äußeren Einflüssen, welche auf die Grauwadengesteine einwirkten, gleichfalls ausgesetzt, und daher finden wir sie häufiger zerstört, undeutlicher, unvollkommener in ihrer Erhaltung als in den meisten anderen Formationen. Doch sind heutzutage nicht bloß die allgemeinen Umriffe der ältesten organischen Schöpfung, sondern auch die größte Mehrzahl der einzelnen Theile ist uns in ihrer Organisation klar. Durch den Scharfsinn der Paläontologen und den Fleiß der Geognosten ist es gelungen, die Gesamtzahl der bis jetzt bekannten Pflanzen- und Thierperioden der Grauwadenperiode an 3600 abzuschätzen, wovon auf die Pflanzen kaum 100 kommen. (Vergl. G. Siebel, Fauna der Borewelt. Leipzig 1847. 1848. 1853 und 1856; Duenst, Handbuch der Petrefactenfunde, Längingen 1852; Göppert, Nova Acta Acad. Leop. Nr. 27. 1860; Bronn, Lethaea geognost. 3. Aufl.; Raumann, Lehrbuch der Geognosie 1862. II, 306—400; Gröning, Die Verh. der Grauwadenformation in Sachsen I. u. II. Hft. Richter in der Zeitschr. d. deutsch. geol. Ges. I—VI.) Die Differenzen in den Gattungen und Arten aus den entlegensten Gebieten erscheinen hierbei von keiner erheblichen Bedeutung; der Totalreichtum der Grauwaden-Fauna und Fauna war überall derselbe; die wichtigsten und am meisten charakteristischen Gattungen begegnen uns überall, wenn gleich schon in diesen früheren Schöpfungsperioden jedes Gebiet seine eigenthümlichen Arten und auch Gattungen für die Grauwadenperiode die Wirksamkeit der Gesehe der geographischen Verbreitung außer Zweifel setzt.

Die auffallende Verschiedenheit in den Fossilien der unteren und oberen Grauwadengesteine, der schon oben angegebene Unterschied in dem Charakter dieser Gesteine selbst haben Veranlassung gegeben, eine Abtheilung des Uebergangs- oder Grauwadengebildes vorzunehmen. In einigen Gegenden geht der alte rothe Sandstein (Old red) in Grauwade über, und so ist er von den älteren Geognosten als die obere Abtheilung der Grauwadengruppe betrachtet worden. Allein wo die Grauwadenschichten geboben und aufgetischt sind, und ein rother Sandstein oder ein Conglomerat derselben abwechselnd bedeckt und von dem Kohlenkalksteine seinerseits gleichförmig überlagert wird, muß der Old red von den Grauwaden, jener Reihe der ersten sedimentären Bildungen, abgeordnet werden. Surtat bemerkt in seinem *Traité de Géogn.* II, 219: die Grauwade sei gewissermaßen als das charakteristische Gestein der Uebergangsformation (Grauwade, Grauwadenschiefer, Thonschiefer, Malschiefer) zu betrachten, wenn sie auch gerade nicht überall das vorherrschende Gestein derselben bilde. Murchison rechnet in seinem Werke „The Silurian system“ den Namen Grauwade unter die unmeaning names, und Hiscock will den Namen Grauwade nicht nur als eine Quelle von much perplexity in geology, sondern auch wegen seiner cacophony aus

der Wissenschaft getilgt wissen. Allein schon De la Beche sprach sich zu Gunsten der einseitigen Beibehaltung des Wortes Grauwade aus, und G. F. Raumann bemerkt sehr richtig in seinem Lehrbuche der Geognosie I, 663, daß der an und für sich verworflische Name Grauwade nun einmal aus der Sprache des bayerischen Bergmanns in die Wissenschaft übergegangen sei, zur Bezeichnung dieser eigenthümlichen planmäßigen Gesteine der ältesten Sedimentformationen gebraucht werde, weshalb er denn nicht nur eine petrographische, sondern auch eine bathologische Bedeutung habe, und deshalb, bis man sich über eine andere Benennung vereinigt hat, wol beibehalten werden müsse. Man behielt daher das Wort Grauwade zur Bezeichnung einer eigenthümlichen Gesteinsart bei, negirte aber mit demselben Worte die Bezeichnung einer bestimmten Formation. Zunächst war es R. J. Murchison's Verdienst, zuerst die natürliche Reihenfolge der einzelnen Schichtreihen des Grauwadengebirges erkannt zu haben. Sein zuerst 1839 unter dem Titel *The Silurian system* erschienenen classisches Werk lenkte sofort die Thätigkeit der Geologen in allen Ländern in die neue Bahn. Murchison selbst durchwanderte Europa nach allen Richtungen und veröffentlichte die Resultate dieser Arbeiten im J. 1864 unter dem Titel: *Siluria*, die deutschen Geologen und Geognosten hatten bisher das ganze Schichtensystem unter der Benennung Grauwadengebirge begriffen, andere bestritten sich des Namens Uebergangsgedirge, der aber in seiner früheren und eigentlichen Bedeutung einen Theil der Urthonschiefer-Region in sich schließt. Beide Benennungen sind seit Murchison's Arbeiten, denen sehr bald die von Verneuil, Hall, Barrande u. A. folgten, mehr und mehr verdrängt. Er selbst als sein Mitarbeiter Sedgwick gliederten Anfangs das englische Grauwadengebirge in drei Schichtensysteme: Das cambrische, silurische und devonische. Die Schichten des untersten, des cambrischen Systems (nach den Cambrian mountains bezeichnet) lagen nach Murchison unmittelbar auf den ungeglichenen Felsarten, stellen somit die erste Kruste dar, welche unter Erhöhrer durch Sedimentgesteine erhielt. Die Schichten bestehen meist aus Thonschiefern von verschiedener Consistenz und Farbe, aus schieferiger Grauwade, die meist sehr feinkörnig ist und oft in mehreren Reihen mit den Thonschiefern abwechseln. Die Selbstständigkeit der cambrischen Formation war bis auf die neueste Zeit vielfach in Zweifel gezogen, bis selbst Murchison in der neuesten Auflage der *Siluria* (1859) die Wirklichkeit derselben nicht mehr bestritt. Sie wurde von den meisten Geologen nicht als besonderes System nachgewiesen, sondern mit den darauf folgenden silurischen Schichten vereinigt. Nur Sedgwick hat dasselbe beibehalten, da es in den Grafschaften Cumberland und Westmoreland und Wales, in der Bretagne, in den Pyrenäen als getrennt nachgewiesen ist. Die Abtheilungen in den cambrischen Schichten unterrichten sich nach ihm vorzüglich durch mineralogische Charaktere von einander, und so weist Sedgwick in Wales namentlich Snowdonfels und Dalakalf als älteste Sediment-

gebilde, als Schichten der cambrischen Gesteine nach. Wegen der großen Beschränkung dieser Formation, welche nur die ältesten, größtentheils versteinungelerten Schiefer in sich begreift, welche nur in ihren jüngsten Schichten wenige und undeutbare organische Reste enthält, hat man solche vielfach aufgegeben, und selbst Murchison nahm sehr bald diese jüngsten Schichten in sein silurisches System auf und vermischt die älteren Schichten in die Urtieferformation. Wir haben daher gegenwärtig nur

- 1) die silurische Formation, oder die ältere Uebergangsformation, die untere Grauwacke; und
- 2) die devonische Formation oder die neuere Uebergangsformation, die jüngere Grauwacke.

Der Name silurisch wurde für die untere Grauwacke deshalb von Murchison gewählt, weil in der Gegend ihres Vorkommens in England einstens ein tapirter Volksstamm, die Silurier, hausten; der Name devonisch aber deshalb, weil die obere Grauwacke in der Grafschaft Devonshire am meisten verbreitet ist. Dieses letztere Gebilde war früher allgemein als alter rother Sandstein bekannt, zum Unterschied vom Kohlenstein-liegenden. Für die Trennung der silurischen Formation von der devonischen als Uebergangsformation spricht die bisweilen vorkommende abweichende Lagerung und das Fehlen einer Formation auf großen Gebirgen des andern, und im Allgemeinen läßt sich sowohl die silurische als die devonische Formation, wie wir die Glieder oder Stagen der Grauwackengebirge nannmehr nennen müssen, in je eine untere und eine obere Abtheilung zergliedern. Wichtige Keilmuscheln allein dienen zur Erkennung dieser Schichtenreihen, die in allen ihren übrigen Verhältnissen auffallende locale Eigentümlichkeiten besitzen. Wir beachten daher zunächst:

I. Die silurische Formation.

Die Schichten, welche dieselbe zusammensetzen, sind von Murchison zuerst in England untersucht und dort ihren hauptsächlichsten Charakteren nach, wie solche namentlich in Südwalles und in den beiden östlich angrenzenden Grafschaften, Schropshire und Herefordshire, angetroffen werden, festgestellt. Später wurden auch die Verhältnisse in Nordwalles ausgefüllt, und die silurische Formation wurde in zwei Gruppen, welche sich an die fossilalinischen Kerne der Westküste dieses Landes anlehnen, abgetheilt. Die untersten Schichten werden hauptsächlich bei Barmouth und Harlech von Sandsteinen gebildet, welche in Grauwacke übergehen und in denen man bis jetzt noch keine Fossilien gefunden hat. Auf diesen Sandsteinen liegen schwarze Schiefer, Dach-schiefer, Kieselconglomerate, welche Ueberreste von Lingula enthalten sollen und in denen man auch einige Trilobiten entdeckt hat. Zahlreiche Durchbrüche von Trapp und Porphyr haben diese Schiefer, welche mit dem Namen Enewodonschiefer (von Enewodon, dem höchsten Gipfel Englands) bezeichnet werden, vielfach durch einander geworfen und verändert. Sie erreichen eine Mächtigkeit von etwa 3000 Fuß und entsprechen durch

die Trilobitengattungen Olenus und Paradoxides den untersten silurischen Gesteinen von Böhmen.

Auf diese Schiefer folgen Schichten eines unreinen Kalkes von geringer Mächtigkeit, welche mit dem Namen des Dalakalkes (von Bala in Nordwalles) bezeichnet sind und mit welchen quarzige Grauwackenschiefer, Sand-schiefer und Schieferthone wechsellagern, auch ihre obere Abtheilung bilden. Nach Dem gehen diese Gesteine allmählig in Thonschiefer über und in feinkörnige schieferige Grauwacken, dunkle, plattenförmige Sandsteine, die zuweilen mit unreinen Kalkfossilien wechseln und die man unter dem Namen Llandellofschiefer (nach der Stadt Llandello in Garmarthenshire) unterschieden hat. Graptolithen, sowie Ogygia Buchi und Echinospheerites balticus bestimmen besonders die Lagerung dieser Schichten, deren Mächtigkeit 3000 Fuß beträgt.

Auf diesen liegen die Caradoc-Gesteine, eine Sandsteinbildung, deren Gesteine oft eine große Ähnlichkeit mit denen des old red oder auch mit dem Roth-liegenden Leutichand zeigen. Dünne, thonige Kalksteine und Mergelschichten wechseln zuweilen mit diesen Sandsteinen ab. Die Caradoc-Gesteine sind ursprünglich in Schropshire, später auch in Nordwalles nachgewiesen, und haben ihren Namen deshalb erhalten, weil sie in Schropshire, wo sie an 2500 Fuß mächtig sind, eine an der Grünheinfette des Caradoc angelehnte Bergreihe bildet.

Die beiden Gruppen von Llandello und Caradoc entsprechen durch ihre Trilobiten der oberen Etage der unter-silurischen Formation in Böhmen und schließen dieses System für England ab.

Die obere silurische Formation wird in England durch zwei Hauptgruppen vertreten, von welchen die untere mehr kalkig, die obere mehr thonig und sandig ist. Die unteren Schichten sind von Murchison als Wenlock-Schichten bezeichnet, und zerfallen in Wenlock-Schiefer und Wenlock-Kalkstein (von einem Bergkamm in Schropshire, Wenlock-edge, so genannt). Der Wenlock-Schiefer ist das mächtigste und aushaltendste Glied der ganzen Gruppe; meist ein grauer, bisweilen auch schwarzer Schiefer, welchem nach Unten Kalkstein-Ritzen (der Woolhope-Kalkstein) eingelagert ist. Die Fossilien sind meist kleine Brachiopoden. Der Wenlock-Kalkstein besteht nach Oben und Unten aus Kalkstein-Ritzen, welche im Schiefer liegen; in der Mitte aber wird die Hauptmasse des Lagers von mächtigen Schichten eines hellgrünen, dichten bis feinförnigen, zum Theil thonigen Kalksteins gebildet, welcher oft eine Menge größerer und kleinerer Kalkconcretionen (Ballstones genannt) einschließt. Diese Concretionen erreichen über 80 Fuß im Durchmesser. Die Wenlock-Gesteine bieten die mannichfaltigsten Uebergänge von fast reinen Thonschiefern zu Kalksteinen dar, indem diese Anfangs nur zerstreuten Kalkconcretionen allmählig so überhand nehmen, daß sie allein die Schichten ausmachen und die Thonschiefer ganz verschwinden. Dieser Kalkstein ist gewöhnlich bläulich, ragt östlich von Wenlock-edge in dem malerischen Felsen am Duley-Castle, wo er sehr aus-

gebeutet wird, auf und ist bei Coalbrook-Dale sehr reich an Verfeinerungen.

Die obersten Lagen der silurischen Formation eublich werden von den sogenannten Ludlow-Felsen (bei Ludlow-Gashle und in den Bergen des Thales von Wigmore) gebildet, deren untere Schichten aus festen Thonschiefern, die nur wenig Sand und wenig Kalk enthalten, bestehen, und in allen möglichen Nuancen von Grau und Schwarz spielen und als Platten benützt werden. Auf diesen liegen glimmerhaltige, graue Sandsteine, die bald sehr thonig, bald kalkig werden, und in deren Mitte man namentlich eine nur wenige Zoll dicke Schicht unterscheidet, die fast nur aus einem Conglomerat von Fischen zu bestehen scheint. Zwischen diesen beiden befindet sich eine Schichtenfolge seltener thoniger Kasse, dunkel bläulichgrau bis fast indigoblau, unrein, jedoch zu hydraulischem Ciment sehr brauchbar. Sie sind an 50 Fuß mächtig und am schönsten bei Wymethy, weshalb sie Murchison Wymethyschale nennt, und die eigentümlichen krystallinischen Aussehen trotz ihrer thonigen Beschaffenheit. Es kommen Brachiopoden, viele Korallen, Conchilien und Trilobiten in diesem Kalkstein vor.

In Cornwall an der Südküste sind silurische Schichten nachgewiesen, und in Westmoreland und Cumberland, sowie in den angrenzenden Theilen von Lancashire und Yorkshire, ist die silurische Formation in ganz außerordentlicher Mächtigkeit ausgebildet, erscheint aber in ihren tieferen Schichten stark metamorphosirt.

In Südschottland besteht die Gebirgskette der South-Highlands aus Grauwade und Thonschiefer mit untergeordneten Porphyren und Grünschieferlagen, welche Gesteine einen Raum von fast 180 geogr. Quadratmeilen bedecken, und durch die neueren Forschungen von Nicol, Murchison, Sedgwick und Harnes größtentheils als silurische Bildungen erkannt worden sind. (Especielle Angaben hierüber s. Murchison's Siluria, 2. ed. p. 167—175 und Naumann's Lehrbuch der Geognosie II, 343—345.)

In Irland ist die Existenz der silurischen Formation zuerst von Portlock bei Pomeroy in Tyrone, später durch Griffith, McCoy, Oldham und Zuehl auch in anderen Theilen des Landes, als im Connemara-District in Galway, nachgewiesen worden. Hauptächlich Grauwaden sind hier vorwiegend.

Was die Mächtigkeit der Silurformation auf den britischen Inseln anlangt, so wird solche in Südschottland nicht weniger als 50,000 Fuß betragen; in England und Wales läßt sich die Unterilurformation allein auf 18,000 Fuß, die Oberilurformation auf 5—6000 Fuß veranschlagen, während die mittlere Gruppe (von Murchison als *Landover*-Gruppen bezeichnet und zu den Caradoc-Gesteinen der Unterilurformation gehörend) stellenweise bis zu 2 und 3000 Fuß answächst, so daß die fossilführenden Schichten allein eine Totalmächtigkeit von 26—27,000 Fuß erlangen. Die Fauna ist bis jetzt in den untersten Lagen der englischen Silurformation durch 175 Species, in der darauf folgenden durch 550, in der

obersten aber durch 500 Species ermittelt worden. Wir schließen hier an:

Die silurische Formation in Böhmen und anderen Gegenden Teutschlands.

Im Innern von Böhmen ist die silurische Bildung in einer Ausdehnung von mehr als 20 Meilen Länge und über 9 Meilen Breite verbreitet. Die unteren Thonschiefer- und Grauwadenschichten werden von Granit oder krystallinischen Schiefern begrenzt und unter einem steilen Winkel überlagert. Oft ist die Schichtenstellung, insbesondere bei den Kalksteinen verschiedenartig gekrümmt und verschlungen, wie z. B. die Moldauufer in der Nähe von Prag. Es zeigen sich stellenweise eine gleichförmige Lagerung und Uebergänge des Thonschiefers durch Glimmerschiefer, Gneiß und Granulit in dem Granit (bei Wosel und Binowitz, in der Umgegend von Rožmital), dann eine Beischieferlagerung von Thonschiefer- und Granitlagen (bei Gule). Dagegen enthält bei Brod, Hajek, Dragow, Pilsbom der Granit unmittelbar an der Grenze Grauwadenschieferstücke eingeschlossen, und ist fest mit dem Grauwadegestein verwachsen. Thonschiefer und Grauwaden liegen sich in mit einander abwechselnden mächtigen Zonen ziemlich parallel mit dem aufgelagerten Granit nach Nordost. In einigen Orten steht der Schiefer mit Feldspathoporphyr in Verbindung, so bei Mnischek, Rimau, Tereškau u. a. Diese unteren Zonen führen seine Verfeinerungen. Auf denselben liegt gleichfalls parallele Zonen von Grauwadenschiefer und Grauwadenquarzen und hierauf abermals Schiefer und dann Kalksteine abgelagert, welche sämtliche Gebilde, zumal die Kalksteine, schon Verfeinerungen in außerordentlicher Menge einschließen. Das ganze Grauwadengebilde im Innern von Böhmen erscheint in einer muldenförmigen Lagerung und bildet ein weites Becken, welches etwa in der Richtung von Nordost nach Südwest orientirt ist und eine geogene Ellipse mit unregelmäßigen Rändern darstellt, deren große Axe von Mies aus durch Witten, Beraun und Prag geht. Seine Structur und das Verhältnis seiner Fossilien sind besonders durch Joachim Barrande in seinem „Systeme silurien du centro de la Bohême“ genauer dargestellt worden, und seinen erfolgreichen Forschungen in jenen ältesten Fossilien führenden Gebirgsschichten ist es gelungen, die alte „Grauwade“ in die auf einander folgenden Schichten Systeme auch in Böhmen zu scheiden, welches eines der interessantesten Beispiele der silurischen Formation gibt, und bei seinem außerordentlichen Reichthum an organischen Ueberresten im Vergleich zu anderen Gegenden Teutschlands die Ausdehnungsweise der silurischen Ablagerungen am bedeutendsten nachweist.

Wie schon angedeutet hat das silurische Becken Böhmens die Form einer Ellipse, und läßt des ganzen südlichen und westlichen, sowie zum Theil längs des nördlichen Randes sieht man, daß die Schichten des Beckens aus Granit und Gneiß aufliegen und theilweise von Steinbohlen und im nordwestlichen Theile von der Kreideformation bedeckt sind. Die Schichten fallen vom

Rande des Bedens gegen das Innere desselben ein, und rücken, je höheren Etagen sie angehören, entsprechend gegen das Innere des Bedens, in ihrer äußeren Begrenzung immer die Form der Mulde beibehaltend, so daß die zusammengehörigen Schichtencomplexe gleichsam in einander eingeschriebene Hüllen bilden. Ueberall im Umkreise der Mulde schießen daher die unterflurischen Schichten nach der Mitte hin ein, während die oberflurischen Gebilde die Ausfüllung machen.

Die unterflurische Abtheilung besteht aus vier verschiedenen Etagen. Die unterste Etage enthält jene feinstkörnlichen und halbkrySTALLINISCHEN Schiefer, welche keine Versteinerungen einschließen. Die nachfolgende Etage besteht aus halbkrySTALLINISCHEN, thonigen Schieferen, sörmigen Grauwacken und Conglomeraten, in denen bis jetzt ebenfalls noch keine Versteinerungen gefunden wurden. Von diesen Gebilden haben die Schiefer die größte Verbreitung, besonders in der westlichen Hälfte des Bedens, und in ihnen liegen die wichtigen Bergwerksdistricte von Pilbram und Ries. Die dritte Etage wird aus Conglomeraten, Kieselstücken und feinen thonigen Schiefen zusammengesetzt, welche die ersten Versteinerungen führen, weshalb hier allerdings spärliche Fauna von Barrande als faune primordiale aufgeführt wird. Sie ist nur in zwei schmale Streifen bei Öing und Strv vertreten, und in dem Thale der Litava und in dem von Walsa gut aufgeschlossen.

Die dankten, graugrünen, fast dichten Schiefer enthalten eine ganz eigenthümliche, aus vielen Triboliten zusammengesetzte Fauna, welche den Gattungen Battus, Paradoxites, Olenus, Conocephalus, Ellipsocephalus und Saa angehören. Außerdem sind einige Cykliden und ein Armsfüßler, *Orthia Romingeri*, darin gefunden. Der Ansicht Barrande's zufolge existirt diese älteste Schöpfung nur noch in Scandinavien und in England, im Sandstein von Barmouth und in den Hügeln von Malvern in Cornwallis. Ueber diesen Schiefen befindet sich zunächst Aphanißchiefer, das oberste Glied dieser dritten Etage wird aber aus sörmiger Grauwacke, die von zahlreichen Porphyren unterbrochen wird, gebildet. Diese dritte Etage kann in sofern als der Anfang der Silurformation bezeichnet werden, als sie die ersten Spuren des organischen Lebens aufzuweisen hat. Ihr lagern nach Unten Quarzite, nach Oben vorwaltend Schiefer als vierte Etage auf. Die Schiefer haben ein thoniges Ansehen, sind matt-glänzenden und sehr dünnblättrig, entweder von grauer oder gelber, selten rother Farbe, auch kommen schwarz gefärbte vor, die sich dann durch Beimengung weißer Glimmerblättchen auszeichnen. Die Quarzite dieser Etage bilden nicht selten bedeutende Felsgruppen, sind dicht, feinkörnig und haben nicht selten Schieferlagen eingeschlossen (am Ralschberg und auf der Gilla). Am Ralschberg enthalten diese Schiefer Lager von Brauneisenstein, sowie überhaupt diese Etage zahlreiche Eisensteine (Rothelienstein, Brauneisenstein und Magnetisenstein) einschließt und somit von hoher Wichtigkeit für die Eisenindustrie ist. Die vierte Etage lagert auf der dritten, wo die letztere aber fehlt, auf der zweiten.

Wie schon bezeichnet, treten in der dritten Etage Porphyre sehr zahlreich auf und bilden ein wesentliches Glied derselben. Zwischen den schon erwähnten Aphaniten dieser Etage und den Gebilden der vierten Etage befinden sich Porphyre, die mit einem sörmigen Grauwackengestein in inniger Verbindung, jedoch weniger häufig sind. Die Quarzite dieser Etage, sowie die glimmerreichen Schiefer derselben enthalten die meisten und wichtigsten Fossilien. Im Allgemeinen find die Triboliten vorwaltend und in 60 Species, unter denen die Gattung *Ogygia* die größte und häufigste Art, vorhanden; *Orthoceren*, als die einzigen Cephalopoden, sind nur in spärlichen Resten angedeutet; die Pteropoden werden durch *Conularia* und *Theca* (oder *Pagiunculus*), die *Pteropoden* durch einige Species von *Bellerophon*, die *Gastropoden* durch *Pleurotomaria* und *Holopea* vertreten. Von *Brachiopoden* erscheinen mehrere Species von *Orthis* in allen Abtheilungen, sowie *Orbicula*, *Lingula*, *Spirifer*, *Leptaena* und *Terebratula* in den glimmerreichen Schiefen. In denselben Schiefen bilden Cykliden ganze Schichten von 3–6 Fuß Stärke, dagegen sind *Trinoiden* und *Merien* äußerst selten, desgleichen Polypen, von denen *Calamopora fibrosa*, *C. Gottlandica* und *Graptolithen* in den genannten Schiefen und Ephaeiden (aus einem kieselreichen, stellenweise thonigen Gestein bestehend) vorkommen. Mit Ausnahme der Triboliten und Cykliden ist die übrige Fauna nur sehr spärlich vertreten. Durch die vorhandene, aber die ganze vierte Etage als das Aequivalent der englischen *Planbeio* und *Garaboe*-Gruppe, überhaupt also als das Aequivalent der Unterflurformation Englands charakterisirt. Von Pflanzen finden sich *Fucoiden* in allen Höhen dieser Etage, jedoch unendlich.

Die oberflurische Abtheilung hat in Böhmen nur eine weit geringere räumliche Ausdehnung in der Mitte des Bedens und zeigt eine deutliche muldenförmige Anordnung in ihrer Lagerung. Sie zeichnet sich von der unterflurischen Abtheilung hauptsächlich durch die große Entwicklung von Kalk, der in den unterflurischen Schichten fast gänzlich fehlt, mit sehr wenig Schiefer aus, und ist von diesen Schichten in auffallender Weise durch Massen von Gränstein getrennt, welche in schwarze thonige Schiefer eingedrungen sind, die als charakteristische Versteinerungen eine Menge von *Graptolithen* zeigen, und außerdem Knollen von Kalk enthalten. Auf dieser Mulde von Gränstein ruhen nun drei verschiedene Schichtengruppen von Kalk, und ganz zuoberst wieder eine Lage von Schiefen, die alle eine ganz abweichende Fauna (faune troisième) enthalten. J. Barrande unterscheidet auch bei dieser Oberflurformation vier Etagen, welche jedoch durch concordante Lagerung und durch Uebergänge mit einander verbunden sind. Die erste, untere Kalkstein-Etage hat ihre untere Grenze durch die obersten Quarzite der vierten Etage der Unterflurformation und ihren Anfang überall durch Gränstein und graptolithenführenden Schiefer bezeichnet. In diesem schwarzen Schiefer treten Kalksteinphäroide lagenweise auf, werden allmählig zahlreicher und bilden endlich,

während der Schiefer zurücktritt, festige Schichten. Die Fauna dieser Etage ist die reichste an Geschichtern und Arten. Die Trilobiten treten in 76 Species auf; von Cephalopoden sind 350 Species aus 8 Geschlechtern gefunden; die Trilobiten und Gryptoten erfüllen ganze Bänke, während die übrigen seltener vorkommen. Die Gastropoden zeigen mindestens 160 Species, ebenso die Goniatiten. Die früher kaum angedeuteten Brachiopoden zeigen über 60 Species, gewinnen aber erst in der folgenden Etage eine größere Entwicklung. Von Korallen kennt man bereits an 30 Species, darunter 20 von Graptolithen die wichtigsten Fossilien führt E. F. Kraußmann in seiner Geognosie II, 351 fg. speciell auf, und wies hierauf hingewiesen. Die zweite, oder militäre Kalkstein-Etage ist ohne scharfe Grenze der vorigen aufgelagert (s. B. am Moldau-Ufer bei Prag). Dieser Kalkstein ist meist bellfarbig, oft weiß, bisweilen kommen bunte Varietäten vor. Die Fauna offenbart, wenn gleich immer noch 74 Species von Trilobiten nachgewiesen werden, eine allgemeine Verminderung der organischen Welt. Die dritte oder obere Kalkstein-Etage entwickelt sich allmählig aus der zweiten, aber ihre Schichten sind mächtiger, und meist aus kuppel- bis kegelförmigen, durch Ton verbundenen Partien zusammengesetzt. Der Kalkstein ist oft von Kalkspathadern durchzogen, Thonchieferlagen trennen die Kalksteinschichten, werden nach oben immer bläulicher und mächtiger, während die Kalksteinschichten immer spärlicher und schwächer werden, bis endlich nur Thonchiefer mit Kalkstein-Arten auftritt. Die Fauna dieser Etage ist noch ärmer, als die vorige; die Trilobiten fallen auf 40 Species herab, die übrigen sind nur dürftig repräsentiert. Die letzte, vierte Etage ist ein weicher, leicht zerfallender Schiefer, meist grau und schwammig gelb, bisweilen grünlich oder fast schwarz, mächtig geschichtet und mit unreinen Quarziten abwechselnd. Er ist zuweilen über 300 Fuß mächtig. Bei Hohnitz enthält er sehr dünne Lagen Steinkohle in Begleitung von Fucoiden. Die Fauna ist außerordentlich arm.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung zeigt sich in der Silurformation Böhmens darin, daß an einigen Stellen nördlich und südlich von Prag (Barrande, Syst. Sil. I, 72) in die Schichten der unterilurischen Formation und mit ihnen ganz in gleichförmiger Lagerung Graptolithenschiefer eingeschlossen sind, die eine Menge von Versteinerungen enthalten, welche den oberen silurischen Schichten angehören. Am Hohlwege Brucka, innerhalb der Mauern Prags und im Gebiete der unterilurischen Schiefer, wurde eine linsenförmig dem Schiefer eingelagerte, in den übrigen Etagen unbekannte Gesteinsmasse nicht allein mit Trilobiten, sondern auch mit Brachiopoden in nicht unbedeutender Anzahl gefunden. *Spiringerina reticularis* ist häufig da; unter den anderen Formen ist keine auffallender, als zwei große Schalen des *Spirifer togatus*, einer so ganz und gar oberilurischen Form, die sich sonderbar neben den beiden unterilurischen Trilobiten ausnimmt. Auch noch andere Tierklassen sind durch oberilurische Arten vertreten, und es scheinen also hier Colonien existiert

zu haben, von einer anderen Gegend her eine oberilurische Bevölkerung eingewandert ist, die mitten zwischen unterilurischen Thieren zu gleicher Zeit an beschränktem Orte lebte und erst später nach Beendigung der unterilurischen Periode im Centrum der Mulde wieder austauchte. Durch den Nachweis, daß man es an der Brucka sicher mit einer ursprünglichen Einlagerung, einer Colonie, und nicht mit einer Schichtenführung zu thun habe, ist die Paläontologie in den letzten Jahren mit einer der merkwürdigsten Entdeckungen bereichert worden.

Die primordiale Fauna ist in den unteren Etagen der Silurformation Böhmens durch 40 Species bekannt geworden; die zweite Fauna weist bereits 200, die dritte silurische Fauna aber an 2000 Species nach, und die verschiedenen Arten von Trilobiten, Gastropoden und Accephalen sind so deutlich charakterisiert, daß deren gleichzeitiges Vorkommen in Böhmen, Frankreich und Portugal in paläontologischer Hinsicht das wichtigste Verbindungsglied zwischen der mittelböhmisches Fauna und den gleichzeitigen auswärtigen Faunen darstellt. Diese Thatfache unterstützt die Vermuthung: daß die zweite Fauna von Schwaben her in das mittelböhmisches Becken eingebracht sei, wenn nicht etwa Böhmen selbst einer der Entzwickelungs-Mittelpunkte dieser während der silurischen Periode so weit verbreiteten Fauna gewesen ist.

Im übrigen Teufelsland kennt man in der Umgegend des Erzgebirges, am Thüringerwalde, am Harze, in Obersachsen und in den salzburger Alpen einzelne Stellen silurischer Gesteine, welche seltener aus Kalk, meist aus Kalkschiefen und Alaunschiefern bestehen, und gewöhnlich Graptolithen enthalten. In Sachsen sind diese silurischen Gesteine durch Gneis (Die Versteinerungen der Grauwackenform. Heft I u. II) nachgewiesen. Für den südöstlichen Theil des Thüringerwaldes weiß Richter die grüne und grane Grauwade der silurischen, die rothe Grauwade dagegen der devonischen Formation zu. In Schlesien haben Oswald bei Sadowitz, Ober- und Neuschmollen, Krug v. Altda, Verlich und Scharenberg bei Silberberg durch das Vorkommen von Graptolithen die silurischen Bildungen bezeichnet. Auch ein bedeutender Theil des Harzes bei Ilmenau, Lautenthal und Hargersrode gehört der Oberilurformation an, wie A. Römer und C. Giebel ermittelt haben. In den salzburger Alpen kommen in der Nähe von Werfen schwarze, graphitreiche, dem Eisenpathie eingeschaltete Thonschiefer vor, welche von v. Hauser als silurisch bezeichnet werden. Derselbe hält es für wahrscheinlich, daß auch die übrigen, am Nordabhang der Central-Alpen, von Neustirchen bis gegen Hall in Tyrol fortziehenden Eisenpathie in silurischen Grauwackenschiefen liegen. Auch im westlichen Theile von Siebenbürgen in dem Kibier Gebirge stehen die silurischen Gebilde mit den kryallinischen Schiefen in Verbindung; ferner bei Gerrengrund, wo der Kupferbergbau betrieben wird, und in anderen Gegenden Ungarns. Die Grauwackeablagerungen auf beiden Ufern des Rheins im Norden von Mainz, wo sie die Grundlage der verschieblichen Höhenzüge des Hundsrücks, der Ardennen, des

Taunus und des Westerwaldes, wo namentlich die Grauwacke der Eifel die größte Erstreckung in Deutschland bilden, sind von Sedgwick, Murchison, d'Archiac, Verneuil vergleichungsweise mit den englischen untersucht worden. Ferner hat Dumont in seinem *Mémoire sur la constitution géologique de la province de Liège* das Grauwackengebirge in Belgien und der Rheinprovinz in eine große Anzahl verschiedener Schichtensysteme eingetheilt. Endlich haben H. v. Dechen und C. F. Römer in verschiedenen Schriften die Gliederungen des rheinischen Grauwackengebirges aufgeführt. Allen erst den ferneren Entdeckungen würde noch vorbehalten bleiben, welcher Theil der flurischen Formation angehört. So werden namentlich die Gebilde der Eifel als untere Schichten der devonischen Formation angesehen, oder auch zu den obersten Schichten der flurischen Formation gerechnet. Das rheinische Uebergangsgelbige hat im Westerwald und im Siebengebirge mannichfaltige Wiederholungen von sandigen Schieferen, eigentlichen Thon- und Dachschieferen, Grauwacken mit Quarziten und chloritischen Schieferen, die vorzüglich an dem Taunus sehr ausgebildet und von vielfältigen Quarzgängen durchsetzt sind. Durch die verschiedensten Biegungen und Verwerfungen sind dieselben ihrer Lage nach schwer zu entziffern, da ihnen fast alle Verfeinerungen abgehen und die mineralogischen Charaktere durch die mannichfaltigsten Durchbrüche vulkanischer und plutonischer Gesteine dem häufigsten Wechsel unterliegen. An verschiedenen Stellen, wie in der Eifel, in Nassau bilden diese Schiefer, welche wol der flurischen Formation beigezählt werden könnten, Mulden von bald größerem, bald minderm Umfange, in welchen dann die devonischen Gesteine abgelagert sind. Die Schiefergebirge der Ardennen bedecken das ganze Land zwischen Luxemburg und Lüttich; mächtige, schieferige Massen, die an vielen Stellen als Dachschiefer und Weichschiefer ausgedeutet werden, und welche d'Hallow in ihrer Gesamtheit als Dachschiefergebilde (*Terrain ardoisier*) bezeichnet. Die höheren Stufen dieser Gebilde bestehen hauptsächlich aus Quarziten und Grauwacken, die tieferen dagegen aus minder festen Thonschiefern, welche zumellen Eisenschiefer und Eisenerzen enthalten. Die Grauwacke, welche gewöhnlich auf den Quarziten ruht, oft Anthracit und Kindeide von Pflanzenresten enthält, rechnet man häufig der devonischen Formation zu, die Quarzite dagegen der flurischen. Wären diese Stufen in England entwickelt, würde man sie wol als eine Abtheilung ansehen, die auf den Ludlow-Gesteinen aufliegt. In neuerer Zeit ist ein großer Theil des rheinischen Uebergangsgelbigen als der devonischen Formation angehörig firirt worden, weshalb bei der folgenden Darstellung derselben hierauf als eine Vereinigung der flurischen Formation in ihren oberen Abtheilungen mit der devonischen zurückgegangen werden wird.

Die Silurformation in Rußland, Schweden und Norwegen.

Die flurischen Gebilde schreinen im Norden von Europa hauptsächlich als Grundlage eines großen weiten

Bedens entwickelt, welches einerseits auf den Graniten von Finnland, Norwegen und Schweden, andererseits auf dem trochastinischen Centralrücken des Uralgebirges aufliegt. Das ganze europäische Rußland stellt somit eine äußerst flache, aus flurischen Schichten gebildete Schale vor, deren innerer Raum durch die nachfolgenden Ablagerungen ausgefüllt ist und an deren Rändern nur die flurischen Schichten hervortreten. In neuerer Zeit haben namentlich die Beobachtungen der Herren Mierul in Norwegen, Graf Keyserling und F. Schmidt in Rußland viel dazu beigetragen, die flurischen Verfeinerungsführenden Gesteine näher kennen zu lernen. Ein jäher blauer Thon und Schieferthon, loser Sand und Sandsteine, bituminöse Schiefer und hellfarbige thonige Kalksteine constituiren hauptsächlich bei St. Peterburg die unterflurische Formation, deren Gestein hier eher an Kreide und Tertiarbildungen als an die älteste Sedimentformation erinnern. In dem Sandsteine sind eine Menge angehäufte Ueberreste von *Obolus Apollinis* (Anquiliten), in der Schiefer, wenn auch spärlich, Graptolithen gefunden. Die Kalksteine, Plets genannt, enthalten zahlreiche organische Ueberreste und entsprechen durch dieselben dem Trentonfalle Nordamerica's. Ueber die Ausbildung der Formation in Ostland und Voland als Unter-, Mittel- und Oberflurformation mit den einzelnen Gruppen und thierischen Ueberresten, welche als Analogon der *Landovero-Weinod-* und *Ludlow-Gruppe* Englands entsprechen, hat F. Schmidt (Untersuchungen über die flurische Formation von Ostland, Nord- und Westland und Desel, Dorpat 1858) eine ausführliche Darstellung gegeben. Im östlichen Rußland, am Ural, erscheint die Silurformation längs dessen westlichem Abfalle als eine fast ununterbrochene Zone von flurischen Gesteinen, deren Schichten steil ausgerichtet und dislocirt sind und, nach Murchison und Verneuil, häufig zu chloritischen Schieferen, Glimmerschiefer, Quarziten u. s. w. umgewandelt worden sein sollen. Die organischen Ueberreste der noch unveränderten Schichten sind meist oberflurische. Die Inseln Desel und Gotland sind ganz von der flurischen Formation gebildet und stellen auf Desel das beste Beispiel dieser Formation in Skandinavien dar. Die untersten Schichten bestehen aus dunkelgrünen Schieferen mit Kalksteinrollen, die allmählig in den Weinod-Kalkstein Englands übergehen, über welchem dann grüne Schiefer, darauf Korallenfalle und endlich Schieferlandsteine folgen, die am südlichen Gestade von devonischen Korallenfalten überbedt sind. Eine große Anzahl von Verfeinerungen, hauptsächlich Korallen, sind in den Kalken enthalten. Die in Ost- und West-Gotland vorkommenden *Wagnyschiefer* enthalten Trilobiten, die Thonschiefer Graptolithen und andere organische Ueberreste, und sind durch dieselben als Glieder der Unterflurformation charakterisirt. Die jüngeren aufsteigenden Sandsteine enthalten außer nennenswerthen Fossilien keine Fossilien. In Norwegen gehören die Territorien von Kristiania und dem Njøsens der Silurformation an. Schwarze Thonschiefer mit Graptolithen und Kalkschiefer bilden die unterste Abtheilung; ihr folgen mächtige Ablagerungen von grauen

kaltigen Thonschiefern mit untergeordneten Lagen oder Nieren Kalkstein bedeckt, über welchen eine Erage von Sandstein mit kalkigem Bindemittel (Kalksandstein) folgt. Die Kalkthonschiefer enthalten Graptolithen, Krinotten, Brachiopoden u. a. Fossilien; in dem Kalksandsteine aber kommen besonders Polypen und Brachiopoden vor. Die nächste Gruppe wird durch graue oder grünliche Thonschiefer konstituiert. Die Oberflurformation besteht zunächst aus Korallen- und Krinottensandstein, ausgezeichnet durch zahlreiche, in Kalkspath verwandelte Krinotten, sowie durch viele Korallen; die Trilobiten fehlen. Weiter nach Oben folgen graue oder grünliche, dünnstiefige und kalkige Thonschiefer (Graptolithenschiefer), und zuletzt graue und bläuliche Kalksteine (Oberer Malmöfalkstein) mit Brachiopoden und vielen Korallen. Die Silurformation ist hier so vollständig entwickelt, daß die meisten in England nachgewiesenen Abtheilungen ihre Äquivalente finden. (Vgl. die Arbeiten Kierulff's: *Das Christiania-Schieferbeden*, Christiania 1855, und: Ueber die Geologie des südlichen Norwegens, Christiania 1857; auch *Murchison, Siluria*, 2. ed. 1859 und *Raumann's Lehrbuch der Geognosie II*, 364 fg.)

In Frankreich ist die silurische Formation namentlich in der Bretagne entwickelt, wo sie unmittelbar auf dunkelgrünen feinsandigen Schiefen, welche von untergeordneten Adern eines milchweißen Quarzes durchzogen werden (von *Ulle de Beaumont* das *cambrische System* benannt), aufliegt und von welchem es sich durch eine abweichende Lagerung unterscheidet. Es besteht zunächst aus Conglomerat von Quarzschiefern, die durch einen rötlichen Thonmörtel zusammengehalten werden. Jeweilen finden sich darin seltene Fragmente von Thonschiefer und Grauwacke. Dann folgen dünne Schichten von grünlichem, kieselhaltigem Sandsteine, darüber liegen nicht sehr viele Schichten eines compacten, hellgrauen Kalksteins, den man als Marmor ausbeutet und der keine Fossilien enthält. Auf diesem Marmor liegen feste quarzige Sandsteine, die eine große Menge von Petrefacten enthalten und im Lande als der rothen Sandsteine von May bekannt sind. Die obersten Schichten endlich werden von den meist schwarzen, bituminösen Kalksteinen von *Figuerolles* gebildet, die oft mit schwarzen Thonschiefern alterniren und ebenfalls eine Menge Fossilien enthalten. An einigen Stellen sind diese Schiefer sehr mächtig entwickelt, jedoch sie die Sandsteine und Kalksteine verdrängen und in großer Mächtigkeit als schöner Dachschiefer ausbeutet werden. In anderen Fällen enthalten diese Dachschiefer, die namentlich bei Angers sehr bekannt sind, so bedeutende Fußsäue von Glimmer, daß sie allmählig in Grauwacke übergehen. Die Schichten der silurischen Formation in der Bretagne sind meist weicher und feiner, als diejenigen von England, wo sie oft ganz theilig und weich werden. Aus der Vergleichung der Petrefacten und der mineralogischen Charaktere scheint hervorzugehen, daß die unteren Schichten den *Carabod-Gesteinen*, die Kalksteine von *Figuerolles* den *Duivierkalken* der *Wenlock-Schichten*, die selbst den Dachschiefen von Angers entsprechen. Die

Kalldello-Schichten und die Ludlowfelsen fehlen in der Bretagne.

In den Pyrenäen ist die silurische Formation ebenfalls entwickelt, aber durch die mannichfaltigsten Veränderungen, die sie erlitten, ziemlich unkenntlich. Sie besteht besonders aus Thonschiefern, Quarzschiefern, Grauwacke und Kalken, die oft in Marmor und Dolomit verwandelt sind.

Die Silurformation in Nordamerika.

Eine außerordentlich vollständige Entwicklung der Silurformation in allen Abtheilungen und in stetiger Ausdehnung gibt Nordamerika, und nirgends sind die ältesten Denkmäler der Geschichte unserer Erde, in sofern diese auf ihre frühesten Bewohner sich bezieht, in ihrer Vollkommenheit besser kennen zu lernen, als hier. In keinem anderen Lande sind diese alten Schichten nach einem größeren Maßstabe entwickelt, oder reichlicher mit Versteinerungen versehen. Die Aufeinanderfolge ihrer Ablagerungen ist allenthalben klar und unabweisbar. Sie bieten in ihrer Ausdehnung vom Hudson-Klasse bis zum Niagara einige schöne Beispiele dar, wie gewisse Schichtenreihen, nachdem sie Hunderte von Meilen sich erstreckt, allmählig verschwinden, während andere nur sich in die Reihe hineinschieben. Die Ähnlichkeit gewisser silurischer Gesteinsarten an den Ufern des Hudson-Klusses mit den bituminösen Schiefen der wahren Kohlenformation verurtheilte hauptsächlich den Irrthum, welcher zu den bergmännischen Versuchen im Staate New-York die Veranlassung gab. Es wurden die südwärts von Albany nach *Romanobius Creek* jene schwarzen Schiefer gefunden, welche Graptolithen, Trilobiten und andere Fossilien der unteren silurischen Formation enthalten. Diese fossilen Ueberreste wurden von Einzelnen für Andeutung auf Kohle gehalten, besonders da wirklich einzelne kleine Partikel von Anthracit in diesen Schichten vorkommen. Allein es ergab sich hinreichend, daß auf dem ganzen Wege und bei allen Versuchen die ganze geognostische Gruppenfolge von den untersten silurischen Schichten an bis hinauf zur Kohle von *Pensylvanien* beobachtet und angetroffen wurde. Die große nordamerikanische Silurbildung wurde am genauesten im Staate New-York und in Canada erforscht, und nirgends dürfte sie vollständiger vorliegen, als gerade in New-York, wo ihre Ausbildungsweise als die typische gelten kann, wo überall der Unterschied der unteren und oberen Silurformation Geltung erhält. *James Hall* hob schon im J. 1847 hervor, daß in New-York mit dem Einflusse der Unterflurformation ein sehr bestimmter und wichtiger Abschnitt in der Entwicklung der silurischen Fauna demerslich fiel. Die große Zahl der Crustaceen aus der ausgestorbenen Familie *Trilobites* sind nirgends reicher vertreten, als in den silurischen Gebirgen der Vereinigten Staaten, und die *Brachiopoden* documentiren auch hier die älteste der bekannten Versteinerungsführenden Perioden, während die Kohlenperiode das der Karren und die oolithische das der Reptilien war. Die Untersuchungen von *Murchison* und der *Verneuil* haben als

Resultat ergeben, daß die fossilen Muscheln, Korallen und Trilobiten der silurischen Formation von Skandinavien und Rußland in hohem Grade denjenigen der britischen Inseln gleichen. Allein ein großer Theil der Species aus diesem Norden ist doch verschieden von denen Nordamerica's, und die Abweichungen von einem gemeinschaftlichen Typus ist bei den Versteinerungen der untern silurischen Gebilde Britanniens und Rußlands weit auffallender als bei denen der oberen Abtheilung. Bei Vergleichung derselben Versteinerungen des nördlichen Europa's mit denjenigen America's fand der Verneuil eine weit größere Verschiedenheit, obgleich die Repräsentanten der Gattungsformen bei den organischen Resten sowohl der obern als der untern silurischen Gebilde meistens deutlich und befriedigend war.

Die Silurformation erstreckt sich in Nordamerika über einen Raum von 430 geogr. Meilen Länge und 320 Meilen Breite. Sie unter zeichnet sich aus durch ihren Reichthum an Verriglanz, die obere durch den an Kochsalz. Längs seiner nördlichen Grenze lehnt sich dieses große silurische Territorium an die primitiven Gesteine der Laurentinischen Kette, welchen es in diskordanter Lagerung aufliegt. An der Westküste des Huronsees und an beiden Seiten des Superiorsees erscheint unter den tiefsten silurischen Schichten, in diskordanter Lagerung gegen sie selbst wie gegen die noch tieferen primitiven Schichten, ein gegen 10,000 Fuß mächtiges Schichtensystem, welches als das Analogon der cambrischen Formation erkannt worden ist. Dasselbe besteht besonders aus Quarzit und Quarzconglomerat, aus Grünschiefer und eigenthümlichen Conglomeraten mit Grünschiefer-Gläsern und Geröllen von Spenit und Granit. Ueber diesen älteren Bildungen folgt nun die eigentliche Silurformation in der vollständigen Entwicklung. Zwischen der Appalachischen Gebirgskette, von Alabama bis nach Unter-Canada einerseits, und der Laurentinischen Kette, von Unter-Canada über den Superiorsee und Winnipegsee anderseits, endlich von da bis hinab nach Arkansas breiten sich die silurischen Schichten fast ununterbrochen aus, obgleich sie im Innern dieses ungeheuren Verbreitungsgebietes über sehr große Flächen von der devonischen und carbonischen Formation bedeckt werden. Man kennt sie aber auch vom Winnipegsee aus im hohen Norden bis an die Mündung des Mackenzie-Flusses, an der Wellington-Strasse, in der Prinzregent-Einsahrt, auf der Melville-Insel, und ebenso im Süden in den westlichen Gegenden von Texas.

Die Basis der Formation wird von einem harten feinstörnigen, sehr vielen Quarz enthaltenden Sandstein gebildet, der an einzelnen Stellen fast in reinen Quarz übergeht und den man Potsdam-Sandstein genannt hat. Er enthält undeutliche Pflanzen Spuren und Lingula prima. Ihm folgt ein dunkler, unregelmäßig, dolomitischer Kalkstein (calcareous sandrock), der deutlich geschichtet ist, viel Iron, Kiesel und eine Menge Quarzdrusen enthält, Kalksandstein genannt wird, und Reste von Algen und Tangen und einige Schnecken aus der Gattung Maclurea enthält. Diesem folgt ein anderer Kalkstein

(die Kasse von Chazy, Birdseye und Blackriver genannt), aus reinen blauen oder grauen Kalken bestehend, welche eine große Anzahl von Meeresschnecken enthalten und zugleich die ersten Ueberreste von Trilobiten und Brachiopoden enthalten. Auch die Bauchfüßer sind reichlich vertreten. Diesen Kalksteinen ist die an Versteinerungen reichste Schicht der unter silurischen Formation aufgelagert. Ein schwarzer, dolomitischer, meist bituminöser Kalk, welcher nach Oben zu eisigerig und thonig wird, eine Mächtigkeit von 300—400 Fuß erreicht und mit dem Namen des Trentonkalles bezeichnet wird. Meeresschnecken, Korallen, Rencioide, Armsfüßer, Muscheln, Schnecken, Kopffüßer und Krebse kommen in diesem Kalk in reichlicher Menge und vielfachen Arten vor, und stellen so eine Meereshöhle dar, welche Repräsentanten fast aller wirbellosen Thiere, allein kein einziges Wirbelthier enthält. Bereits an 260 Species sind bekannt geworden, und fast 50 Species sind als identisch mit solchen erkannt worden, die auch in der Silurformation Europa's vorkommen. Nach Oben geht der Trentonkalk, der überall ziemlich dünn geschichtet ist, allmählig in einen bituminösen schwarzen Schiefer über, der reich an Graptolithen ist, aber auch Brachiopoden und andere Fossilien, wenn auch in minderer Zahl, enthält und Utica-schiefer genannt wird. Er bildet stets ein constantes Glied zwischen dem Trentonkalke und der nächstfolgenden Subconifer-Gruppe. Die letztere bildet das letzte Glied der unter silurischen Formation, ist in New-York 500—800 Fuß mächtig und besteht aus hellgrünen, feinstörnigen Schiefern, thonigen, grauen oder dunkelbraunen Kieffandsteinen, welche der rheinischen Grauwacke ähnlich sind, mit untergeordneten Lagern eines dolomitischen Kalksteines, der stets nur locale Ausbreitung hat. Die unteren Schichten, die Schiefer und Sandsteine, sind sehr arm an organischen Resten und enthalten, wie die Utica-schiefer, fast nur Graptolithen, von denen 10 Species nachgewiesen sind. Die Kalksteine sind dagegen sehr reich an Versteinerungen; sie haben bereits 103 Species erkennen lassen, von denen 38 Species auch in Europa bekannt sind.

Die ober silurische Formation beginnt mit einer Gruppe von Sandsteinen und Conglomeraten, die eine veränderliche Mächtigkeit haben, durch das Auftreten neuer Fossilien, durch die Häufigkeit der Furcoiden und durch einige andere paläontologische Eigenthümlichkeiten charakterisirt ist, zu denen auch das erste und reichliche Erscheinen von glatten Pentamerus-Arten gerachtet wird. Nach localen Umständen hat man hier das Duquinglomerat (*Oncida-Conglomerat*) und den sogenannten grauen Sandstein unterschieden. Auf diesen beiden Schichtengruppen liegen rothe, bunte oder auch graue Sandsteine von mehr oder minderem Thongehalt, die bald in förmliche Thone, bald in Quarzite übergehen. Diese Sandsteine sind mit dem Namen des Medina-Sandsteines besetzt worden; Wellenlinien, welche darauf hindeuten, daß die Schichten am Ufer des Meeres abgelagert wurden. Diese Sandsteinbildung ist

gewöhnlich fossilfrei; stellenweise jedoch und in gewissen Schichten finden sich Fossilien, unter welchen vorzüglich und oft in großer Menge *Rucoid*, *Harlania* *Hallii* *Göpp.* vorkommt. Eine Menge von Salzquellen entspringt in diesem Mediasandstein.

Die hierauf folgende Clintongruppe hat eine sehr wechselnde petrographische Beschaffenheit, besteht bald aus rothen Sandsteinen, bald aus schieferigen Thonen, meist von grüner Farbe, mit eingelagertem Kalk und oolithischen Eisensteinen. Die Clintongruppe enthält die ersten Versteinerungsschichten der oberilurischen Formation. Sie ist reich an Fucoiden, und namentlich durch *Armifüßler* und *Triboliten* charakterisirt, welche von denen der Unterilurformation gänzlich abweichen. So ist der *Pentamerus oblongus* in großer Menge vorhanden, der in England für unterilurisch gehalten wird, indeß in Europa gewöhnlich an der Scheidelinie zwischen den ober- und unterilurischen Gesteinen vorkommt. Von den hier gefundenen Fossilien überhaupt sind über 130 Species bekannt.

Die aus der Clintongruppe aufgelagerte *Niagara*-gruppe beginnt mit dunkelschieferigen Schiefer und Schieferthonen, welche höher aufwärts in dunkelbläulichgrauen Kalkstein oder schwarzen Kalkstein übergehen. Letztere enthalten zuweilen etwas Kiesel- und Bittererde, an einigen Orten Drusen von *Opals*, *Kalkspath*, *Braunspath*, *Golestin*, *Fluorit*, *Zinkblende* und *Pyrit*, und gehen an ihrer Basis allmählig in thonige Schiefer, die sogenannten *Niagaraschiefer*, über, welche leicht verwittern und von dem Gneiss zerstückt werden. Dieser Kalk bildet eine der großen, konstanten Gruppen der nordamerikanischen Silurformation und läßt sich von New-York aus einerseits weit nach Canada, andererseits nach Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin und Iowa verfolgen. Er nimmt an Mächtigkeit nach dem Westen hin stets zu, wird aber gegen Osten allmählig durch Sandsteine ersetzt und ist deshalb mit dem Namen des *Niagarakalkes* belegt worden, weil seine eigenthümliche Beschaffenheit die Ursache jener Fäule enthält. Die harten compacten Kalksteine bilden nämlich eine Tuffsteine, deren an Thonschiefer bestehende Sohle beständig von dem Wasser abgepült wird, so daß dann die unterhöhlten Schichten zusammenbrechen und steile Abhänge bilden. Der *Niagarakalkstein* und Schiefer entsprechen ihren Versteinerungen nach dem *Wenlock*- oder *Dudensalkstein* von England. Fossilien sind sehr zahlreich und bereits in 180 Species nachgewiesen. Besonders entwickelt sind die Korallen und Krinoiden, deren Ueberreste bisweilen ganze Schichten bilden; ferner *Hyndiden*, *Brachiopoden* und *Triboliten*; minder häufig erscheinen *Conchyliden* und *Gastropoden*.

Auf dem *Niagarakalk* liegt eine merkwürdige Bildung von rothem und grünem Thonschiefer, Mergel und schieferigem Kalkstein, mit Adern und Lagern von *Opals* und productiven Salzquellen, welche in New-York in der Nähe der *Niagaragegend* und in der Herrschaft von Onondaga, wo sie sehr entwickelt ist, eine Mächtigkeit von 1000 Fuß erreicht und die man die *Onondagagruppe* oder auch *Onondagasaltgruppe* genannt hat.

H. Grew, f. W. u. R. Erst. Section. LXXXVIII.

Sie ist eine Gruppe von aus theilweiser Verbreitung in der oberilurischen Abtheilung, aber wegen ihrer großen Menge von Salzquellen von bedeutender ökonomischer Wichtigkeit. Organische Ueberreste fehlen fast gänzlich.

Dieser Ablagerung folgt ein Horizont von Kalken, die man in mehrere untergeordnete Gruppen getheilt hat. Die untersten Schichten bildet ein bläulicher, thoniger, dünnschichtiger Kalkstein, welcher als hydraulischer Kalk bezeichnet worden und *Tentaculiten*, *Gytherinen* u. a. Fossilien enthält. Ihm folgen dickschichtige Kalksteine, die als charakteristisches Fossil den *Pentamerus galeatus* in großer Menge enthalten. Man unterscheidet sie als unteren *Pentamerenkalk*, welcher durch eine Ablagerung von Thon und thönigem Kalkstein (*Deltayrisschiefer* genannt) mit vielen Species von *Capalus* u. a. Organismen von einem dichten Kalkstein (oberen *Pentamerenkalk*), welcher abermals *Pentamerus* und andere Fossilien enthält und die oberste Auflagerung, die Grenze der oberilurischen Formation bildet, getrennt ist. Diese Grenze zeigt sich hauptsächlich in Ohio, Indiana und Illinois, ist am besten bei *Shoharrie* und in den *Helderbergen*, sowie an den Ufern des *Suronen*- und *Michigansees* entwickelt, und namentlich durch das Ueberwiegen mächtiger dolomitischer Kalkgruppen, sowie durch die vielen Salzquellen ausgezeichnet.

II. Die devonische Formation.

In ihren petrographischen und geotektonischen Verhältnissen besitzen die ilurische und devonische Formation gewöhnlich eine große allgemeine Aehnlichkeit; ihre Unterscheidung tritt hauptsächlich durch ihre bathologische Stellung und ihre organischen Ueberreste hervor. In beiden Formationen bilden Grauwacken, Grauwackenschiefer, Thonschiefer und Schieferthone, Sandsteine, Quarzite, Kalksteine und Mergel die marinen Abfälle in den verschiedenen mechanischen Sedimenten, welche durch organische Thätigkeit bewirkt sind; allein hauptsächlich ihre paläontologischen Merkmale und ihre Lagerung gründen eine Sonderung. Die alte Grauwacke und ihre ähnliche Gesteine spielen somit noch in der devonischen Formation als ihr eigenthümliche Gesteinsarten eine wichtige Rolle, weniggleich sie in verschiedenen Formationen auftreten und ihre relative Lagerung in verschiedenen Gegenden das Lagerungsverhältniß bedingt. Wie bei der Silurformation, so wurden auch bei Auffstellung der devonischen Formation die Verhältnisse in England als Normen angenommen, und Alles, was jemals über das Uebergangsgebirge gesagt und geschrieben worden war, erforderte durch *Murchison's* schon mehrfach besprochenes Werk eine bedeutende Veränderung und Revision.

Die älteren Sedimentgesteine wurden in England bis zum Jahre 1839 in der Weise gruppiert, daß man auf das Uebergangsgebirge die *Steinsohlenformation* folgen ließ, als deren unterstes Glied der sogenannte *old red sandstone*, eine vom Rothliegenden Deutschlands wesentlich verschiedene Sandsteinbildung, betrachtet wurde. *Murchison* änderte diese Classification wesentlich dahin

ab, daß er den old red sandstone als eine selbständige Bildung, als ein für sich bestehendes Gebilde in der Reihe der paläozoischen Gruppe um so mehr aufführte, weil die spezifische Beschaffenheit der weißen Kalksteinen derselben, unter welchen besonders die Fische eine wichtige Rolle spielen, sowohl von denen der flurischen Formation, als von denen des Kohlenkalksteins wesentlich hervortritt. Murchison betrachtete daher den old red sandstone als eine selbständige Formation zwischen der flurischen Formation und der Steinkohlenformation. Nun erscheint in Wales und in den angrenzenden Grafschaften Englands die flurische Formation als eine mächtige Conglomerat- und Sandsteinbildung; in Devonshire dagegen sind Grauwacken, Grauwackenschiefer und Thonschiefer die vorherrschenden Gesteine. In Wales finden sich schon im old red sandstone unregelmäßige Lager von sandigem und mergeligem Kalkstein und Kalkconcretionen, Ueberreste von fossilen Fischen enthaltend. Die Wichtigkeit der ganzen Formation steigt bis auf 8000 Fuß. Das Schiefergebirge von Devonshire, dann aber auch das angrenzende von Cornwall wurde so als eine äquivalente oder gleichzeitige Bildung des old red sandstone erkannt. De la Beche hatte schon 1839 in seiner Beschreibung von Cornwall und Devonshire den größten Theil des dahigen Schiefergebirges als Grauwackenformation aufgestellt, während er einen anderen Theil der Steinkohlenformation zuwies. Noch früher, im J. 1837, hatte aber Lombdale, gestützt auf eine genaue Prüfung der Verfeinerungen aus den Kalksteinlagern von Süd-Devonshire, die Folgerung gezogen, daß das dahige Schiefergebirge mit dem old red sandstone Nord-Englands in parallelisieren sei. Diese Folgerungen wurden nun durch die Untersuchungen von Murchison und Sedgwick bestätigt und noch für das ganze Schiefer- und Grauwackengebirge von Nord-Devonshire und Cornwall geltend gemacht, während die Schichten von Mittel-Devonshire auch von diesen Geologen der Steinkohlenformation zugewiesen wurden. Der Name old red sandstone konnte nun nicht mehr passend für eine Formation erscheinen, welche zwar in Schottland und Herfordshire vorwaltend als Sandstein, in Devonshire und Cornwall dagegen vorwaltend als Schiefer und Grauwacke ausgebildet ist. Murchison und Sedgwick schlugen daher für sie den Namen devonische System vor. Kaum waren auf dem Continente diese sehr wichtigen Resultate bekannt geworden, so gelangte man (Raumann, Geogn. II, 305) zu der Uebersetzung, daß auch ein großer Theil des vorigen Grauwacken- und Schiefergebirges, sowohl nach seiner Lagerung als nach seinen Verfeinerungen, der devonischen Formation zugerechnet werden müsse. Gegenwärtig unterliegt es gar keinem Zweifel mehr, daß das belgische, rheinpreussische und westfälische, das bayer, nassauer, oberfränkische, thüringische und sächsishe Grauwackengebirge größtentheils zur devonischen Formation gehören. Murchison, Verneuil und Keyserling erkannten sie in Rußland über einen Raum von mehr als 7000 geographischen Meilen; in Transkaukasien, wie am Altai, in Nord- wie in Südamerika, in Afrika, wie in Australien, überall ist es an dem sicheren Zeitsiden

der organischen Ueberreste gelungen, die devonische Formation aufzufinden.

Im Allgemeinen ist die fossile Flora der devonischen Formation immer noch sehr arm, ja behauptet die ärmere. Das Vorkommen der Pflanzen findet sich fast niemals in der dichten, in Bänken geschichteten Grauwacke, sondern in den thonreichen, gewöhnlich die Grenze zwischen den Bänken bildenden Schichten, die sich leicht spalten lassen. Ausoden sind nur in einer geringen Anzahl von Species bekannt, doch sind auch schon ziemlich viele Landpflanzen, namentlich in der oberen Abtheilung der Formation, nachgewiesen worden, deren Flora manche Ähnlichkeit mit jener der Steinkohlenformation erkennen läßt. Bergringweisse hat Göppert das Verdienst, über 60 Arten fossile Pflanzen aus der devonischen Grauwacke nachzuweisen und solche als eine eigene Flora, Uebergangsflores, erscheinen zu lassen. Namentlich sind die Farne vorwaltend und besonders die beiden Gattungen *Sphenopteris* und *Cyclopteris* auffallend stark vertreten. Ferner erscheinen mehrere Formen aus der Familie der *Equisetaceen* und *Calamiten*, *Asterophylliten*, *Stigmarien*, *Eigillarien* und *Lycopodinen*, so daß die devonische Grauwacke nicht mehr als pflanzenbe, sondern höchstens als eine mit unbedeutlichen Pflanzenresten versehene Formation aufgeführt werden kann. Auch sind den Forschungen von R. Richter und Unger verschlebene ganz neue Landpflanzen zu verdanken, welche sie in der devonischen Grauwacke bei Saalfeld in Thüringen aufgefunden und in dem Werke: Beitrag zur Paläontologie des thüringischen Waldes. Wien 1856, beschrieben haben.

Die meisten Tiergattungen der devonischen Formation treten auch schon in den Schichten der Silurformation auf, allein die Species sind doch größtentheils ganz verschlehen, und gerade durch sie werden beide Formationen scharf getrennt. Zunächst ist von *Amorphaeozoen* oder *Tierstammwässern* nur sehr wenig bekannt geworden; doch bildet die Gattung *Stromatopora* besonders in den Kalken der Eifel, in England, Rußland und Nordamerika oft die kugelförmige kugelige Massen. Unter den Polypen, die in den Kalken der Eifel bedeutende Risse bilden, ist zunächst der gänzliche Mangel an *Graptolithen* bemerkbar. Von den eigentlichen *Corallen* erscheinen in zahlreichen Formen aus den Abtheilungen der *Zoantharia rugosa* und *tabulata*, der *Z. tubulosa* und *perforata*. Die der flurischen Formation ganz eigene Gattung *Halysites* fehlt in der devonischen Formation. Unter den *Chinodermen* erlangen eine besondere Wichtigkeit die großartigen *Reteniden* (*Scylliden*), und unter ihnen zeichnet sich besonders die Gattung *Cynopsocrinus* aus. Auch Penneniten und die ihnen nahe stehenden *Aplocrin* Formen treten nur in der devonischen Formation vor. Von den *Brachiopoden* (*Armfüßern*) gehören besonders die Gattungen *Calceola*, *Unioites*, *Stringocephalus*, *Anoplothea* und *Megasteris* hierher. Das Vorkommen der *Espirinen* und das Zurücktreten der *Orthis* ist in sofern charakteristisch, als in der flurischen Formation das entgegengesetzte Verhältnis obwaltet; auch scheinen die Gattungen

Productus und Terebratulata erst in der devonischen Formation zu beginnen. Von Conchiferen (Blattfißern) kommen die Gattungen *Perinea* und *Avicula*, nächst *Hydris Cardiola*, *Cardium*, *Nucula*, *Grazmyia*, *Lucina* und *Arca* vor, und namentlich liefert *Megalonodon cucullatus* eine ausgezeichnete Leitmuschel. Die Gastropoden werden besonders durch die Gattungen *Pleuromaria*, *Loxonema*, *Murchisonia*, *Turbo*, *Capulus*, *Scaliostroma* u. a. vertreten; *Murchisonia bilineata*, *Macrochilus arcuatus* und *Pleuromaria creustostriata* sind Leitmuscheln der devonischen Formation. Auch das Geschlecht *Bellerophon* hat mehrere Species aufzuweisen. Von den Cephalopoden sind die Gattungen *Orthoceras*, *Cyrtoceras* und *Gyroceras* vorwaltend, und *Bactrites* ist eine besondere devonische Gattung. Von den Pteropoden sind *Theca* und *Coelopriion* ausschließlich devonisch. Unter den Crustaceen sind wieder die Trilobiten sehr wichtig und besonders die Familie der *Dontopleuriden*. Einen besonderen Leppus derselben Familie stellt die Gattung *Brontos* dar. Die Trilobitenfauna war während der devonischen Periode schon im Abnehmen begriffen, wie sie denn auch in der nächstfolgenden carbonischen Periode ganz zum Erlöschen kommt. Von Anneliden sind die Gattungen *Spirorbis* und *Serpula* devonisch. Von den Wirbelthieren finden sich in einigen Territorien der Formation, besonders in England, Schottland und Rußland, zahlreiche Ueberreste von Fischen, welche den Abtheilungen der Placoiden und Ganoiden angehören, von denen an 120 Species aus etwa 50 verschiedenen Gattungen bekannt sind, von welchen *Holoptychius*, *Cleancanthus*, *Ptychacanthus*, *Pteraspis*, *Cephalaspis*, *Pterichthys*, *Coccosteus* und *Asterolepis* die wichtigsten sind. — Die vielen Species der in großer Verbreitung in der devonischen Formation vorkommenden Petrefacten, von denen einige mehr, andere weniger als Leitfossilien zu betrachten sind, hat F. Römer in der *Reitha*, 3. Aufl., genau dargestellt, aus welches Werk Bd. I. S. 55 fg. daher hier verwiesen wird. Auch hat F. Naumann in f. *Reitha* der *Geog.* Bd. II. S. 327 fg. die wichtigsten devonischen Species, wie solche zunächst in Teutschland, Belgien, Nord-Frankreich und Süd-England vorkommen und welche eine größere Verbreitung haben, aufgeführt.

Wir schließen hieran eine kurze Uebersicht von der Folge und Eigenthümlichkeit der devonischen Formation in einzelnen Territorien.

In England bildet die devonische Formation eine weite Zone mächtiger Conglomerate und sandiger Gesteine, welche im Umkreise des Kohlenbeckens von Wales, namentlich nach Norden hin, sich ausbreitet, und welche wegen ihrer vorwaltend rothen Färbung mitten in den gewöhnlich grauen und braunen Schichten nicht allein sehr schwer vom old red sandstone der englischen Geognosen zu unterscheiden ist, sondern auch lange mit diesem Namen von den jüngeren rothen Sandsteinbildungen unterschieden wurde. Im nördlichen Devonshire sind jedoch grünliche Grauwacken, die mit grünen

Schiefen abwechseln, Thon- und Kiesel-schiefer, Kalk-schiefer, welche viele Koralen enthalten, und braune glimmerreiche Grauwacken die vorwaltenden Gesteine, und letztere begründen eine große Ähnlichkeit mit denen auf dem Continente bekannten Vorformungen der devonischen Formation.

In Wales und den östlich angrenzenden Grafschaften liegt der old red sandstone auf den oberen Bildungen der Silurformation. Zuunterst besteht er in seiner Hauptmasse aus rothen und grünen, oft bunt gefleckten Schieferletten oder sogenannten Mergeln. Sie wechseln mit rothen und braunen, weiß harten und sehr feinförnigen Sandsteinen (*tile-stone*, Ziegelstein, genannt) und enthalten außerdem unregelmäßige Lager oder Nieren eines unreinen Kalksteines, der *corn-stone*, Kornstein, genannt wird, in welchem kleine körnige Concretionen in großer Menge sich befinden, die wie Getreidekörner aussehen und dem Gesteine seinen Namen geben. Ueberreste von fossilen Fischen sind stellenweise häufig in dieser Schicht zu finden. Höher aufwärts lag mächtige Quarzconglomerate und Sandsteine gelagert; letztere erscheinen oft ganz wie Grauwacke, und die tiefsten Schichten enthalten zuweilen Pflanzenreste. Die Ablagerung ist sehr mächtig, hat eine große Armuth an organischen Ueberresten, und nur in den feineren Sandsteinen sind einige Fische entdeckt. Die Mächtigkeit der ganzen Formation im Südwesten von England schätzt Murchison zwischen 7000 — 1000 Fuß.

In Schottland liegen auf dem Granit mächtige Ablagerungen von Conglomerat und Sandstein, welchen der Bildung des old red angehören. Darauf folgen ein kalkig-bituminöser Schiefer mit zahlreichen Ueberresten von Fischen und Pflanzenabdrücken, Sandsteine mit Schieferletten und Mergeln und in der obersten Gruppe Lager eines fossilfreien, aber kornfeinhaligen Kalksteins. Murchison unterscheidet, unter Berücksichtigung der organischen Ueberreste im old red Nordschottlands drei Hauptglieder: 1) Unterer Sandstein (Lower old-red), beginnend mit Conglomeraten, welche aus Gerölen der unterliegenden krystallinen Gesteine bestehen, mit Zwischenlagern von dunkelrothem Schieferletten versehen. Nach Oben gehen diese Conglomerate in rothe Sandsteine über; sie enthalten keine organischen Ueberreste. 2) Mittelmäßige Schiefer (Caithness Flag), reich an Fischresten, welche den Gattungen *Osteolepis*, *Dipterus*, *Diplopterus*, *Cheiracanthus* und *Coccopeus* angehören. Auch Pflanzenreste, Coniferen und *Hyopodiaceen* kommen vor. Die Structure der Schiefer nähert sich sehr der Grauwacke, und sehr viele von ihnen werden in Blatten gewonnen. 3) Oberer Sandstein (Upper old-red), welcher sich aus den vorigen Schiefen entwickelt, gelbliche, auch röthliche Farbe hat und viele Pflanzenreste, namentlich Stammtheile und Aeste, auch mächtige Lager fossiler Fische enthält. Diese dreigliedrige Einteilung des old red macht Murchison für Schottland, England und Irland geltend und bezeichnet sie als unteren, mittleren und oberen old red.

Im nördlichen Devonshire haben Murchison und

Schwid in den devonischen Gesteinen fünf Schichtengruppen unterscheiden, die von Nord nach Süd auf einander aufliegen. Unmittelbar auf den flurischen Gesteinen liegt die Lintongruppe: bunte, grünliche Grauwaden, die mit grünen Schiefen abwechseln und meist nur Steinernen enthalten, worunter *Chonetes sarcinulata*, *Fenestella antiqua*, *Spirifer aperturatus*. Auf diesen Grauwaden liegen rotte, stark eisenhaltige Conglomerate und Sandsteine, welche sich dem old red sandstone sehr ähnlich erweisen und die *Castle-rock*-Gruppe bilden. Sie enthält keine Fossilien, einige Schichten jedoch so stark mit Eisenoxyd imprägniert, daß das Gestein als Eisenerz gefördert wird. Die nächstfolgende Gruppe, die Gruppe von Ilfracombe, enthält Thon- und Kiefelschiefer, die mit kalkigen Schiefen und Kalksteinen wechseln. Von Fossilien kommen besonders Korallen, auch einige *Trachypoda* vor, unter denen *Stringocephalus Bartini*, also dem *Stringocephalus* der Rheinlande entsprechend. Als vierte Gruppe folgen hierauf grüne, weiche Schiefer mit Quarzsteinen, Sandstein und rotte Schiefer, die endlich in braune, glimmerreiche Grauwaden übergehen, welche die oberste oder Gruppe von Ilston und Barnstaple bilden. Diese letzte Gruppe ist am reichsten an Fossilien, besonders von Krinoiden.

Im südlichen Devonshire unterscheiden Murchison und Sedgwick vier Gruppen, von denen die unterste die den Granit von Dartmoor umgebenden und metamorphosierten Schiefer enthält. Die ihr aufliegende folgende Gruppe besteht aus schieferigen, oft kalkigen Gesteinen und untergeordneten Kalksteinlagern. Alle diese Kalksteine von Süd-Devonshire sind bald dicht und schieferig, bald vollkommen krystallinisch, meist sehr reich an Korallen. Es folgen hierauf mächtige Ablagerungen von roten und bunten Sandsteinen, und endlich zuletzt weiche, glänzende Schiefer, mit quarzigen Schichten wechselnd, in denen organische Ueberreste nicht gefunden sind.

In der Bretagne besteht die devonische Formation zuunterst aus Quarz, Glimmerschiefer und Thonschiefer. Hierauf folgen Sandsteine, auf welchen untreine Kalksteine, Grauwaden und Thonschiefer aufliegen. In letzteren finden sich bedeutende Lager von *Murchisoniten*, welche ausgebeutet werden und meist unmittelbar unter einem eigenthümlichen Gesteine, von den Arbeitern „*Pierre carrée*“ genannt, liegen. Die Kohlenlager bieten in ihren häufigen Abwechselungen mit Thonschiefern und Grauwade manches Eigenthümliche dar. Die Kasse von Gahard und die ihnen entsprechenden Schiefer in der Nähe von Brest sind durch ihre Fossilien als unzweifelhaft der devonischen Formation angehörig erkannt worden.

In Rheinpreußen und Westfalen besteht das größtentheils der devonischen Formation angehörige Übergangsgebirge aus einer älteren Abtheilung, fast überall aus Grauwadenschiefer, Sandstein und Thonschiefer bestehend, und aus einer jüngeren, Kalksteine, Mergel und Dolomit enthaltenden Abtheilung, worauf wieder schieferige, kieflige und kalkige Gesteine folgen. (Vergl. F. Römer, Das Rheinische Übergangsgebirge,

1844. Baur im Archiv für Min. u. XX. S. 351. v. Dechen in der Verhandl. des naturhist. Vereins der Rheinlande und Westfalens VII. S. 196 fg.) Ueber dem Kalksteine folgt gewöhnlich noch eine dritte Abtheilung, aus schieferigen, kiefligen und kalkigen Gesteinen bestehend, welche sich nach oben unmittelbar der Steinkohlenformation anschließt. Sowie in England, macht sich daher auch in den Rheinlanden und Westfalen eine dreigliedrige Eintheilung der devonischen Formation geltend, und dieselbe Eintheilung entspricht auch den Verhältnissen in Belgien, in Nassau und am Harze. Die untere Abtheilung, die rheinische Grauwade, hat den Grauwadenschiefer als das herrschende Gestein; ihm folgen feinstörnige Sandsteine und Thonschiefer. Quarz und Dachschiefer sind untergeordnete Gesteine und Kalkstein findet sich nur selten in schmalen Schichten. Die Grauwaden sind meist von brauner oder gelblicher Farbe, enthalten häufig Glimmer, Feldspath, Quarz und scheinen aus der Zertrümmerung älterer krystallinischer Feldspathgesteine hervorgegangen zu sein. Vielfache Ergänzungen, als Spatheisen, Zinkblei, Bleiglanz und Silber, Braunsparth u. s. w., finden sich darin. Die Fossilien erscheinen fast immer nur als Kerne und Abdrücke, haben ihre Kalkschalen verloren, sind spärlich vorhanden und nur auf einzelne Schichten beschränkt. Am meisten zeichnen sich darin verschiedene Gattungen von Spiriferen aus (*Spirifer macropterus*, *micropterus*, *cultrijugatus*), weshalb denn auch die ganze Gruppe den Namen des Spiriferensandsteines erhalten hat. Ausgezeichnete Petrefacten dieser unteren Schicht sind außerdem das *Pleurodictyon problematicum* und die *Calocoola sandalina*, welche sich in den reinen Kalkschichten von Gerolstein in der Eifel wiederfinden. Als obere Lage des Spiriferensandsteines stellen sich dunkelgraue oder schwarze Thonschiefer oder Dachschiefer dar, in denen sich häufig *Trachypoda* und Goniatiten finden. Namentlich im Herzogthume Nassau finden sich von diesem Spiriferensandsteine viele Fundorte.

Die mittlere Abtheilung besteht aus dem Kalkstein, welcher in der Eifel der Grauwade muldenförmig eingelagert oder aufgelagert ist und Mergel und Dolomit enthält, und dem großen rheinisch-westfälischen Kalksteinzug. Trifft man nämlich in das rheinische Gebirge über, so findet man linksseitig in der Eifel, rechtsseitig namentlich in den Rabthale und in der Umgebung des Westerwaldes, sowie an den Ufern der Renne, bei Pfaffrath und Benzig in der Nähe von Köln mehrere kleinere Ablagerungen, welche alle mehr oder minder die Muldenform zeigen und aus den verschiedenen Schichten der devonischen Formation zusammengesetzt sind. Alle diese Kalksteinmulden der Eifel bestehen aus Kalkstein, Mergel und Dolomit. Der Dolomit ist krystallinisch-förmig und bildet überall die oberste und innerste Ablagerung einer jeden Mulde. Nach Unten findet ein durch Wechselagerung vermittelter Übergang aus der oberen Lage der Grauwade in den Kalkstein statt, indem rothgefärbte Kalksteinschichten mit Schichten eines feinstörnigen röhrlischen Sandsteins abwechseln, welchem eiserne Lager von Rothe-

eisenzerz untergeordnet find. Die Schichten sind reich an *Springerina prisca*, *Orthisina umbraucolum* und vielen Stüchlebern eines *Krinoiden*. Der höherliegende Kalkstein besteht größtentheils aus Korallen.

Bei Nachen, Burscheib, Hahn, Wicht und anderen Orten ist der devonische Kalkstein der Grauwade eingelagert, besteht wesentlich aus denselben Korallen, als der Kalkstein der Gifel, wird von Schieferen und anderen Gesteinen bedeckt, über welchen dann die Gesteine der Kohlenformation folgen.

Der große rheinisch-westfälische Kalkstein erstreckt sich von Düsseldorf über Elberfeld und Barmen, theilt sich dort in zwei Arme, welche sich bei Hagen wieder vereinigen, geht dann über Limburg, Jersohn und Sundwig, wendet sich bei Balne nach Süden, nimmt aber bei Kreuzrade wieder eine östliche Richtung an und endigt bei Alendorf. Das Gestein ist ein bläulichgrauer, feinkörniger Kalkstein, oft mit thonigen Beimengungen. Verfeinerungen fehlen nirgends und sind meist in großer Menge vorhanden. Bei Brilon treten sehr quarzige Korbsteinmassen auf, welche stellenweise in eisenhaltigen Kalkstein übergehen und fast überall Petrefacten enthalten.

Die obere Abtheilung enthält in Westfalen und bei Nachen Thonschiefer, Kiefelschiefer, Kalkschiefer, plattensförmige Kalksteine, mergelige Schieferthone und Sandsteine, welche dem Kalksteine aufliegen. Ihr gehört jener Schiefer bei Weisburg an, welcher gelbbraun, leicht blätternd und vielen Glimmer enthalten, den Namen *Cypripinae* schiefer erhalten hat, da er fast weiter keine Verfeinerungen als *Cypripina serrato-strata* enthält. Als Repräsentanten dieser Abtheilung erscheinen weiterhin bei Rüdesheim, Brilon, Dillenburg u. f. w. eigenthümliche rothe Kasse und Schiefer, welche eine große Anzahl von Goniatiten und Clymenien enthalten und einen ausgezeichneten Horizont an vielen Orten darbieten. Man hat dieselben auch mit dem Namen des *Goniatitenkalkes* bezeichnet.

Die höher aufwärts folgenden Schichten, welche in Westfalen meist aus Kiefelschiefer, schwarzem Thonschiefer, plattensförmigen Kalkstein und Sandstein bestehen, die namentlich bei Herborn hervortreten und außer einigen Pflanzen, welche der Kohlenperiode angehören, hauptsächlich nur eine einzige Muschel enthalten, die *Posidonomya Becheri*, weshalb man auch diese Schiefer *Posidonomyenschiefer* genannt hat, sind durch ihre Fossilien schon als die ersten Glieder der Steinkohlenformation bezeichnet und zum Theil als das Äquivalent des Kohlenalkalksteins zu betrachten. v. Dechen gibt folgende Uebersicht der devonischen Formation Westfalens:

1) Untere Abtheilung (Spiriferensandstein, untere Grauwade, Koblenische Schichten). Sie besteht wesentlich aus Grauwade, Grauwadenschiefer und Thonschiefer, welcher letzterer öfter als Dachziegel ausgebildet ist.

2) Mittlere Abtheilung: a) Lössgruppe (Korbsteinschiefer), besteht wesentlich aus Thonschiefer, feinkörnigen Sandsteinen und Grauwaden. b) Elberfelder

Kalkstein (Strigosephalensalt). Identisch mit dem eisernen Kalkstein erscheint er gleich diesem oft wie ein Korallenriff. Er beherbergt viele Höhlen und Ergückerstätten.

3) Obere Abtheilung: a) Flingschiefer, grauer und schwarzer Thonschiefer, bald in Mergelschiefer, bald in Dachziegel übergehend, mit dunkelgrauen Kalksteinlagen wechselnd, welche in der Gegend von Rutilar „Fling“ genannt werden. b) Kramenzel. Diese Etage besteht nach unten aus feinkörnigem, grauem, glimmerhaltigem, oft wüßigem Sandstein (Bönlandstein), nicht selten mit unbedeutlichen Pflanzenabdrücken. Nach oben erscheint der sogenannte Nierenkalkstein, d. i. ein Schiefer mit Knoten, Wülsten und Nieren von Kalkstein, welcher oft in Schieferkalkstein, Plattenkalkstein übergeht. (Vergl. v. Dechen's Mittheilungen in den Verhandl. des naturhist. Vereins der Rheinlande VII, 186 und XI, 126. Auch F. Kaumann, Lehrbuch der Geogn. II, 382 fg.)

Die devonischen Gebilde sind noch an vielen Orten nachgewiesen. Sie sind in mehreren Ländern Oesterreichs verbreitet, so in Oesterreich, Steiermark, Ungarn, Salzburg, Kärnten. In Böhmen sind devonische Gesteine nicht bekannt geworden, dagegen sind die Grauwaden im nordwestlichen Böhmen in neuerer Zeit durch die Arbeiten von D. v. Hingenan als der devonischen Formation angehörend nachgewiesen. Für das Herzogthum Nassau finden viele Analogien mit den benachbarten Vorformaten in den Rheinlanden und in Westfalen statt, wie die Gebrüder Sandberger (in: Uebersicht der geol. Verhältnisse des Herzogthums Nassau, und: Die Verfeinerungen des rheinischen Schichtensystems in Nassau, 1850—1856) und Koch (in den Jahrb. des Vereins für Naturkunde im Herzogthume Nassau, 1858) ermittelt haben.

Die Gebiete der Grauwade des Harzes sind ebenfalls größtentheils devonisch, wenn auch ein Theil derselben für silurisch erkannt worden ist. Auch hier lassen sich viele Uebereinstimmungen mit den rheinischen Bildungen nachweisen, wie aus den Untersuchungen von F. Sandberger und A. Römer hervorgeht. Selbst Bernoulli erkannte die Kalksteine von Uberg, Grund und Rüdeland für devonisch. Am Fichtelgebirge in Oesterreich und der angrenzenden Theile des thüringer Waldes, die russischen Fürstenthümer und das sächsische Voigtland sind ebenfalls Gegenden, in welchen die devonischen Gesteine, wie aus den wichtigen Arbeiten von Richter, Grunig und Erdner hervorgeht, eine große Verbreitung gewinnen, und namentlich die Clymenien- und Goniatitenkalksteine eine wichtige Rolle spielen.

Die devonische Formation in Belgien ist nur die westliche Fortsetzung des rheinischen Schiefergebirges, zeigt eine große Uebereinstimmung mit der in der Rheinprovinz und in Westfalen und in dem ganzen Gebirgszuge, welcher von Belgien einerseits bis zum Hundsrück und dem Tannus andererseits sich hinzieht, sind durch die Biegungen der Schichten eine Menge von Boden

hergestellt, in welche devonische Schichten abgelagert sind. Der Nordabhang der Ardennen ist in gleicher Weise von einer Reihe von Schichten gebildet, welche dem devonischen Systeme angehören und die die wichtige Kohlenformation von Lüttich einschließen. Die untersten Lager dieser Schichten bestehen aus Thonschiefer, Grauwadenschiefer, Sandstein und Conglomerat, in welchen Gesteinen nur selten organische Ueberreste vorkommen. Diese Abtheilung entspricht denen zunächst unter dem eisernen Kalkstein liegenden Schichten. Darüber liegen feinförnige, schwärzlich-graue Kalksteine, auch Dolomit, welcher in dem mittleren Niveau der Ablagerung ziemlich ausgedehnte Massen bildet. Von den Fossilien walten namentlich Korallen vor, welche ganz denjenigen des eisernen Kalkes entsprechen und deren spathiges Gefüge und helle, weisse, rothe und grüne Farbe dem Gesteine ein marmorartiges Ansehen verleiht. Man kennt diese Gruppe auch unter dem Namen des *Marmor* von Givet. Die oberste Schicht wird von den grauen, grünen oder braunen, leicht verwitternden Thonschiefern von Hamenne und den Sandsteinen von Condros gebildet, auf welchen der Kohlenkalkstein unmittelbar aufliegt. Die Schiefer enthalten Kalksteinnieren und unregelmäßige Lager unreinen Kalkes, zuweilen mit oolithischen Einkerzen, und diese Lager von Nierenkalkstein bilden einen constanten Horizont. Auch hier finden sich Anthracitlager in den oberen Schichten, woshalb Dumont (*Mém. sur les terrains ardennais et rhénans de l'Ardenne, du Rhin, du Brabant et du Condros, 1848*) diese ganze Reihe geht dem Kohlenkalksteine und den darunter liegenden Schiefen unter dem Namen „anthracitisches Terrain“ (*terrain antracifère*) begriffen hat. In der zweiten Auflage der *Siluria* gibt Murchison folgende Uebersicht der belgischen Devonformation. 1) Untere Abtheilung: Quarzconglomerate mit undeutlichen Steinernen von *Rhynchonella* und *Orthis*; sie werden von Schiefer und Sandsteinen bedeckt, welche ganz erfüllt sind von Fossilien des Spiriferenlandsteins. 2) Mittlere Abtheilung: Kalksteine, welche von quarzigen und schieferigen Gesteinen getragen werden. Der Kalkstein hat die Fossilien des eisernen Kalkes. Dann folgt eine Schicht mit *Calceola sandalina* und anderen Fossilien. Endlich Kalkstein mit *Stringocephalus* Bartini u. a. 3) Obere Abtheilung: Zuerst saftige Schiefer mit Kalksteinularen, darin *Glymenen* und *Goniatiten*, zu welchen sich noch andere Fossilien gesellen. Nach Oben grüne und braune Schiefer, mit untergeordneten saftigen und dolomitischen Schichten. Sie enthalten Spiriferen und schließen die devonische Formation beizugeben.

In der nördlichen devonischen Zone Rußlands folgen auf die silurischen Schichten sogleich Kalksteine und Mergel mit Petrefacten und in den oberen Stagen wechseln sie mit Thonen und Sandsteinen. Die Steinkohlenformation bedeckt regelmäßig die devonischen Schichten. Sie bilden zunächst den Untergrund von Kurland und Pöland und zeichnen sich im Allgemeinen durch ihre rothe Farbe, die sie auch der darüber liegenden Damm-erde mittheilen, von den silurischen und Kohlengruppen

aus. Von Pöland aus läßt sich die devonische Formation in nördlicher Richtung durch die Gouvernements Pskov, Petersburg und Olonez bis nach Archangel, in östlicher Richtung durch die Gouvernements Witebsk, Smolensk, Kaluga und Tula bis nach Woronesch verfolgen, und tritt über einen Flächenraum von c. 7000 geogr. □ Meilen zu Tage aus. Die Basis der Formation wird gewöhnlich von roth und grün gefärbten Mergeln gebildet, die zuweilen plattenförmige kieselige Gebilde enthalten und nach Oben allmählich in rothe und grüne plattenförmige, sandige Kalksteine übergehen, die festere Kalkconcretionen enthalten. In dem mittleren Theile der Formation werden diese Kalksteine immer mächtiger und zuweilen ganz dunkelroth und hart, an anderen Stellen werden sie allmählich dolomitisch, gelb oder grau, bald dicht, bald mehr oder minder spongiös, sodas sie oft in ihrem mineralogischen Verhalten außerordentlich dem Zechsteine und der Raumbade ähnlich werden. In Kurland und Pöland u. s. w., wo Kalksteine und Sandsteine zusammen vorkommen, finden sich in den ersteren die Mollusken, in den letzteren die Fische. In Olonez und Archangel zeigen sich da, wo die Formation nur aus Sandsteinen besteht, nur Fischreste; in Drel und Woronesch endlich, wo der Kalkstein sehr vorherrscht, kommen viele Mollusken und nur selten Ueberreste von Fischen vor. Murchison, Berner und Keyserling haben in dem Werke *The Geology of Russia* die devonische Formation Rußlands in die nördliche und die centrale devonische Zone untertheilt, deren wesentliche Charaktere F. Naumann l. c. II, 394 aufgenommen und die wichtigsten Petrefacten verzeichnet hat.

In Nordamerika ist namentlich im Staate Kentucky die devonische Formation sehr reich entwickelt, nimmt dort einen großen Raum ein, folgt in vollkommen übereinstimmender Lagerung auf die silurische Formation, liegt sich nach Westen bis an die Ufer des Mississippi, wo sie unter der Steinkohlenformation verschwindet. Sie beginnt nach Berner (*Bull. de la soc. géol. 2. sér. T. IV. p. 657*) mit quarzigen Sandsteinen, die häufig in Grauwade übergehen und der älteren Grauwade am Rhein auch dadurch ähnelnd ähnlich werden, daß die vielen Fossilien, welche sie enthalten, stets nur in Form von Steinernen und Abdrücken, unter denen besonders *Brachiopterus*, zumal aber Spiriferen, darunter spirifer *macropterus*, vorhanden, die Schalen selbst aber verschwunden sind. Dieser Sandstein wird *Dickinson* sandsteine genannt. Ihm folgen zwei eigenthümliche Sandsteine oder vielmehr Grauwadengruppen, welche eine nur geringe Mächtigkeit haben und sich durch ihre braune Farbe und ihr feines Korn, sowie ihr saftiges Bindemittel auszeichnen. Durch die Tagewasser wird der Kalk meistens ausgewaschen, wodurch dann diese Grauwade äußerst porös wird. Das unterste dieser Sandsteinlager ist durch habnenischwandähnliche Abdrücke ausgezeichnet, welche man für Fucoiden hält (*Fucoides cauda galli*), woshalb die amerikanischen Geologen dem ganzen Lager den felsamen Namen *Hahnenischwandstein* gegeben haben. Die oberen Schichten werden nach dem

Orte ihres hauptsächlichsten Vorkommens Shoeharrie-
sandstein genannt; dieser ist deshalb interessant, weil
er außer Korallen, Orthoceren, Cyrtoceras u. s. w. auch
organische Ueberreste aus dem Geschlechte *Asterolepis*
umschließt. Mit ihm endigt die untere Devonformation.
Die mittlere beginnt mit einem an Horstfelsenreihen
reichen Kalkstein (Coraiferous limestone), der weder
Krinoiden, noch Korallen, dagegen viele andere Ueber-
reste von Trilobiten, Kopffüßern und Muscheln enthält
und der Onondagaskalk genannt wird. Ihm aufgelagert
ist ein schwarzer, sehr bituminöser Schiefer mit einzelnen
Schichten und Concretionen von Kalkstein, in welchem
legteren die ersten Producten und Goniatiten auftraten.
Einige kalkige Schichten sind ganz davon erfüllt. Dieser
Schiefer (Marcellusschiefer genannt) schließt sich an
die zuletzt fast 1000 Fuß mächtigen Hamiltonschiefer
an: olivengrüne, zuweilen in förmlichen Sandstein über-
gehende Schiefer, die reich an Conchiferen und Brachi-
opoden sind, während die Trilobiten und Goniatiten gänzlich
zurückfallen. Eine Kalksteinschicht von höchstens
15 Fuß Mächtigkeit, der sogenannte Tullinkalk, würde
vielleicht über diesen Schiefen wenig unterschieden wor-
den sein, wenn er nicht durch seine große Beständigkeit
einen leicht erkennlichen Horizont bildete und außerdem
noch vielfach ausgebeutet würde. Er trennt die Hamilton-
schiefer von den folgenden schwarzen Schiefen von Ge-
nessee, die im Ganzen arm an organischen Ueberresten
sind. Die obere Devonformation besteht nach Unten
aus einer bis 1000 Fuß mächtigen Sandsteinszone, welche
man die Portagegruppe genannt hat, welche bei den
Wassersfällen von Le Roy und den oberen Fällen des
Genesseefflusses bei Portage am schönsten entwickelt ist und
aus sehr feinförmigen Sandsteine wechselnd mit hart
glimmerhaltigen Schiefertonen besteht. Sie führt nur
wenige Fossilien, Fucoiden und Goniatiten. Diese Sand-
steine geben nach Oben, in der Nähe von New-York,
allmählig in die am 1500 Fuß mächtige Chemung-
gruppe über, die aus Grauwacke, thonigem Sandstein,
schieferigen Thonen von dunkelroter oder blauer Farbe
gebildet wird, in welchen die Fossilien ihre Schalen ver-
loren und nur den Eindruck zurückgelassen haben. Es
sind meist Conchiferen und Brachiopoden, auch Fucoiden,
während Korallen fehlen. Als oberste Schicht der devo-
nischen Formation zeigen sich endlich mächtige dunkelrothe,
feinförmige, viel Glimmer enthaltende Sandsteine, die
dem eigentlichen alten rothen Sandsteine von Schottland
vollkommen ähnlich sehen und die sogenannten Cats-
killberge im Staate New-York bilden, welche sich an
der Grenze von Pennsylvania hinziehen. Sie enthalten
Ueberreste von Fischen, auch Landpflanzen und selbst schmale
Kohlenflöße. Das Vorkommen von Conglomeraten und
Schiefern im östlichen Theile desselben berechtigt zu der
Vermuthung, daß im Osten ein Continent existirte, durch
dessen Flüsse das Material dieser Gesteine herbeigeführt
wurde. Auch bezeugen die Fucoiden und die Wellen-
furchen der Sandsteine die Nähe der Küste. Diese Wellen-
furchen, welche sich in allen Etagen der genannten
Gesteine verbinden, deuten aber auf ein seichtes Meer,

dessen Grund wahrscheinlich in einer säcularen Senkung
begriffen war, während die Schichten der silurischen und
devonischen Formation auf ihm abgelegt wurden. Weiter
nach Westen hin lagert auf den obersten Schichten der
devonischen Formation, auf jenen dunkelrothen und fein-
förmigen Sandsteinen, die Steinkohlenformation, welche
im Staate New-York gänzlich fehlt. Die Schiefertonen
sind die unmittelbaren Begleiter der Steinkohlenflöße und
die Hauptniederlagen der schönsten Pflanzenreste und des
thonigen Sphäropteridit. Nicht selten enthalten sie auch
die Ueberreste von Meeresüberresten und Muschelabdrücken.
Thonschiefer und Maauschiefer, letztere mit Kalkstein
nieren, kommen in den unteren Etagen mancher Bassins
vor. Brandschiefer, reich an Fischen, Kopololithen und
Pflanzenresten, gehören vorzüglich den obersten Etagen
der Formation an. Der Kohlen sandstein, ein mächtiges
und manchmal außerordentlich verdichtetes Gebilde, ist
die Hauptniederlage der thierischen Ueberreste. Seine
Schichten liegen oft ohne fremdbartige Zwischenschichten viel-
fältig über einander, während sie in anderen Fällen durch
Schieferthon- oder Kalkschiefer- oder auch durch Sand-
steinschichten von einander abgefordert sind. Der Kohlen-
sandstein ist in mehreren Staaten Nordamerica's auf einer
Fläche von Tausenden von □ Meilen als eines der
untersten Glieder der Steinkohlenformation bekannt.

Die vorstehenden detaillirten Ausführungen über das
Uebergangs- oder Grauwackengebirge der verschiedensten
Territorien machen gleichzeitig mit zahlreichen Erschei-
nungen bekannt, welche Zeugnis ablegen von den ge-
waltigen Hebungen und Senkungen, Verdrängungen und
Verschiebungen, von der Zerkörperung und Umwandlung
der Grauwackensichten und Gesteine seit ihrer Ent-
stehung bis auf die Gegenwart. Lange Perioden waren
hierzu nöthig, und es ist unzweifelhaft, daß zu allen
diesen Bildungen die Gesteine der Continente und der
Inseln das Material im Meere geliefert haben und noch
liefern. Große Massen von Gesteinen mussten mechanisch
und chemisch zerlegt worden sein, damit dem Meere durch
die Gewässer so viel zugeführt werden konnte, als zur
Bildung der mächtigen Lager erforderlich war. Die älte-
sten Sedimentsformationen, die Gebirge der Grauwacke,
die unteren und die oberen, die silurische und die devo-
nische Formation, bieten gleichzeitig in den organischen
Resten, welche sie einschließen, ein Gemisch von Bil-
dungen, die auf der Stufenleiter der sich allmählig ver-
vollkommnenden Entwicklung einen sehr verschiedenen
Platz einnehmen. Von Pflanzen enthalten sie freilich
nur einigen Seetang, Polypoidaceen, die vielleicht baum-
artig waren, Caulisciaen und tropische Farn, aber von
den thierischen Organismen finden wir sonderbar zusam-
men Crustaceen, Brachiopoden, die zierlichen Sphäro-
niten, welche den Krinoiden nahe stehen, Trilobiten
aus den Cephalopoden, Steinkorallen und mit diesen
niedern Organismen schon Fische von wunderbarer Ge-
stalt in oberen silurischen und devonischen Schichten. Das
relative Alter aller dieser Organismen, durch die Auf-
lagerung der Gesteinschichten bestimmt, hat zu wichtigen

Resultaten über die Verhältnisse geführt, welche zwischen den untergegangenen und noch lebenden Geschlechtern und Arten, wenn auch letztere in sehr geringer Zahl, erkannt werden. Alte und neue Beobachtungen erweisen, daß die Floren und Faunen um so verschiedener von den jetzigen Gestalten der Pflanzen und Thiere sind, als die Sedimentformationen zu den unteren, silurischen, d. h. älteren, gehören. In den späteren Gebilden hat die Wechselerscheinung des organischen Lebens in den verschiedenen Gruppen der Tertiärformation nicht nur einen großen Zuwachs der numerischen Verhältnisse, sondern auch eine beträchtliche Masse genau untersuchter Gesteinschichten erhalten. Wie schon erwähnt, zeigen sich in den Grauwadengebilden der Silurformation nur selten Fische, die ältesten aller Wirbelthiere; dagegen erscheinen von den wirbellosen Thieren in den ältesten Formationen Steinkorallen und Eerpulpen, mit sehr ausgebildeten Cephalopoden und Crustaceen gleichzeitig, also die verschiedensten Ordnungen unabhängig, während in vielen einzelnen Gruppen derselben Ordnung sehr bestimmte Geseze entdeckt werden. Muschelverseinerungen derselben Art, Goniatiten, Trilobiten und Rummuliten bilden ganze Berge. Wo verschiedene Geschlechter gemengt sind, ist nicht bloß oft eine bestimmte Reihenfolge der Organismen nach Verhältnis der Auflagerung der Formationen erkannt worden; man hat auch in den untergeordneten Schichten derselben Formation die Association gewisser Geschlechter und Arten beobachtet. Und so zeigen die anorganischen Grauwadengebilde in den thierischen Ketten, welche in ihnen begraben liegen, den Anfang des organischen Lebens. Die Silurischen zeigen, wie oben schon vielfach bemerkt worden, für die Vegetationsperioden nur jellige Landpflanzen des Meeres. Erst in den devonischen Schichten hat man von Gefäßpflanzen einige kryptogamische Formen (Calamiten und Equisetaceen) beobachtet, und Nichts scheint zu beweisen, daß das vegetabilische Leben früher als das animalische auf der alten Erde erwacht, daß dieses durch jenes bedingt sei.

Eine besondere Wichtigkeit hat das Grauwadengestein durch seinen Reichtum an Erzen, welche in ihm unter den mannichfaltigsten Verhältnissen, theils als wirkliche Erzlager, meistens aber in mehr oder weniger zusammenhängenden oder vereinzelten Nestern, Rieren, Flasen und Gangtrümmern vorkommen. Es birgt ergebliche Eisenerzlagern mit Rotheisenstein, Magneteisenstein, Spatheisenstein, Brauneisenstein, Giesstein u. Die untersten silurischen Schichten werden häufig von Gängen und Ganghöfen von bleiernen Erzkernen und Grünstein durchzogen, welche oft die Begleiter vieler und reicher Blei- und Silbererzgänge abgeben. Viele Gänge, welche namentlich in Devonshire den Thonschiefer durchziehen, führen Zinnstein mit Arsenkies, Schwefelblei, Kupferkies und viele andere Kupfererze. Auch Zinnblende und Galmei kommen lagenartig zwischen Grauwade vor, und in Grauwade und Thonschiefer liegen die berühmten Gänge in Zacatecas mit gebirgtem Silber, gebirgtem Gold auf, sowie in der Grauwade von Zalazuma in Ungarn auf Quarzgängen Gold mit Blende,

Bleiglanz und Kupferkies vorkommen. In Thonschiefer und Grauwade treten die ersten, ältesten Ablagerungen brennlicher Substanzen, wenn auch nicht in denwürbigen Föhen, im Antheil auf. Zahlreiche Mineralquellen, welche ein mehrfaches Interesse gewähren, entspringen aus den Grauwaden, und selbst mächtige Salzquellen treten aus ihnen hervor.

Die Benutzbarkeit der das Grauwadengebirge zusammensetzenden Gesteine in technischer Beziehung ist ebenfalls sehr mannichfaltig. Sie werden überall durch Sprengarbeiten gewonnen. Die feinsten Thon- und Thonschiefer geben schöne Platten, die feineren dünn-schieferigen und schwarzen Thonschiefer liefern ein geschultes Material zur Dachbedeckung, die noch feineren und welchen dienen bald als Be- und Schreib-, bald als Griffel und Zeichenschiefer. Die Quarzite der Grauwade liefern ein vortreffliches Baumaterial und einige Grauwaden werden zu einem dauerhaften, festen Straßenpflaster verarbeitet. Die Kasse der Grauwade dienen zu Steinmaßeinheiten und werden häufig als Marmor zu Werken der schönen Künste verwendet. Das vielartige der Farbenabänderungen, die Reinheit, Dichte und Politur, deren der Grauwadenschale fähig ist, eignen ihn besonders zu Säulen, Gesimsen, Tischplatten. Vorzüglich geschätzt sind dunkelbraune, fast schwarze Nüancen, deren Färbung von bituminösen Beimischungen herrührt, und ein ganz eigenthümliches Aussehen erlangt rother Marmor, wenn er von häufigen weißen Kalkspathadern durchzogen ist. So geben auch einige Kalksteinlager der Grauwade einen sehr geschätzten guten hydraulischen Mörtel. (C. Reinhardt.)

GRAVANDER (Lorenz Friedrich), schwedischer Arzt und Dichter, am 3. Febr. 1778 zu Lund bei Mora in der Provinz Dextro geboren, widmete sich nach einer vorzüglichen Schulbildung der Arzneywissenschaft auf der Universität zu Upsala und wurde nach der Beendigung seiner Studien und nachdem er die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, im J. 1806 in dem Bezirke von Falun in Norðschweden als Arzt angestellt. Da die Regierung sich zu derselben Zeit eifrig bemühte, die Kuhpockenimpfung im ganzen Reiche einzuführen, so fand sie an Gravander einen der thätigsten Unterstützer ihres Planes und es sollen von ihm selbst oder unter seiner Leitung bis zum Jahre 1810 an 5000 Kinder geimpft worden sein. Dabei suchte er durch mehrere fähig geschriebene Handbücher und Abhandlungen, besonders durch seine gelungenen Darstellung der Vortheile der Kuhpockenimpfung (Underrättelser rörande Fördelar af Yppning med Skyddskoppor. Falun 1804. 8.) und durch sein Formular von Journalen zur Kuhpockenimpfung (Formulär till Vaccinationsjournalen. Falun 1806. 8.) das neue Verfahren zu empfehlen und zu rechtfertigen. Eine nicht geringere Aufmerksamkeit widmete er der Auffindung der wirksamsten Mittel zur Verhinderung des Umschlagens anstehender Krankheiten und die Mittheilung seiner Forschungen und Erfahrungen in seinem Schutzbuche gegen Seuchen (Förvaringsmedlen emot oönska smittsamma Sjukdomar.

Falun 1807. 8. 2. ed. Ibid. 1809. 8.) wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Die Regierung belohnte seinen Eifer durch die Uebersetzung einer Verdienstmedaille und durch ein Geschenk von 600 Thalern. Bald darauf nahm der Ausbruch einer ansteckenden Krankheit in seinem Districte wieder seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt in Anspruch, er fiel aber als Opfer seiner allzu großen Anstrengung, diesem Uebel entgegenzutreten, denn er ward selbst von demselben ergriffen und starb am 7. März 1815. Gerward versuchte sich auch wieder als Dichter, seine Leistungen aber erheben sich, obwohl seine Vandsleute ihnen reichliches Lob spendeten, nicht über das Mittelmäßige. Seine „Vier Weltalter“, seine „Apotheose des Julius Cäsar“ und seine „Gedächtnistage des Vandsleuts“, Nachbildungen römischer Dichter, und seine Originalpoesien: „Herkules und Fortuna“ und „Die Quelle der Weisheit“ wurden von der schwedischen Akademie der Wissenschaften des Preises gewürdigt. Seine sämtlichen Gedichte, welche zuerst in den Schriften der schwedischen Akademie erschienen, wurden in einer Sammlung unter dem Titel: Skaldestycken (Falun 1831. 8.) vereinigt). (Ph. H. Kålb.)

GRAVATIVUS DOLOR ist die medicinische Bezeichnung für einen Schmerz, welcher von einer durch Schwere befallenden Wasse ausgeht, z. B. von überfüllten und hypertrophischen Eingeweiden, oder von pathologischen Geschwülsten im Unterleibe. (Fr. Wilt. Theile.)

GRAVE oder **DE GRAAF**, Aine, aber starke und berühmte Heilung am linken Ufer der Waas in der niederländischen Provinz Nordbrabant, 1859 mit 2975, 1864 mit 2912 Einwohnern, hat eine römisch-katholische Kirche (St. Elisabeth) mit dem Grabe des Herzogs Arnold von Geldern, ein Cantonalgericht, Rathhaus, ein Krankenhaus, eine Kaserne, eine lateinische Schule; Pulvermagazin und Pulverlaboratorium, Baumwollen-, Leder- und Hutfabrication, Brennerei und Brauerei. Auf dem rechten Waasufer in der Provinz Geldern liegt das zu Grave gehörige Fort Goeborn mit einer Schanze und einer bombenfesten Bastion für 1200 Mann. 8 Meilen unter Venlo gelegen, bildet es mit dieser Festung und mit Warthich die Vertheidigungslinie Hollands gegen die Rheinlande und deckt den Uebergang über die Waas auf der Straße von Herzogenbusch nach Nimwegen. Im Anfange der niederländischen Revolution nahm Alba die Stadt, der Prinz von Dranien nahm sie 1668 wieder, aber bald fiel sie abermals in die Hände der Spanier. Die Bürger vertrieben 1577 die spanische Besatzung, mußten sich aber 1586 dem Prinzen von Parma ergeben. Endlich eroberte Moritz von Dranien 1602 die Festung wieder, die nun im Besitze der Holländer blieb. In den Kriegen Ludwig's XIV. kam Grave im Juli 1672 nach mehrmonatlicher Belagerung auf 2 Jahre in die Hände der Franzosen und konnte erst 1674 nach langer Belagerung (vom 24. Juli bis 26. Oct., die erst durch de Souche, dann durch den Prinzen von Dranien

geleitet wurde) von den Brandenburgern und Niederländern wieder eingenommen werden. Zum letzten Mal wurde es im französischen Revolutionskriege (Ende 1794) von Wiedergewonnen. (Otto Delitsch.)

GRAVE (Gerhard), deutscher Theolog, im J. 1598 zu Donadrid geboren, widmete sich, nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt die nöthige Vorbereitung erhalten und besonders in den alten Sprachen gründliche Kenntnisse erlangt hatte, der Theologie und besuchte, um sich in seinem Fache allseitig auszubilden, von seinem 20. Jahre an die Universitäten zu Rostock, Straßburg und Jena, auf welchen er sich schon durch öffentliche Disputationen (zu Straßburg im J. 1620 über Luther's Katholicismus und im J. 1622 über den Calvinismus) auszeichnete. Nachdem er seine Studien beendigt und sich im J. 1624 durch die Vertheidigung einer Abhandlung über den durch die Keger herbeigeführten Verfall der Rechtfertigung (Munimentum Sionis continens omnes justificationis causas, ex auro textu Rom. III, 24—29 deductum. Jen. 1624. 4.) die Magisterswürde zu Jena verschafft habe, blieb er noch einige Jahre an dieser Universitäts, da er im Sinne hatte, als Lehrer an derselben aufzutreten, weshalb er auch noch die erst später gedruckte scharfsinnige Erklärung einer Davidischen Psalmenauslegung (Explicatio rationum psalmi LXVIII, 18. 19 de gloriosa Messiae transgressionem in coelos ad ascensionem. Hamburg. 1630. 8.) vorbereitete. Da er aber allmählich die Lust zu dieser Laufbahn, auf welcher er nur sehr langsam vorwärt kommen, verlor, so kehrte er im J. 1627 nach seiner Vaterstadt zurück und wurde noch in demselben Jahre von dem Erzbischof Johann Friedrich von Bremen und dem Collegium der Domherren zum Pastor an der Kathedralkirche und Lector der Theologie zu Hamburg berufen und durch Martin Bilsch, den Senior des Ministeriums, in diese Stelle eingeführt. Bald darauf erfolgte auch seine Ernennung zum Domvicar und im J. 1647 zum Vicesor des königlich-schwedischen Consistoriums zu Stade. Obwohl die Verhältnisse seines Amtes ihn sehr in Anspruch nahmen, so fand er doch noch Zeit, sich mit wissenschaftlichen Erörterungen zu beschäftigen, denn in jeder Zeit seiner Wirksamkeit sollen die Theologia methodica (Hamb. 1638. 4.), die Disputatio de poenitentia (Ibid. 1638. 4.), die Disputationes II. de dictu Joh. I, 14 (Ibid. 1638—1639. 4.), die Tabulae apocalypticae (Logd. Bat. 1647. fol.), die Pentas questionum theologico-historicarum antipapisticarum (Hamb. 1643. 8.), von welcher er auch eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Erörterung von fünf wider das Papstthum angelegten Fragen, in welcher die sämmtlichen Gründe päpstlicher Lehre umgeworfen und widerlegt werden“ (Hamburg 1652. 12. 2. Abth. 1675. 12.) veranstaltete, und die „Kurze und gründliche Auslegung des hohen und göttlichen Buches der Offenbarung St. Joannis“ (Hamburg 1657. 4.). Im J. 1657 erhielt er durch Einreichung einer Abhandlung über die siebenzig Jahreswochen Daniel's (Oratio de mysterio LXX hebdomadam Danieli Prophetae per Gabrielem Archangelum revelato. Jenae 1658. fol.) von der theologischen Facultät zu Jena

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 341. Biographie générale. Tom. XXI. p. 740.

H. Gersl. I. Bd. u. 2. H. 2. 18. LXXXVIII.

die Doctorwürde. Er scheint sich überhaupt und vorzugsweise mit den prophetischen Büchern des alten Testaments beschäftigt zu haben, denn er hinterließ auch einen nicht vollendeten Commentar in lateinischer Sprache über den Propheten Daniel. Er starb am 9. März 1675 zu Hamburg. Die Zeitgenossen rühmten seinen biedern Charakter und seine Gewissenhaftigkeit während seiner nahe an fünfzig Jahre dauernden Amtseverhaltung. — Ein Gerhard Grave, vielleicht ein Verwandter des obigen, war um die Mitte des 17. Jahrh. Pastor an der Marienkirche zu Donauwörth und bewies sich als einen über die Vortheile seiner Zeit erhabenen Mann, denn er eiferte bei jeder Gelegenheit gegen den Unfug der Herenproceße und theilte seine Ueberzeugung auch in einem Buche „Von der Wasserprobe oder dem sogenannten Herenbade“ (Donauwörth 1640. 8.) mit, indem er die Unvernunft dieses Verfahrens zeigte und nachwies, daß 80 Personen zu seiner Zeit als Heren unschuldig hingerichtet wurden. Der Syndicus von Donauwörth ließ deshalb die Marienkirche schließen und suspendirte den Pastor als Keger. Der schwedische Commandant der Stadt nahm sich jedoch des freisinnigen und rechtlichen Geistlichen an, setzte ihn wieder in sein Amt ein und ließ den Syndicus ins Gefängnis stecken, worin er nach zwölfjähriger Haft starb *).

(Ph. H. Kütz.)

GRAVE (Hendrik), niederländischer Theolog in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., im J. 1536 zu Löwen geboren, war der Sohn eines angesehenen Buchdruckers und war selbst in der Kunst seines Vaters, wozu er einige Zeit übte, nicht unerschaffen. Später entschloß er sich jedoch, sich dem gelehrten Fache und dem geistlichen Stande zu widmen und erwarb sich nicht nur in der Theologie, sondern auch in der Mathematik gründliche Kenntnisse. Nach der Beendigung seiner Studien ward er an der Universität seiner Vaterstadt als Professor der Theologie angestellt und erwarb sich durch seine Vorlesungen und durch die Leistungen seiner zahlreichen Schüler ein großes Ansehen. Sein Ruf verbreitete sich bis nach Italien und der Hauptstadt der christlichen Welt, so daß der Papst Sixtus V. ihn auf die Empfehlung gelehrter Männer nach Rom beschied, um die von ihm beabsichtigte Ausgabe der Vulgata und der Werke mehrerer Kirchenväter zu besorgen und den Druck als Sachkundiger zu überwachen. Zugleich übertrug er ihm die Aufsicht über die vaticanische Bibliothek und die päpstliche Druckerei. Bei Grave's Ankunft in Rom war nicht nur Sixtus, sondern auch sein Nachfolger Urban VII. bereits todt, aber Gregor XIV., welcher nach diesem den päpstlichen Stuhl bestieg, nahm den gelehrten Fremdling an seinem Hofe mit großen Ehrenbezeugungen auf und auch die Cardinale Garaffa, Borromeo, Colonna und Baronius behandelten ihn mit Auszeichnung, besonders

zog ihn der letztere in seine Umgebung und zählte ihn bald unter seine liebsten Freunde. Grave fühlte sich indessen zu Rom unbehaglich, da er das südlichere Klima nicht vertragen konnte; er ging auch alsbald an zu fränkeln und starb schon im fünften Monat nach seiner Ankunft am 11. April 1591. Baronius setzte seinem Freunde eine seine Verdienste anerkennende Grabchrift und richtete ein den schweren Verlust beklagendes Schreiben an die theologische Facultät zu Löwen. Grave versuchte sich auch als Schriftsteller und hätte als solcher gewiß bei längerem Leben der Wissenschaft Ehre gebracht. Die Anmerkungen in dem fünften Bande der Vantinischen Ausgabe der Werke des heil. Augustinus (Antwerp. 1577. fol.), welcher die Schriften dieses Kirchenvaters gegen die Keger enthält, sind aus Grave's Feder. Grave beschäftigte sich besonders mit diesem Theile der theologischen Literatur und hatte schon die Ausarbeitung eines Werkes über die Geschichte der donatistischen Irrlehre (Commentarii Rerum Donatistarum) begonnen, als seine Reise nach Rom die Fortsetzung unterbrach. Ein Theil der Handschrift dieses Werkes befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Löwen, wo man auch noch das Manuscript einer von ihm im J. 1584 gehaltenen Predigt (über Lucas XVII, 10) aufbewahrt *).

(Ph. H. Kütz.)

GRAVE (Johann), deutscher Rechtsgelehrter, um das J. 1610 zu Hamburg geboren, wuchs sich, nachdem er in den Schulen seiner Vaterstadt eine gründliche Vorbildung erhalten hatte, der Jurisprudenz und folgte, nachdem er auf mehreren Universitäten seine Studien beendet hatte, einem Rufe als Professor des bürgerlichen und kanonischen Rechts an der Universität zu Tübingen, wo er mit unermüdlichem Eifer seinem Berufe lebte und durch seinen gründlichen Vortrag eine große Menge von Schülern herbeizog, die auch stets ihrem Lehrer mit Liebe und Achtung ergeben blieben. Die spätere Ruhe, welche ihm die Vorbereitungen zu seinen Vorlesungen ließen, benutzte er zu Ausarbeitungen einzelner juristischen Fragen und bei jeder feierlichen Gelegenheit trachtete er gewöhnlich eine solche Erörterung zum Vorschein. In die erste Zeit seiner Wirksamkeit fallen die Abhandlungen: *Dissertatio ad tit. C. de jurejurando propter calumniam dando, ad praxin hodiernam accommodata* (Tubing. 1654. 4.); *Diss. de restitutione in integrum* (Ibid. 1661. 4.); *Diss. de judicio* (Ibid. 1662. 4. Nov. ed. Ibid. 1720. 4.); *Disp. de officio judicis nobili* (Ibid. 1662. 4. Nov. ed. Ibid. 1742. 4.); *Facies Juris publici Hungariae* (Ibid. 1666. 4. Nov. ed. suis et aliorum observationibus locupletata a J. Jony. Jenae 1718. 4. Ibid. 1756. 4.); *Diss. de actionibus petitorii, possessorii, mixti et judicialibus* (Ibid. 1768. 4.) und *Diss. de conditionibus* (Ibid. 1668. 4.). Im J. 1669 wurde er von den schwäbischen Kreisständen zum Kämmerer des Reichsofenammergerichts zu Speier ernannt, der Heyog

*) Hdt. Gotth. Jöcher, *Gleichen: Verh. Bd. II. S. 1143.*
J. D. Kütz., *Verh. einer Gleichen: Geschichte von Hamburg.*
(Hamburg 1788. 8.) Bd. I. S. 249. J. Chr. Kelling, *Beitrag zur Geschichte des Ghr. Gotth. Jöcher's Gleichen: Verh.*
Bd. II. S. 1566.

*) P. Frohner *Theatrum virorum eruditio clarorum* p. 394.
Ant. Teisser, *Eloges des hommes savans*, Tom. II. p. 168.
L. M. Chaudon et F. A. Delandine, *Dictionnaire historique*.
Tom. V. p. 554.

von Württemberg, der seine Entfernung als einen großen Nachtheil für die Universität betrachtete, bewog ihn in seinem Amte zu bleiben und die auf ihn gefallene Wahl abzulehnen. Grave setzte nun mit erneuertem Muthe seine Thätigkeit fort und sein Landesherzog verlieh ihm den Titel eines württembergischen Rathes. Von seinem fortbauern den Heiste zeugen die Abhandlungen: *Diss. de salvo conductu judiciali*, vom kühnen Geiste zu und von Rechten (Tubing. 1672. 4.); *Diss. de possessorio amariissimo* (Ibid. 1672. 4.); *Diss. de investitura feudali* (Ibid. 1674. 4.); *Sylloge assertionum ex jure civili, canonico, feudali, publico* (Ibid. 1675. 4.); *Diss. de telonia* (Ibid. 1676. 4.); *Positiones de reconventionem* (Ibid. 1676. 4.); *Spicilegium ex VII Pandectarum partibus congestum* (Ibid. 1677. 4.); *Flores decepti ex L. Pandectarum libris* (Ibid. 1678. 4.); *Diss. de jure aequitatis* (Ibid. 1677. 4.); *Diss. de missione in possessionem, ex primo et secundo decreto* (Ibid. 1679. 4.); *Diss. de commissio emphyteusos* (Ibid. 1683. 4.); *Diss. ad titulum D. de receptatoribus* (Ibid. 1683. 4.); *Diss. de indole remedi possessorii* (Ibid. 1684. 4.); *Diss. de judicio syndicatorum* (Ibid. 1685. 4.); *Diss. de judicio diffamatorio* (Ibid. 1686. 4.). Grave ward nach einem harmlosen, nur seinem Amte gewidmeten Leben als Senior der juristischen Facultät zu Tübingen im J. 1689. Sein Sohn Johann Grave widmete sich ebenfalls der Jurisprudenz und dem Lehramte an der Universität zu Tübingen. Von ihm sind die Abhandlungen: *Diss. de eo, quod justum est circa nirem* (Tubing. 1693. 4.) und *Discursus de crimine falsi* (Ibid. 1744. 4.) bekannt *).

(Ph. II. K.üb.)

GRAVE (Karl Ludwig), deutscher protestantischer Theolog, am 2. Juli 1784 zu Riga geboren, stammte aus einem angesehenen Patriciergeschlechte dieser Stadt. Er erhielt eine dem Stande seiner Aeltern entsprechende sorgfältige Erziehung und widmete sich, nachdem er in der alten Domschule seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, zuerst (1803—1805) auf der neuerrichteten Universität zu Dorpat und dann (1805—1808) auf der Universität zu Göttingen der Theologie. Nachdem er seine Studien beendet und die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, kehrte er in seine Heimath zurück und wurde Adjunct seines Schwagers, des General-superintendenten Sontag, welcher ihm im J. 1811 das Oberpastorat in der Kirche zu St. Jacob völlig abtrat. Im J. 1817 wurde er zugleich Oberlehrer an dem Gymnasium zu Riga und verließ in den Jahren 1828 und 1829 selbstvertretend die Functionen eines rigaschen Schuldirectors, worauf er das Amt eines Censors übernehmen mußte, wodurch seine eigene schriftstellerische Thätigkeit, wozu ihm auch seine sonstigen Amtsgeschäfte nur wenig Zeit ließen, gehemmt wurde. Während er als Pastor an der St. Jacob'sche wirkte, hatte er die ihm vergönnte Ruhe benutzt, um sein Scherlein zur For-

derung der Literatur beizutragen. Zuerst erschienen durch seine Bemühungen „G. C. Collin's Geschichte, nach dessen Tode herausgegeben“ (Riga 1814. 8.); sodann besorgte er das „Magazin für protestantische Prediger, vorzüglich im russischen Reiche“ (Ebenb. 1816—1818. 8. 8 Bde.), und als Lehrer am Gymnasium suchte er durch sein Taschenbuch „*Caritas*“ (Ebenb. 1820. 12.) einen Vereinigungspunkt für aufstrebende Talente und eine Niederlage für die geistigen Erzeugnisse derselben zu gründen, was ihm jedoch nicht gelang. Im J. 1835 trat er als geistlicher Affecter in das livländische Provinzialconsistorium; bei der rigaschen Bibelgesellschaft verwaltete er von ihrer Stiftung im J. 1813 bis zu ihrer Schließung im J. 1826 und dann bei der Section der evangelischen Bibelgesellschaft seit dem J. 1831 das Secretariat. Auch bei dem im J. 1817 gestifteten Frauenverein war er Secretair. Im J. 1812 wurde er in die Unterrichtscommission für die Vorkräder gewählt und vom J. 1816 bis zum J. 1832 war er thätiges Mitglied der Direction der l. Hilfsbank, später Mitglied der livländischen Colera-, Waisen- und Waisencommission. Schon im J. 1819 war ihm der St. Blasiusorden zu Theil geworden, im J. 1832 erhielt er den Titel und Rang eines Consistorialrathes und im J. 1838 den Stanislausorden. Auch war er Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften und die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostsee-Provinzen ernannte ihn zu ihrem Präsidenten. Er starb am 3. Jan. 1840. An seiner Todesfeier nahmen alle Behörden und die Mehrzahl der Bevölkerung Theil. Während seines ganzen Lebens war er bemüht, eine unanwendbare Treue in der Erfüllung seiner Pflichten zu beweisen, wodurch er seinem Namen die allgemeine Achtung und Anerkennung erworben und seinem Geschäftesteben das Gepräge der Aufrichtigkeit und Würde gegeben hatte *).

(Ph. II. K.üb.)

GRAVE (Ludwig), deutscher Professor der Medicin, im J. 1547 zu Heidelberg geboren, war der Sohn eines praktischen Arztes in dieser Stadt und mütterlicher Seits mit Melanchthon verwandt. Er widmete sich, nachdem er die nöthigen Schulkenntnisse erlangt hatte, auf der Universität seines Geburtsortes der Arzneiwissenschaft, welche er auch nach Beendigung seiner Studien und nachdem er im J. 1571 die medicinische Doctorwürde erlangt und durch die vorgedriebene Abhandlung die sonstigen Vorbereitungen erfüllt hatte, zu lehren beschloß. Er entsagte deshalb gänzlich der ärztlichen Praxis und begann seine Vorlesungen, welche sich eines solchen Beifalles erfreuten, daß er schon im J. 1573 in die Zahl der ordentlichen Professoren und Senatoren der Universität aufgenommen wurde. Seinen Verdiensten fehlte auch die Anerkennung nicht und Friedrich IV., Kurfürst von der Pfalz, ernannte ihn zu seinem Leibargte. Seine alzu

*) Vergl. den Nekrolog in der Allgemeinen Kirchenzeitung 1841. Nr. 42 (daraus abgedruckt in dem Neuen Nekrolog der Deutschen. Jodrig. 1840. Bd. I. S. 64) und den Nekrolog von Kapfers in den Mittheilungen der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in den russischen Ostsee-Provinzen. Bd. II. (1842) S. 177.

*) Vergl. Göt. Götter. Jodrig's Geschichte. Berlin. Bd. II. S. 1146.

große Anstrengung im Lehramte untergrub jedoch bald seine Gesundheit, so daß er bei mehr vorgerücktem Alter fast jedes Jahr gezwungen wurde, diese durch den Gebrauch verschiedener Heilbäder auf kurze Zeit wieder herzustellen. Im Herbst 1615 befiel ihn jedoch eine ernstliche Krankheit, an welcher er am 28. Dec. desselben Jahres starb. Er wurde mit großer Feierlichkeit in der Peterskirche beisetzt und hinterließ keine Nachkommen. Als Schriftsteller machte sich Grave ebenfalls rühmlich bekannt, doch widmete er dieser Stelle seiner Thätigkeit nicht allzu viele Zeit, da er die für seine Vorträge nöthigen Arbeiten, welchen er mit der ängstlichen Gewissenhaftigkeit oblag, dadurch zu beeinträchtigen fürchtete. Außer einigen kleineren Abhandlungen (Theses de peste, in quibus pestiferae laus naturae, praeservatio et curatio methodice exponuntur, Epistolae de camphorae qualitatibus, Epistola de acidulis Schwalbaecensibus), welche mande gute Bemerkung enthalten, ist besonders seine teutsche Schrift über die Pest („Beicht, wie man sich in Sterbensläuften zur Präservatio und Curation der Pestilenz-Krankheit habe zu verhalten.“ Leipzig 1607. 4.) zu erwähnen, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. bei den Ärzten in großem Ansehen stand, da Grave ungewöhnlich gründliche und umfassende Studien über diesen Gegenstand gemacht zu haben scheint *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRAVE (Marcus), geboren zu Ipeboe am 20. Juni 1778, widmete sich dem Studium der Jurisprudenz. Dem Criminalrecht gewann er während seiner akademischen Studien ein besonderes Interesse ab. Mehrere Jahre versah er die Functionen eines Untergerichtsadvocaten und Justitiarius auf dem adelichen Gute Jenseb. Aus diesen Verhältnissen schied er im J. 1820. Er warb um diese Zeit Bürgermeister in Seberg. Nur kurze Zeit bekleidete er jedoch das ihm übertragenen Amt. Er starb bereits am 26. Juni 1820 im 42. Lebensjahre. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, der auch außer seinem Berufsfache, der Jurisprudenz, in anderen wissenschaftlichen Zweigen gründliche Kenntnisse besaß. Zu schriftstellerischen Arbeiten von größerem Umfange war ihm wenige Ruhe gegönnt. Beachtung verdienen einige von ihm in den schleswig-holsteinischen Provinzialblättern mitgetheilte Abhandlungen: Ueber einen Herenproceß im J. 1667 (a. a. D. 1817. Heft 2. S. 173 fg.). Ein verworfener Criminalgerichtsfall (a. a. D. 1818. Heft 5. S. 519 fg.). Ein Criminalrechtssatz auf dem Gute Bürau aus dem Anfange des 18. Jahrh. (a. a. D. 1820. Heft 2. S. 140 fg.) u. a. m. †). (Heinrich Döring.)

GRAVE oder GRAVIUS (Wolfgang), teutscher Jurist, am 7. Aug. 1660 zu Saarbrücken, einer damals

zum Gebiete der Grafen von Nassau-Saarbrücken gehörenden, jetzt preussischen Stadt, geboren, besorgte, nachdem er zu Marburg, Strasburg und Heidelberg seine philosophischen und juristischen Studien beendet hatte, im Auftrage seines Vaters, welcher als bezeichneter Rath im Dienste der Grafen von Nassau-Saarbrücken stand, mehrere Geschäfte in verschiedenen Gegenden Teutschlands und machte dann zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise nach Frankreich. Nach seiner Zurückkunft im J. 1684 erwarb er sich zu Heidelberg die juristische Doctorwürde und war dann an dem kaiserlichen Reichsammergericht zu Speier thätig, bis er im J. 1689 als Staatsanwalt nach der freien Reichsstadt Wörlingen, wo schon sein Großvater Mitglied des Rathes gewesen war, berufen wurde. Er erwarb sich in dieser Stellung durch seine Kenntnisse, seinen Fleiß und seine Rechtsgerechtigkeit großes Ansehen und wurde allgemein bewundert und verehrt, als er früher Tod am 27. Sept. 1698 ihn seinem Wirkungskreise entriß *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRAVE (Vicomte de), französischer Dichter des 18. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man nichts Näheres weiß, als daß sein Geburtsort Carbone war und daß er als Hauptmann in dem Regiment Cambis diente. Er schrieb zwei Tragödien, Barre und Phädra, wovon die erste (Varron, tragédie en cinq actes et en vers. Paris 1752. 12.) im J. 1751 über die Bühne ging, aber seinen großen Beifall erntete, die andere (Phaedime, tragédie en cinq actes) kam gar nicht zur Aufführung. Beide wurden nebst einigen kleinen Gedichten (Poésies fugitives) unter dem Titel: Oeuvres. Londres (Paris) 1772. 12. zusammengedruckt †).

(Ph. H. Kuhl.)

GRAVE (Charles Joseph de), belgischer Staatsmann und Gelehrter, um die Mitte des 18. Jahrh. zu Urzel in Frankreich geboren, begab sich, nachdem er in seiner Vaterstadt die nöthigen Schulkenntnisse erlangt hatte, auf die Universität Löwen, wo er neben der Jurisprudenz, seinem eigentlichen Fache, auch Philosophie, Alterthumskunde und insbesondere die neueren Sprachen des Nordens betrieb. Nach der Beendigung seiner Studien ließ er sich zu Gent nieder, wo er sich bald als Rechtsgelehrter so großen Ruf erwarb, daß man ihn, obgleich er noch sehr jung war, zum Mitglied des Rathes von Flandern vorschlug. Er suchte aus Bescheidenheit diese Stelle unter dem Vorwande des nicht gehörigen Alters abzulehnen; da sie aber von der freien Wahl abhängig und sein Name auf allen Wählzettel an der Spitze stand, so mußte er dem ehrenvollen Vertrauen Rechnung tragen und die einstimmige Wahl annehmen. Sein Benehmen in dieser Stellung trug noch zur Eisgerung der guten Meinung, die man von ihm gefaßt hatte, wesentlich bei und veranlaßte, nachdem Belgien mit Frankreich vereinigt worden war, seine Ernennung durch das Département der Schelde zum Mitglied des Rathes der

*) Bergl. Meib. *Adami Vitae Germanorum Medicorum* (Frankf. 1705. fol.) p. 193. *P. Frereri Theatrum virorum eruditiois clarorum* (Norimb. 1668. fol.) p. 1334.

†) S. die erwähnten Provinzialblätter 1820. Heft 5. S. 551. 562 fg. Küster's und Scharber's *Erkenntnis der Schleswig-Holstein-Leutnants- und Wägenischen Schriftsteller*. Alth. 1. S. 156.

*) *P. Frereri Theatrum virorum eruditiois clarorum* (Norimb. 1668. fol.) p. 950.

†) *Biographie générale*. Tom. XXI. p. 741.

Alten. Er übte keinen besondern Einfluß in dieser Versammlung und beschränkte sich auf die gewöhnliche Theilnahme an den Verhandlungen, und doch wäre er beinahe in die Proscription des 18. Fructidor des fünften Jahres der Republik (4. Sept. 1797) verwickelt worden. Er zog sich deshalb von dem stürmischen Schauplatze der Politik, auf welchen er nur durch die Pflicht geworfen war, den er aber keinesfalls aus Neigung gewählt hatte, und auf dem er wieder das Gesicht noch die Lust, eine Rolle zu spielen, in sich fühlte, zurück und gab sich ganz der Pflege der Wissenschaften hin, welche er stets geliebt hatte. Da er schon längst eingehende Forschungen über die älteste in Mythen gebüllte Geschichte gemacht hatte, so nahm er sie während eines Aufenthaltes zu Paris wieder auf und benutzte die zahlreichen und reichen Bibliotheken der Hauptstadt, um sein großes Werk über diese der Phantasie unbefchränkten Spielraum bietende mythologische Zeit weiter und zu Ende zu führen. Bereits hatte der Druck dieser langjährigen Arbeit begonnen, als der Tod den Verfasser unterbrach am 11. Thermidor des dreizehnten Jahres der Republik (30. Juli 1805) hinwegraffte. Sein Freund G. B. Ungard, welcher das Werk in Begehung auf den Stuhl durchgesehen hatte, ließ den Druck desselben beenden und führte es mit einer Vorrede und einer kurzen Biographie Grave's in die gelehrte Welt ein; ob er ihm aber selbst oder der Verfasser den langen Titel ¹⁾, welchen es trägt, gab, wird nicht gesagt. Grave suchte übrigens darin zu beweisen: daß die elysischen Felder und die Hölle der Alten nur die Bezeichnung sind für eine alte Republik von frommen und gerechten Menschen, welche die nördliche Grenze Galliens und hauptsächlich die Inseln des Niederrheins einnahm, daß diese Hölle der erste heilige Ort zur Einweihung in die Mythen und Ulfes der erste Eingeweihte war, daß Elys als das Sinnbild der elysischen Kirche zu gelten habe, daß das elysische Reich als die Wiege der Künste, der Wissenschaften und der Mythologie betrachtet werden müsse, daß die Elysäre, welche sonst auch Atlanten, Hyperbörden und Cimmerier heißen, die alten Völker, darunter sogar auch die Megopier und die Griechen, civilisirt

haben, daß die Götter der Fabel Nichts weiter seien als Sinnbilder der socialen Einrichtungen der Elysäre, daß das Himmelsgewölbe der Inhalt dieser Einrichtungen und der Philosophie der atlantischen Seefahrer und das Sternbild des Adlers das Sinnbild der Gründer der gallischen Nation sei; daß die Dichter Homer und Hesiod aus Belgien stammen u. s. w. Diese Hypothesen, welche übrigens abenteuerlich genug ist und eine blinde Verleugung Grave's für sein Geburtsland verräth, ist nicht ohne Gesicht und Gelehrsamkeit durchgeführt und wenigstens ebenso viel werth, als manche andere über die älteste Geschichte, hat aber doch wenige Anhänger gefunden. Bemerkenswerth ist, daß der englische Gelehrte Edward Davies, Rector zu Divertion, in seinen celtischen Forschungen (Celtic researches. Lond. 1804. 4.) ähnliche Vermuthungen über elysische Felder, über die Cimmerier, über Orpheus u. s. w. ausspricht ²⁾. (Ph. H. Kütz.)

GRAVE (Josua de), holländischer Zeichner und Landschaftsmaler des 17. Jahrh., war, wie man glaubt, Capitain im Dienste seines Vaterlandes und lebte zu Rotterdam. Manche halten ihn für einen Bruder des Landschaftsmalers Timotheus de Graaf, obwohl dieser seinen Namen anders schrieb; da übrigens Timotheus im vorigen Jahrhundert arbeitete, so könnte Josua, wie auch Andere annehmen, nur dessen Sohn gewesen sein. Seine Zeichnungen sind durch seine Umrisse mit der Feder gefestigt und dann angestrichen oder colorirt. Sie stellen gewöhnlich Landschaften mit Fontainen und Statuen, Dörfern, Festungen, Rager u. s. w. vor und werden von Sammlern gesucht. Diese Blätter tragen meist die Jahrgahlen 1674 — 1692 und das Monogramm J. D. G. Grave's W. lereien, besonders seine sogenannten arbeitsamen Landschaften, sind von lebhafter Farbe. — Um ein ganzes Jahrhundert jünger ist Jan Evert Grave, ebenfalls ein holländischer Zeichner und Kupferstecher, geboren im J. 1759 zu Amsterdam. Er erhielt seinen Unterricht im Zeichnen von dem berühmten Landschaftsmaler J. Gais und erlernte die Kupferstecherkunst bei Jan Punt. Er lieferte hauptsächlich malerische Ansichten der Umgegend von Haarlem in größerem und kleinerem Maßstabe, welche von seinen Landsleuten der geistreichen Auffassung und der fleißigen Ausführung wegen sehr geschätzt und gesucht werden. Der Künstler starb im J. 1805 zu Amsterdam, wo er auch als Mensch und Bürger in hoher Achtung stand. — Zu Anfang dieses Jahrhunderts arbeitete François de Grave von Gent als Gesteinsmalender zu Brüssel mit großem Geschick. Ein von ihm in seinen Stein gegrabener Apollonkopf erhielt auf der Ausstellung im J. 1819 den Preis. Auch andere seiner Arbeiten werden sehr gepriesen und von den Besitzern in Ehren gehalten ³⁾. (Ph. H. Kütz.)

GRAVE (Pierre Marie, Marquis de), französischer General, Staatsmann und Schriftsteller, am 27.

²⁾ Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy et Norvins. Tom. VIII. p. 295. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 341.

³⁾ G. A. Ragler, Künstler-Vericon. Bd. V. S. 341 fg. Menzgrammeln. Bd. III. S. 688.

¹⁾ Da dieser übrigens den Inhalt des Werkes angibt und zugleich zur Kritik derselben dient, so mag er trotz seines Umfangs hier stehen. Er lautet: République des Champs-Elysées, ou Monde ancien, ouvrage dans lequel on démontre principalement, que les Champs-Elysées et l'enfer des anciens sont le nom d'une ancienne république d'hommes justes et religieux, située à l'extrémité septentrionale de la Gaule et curiont dans les îles du Bas-Rhin; que cet enfer a été le premier sanctuaire de l'initiation aux mystères de l'agriculture y a été initié; que la déesse Cérès est l'emblème de l'agriculture; que l'Elysée est le berceau des arts, des sciences et de la mythologie; que les Elyséens, nommés aussi sous d'autres rapports Atlantes, Hyperboreens, Cimmeriens etc. ont civilisé les anciens peuples, y compris les Egyptiens et les Grecs; que les dieux de la fable ne sont que les emblèmes des institutions sociales de l'Elysée; que la route céleste est le tableau de ces institutions et de la philosophie des législateurs atlantes; que l'aigle céleste est l'emblème des fondateurs de la nation gauloise; que les poètes Homère et Hésiode sont originaires de la Belgique etc. (Gand. 1806. 8. 3 Voll.)

Sept. 1755 geboren, stammte aus einem dem alten Adel angehörenden Geschlechte Languebecs und trat sehr jung in die königliche Leibwache der Mousquetaire, wurde aber später Adjutant des Herzogs und Generals de Grillon-Mahon und befand sich in dieser Eigenschaft bei der Belagerung von Gibraltar im J. 1781. Nach der Aufhebung derselben wurde er zum zweiten Obersten im Regiment Murettois, bald darauf aber zum commandirenden Obersten im Regiment Chartres und zum ersten Stabsmeister des älteren Sohnes des Herzogs von Orleans, des Herzogs von Chartres, ernannt. Die Verwundungen mit der Familie Orleans trugen gewiß nicht wenig zur Richtung bei, die er beim Ausbruch der Revolution nahm, und bewogen ihn zur Anerkennung der Grundsätze der revolutionären Partei. Im J. 1792 erhielt er den Rang eines Feldmarschalls und übernahm nach Narbonne's Abgang das Kriegsministerium. Seine Ernennung wurde mit Beifall aufgenommen, denn sein Benehmen und seine Aeußerungen, sowie sein Eintritt in die Volksoberkeit in den Städten, wo sein Regiment lag, ließen ihn bei der Partei der Jacobiner als einen eifrigen Anhänger und Vertheidiger der Constitution erscheinen, während er bei den Aristokraten als ein eingesezierter Jacobiner galt. Er war aber in der Wirklichkeit weder das eine noch das andere, sondern einer jener damals in Frankreich sehr häufigen guten Leute, welche für die neuen Systeme eingenommen, alle, ohne an die Folgen zu denken, eine kleine Revolution herbeiführten, um das System, wofür sie schwärmten, zur Geltung kommen zu sehen. Keinem Zweifel unterliegt es übrigens, daß er, wie auch seine Gesinnungen wirklich beschaffen sein mochten, während seines Ministeriums dem Könige die unzweideutigen Beweise von Treue und Anhänglichkeit gab. Die Föhrung der Geschäfte entsprach übrigens keineswegs den Wünschen der Volkspartei und Dumouriez beschuldigte ihn, daß er an den Unfällen, welche die französische Armee in Flandern erlitten habe, schuld sei, worauf Grave am 8. Mai seine Entlassung einreichte. Als Cambon am 27. Aug. es dahin brachte, daß der verabschiedete Minister durch einen Beschluß in Anklagezustand versetzt wurde, flüchtete er nach England und lebte während seines Exils meist in der Nähe von Kensington, wo er Trost und Unterhaltung in literarischen Beschäftigungen suchte. Nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland (im J. 1800) lebte er fern von allen Geschäften und ohne sich um die Politik zu kümmern zu Montpellier. Bald aber ward ihm die unthätige Ruhe untrüglich und er entschloß sich, wieder in das Heer zu treten. Man entsprach gern seinem Wunsche und ließ ihm seinen Rang als General; der Kaiser Napoleon übertrug ihm sogar im J. 1809 das Commando auf der Insel Elron. Nach der ersten Restauration gelangte er bei der Familie Orleans an seiner früheren Gunst und Ludwig XVIII. verlieh ihm den Rang eines Generalleutnants. Am 7. Aug. 1815 erhielt er einen Sitz in der Palastkammer, in welcher er gewöhnlich mit der freisinnigen Minorität stimmte; auch wurde er Ehrenritter der Herzogin von Orleans. Nach dem Tode seines

älteren Bruders hatte er den Marquisstitel ausgenommen und im J. 1819 die Tochter des Grafen Daru geheiratet. Er starb am 16. Jan. 1823 zu Paris und der Graf von Segur hielt eine Leobede auf ihn in der Palastkammer. In seinen früheren Jahren war er sehr unerfahren in den Geschäften und sehr schüchtern, dabei stets von Unwohlsein heimgeschickt; man fand also leicht erklären, daß er als Minister in einer so bewegten Zeit seinem Amte nicht gewachsen war und den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht entsprach. Von seiner Gestalt und von Natur launig, zeigte er doch zur unruhigen Zeit einen verheißenden Stolz, der von anerkennenden Vorurtheilen herrührte, die er mit seinen später angenommenen Gesinnungen nicht in Einklang zu bringen wußte. In seiner Jugend hatte er sich gern mit der Poesie beschäftigt und seine Novelle *La folie de saint Joseph* (abgedruckt in den *Folies sentimentales ou l'égarément de l'esprit par le coeur*. Paris 1787. 12. 2 Voll.) war mit nicht geringem Beifall aufgenommen worden. Der ihm ebenfalls zugeschriebene *Essay sur l'art de lire* (Twickenham 1812. 16.) kann nur seinen Ursprung der Rangweise in England zu verdanken haben *).

GRAVE (Hendrik van), niederländischer Theolog, geboren zu Anfang des 16. Jahrh. zu Grave an der Maas, woher er den Namen Grave (oder Gravius) führt, obgleich er auch häufig Vermolans genannt wird, trat sehr jung in den Dominikanerorden und widmete sich mit seltenem Eifer wissenschaftlichen Studien, besonders erwarb er sich eine gründliche Kenntniss der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache, um bei seinen theologischen Forschungen auf die Quellen zurückgehen zu können. Er erlangte bald durch seine Gelehrsamkeit einen großen Ruf, welchem er auch seine Ernennung zum Professor der Theologie zu Rymwegen verdankte. Später ward er Unterprior in dem Dominikanerkloster dieser Stadt, wo er am 22. Oct. 1562 starb. Er hatte die Werke der Kirchenväter hauptsächlich zum Gegenstand seiner Bemühungen gemacht und die von ihm besandt gemorderten Leistungen in diesem Fache der Theologie haben jetzt ihren Werth noch nicht verloren. Seine Ausgabe der Schriften Cyprian's, worin er seine Anmerkungen mit denen des Erasmus von Rotterdam vereinigt hat (Coloniae 1544. fol.), ist freilich dadurch überflüssig geworden, daß diese in die öfter gedruckte Recension dieses Kirchenvaters von Jac. Pamelius und in die späteren Ausgaben übergegangen sind. Seine Ausgabe der lateinischen Uebersetzung der Werke des Joannes von Damascus (Coloniae 1546. fol.) enthält mehrere vorher noch nicht gedruckte Abhandlungen dieses Kirchenvaters und mehrere andere sind nach Handschriften verbessert. Mit derselben Sorgfalt hatte er die Ausgaben der Werke anderer Kirchenschriftsteller vorbereitet, sein früher Tod hinderte ihn aber an der Vollendung derselben. Die schon begonnene Aus-

*) Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 311. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 45. (Nov. 4d. Tom. XVII. p. 891.) Biographie générale. Vol. XXI. p. 741.

gabte der Werke des Bischofs Paulinus von Nola wurde von seinem Freunde P. J. Antonianus (Coloniae 1560. 8.) benützt; derselbe veröffentlichte auch die erste Decade seiner Verbesserungen und Anmerkungen zu den Briefen des heil. Hieronymus (Scholiorum et annotationum in Hieronymi Epistolas Decas prima. Antwerp. 1568. 8.), welchen später Andr. Schott die übrigen hinzufügte (Parisii 1609. fol. Coloniae 1618. fol.). Seine Anmerkungen zu den Werken des heil. Ambrosius befinden sich bei der Ausgabe derselben von J. Goster (Basil. 1555. fol. 3 Voll.). Heinrich von Gravelle hatte sich auch viel mit einer Recension der Schriften der Kirchenväter Clemens, Didymus und Eucherius beschäftigt und Andr. Schott begie im J. 1607 Hoffnung, diese Arbeit wieder aufzufinden, seine Nachforschungen blieben aber ohne Erfolg. Ebenso unterließ eine von ihm beauftragte revidirte Ausgabe des neuen Testaments; das Exemplar einer andern Ausgabe mit Gravelles Randbemerkungen sah noch Nic. Jeger, ein gelehrter Winort des 16. Jahrh.*).

(Ph. H. Kulp.)

GRAVELINE (Marquis de), französischer Kriegsmann, um das Jahr 1600 in Guienne geboren, ein jüngerer nicht erblicher Episcopat in dieser Provinz begüterten Hauses La Roque Dubos, widmete sich in früher Jugend dem Kriegsdienste und beachte es bald bis zum Range eines Obersten der Reiterei. Später beschligte er ein Infanterieregiment und wurde im J. 1642 von Ludwig XIII. bei der von Frankreich zurck heimlich und dann offen unterstützten portugiesischen Revolution, wodurch der Herzog von Braganza als Johann IV. auf den Thron gelangte, nach Portugal geschickt, um demselben im Kampfe gegen Spanien Beistand zu leisten. Er entledigte sich dieses Auftrags mit solcher Umsicht, daß er zur Belohnung seiner Verdienste mit dem Marquisatitel beschenkt wurde. Später kämpfte er unter den Hülfsstruppen, welche Frankreich den aufständischen Cataloniern in dem Kriege gegen Spanien schickte, und war überhaupt einer der thätigsten Werkzeuge, deren sich Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. Minister zur Schwächung und Demüthigung dieses Landes bedienten. Besonders viel auch seine Tapferkeit, die er unter der Anführung des Prinzen von Condé in der blutigen und siegreichen Schlacht von Lens bei Bethune (1648) bewies, von den französischen Schriftstellern gerühmt. Nach den Wirren des Niederländischen Krieges scheint er sich in die Ruhe zurückgezogen zu haben, wenigstens wird seiner nicht mehr ausdrücklich erwähnt und man findet nur noch bemerkt, daß er im J. 1685 in hohem Alter starb. (Ph. H. Kulp.)

GRAVELINES, trüffisch Gravelingen, d. h. Graefengraben, vlamisch Gravelinghe, Stadt im Kaiserthume Frankreich, Departement des Nordens, liegt in der Mitte zwischen Dünkirchen und Calais unweit der Nordsee an der schiffbaren Aa, in der tiefer als das Meeressniveau sich ausbreitenden, durch Dünen geschützten, von

Kanälen durchschnittenen Ebene Wateringen. Die Stadt, welche 1821 2781, 1851 5400, 1861 6428 Einwohner zählte, ist zugleich Stellung ersten Ranges, von Säumpfen und Morasten trefflich gedeckt, mit 6 Bastionen; sie hat große Kasernen und Magazine, eine Börse, Salzcafteinien, Segel- und Leinwandfabriken, Dampf-, Schneide- und Dampfmaschinenbau, Schiffwerfte. Aus dem kleinen, nur zur Fluthzeit zugänglichen Hafen laufen alljährlich zahlreiche Schiffe aus den Härtungs-, Matrasen- und Stodhschiffang aus, in 5 Etaplisementen werden die fische eingelagert. Der Handel ist namentlich nach England und Schweden gerichtet; ausgeführt werden die Producte der Umgegend: Eier, Butter, Käse u., einge-süßte Salz, Nordholz, leere Fässer, Holzstücke, Baumaterial. — Gravelines wurde 1160 von Theobrich von Flandern angelegt und ist wiederholt Schauplatz kriegsrischer Ereignisse gewesen. 1383 erthürnte ein englischer Kreuzheer unter dem Bischof von Norwich die Stadt und verübte die ärgsten Grauel, eroberte dann auch Dünkirchen, Gassel und alles Land bis Suys; nachdem aber die Engländer, von den Franzosen gedrängt, den Rückzug antreten und die gewonnenen Städte räumen, wurden die letztere von den nachdringenden Franzosen geplündert und verbrannt. Dies Geschie hatte auch Gravelines. Bald erhand aber die Stadt wieder aus ihren Trümmern. Sie ging, wie die ganze Grafschaft Flandern, 1385 an das Herzogthum Burgund über und theilte dessen Schicksale. — Besonders merkwürdig ist die Schlacht von 1558 im Kriege des französischen Königs Heinrich II. gegen Philipp II. von Spanien und den Niederlanden. Am 22. Juni d. J. hatte der Herzog von Guise Thionville zur Capitulation gebracht, am 3. Juli Melon genommen, gleichzeitig war Paul de Termes in Flandern eingefallen. Guise wollte diesen letztern unterstützen, aber theils Weutereien unter seinen meist deutschen Truppen, theils der Herzog von Savoyen, der sich mit spanischen Truppen in Randenge festgesetzt hatte, hielten ihn 17 Tage an der luxemburgischen Grenze auf, und diese Verzögerung brachte der nöthigen französischen Armee den Untergang. Paul de Termes war Ende Juni mit 10,000 — 12,000 Mann, halb Deutschen, halb Gasconern, von Calais nach Westflandern vorgedrückt, hatte am 6. Juli Dünkirchen erthürnt, sodann Bergues, Saint Winor und Kiewpoet genommen; um sich den Truppen gefällig zu erweisen, erlaubte er ihnen die Plünderung des reichen Landes. Die Bewohner flüchteten sich zu Egmont, der rasch mit 12,000 Mann Fußvolles und 3000 Reitern heranrückte und, von radeubrühnen Bauern geführt, bis Gravelines in den Rücken der französischen Armee vordrang, ehe diese seiner gewahr wurde. Nun begann de Termes den Rückzug, bei welchem er auf Benutzung des seinen Seefrandes zur Obzekt rechnen mußte. Am 13. Juli hatte er die Aa und den „neuen Graben“ passiert, als er im Centrum und auf dem linken Hügel von der Reiterei des Grafen Egmont angegriffen wurde. Die Gasconen fochten tapfer; weniger entloffen die Deutschen — da kam eine unerwartete Entscheidung von der See her. Zehn englische Schiffe

*) Bergl. Val. Andr. Demois Bibliotheca Belgica (Lovanii 1648. 4.) p. 364. J. Lehard et J. Quenif, Scriptores ordinis Praedicatorum. Tom. II. p. 142 seq. Biographie universelle. Tom. LXVII. p. 44.

hatten das Schlachtgetöse vernommen, waren herbeigeeilt und beschossen den rechten Flügel und das Centrum der Franzosen. Die schon bedrängte Armee löste sich in wilder Flucht auf, sämtliche Führer: de Termes, Villebon, Annebault, Sencrpons, der Graf von Chaulnes, Morvilliers, wurden gefangen. Die Mehrzahl der Fliehenden fiel den exultanten Bauern in die Hände und wurde ohne Unterschied getödtet. Die Franzosen erholten sich nach dieser Niederlage nicht wieder, und es kam bald zu Friedensunterhandlungen, welche am 2. April 1659 mit dem Frieden von Gbatauc/Gambais endigten. (*Simonde de Simondit, Histoire des Français. T. XVIII. Ernst Alexander Schmidt, Geschichte von Frankreich. T. II.*) Auch das 17. Jahrh. brachte der Stadt viel Kriegsglück. Die Franzosen eroberten Gravellings im J. 1644 unter Führung des Herzogs Gaston von Orleans; Baubau besetzte die Stadt, welche indessen 1652 durch Erbprinz Leopold wieder genommen wurde. Aber die Franzosen ruhten nicht. Am 23. März 1657 schloß Ludwig XIV. einen Tractat mit Cromwell gegen König Karl II. von Spanien, um gemeinsam Gravellings, Madrid und Dünkirchen anzugreifen, das erstere sollte dann den Franzosen bleiben, die beiden andern sollte England behalten. Nur die Verbindung mit England und die Langsamkeit der von Don Juan d'Autria befehligten Spanier ermöglichten den kühnen Angriff Türenne's auf Dünkirchen; denn auf dem salben Dünkirchen, woher der Weg auf überflutheten Dämmen durch die in einen See verwandelte Niederung führte, zwischen jenem überschwemmten Binnenlande und dem Meere, hätte die französische Armee, ohne Verproviantirung durch die englische Flotte, umkommen müssen. Am 4. Juni eröffnete Türenne die Kaufgräben gegen die Festung, am 14. Juni schlug er das vereinigte feindliche, aus Spaniern, französischen Emigranten, Irländern, Niederländern bestehende, von Condé geführte Heer; am 26. Juni ergab sich Dünkirchen, dessen Commandant, der Marquis von Leuden, zwei Tage vorher gefallen war. Erst am 27. Juli, nachdem die Operationen durch eine Krankheit des bei der Armee befindlichen Königs aufgeschoben worden waren, begann die Belagerung von Gravellings, welche den Franzosen 8—900 Mann und viele tapfere Officiere kostete. Die Festung ergab sich am 26. Aug. an den Marschall de Furst; Türenne legte eine Besatzung in dieselbe und drang weiter in Flandern vor. Im pyrenäischen Frieden (7. Nov. 1659) wurde Gravellings förmlich von Spanien an Frankreich abgetreten und es hat diesem Staate bis jetzt ungetrübten angehört. — Demerksenswerth ist noch, daß Gravellings der äußerste westliche Grenzpunkt germanischer Sprachgebiete auf dem europäischen Festlande ist: bis hierher reicht das Gebiet der vlämischen Mundart.

(Otto Delitsch.)

GRAVELLE (François, Sieur de Fournenex), französischer Rechtsgelahrter, um die Mitte des 16. Jahrh. geboren, ließ sich nach der Beendigung seiner Studien als Anwalt zu Lyon nieder, wurde aber durch den Einfluß des Staatsrathes Philippe de Bernay, eines der eifrigsten Führer der reformirten Partei, später Avocat am Par-

lament zu Paris. Er gehörte ebenfalls der reformirten Confession an und mißte sich sogar in theologische Streitigkeiten, indem er die heil. Schrift als einzige Glaubensregel aufstellte und auf dieser Grundlage fusend eine Vereinigung der Katholiken und Protestanten versuchte. Seine Bemühungen blieben aber ebenso ohne Erfolg, wie die Bemühungen anderer Gelehrten, welche ein gleiches Ziel verfolgten. Auch seine politischen Grundsätze scheinen keinen großen Anklang gefunden zu haben, denn seine *Politiques royales* (Lyon 1596. 12.), worin er gegen Machiavelli's Lehre auftrat, gerieten schnell in Vergessenheit und machten ihn ebenso wenig zu einem berühmten Schriftsteller, als sein *Abregé de Philosophie* (Paris 1601. 12.). Er starb in den ersten Jahren des 17. Jahrh. zu Paris *).

(Ph. H. Kühb.)

GRAVELLE (Michel Philippe Levesque de), französischer Kupferstecher in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Er trieb diese Kunst nur aus Vergnügen; sein eigentliches Fach war die Jurisprudenz und er bekleidete die Stelle eines Parlamentsrathes zu Paris. Er ist wol nicht verschieden von dem Parlamentsrath Louis Gravelle, wie bei andern Kunsthistorikern ebenfalls ein Kupferstecher heißt, welchem sie sieben kleine Blätter mit mythologischen Darstellungen und ein Opfer des Priapus zuschreiben. Die Kupferstiche gehören wahrscheinlich zu dem von Rich. Phil. v. Gravelle herausgegebenen archäologischen Werke, welches unter dem Titel: *Recueil des pierres gravées antiques* (Paris 1732—1737. 4. 2 Partt.) bekannt ist. Die Zeichnungen in dieser gesuchten Sammlung von 206 Blättern mit geschnittenen Steinen in geägten Umrisen müssen leicht und geistreich genannt werden, aber sie sind ebenso fälschlich und ungewiß und geben keine wahre und richtige Idee der Originale!).

(Ph. H. Kühb.)

GRAVELOT (Hubert François Bourguignon, d'Anville genannt), vorzüglicher französischer Kupferstecher und Zeichner, ein Bruder des bekannten Geographen d'Anville; am 26. März 1699 zu Paris geboren, erbieth durch die Sorgfalt seines Vaters, eines wohlhabenden Handelsmannes, eine sehr umfängliche Erziehung, fand aber wenig Gefallen an den Wissenschaften, da seine Neigung ihn mehr zu den Künsten hinzog und besonders seine Geschicklichkeit im Zeichnen und nicht Gewöhnliches in dieser Richtung erwarten ließ. Um diese Anlagen zweckmäßig zu entwickeln, beschloß sein Vater, ihn nach Italien zu schicken, um durch eigene Anschauung die Meisterwerke der Kunst kennen zu lernen, und es gelang seinen Bemühungen, ihm eine Stelle in dem Gesolge des Herzogs von La Feuillade, welcher zum Gesandten bei dem römischen Stuhle bestimmt war, zu verschaffen. Da aber die Gesandtschaft durch unvorhergesehene Umstände nicht zur Ausführung kam, so kehrte der junge Künstler, welcher schon bis nach Lyon vorausgegangen war, nach Paris zurück und führte hier

*) Joh. Chr. Adelung, *Korrection und Ergänzungen zu Zacher's Gelehrten-Lexikon. Bd. II. S. 1586.*

!) O. K. Nagler, *Künstler-Lexikon. Bd. V. S. 342.*

eine Zeit lang ein trübes, ausschweifendes Leben. Sein Vater glaubte ihn am besten von dem Abgrunde retten zu können, wenn er ihn zum Seehandel bestimmte, und schickte ihn mit La Rochelle, welcher zum Generalgouverneur von S. Domingo ernannt worden war, nach dieser Insel, um sein Glück zu machen. Die ziemlich bedeutende Summe von 14,000 Livres, welche man ihm zur Gründung eines Geschäftes nachgeschickt hatte, wurde aber von den Wogen verschlungen und dieser Verlust hatte einen so nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des unglücklichen Anfängers, daß ihn eine schwere Krankheit befiel, die ihm dem Tode nahe brachte, von welchem ihn nur seine Jugend und seine kräftige Natur retteten. Nach seiner Genesung und nach seiner Zurückkunft in die Heimath wandte er sich sehr, obgleich er bereits das 30. Jahr erreicht hatte, seiner früheren Lieblingsbeschäftigung mit großem Eifer wieder zu und übte sich unter Reston's Leitung und von dem Marquis Boucher's unterstützt im Zeichnen und Malen; da er aber in der Malerei keine entscheidenden Fortschritte wahrnahm, so legte er sich anschließend auf das Zeichnen und die Kupferstechkunst. Paris war jedoch damals mit geschickten Künstlern in diesen Fächern überfüllt und er zog deshalb vor, nach England zu gehen, wo kein so großer Ueberfluß an Künstlern war und wo er 13 Jahre blieb, da die Aufnahme, die ihm dort ward, Nichts zu wünschen übrig ließ. Seine Zeichnungen von Medaillen geschmackvoller Ornamente für Bijouterie- und Goldschmiedearbeiten erwarben ihm in London allgemeinen Beifall und eine lobende Rundschaft; indessen vernachlässigte er die übrigen Fächer der Zeichnung nicht, und er verstand auch Figuren zu zeichnen; er brachte es sogar unter den englischen Künstlern dahin, daß sie unter sich eine Akademie gründeten, worin man sich hauptsächlich mit der Darstellung des menschlichen Körpers beschäftigte. Er ließ zu diesem Zwecke bewegliche Gliederländer zum Gebrauche der Maler und Zeichner verfertigen, schrieb eine Abhandlung über die Perspective und bemühte sich auf jede Weise, die Kunst zu fördern. Er lieferte auch um diese Zeit einige Kupfer zu einer in London besorgten Ausgabe der dramatischen Werke Shakspeare's, welche deshalb jetzt noch von den Kunstfreunden gesucht wird. Als im J. 1745 der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, begab er sich aber Holland, wo er die bedeutendsten Städte besuchte, nach seinem Vaterlande zurück, wo er sich in Paris niederließ und eine Zeichenschule gründete. Autoren und Buchhändler beileisten sich, seine Talente zur Verschönerung ihrer Werke in Anspruch zu nehmen und die von ihm illustrirten Ausgaben sind immer noch geschätzt. Dahin gehören die von Panfoude besorgten Werke Voltaire's und die Tragödien Racine's von Luncan de Boisjermain; ebenso lieferte er die Kupfer zu den Herausgaben von Corneille's dramatischen Werken, von Marmontel's Contes moraux, Bocaccio's Decamerone, Ariosto's Orlando furioso, zu Gozzi's Scythia rapita und dessen Jerusalem. Ferner stand er eine Reihenfolge von 40 kleinen allegorischen Figuren zu den Nummern der Lotterie der Militärskule; bei derselben befinden sich ebenso viele von ihm gedichtete

H. Gault. v. W. u. S. R. 1786. LXXXVIII.

Madrigale, von denen manche sehr glücklich und geistreich ausgefallen sind. Er ist auch der Verfasser des *Tierces* und der *Bilder* des von Latire herausgegebenen *Almanach iconologique ou des arts* (Paris: 1764 — 1773. 24.), welcher nach Gravelot's Tode von G. R. Cocher fortgesetzt wurde (Paris 1774 — 1780. 24. 7 Voll.) und später unter dem Titel: *Iconologie par figures, ou Traité complet des allégories, emblèmes etc., orné de 208 planches et accompagné d'un texte explicatif* par Chr. Et. Gaucher (Paris 1786. 8. 4 Voll.) eine neue Auflage erliefte. In allen Zeichnungen Gravelot's, deren Anzahl nicht unbeträchtlich ist, offenbaren sich Fruchtbarkeit des Geistes und genaue Durchführung des Gegenstandes nach allen Theilen; auch zeigt er in der Regel Geschmad, doch darf man bei der Beurtheilung nicht vergessen, daß der Geschmad seiner Zeit nicht gerade der reinste war. Seine Compositionen sind, obgleich sie ein wenig kalt lassen, ebel; die Anlagen sind reich und zeigen eine Großartigkeit, welche Vergnügen erweckt, weil er vollkommen die Perspective verstand und die Architektur studirt hatte; die Costüme, sowie die natürliche Beschaffenheit der Pflanzen und die Gestalt der Gegenstände der Industrie sind genau, denn er war in allen diesen Dingen sehr unterrichtet, weshalb ihm auch Voltaire und andere Schriftsteller bei der Illustration ihrer Werke die Wahl der Gegenstände glücklich überließen. Gravelot war in seiner Jugend sehr ausschweifend, lebte aber in späteren Jahren äußerst eingekerkert, und seine einzige Erholung von den Berufsarbeiten war die Lectüre, seine Lieblingsbeschäftigung. Von seiner Hand rühren auch die Cartouche zu den meisten Landkarten seines Vaterlands her; sie sind stets dem Klima und den Erzeugnissen der Gegenden, welche sie darstellen, angemessen und geschmackvoll. Als eine Eigenthümlichkeit dieses Künstlers muß noch erwähnt werden, daß ihm Drucksfehler untrüglich waren und daß er dieselben in allen Büchern, die er las, sorgfältig verbesserte; so soll er in der im Auslande gedruckten ersten Ausgabe von Raynal's Werk über den Handel nach den beiden Indien über 3000 Fehler corrigirt haben. Er starb am 20. April 1773 zu Paris. Er war zwar zweimal verheirathet, scheint aber keine Nachkommenschaft hinterlassen zu haben. Seine Zeichnungen wurden von den besten Künstlern seiner Zeit in Kupfer gestochen *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRAVENBERG (Wirat *) von), Verfasser eines mittelhochdeutschen Gedichts: „Bisgalois oder der Ritter

*) Dictionnaire historique par L. M. Chandon et F. A. Delandine. Tome. p. 551. Biographie universelle. Tome. XVIII. p. 342. (Nouv. éd. Tome. XVII. p. 391.) G. S. Ragler, Künstlerlexicon. Bd. V. S. 342. Biographie générale. Tome. XXI. p. 742.

1) Dieser Taufname kommt nicht oft vor. Schmeller in seinem *Alteutsches Wörterbuch* (Bd. 4. S. 157) glaubt, daß er von *Wisan*, *Wisan* (Hercules) herrühre, indem Namen von elen Thieren häufig in Eigennamen von Personen gemischt werden und der *Wisan* weiland in Trübsal und in Unpögnenstand der Jagd gewesen sein mocht. Der Name wird mitunter auch *Wirin* oder *Wien* geschrieben. Die letztere Schreibart ist

mit dem Rabe“?), einer der geistreichsten Nachahmer Hartmanns von der Aue, der zuerst mit Stüd die Artus-
sage durch seine geistreiche Bearbeitung altfranzösischer
Epiche in Teutendisch einführt. Gravenberg's Leben
fällt in die Zeit des 13. Jahrh. Er war von Geburt
ein Kranke. Seine Stammung erhob sich über dem
städtischen Gräbenberg?). Von seinen Lebensumständen
haben sich, wie bei den meisten Dichtern des Mittelalters,
nur dürftige Nachrichten erhalten. In seiner Jugend
lebte er, wahrscheinlich als Edelknecht, an dem Hofe
Herzogs IV., Herzogs von Meran, bei dessen Tode
(1204) er, nach seiner eigenen Angabe?), gegenwärtig
war?). Er schildert den Schmerz der edlen Tochter des
Häufes, die er mit Recht „als Frauen wohlgethan, ge-
boren von der höchsten Art“ bezeichnet?). In gleicher
Eigenschaft, als Edelknecht, scheint Gravenberg auch bei
dem Herzoge Heinrich von Meran geblieben zu sein, der
1228 zu Gressen am Ehemer starb, nachdem er kurze
Zeit vorher der Hochzeit Herzog Otto's II. von Baiern
beigewohnt hatte?). Das Gravenberg in dem vorhin
genannten Jahre (1228) einen Kreuzzug mitgemacht
habe?), erfahren wir aus dem vorhin erwähnten Ge-
dichte Konrads von Würzburg: Der werlde lon (Der
Welt Lohn). Sein Name kommt noch vor in einer Ur-
kunde vom Jahre 1217, wo er als Junge neben Herrn
Otto von Terepach erwähnt wird. Wo und wann er ge-
storben, ist unbekannt. Ein hohes Alter scheint er nicht
erreicht zu haben; denn Rudolf von Ems, Dienstmann
zu Monfort, erwähnt ihn in seiner 1240 geschriebenen
Weltchronik als einen bereits Geforderten.

Etwa sechs Jahre nach dem Tode Hartmanns von
der Aue und bald nach dem Erscheinen der ersten fünf
Bücher von Wolfram von Eschenbach's Percival scheint
der Wigalois gedichtet worden zu sein. Wie die aber
erwähnten Gedichte gehört auch dies zu dem bretenschen
Habelkreise vom König Artus und seiner Tafelrunde.
Die Zeitbestimmung (1206—1210) ergibt sich aus dem
Umfande, daß die Dichtung sich als erste Arbeit eines
noch jungen Mannes anfündigt. In der bereits erwähn-

ten poetischen Erzählung Konrads von Würzburg (Der
werlde lon) wird Gravenberg als ein angesehener, selb-
gebildeter, wohlhabender Ritter geschildert. Aber die Welt
mit ihren eiteln Freuden bot ihm keinen Genuß. Sie
erzittern ihm, nach seinen eigenen Worten, als „ein von
vorn betrachtet wunderschönes, verlosendes Weib, von
hinten aber bedeckt mit Ättern, Auszug und eitem Ge-
würm.“ Diese trübe Lebensansicht mochte ihn wol be-
wegen haben, das Kreuz zu nehmen, um seiner Seele das
ewige Heil zu verschaffen.

Aus den vielen reflexionellen Stellen seines Gedichtes
ergibt sich Gravenberg's liebenswürdiger Charakter und
seine edle Gesinnung. Ungemein anziehend ist die Schild-
derung, welche Konrad von Würzburg in seinem Ge-
dichte: „Der Welt Lohn“ von dem Dichter entwirft.
Konrad war Gravenberg's Landsmann, wol noch zu
dessen Lebzeiten geboren, mochte in seiner Jugend wol
den Ruhm des Mannes haben verkündigen hören, dessen
Andenken gewiß noch lange in seiner Heimat fortlebte.
Auf Treue und Wahrheit darf Konrad's Schilderung
schon deshalb Anspruch machen, weil sie genau mit dem
Witze übereinstimmt, das uns in dem Wigalois selbst
entgegentritt?). In seiner Schilderung, die einen un-
gemein wichtigen Beitrag zu Gravenberg's Charakteristik
liefert, sagt Konrad von ihm:

Sein Leben war so vollbracht,
Daß sein ewig Heil noch gedacht
In allen denken kan.
Er hatte sich von Schanden
Nur seine Zeit bezalet.
Wider was er, und gut von Art,
Schon an jeder Tugend voll,
Womit vor der Welt sich soll
Ein Mann erlangen höchster Freit.
Daß konnte der Ritter in aller Weis
Kluglich wohl erachten.
Man sah ihn stets nach Künsten trachten,
Und ausgemählte Kleider tragen,
Wachen, beigen und lagern
Kann' er, was trieb das rief.
Schachspiel und Gaudenspiel
Das mochte ihn sehr weile;
Ja, war' er aber tausend Meilen
Gestrag von einer Ritterschaft,
Er wäre mit frischer Kraft
Und gutem Willen hingetritten,
Und hätte freudig da gestritten
Um Lob und edle Minne Galt.
Es war den Frauen also, hold,
Daß er in seinen Jahren
Schönen, die wohlgelegen waren,
Mit kauerender Treue traw
Sich gebunden als,
Daß alle wohlgeleitete
Frau'n von Herzen ihn minnten,
Und rühmten ihn mit höchstem Dreie?).

vollleicht die richtigere. In einer poetischen Erzählung Konrad's
von Würzburg: Der werlde lon (Der Welt Lohn) heißt es:

Von Gravenberg der Wirt
Krachrak von ir wol swirn (jweimal).

Siehe Doeren in den Niederlande zu Geschichte der deutschen
Literatur. Bd. 1. S. 62. Erwähnt in den Deutschen Geschichten
des Mittelalters. Bd. 1. S. 350 fg. 2) So genannt, weil er ein
Rab in seinem Wappen führte. 3) Siehe über ihn Grönnas
in j. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Bd. 1. S. 501 fg.
u. a. D. Genthke a. a. D. Bd. 1. S. 363 fg. 4) Ist eine
Festhaltung auf dem Wege nach Nürnberg nach Baiern. 5) Siehe
Wigalois S. 8065. 6) Siehe den Wigalois, herausgegeben von
Franz Pfeiffer (Leipzig 1847) S. 206. S. 38 fg. 7) Die
eine der kaiserlichen Töchter war die Königin von Ungarn, Mutter
der heiligen Elisabeth; die zweite König Philipp August's von Frank-
reich verheiratete Gemahlin Agnes; die dritte Herzogin Hedwig
die Heilige von Breslau, und die vierte Abtissa von Kitzingen.
8) Etzmüller's Handbuch der deutschen Literaturgeschichte S. 209.
9) Siehe Doeren im Museum für altdeutsche Literatur und Kunst,
herausgegeben von v. v. Hagen und Wälsing. Bd. 1. Heft 1.
S. 166.

10) Vergl. R. Pfeiffer in der Vorrede zu s. Ausgabe des
Wigalois S. XIV. 11) Die vorhin erwähnte ansehnliche
Einzelanberung des lebensfrohen, rüthigen Mannes läßt sich nicht
erklären. Vielleicht mag es Verhüllung des Gemüths, oder manche
Verstellungen gegen die Einsichtlichkeit, die mit keinem moralischen Rigoris-
mus nicht übereinstimmen, was ihn wenig, der Weltlich gänzlich
zu entsagen und sich durch seine Theilnahme an einem Kreuzzuge
sein Seelenheil zu sichern.

Wie uns die Dichter beweisen,
 Daß ich von ihm geschrieben fand,
 War der Ritter genannt
 Herr Wirnt von Gravenberg.

Daß sein poetisches Talent nur durch Lectüre geweckt worden, unterliegt kaum einem Zweifel. Die Dichtungen seines berühmten Zeitgenossen Hartmann's von der Aue begreifen ihn. Lobend gedenkt er auch Wolfram's von Eschenbach. Nicht glaublich ist jedoch, daß er Goethe's von Straßburg Tristan gelesen habe, ein Gedicht, das gleichzeitig mit dem Wigalois entstand. Von Hartmann von der Aue ist ihm der „Gere“¹²⁾ und der „Jwein“¹³⁾ bekannt, zwei Gedichte, die er beide im Wigalois erwähnt. Von Wolfram von Eschenbach scheint er bloß die fünf ersten Bücher des Percival¹⁴⁾ gekannt zu haben, die gerade erschienen, als er ungefähr die Hälfte des Wigalois vollendet hatte. Daraus ergibt sich, daß, wie bereits früher erwähnt worden, die Entstehung seines Gedichts in die Jahre 1208—1210 fällt. Daß der Wigalois sein erstes Werk war, sagt der Dichter selbst¹⁵⁾. Daraus folgt aber nicht, daß er das Werk in seiner Jugend gedichtet habe. Weber der darin herrschende Lebensgeist, noch die gereifte Erfahrung und Menschenkenntnis, noch das verständliche, besonnene Urtheil scheint mit dieser weit verbreiteten Meinung zu harmoniren. Mit dem, was man heutzutage unter Jugend versteht, bilden diese Eigenschaften den auffallendsten Contrast.

So trefflich auch Gravenberg's Gedicht in Einzelheiten ist, vermißt man doch, wie in den Erstlingsarbeiten selbst von reichbegabten Dichtern, im Wigalois den Grad von Reife, den ein Kunstwerk verlangt. Was selbst bei großem Talent nur durch fortgesetzte Übung überwunden werden kann, ein ständendes Mißverhältniß zwischen Stoff und Behandlung, das richtige Ebenmaß in dem Entwurfe und der Entwicklung des Stoffes und seiner Uebereinstimmung mit der Idee des Ganzen zeigt sich auch in Gravenberg's Dichtung. Eine sehr richtige Bemerkung macht hier Pfeiffer¹⁶⁾. „Wie ganz anders“, sagt er, „würde der ganze Einbruch des Gedichtes sein, wenn die vielen hier und da eingestreuten, an und für sich vortrefflichen Gedanken und Sentenzen ein notwendiger Bestandteil der Erzählung, eine naturgemäße Folge der Situation bildeten, während sie damit nur in losem Zusammenhange stehen und die Erzählung manchmal selbst zur Unzeit unterbrechen. Freilich hätte dann die Fabel fast eine andere sein müssen, um Gravenberg's Reizung zu mehr didactischer Behandlung eines freieren Spielraums zu gewähren.“ Nach den vielen moralischen

Reflexionen scheint es beinahe, Gravenberg habe statt eines epischen Gedichtes ein didactisches schreiben wollen.

Ein bedeutender Nachtheil in Bezug auf die gleichförmige Behandlung seines Stoffes entnahm für Gravenberg daraus, daß er, statt eine geschriebene Quelle zu benutzen, sich mit mündlicher Uebersetzung begnügte, mit der Erzählung eines Knappen. Am Schluß des Wigalois sagt er darüber:

Der Erzählung hab' ich die,
 Die mir's ein Knappe wissen ließ,
 Der mich's nachzuzieh'n gannet,
 Von keinem also aus seinem Munde
 Berahm ich den Bericht.
 Deshalb erfahre ich Manches nicht,
 Was die und da sich noch ereignet.

Obgleich sich Gravenberg über die Unzuverlässigkeit seiner Quelle beklagt, scheint er ihr doch, in sofern sie Thatfachen betraf, treu geblieben zu sein. Dies läßt sich kaum bezweifeln. Mit dem Geiste und der Denkwiese seines Zeitalters stimmt jedoch die einseitige Benützung einer mündlichen Erzählung so wenig überein, daß man ihn sogar des Leichtsinns beschuldigen. Aber gerade aus diesem Abweichen von der üblichen Gewohnheit scheint hervorzugehen, wie lebhaft der Dichter seiner geistigen Kraft und seines poetischen Talents sich bewußt war. Da wir übrigens nicht erfahren, auf welche Weise der Knappe zu dem Besitz der „Aventure“ gelangt war, so bleibt freilich der Phantasie der freiere Spielraum zu allerlei Vermuthungen gelassen.

Man hat unter andern gemeint, die nächste Quelle des Wigalois sei das Lied eines französischen Troubadours gewesen. Dieser Umstand muß jedoch unerörtert bleiben, so lange wir auf die Fragen über die Heimat, sowie über die Form und die Sprache, in welcher Gravenberg's Gewährsmann die Sage hatte vortragen hören, keine sichere Auskunft zu geben vermögen¹⁷⁾. Ein englisches Gedicht, das den Titel: *Ly beaus disconours* (Der schöne Unbekannte) führt, weil er auf des Königs Artus Frage nach seinem Vater diesen nicht nennen konnte, beruft sich auf eine französische Erzählung (französisch). Der Held jenes Gedichtes¹⁸⁾ wird Geynleyn genannt, was mit Wigalois, d. i. Guido Galois, synonym zu sein scheint¹⁹⁾. Aber dies Gedicht ist von seinem hohen Alter und weicht so wesentlich ab von Gravenberg's Dichtung, daß man wol denen bestimmen muß, die eine auch nur mittelbare Verwandtschaft beider Gedichte geradezu in Abrede stellen. Freilich, durch dessen Vermittelung fast alle Artussagen nach Teutland gekommen, hatte allerdings die größten Ansprüche darauf, auch diese uns zugeführt zu haben. Von einem altfranzösischen Gedichte gleichen Inhalts mit dem Wigalois hat sich jedoch bisher keine Spur gezeigt.

Nur aus der weit verbreiteten mittelalterlichen Erzählung vom Ritter mit dem Rade, die ein Zweig des

12) Herausgegeben von R. Haupt. Leipzig 1839. 13) Herausgegeben von R. Bachmann. Berlin 1837. 4. Aufl. Übers. 1843. 14) Ebdertuch zum Jwein von G. A. Bened. Göttingen 1833. 15) Siehe das Gedicht in Müllers Sammlung altteutscher Gedichte (Berlin 1784) und in der von R. Bachmann besorgten Ausgabe von Wolfram's von Eschenbach Werken.

16) Der dies hat gedichtet,
 Und wohl in Reime geriet,
 Denn dies ist sein erstes Werk,
 Er heißt Wirnt von Gravenberg.

17) In der Vorrede zu seiner Ausgabe des Wigalois S. XV.

17) Vergl. Pfeiffer a. a. D. S. XXIII. 18) Man findet es gedruckt in Risson's Metrical Romances. Vol. II. p. 1—90. 19) Siehe Ettmüller's Handbuch der deutschen Literaturgeschichte S. 209.

mächtigen Stammes ist, den die Artussage in England, Frankreich und Teutschland getrieben, läßt sich, obgleich genaue Nachweisungen fehlen, einigermaßen der Umstand erklären, daß in Gravenberg's Gedicht unter den Rittern der Tafelrunde auch ein teutscher Held, der Graf Hoyer von Mansfeld, genannt wird²⁰⁾. Der Graf, Kaiser Heinrich's V. Oberfeldherr, war 1115 von der Hand des jungen Grafen Wipprecht von Groisich in der Schlacht am Welfesholze gefallen, die er gegen die empörtten sächsischen Fürsten lieferte. Zwei Jahre vorher hatte Graf Hoyer die Sachsen bei Barnim geschlagen und den Vater Wipprecht's gefangen genommen. Dafür war er vom Kaiser mit dem Herzogthume Sachsen belehnt worden. Weil er aber fürchtete, diese Hoffnung durch eine Ausöhnung scheitern zu sehen, brach er die schon angestrichenen Unterhandlungen ab und begann eigenmächtig die Schlacht, in der er den Tod fand. Aus dem Schlachtfelde (zwischen Hoftedt und Wülfstedt, in der Gegend von Wilsleben) errichteten die Sachsen eine Kapelle und stellten in derselben die Bildsäule eines mit Schild, Keule und Helm bewaffneten Mannes auf, welchen die Bauern den heiligen Hysbold nannten. Ihn, den Grafen, hatten die Verbündeten mehr geschätzt als das ganze Heer des Kaisers. Sein Andenken lebte noch lange im Gedächtniß des Volkes, mit Sagen und Wundern ausgeschmückt. Man erzählt von ihm, seine Mutter sei vor seiner Geburt gestorben, und er habe ohne fremde Hülfe sich ihrem Schooße entwunden²¹⁾. Daher sei sein Spruch gewesen:

Ich, Graf Hoyer, angesehn,
hab noch kein Schlacht verloren²²⁾.

Im Wlalois wird sein Ruhm von Gravenberg in den Versen verkündet:

Der Graf war stolz und reich,
An Tapferkeit ihm gleich

20) Die Entstehung der Sage von dem Ritter mit dem Rabe richtet ins hohe Alterthum zurück, wenn anders die Angaben richtig sind, die dem Engländer Gildert (um 860) die Abfassung mehrerer Schriften beilegen. Unter diesen Schriften (De rege Artihuro et de romphero eius incognito; De milite Leonis, de Percevalto et Lanceloto u. a.) (f. Balei Catal. script. illustr. M. Britanniae. Cent. II. Cap. 21.) Unter diesen Schriften befindet sich auch eine: De milite quadriga, unter welchem nach Dorez's Vermuthung der Ritter mit dem Rabe zu verstehen ist. 21) Auch Schafepence erwähnt, daß der Held eines seiner Tranzepiele, Maruff, vor der Zeit aus seiner Mutter Leib geschnitten worden, und er daher in seinem Kampfe unübertroffen werde. Maruff spricht zu seinem Gegner, dem jungen Edwin:

Werk't du vom Weib geboren?

Der Schwertler lach' ich, sprich der Gefahr,

Nach mit ein Mann droht, den ein Weib geboren.

Siehe Schafepence's Werke, übersetzt von H. W. Schlegel und ergänzt von E. Tied. II. 9. S. 346. 22) Auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts war umweil des Schlachtfeldes der Stein zu sehen, in welchen der Graf vor der Schlacht, aus welcher er nicht wieder zurückkehrte, mit den Worten hineingegriffen: „So wahr ich in diesen Stein wie in einen Beizenteig greife, so wahr will ich diese Schlacht gewinnen.“ Siehe des Grafen W. v. Daulstins Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Wlalois (Wyn von Waleis) S. 331 fg. Vergl. Heinrich's Drilling's Thüringerchronik S. 182 fg. H. Goeckh in dem von H. v. Eyndow benutzten gegebenen Werke: Thüringen und der Harz. Bd. 6. S. 111.

Wer Reiner in der ganzen Ehar.
Es hatte durch ihn, das ich wahr,
Mander sein Leben schon verloren.
Zu Mansfeld war er geboren,
Der Graf Hoyer genannt.

Durch Tapferkeit in fremdes Land
War er gefahren weit und viel:
Ritterschaft war all' sein Ziel.
Wie ich auch aus weihen will,
Gott' er Ehren im Kampfen
Erworben mit seiner Hand.
In Hispanien war er wohl bekannt,
Obgleich in Sachsen geboren.
Er hielt doheim verloren
Leben kampflösen Tag,
Weil mit Waise Reiner mag
Großen Ruhm erwerben.

Gravenberg's Interesse für die Sage vom Ritter mit dem Rabe, in welche der Dichter den Grafen Hoyer verflochten halte, muß groß gewesen sein, weil er sich mit einer Art von Fortsetzung seines Gedächtnisses beschäftigte. Am Schlusse des Wlalois berichtete er, daß er eine noch viel wunderbarere „Aventiure“ kennen gelernt habe, worin die Abenteuer von Wlalois' Sohne Eifort Gavanides (nach seinem Großvater Gavan so genannt) erzählt würden. Zu der Bearbeitung jener Sage, meint der Dichter, gehöre aber ein geschickter Mann, der „weite Worte und fremde Namen jähmen könnte.“ Er sei bereit, einem solchen den zu nennen, der das Buch besäße, und der ihm gern gestatten werde, es aus dem Französischen ins Teutsche umzubilden. Er selbst fühle sich nicht kräftig genug, Sprache und Stoff zu bewältigen. Dennoch würde er es wagen, wenn man ihn dazu aufmuntere, und wenn sein erstes Werk „den Beifall der Weisen“ zu erringen im Stande wäre. „Zur Erläuterung mögen des Dichters eigene Worte hier folgen. Ich gestehe, sagt er:

Daß eine solche Mähr
Zu wider sich mich wir',
Zu verwirren und schwer,
Zu wunderam zu dichten,
Als daß ich die Geschichten
Zu Reime hante stellen.
Nicht Dunkel muß ichellen,
Wer sie geschicklich dichten will.
Die Mähr ist tiefer Weisheit Ziel. —
Der Lorie Sohn war genannt
(Sein Nam' ist weit bekannt)
Eifort Gavanides,
Ritters That und Muthwitz des
Witzes für Knaben ströme nimmt
Der Welt in hellen Schimmer.
Er konnte mit großer Kraft den Spruch
Gutlich aus des Wunders Begreife
Im Kennen der Schlachtreihe brechen;
Durch harte Schilde reden. —
Der Sieg erlaupf er in hartem Streite,
Wunden schlug er weite ic.

Nicht bloß aus den vorhin erwähnten Gründen scheint die Ausführung seiner poetischen Idee unterblieben zu sein. Es schlie ßt ihm nicht an Muth, sich, wenn auch nicht an diese, so doch irgend eine neue Arbeit zu wagen, und er überließ sich der Hoffnung, daß sie ihm gelingen werde. Wechselnde Stimmung scheint ihn indeß in we-

der muthlos gemacht zu haben und ein fester Entschluß in ihm durch die Betrachtung unterdrückt worden zu sein, daß der Welt Freude und Ehre seinen Bestand habe, und das Jagen nach irdischem Ruhm eitel und trügerisch sei. Am Schlusse des Wigalois sagt der Dichter:

Hänß' ich Hören mit reinem Muth,
Hänß' ich die Nüchternen,
Sie zerlegen in Stücken
Und versuchen, sie frisch zu leimen
In ganzen neuen Reimen.
Doch wahn' ich, das geschieht wol zimmer,
Denn kühler wird die Welt und schärmer.
Wach, daß ihr alle Freude schwinnet.
Von Weimen und dem Gewalt entsetzt
Ist selbst der Ritter höchster Orden.
Ich bin wol lone worden,
Daß der Welt Ehre hielt,
Und ihre Freude kauft.
Das zeigt der Menschen Vothelt,
Habsucht, Gier und Neid;
D' wech! das ist mein bitter Leid.

Durch die Gemüthsstimmung, die sich in diesen Versen ausdrückt, unterscheidet sich Gravenberg wesentlich von einem der berühmtesten Dichter seiner Zeit, Hartmann von der Aue. Ihm fehlte der harmlose Frohsinn dieses Dichters, der seine Klage und seine kühnen Grillen, die ihn im Wigalois die monotone Erzählung durch oft wiederkehrende moralische Betrachtungen und Gefühle unterbrechen ließ, trat bei Gravenberg zugleich der Muth über die Gegenwart ein und der sehnsüchtige Rückblick auf die alte Zeit. Nicht bloß in den vorhin erwähnten Versen, auch an andern Stellen seines Gedichts klagt er, „daß das höchste Leben der Erde, das Ritterthum, in Klauerei ausgeartet sei, daß der einfache alte Minnedienst verschwunden, daß die Bekändigkeit zum Spott geworden, die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt und statt der Redlichkeit die Habsucht eingerissen sei.“ In wenigen Gedichten des Mittelalters ist die Moral des Ritterthums so erkennbar, wie im Wigalois, unter andern in den guten Lehren, die Gawein seinem Sohne gibt. Dabei hält er sich aber völlig frei von dem mysteriösen Zuge nach einem heiligen Leben, wie derselbe in Wolfram von Eschenbach's Percival hervortritt, und ebenso von der Weichheit in Gottfried's von Strassburg Tristan. Zu bebauern ist nur, daß diese milde und zugleich fröhliche Sinnigkeit im Wigalois so sehr außerhalb der Erzählung sich fund gibt und die epische Tendenz von der didaktischen Kunst so ganz geschieden bleibt. Immer läßt er es sich angelegen sein, seine Menschenkenntnis, seine Sagen- und Dichterkunde in moralischen Principien anzugringen, wenn er sich auch schließlich nur an die Guten wendet, und es aufgibt, die Bösen zu belehren. Wo aber aus eigener Lebenserfahrung die Sätze aus seiner Feder fließen, ist die Darstellung frisch und der Ausdruck bezeichnend. Eine klare und aufrechte Seele blickt überall hervor, ein hell erleuchteter Kopf, was beides ihn ungemein liebenswürdig macht.

Nicht in dem Maße, wie er es wol verdiente, ist Gravenberg's poetisches Talent anerkannt worden. Geschadet

hat es ihm, daß man ihn einen bloßen Nachahmer Hartmann's von der Aue, oder, wie sich ein geistlicher Schriftsteller ausdrückt, den „trüben Widerschein“ genannt hat. Das wäre ebenso richtig, als wenn man das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun²³⁾ die Nebenbörner der Nibelungen nennen wollte. Daß Hartmann's Zwein dem Dichter in seinem Wigalois zum Vorbilde gedient hat, unterliegt keinem Zweifel. Gewagt aber scheint in jedem Falle die Behauptung: wer den Zwein gelesen, dem müsse der Wigalois als eine in Ton und Sprache fast ängstlich treue Copie vorkommen. Dafür sprächen nicht nur einzelne Stellen, sondern häufig ganz ähnliche Situationen, in gleicher Art aufgestellt und ausgeführt. Von einer Copie im eigentlichen Sinne dieses Wortes zeigt sich in dem Wigalois kaum eine Spur. Die wenigen Verse, aus dem Zwein, dem Percival u. a. Dichtungen entnommen, dürften bei einem Gedichte von etwa 12,000 Zeilen wol kaum in Anschlag zu bringen sein. Was Gravenberg als rechtmäßiges Geistes-eigenenthum auszeichnet, dürfte wol an poetischem Werth sich mit dem messen können, was er sichtbar entlehnt hatte. Auch sind dies nicht die Stellen, durch die der Wigalois sich auszeichnet²⁴⁾. Fast noch größere Verdienste als Hartmann von der Aue erwarb er sich durch die in seinem Gedichte enthaltene Sammlung schätzbaren Notizen über die Trachten, Sitten und Gebräuche seiner Zeit. Aber dies Gedicht hat auch sonst noch viele Vorzüge. Auf eine wahrhaft anmuthige Weise ist von Gravenberg die ganze höchst mannichfaltige Geschichte, worin sich ritterliche Treue und Edelmuth, zarte Frauenliebe und Frauen-treue herrlich abspiegeln, behandelt und ausgeführt worden²⁵⁾. Farter als hier ist kaum in einem andern Gedichte des 13. Jahrh., in dem „Windeke und der Windekeßin“²⁶⁾, die Verehrung des schönen Geschlechts aufgefaßt, wo es heißt: „sie sind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich dort Engel erschuf, und hier zu Engeln gab, an denen alle unsere Seligkeit liegt, mit der Krone geschmückt, in die viel edle Steine und Tugenden gesetzt sind, deren Liebe unsere Herzen heilt und heiligt und reinigt, vor der unser Gram und Kummer wie Thau vergeht.“

Ein bereits erwähnter Zug, durch den sich Gravenberg von seinem Vorbilde Hartmann von der Aue unterscheidet, muß hier in Beziehung auf den Inhalt seiner Dichtung nochmals hervorgehoben werden. Es ist die Manier, seine Erzählung mit feinen Bemerkungen zu begleiten, wie sie ihm eben seine Sagen- und Dichter-

23) Herausgegeben von A. G. v. d. Hagen in den Deutschen Gedichten des Mittelalters. Bd. 2, von H. J. G. J. (Cologneburg 1836), von E. G. Müller (Bonn 1841), von W. L. v. d. H. (Bonn 1845) und von H. J. G. Müller (Leipzig 1845). Aber später Band der Dichtungen des deutschen Mittelalters. Nebst- setzungen erschienen von G. W. Müller (H. Schulz), Berlin 1839, und von H. Keller. Stuttgart 1840. 24) Vergl. Pfeiffer in dem Vorworte zu seiner Ausgabe des Wigalois S. XVI. 25) Vergl. Kunze in f. Handbuch der deutschen Literatur. Th. 3. S. 119. 26) Herausgegeben von W. G. v. d. Hagen in f. Beiträgen zur altdeutschen Literatur S. 469 fg., von v. d. Hagen in den Minne- sängern. Th. 1. S. 364 fg. und von W. G. v. d. Hagen in Leipzig 1844.

kenntnis eingegeben haben mochte. So enthält gleich die Einleitung des Gedichts eine Variation von dem Thema sämtlicher Einleitungen in die Gedichte dieser Gattung, aber zugleich mit vielfachen Bezeichnungen auf ihn selbst. Wie seine Vorgänger wendet sich Gravenberg zu dem Guten und Reinen und weg von dem Häßlichen. So gleich aber geht er über auf seine Fähigkeiten und Bestrebungen. Es fehlt ihm am Sinne; mit nicht großem Erfolge habe er früh nach der Gunk und dem Beifall der Weisen getrebt; sein großes Unheil und seine geringen Geistesgaben hätten das gemacht. Dankend müsse man sein gutes Streben anerkennen; der Gedanke habe ihn geleitet, daß mancher Acker seinen Schatz verschleie, und daß, wenn er, der Arme, etwas Gutes leiste, man es darum um so mehr anerkennen werde. Was kommt, sagt er:

Dem reichen geiz'gen Mann,
Den alle Welt sein Gut misgann,
Da er lauten Mut
Unter Schildern und Riegeln sorg
Krieg in Truben verschloß?
Wer mag des Gelds genießen,
Will er's nicht mittheilen und geben?
Der Todung folgt' ich eben,
Wie ich, läßig und armad,
Mein Verkommen überlaß,
Und ward zur That und Arbeit schwach.

Sein Geld will er nicht „vor die Schweine werfen;“ er spricht zu denen, die gute Rede lieben; die zögen daraus Gewinn für ihr geistiges Heil. Zu den Bösen will er nicht reden, die wol die Dörre her-, aber die Herzen wendenden. Lieber will er seine Rede in den Wald scheinen und sich am Echo ergötzen. Die einzige Aufgabe eines Kunstwerkes bestche darin, den Guten gute Lehren zu geben und den Trüern den süßen Lindererung zu schaffen. Treffend bemerkt hierüber ein neuerer Kritiker *): „So hätten die Griechen den Zweck ihrer Poesien nicht eingeschränkt, sondern ihn auch auf die Besserung der Schlimmen ausgedehnt, wie ihn Aristophanes dem Aeschylus in den Mund legt, der die Poeten als Lehrer der Ermäßigten betrachtet, der sie strafen und ermahnen und auf Besserung der Menschen ausgehen läßt, und jede gute und weise Einsichtung und jede edle und schöne Tugend von ihnen und ihren Liebern herleitet. Man sieht,“ fügt jener Kritiker hinzu, „es ist das duldende weibliche Princip in dieser Poesie, was hier im Moralistischen an jeder kräftigen Wirkung verwehrt, und geradezu die Dichtung wie für eine trauernde, verstaubte, sinnige, anschauliche Stimmung vorzüglich der rechnet nimmt.“

Um Gravenberg's Gedicht dem wesentlichen Inhalte nach kennen zu lernen, wird ein gebärdiger Auszug hinreichen. Die Erzählung beginnt mit dem Erscheinen eines unbekannten Abenteurers an König Artus's Hofe *). Von dem Fremden wird der Königin ein wunderbarer Bürtel zum Geschenk angeboten. Da sie ihn nicht an-

nehmen will, besteht der Fremde auf Kampf. Die Ritter des Königs Artus nehmen die Aufforderung an, werden aber einer nach dem andern besieg, zuletzt auch Gawein, ein staatlicher Ritter und Schwertsohn des Königs. Der Unbekannte führt den gefangenen Gawein von dannen in ein fremdes Land, wo er ihn gaskel aufnimmt und ihn zuletzt mit seiner eigenen Richte Florie vermählt. Nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst wird in dessen Gawein von einer unverständlichen Sehnsucht nach des Königs Artus Hofe ergriffen. Er nimmt Abschied von seiner Gemahlin und verspricht, bald wiederzukehren. Glücklich erridet er wieder den Hof des Königs Artus, kann aber von da aus das unbekannte, von Bergen umschlossene Land, worin seine Gemahlin wohnt, nie mehr wiederfinden. Unterdessen hat die zurückgebliebene Florie von Gawein einen Sohn, den Wigalois, geboren. Als dieser zum Jüngling herangewachsen, beschließt er, seinen Vater aufzufuchen, und nimmt von seiner trauernden Mutter Abschied. Er gelangt an den Hof des Königs Artus und wird von diesem gaskelrücklich aufgenommen und sogar zum Ritter gesehnen, aber ohne daß er daselbst seinen Vater wiedererkennt oder von ihm wiedererkannt wird. Bald darauf wird Artus von einer answärtigen jungen Fürstin um Hilfe und Beistand angewandt. Es war dies Larte, die junge Königin von Karentin, welche von Roaf, einem der benachbarten wilden Heidenfürsten, ihres Vaters und ihres Landes beraubt worden war. Wigalois macht sich auf den Weg, gelangt nach mancherlei unterwegs befindenen Abenteuern zu ihr und übernimmt ihre Beschützung. Nach mancherlei Kämpfen, Jügen und Streiten gelingt es ihm, nicht bloß den Roaf, der sich auf der Burg zu Karentin durch teuflische Zauberkünste gesichert hat, zu erschlagen, sondern auch mit Hilfe Gawein's und anderer Ritter die übrigen Feinde zu besiegen, worauf er Larte's Hand und mit ihr die Burg und das Land ihres Vaters als Eigentum erwirbt. Florie, seine Mutter, war unterdessen vor Kummer und Gram um den verloren geglaubten Gemahl und Sohn in ihrer Heimath gestorben. Wigalois nimmt sofort mit seiner jungen Gemahlin seinen Sitz auf der Burg zu Karentin, und beschließt in der Folge dort sein Leben ruhig und glücklich.

Reben einer durch Wechsel der Situationen und durch blühende Schreibeit ungemein anziehenden Darstellung fehlt es dem Gedichte auch nicht an einem Act poetischer Gerechtigkeit, indem der wilde Zaubrer und Gelde Roaf zuletzt nach seinem Halle vom Trefel abgeholt wird. Für Gravenberg's Fleiß und Ausdauer spricht die Länge des Gedichts. Es besteht aus 11,708 gereimten Versen. Eine metrische Eigenthümlichkeit des Wigalois, die sich weder bei Hartmann von der Aue, noch bei Gottfried findet, sind die drei Reime, mit denen die einzelnen Absätze schließen. Dies abgerechnet, ist der Versbau ganz dem des Weins Hartmann's von der Aue nachgebildet. Daß Gravenberg es unterlassen, seinem Werke die letzte Reile zu geben, zeigen besonders in der zweiten Hälfte seines Gedichts mehrere Verträge gegen Reim und Vers. In dieser Hinsicht erlaubt sich Graven-

27) Vervollständigt in f. Geschichte der poetischen Nationalität vorer der Deutschen. Th. 1. S. 337. 28) Vergl. Kunisch in f. Handbuch der deutschen Sprache und Literatur. Th. 3. S. 117 ff.

berg überhaupt allerlei Freiheiten, die einem Süddeutschen widerstrebt haben würden. Er hat überhaupt in seiner Metrik Vieles mit andern fränkischen Dichtern gemein, deren Gehör und Gefühl weniger fein gebildet war als das der Schwaben und Alemannen.

Diese Mängel scheinen von Gravenberg's Zeitgenossen wenig beachtet oder gänzlich übersehen worden zu sein. Wenigstens thäten sie nicht dem Beifall Eintrag, der dem Gedicht von ihnen gesollt ward, und in dem sich dasselbe auch noch später erhielt. Sein Name wird zwar nicht so oft genannt wie der manches andern Dichters; aber es fehlt nicht an Zeugnissen, die seiner und seines Werkes rühmend gedenken. Bis zu Ende des 14. Jahrh. scheint die Sage, die Konrad von Würzburg im 13. poetisch behandelt, immer lebendig geblieben zu sein²⁹⁾. Rudolf von Ems nennt unsern Dichter in den bekannten Stellen im Wälschen und Alexander. In dem ersten Gedichte heißt es im Gespräche mit der Frau Kriemhild:

(Es) haet mich wol an ir vertroren
Her Wirnt von Gravenberc,
Der uns vil manlichu were
An dem rade hât geleit
Von Wigalois manheit.

Und im Alexander:

Her Wirnt von Gravenberc
Ist an einem maere
Worden lobebare
An dem hât sin meisterschaft
Erzaigt hoher sinne kraft.
Des lâret wise lute jehen,
Die reht getike können spohen.

Eine Anspielung auf den Wigalois erscheint in einem Spruche Meisters Alexander's:

Her Gawein stû nochstrâre vant,
Da er zu Galois in das laut
Hin wider riten wolde³⁰⁾.

Aus einigen Stellen in Gravenberg's Gedicht könnte man schließen: sein Vordemann, der Wineske³¹⁾, habe den Wigalois gekannt, ja es scheint fast, als ob dessen Gedichten³²⁾ die vaterländischen Lehren zu Grunde lägen, die Gawein seinem Sohne Wigalois gibt. Wenigstens herrscht zwischen beiden eine merkwürdige Uebereinstimmung, die nicht wohl bios zufällig sein kann³³⁾. Im 15. Jahrh. gedenken des Wigalois Väterich von Reichershausen³⁴⁾ in seinem 1462 geschriebenen und an die Erzherzogin von Oesterreich Katharina gerichteten Ehrenbriefe und der

münchener Briefmaier Ulrich Fürtter in dem großen cyllischen Gedichte von den Helden der Tafelrunde³⁵⁾.

Eine kritische Ausgabe des Gedichts besorgte Georg Friedrich Benecke unter dem Titel: Wigalois, der Ritter mit dem Rade, getichtet von Wirnt v. Gravenberch. Nebst Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von G. F. Benecke. Erster Druck. Berlin 1819. gr. 8. Mit mehreren Verbesserungen und Berichtigungen des Textes erschien das Gedicht unter dem Titel: Wigalois. Eine Erzählung von Wirnt von Gravenberg. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Leipzig 1847. gr. 8. (auch als letzter Band der Dichtungen des deutschen Mittelalters).

Unter den bei diesen Ausgaben des Wigalois benutzten Handschriften sind vier vorzugsweise zu nennen: eine Bremer auf Pergament vom Jahre 1356³⁶⁾; eine hamburgische, hinter einer Handschrift des Percival, unter der Ueberschrift: her Wigalois buch³⁷⁾; eine kölnische Handschrift auf 118 Quartblättern, aus dem 13. Jahrh.³⁸⁾; eine dresdener aus dem 15. Jahrh., auf 197 Quartblättern, auf Ochsenkopfpapier aus dem 13. Jahrh.³⁹⁾; eine landshuter vom Jahre 1468⁴⁰⁾; eine habsburger der Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde zu Leiden, auf 115 Pergamentblättern, mit vielen gemalten Bildern, vom Jahre 1372⁴¹⁾; eine Papierhandschrift auf der königl. Handbibliothek in Stuttgart, 87 Quartblätter in Spalten, aus dem 14. Jahrh.⁴²⁾. Eine von J. v. Müller erwähnte wiener Handschrift: „Von Ritter mit dem Rade und von dem Wigalois“ ist ohne Zweifel Gravenberg's Gedicht⁴³⁾. — Im Druck erschienen, in Müller's Sammlung altdeutscher Gedichte⁴⁴⁾, Fragmente einer Pergamenthandschrift, welche Bodmer aus den Deckeln eines Wilsbuchs im Kloster Einsiedeln gefunden hatte. Es waren zehn Blätter. In Spangenberg's Nibelingspiegel⁴⁵⁾ wurden zwei Stellen aus einer Pergamenthandschrift mit Bildern vom Jahre 1372 gedruckt, welche, laut der Nachricht auf der letzten Seite, Herzog Albrecht zu Braunschweig und Lüneburg durch Johannes, einen Mönch zu Amelungsborn, hatte anfertigen lassen. Anfang und Ende dieser Handschrift sind durch den Druck veröffentlicht worden⁴⁶⁾. Ein kleines Bruchstück hat Doen mitgetheilt⁴⁷⁾.

29) Vergl. v. d. Hagen a. a. D. Th. 4. S. 883. 886.

30) Siehe Kriemhild's Nabalus für die deutsche Sprache. Bd. 2. S. 8. Dessen Fährten von Reichershausen S. 14. Doen im Altdeutschen Museum. Bd. 1. S. 165.

31) Siehe v. d. Hagen's Grundriß zur Geschichte der deutschen Sprache S. 126.

32) Siehe Pfeiffer in dem Vorworte zu J. Ausgabe des Wigalois S. VIII. 33) Siehe Adelung a. a. D. Bd. 2. Vorrede S. XXXI. Diese Handschrift ist der hamburgische sehr ähnlich, nur daß nicht, wie in jener, die Verse und Namen rotz bezeichnet sind. Vergl. v. d. Hagen a. a. D. S. 128.

34) Siehe Doen a. a. D. Bd. 1. S. 165. 35) H. W. in der Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Bd. 2. St. 2. S. 109. 36) Siehe Pfeiffer a. a. D. S. X.

37) Siehe Adelung a. a. D. S. 155. 38) Siehe v. d. Hagen, Altdeutsches Museum. Bd. 1. S. 165. 39) Bd. 3. S. 1. XII. 40) Th. 1. S. 827. 41) In J. v. Müller's Zeitschrift für Wissenschaft u. Kunst. Bd. 2. St. 2. S. 110.

42) In den Nibelungen zum Reichsritter der deutschen Literatur.

29) Siehe M. Wodernagel's Lebensb. Th. 1. S. 946. 30) Siehe die von v. d. Hagen herausgegebene Minnesingersammlung. Th. 3. S. 30. 31) Wineske, ein Edelmann, ein Edelmann und Schloß im Vöndgerichte Heilbrunn in Mittelfranken gelegen, zwischen Ansbach und Schwabach, nicht viel über sechs Meilen von Gravenberg entfernt. 32) Der Wineske und die Wineske. Sie fallen in die Mitte des 13. Jahrh. Werke Ausgabe von R. Haupt. Leipzig 1844.

33) Vergl. Pfeiffer in dem Vorworte zu J. Ausgabe des Wigalois S. XVII. 34) Ein habsburgischer Ritter, der im 15. Jahrh. lebte. Vergl. J. G. Adelung's Schrift: Sacer Väterich von Reichershausen; ein kleiner Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtkunst im Schwäbischen Zeitalter. Leipzig 1788. 4.

Einer Auflösung des Wigalois in Prosa vom Jahre 1472, wie ausdrücklich gesagt wird am Eingange und Schlusse der frankfurter Ausgabe vom Jahre 1564, unterzogen sich Georg Raben und Wigand Han zu Nürnberg. Unverändert ward sie wieder abgedruckt in Richard's Romanbibliothek⁴⁹⁾. Eine ältere Ausgabe besorgte Johann Knoblauch zu Straßburg 1519 mit Holzschnitten⁴⁹⁾. Noch spätere Ausgaben erschienen zu Frankfurt a. M. 1686 und zu Nürnberg 1664⁵⁰⁾.

Durch eine Uebersetzung des Wigalois, mit möglicher Treue dem Original in vierstüfigen Versen nachgebildet (Leipzig 1848. 8.), machte sich Wolf Graf von Baumbach verdient. Sie erschien unter dem Titel: Gun von Walcis, der Ritter mit dem Rade. In der Vorrede (S. XIII) äußert der Uebersetzer in Bezug auf seine Arbeit: „Eine Anfangs von mir versuchte Eintheilung des Gedichtes in Abschnitte oder Erlänge ließ sich nicht durchführen, und ich habe um so eher darauf verzichtet, als ich sie überhaupt nur für eine Bequemlichkeit des Lesers halte. Dagegen muß ich ein Wort der Rectification hinzufügen, wenn ich alte Wortformen absichtlich beibehalten und nicht umgeschrieben habe. Viel Bedenken machte mir die Wahl der Namens für den Helden, und ich habe lange angefaßt, ob ich ihn unverändert lassen, oder sein Vaterland mit dem alten Namen Walcis bezeichnen sollte, bis ich mich endlich für die letzte Form entschied, nach dem Vesperte der unzähligen Anabie von Gallien, Goplanien von Tunis, Valmerin von England, Doosin von Mainz und wie die edlen Palatine sich sonst noch nach ihrer Heimath genannt haben.“

Schon früh, im 16. Jahrh., war das Gedicht, wahrscheinlich nach der früher erwähnten Auflösung in Prosa vom Jahre 1472, ins Dänische und Isländische übertragen worden. Von einer englischen alten Bearbeitung (Ly beaus disconans, Der schöne Unbekannte) ist schon früher die Rede gewesen. Es existirt aber auch noch eine, von dem Bruder Glaube Platin verfaßt, auf einem spanischen Reimgedicht in französische Prosa übertragene Histoire de Griglan filz de Messire Gauvain qui fut roy de Galles, et de Geoffroy de Mayence.

Eine merkwürdige Uebersetzung des Wigalois in jüdisch-deutsche Bantellängereime stammt aus dem 17. Jahrh. Sie führt den Titel: Von König Artus Hof oder dem Ritter Michaelis, verfaßt von einem Juden, der sich Josef Wigenhausen nennt, und sich auf ein geschriebenes Buch bezieht, das er in Reime gestellt, in jüdischer Sprache und in Versen⁵¹⁾ (die in unregelmäßiger Länge bis zu den Reimen, welche gepaart sind, fortlaufen). Gedruckt ward dies wol einige jüdische Epös, wahrscheinlich, wie der Prolog andeutet, nach

einem ältern Druck, in Joh. Chr. Wagenfells Belehrung der Jüdisch-Teutschen Schreibart (Königsberg 1699. 4.) S. 149—302. Mehrere Notizen darüber und einzelne Stellen daraus findet man in v. d. Hagens Mittheilungem Museum (I, 566 fg.) und in der Zts. Mai 1796. S. 115 fg.⁵¹⁾. (Heinrich Döring.)

GRAVENHORST (Andreas), teutscher Theolog und Schulmann, (im J. 1684 zu Kroppenhebt im Fürstenthume Halberstadt (in der jetzigen preussischen Provinz Sachsen) geboren, wohnete sich der Theologie und erhielt nach der Beendigung seiner Studien eine Predigerstelle zu Schönborg in Sachsen, welche er aber gern aufgab, als ihm das Rectorat an der Schule zu Hachenburg auf dem Westerwalde angeboten wurde, weil er großes Verlangen in sich trug, seine Kräfte in dem pädagogischen Fache zu versuchen. Wie sehr es ihm Ernst war, die Aufgabe, welche er sich selbst gestellt hatte, zu lösen, bewiesen seine mit großem Fleiße ausgearbeiteten Schulprogramme (De eo, quod utile et iustum est circa examina in scholis publicis, 1723; De examinatione publicorum in scholis utilitate, 1729; De commodis praepceptorum circa scholastica examina, 1724; De scholarum publicarum necessitate, carmine heroico, 1724; De universali imitatione exemplo poetico demonstrata, 1725), sein „Umfständlicher Bericht von der Anstalt der lateinischen Schule in Hachenburg“ (Frankf. 1722. 8.) und die neue verbesserte Ausgabe von Dreffers griechischem Lehrbuche (Dresseri Collectiones litteraturae graecae, edidit et Possellii colloquiis familiaribus auxit. Berleburg. 1726. 8.). Er scheint jedoch des Lebens eines Schulmannes bald müde geworden zu sein und ging, nachdem er es fünf Jahre geführt hatte, im J. 1725 als Prediger nach Hens, einem kleinen Städtchen in Ostpreußen, wo er am 27. Oct. 1727 starb. — Ein jüngerer protestantischer Theolog dieses Namens, Johann Georg Gravenhorst (richtiger Gravenhorst), geboren im J. 1766 zu Braunschweig, war nach Beendigung seiner Studien zuerst Collegiat und dann Subsenior der Collegiaten in dem evangelischen Seminar zu Kibbighausen bei Braunschweig. Im J. 1801 wurde er Prediger der Johanniskirche auf der Augustsbrücke zu Wolfenbüttel, wo er am 26. J. 1820 starb. Er hat sich durch Bearbeitung mehrerer Jugendschriften in Verehrung mit Jos. Heim. Campe bekannt gemacht⁵²⁾. (Ph. H. Kütz.)

GRAVENHORST (Johann Heinrich), teutscher Chemiker, am 20. Oct. 1719 zu Braunschweig geboren,

51) Siehe Gervinus in f. Geschichte der vorläufigen Nationalen Literatur der Deutschen. Th. 1. S. 323—344 (Hermann von der Hagen und Bierni von Gravenberg). Kunig in f. Handbuch der deutschen Sprache und Literatur. Th. 3. S. 117 fg. v. d. Hagen in f. Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie. S. 136 fg. Dessen Mittheilungem Museum. Bd. 1. St. 1. S. 166 u. a. D. Himmelfahrt's Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. S. 208 fg. Schaefer's Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur. S. 22.

52) Joh. Chr. Adelung, Verfassung und Organisations von Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Th. II. S. 1286. J. H. Meißel, Das gelehrte Teutschland. Th. II. S. 642. Th. XIII. S. 489.

Bd. 2. S. 108. Vergl. über die verschiedenen Handschriften v. d. Hagens's Uebersetz. v. S. 136 fg.

48) Bd. 2. S. 9—128. 49) Siehe Panzer's Annalen der deutschen Literatur. 3te. 164. 50) Siehe Koch's Compendium der deutschen Literatur. Bd. 2. S. 247.

widmete sich zuerst dem Kaufmannsstande und war lange Handlungsdiener in Celle; da er aber in diesem Verhältnisse seine Möglichkeit sah, zu einem selbständigen Wirkungskreise zu gelangen, so übernahm er eine Brauerei, ging dann auf Reisen und gründete, nachdem er auf diese Weise weitere Kenntnisse erworben und Erfahrungen gesammelt hatte, mit seinem Bruder Christoph Julius Gravenhorst im J. 1750 in seiner Vaterstadt die erste chemische Fabrik, in welcher hauptsächlich Salzniaß bereitet wurde, wobei sie aber auch Glaubersalz, das von ihnen erfundene braunschweigische Grün und rothen Alaun darstellten. Um die Aufmerksamkeit auf ihr Unternehmen zu lenken und ihr Geschäft in Schwung zu bringen, verbreiteten sie eine Schrift („Eingele Nachrichten an das Publicum, vier der Gravenhorst'schen Fabrikproducte betreffend.“ Braunschweig 1769. 8.), worin sie auch die Beobachtung der Ausscheidung von Schwefel aus einer faulenden Vermuthkraut enthaltenden Glaubersalzlösung mittheilten. Ihre diesem ersten Versuche folgenden und auf eigene Erfahrungen gegründeten Mittheilungen über die Beschaffenheit, den Nutzen und die Anwendung des Glaubersalzes („Nachrichten, den medicinischen Gebrauch und Nutzen des Salis mirabilis Glauberi oder Glaubersalzes betreffend.“ Braunschweig 1770. 8. Neue Aufl. Ebenb. 1778. 8. „Gutachten der Brüder Gravenhorst die Anwendung des Glaubersalzes wider die Kindviehseuche betreffend.“ Ebenb. 1775. 8. „Gründe zu diesem Gutachten.“ Ebenb. 1776. 8. „Etwas von der Anwendung des Braunschweigischen Ballams in Verbindung mit dem innerlichen Gebrauche des Glaubersalzes wider das Pedagra.“ Ebenb. 1777. 8.), über den aus ihrer Fabrik hervorgehenden Salzniaß („Fernerer Nachricht an das Publicum, den Braunschweigischen Salzniaß betreffend.“ Ebenb. 1772. 8.) und über das von ihnen erfundene braunschweigische Grün („Nachricht an das Publicum, abermalen eine neue erfundene grüne Mahlerfarbe betreffend unter dem Namen geläutertes Braunschweigisches Grün.“ Ebenb. 1771. 8., welcher ersten Nachricht noch eine zweite, dritte und vierte, ebenb. 1771. 8., folgten; „Ausgang aus den Nachrichten, das Braunschweigische Grün betreffend, welche bloß zum Unterricht, auf welche Weise man bei der Anwendung der Farbe zu verfahren hat, dienen soll.“ Ebenb. 1778. 8.) fanden bei der betreffenden Industrie allgemeinen Beifall und brachten derselben nicht unbedeutenden Vortheil, weshalb auch alle dieselben Gegenstände betreffenden Aufträge der beiden Brüder in dem „Hannoverschen Magazin“ und in den „Braunschweigischen gelehrten Beiträgen“ begierig gelesen und ausgebeutet wurden. Nach dem Tode des älteren Bruders, welcher am 14. April 1781 erfolgte, setzte der jüngere (im J. 1731 zu Braunschweig geboren), das Geschäft fort. Er starb am 17. Jan. 1794 ebenfalls zu Braunschweig¹⁾. — Mit diesen Fabrikanten verwandt ist wahrscheinlich der bekannte Naturforscher Johann Ludwig Christian Gravenhorst. Am 14. Nov. 1777 zu Braunschweig geboren, widmete er sich, nach-

dem er in den Schulen seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, auf der Universität zu Göttingen mit unermüdetem Eifer den Naturwissenschaften und blieb nach der Verdnigung seiner Studien und nachdem er sich im J. 1804 die philosophische Doctorwürde erworben hatte, als Privatdocent an dieser Universität. Im J. 1809 wurde er zum außerordentlichen Professor und zum Universitätsrath des Museums ernannt, sein Ruf verbreitete sich aber hauptsächlich durch seine Schriften, welche er während seines Aufenthaltes in Göttingen herausgab. Hierher gehören seine Monographien über die Käfer (Coleoptera microptera Brunsvicensia, necnon exotica. quotquot extant in collectionibus entomologorum Brunsvicensium in genera, familia et spec. distrib. Brunsvig. 1802. 8. Monographia coleopterorum micropteriorum. Götting. 1805. 8.), sein „System der Natur“ (Helmst. 1804. 8.), seine Bemerkungen „Ueber Steinregen“ (in dem Braunschweigischen Magazin, 1804) und „Ueber Vassardzeugung“ (in Volgt's Magazin für Naturkunde. Bd. 2. S. 193—217) und seine „Vergleichende Uebersicht der Knessen und einiger neueren zoologischen Systeme“ (Göttingen 1808. 8.), welchen Schriften schon einige kleiner Abbildungen (De cinchonae corticibus. Götting. 1791. 4. Diss. sist. conspect. hist. entomol. imprim. systemat. entomolog. Helmst. 1801. 4.) vorausgegangen waren. Im J. 1810 übernahm Gravenhorst die Professur der Naturgeschichte und die Direction des botanischen Gartens an der Universität zu Frankfurt am der Der und im folgenden Jahre (1811) folgte er einem Rufe als Professor der Naturgeschichte und Director des zoologischen Museums an der Universität zu Breslau. Hier wirkte er eine Reihe von Jahren nicht nur unermüdet als Lehrer, sondern entfaltete auch als Schriftsteller eine ungewöhnliche Thätigkeit. In diese glänzende Periode seines Lebens fallen seine vorzüglichsten Leistungen, welche in der Literatur der Naturgeschichte Epoche machten und einen Nebenben Werth behalten werden. Hier sind zu nennen: Die Untersuchungen über die Schlafwespenn (Monographia ichneumonum pedestrium, praemisso prooemio de transitu et mutabilitate specierum et varietatum. Lips. 1815. 8. „Conspectus generum et familiarum Ichneumonidum, in den Nova Acta Natur. Curios. 1818. Tom. IX. p. 179 seq. Monographia Ichneumonum Pedemontanae regionis in den Mém. Acad. Sc. Turin. Tom. XXIV. p. 275 seq. „Ueber die Grundsätze, welche in der Classe der Insekten zur Bildung und Bestimmung der Gattungen, Arten und Abarten anzuwenden sind, mit besonderer Rücksicht auf eine Monographie der Schlafwespen.“ in der Isis 1820. Bd. I. S. 183 fg. Ichneumonologia Europaea. Vratialav. 1829. 8. 3 Part. Monita quaedam de speciebus nigris Ichneumonum. Vratialav. 1829. 4.), das „Handbuch der Anagognose“ (Leipzig 1815. 8.), „Die anorganiischen Naturkörper, nach ihren Verwandtschaften und Uebergängen betrachtet und zusammengefaßt.“ (Breslau 1816. 8.), die „Grundzüge der systematischen Naturgeschichte“ (Breslau 1817. 8.), die Deliciae Musei

1) J. G. Meusel, Verzeichn der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. Bd. IV. S. 334 fg.
H. Gergl. 1. Bd. u. 2. Folge Seiten. LXXXVIII.

zoolog. Vratislaviensis; Fasc. I. Reptilia Musei zoolog. Vratislav. Fasc. II. oont. Chelonios et Batrachia (Lips. 1829. fol.), die „Beiträge zur Entomologie, besonders in Bezug auf die schlesische Fauna“ (Breslau 1829. 8.), die „Terrestria oder Beobachtungen und Untersuchungen über einige bei Triest im Meere lebende Arten der Gattungen Octopus, Doris, Pinna, Scidia, Cerpula, Echinus, Nerita, Ophura, Holothuria, Actinia, Caracanthia, Actinotus“ (Breslau 1831. 8.), die „Vergleichende Zoologie“ (Breslau 1843—1845. 8. 2 Bde.), die „Naturgeschichte der Insektenstirke nach Ehrenberg's großem Werke über diese Thiere, in einer gedrängten vergleichenden Uebersicht dargestellt“ (Breslau 1844. 8.), „Vergleichende Zoologie“ (Breslau 1843. 8.) und „Die Wirfelschleichen und Krüppelschäfer (Pseudosaura et Brachypoda) nebst einigen andern denselben verwandten Reptilien aus den Zünften der Schleichen und Dickhäuter im zoologischen Museum der Universität Breslau beschrieben“ (Breslau und Bonn in verschiedenen Zeitschriften 1851. 4.). Außerdem lieferte Gravenhorst noch viele werthvolle Abhandlungen. Im J. 1830 erhielt er von der Regierung als Anerkennung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit den Titel eines geheimen Hofrathes. Er starb am 14. Jan. 1857 in Breslau 7. (Ph. H. Kalk.)

GRAVENHORSTIA, eine von Nees von Gfensbeck nach dem Professor Joh. Rudw. Ehr. Gravenhorst benannte Pflanzengattung der Bruniaceen mit folgenden Merkmalen: Der Kelch ist mit dem Fruchtknoten halb verwachsen. Die Kronblätter hängen am Grunde röhrenförmig zusammen und bilden eine trichterförmige Blumenkrone. Die im Schlunde der Röhre fast sitzenden Staubbeutel haben am Grunde auseinandergehende Fächer. Der Griffel ist einfach; die Frucht zweifelhingig.

Aus dieser Gattung ist nur eine am Cap der guten Hoffnung einheimische Art, *Gr. fastigiata* Nees von Eckenbeck, bekannt, welche sich von *Berardia* vorzugsweise durch die fast sitzenden Staubbeutel, den einzelnen Griffel und die am Grunde aufspringende, an der Spitze festsitzende zusammenhängende Frucht unterscheidet. (Garcke.)

GRAVENSTEIN (Gravensteen, Graastoen), Fleden im zweiten angler Güterdistricte, Amt Apenrade des Herzogthums Schleswig, am nördlichen Ufer des flensburger Fjords, an der eingeschlossenen fischreichen Bucht Kùbelnoer, 2 $\frac{1}{2}$ Meilen von Flensburg und 1 $\frac{1}{2}$ Meile von Düppel entfernt. Das im J. 1758 erbaute Schloß liegt zwischen Wiesen, Teichen, cultivirten oder mit Wald bedeckten Hügeln, in einer der anmuthigsten Gegenden des Landes. Die vordere Front, aus drei gleichen zweistöckigen, durch niedrige Galerien verbundenen Gebäuden bestehend, von denen das mittlere ein Thürmchen trägt, ist nach Südwesten gerichtet und hat vor sich das Ufer eines kleinen Sees. Dieses Hauptgebäude mit zwei Seitenflügeln umschließt einen ansehnlichen Hof; es ist mit sehr werthen Gärten- und Parkanlagen und mit

Obstbäumen umgeben. Zu der Herrschaft gehören das Bornwerf und der Fleden Gravenstein, die Drikschaften und einzelnen Stellen Alnoer, Aghüll, Dalsgaard, Drent, Hönis (Zigelei am Gfensfunde), Holbed (Melerhof), die Runkmühle, Kalmaybrück, die Rirmühle, Stengerott, Loft (Zigelei am Gfensfunde) und Antseile an mehreren andern Drikschaften. Das Areal des Gutes beträgt 4570 Tonne 0 Sch. 202 □ Ruthen. Davon nehmen die herrschaftlichen Kändereien 1358 Tonne 6 Sch. (4 240 □ Ruthen) 23 □ Sch. ein; es sind darin 372 T. Wald und 191 T. Moor eingeschlossen. Außerdem haben die gravenstein'schen Seen und Fischteiche 66 T. 1 Sch. 13 □ R.; das Bornwerf Gravenstein umfaßt 615 T. 0 Sch. 202 □ R. Neder und Wiesenland. Der Boden ist von schwerer Art, gibt aber in der Regel guten Ertrag. Das Bauernland der zugehörigen Drie hat 3583 Tonne. Die das Schloß umgebenden Laubgehölze: Thiergarten, Roy, unterer Stern, oberer Stern sind sämmtlich von Anlagen durchschnitten. Der allmählig entstandene Fleden Gravenstein, östlich und nordöstlich vom Schloße gelegen, zählt gegenwärtig etwa 600 Einwohner, welche Holzhandel treiben und treffliches Obst erbauden; die gravenstein'schen Äpfel sind weithin berühmt. In kirchlicher Beziehung gehört der Ort eigentlich zu Aghüll. Nachdem aber eine Schloßkapelle — angeblich nach dem Model der Jesuitenkirche in Antwerpen — in einem Seitenflügel des Schloffes eingebaut worden ist, wird von dem abgüller Pfarre in derselben regelmäßiger Gottesdienst gehalten. — Der Sage nach soll ein Raubritter (Seeräuber) Namens Alf an dieser Stelle gewohnt haben, welcher 1298 von den Flensburgern hingerichtet worden sei; nach demselben sei der nahe Ort Alnoer (Alfnoor) gemaunt und später aus dessen Trümmern das Schloß Gravenstein erbaut worden. Im benachbarten Wäldchen zeigt man noch die Stelle, wo die alte Burg gestanden haben soll. Sicherer wird die Geschichte des Orts erst von der Mitte des 16. Jahrh. an. Um diese Zeit baute Gregorius von Ahlefeldt auf Seegaard, zu dessen Ufer die Gegend am Kùbelnoer gehörte, einen Melerhof, der 1603 nach einem Brande neu wiederhergestellt wurde. Umweit desselben gründete Gregorius von Ahlefeldt der Jüngere 1616 ein Schloß zwischen Teichen, und Gravenstein erscheint von da an als eigenes Gut. Hans von Ahlefeldt verkaufte es für 90,000 Reichsthaler-Species an den Herzog Philipp von Glücksburg, aber bereits 1662 kam es wieder in den Besiz Friedrich's von Ahlefeldt auf Seegaard. Karl von Ahlefeldt erbaute 1709 das neue Schloß. Als die Vestung in Concurat kam, kaufte sie 1726 der Herzog Christian August von Augustenburg. Mit den Gütern Auenhüllsgaard im Sundewitt, Marup südlich von Apenrade, Fischbed, Kistrup und Kiebing bildete Gr. die „herrscholig Gravenstein'schen Güter.“ Im J. 1757 brannte der mittlere Haupttheil des Schloffes ab, die Flügel wurden beschädigt; Herzog Friedrich Christian stellte 1758 das Ganze wieder her. Im J. 1842 ist das Mittelgebäude vollständig neu gebaut worden. In den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849 wurde der Ort wiederholt, bald von den Dänen, bald von den Teutichen besetzt. Im J. 1852 wurde

2) J. G. Voagenerhoff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch der exacten Wissenschaften (Königs 1859. 8.) S. 948. Arbeiten der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, 1857. S. 111, wo man auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet.

Gravenstein Eigenthum der dänischen Krone; die Geflücksacte datirt vom 30. Dec. 1852, und bald darauf wurde Gravenstein durch Patent vom 2. März 1853 dem Amte Apenrade, Landstift Harde, einverleibt. Die dänische Regierung bestellte sich, die sämmtlichen herzoglich augustinburgischen Güter im Sundebilt wie auf Aften — mit alleiniger Ausnahme des Schlosses Augstenburg und einiger Waldungen — zu verkaufen; Gravenstein wurde am 1864 von dem Prinzen Christian von Angustenburg zurückgekauft. Auch im Frühjahr 1864 wurde es vom Kriegesgefeß heimgekauft; in dem Schlosse hatte Prinz Friedrich Karl von Preußen vor der Eörführung der doppelten Schanzen sein Hauptquartier. (Vergl. Capit. Johannes von Schröder, Topographie des Herzogthums Schleswig, 2. Aufl. 1854.) (Otto Delitach.)

GRAVEROL (François), französischer Rechtsgelehrter und Alterthumsforscher, am 11. Sept. 1636 (nach Andern zu Anfang des J. 1635), seinebwegs aber, wie manche literarhistorische Werke fälschlich angeben, am 11. Jan. 1644) zu Nîmes von protestantischen Aeltern geboren, widmete sich, nachdem er sich in seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse mit großer Anstrengung und mit eifussvoller Ueberwindung einer angeborenen Größtsträhigkeit erworben und besonders in der griechischen Sprache gründliche Kenntnisse erlangt hatte, zu Drange der Jurisprudenz. Nach der Vergnügung seiner Fachstudien begab er sich, um sich in der Literatur der Geschichte und Alterthumskunde, sowie in der schönen Literatur weitere Kenntnisse zu erwerben, nach Paris, wo er sich bemühte, mit berühmten Gelehrten und Schriftstellern in Verbindung zu treten und die Bekanntschaft des Dichters Jean Goussault und der Mündel desselben, der Dichterin Babaine Deshoulières, machte. Im J. 1661 wurde er als Advocat an dem Landgerichte seiner Geburtsstadt und im folgenden Jahre in derselben Eigenschaft an die getheilte, zur Hälfte aus Katholiken und zur Hälfte aus Protestanten bestehende Kammer zu Castres versetzt. Als diese Kammer im J. 1670 unterdrückt wurde, lehrte er nach Nîmes zurück und nahm seine frühere Stelle wieder ein. Er lebte hier mit großem Eifer nicht nur seinen Berufsgeschäften, sondern auch der Pflege der Wissenschaften, besonders der Alterthumsforschung, wozu ihm die in Nîmes noch vorhandenen Reste aus der alten Zeit hinreichend Gelegenheit boten. Er war auch einer der Stifter der Akademie von Nîmes (1682) und diese dankte ihm ihren Wohlspruch Aemula lauri, wodurch angedeutet werden sollte, daß diese Gesellschaft der Akademie zu Paris, welche den Lorbeer als Einbild angenommen hatte, nachweilen gesonnen sei. In diese Zeit einer ungehörigen Wirksamkeit fällt Graverol's mit Bemerkungen begleitete Sammlung der Beschüsse des Parlaments von Toulouse (Arrests notables du parlement de Toulouse-recueillis des mémoires de La Rocheffavin, augmentés des obser-

vations de Fr. Graverol. Toulouse 1682. 4. Ibid. 1720. 4.), welche früher als eines der vorzüglichsten Hilfsmittel bei der Beurtheilung schwieriger Rechtsfälle galt, jetzt aber seinen praktischen Werth verloren hat, dagegen werden seine ersten antiquarisch-historischen Versuche noch immer geschätzt, da sie über manche Einzelheiten Aufschluß geben. Dabin gehört seine dem Alterthumsforscher Epon gewidmete Abhandlung Miles Missicius (S. I. 1674. 12. Auch in Sponsii Miscell. erud. auctor. Sect. VII. p. 239 seq.), worin eine zu Nîmes gefundene Inschrift erläutert wird und zwar mit so reichlich überfließender Gelehrsamkeit, daß ein wichtiger Landemann, Fr. Guibbe, sich darüber lustig zu machen und dem Ersäßer der Inschrift die Anpreisung eines Schweines unter der Ueberschrift: In alimentum Militis Missicii D. Franc. Graveroli Frederici Guibbei Porcna, übersenden zu dürfen glaubte, wodurch jedoch Graverol's Bemühungen, die alterthümlichen Reste seiner Vaterstadt zu erklären, Nichts von ihrem Werthe verloren und wodurch er nicht gehindert werden konnte, andere Abhandlungen zu gleichem Zwecke zu veröffentlichen; zu erwähnen sind aus dieser Zeit noch die Dissertation zur Inscription du tombeau de Pons, fils d'Ildefonse, de la famille des Raimond contes de Toulouse (S. I. 1683. 8.), die Dissertation sur la statue qui étoit autrefois à Arles et qui est à présent à Versailles (S. I. 1686. 8.), welche die besante zu Nîmes gefundene Venusstatue bepricht, die Mémoires pour la vie de Tanneui Le Fevre (in den Mémoires de Littérature de Salengrè. Amsterd. 1686. 12.), ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der französischen Literatur, und die Dissertation sur une pierre antique et sur une médaille grecque de l'empereur Trajan (in le Clerc's Bibliothéque universelle. Tom. IV. p. 272 seq., auch bei Rigord's Dissertation sur une médaille d'Herodes Antipas. Paris 1689. 8. Patri-nisch in Wolltereki's Elect. rei nummariae p. 94 seq.). Graverol hatte sich bereits einen begründeten Ruf bei den Alterthumsforschern überhaupt und bei den Nîmes-maisern insbesondere erworben, als die Wüsterung des Obiets von Nantes seine glückliche Ruhe störte und ihn nebst den andern Protestanten argen Verfolgungen aussetzte. Er verließ mit seiner Familie Nîmes, um aus Frankreich auszuwandern, worauf logisch seine Güter mit einer Contribution von 50 Eiores für jeden Tag seiner Anwesenheit belegt wurden. Er gab aber dringenden seinen Vorrag nicht auf; da aber alle über die Erenen führenden Wege zu scharf bewacht waren, als daß er hoffen durfte, mit seiner Familie durchzufliehen, so ließ er sie einsteilen zu Drange und versuchte mit Jean Saurin, dem Vater des berühmten Predigers dieses Namens, und Ducros, welche beide, wie er, als Advocaten am Landgerichte von Nîmes angestellt gewesen waren, heimlich zu entkommen. Sie wurden aber zu Valence in Dauphiné von Lesbvre, Criminalrichter von Nîmes, erkannt, welcher sie zwar mit Versicherungen seiner Freundschaft überhäufte und ihnen versprach, das Geheimniß zu bewahren, aber unmittelbar darauf sich be-

1) Diese Angabe dürfte vielleicht die richtige sein, da sie von Graverol's Biographen, einem Hülfr. Fr. Graverol's, in einem von ihm verfaßten Artikel des Dictionnaire historique Merri's (Ausgabe von 1769) herrührt.

ville, sie anzugehen, worauf Graverol eingefangen und auf der Citadelle von Montpellier in Verwahrung gebracht wurde. Man machte seine Freilassung von der Abkündigung seines Glaubens abhängig; er widerstand zwei Monate allen Versprechungen und Drohungen; als man ihm aber hinterlistig die Nachricht brachte, daß seine Frau gestorben sei und seine Kinder verlassen umherirren, unterschrieb er Alles, was man von ihm verlangte. LeFebvre hatte die Unverschämtheit, ihn zu besuchen und ihm zu seiner Belohnung Geld zu wünschen; da aber Graverol seine gerechte Entrüstung nicht verbergen konnte und ihm die Thür wies, so wurde aus der Klage des Criminalrichters wegen verletzter Dienstrechte ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen, welcher ihn im Februar 1686 nach Carcassonne führte, wo er unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. Sechs Monate später erhielt er jedoch die Erlaubniß, in seine Geburtsstadt zurückzukehren, wo er fortan ohne Hint und im Innern dem Glaubensbekenntnisse, welches man ihn abzuschwören gezwungen hatte, getreu lebte und seine Zeit wissenschaftlichen Forschungen und literarischen Arbeiten widmete. Von den letzteren, von denen viele in seinem Palte verschlossen blieben, gab er heraus die literarhistorischen Schriften und Sammelwerke: *Mémoires pour la vie de Samuel Sorbier* et J. B. Cotelier (Nîmes 1687. 12.; auch in dem folgenden Werke abgedruckt); *Sorberiana, sive excerpta ex ore Samuelis Sorbieri* (Nîmes 1687. 12. Toulouse 1691. 12. Ibid. 1694. 12.); *Dissertation adressée à M. Guionnet de Verton Historiographe du Roi sur son nouveau Parthéon* (S. l. 1687. 8.) und *Petri Bunelli Tolasatis Epistolae familiares, cum notis* (Toulouse 1687. 8.) und die historisch-antiquarischen Abhandlungen: *Dissertation contre Tollius, Hollandois, au sujet d'un monument antique* (S. l. 1687. 8.); *Votum Deae Nehalenniae solum, ad Jo. Campinuum Romanum Epistola de opere quodam musivo nuper reperto* (S. l. 1689. 4.); *Epulae ferales, s. fragmenti marmoris Nemausini enodatio* (als Beigabe zu den Sorberiana); *Dissertation sur l'explication d'une médaille grecque, qui porte le nom de Dieu Pan, adressée à Mr. Rigord, avec la réponse de Mr. Rigord* (Paris 1689. 4.) und *Dissertation sur une médaille des Tyriens* (Aix 1692. 4.). Im J. 1689 nahm die Akademie der Ricovrati zu Padua ihn zum correspondirenden Mitgliede auf und um dieselbe Zeit ernannte ihn die von ihm gestiftete Akademie von Nîmes zu ihrem beständigen Secretair. Wie hoch seine juristischen Kenntnisse von den gleichzeitigen Sachmännern geachtet wurden, geht schon daraus hervor, daß das Parlament von Toulouse eine seiner Entscheidungen als maßgebend erklärte und daß die Stände von Languedoc im J. 1692 ihn nebst Fr. Bertier, Bischof von Nîmes, beauftragten, eine Sammlung von allen auf die Rehen und herrschaftlichen Rechte der Provinz bezüglichen Gesetze zu veranstalten, welche aber nicht zu Stande kam, weil Fr. Bertier durch Ueberdrehung mit nothwendigen Geschäften verhindert war, sich über den Plan des Werkes mit Graverol zu ver-

ständigen, doch gab die Tree wahrscheinlich Veranlassung zu der Sammlung, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von dem Rechtsgelehrten J. Ribbion von Montpellier unter dem Titel: *Lois municipales et économiques du Languedoc* (Montpellier 1780 seq. 4. 7 Voll.) ausgeführt wurde. Am meisten ist zu bedauern, daß Graverol seine Arbeit über die Literaturgeschichte von Languedoc nicht zum Abschluß brachte. Sie sollte nach dem im *Journal des Savants* (März 1685) mitgetheilten Prospectus den Titel: *Bibliothèque de Languedoc* führen und die Biographien sämtlicher Gelehrten dieser Provinz nebst einem beurtheilenden Vergleichnisse ihrer Schriften enthalten. Die in Folge der Widerrufung des Edictes entstandenen Wirren und Feindschaften verleideten ihm wahrscheinlich die mit fast unüberwindlichen Hindernissen verbundene Ausführung dieses Vorhabens. Graverol starb am 10. Sept. 1694 (nicht 1695) zu Nîmes. Neben seiner unerschöpflichen juristischen Gelehrsamkeit zeichnete er sich aus durch eine gründliche Kenntniß der griechischen und lateinischen und mehrerer neueren Sprachen, deren Literatur ihm ebenfalls nicht fremd war, durch sein numismatisches Wissen und durch eine ungewöhnliche Geschicklichkeit in der Verfertigung von Wappsprüchen. Er hatte eine wertvolle Sammlung seltener Münzen und merkwürdiger Handschriften angelegt und unter den letzteren befanden sich auch die Originalacten des Processes der Abigener an dem Inquisitionstribunal. Er hatte auch mit großer Mühe und nicht unbedeutenden Kosten die ungedruckten Briefe des Cardinals Sadolet, welche viel Licht über das Pontificat Leo's X. verbreiteten, zusammengebracht und ging mit dem Vorsatze um, sie herauszugeben. Er legte im J. 1685 die Arbeit der Akademie von Nîmes zur Prüfung vor, aus unbekannter Gründe scheinen aber die Veröffentlichung derselben verhindert zu haben. Auch hatte er der gelehrten Welt Hoffnung gemacht, eine vollständige Sammlung der lateinischen Briefe Jean Dupin's, des Bischofs von Nîmes, des Verfassers der Biographien Philipp's von Beralde und der heil. Katharina von Siena, herauszugeben, aber auch dieses Versprechen konnte nicht erfüllt werden; dagegen wurden nach seinem Tode aus seinem Nachlasse von G. L. Comici noch herausgegeben: *Notices et Abrégé historique de vingt-deux Villes Chêfs du Diocèse de la Province de Languedoc* (Toulouse 1696. fol.) und *Les Gouvernements anciens et modernes de la Gaule Narbonnaise ou de la province de Languedoc* (Toulouse 1696. fol.); beide Werke sind aber nicht gründlich durchgearbeitet und stehen seinen übrigen historischen Leistungen weit nach; auch waren sie von ihm selbst nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Eine ihm von dem berühmten Biographen Barhier eingesandene Uebersetzung der Biographie Fra Paolo's von Fulgentio (*La Vie du Pere Paul de l'ordre des serviteurs de la Vierge, traduite de l'italien par F. G. C. A. P. D. B.* Leide 1661. 8.) ist wohl aus einer anderen Feder geflossen, auch ist die Deutung der Anfangswörter durch François Graverol, Conseiller au parlement de Bor-

deaux schon deshalb unrichtig, weil Hr. Gravelot nie an diesem Parlament angestellt war ²⁾. (Ph. II. K. 1b.)

GRAVEROL (Jean), französischer protestantischer Theolog, ein jüngerer Bruder des berühmten Kirchengelehrten und Alterthumsforschers gleichen Namens, am 28. Juli 1847 (oder am 11. Sept. 1836 nach einer andern Nachricht) zu Nîmes geboren, widmete sich nach dem Wunsche seiner Aeltern der Theologie und wurde, nachdem er seine Studien zu Genf beendigt hatte, im J. 1871 zum Prediger zu Grabelles (im jetzigen Departement der Oberrhein) ernannt, erhielt aber schon im folgenden Jahre in derselben Eigenschaft eine bessere Stelle zu Evry, weil er sich aisdalt unter seinen Glaubensgenossen als einen gründlichen Kenner und Verteidiger ihrer Lehre bewährte. In seinem ersten polemischen Versuche: *De Religionum Conciliatoribus* (Lausanne 1874. 12.), weichen er unter dem Namen J. Roigervius, einem Anagramm seines wahren, herabguck, bestritt er heftig den Vorschlag des reformirten Predigers Isaac F. Schaffner zu Saumur zur Vereinigung aller christlichen Confessionen als eine thörichte und unausführbare Phantasie. Ebenso sprach er sich in den Schriften: *Réponse d'un theologien à un de ses amis sur quelques points de la discipline ecclésiastique* (S. 1879. 8.) und *L'église protestante justifiée par l'Église romaine sur quelques points de controverse* (Genève 1882. 12.) mit Bejugnahme auf die Geschichte der christlichen Gebrauche entschieden zu Gunsten seiner Confession aus, brodatete aber, obgleich er die letztere ohne seinen Namen herausgab, stets die dem Gegner schuldigen Rücksichten und blieb stets auf der von der wissenschaftlichen Forschung vorgezeichneten Bahn. Er verlies sogar diese nicht in der Rechtfertigung seines berühmten Glaubensgenossen Theod. Beza (*De juvenilibus Th. Bezae Poenatis Epistola ad N. C., qua Mainburgenses alique Bezae nominis obtractores accurate confutantur*. Amstelodam. 1683. 12.), als dessen Ansehen von dem bekannten Jesuiten L. Naimbourg wegen seines Epygramms: *De sua in Candidam et Audebertum benevolentia* arg verunglimpft wurde. Als er nach der Widerrufung des Edicts von Nantes (1685) mit den übrigen Protestanten seinem Vaterlande den Rücken kehren mußte, flüchtete er nach Holland und hielt sich einige Zeit zu Amsterdam auf, wo er seinen merkwürdigen Wohnort in die Abtrünnigen (Instructions pour les Nicodémites, od. après avoir convaincu ceux qui

sont tombés, de la grandeur de leur crime, on fait voir qu'aucune violence ne peut dispenser les hommes de l'obligation de professer la vérité. Amsterdam. 1687. 12) etlich, worin et die während der Betseugungen unfreiwillich zur katholischen Confession übergegangenen Protestanten auffodert, Frankreich zu verlassen und nach einem protestantischen Lande überzuführen. Diese die Interessen Frankreichs nahe berührende und ohne Aennung seines Namens gedruckte Schrift erliehe später unter einem etwas veränderten Titel (Instructions pour les Nicodémistes, ou pour ceux qui seignent d'être d'une religion dont ils ne sont pas, et qui cachent leurs véritables sentiments; par J. G. P. Amsterdam. 1700. 12) eine zweite, nämlich J. Gagnerius gedruckte Auflage. Von Amsterdam begab sich Graverol nach London, wo man ihm die Leitung einer französischen protestantischen Kirche übertrug, welche er mit unermüdlichem Eifer und zur großen Zufriedenheit seiner Gemeinde führte, ohne seine schriftstellerische Thätigkeit aufzugeben. Er sorgte hier, was sehr Roth that, für ein Religionsfondamentbuch seiner Glaubensgenossen (Des Points fondamentaux de la Religion chrétienne. Amsterdam. 1697. 8.) und verfaßte die verschiedenen protestantischen Confessionen Englands durch eine die einzelnen Abweichungen ausgedehnte Darstellung der Aufgabe der Reformation überhaupt (Projet de réunion entre les Protestans de la Grande-Bretagne. Londres 1689. 8.) zu vereinigen, seine Vorfälle dieben jedoch eben so gut fremde Wünsche, als die Ermahnungen vieler Anderer. Er kämpfte jedoch, um seinen Zweck zu erreichen, unablässig gegen die Uebelthätigkeiten aller Parteien und den zu jener Zeit gefährliche Früchte treibenden Fanatismus. Besonders war er ein unerbittlicher Gegner des überhand nehmenden Presbyterianismus und eiferte in einer sehr verständig geschriebenen, aus drei Briefen bestehenden Zingschrift (Réflexions désintéressées sur certains prétendus inspirés, qui depuis quelque temps se mêlent de prophétiser dans Londres. Londr. 1707. 8.) gegen die sogenannten Propheten der Gezeiten, unter denen der bekannte Mathematiker und Astronom Nicolaus de Duilliers (s. diesen Artikel Bd. 42. S. 70) eine hervorragende Rolle spielte. Auf der andern Seite war er eben so entschieden gegen die Angriffe freier Denker auf die Uebelthätigkeiten der Bibel, wie er sich denn unfähig zeigte, die von dem jüdischen Theologen Thomas Burnet in der Archaeologia philosophica (1692) bekannt gemachten und auf geologische Forschungen gegründete Ansichten über die Erschaffung der Welt in der Gegenchrift: Moses vindicatus, seu asserta historica creationis mundi aliarumque rerum quales a Mose narratur, veritas, adversus Th. Burnetti archaeologias philosophicas (Amstelod. 1694. 12.) zu widerlegen; da aber Burnet's Theorie mit Geist und Geschmack durchgeführt war, so beschäftigte sie lange die Leser, während Graverol's gelehrte Widerlegung schnell vergessen wurde. Von den kleineren Schriften dieses fleißigen Theologen sind noch zu erwähnen die Biographie Spral's, Bischofs von Rochester, vor der französischen

2) *Bergl. J. Bayle*, Œuvres diverses. (Hays 1727. fol.)
Tom. II. p. 280 seq. *L. Menard*, Histoire de la Ville de
Nismes. (Paris 1750 seq. 4.) Tom. VI. p. 333. 3. 687. *Abbe*
ling, Beschreibung und Begründungen zu Idæen der Gelehrten-Verfoll-
ung. II. 6. 1586 f8. *Chr. Savi* Onomasticon literarium. Vol. V.
p. 362. *Biographie universelle*. Tom. XVIII. p. 543 seq.
(Nouv. éd. Tom. XVII. p. 392.) *Biographie generale*. Tom.
XXI. p. 744 seq.

1) Und zwar in L. Bereri's Dictionnaire historique (Ausgabe vom Jahre 1759), welche von seinem Regien Grosvolet de Högrevast herrührt. Obgleich man diese Quelle für zuverlässig halten könnte, so wird doch die andere Angabe fast allgemein angenommen.

Uebersetzung von dessen Bemerkungen über Sorbiers's Reise (Observations on M. Sorbiers voyage in to England); Réponse aux faussetés et à invectives de la relation de M. Sorbiers. Amsterdam. 1675. 12. eine Lobrede auf J. Epon in den Nouvelles de la République des lettres von Bayle (1696, Februar und Juni) und mehrere andere Aufsätze in derselben Zeitschrift. Häufig unbedeutend ist die Histoire abrégée de la ville de Nîmes, où il est parlé de son origine, des beaux monuments de l'antiquité qui s'y voient, des hommes illustres qu'elle a produits, des martyrs etc. (Londres 1703. 12.), welche indessen auch seinen andern Zweck hatte, als den protestantischen Fächelungen von Nîmes und ihren Kindern ein Andenken an ihre ehemalige Vaterstadt in die Hände zu geben. Gravelot starb im J. 1718 (nach einer andern weniger zuverlässigen Nachricht 1730) zu London. Er war seiner Kenntnisse wegen von seinen Zeitgenossen sehr geachtet und genau befreundet mit den berühmten Gelehrten Bayle und Epon. — Zu derselben Familie gehört auch der Jurist Henri François de Gravelot, welcher eine Abhandlung über das von dem Velsitriben G. Rapius durchgebrachte Gesetz über die Betreibung der Fremden (Dissertation sur l'origine de la loi Papia Poppae. S. I. 1765. 12.) schrieb. Er wurde um das Jahr 1728 zu Berni geboren und starb am 19. Mai 1771. Näheres ist nicht über ihn bekannt *).

GRAVES (Richard), englischer Theolog und Dichter, am 4. Mai 1715 zu Midsleton in Shropshire geboren, erhielt seine gelehrte Erziehung in dem Bembrocolleage zu Orford und zeichnete sich durch seinen unermüdblichen Fleiß und eine seltene Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur aus. Er befaßte sich Anfangs mit der Arzneiwissenschaft, gab aber bald diese wieder auf, um sich der Theologie zu widmen. Nachdem er seine Fachstudien beendigt und sich die geistliche Weihe hatte ertheilen lassen, begann er seine Laufbahn als Vicar auf einem Flecken in der Umgegend von Orford; im J. 1750 ward ihm die Pfarre von Claverdon bei Bath zu Theil, wo er sich verheiratete und sein ganzes Leben, welches bis zu 90 Jahren ausdehnte, zubachte, nur mit der einzigen Abweichung, daß er in der späteren Zeit auch Kaplan der Lady Chatham wurde und zu seiner Pfarre noch die von Kimeredon besam. Er starb zu Claverdon am 23. Nov. 1804. Er war mit Ehrenstone und andern berühmten Schriftstellern seiner Zeit befreundet und erwarb sich selbst durch eine nicht unbedeutende Anzahl von Schriften, die bei ihrem Erscheinen viele Leser fanden, aber fast alle jetzt vergessen sind, einen weit verbreiteten Ruf. Zuweilen greift man jedoch noch zu dem gelungensten seiner Werke, dem geistlichen Den Dittre (The Spiritual Quixote. Lond. 1773. 12. 3 Völe.), welcher viele Auflagen erlebte und als die

beste Satyre auf die umherstreifenden und unwissenden methodistischen Prediger gelten kann. Außerdem sind noch zu erwähnen die zur erhabenen Satzung gehörenden Versuche: Columella or the Distressed Anachoret (London 1770. 12. 2 Völe.) in dialogischer Form, Eugenius, or Anecdotes of the Golden Bull (Lond. 1785. 12. 2 Völe.) und Plexippus, or the Aspiring Plebeian (Lond. 1788. 12. 2 Völe.), eine Sammlung von Epigrammen, nebst einer Abhandlung über diese Dichtungsart (The Festoon, or a Collection of Epigrams, ancient and modern; with an Essay on that Species of Composition. Lond. 1767. 12.), eine Auswahl von Gedichten unter dem Titel Euphrosyne (Euphrosyne, or Amusements on the Road of Life. Lond. 1776. 8. und öfter aufgelegt), eine Sammlung vermischter Aufsätze in Versen und Prosa (Luccubrations in Prose and Verse. Lond. 1786. 8.), das Schäferspiel Echo und Narcissus in drei Acten, die Erinnerungen und Anekdoten aus dem Leben Ehrenstone's (Recollections of some particulars in the life of William Shenstone. Lond. 1778. 8.), die Uebersetzungen einzelner Abschnitte der Werke Xenophon's, Antonin's und Herodian's und eine Sammlung von Predigten (Sermons on various subjects). Die geistige Anstrengung und fortwährende Thätigkeit und eine bis zum Uebermaße gesteigerte Mäßigkeit hatten Graves zu einem Stetler herabgedrückt, er besand sich jedoch wohl, auch liebte er die Gesellschaft und seine Unterhaltung war lebhaft, fein und witzig; seine Belüde aber äußerst kurz; weshalb ein geistreicher Zeitgenosse (Bildnes) von ihm sagte: Graves wäre einer der lebenswürdigsten Menschen von der Welt, wenn er Zeit dazu hätte. Seine Neigung zu satyrischen und sarkastischen Bemerkungen drang oft, obwohl er sie zu unterdrücken suchte, hervor, dabei war er aber der gütwilligste Mensch. Er besaß eine ungeheuerliche Frömmigkeit und sprach oft die Ueberzeugung aus, daß jeder vernünftige Mensch, wenn er Alles gesehen und geprüft habe, notwendig ein Christ sein müsse. Man hat ihm deshalb mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, daß er in seinem geistlichen Den Dittre die Sprache der heiligen Schrift durch die Anwendung derselben in komischen Situationen herabgewürdigt habe; der Stoff des Romans machte aber die Anwendung dieser Sprache unentbehrlich und wird nur dem Romanist als eine Entbehrung erscheinen. Mit dem Dichter ist ein anderer Richard Graves nicht zu verwechseln, welcher in der Geschichte der Literatur als angezeichneter theologischer Schriftsteller bekannt ist. Geboren im J. 1763 zu Killinane in der Grafschaft Wexford, erhielt er seine gelehrte Bildung im Trinitycolleage zu Dublin, dessen Mitglied er im J. 1786 ward. Später wurde er zum königlichen Professor an der Universität ernannt. Er starb im J. 1829 zu Dublin. Seine theologischen Arbeiten: Essay on the character of the Apostles and Evangelists, designed to prove that they were not Enthusiasts (Lond. 1799. 8.); Lectures on the 4 last Books of the Pentateuch designed to shew the divine origins of the Jewish Religion, chiefly from internal Evi-

*) L. Menard, Histoire de la ville de Nîmes. (Paris 1760 seq. 4.) Tom. VI. p. 632. 3. Udr. Nuzung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Juchers's Geschichte. Bosen. Ab. II. 6. 1686 f. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 345. (Nov. 4. Tom. XVII. p. 393.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 746.

dence (Lond. 1807. 8. 2 Voll. Ibid. 1815. 2 Voll. Ibid. 1846. 2 Voll. Ibid. 1850. 8. 2 Voll.) und Select Scriptural Proofs of the Trinity (Lond. 1840. 8.) gelten in England als Muster nach Inhalt und Darstellung und dürfen in den Händen eines wissenschaftlichen Theologen nicht fehlen. Auch seine Predigten (Sermons on Practical Subjects. Lond. 1830. 8. und Sermons. Lond. 1790. 8.) und die kleineren Schriften: The Arguments for Predestination and Necessity contrasted with the established Principles of Philosophical Enquiry (Lond. 1829. 8.) und Calvinistic Predestination repugnant to the general tenor of Scripture (Lond. 1825. 8.) werden geschätzt. Alle diese Schriften befinden sich in der von seinem Sohne besorgten Gesamtausgabe seiner Werke (Whole Works, now first collected by his son, Richard Hastings Graves. Lond. 1840. 8. 4 Voll.), welcher auch eine gute Biographie seines Vaters beigelegt ist *). (Ph. H. Kùlb.)

GRAVES (Robert), englischer Kupferstecher der neuesten Zeit, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, ließ sich in London nieder und arbeitete mit vielem Erfolg und Beifall. Seine Bildnisse sind bei den Kunstliebhabern sehr beliebt und mehrere derselben müssen meisterhaft genannt werden. Zu den vorzüglichsten und bekanntesten gehören: The Enthusiast; ein gleichbrüchiger alter Fleckhader des Hirschjagds, welcher in seinem Zimmer in einem Zuber angeht, nach Th. Lane (1832); The venetian girl, nach Wood (1835), Bildniß des Lord Byron, nach T. Phillips (1836); The Abbottsford family (die Familie W. Scott's), nach Willkin (1837); Charlespearce's Verhöer wegen Bildhabeerei, nach G. Harvey; Charlotte Florentina, Herzogin von Northumberland, nach Robertson, und König Karl II., wie er von seinen Gärten die erste Ananas empfängt, die in England gebaut wurde, nach einem unbekannten Meister †). (Ph. H. Kùlb.)

GRAVES (Robert James), berühmter englischer Arzt aus der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts, welcher sich nicht nur durch eine glückliche Praxis, sondern auch als Lehrer seines Faches einen weit verbreiteten Ruhm erwarb. Nachdem er längere Zeit als Arzt am New-Heath- und Whitworth-Hierbospitale zu Dublin gewirkt hatte, wurde er als Professor der Arzneiwissenschaften an der Universität in dieser Stadt angestellt und erlangte besonders durch seine Vorträge über die medicinischen Institutionen am Trinity-Collegium allgemeinen Beifall. Als Schriftsteller wirkte er mit gleich großem Erfolg und seine mit Stolz herausgegebenen Berichte über die merkwürdigsten Krankheitsfälle in dem New-Heath-Hospitale (Clinical reports of the medical cases in the Meath Hospital and County of Dublin infirmary during 1826 and 1827. Dublin

1827 seq. 8. 2 Voll.) werden in den meisten Hospitälern Großbritanniens und Nordamerica's als der sicherste Leitfaden der ähnlichen Vorkommnisse betrachtet. Auch seine mehr allgemeinen und theoretischen Schriften (Clinical lectures on the Practice of Medicine edited by Dr. Nelligan. Dublin 1843. 8. 2 Voll. Thirtieth American Ed. by W. W. Gerhard. Philadelphia 1848. 8. 2 Voll. und On the functions of the lymphatic system. Dublin 1828. 8. Ibid. 1834. 8.) dürfen in der Bibliothek eines wissenschaftlichen englischen Arztes fehlen. Man darf diesen Arzt nicht verwechseln mit einem andern englischen Arzte aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., welcher denselben Namen (Robert Graves) führt und dessen medicinische Werke (Medical works. Lond. 1792. 8.) ebenfalls geschätzt sind *). (Ph. H. Kùlb.)

GRAVESANDE (Willem Jacob's), berühmter holländischer Mathematiker und Naturforscher des 18. Jahrh., am 27. Sept. 1688 zu Herzogenbusch geboren, gehörte einer alten aus der Provinz Holland stammenden Familie an, welche mit ihrem vollständigen Namen Storm van 's Gravesande hieß, deren Mitglieder sich aber der Kürze wegen schlechthin entweder Storm oder 's Gravesande nannten. Diese Familie lieferte von 1419 an der Stadt Delft viele Magistrats- und hielt sich stets und sehr zu Partei des Prinzen von Oranien, weshalb auch Willem und Cornelis van 's Gravesande im J. 1568 von dem Herzoge von Alba des Landes verwiesen wurden, weil sie, wie das Verbannungsgericht sich ausdrückt, der neuen Religion ergeben waren. Der Großvater des Gelehrten, welcher der Gegenstand dieses Artikels ist, ließ sich zu Herzogenbusch nieder, wo er mehrere Aemter bekleidete, sein Vater, Theodor 's Gravesande, war Präsident dieser Stadt, Ernehmer der gelehrten und geistlichen Stiftungen, Contrôleur des Zollwesens und Oberernehmer des Prinzen von Oranien für mehrere Domänen desselben. Obgleich er mit einer zahlreichen Nachkommenschaft begnet war, so erbieten doch alle zehn Kinder, unter denen Willem Jacob das vierte war, eine sorgfältige Erziehung. Unter den Hauslehrern, welche für ihre Ausbildung zu sorgen hatten, übte Tourton, welcher die Mathematik lehrte, einen entscheidenden Einfluß auf Willem Jacob, welcher eine so ungewöhnliche natürliche Anlage und eine so entschiedene Vorliebe für diese Wissenschaft zeigte, daß Tourton bald Tag und Nacht studiren mußte, um seinem Schüler gleich zu bleiben, welcher ihm übrigens stets zugethan blieb, ihm seine Werke nach Surinam, wo Tourton später angestellt war, schickte und mit ihm einen gelehrten Briefwechsel unterhielt. Im J. 1704 brach er sich mit zwei seiner Brüder auf die Universität zu Leiden, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, und obgleich er sein Fach mit musterhaftem Fleiße betrieb, so vernachlässigte er doch aus keineswegs seine Lieblingswissenschaft, die Mathematik. Während der Vorlesungen

*) Aust. Albion, Critical Dictionary of English literature. Vol. I. p. 722. W. Th. Lowndes, Bibliographia Manual. P. IV. p. 923. Biographie des Contemporains. Tom. VIII. p. 296. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 346.

†) O. R. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. V. S. 343. Zef. Keller, Handbuch für Kupferstecher S. 281.

*) A. Albion, Critical Dictionary of English literature. Vol. I. p. 723.

über einen Gegenstand, welche ihm höchst langweilig waren, welche er aber auf den Befehl seines Vaters hören mußte, arbeitete er sogar den größten Theil seiner Abhandlungen über die Perspective aus, welche er jedoch erst einige Jahre später drucken ließ. Im J. 1707 erhielt er mit zwei seiner Brüder an einem und demselben Tage (25. Oct.) und nachher er nach der Vorfchrift seine Abhandlung *De autochiria* (Lugduni 1707. 4.), welche die Gründe gegen den Selbstmord in klarer Uebersicht zusammenstellt, vertheidigt hatte, die juristische Doctorwürde und ging dann nach dem Haag, um die Ausübung des theoretisch durchgearbeiteten Faches zu beginnen. Zu gleicher Zeit setzte er sich aber mit den angesehenen Gelehrten Hollands in Verbindung und suchte sich denselben durch die Herausgabe seiner schon in seinem 19. Jahre auf der Universität verfaßten, aber jetzt sorgfältig überarbeiteten Schrift: *Essay de Perspective* (La Haye 1711. 8.) zu empfehlen, was ihm auch über Ermutigung gelang, denn sein Versuch fand nicht nur in seinem Vaterlande, sondern in dem ganzen gebildeten Europa Beifall, und viele Gelehrte, und unter diesen sogar der berühmte J. Bernoulli, sprachen ihre Zufriedenheit mit den Leistungen des jungen Mannes aus; auch erwarb man, obgleich die Abhandlung durch Fälschung und Strol hier und da die Zusage des Verfassers verrieth, darin schon den gründlichen Mathematiker, welcher die schwierigsten Probleme der Perspective ebenso geistreich als klar löst. Eine zweite verbesserte Ausgabe, welche Gravesande bereits vorbereitet hatte, unterließ leider durch dessen Tod. Im J. 1713 unternahm er mit einer Gesellschaft junger wissenschaftlich reger Leute, worunter Marchand, van Essen, Callengre, Alexandre und Et. Gysacntre wol die bedeutendsten waren, eine wissenschaftliche Zeitschrift, das lange sehr beliebte *Journal littéraire*, worin neben eigenen Arbeiten beuthellende Auszüge aus den Werken anderer Gelehrten mitgetheilt wurden. Gravesande war bei diesem Unternehmen besonders thätig und setzte es deshalb, als nach dem Erscheinen der ersten zwölf Bände (La Haye 1714—1722. 12.) sich die Gesellschaft trennte, mit Hülfe anderer Gelehrten unter demselben Titel (Tom. 13—19. La Haye 1729—1732. 12.) und dann unter dem veränderten Titel: *Journal historique de la République des lettres* (Leide 1732—1733. 12. 3 Voll.) fort. Die von ihm herrührenden Auszüge zeichnen sich durch Unparteilichkeit und Klarheit aus, ohne jedoch die Verfasser, deren Werke zum Gegenstand der Auszüge gewählt wurden, immer beschuldigen zu können; insbesondere zeigte sich Zentelle über den Auszug aus seinem berühmten Werke von der Geometrie des Unendlichen gereizt, ließ sich jedoch durch eine die Beurtheilung rechtfertigende und die Verdienste des Gelehrten bereitwillig anerkennende Zuschrift Gravesande's leicht besänftigen. Von den selbständigen Arbeiten, welche Gravesande an dem Journal leistete, sind zu erwähnen die philosophischen Erörterungen über die Länge (*Lettre sur le Mesurage*, im Journ. litt. Tom. V. p. 254) nebst einem Nachtrage (Tom. XI. p. 344) über die Densität (Men-

songe officieux), eine Darstellung des Beweises, daß der Mensch unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen verpflichtet sei, welche zu dem Besten gehört, was je über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, und über die Freiheit (*Lettre sur la Liberté*, im Journ. litt. Tom. X. p. 234), welches Schreiben schon die Grundideen seiner späteren philosophischen Ansichten über die Freiheit enthält und daraufhin sucht, daß eine durch stärkere Gründe bedingte Nothwendigkeit in allen Handlungen doch die Freiheit des Menschen nicht aufhebt, soweit die physikalischen Abhandlungen über den Bau der Luftpumpen (*Remarques sur la construction des Machines Pneumatiques et sur les Dimensions qu'il faut leur donner*, Journ. litt. Tom. IV. p. 182), über den Stoß der sich bewegenden Körper (*Essai d'une nouvelle Théorie sur le Choc des corps*, Journ. Tom. XII. p. 2 et p. 190) und über die Bewegung der Erde um die Sonne (*Lettre sur le mouvement de la terre autour du soleil*, Journ. Tom. XIV. p. 113). Seine Bemerkungen über die Luftpumpen sind auf folgenreiche Grundsätze gestützt und diese Maschinen verbanden ihm einige sehr wichtige Verbesserungen, in der Theorie über den Stoß der sich bewegenden Körper schließt er sich an die Behauptungen des Philosophen Leibniz an und verwirft die Theorie Newton's, wozu er in einen sehr lehrreichen, weiter unten näher zu erörternden Streit mit den Vertheidigern der Lehre Newton's verwickelt wurde; der Brief über die Bewegung der Erde um die Sonne ist gegen die Theologen gerichtet, welche das von Josua bewirkte Wunder ernstlich nehmen zu müssen glauben. Im J. 1715 war Gravesande gezwungen, auf einige Zeit seine Studien zu unterbrechen, da ihm der Auftrag ward, als Secretair die Gefandtschaft zu begleiten, welche von den Generalstaaten nach England geschickt wurde, um Georg I. zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Obgleich sein Aufenthalt in England nicht länger als ein Jahr dauerte, so wußte er ihn doch klug zu benutzen. Er erwarb sich die Achtung und Freundschaft Newton's und knüpfte Verbindungen mit Burnet, dem berühmten Bischofe von Salisbury, an, dessen Sohn er bereits kannte. Auch gewöhnte er sich durch das ständige Treiben in London und die zahlreichen Besuche, welche er in seinem Zimmer empfangen mußte, allmählig an die schwierige Kunst, bei fortwährenden Störungen die schwierigsten Arbeiten glücklich zu Stande zu bringen. Nachdem er durch die Bemühungen seiner Freunde in die königliche Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen worden war, kehrte er nach dem Haag zurück, von wo er im J. 1717 als ordentlicher Professor der Astronomie und der Physik auf die Universität zu Leiden berufen wurde. In der Rede, welche er beim Antritt seiner Stelle hielt (*Oratio de Mathematicis in omnibus scientiis, praecepit in physica usque; necnon de Astronomiae perfectione ex Physica haurienda*. Lugduni 1717. 4.), hob er insbesondere hervor, wie sehr das Studium der mathematischen Wissenschaften dazu beitrage, dem Geiste jene Richtigkeit und jene Schärfe zu geben, welche unbedingt nöthig sind, um in den andern Gebieten

der Belehrsamkeit Fortschritte zu machen; er zeigte ferner, daß die Astronomie der Hilfe der Physik nicht entbehren könne, da die letztere die Principien lehrt, aus welchen die Bewegung aller Himmelskörper abgeleitet wird. Er machte besonders auf die zuletzt ausgesprochene Wahrheit aufmerksam, um seine Zuhörer zum Besuche seiner physikalischen Vorlesungen zu ermuntern, obgleich er nicht durch seine Anstellung verbunden war, solche zu halten. Man hat ihn auch als den ersten Lehrer außerhalb Englands zu betrachten, welcher es unternahm, die seither so sehr vernachlässigte Experimentalphysik vorzutragen. Dabei suchte er seine Collegien auf eine Sammlung von Maschinen, die er größtentheils erfunden oder verbessert hatte und durch die er seine Behauptungen unterstützte und erläuterte, noch ansehnlicher und nützlicher zu machen. Die Astronomie trug er mit nicht geringerem Erfolg vor; er zeigte zuerst die wirklichen Ursachen der Bewegungen der Himmelskörper, welche Newton entdeckt hatte, und setzte sie an die Stelle der unbilligsten früheren Theorien, welche noch von vielen Professoren in ihren Vorträgen festgehalten wurden. In seinen Collegien über Mathematik empfahl er vor Allem das Studium der Elemente des Euklides, welche er den meisten neuen Lehrbüchern weit vorzog und scharf fortwährend seinen Schülern ein, die Algebra als denjenigen Theil der Mathematik zu betrachten, welcher als Mittel dienle, der Gesellschaft nützliche Wahrheiten zu entdecken und bei allen Aufgaben, welche er ihnen zur Lösung vorlegte, hatte er diesen Zweck vor Augen. Die Studien, welche zur Ausarbeitung dieser Vorlesungen nöthig waren, veranlaßte auch sein Handbuch der mathematischen Anfangsgründe der Physik seine Entstehung. Es erschien unter dem Titel: *Physicae elementa mathematica, experimentis confirmata* (Lugduni Batav. 1720—1721. 4. 2 Voll. o. fgg.) und wurde mit so ungewöhnlichem Beifall aufgenommen, daß alsbald eine neue Ausgabe (Ibid. 1725. 4. 2 Voll.) sich nöthig machte¹⁾. Die dritte Ausgabe (Ibid. 1742. 4. 2 Voll.) ist völlig umgearbeitet und wurde bald (Ibid. 1748. 4. 2 Voll.) wiederholt. Sogleich nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe wurden zwei französische Uebersetzungen versucht, die eine von Desauguliers und die andere von einem Ungenannten, welche aber von Fehlern wimmeln; die beste unter den Augen des Verfassers vorgenommene Bearbeitung gab Louis de Jencourt (*Elements de physique*. Leyde 1746. 4. 2 Voll. o. fgg.), welche auch einer vierten vermittelten französischen Uebersetzung von G. F. Nolande de Brétils (Paris 1747. 8. 2 Voll.) weit vorzuziehen ist. Eine öfter gebrauchte englische Uebersetzung (*Mathematical Elements of natural Philosophy, confirmed by Experiments*. Lond. 1747. 4. 2 Voll.) wird sehr geschätzt. Von einer holländischen Uebersetzung, welche Joh. Engelmann versuchte, erschien nur der erste Band (Reyden 1743. 4.). Dieses Werk begründete hauptsächlich Grave-

sande's Ruhm im Auslande und erhob ihn zu einer der ersten Autoritäten in diesem Fache. Während der Ferien der Jahre 1721 und 1722 begab sich Gravesande zweimal nach Cassel, wohin ihn der Landgraf von Hessen-Cassel, welcher eine besondere Vorliebe für physikalische Untersuchungen fand, berufen hatte, um das von dem Sachsen-Deputirten erfundene berühmte Rad, welches das Perpetuum mobile darstellen sollte, in Augenschein zu nehmen und seine Meinung darüber auszusprechen. Gravesande legte sein gerade nicht ungünstiges Urtheil in einer Flugschrift (*Remarques touchant le mouvement perpetuel*. Leyde 1722. 12.), welche ihrer Seltenheit wegen auch in mehreren Sammelwerken²⁾ abgedruckt wurde, nieder, die ganze Erfindung zeigte sich aber später als ein an Betrug grenzendes Mißverständnis und wurde bald wieder vergessen. Gravesande dachte schon nach kurzer Zeit nicht mehr an diese und ähnliche abentheuerliche Erfindungen, denn er war um diese Zeit emsig mit einer zusammenhängenden Darstellung der Newton'schen Philosophie beschäftigt, welche er unter der anspruchslosen Ueberschrift: *Philosophiae Newtonianae institutiones in usus academicos* (Lugd. Bat. 1723. 8.) herausgab und worin er die Elemente der Physik in einer kürzeren Fassung und ohne Hinweisung auf die Experimente darlegte. Dieser geistvolle Abriß, worin sich das Genie Gravesande's am klarsten offenbart, erschien alsbald in einer zweiten Auflage (Lugd. Bat. 1728. 8.), wurde aber am meisten in der dritten, nach dem Tode des Verfassers von seinem Freunde J. R. S. Alamaud besorgten Ausgabe (Ibid. 1744. 8.) und in einem in Teutzbach erschienenen Nachdrucke (Viennae 1760. 8.) verbreitet. Eine Uebersetzung dieses Handbuchs für die lateinische Sprache Unkundigen wurde leider nicht versucht. Merkwürdig ist auch die Rede über die Gewisheit (*De evidentiali*), welche Gravesande bei dem Abtritte von dem Rectorate (1724) hielt. In dieser Rede (Lugd. Bat. 1724. 4. Ibid. 1734. 4.) gibt er der mathematischen Gewisheit den Vorzug, welche ihm allein und für sich das Kriterium des Wahren zu sein scheint; er erörtert, welche Wissenschaften derselben fähig sind und sucht die Befestigung der moralischen Gewisheit in dem Willen Gottes, welcher uns vorgeschrieben hat, dem Zeugnisse der Sinnen, dem Zeugnisse der andern Menschen und der Analogie zu glauben. Gravesande war durch sein Anstellungsvertratte verbunden, über die Mathematik und die Astronomie zu lesen; im J. 1730 übernahm er es auf das Ersuchen der Universitätsrektoren Vorträge in holländischer Sprache über die bürgerliche und die militairische Baukunst zu halten, weil im Augenblicke kein anderer Lehrer für dieses Fach vorhanden war. Er gab jedoch schon im folgenden Jahre dieses Lehramt gern wieder auf, übernahm aber mit desto größerem Vergnügen die ihm im J. 1734 übertragene Professur der Philosophie, welche er mit einer Rede: *De vera et nun-*

1) Die in der zweiten Ausgabe eingetragenen Verbesserungen wurden auch unter dem Titel: *Supplementum physicum* (Lugd. Bat. 1725. 4.) besonders gedruckt.

2) Gessell. 1. Bd. u. 2. Erste Series. LXXXVIII.

2) So in *Prop. Marchant's Dictionnaire historique*. Tom. II. p. 228 seq. und am besten im zweiten Bande von Gravesande's *Oeuvres philosophiques et mathématiques*.

quam vituperata Philosophia (Lugd. Bat. 1734. 4.) am 26. Sept. antrat. In dieser Rede, mit welcher auch seine beiden früheren akademischen Reden wieder abgedruckt sind, zeigt er nach der Darlegung der Mängel, an welcher die bekanntesten philosophischen Systeme leiden, wie die wahre Philosophie einzig und allein darin bestehe, daß Jeder dem Zwecke, zu welchem er von dem höchsten Wesen erschaffen ist, entspricht, und wie diese Philosophie zu allen Zeiten stets der Gegenstand der höchsten Achtung gewesen sei. Die Sätze, welche er in schmucklosen, aber klaren und entscheidenden Worten aufstellt, stützen sich auf die gesunde Vernunft und sind ganz und gar dazu angethan, die Liebe zur Weisheit, welche die wahre Philosophie erstreben soll, einzufößen. Er begann nach der Uebernahme des neuen Lehrstuhls sogleich seine Vorlesungen über Logik, Metaphysik und Moral, hatte aber stets dabel die Naturlehre im Auge, an deren Aufnahme er unermüdet arbeitete. Obwohl seine Vorträge einen ansehnlichen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, so bewachte er doch gewissenhaft jede ihm von Amtsgeschäften fehl bleibende Stunde zu literarischen Arbeiten. So besorgte er die Ausgabe der vermischten Werke des Waihes mittheilte Chr. Wulgen's (Opera varia. Lugd. Bat. 1724. 4. 2 Voll. Opera reliqua. Amstelodam. 1728. 4. 2 Voll.), die Einleitung seines Freundes J. Kell in die Physik (Introductiones ad veram Physicam et veram Astronomiam. Lugd. Bat. 1727. 4.) nebst einer Biographie des Verfassers, der Arithmetik Newton's (Arithmetica universalis. Ibid. 1732. 4.) und einer Sammlung der von der königl. Akademie der Wissenschaften vor ihrer Erneuerung im J. 1699 angenommenen Abhandlung (Ouvrages adoptés par l'Académie royale des sciences. La Haye. 1729. 4. Vol. I.—VI.). Seine eigenen Werke, die er um diese Zeit vollendete, beschränken sich auf die Grundlehren der allgemeinen Mathematik (Elementa Matheseos universalis. Lugd. Bat. 1727. 8.), welche auch in das französische (Leyde 1737. 12.) überetzt wurden, und die Einleitung in die Philosophie (Introductio ad Philosophiam, Logicam et Metaphysicam continens. Lugd. Bat. 1733. 8.). Dieses Handbuch, welches in mehreren Auflagen (Lugd. Bat. 1738. 8. Venetis 1737. 8. Lugd. Bat. 1756. 8.) wiederholt wurde, erhielt eine große Verbreitung, besonders in der von Gile de Jencourt besorgten französischen Bearbeitung (Introduction à la philosophie, contenant la métaphysique et la logique. Leyde 1737. 8. Ibid. 1748. 8. La Haye 1756. 8.), welche selbst in der neuesten Zeit noch eine Wiederholung (Paris 1821. 12.) erlebte, während die deutsche Uebersetzung („Einleitung in die Weltweisheit.“ Halle 1755. 8.) völlig ungenügend geworden ist. Diese Einleitung brachte übrigens Gravesande durch die darin aufgestellte Lehre von der Freiheit in den Verdacht des Spinozismus und zog ihm den Vorwurf zu, daß er durch die ausgesprochenen Grundsätze jeden Unterschied zwischen der Tugend und dem Laster aufhebe. Ein gelehrter englischer Kaufmann glaubte sogar in einer Flugschrift (Lettre à M. G. J. 's Gravesande, sur son introduction à la

Philosophie et particulièrement sur la nature de la Liberté. Amsterd. 1736. 8.) seine Bedenken äußern zu müssen, auf welche der Philosoph jedoch nicht antwortete, obwohl er den Vorzug gehabt haben soll, sich in einem Handbuche der Moral zu rechtfertigen, welches aber nicht erschien, da er sich in den späteren Jahren sehr unglücklich fühlte und die Lust an gelehrten Forschungen völlig verlor, als seine beiden Söhne, die ihm seine Gemahlin Anna Sacrelaire, welche mit ihm im J. 1720 getraut worden war, geboren hatte und welche durch ihre geistigen Anlagen und ihren Haß eine schöne Zukunft versprochen, gerade, als sie ihre akademische Laufbahn antreten sollten, in dem kurzen Zeitraume von acht Tagen an hitzigen Krankheiten starben. Sowie der Schmerz über diesen Verlust, als auch die Folgen seiner früheren zu angestrengten geistigen Arbeit zogen ihm eine Ausdehnung zu, woran er am 28. Febr. 1742 starb und zwar nach einer langwierigen Krankheit, während welcher er jedoch die Lebhaftigkeit seines Geistes nicht verlor. Er besaß, außer seiner großen Gelehrsamkeit, Alles, was einen Mann in der menschlichen Gesellschaft angenehm und schätzbar machen kann; er war gefällig, wohlthätig und in gleichgültigen Dingen so nachgebend, als handbatest in wichtigen. Betrachtet man ihn als Staatsbürger, so muß man eingestehen, daß wenige Gelehrte ihrem Vaterlande so gute Dienste leisteten, wie er. Kaum von der Universität zurückgekehrt, wurde er schon wegen seiner Kenntnisse und seines Ehrsinnens bei den schwierigsten Berechnungen von dem damals in einer milden Lage befindlichen Staate bei wichtigen Geldgeschäften und Finanzoperationen zu Rathe gezogen. Ein ganz besonderes Talent besaß er zur Rechnestruß, weshalb man während des Erbfolgestrieges oft seine Dienste in Anspruch nahm, wenn die bei dem Feinde erbeuteten Depeschen von dem dazu bestimmten Beamten nicht entziffert werden konnten. Der Prinz Eugen hatte wiederholt Gelegenheit, sich von seiner Geschicklichkeit in dieser Arbeit zu überzeugen. Auch bei den hydraulischen Arbeiten, welche zur Holland eine so große Wichtigkeit haben, verstand man nicht, seinen Rath einzubeln, und man verdankt seiner Erfindungsgabe die Verbesserung der Windmühlen zum Ausschöpfen des Wassers, welche freilich jetzt durch die kräftiger wirkenden Dampfmaschinen überflüssig geworden sind. Bei der Gründung der Akademie in Petersburg im J. 1724 wurde er von Peter dem Großen eingeladen, als Mitglied derselben einzutreten; dieselbe Einladung erhielt er im J. 1740 von dem Könige von Preußen bei der Erneuerung der Akademie zu Berlin; er lehnte aber beide Anträge, so vortheilhaft sie auch waren, entschieden ab, weil er seinem Vaterlande nicht untreu werden wollte. Während seines Aufenthaltes in England war sein Zimmer, wie schon erwähnt, der Sammelplatz der mit den Gelehrten verkehrenden Gelehrten; er setzte aber während ihrer Unterhaltung ruhig seine Berechnungen fort und nahm sogar abwechselnd daran Theil. Als Befenner der reformirten Confession, war er auch für dieselben zugethan, und stets beobachtete er treu und ängstlich auch seine andern Pflichten. Sein

Geist besaß eine solche Kraft und eine solche folgerichtige Denkfähigkeit, daß seine Werke in seinem Kopfe vollständig fertig waren, ehe er sie niederschrieb; mehrere derselben wurden aus daher durch seinen frühen Tod entzogen und deshalb haben sich auch unter seinem Nachlasse seine vollendeten literarischen Arbeiten. Seine kleinen zerstreuten Schriften wurden nach seinem Tode von seinem Freunde J. N. S. Wamand, welcher mehrere derselben auch dem lateinischen und holländischen ins französische übersezte, unter dem Titel: *Oeuvres philosophiques et mathématiques rassemblées* (Amsterd. 1774. 4. 2 Voll.) herausgegeben und mit einer Biographie des Verfassers und einer Uebersicht seiner wissenschaftlichen Leistungen eingeleitet. Diese Sammlung enthält die bereits erwähnten Aufsätze Gravesande's aus dem *Journal littéraire*, seine akademischen Reden, seine philosophischen Versuche und mehrere Gelegenheitschriften ³⁾. In allen offenbart sich klar das Bestreben, die Wissenschaft zu fördern und aus derselben den möglich größten Nutzen für die menschliche Gesellschaft zu ziehen. „Nichts“, sagt de Gerando, der bekannte Geschichtsdreier der Philosophie, „beweist so sehr die Aufrichtigkeit und Offenheit, womit er die Wahrheit suchte, als die Art und Weise, wie er die Lehre Newton's über die Kraft der Körper verließ und die Ansicht des Philosophen Leibniz annahm.“ Obgleich er Anfangs die erste vertheidigte und mit großer Achtung des Uebersetzers lehnte, so rief er doch bei einem Experimente, welches er zur Vertheidigung derselben machte, plötzlich in dem Beisein seines Bruders: O wie habe ich mich getrrt! Die Philosophie Newton's brachte er zuerst aus England herüber, lehrte, erklärte und vertheidigte sie öffentlich; er nahm dieselbe an, wie ein aufgeklärter Mann und unabhängiger Geist es zu thun pflegt; er erkaufte die Grundsätze, die Methode und die hauptsächlichsten Ergebnisse derselben, aber er verband damit seine eigenen Ansichten, Beweise und Erfahrungen und ersand zur Feststellung derselben sogar zahlreiche Instrumente. Zu dieser Zeit waren noch manche Grundbegriffe dunkel und schwankend und Gravesande, geschickter in der Kunst zu beobachten und zu experimentiren, als tief in transcendentalen Speculationen, gerietb mehr als einmal in Verwirrung bei den auf die Metaphysik bezüglichen Fragen der Wissenschaft; dazu gehört unter andern die auf die Bewegung und den Anstoß der Körper bezügliche Erörterung, eine Erörterung, in welcher er, indem er die von Leibniz aufgestellte Ansicht gegen die von Newton angenommene vertheidigte, sich keinen richtigen Begriff von der Kraft gemacht, und indem er mit Recht annimmt, daß die Function, welche man lebendige Kraft nennt, aus dem Quadrat der Schnelligkeit multiplicirt mit der Masse besteht, diese Function mit der eigentlichen Kraft, von welcher sie gänzlich verschieden ist, verwechselt hat; dazu gehört ferner die Erörterung, in welche er sich über die Möglichkeit der beständigen Bewegung einließ, eine Frage, welche durch die weiteren

Fortschritte der Mechanik auf eine unvorderrückliche Weise gelöst wurde, indem diese sie auf ihre wirklichen Ursachen zurückgeführt haben. Der Professor von Leyden hat aber deswegen nicht weniger kräftig zu dem großen Umschwunge beigetragen, welchem die Naturwissenschaften damals unterlagen, indem er entweder die neuen Methoden ausgiebig entwickelte oder indem er die neuen Entdeckungen durch seine Vorrichtungen, seine Maschinen, seine unermüdlichen Arbeiten und einen methodischen und klaren Unterricht auf eine glänzende Weise befestigte. Als Voltaire während seines Aufenthaltes zu Leyden Gravesande's Bekanntschaft machte und seine Vorlesungen besuchte, las er ihm auch einige Capitel aus seiner *Eléments de la philosophie de Newton* vor und wünschte von diesem Bemerkungen zu dem Werke vor dessen Bekanntmachung. Der gelehrte Holländer bewunderte die Leichtigkeit und Feinheit, womit Voltaire einen so trocknen Stoff behandelt hatte, aber er ging auf dessen Gebahren nicht ein. Gravesande brachte in das Studium und in den Unterricht der Philosophie die bei der Physik gewohnte Methode, dieselbe Nichtigkeit, dieselbe Gedrängtheit und jene lockere Einfachheit, welche die wahre Sprache der Wissenschaft ist, aber er brachte nicht dieselbe Entschiedenheit in den Irgengang; er wußte weder unter den Lehren der Philosophen Descartes', Leibniz und Locke, welche damals die Gunst der gelehrten Welt theilten, zu wählen, noch sich eine eigene und originelle Lehre zu schaffen. Er entließ seine Principien bald dem einen, bald dem andern Systeme; er fügte sogar seiner Logik die Regeln der Enligismen nach Aristoteles und nach dem alten Schulgebrauche bei. In seiner Einleitung in die Philosophie löst er die Logik der Metaphysik vorausgehen, eine Anordnung, die er bei seinem Unterrichte nicht befolgte, die aber jedenfalls in Bezug auf den Inhalt der ersten dieser Wissenschaften, welcher nur die natürliche Geschichte des menschlichen Geistes ist, sehr vernünftig wäre. Er schwankt über die Grundfragen der Erzeugung der Ideen, aber er classificirt diese Ideen in guter Ordnung, er verbreitet sein neues Licht über die großen Subjecte der Causalität und der Realität der menschlichen Kenntnisse und ihrer Gewißheit, aber er beschreibt scharfsinnig die Geleise der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses, er entwickelt ausgezeichnete Regeln über den Werth der Zeugnisse, über die Anwendung der Analogie, über die einfachen und zusammengesetzten Wahrscheinlichkeiten, über den Gebrauch der Hypothesen; er erklärt mit einer nichtwichtigen Nichtigkeit den Ursprung unserer Irrthümer und er hat vielleicht zuerst die passende Bemerkung gemacht, wie sehr die Trägheit des Geistes die Nichtigkeit des Urtheils bedrückt. Sein Rath ist immer klug, seine Nomenclatur genau und deutlich und seine Definitionen zeichnen sich durch Klarheit aus, seine Darstellungsweise ist ein Muster des philosophischen Stils, und ist Gravesande auch ungewiß in der Theorie, so gibt er doch eine nützliche und sichere Anleitung zur Ausführung. Man sieht, daß er doch fleißig studirt hatte; er hatte dessen Philosophie nicht ganz annehmen zu können geglaubt, ohne vielleicht die

3) Man findet den Inhalt dieser Sammlung angegeben in *J. N. Wamand's Franco littéraire*. Tom. III. p. 456.

wirklichen Mischände derselben begreifen zu haben; aber er unterrichtete und schickte wie ein in der Schule dieses Philosophen gebildeter Mann. Gravesande's Institutionen haben zwar die Wissenschaften über die wesentlichen und schwierigen Punkte nicht weiter gefördert, sie werden aber für alle, die sich mit ihrer Pflege befassen, ein wahrer Schatz sein. Die meisten Lehrbücher der Philosophie, die man jetzt den Jünglingen in die Hände gibt, kommen dem Gravesande's nicht gleich. Die Gedanken desselben über die moralische Freiheit zogen ihm bestigen Tadel zu, obwohl sie dem religiösen Bekenntnisse, dem er angehörte, in der Hauptsache entsprechen. Er bekämpfte den Fatalismus und die Meinungen der Philosophen Spinoza und Hobbes über die Nothwendigkeit der Bestimmungen und glaubte dann die Freiheit definiren zu können als das dem Menschen verlicbene physische Vermögen, zu thun, was er will, wie auch die Bestimmung seines Willens sein möge, jedoch der Mensch aufhört frei zu sein, wenn er gezwungen ist zu thun, was er nicht will, oder gehindert ist zu thun, was er will, der Mensch will aber nach seinem Dafürhalten, weil er durch seine Gedanken bestimmt ist, wählen, was ihm den Vorzug zu haben scheint, und da es nicht in seiner Gewalt steht, das, was ihm den Vorzug zu verdienen scheint, zu beurtheilen, so waltet in seinen Handlungen stets eine moralische Nothwendigkeit ob. Wollte man voraussetzen, daß es anders geschehen könne, so würde man eine Wirkung ohne Ursache zulassen. Er bemüht sich darzuthun, daß eine solche Definition der Freiheit das Verdienstliche und Unverdienstliche aller unserer Handlungen und die Bedingungen, welche die Tugend und das Laster charakterisiren, zuläßt, und daß im Gegenheil die Freiheit, welche in die Wahl der Bestimmungen selbst gesetzt wird, die Consequenzen haben würde, welche man an seinem Systeme tadelt. Dieses System, welches indessen auf einem falschen Begriffe der Ursachen beruht und welches die Freiheit der Handlung mit der Freiheit des Willens verweirt, wurde von vielen Seiten heftig bekämpft. Gravesande ist übrigens nicht der Urheber dieser Definition, die in England zahlreiche Anhänger gefunden hat, die aber durch die neueren Fortschritte der Philosophie in Teutschland und in Frankreich für immer beseitigt ist, indem diese in dem moralischen Principe die automatische Spontaneität als wirkliche Ursache setzt und auf seine eigene Activität die ganze Theorie der Ursachen gründet. Man sieht an der von Gravesande angenommenen Lehre, sowie an mehreren andern Beispielen, den oft nachtheiligen Einfluß, welche die fortwährende Beschäftigung mit den physikalischen Wissenschaften auf die Philosophie übt, obwohl er sagen konnte, eine schlechte Handlung sei nach dieser Anschauungsweise im Grunde nur ein Irrthum. Die Bewegung in der materiellen Natur ist immer mitgetheilt, mit Ausnahme vielleicht der galvanischen, elektrischen und ähnlicher Erscheinungen, aber die moralische Ordnung, die Bestimmungen haben einen individuellen Ursprung und ein selbst von den Entscheidungen des Urtheils unabhängiges Princip. (Ph. H. Krib.)

4) Bregl. Froep. Marchand, Dictionnaire historique. Tom. II.

GRAVESEND, englische Municipalsstadt an dem südlichen Ufer der Themse in der Grafschaft Kent, unter 18° 1' östl. Ferro (0° 21' östl. Greenwich) und 51° 26' nördl. Br., mit wichtigem Hafen, 1821 mit 3119, 1856 mit 16,600, 1861 mit 18,782 Einwohnern, ist von angedehnten Gärten umgeben, in welchen eine Menge Gemüße, namentlich Spargel, für London und für den Bedarf der Marine gebaut wird. Der älteste Theil der Stadt hat enge krumme Straßen, dagegen finden sich viele schöne Gebäude in den neuen gegen Osten (Milton) und gegen Westen sich fortziehenden Vorstädten. Die Stadt hat ein Stadthaus, unter den Kirchen 1 katholische seit 1851, ein literarisches Institut, Bazarhallen, zahlreiche Theatralen und öffentliche Gärten, namentlich Kaffeevillen an der Themse, Windmill-Hill mit Hotel Bellevue in höherer Lage hinter der Stadt. Unter den zahlreichen schönen Parkanlagen der Umgegend sind besonders erwähnenswerth Cobham Hall, mit einer kostbaren Gemäldes- und Skulpturensammlung des Lord Darnley, Lee Priory mit Kunstsammlungen und Knowle Park mit prächtigem getheiltem Wohngebäude. In der Vorstadt Milton befindet sich ein Bad. Die Bedeutung von Gravesend beruht in seiner günstigen Lage zwischen der nahen Themsemündung und London. Unmittelbar der Stadt liegt New Tavern Fort, gegenüber das starke Fort Tilbury; noch weiter abwärts schütz 2 Forts, jedes mit 50 schweren Kanonen und 2 schwimmende Batterien die Themsemündung. In Gravesend werden die Papiere der einlaufenden Schiffe untersucht, den auslaufenden Schiffen die nötigen Ausgebührt, die Eingangs- zölle erhoben. Eine Eisenbahn verbindet Gravesend mit London, andererseits mit Rochester und Waldstone und schließt sich fobann der südöstlichen Hauptbahn (London-Dover) wieder an. (Otto Delius.)

GRAVESEND, Benedict (oder Richard), englischer Bischof des 13. Jahrh., war Dechant an der Kathedrale zu Lincoln und wurde nach dem Tode Heinrichs des Dritten am 3. Nov. 1258 zum Bischof dieses Sprengels gewählt. Da er sich aber mit den Bischöfen von London, Winchester und Chichester in eine Verschwörung der Barone gegen den König Heinrich III. einließ, so wurde er im J. 1265 von dem päpstlichen Legaten Ottobonus mit dem Banne belegt. Er machte deshalb, um sich von dieser Last zu befreien, mit seinen gleichfalls excommunicirten Kollegen eine Reise nach Rom, wo sie aber sehr lange warten mußten, bis ihre wiederholte Bitte erhört wurde. Er starb im J. 1280 und ihm folgte Oliver Sutton. — In demselben Jahrhundert lebte Richard Gravesend, Bischof von London; vorher Erzbischof zu Northampton, folgte er Johann von Ghisbush als den bischöflichen Stuhl und erhielt am 12. Aug. 1282 seine Weihe. Er ist als Gründer des be-

p. 214 seq. Diese sehr gute, von Alcamand angearbeitete Bibliothek findet sich auch vor den Oeuvres philosophiques et mathématiques (Amsterdam. 1742). Fr. G. G. Girardin, Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen des 18. Jahrh. Bd. II. Wth. 2. S. 146 fg. Biographie universelle, Tom. XVIII. p. 348 seq. (Nouv. éd. Tom. XIX. p. 394 seq.)

rühmten Karmeliterklosters zu Walden in Oester bekannt und starb am 9. Dec. 1303 zu Fulham (bei London?).
(Ph. H. Kütz.)

GRAVESET (oder Graviset), Jacob von, Herr zu Liebed (oder Landed), schweizer Beamter und Schriftsteller, um das J. 1600 zu Straßburg, wo sein Vater René Graveset, ein Freund des bekannten Juristen Jac. Bongars, wohnte, geboren, erhielt eine gute Erziehung und bezog dann die Universität Heidelberg, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Er erwarb sich den Ruf eines gelehrten Mannes und kam nach der Republik Bern, wo er sich allmählig bis zum Verwalter der Bern gehörigen Landvogtei Dron im Wandlande aufschwang. Er vermochte die schöne Bibliothek, welche sein Vater von Bongars gerettet hatte, der Republik Bern, wo sie sich noch befindet. Er muß später mit seiner Regierung zerfallen und verbannt worden sein, denn er wird für den Verfasser des berühmten Buches: *Heuteila*, das ist, Beschreibung einer Reis, so zweien Exulanten durch Heutellam gethan, darin verzeichnet: 1. Was sie Denkwürdiges gesehen und in Obacht genommen, sowohl in geistlichen als weltlichen. 2. Was sie für Widernisse gehalten. 3. Was ihnen hin und wieder begegnet. D. O. 1658. 8. gehalten, welches namentlich die Cantone, die unter einer demokratischen Regierung standen, mit bitterem Hohn überhäufte. Seine Satyre ist hauptsächlich gegen die Machthaber gerichtet, obwohl er auch viele theologische, moralische, politische und juristische Bemerkungen einmischt, welche zum Theil begründet und beachtungswerth, zum Theil falsch und geschäftig, alle aber überaus grob und beleidigend vorgetragen sind. Hauptsächlich trifft aber seine unbarmherzige Reule die katholische Religion, von der er mit zügellosem Eifer und mit gemeinem Spott spricht. Die Länder und Städte bezeichnet er mit entstellten Namen, so bedeutet Heuteila nichts Anderes als Helvetia, Rapphobagia ist Savoyen, Ruffinopolis Bern und Hadrodunum Genf; um aber den Leser nicht im Zweifel zu lassen, gibt er am Anfange der Schrift den Schlüssel zu diesen entstellten Namen, deren Bedeutung sich übrigens leicht errathen läßt. Die Regierung von Bern wundte alle Mühe auf, den Verfasser zu entdecken und das Buch zu unterdrücken, weshalb es sehr selten geworden ist, obgleich es im Ausland großes Aufsehen erregte und fleißig gesucht wurde. Wahrscheinlich ist es, daß der Verfasser, als man seinen Namen erfuhr, das Land räumen mußte, falsch aber ist es jedenfalls, daß man ihn zu Basel durch Mordanschläge umbringen ließ. Zweifelhaft dürfte es aberauch noch sein, ob wirklich die Satyre von Jacob von Graveset oder von Franz Ludwig Graviseit, Beschlohaber des bernischen Bergschlosses Narburg, herrührt, den auch wirklich Andere für den Verfasser halten und dem sie den durch seine Unfälle bekannten Breitshewald als Mitthäter geben, was allerdings wahrscheinlicher ist, wenn man bedenkt, daß der erstere Graveset als ein gelehrter Mann bekannt war

und die Schreibart des wirklichen Verfassers zu beweisen scheint, daß er auf dem Lande unter Bauern aufgewachsen war, weil er sich sonst nicht wol so unschätzbare Ausdrücke bedient haben würde?).
(Ph. H. Kütz.)

GRAVESIA, eine von Raubin aufgestellte Pflanzengattung der Melastomaceen mit folgenden Merkmalen: Die Blüthe ist fünftheilig. Die Zähne des freistehenden, rauhhaarigen Kelches sind kurz, etwas stumpf und außen unter der Spitze mit einem winzigen, 3—4 zersägten Zähnen versehen. Die Blumenkronblätter sind eiförmig, etwas spitz. Die 10 Staubgefäße sind gleichlang, die länglichen Beutel springen an dem stumpfen Ende mit einem Locke auf; das Mittelband ist hinten in einen stumpfen, unten rinnenförmigen Anhängsel erweitert; die Träger sind schl. Der fünfzählige Fruchtknoten hängt in seinem ganzen Umfange der Kelchröhre an und ist von fünf häutigen, dreieckig-verkehrt-eiförmigen, den Griffelgrund umgebenden Zipfeln gekrönt. Der Griffel ist fadenförmig, gerade, die Narbe stumpf, punktförmig. Die Placenten sind plattlichenförmig, am Rande frei und beiderseits verbreitert. Die zahlreichen Eichen sind dünn. Die Frucht ist unbefrucht.

Zu dieser Gattung gehört nur eine, auf der Insel Madagascar einheimische Art, *Gravesia bertolonoides* Naudin, eine krautartige, fast stengellose, wenigblättrige und wenigblüthige Pflanze mit kurzem, fast holzigem, gerundtem, stielhaarigen Wurzelstocke, gegenüberstehenden, ziemlich großen, getheilten, eiförmigen, kumpfen, am Grunde herzförmigen, ungleich gezähnt-gekerbten, 5—7 nervigen, zerstreut behaarten Blättern, achselständigen, schlanken, dellig 3—7 blüthigen, selten einblüthigen Schäften und getheilten, mäßig großen Blüten. (Garcke.)

GRAVESON (Ignaco Hyacintho Amat de), französischer Theolog, am 13. Juli 1670 zu Graveson bei Arles geboren, stammte aus einer angesehenen, dem Adel angehörenden Familie und wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Er ging deshalb schon in seinem 14. Jahre in das Kloster des heil. Dominicus zu Arles, wo er seine wissenschaftliche Bildung begann. Da er ungewöhnliche Anlagen und einen andauernden Fleiß bewies, so schickten ihn, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, seine Obern in das ihrem Orden angehörende Colleg Saint-Jacques zu Paris, um die Theologie daselbst gründlich zu studiren. Er besuchte fleißig die Vorlesungen der Professoren der Sorbonne und erwarb sich nach Beendigung seiner Studien die theologische Doctorwürde. Er lehrte darauf einige Zeit die Theologie in seinem Kloster zu Arles, bis er von dem General seines Ordens, Vater Claude, nach Rom berufen wurde, um einen der sechs Lehrstühle einzunehmen, welche der Cardinal Giuliano Casinate gestiftet hatte, um die Lehre des heil. Thomas in ihrer Rein-

*) Bepfl. Bibliotheca historica selecta Stravio-Boderiana. Vol. II. p. 1311. Gottl. Am. Haller, Kritisches Verzeichniß aller Schriften, welche die Schweiz betreffen. Bd. 4. S. 88. §. 1. Göt. Adelsang. Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. G. Nöcher's Gelehrten-Litteron. Bd. 2. S. 1592.

*) Fr. Godwin, De praesulibus Angliae Commentarius (London 1616. 4.) p. 242. 352.

heit zu erhalten und fortzupflanzen. Er entsprach in dieser Stellung den von ihm gehegten Erwartungen vollkommen und mit entschiedenem Erfolg. Besonders gingen seine Bemühungen dahin, zu beweisen, daß die Lehre des großen Philosophen und Theologen, dessen Ansichten er zu vertreten hatte, Nichts mit den zu seiner Zeit aufstauenden und aus seinen Äußerungen gefolgerten Irrthümern gemein habe und daß nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen dem Thomismus und dem Janßenismus obwalte. Sein Bestreben erhielt besonders den Beifall der Orthodoxen und ihrer hohen Gönner, wie denn Victor Amadeus, König von Savardin, ihm die erste Professur der Theologie an der Universität zu Turin anbot, welche er aber ausschlug. Auch genoß er in hohem Grade die Achtung des Papstes Benedict XIII., welcher ihn bei jeder Gelegenheit als einen ihm angenehmen Lehrer der reinen christlichen Lehre berücksichtigte und ihn zu einem der Theologen für das Concilium zu Rom im J. 1725 bestimmte, welches wiederholt die Unterwerfung unter die Bulle Unigenitus verlangte und die Janßenistischen Behauptungen verdammt. Graveson's Verdienst war es auch hauptsächlich, daß sich der Cardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, von den Janßenisten los sagte, wieder mit dem römischen Stuhle ausöhnte und die erwähnte Bulle unterschrieb. Der gelehrte Dominikanermonch bewies sich bei dieser Angelegenheit, so wie in vielen andern Fällen, als einen ebenso sanften als klugen Mann, welcher den Frieden über Alles liebte und ihn auch zwischen allen Andern zu vermitteln suchte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß er durch diese gelungenen Unterhandlungen in noch größerem Ansehen bei dem Kirchenoberhaupte gelangte und ihm eine glänzende Zukunft bevorstand; da er aber sein Verlangen nach Ehrenstellen trug und die schärfste Lust zu Rom seiner durch viele Arbeiten und Anstrengungen geschwächten Gesundheit nicht zusagte, so zog er sich in sein Kloster zu Arles zurück, wo er am 26. Juli 1733 starb. Graveson war auch ein fleißiger Schriftsteller, aber seine Werke, die zu sehr die Spuren der scholastischen Theologie an sich tragen, haben nur einseitigen Beifall gefunden und nie hohen Ruhm errlangt. Am meisten schätzte man seine in lateinischer Sprache, aber nicht unangenehm geschriebene, bis zum J. 1721 reichende Kirchengeschichte (*Historia ecclesiastica Veteris et Novi Testamenti, variis colloquiis digesta*. Romae 1717 — 1721. 4. 9 Voll.), welche auch in Teutschland durch einen mehrmals aufgestellten Nachdruck (Aug. Vind. 1727. 1737. 1751. 9 Voll. 4. oder 2 Voll. fol.) verbreitet und von dem rüstigen Bilschreiber S. D. Mansi vermehrt und fortgesetzt wurde (*Scriptura nova cum additionibus et continuatione* J. D. Mansi. Bassani 1774. 4. 9 Voll.). Die Kirchengeschichte des alten Testaments (*Historia ecclesiastica Veteris Testamenti*. Bassani 1791. 4. 3 Part. in 1 Voll.; vorher Aug. Vindol. 1728. oder 1751. fol. 3 Voll.) ist nur eine besonders gedruckte Abtheilung des vorhergehenden Werkes. Außerdem sind von Graveson's einzeln gedruckten Schriften noch zu nennen: *Epistolae apologeticae pro Doctrina S. Augustini*

et S. Thomae (Veronae 1737. 8.); *Epistolae ad amicum scriptae theologico-historico-polemicae* (Venetis 1761. 4.); *Tractatus de vita, mysteriis et annis Jesu Christi* (Venetius 1761. 4. 2 Voll.) und *Tractatus de S. Scriptura* (Venetius 1728. 4.). Seine sämtlichen Schriften wurden unter dem Titel: *Opera omnia, complet. Historiam ecclesiasticam Veteris et Novi Testamenti variis colloquiis digestam pro Theologia Candidatis usque ad XVII. saeculum, Tractatus varios, Epistolas etc.* (Venetius 1740. 4. 7 Voll. und Bassani 1774 — 1791. 4. 18 Voll.) zusammengedruckt. Die kleinern Schriften betreffen die Lehre von der Gnade und der Prädestination; auch befindet sich dabei eine Geschichte des ebenso frommen als tapfern Generals Grillon, welche aber vor dem Richterstuhl einer strengen historisken Kritik nicht zu bestehen vermag. Auch seine Kirchengeschichte, welche im vorigen Jahrhundert noch Leset faub, besonders in Italien, ist jetzt gänzlich vergessen). (Ph. H. Kahl.)

GRAVIACA wird in der Tabula Peutingeriana Segm. IV. A. ed. Mannert unter dem Namen Gravinacis als Stadt oder Ort in Noricum aufgeführt, welchen Reichard für das heutige Grades gehalten hat.

(Krauss.)

GRAVIER (F.), französischer Arzt und Deputirter, im J. 1784 zu Vigne in Oberprovence (dem jetzigen Departement der Rieder-Alpen) geboren, widmete sich der Medicin und ließ sich nach Beendigung seiner Studien in seiner Heimath als praktischer Arzt nieder. Er erwarb sich durch seine Geshicklichkeit viele Freunde und wurde nach den hundert Tagen von seinem Departement in die Kammer von 1815 gewählt. Als entschiedener Feind des Kaiserthums zeichnete er sich unter den Kanatisten dieser Versammlung (gewöhnlich *Chambre introuvable* genannt) durch seinen Kanatismus aus und bei der Vorlegung des Naturalisationsdecrets für den auf Rehbalsia geborenen General Nicolas de Loverdo, welcher während der hundert Tage sich den Fortschritten Napoleon's widersetzt hatte, ließ er sich unvorsichtig in den Worten vernehmen: „Der General Loverdo trug bei zur Vollenbung der Niederlage einer Partei, die verabsäumt war und gegen die sich eine wahrhafte nationale Dissension erhoben hatte, welche die Schlacht von Waterloo entschied und den Fremden den Weg nach der Hauptstadt öffnete.“ Eine solche Äußerung mußte jedem für den Ruhm seines Vaterlands begeisterten Franzosen unenträglich sein, und es erregt wirklich Erstaunen, daß die Wahlmänner von Vigne zehn Jahre lang Gravier das ihm übertragene Mandat ließen. Die von ihm gesprochenen Worte, mögen sie aus seiner Uebergewegung hervorgegangen oder von dem Ehrgeiz eingegeben worden sein, verhallen übrigens keineswegs unbeachtet, sondern wurden nach nicht langer Frist durch seine Ernennung zum Gineermer der Amor-

^{*)} L. M. Chaudon et F. A. Delandaise, Dictionnaire historique. Tom. V. p. 553. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 46. (Nouv. ed. Tom. XVII. p. 397.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 748.

aktionsskaffe und durch das Kreuz der Ehrenlegion belohnt, aber seine Räuber hielten doch für gut, ihn aufzugeben und ihm sein Mandat zu entziehen. Gravier war jetzt, wie ihm schien, von seinen aufgetragenen Landstreifen vergessen und wurde viele Jahre nicht mehr genannt, aber er war bei dem Ministerium eine wichtige Person geworden, und Leute, welche die Ränke der geheimen Regierung während der Restauration gekannt haben, wollen wissen, daß Gravier dem im Dunkeln wirkenden Getriebe, auch die geringen von der Legitimität noch gestatteten Freiheiten zu verdanken, nicht fremd war. Er soll in die tiefsten Geheimnisse der Camarilla eingeweiht gewesen sein und die Correspondenz mit den spanischen Emissariats durch Vermittelung eines gewissen Perro geführt haben. Das Ministerium Willels machte große Anstrengungen, Gravier die Thüren des Palais Bourbon wieder zu öffnen, und es gelang wirklich, ihn im J. 1827 nochmals von dem Departement der Nieder-Alpen als Deputirten wählen zu lassen. Nach dem Sturze Willels trat jedoch Gravier zu den constitutionellen Royalisten, deren Sieg ihm ungewisselt schien, über und stimmte sogar für die gegen das Ministerium gerichtete Adresse. Die Julirevolution konnte also nicht umhin, ihn zu schonen, und verhalf ihm sogar zu der Stelle eines Directors der Amortisationskasse. Er gehörte nun mit ganzer Seele dem neuen Königthume und blieb eine der eifrigsten Stützen der verschiedenen nach einander folgenden Ministerien. Ohne Rückhalt verteidigte er nicht nur die gegen die Revolution gerichteten, sondern auch alle und jede Maßregeln der Regierung und die größte Willkür derselben, wodurch er sich allmählig einen so allgemeinen Haß zuzog, daß er nach der nächsten Aenderung der Dinge im Februar 1848 gänzlich auf die Seite geschoben wurde und vergessen farb. Einer seiner Gegner wagte sogar noch während Gravier's Lebzeit zu behaupten, der bekannte Ausspruch des berühmten La Bruyère, daß der Mensch jeden Schimpf, dessen er sich schuldig gemacht habe, wieder gut machen könne, sei in Beziehung auf ihn unwar und falsch *). (Ph. H. Kuhl.)

GRAVIER (Jaques), französischer Jesuit, geboren am 24. Jahr 1660, trat sehr früh in die Gesellschaft Jesu und widmete sich nach der Beendigung seiner Studien und nach Ablegung seiner Gelübde der Befahrung der Heiden. Er wurde als Missionar nach Nordamerika geschickt und drang von Canada aus zu dem kaum dem Namen nach bekannten Illinois vor. Es gelang ihm in Kurzem eine zahlreiche gläubige Herde um sich zu versammeln und man sah unter diesen wegen ihrer Unstillscheit verrufenen Wilden Beispiele von Tugend sich erneuern, welche ebenso bewunderungswürdig waren, als diejenigen, welche man in den blühenden Missionen von Canada fand. Gravier strebte mit unermüdlichem Eifer, das Christenthum unter diesem Volkstamme fest zu begründen und schrieb eine Anleitung zur Erlernung der Sprache der Illinoisen (Grammaire illinoise), welche

aber leider ebenso wenig, wie sein Bericht über den Fortgang der Mission (Journal de la Mission de l'Immaculée Conception de Notre-Dame aux Illinois. 1694.) gedruckt wurde und jetzt verloren gegangen zu sein scheint. Im J. 1700 machte er eine Reise von dem Gebiete der Illinoisen bis zur Mündung des Mississippi; bald darauf aber fiel er in die Hände noch nicht bekehrter Wilden, welche ihn so sehr mißhandelten, daß er im J. 1706 an den Folgen seiner Wunden farb. Die im J. 1705 abgefaßte Originalhandschrift der erwähnten Reise (Relation ou Journal du voyage du P. Gravier de la Compagnie de Jésus, en 1700, depuis le pays des Illinois jusqu'à l'embouchure du fleuve Mississippi à 17 lieues de sa décharge dans le golfe ou mer Mexique. 31 Seiten in Fol.) befand sich in der Bibliothek des berühmten Orientalisten Louis Mathieu Langlet und dürfte, wenn sie nicht zu Grunde gegangen ist, gewiß nicht unbedeutende Ausbeute für die geographische Forschung bieten *). (Ph. H. Kuhl.)

GRAVIER (Laurent), französischer Alterthumsforscher, im J. 1654 (oder 1657) zu Marseille geboren, fand, nachdem er in den Schulen seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, sein Beträgen an historischen und antiquarischen Forschungen, wozu er sich um so ungünstiger hingeben konnte, da seine Vermögensumstände ihm eine unabhängige Stellung sicherten. Er sammelte mit unermüdlichem Eifer Münzen und andere Gegenstände des Alterthums und hatte bald die Benutzung, sich in dem Besitze eines werthvollen Cabinets von Münzen, plastischen Werken und Gemälden zu sehen, welches er den Archäologen seiner Zeit, mit denen er überall Verbindungen anknüpfte, bei ihren Arbeiten gern zur Verfügung stellte und von denen deshalb viele ihm die Ergebnisse ihrer Forschungen widmeten. Er selbst verfaßte mehrere Abhandlungen über einzelne wichtige Punkte der alten und mittleren Geschichte der Provence, seine Bescheidenheit hinderte ihn aber, sie zu veröffentlichen, und veranlaßte ihn sogar, sie der Vernichtung zu übergeben, denn es fand sich in seinem Nachlasse keine Handschrift derselben vor. Er war auch einer der Stifter der Akademie zu Marseille, wurde aber derselben zuweilen durch die Strenge seiner Grundsätze unbenommen, indem er sie durch seinen Einfluß bindete, Gedichten, welche mehr Talent zur Poesie als Achtung vor der Moral verriethen, den Preis zuerkannt. Er farb am 9. Jan. 1717 und hinterließ einen Sohn, welcher seinem Beispiele folgte und seine größte Ehre darin fand, die von seinem Vater begonnenen Sammlungen fortzusetzen. Eine gebührende Würdigung des lobenswerthen Strebens beider findet man in Claude Terrin's Continuation des Mémoires de littérature et d'histoire von Desmolets (Paris 1726. 8. Tom. I. p. 48 seq.) abgedruckten Abhandlung über den Gott Ceriptus (Dissertation sur le Dieu Pet, divinisé par les Egyptiens), welcher durch eine alte Figur in Gravier's Ca-

*) G. Sarrut et B. Saint-Edme, Biographie des hommes du jour. Tom. III. P. I. p. 388.

*) Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus par Aug. et Al. de Roquer. Vol. VI. (Lütt. 1861. 8.) p. 190.

binet vertreten war. — Mit Laurent Gravier darf man nicht verwechseln Laurent de la Gravière, einen französischen Schriftsteller aus der Mitte des 17. Jahrh., welcher Secrétaire des Bireme de Joveuse war und eine poetische französische Uebersetzung der lateinischen Eklogen des Karmelitermönchs Giovanni Battista Spagnoli (Les Egloues de frere Baptiste Mantuan traduites en vers français avec plusieurs autres compositions françaises. Lyon 1558. 8.) nicht ohne Glück unternahm. Erwähnt mag noch werden, daß auch in neuerer Zeit ein Abbé J. Batt. Graviers, welcher im J. 1824 starb, sich als Dichter im Patois versuchte und durch ein burleskes Gedicht (Jean ou le Cousin des séminari d'Agen, poème burlesque en dus chants et en bers patois. Agen 1825. 12.) Beifall fand *).

GRAVILLE (Anne de), wenig bekannte französische Dichterin des 16. Jahrh., um das Jahr 1480 auf dem Schlosse Marcoussis (etwa vier Stunden südlich von Paris an der von Paris nach Mont Ebery führenden Straße) geboren, war die jüngste Tochter des französischen Admirals und ersten Kammersers Louis Ralet de Graviolle, welcher aus einem alten, mit dem Königs-haule und mit den Herzogen von Bretagne verwandten Geschlechte stammte und die Günst Karl's VIII. und Ludwig's XII. in hohem Grade besaß. Anne erhielt eine ihrem Stande angemessene Erziehung und lernte, da ihr Vater ein eifriger Freund der Kunst und Wissenschaft war und eine schöne Auswahl von Handschriften der vorzüglichsten Rationalwerke des Mittelalters zusammengebracht hatte, früh die Schätze der italienischen und französischen Poesie kennen, wodurch in ihr die Lust rege ward, sich selbst als Dichterin zu versuchen. Auch der romantische Inhalt der Gedichte blieb ihr nicht gleichgültig, denn sie ließ sich von dem armen Ritter Pierre de Balsac einführen, mit welchem sie sich auch sogleich vermählte. Ihr Vater, über die Keckheit des übrigens untadelhaften und mit ihm verwandten jungen Mannes und über die Undankbarkeit seiner Tochter erzürnt, hatte im Sinne, das junge Paar, obgleich es alsobald in großes Elend gerieth, zu enteubeln; Anne bewog jedoch ihren Gemahl, mit ihr eine Zuflucht bei den Mönchen von Marcoussis zu suchen und die Vermittlung derselben zur Versöhnung ihres Vaters in Anspruch zu nehmen. Die Gelegenheit dazu bot sich, als Graviolle am Charfreitage die Klosterkirche besuchte, um seine Andacht zu verrichten; er wurde durch die Ansprache des Priors gerührt und vergiß den Schuldigen, als diese plötzlich erschienen und sich vor ihm auf die Knie warfen. Er nahm sie mit sich auf das Schloß, wo sie nun ihren beständigen Wohnsitz aufschlugen und eine glückliche, mit sieben Söhnen und vier Töchtern gesegnete Ehe führten. Anne legte ihre frühere Lieblingsbeschäftigung fort und vernahmte ihr wahrscheinlich schon früher begonnenes Heldengedicht, eine freie französische

Nachbildung der "Iseide" Boccaccio's. Sie machte keine bedeutende Veränderung in dem Gange der Erzählung; aber sie wußte in den Einzelheiten ihrem Werke den Charakter der Originalität aufzubringen. Die schöne Emilia ist, wie bei Boccaccio, die Schwester der Königin Hippolyte und Gemahlin des Iseus, in welche sich zwei Kriegesgefangenen desselben verlieben. Diese entweichen dem Kerker und fechten in einem Zweikampfe um das Recht, die Geliebte zu besitzen; der eine von Emilia bevorzugte Ritter fällt im Zweikampfe, der andere wird schwer verwundet, aber nach seiner Genesung mit der Hand Emilia's beglückt. Die Situationsänderungen, welche die Dichterin in diese Erzählung verwebt, sind edel französisch und manche Schilderungen geben sogar Aufschluß über einzelne gleichzeitige Begebenheiten; überhaupt geht aus dem Werke hervor, daß die Verfasserin nicht nur in der romantischen Literatur, sondern auch in der alten und neuen Geschichte bewandert war. Jedenfalls steht ihr episches Gedicht weit über den meisten Reimereien des 16. Jahrh., und daß wirklich ein poetischer Geist in demselben walte, mag die Stelle beweisen, welche Emilia in dem Augenblicke beschreibt, in dem sie zum ersten Mal von den beiden Rittern in dem Garten, wo sie lustwandelt, gesehen wird:

Au mois d'avril, qui est telle saison
 Qui fait facheux se tenir en maison,
 Emyllia la joyeuse poelle
 Sa cotte prist par dessus son eselle,
 Délivrer son jur en plus matin
 D'aller cueillir la rousse au jardin,
 Où n'y avait que par sa chambre yssue.
 L'herbe y estoit epaisement tressue,
 Et maint oisillet rommaria, busme, rose,
 L'une fleurie et l'autre demy close.
 Au beau meilleur eult une fontaine
 De grant saave et de goust doulce et saine
 Dont les ruisseaux y faisaient maints beaulx tours
 Par ce jardin où il prenaient leurs cours
 Petito arent y faisaient murmures
 Pour embellir et le lieu decorer.
 Basniers, coppins, lauriers à grands feuillages
 Par le soleil y faisaient doulx umbrages,
 Mais pour ceulz ne laissent de venir
 Dix mille fleurs dont n'ay le souvenir.
 Bref, qui pourroit en ung si beau lieu estre,
 Plus l'aymerait que ung paradis terrestre.
 Emyllia nuds pieds, eschevelée,
 De sa chambre est en ce lieu devalée
 Sortant du lit, fuyant de l'oreiller,
 Digne pour faire ung amant travailler;
 Fort jeune d'age, en bon point et poille,
 Jamais ne fut poelle plus julle,
 Visage gay, riant et de grand chère
 Pour mettre dun de mercy à l'enchère.
 La jumble belle et têtin decouvert,
 Se vint assieoir dedens ung préau vert.
 Va se pignmant et mirant à son aise;
 Car rien ne voit qui lui nuyse ou desplaise;
 Dont pour trop mieulx embellir sa façon
 En s'ebillant disait une chanson.

Auf ihre eigenen Schwäfe und Erfahrungen scheint Anne de Graviolle anzudeuten, wenn sie ihr Gedicht mit folgenden Versen schließt:

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 353. 3. Ghr. Abtheilung, Fortsetzung zu Jocher's Gelehrten-Lexikon. Bd. II. S. 1591. J. M. Querard, La France Littéraire. Tom. III. p. 457.

Si on me respond que les hommes se vantent
D'avoir tel cas d'auger bien souvent mentent,
Et que souvent ils ont pris et usé
Ce que on leur a mille fois refusé;
Si ne l'ont dit si sans il telle myne
Qui veutent bien que on entende à leur signe
Qu'ils ont fin de propos et crédit
Dont bien souvent c'est moesteur l'escondit;
Et honte n'ont d'homme ni de Dieu crainde
De oster l'honneur par une telle crainde
S'il est ainsi il y a grant raison
De les abasser de maison en maison,
Et tous les salets lire, chanter et dire,
Falsdire, imprimer et en tous lieux escrivre,
Ain au moins que les hommes soient hommes
Ne soient chargés de si villaines sommes
Si ses propos sont tels, comme il me semble,
Homme et honneur ne peuvent être ensemble.

Der verdohnte Vater schamte nicht, seine Kinder in die große Welt einzuführen und sie am Hofe Ludwig's XII. vorzuführen. Die ebenso schöne als geistreiche Anne besaß eine Stelle als Hofdame bei der Prinzessin Claude de France, welche sich im März 1606 mit ihrem Kassen François, Herzog von Angoulême, vermählte. Als dieser nach dem Tode Ludwig's im Januar 1615 den Thron bestieg, blieb die Dichterin eine Zierde des Hofstaates der Königin von Frankreich. Auch ihr Gemahl gelangte zu hohen Ehrenstellen und war vom Jahre 1625 an Statthalter in der Provinz Auvergne. Sie selbst folgte unter allen Verhältnissen ihrer früheren Reizung und besaß sich nicht nur mit der Poesie, sondern mit den schönen Künsten überhaupt sehr eifrig. Sie ließ prächtige Handschriften mehrerer Werke berühmter Dichter anfertigen, welche zum Theil jetzt noch vorhanden sind und die Bewunderung der Kenner erregen, und in der Kirche von Marcoussis befanden sich wundervolle Ständereien von ihrer Hand. Ihrem poetischen Talente wurde die verdiente Anerkennung bei ihren Zeitgenossen, welche ihre Leistungen bei jeder Gelegenheit priesen und der bekannte Dichter Johannes Secundus (Vercard) nennt sie eine zweite Sappho und die neuere Kritik wird ihre Art und Weise am besten mit der Maro's vergleichen *).

(Ph. H. Kälb.)

GRAVIMETER (Hydrometer, Senkwaage), sind Vorrichtungen zur Bestimmung des spezifischen Gewichtes, welche sich von den Aräometern in sofern unterscheiden, als bei diesen, den Aräometern mit Skale, das Gewicht konstant, die Tiefe des Einsinkens in die zu untersuchende Flüssigkeit verändert ist, die Gravimeter (Gewichts-Aräometer) dagegen an ihrem Halse statt der Skale nur eine Marke besitzen, und daß sie durch Abänderung ihres Gewichtes, welches durch Auflegung von Massen auf eine oben am Halse befindliche schalenförmige Scheibe geschieht, in Flüssigkeiten von verschiedenem spezifischen Gewichte immer bis zu dieser festen Marke eingesenkt werden, also stets ein gleiches Volumen Flüssigkeit verdrängen. Während also für gleich große Unterschiede in den spezifischen Gewichten die Gewichtsänderungen bei

dem Gravimeter konstant bleiben, welche Werthe die spezifischen Gewichte auch haben mögen, so nehmen bei einem Skalen-Aräometer die Volumänderungen seines eingetauchten Theiles zu oder ab, sowie umgekehrt die spezifischen Gewichte ab- oder zunehmen. Da, wie schon bemerkt, bei dem Gravimeter das Volumen der verdrängten Flüssigkeit konstant ist, und da das Gewicht desselben notwendigerweise dem des Instruments gleich sein muß, so ist letzteres das Maß des spezifischen Gewichtes der Flüssigkeit. Bezeichnet daher P das Gewicht des unbelaasteten Instruments, und ist die Belastung, bei welcher es im destillirten Wasser bis zur Marke einsinkt = p, so verdrängt es ein Wasservolum vom Gewichte P + p. Bedarf es einer Belastung q, um in irgend einer andern Flüssigkeit bis zu derselben Marke unterzugehen, so ist das Gewicht des jetzt verdrängten, dem früheren gleichen Flüssigkeitsvolum = P + q, also das spezifische Gewicht dieser Flüssigkeit = $\frac{P+q}{P+p}$. Bezeichnet

demnach o das konstante Volumen von dem die zur festen Marke eingetauchten Theile des Instruments, so sind s, s', s'' die spezifischen Gewichte dreier Flüssigkeiten und P, p, q die Gewichte des in dieselben bis zur festen Marke versenkten Instruments, so ist $c = \frac{P}{s} = \frac{P}{s'} = \frac{P}{s''}$, und hieraus folgt $p - q = c(s' - s'')$, d. h.

die Gewichtsänderung, welche für das Instrument beim Uebergange von einer Flüssigkeit zu einer anderen nöthig wird, ist dem Unterschiede im spezifischen Gewichte dieser Flüssigkeiten proportional, und zwar wird sie desto beträchtlicher, je größer das eingetauchte konstante Volumen des Instruments ist.

Nach obigem Princip konstruirt namentlich Fahrenhelt sein Gravimeter und gab ihm die Gestalt eines aus dünnem Messingblech bestehenden hohlen Körpers von 5 Zoll Länge und 1,5 Zoll Dike, dessen Schwerpunkt möglichst nahe an O fällt, wesswegen unten in demselben Blei oder Quecksilber eingegeben ist, damit es bei allen Massen, die man oben auf seinen Feller legt, senkrecht zu schwimmen vermöge. Das ganze Instrument ist spezifisch leichter als die leichteste Flüssigkeit, deren spezif. Gewicht man damit bestimmen will. Wenn man mittels dieses Gravimeters das spezif. Gewicht einer tropfbaren Flüssigkeit bestimmen will, so suche man zuvor das absolute Gewicht des Instruments. Dann stelle man es in destillirtes Wasser und lege so lange Gewicht auf die am Halse befindliche schalenförmige Scheibe, bis das Gravimeter bis zur festen Marke o einsinkt. Dieses Gewicht sammt dem Gewichte des Gravimeters ist zugleich das Gewicht eines dem eingetauchten Theile des Instruments gleichen Volums Wasser. Dann tauche man das Gravimeter in die zu untersuchende Flüssigkeit und bemerke, wie viel Gewichte in das Schälchen gelegt werden müssen, bis es in dieser zu o eintaucht. Die Gewichte im Schälchen sammt dem absoluten Gewichte des Gravimeters geben das Gewicht eines dem eingetauchten Theile des Instruments gleichen Volums der zu unter-

*) Vergl. Le Tour de Binck in dem Monitor von 1849, 10 Jan., p. 2087 seq.

suchenden Flüssigkeit. Wie sich nun das Gewicht eines gleichen Volums Wasser und der zu untersuchenden Flüssigkeit zu einander verhalten, so verhält sich $1 : x$, dem specif. Gewichte dieser Flüssigkeit. Wiegt z. B. das Instrument 1000 Gran, und braucht, um bis c einzutauchen, 314 Gran, also beide Gewichte zusammen = 1314 Gran. Um in der zu untersuchenden Flüssigkeit bis a c einzutauchen, muß man das Schälchen legen 45 Gran, und beträgt daher dieses Gewicht sammt dem des Instruments = 1065 Gran. 1314 und 1065 sind also die absoluten Gewichte gleicher Volumen von Wasser und der zu untersuchenden Flüssigkeit; folglich $1314 : 1065 = 1 : 0.810$, dem specif. Gewichte der letzteren.

Allgemeiner anwendbar als das Fahrenheit'sche Gravimeter ist das von Nicholson construirte. Sein Zweck ist, nicht nur das specif. Gewicht von Flüssigkeiten, sondern auch das fester Körper zu bestimmen. Sein Vorbild ist allerdings ebenfalls das Fahrenheit'sche Instrument, obgleich der Umstand, daß es auch zur Bestimmung fester Körper dient, seine wesentliche Verschiedenheit von diesem ausmacht. Zu letzterem Ende trägt das Instrument unten an einem Bügel eine Schale. Will man mit demselben das specif. Gewicht eines festen Körpers finden, so legt man diesen oben auf die Schale und nimmt so viel von den Gewichten, die das Gravimeter im reinen Wasser zum Untersinken gebraucht hatte, fort, daß das Instrument wieder den normalen Stand einnimmt. Diese Gewichte geben das absolute Gewicht des Körpers, in der Luft gezogen, an. Dann legt man den Körper in die untere Schale, wo er so viel an seinem Gewichte verliert, als das Gewicht der von ihm verdrängten Wassermasse beträgt. Wie viel dies ist, sieht man, wenn man in die obere Schale wieder Gewichte zulegt, bis das Gravimeter bis zur Marke einsinkt. Mit dem Gewichtsverluste dividirt man dann in das absolute Gewicht des Körpers und findet dadurch sein specif. Gewicht. Wiegt man z. B. das Instrument mit der Belastung, mit welcher es im Wasser bis zur Marke untersteht, $P + p$, nach Auslegung des Körpers auf die obere Schale, aber sei nur noch das Gewicht r auf derselben, so wiegt der aufgelegte Körper $p - r$. Legt man ihn auf die untere Schale, so muß man oben wieder ein Gewicht q zulegen, folglich ist das specif. Gewicht $P - r$.

Man hat also hierbei eigentlich gar nicht nöthig, das Gewicht des Gravimeters selbst zu kennen. Die Körper desselben werden von Messingblech gefertigt, doch sind häufig gläserne vorkommt, weil sie vom Wasser besser benutzt werden. Das Nicholson'sche Gravimeter genährt große Genauigkeit und ist namentlich früher zur Bestimmung des specif. Gewichtes von Mineralien benützt worden. Ihm ähnlich ist das Guyton de Mourgues'sche Gravimeter, das von Tralles und die von Bismarck und Baumgartner, sowie Charles' Hydromètre thermométrique und Aréomètre-halance. Sämmtliche werden gegenwärtig nur selten, nur in besonderen Fällen, z. B. auf Reisen und wenn eine schnelle Bestimmung

verlangt wird, gebraucht, und stets gibt man dem Nicholson'schen Instrumente den Vorzug. Mittels einer guten Waage, die ohnedies in den Händen eines jeden Chemikers und Mineralogen sein muß, läßt sich, mittels einer kleinen Flüssigkeitsvorrichtung, das specif. Gewicht ebenso schnell und noch mit größerer Genauigkeit bestimmen.

Das Salen-Ardometer ist ein hohler, entwehrt gleichförmig cylindrisch oder kugelig, unten mit einem Senker, oben mit einer Salenröhre versehener Körper, der in die zu untersuchende Flüssigkeit wie ganz untertaucht, sondern darin freitragend schwimmt muß. Sein Gebrauch beruht auf dem hydrostatischen Grundsatz, daß ein schwimmender Körper von unveränderlichem Gewichte in leichteren Flüssigkeiten tiefer und in schwereren Flüssigkeiten weniger tief eintaucht, und daß der Kubinhalt des eingetauchten Theiles desselben sich umgekehrt wie das specif. Gewicht der Flüssigkeit verhält. Den Grad des Eintauchens zeigt die an der Röhre angebrachte Skala. Die wichtigsten und bekanntesten solcher Salen-Ardometer sind die von G. G. Schmidt, Tralles, Barré d'Orléans, Delezenne, Richter, Bed, Baumé und Garrier, Gay-Lussac, Wrisner u. A. Sie heißen, je nach ihrer Bestimmung, Alkoholorometer, Branntweinmesser, Weinmesser (Densimeter), Bierwaage, Milchmesser (Galactometer und Lactometer), Zucker-, Saug-, Salmeter, Salmeter, Salzspindel, Gradirwaage, Säuremesser u. s. w. (C. Reinhardt.)

GRAVINA, berühmtes Adelsgeschlecht Siciliens, aus dem unter andern die Fürsten von Comitini, Montevago, Rammacca, Palagonia, Crussalis und Gravina entsprossen sind. Man darf dasselbe nicht, wie öfters geschehen ist, mit den im Römischen und Neapolitanischen begüterten Herzogen von Gravina verwechseln. Letztere führten den Titel von ihrem Lehen Gravina im Gebiete von Bari: ursprünglich Eigenthum alter normannischer Grafen, dann eine Zeit lang im Besitze des Vizegrafen Riccardo Drifini, Grafen von Arpalena und Janie, hernach in der Hand einer Linie der Montmorency und anderer Geschlechter, bis es 1417 als Grafschaft an Francesco Drifini aus dem Hause Bracciano vergraben ward. Dessen Sohn Jacopo wurde 1463 erster Herzog von Gravina; gegenwärtig führt diesen Titel (seit dem 3. Nov. 1824) Domenico Drifini, geb. 23. Nov. 1790, Generalleutnant, zweiter Fürst des römischen Stuhls und 18. Herzog von Gravina, vermählt 6. Febr. 1823 mit Maria Eugenia, Tochter des Fürsten Giovanni Terlonia, Herzogs von Bracciano. Aus ihrer Ehe leben drei Töchter: Giacinta (geb. 7. Jan. 1825, verm. 2. Oct. 1842 mit Graf Augusto Gori-Bannilini), Teresa (geb. 1. Febr. 1835, verm. 2. Oct. 1853 mit Fürst Enrico Colonna-Varcerini) und Beatrice (geb. 27. Juli 1837, verm. 22. Febr. 1857 mit Marquese Urbano Sacchetti) und der einzige Sohn Don Filippo, geb. 10. Dec. 1842 (vergl. den Artikel Orsini Sect. III. Bd. VI. S. 92—95).

Die sicilianischen Gravina leiten ihre Ursprung aus Spanien her; wenigstens scheinen mir die urförmlichen Nachweise Francesco Barone's zuverlässiger, als eine vage Angabe Villabianca's, der sie mit den oben erwähnten normannischen Grafen von Gravina in Verbindung zu

bringen sucht. Nach Barone stammt das Geschlecht „los Gravines“ aus Valencia, und sollen sich einzelne Mitglieder derselben bei den Kämpfen gegen die Mauren hervorgethan haben. Mit König Martin dem Jüngeren kam zuerst Nino Gravina, königlicher Secretair, nach Sicilien hinüber; er ist der Stammvater aller dort blühenden Linien. Sein Sohn Jacopo stand sowohl bei König Martin, als auch bei dessen Nachfolgern in hohem Ansehen; am 28. Mai 1403 ward er zum königlichen Secretair ernannt und einige Jahre später in diesem Amte beschäftigt. Dazu kamen bald reichliche Einkünfte. Im Verein mit der Königin Blanca verließ König Martin der Ältere zu Catania am 2. Mai 1410 wegen der trennen Dienste, die „sein geliebter Rath und Secretair,“ Ritter Jacopo de Gravina, dem jüngern Martino und der Königin Blanca geleistet, sowohl in Sicilien, als auch im Königreiche Ardenen, „wohin er auf eigene Kosten mit Waffen und Kesseln den jungen König begleitet, und wo er sich nicht nur in der Schlacht gegen die Sarden, sondern auch nachher große Verdienste erworben hat,“ auf 20 Jahre den Fleden Palagonia mit Burg und Zubehör und voller Jurisdiction in Civil- und Criminalsachen. Acht Tage später (10. Mai 1410) ward ihm gleichfalls Belmonte verliehen. Auch dem nachfolgenden Könige, Alfonso von Aragon, war er in ununterbrochener Treue zugeban; hauptsächlich seiner Tapferkeit verdankte Alfonso 1429 die Unterdrückung eines jüngst in Ardenen ausgebrochenen Aufstandes. Zum Lohn dafür ward ihm am 16. Febr. 1430 die Ritterwürde bezeugt, und zugleich fiel in dem nämlichen Jahre ersehntes Privileg über Palagonia und Belmonte auf ewige Zeiten ausgedehnt. Die Wahl der jährlichen Beamten in Palermo wurde ihm anvertraut; er erbat eine Zeit lang unter dem Titel eines „maestro razionale“ (Finanzminister) mit fast viceköniglicher Macht auf der Insel. Erbe seiner Güter und seiner Thätigkeit war sein Sohn Carlo, der 1453 die Lehen empfing und zu denselben mit seiner ersten Gemahlin Agata Moncada noch die ausgebreitete Baronie S. Michele erwarb. Als im J. 1485 die Inseln Sicilien mit einer Landung bedrohet, ward zufolge Parlamentsbeschlusses vom 15. Jan. der Baron von Palagonia, königlicher Rath, zu einem der Befehlshaber ernannt, welche alle erforderlichen Vorkehrungen zur Sicherung der Insel gegen den Erbfeind treffen sollten. Carlo starb vor 1490 und hinterließ aus erster Ehe den Vassallo, Baron von Belmonte und S. Michele, aus zweiter den Girolamo, von dem hernach Vassallo schloß sich gleichfalls eng an sein Königs Haus an; mit 50 Mann half er dem großen Capitain Gonzalvo de Cordoba bei der Eroberung Neapels; sein ward dafür am 28. März 1502 in Briefen des Hernando de Cordoba von Ferdinand dem Katholischen aufs Rühmlichste erwähnt, und noch Philipp IV. gedankt seiner in dem für Girolamo, Baron Gravina, ausgetheilten Fährten-diplome von 1644 in ehrenvollster Weise. Er hinterließ drei Söhne, unter ihnen den Antonino, Baron von Gangara. Ein wackerer Kriegermann, wie seine Ahnen, aber gewaltiam, wie ein Raubritter, versiel er oftmals

in den Bann wegen arger Vergehen, ward aber durch ein Rescript Karls V. vom 27. Jan. 1531 vollständig rehabilitirt; mit 500 leichbewaffneten Kriegern hatte er sich in den neapolitanischen Wirren hervorgethan, namentlich bei Melfa, sodas der Vicekönig, Herzog von Montecore, schon 1528 ihn vor allen andern Baronen des Landes würdig genannt hatte; der Graf von Borsello, Montecore's Sohn, schreibt dem Vassallo sogar: „Te duce, nihil proprus timendum, nihil omnino desperandum.“ Seine Linie erstreckt sich; Gemahlin von S. Michele heirathete ihren Verwandten Sancto Gravina, Sohn des ersten Marsches von Francosante, und brachte ihm die Besitzung ihres Zweiges zu.

Dauernd ward das Geschlecht fortgesetzt von Vassallo's Bruder Girolamo, Baron von Palagonia. Derselbe erwarb 1480 Rammacca, das vordem (seit 1388) Giorlando di Rodica und dessen Erben besessen, verkaufte es am 17. Juli 1506 an Sebastiano Scalambro unter der Bedingung des Rückkaufs, der auch bald erfolgte und schenke es endlich am 4. März 1517 seinem Erstgeborenen Giovanni. Außer demselben hinterließ er noch zwei andere Söhne: Vincenzo und Girolamo. Letzterer trat frühzeitig in den Johanniterorden, in dem er es bald zur Würde eines Comthur brachte; als Malta 1551 die türkische Belagerung aushalten mußte, ward er zum Befehlshaber der Altstadt (Città notabile) ernannt. Er wehrte sich dort tapfer und ward zum Lohn seiner Dienste zum Großkreuz des Ordens erhoben; als solcher starb er auf Malta.

Sein Bruder Vincenzo wurde 1530 von Karl V. zum Gouverneur von Catania ernannt und 1552 und 1554, nachdem er noch manche andere angesehene Aemter bekleidet, aufs Neue mit derselben Statthaltertschaft betraut. Im J. 1553 ertheilte ihm der Vicekönig Juan de Vega auf Befehl des Kaisers die Ritterwürde; in seinem prächtigen Palaste zu Catania hatte er den Vega im J. 1552 beherbergt; dort war damals ein feierliches Parlament abgehalten worden. Sein Sohn Ferrante und sein Enkel Carlo setzten sein Geschlecht in Catania fort; da mir indeß über ihre Nachkommenschaft nur zerstreute Notizen vorliegen, so wende ich mich zunächst zu Giovanni, dem Stammhalter des Geschlechtes. Am 23. Febr. 1519 ward er mit Rammacca belehnt; daneben war er Baron von Palagonia und empfing am 16. Aug. 1530 von Karl V. die Ritterwürde. Vermählt mit einer Dame aus dem Hause Crumlas, hinterließ er den Girolamo. Dieser diente unter Karl V. und Philipp II., als Statthalter von Agosta 1548, Melfa 1554 und 1555, als Gouverneur von Catania 1554 und 1560, von Syracus 1573 u. s. f. Zum Lohn seiner Thätigkeit ward er am 2. Juni 1564 zum ersten Marschese von Francosante erhoben; letzteren Ort hatte er mit seiner ersten Gemahlin Contessa Moncada, Ferrante's und der Diana d'Albano Tochter, erworben. Aus dieser Ehe entsproß Ferrante, Baron von Palagonia und zweiter Marschese von Francosante, von dessen Nachkommen unter C. In zweiter Ehe mit Leonora Isler und Gerolamo ward er Vater des Fabrizio, von dem unter A., des Ritters

Sancio, von dem unter B., des Igo (geb. 1570, gest. 24. Aug. 1688) und der Francesca, die sich am 10. April 1597 mit Francesco Agliata, erstem Fürsten von Bislafranca, Herzog von Sala di Paruta (gest. 1637), vermählte.

A. Linie Fabrizio's (Fürsten von Gravina).

Fabrizio ward 1594 in kriegerischen Zeiten zum Statthalter von Catania, 1624 zum Gouverneur von Palermo, wo die Pest gerade wüthete, ernannt, und 1627 als Deputirter zum Parlament ebenfalls entboten. Vermählt mit seiner Nichte, Ferrante's Tochter, hinterließ er zwei Söhne — drei andere Kinder starben jung — Francesco und Ferrante. Girolamo, des ersten Sohn, kaufte am 30. Jan. 1646 von dem Fiskus die Lehen delle Biache und S. Giovanni di Palermo, in der Valle di Demone, Diöcese von Catania, welche damals 208 Feuerstellen mit 768 Einwohnern umfaßten. Dieser Grundbesitz erhielt den Namen Fürstenthum Gravina, indem Girolamo bereits durch Privileg vom 25. Nov. 1644 (resp. 5. Juni 1645, von welchem Tage die Escutoria datirt) zum 1. Fürsten von Gravina erhoben war. Er war wiederholt Deputirter zum Parlament, Prätor in Palermo 1659, 1668, 1670 und starb 1673. Seine erste Ehe mit Antonia Grassa e di Boiogna, Schwester des 1. Fürsten von Bariana, blieb kinderlos; aus der zweiten mit Leonora Gravina e Guffia stammte Marianna, die am 9. Nov. 1673 mit dem väterlichen Fürstenthume belehnt ward und den Giuseppe Baiguarnera, Sohn des 3. Fürsten von Baiguarnera, Prätor und Capitain in Palermo, heirathete. Derselbe ward für sich und seine Gemahlin am 25. Oct. 1686 aus Reue mit dem Fürstenthume belehnt, starb aber bereits am 19. Nov. 1699. Seine Nachkommen, die Fürsten von Baiguarnera und Gangi, erben aus Gravina; als sein Haus 1841 mit Girolamo's Erlösche, fielen Güter und Titel an Giuseppe Agliata, 7. Fürsten von Bislafranca und Gemahl der Erbtochter Agata Baiguarnera.

B. Linie Sancio's.

Ritter Sancio heirathete mit seiner Verwandten Camilla Gravina die Barone S. Michele und hinterließ von derselben den Girolamo Michele, von dem unter II., und den Emmanuele, von dem unter I.; aus seiner zweiten Ehe mit einer Matamone stammten Cosanza, Baronin von Mazzarone (belehnt 6. April 1627; verm. mit einem Bonanni von Poggibianca), und Leonora, die den Antonio Requesens, 3. Fürsten von Pantellaria (gest. 1688) heirathete. Vermuthlich war auch Domenico Diavio Gravina von Trodo ein Sohn Sancio's aus zweiter Ehe; ihm folgten in seiner Barone sein Sohn Sancio (belehnt 23. März 1673) und seine Enkelin, Gemahlin des Mario Buttigliari, bei dessen Hause dieselbe verblieben ist.

I. Zweig Emmanuele's (Fürsten von Comitini).

Emmanuele, Sancio's jüngerer Sohn, ward mit der Barone Scordia-soprana abgefunden, zu der er

nach am 19. Nov. 1639 St. Agata erwarb; mit beiden ward nach seinem Tode am 12. Febr. 1664 sein ihm von einer Spinelli geborener Sohn belehnt. Derselbe (I.) Michele I. kaufte am 26. April 1672 von Carlo Mariata e Bellacore die Barone Comitini in der Valle di Mazzara, Diöcese von Girgenti, einst Eigenthum der Glaromonte, Abbate, Moncada und anderer alten Geschlechter, mit 208 Feuerstellen und 618 Seelen, und empfing die Belehnung dafür von Karl II. am 27. Sept. desselben Jahres. Am 10. Febr. 1673 erhob ihn der nämliche König durch Privileg (Escutoria vom 4. Juli) zum 1. Fürsten von Comitini. Seine Barone Scordia-soprana trat er bereits 1671 seinem Erbgeborenen (aus seiner Ehe mit Albina, Tochter des Antonio Perremuto und der Maria Ruffo) (II.) Emmanuele Agolino ab und überließ denselben auch kurz vor seinem 1690 erfolgten Tode sein Fürstenthum. Er selbst machte am 24. Oct. 1690 sein Testament, nachdem der Sohn bereits am 8. Sept. die Zurechtstellung empfangen hatte. Vermählt mit Isabella Gaetani aus dem Hause der Fürsten von Cassaro, erzeugte er den Michele, der am 8. Oct. 1691 mit der Barone Ramione belehnt wurde, aber vor dem Vater starb. Dieser setzte daher in seinem vom 2. Febr. 1704 datirten Testament zum Erben seinen jüngern Bruder (III.) Ferrante ein, welcher nach seinem Absterben am 24. Jan. 1707 mit Comitini belehnt ward und die Antonia Gravina, eine Tochter des 1. Fürsten von Rammacca, zur Gemahlin hatte. Aus dieser Ehe stammten: Giuseppe, Gemahl des Pompeo Interlandi, 2. Fürsten von Bellaprima (gest. 1757), Anna Maria (gest. 2. Oct. 1790), die zuerst den Antonio Cosianna, 5. Fürsten von Lacari und Torretta und Herzog von Niviano (gest. 22. Nov. 1750), in zweiter Ehe dem Giuseppe Emmanuele Ruffo, 8. Fürsten von Castelforte und Herzog von Gelsibiaci (gest. 26. Sept. 1785), heirathete, und (IV.) Michele II., 4. Fürsten von Comitini, Baron von Sta. Maria di Altomonte, Scordia Soprana, Ramione, S. Giacomo und St. Agata durch Belehnung vom 23. Febr. 1721. Er war Capitain in Palermo 1750, heirathete in erster Ehe Girolamo Gravina aus dem Hause Montevago (gest. September 1753), in zweiter am 12. April 1757 Marianna Ruffo aus dem Hause Castelforte und starb am 26. Oct. 1777. Aus seiner ersten Ehe stammte neben einer Tochter Marianna (geb. 1748, Nonne) der Sohn (V.) Salvatore, belehnt am 20. Jan. 1778 und am nämlichen Tage vermählt mit Vittoria Colonna, Tochter des 3. Herzogs von Casar (geb. 1747); aus der zweiten Uppolita, welche am 22. Oct. 1778 den Pietro Papè e Boiogna, 6. Fürsten von Vaidina, heirathete, und (VI.) Giuseppe, der bei des Bruders Lebzeiten den Titel eines Fürsten von Altomonte führte und nach dessen kinderlosem Absterben 6. Fürst von Comitini wurde. Er heirathete 1796 Maria Teresa Requesens, Tochter des 8. Fürsten von Pantellaria, und hinterließ von ihr (VII.) Michele III., Fürsten von Altomonte 1827, nach des Vaters Tode (um 1835) Fürsten von Comitini, der gegenwärtig noch lebt als Wittwer von der Marchesa Marianna Ruffo.

II. Zweig Girolamo Michele's.

Girolamo Michele erbt die väterlichen Baronie S. Michele und Rammacca und ward in seiner Ehe mit Antonia, Tochter des Girolamo Gioeni, Marschese von Cassibile, dessen Mutter selbst eine Gravina war, Vater des Giovanni und Ottavio, die in zwei Linien das Geschlecht fortpflanzten.

1) Zweig Giovanni's (Herzoge von S. Michele und Fürsten von Montevago).

(I.) Giovanni I. ward am 20. April (Euseb. vom 5. Juli) 1625 zum 1. Herzoge von S. Michele erhoben. Er vermählte sich zuerst mit Giovanna Bonanni e Roncaba, 2. Fürstin von Linguagrossa; da dieselbe indessen kinderlos starb, ging dieses Fürstenthum auf ihren jüngern Bruder Giuseppe über, dessen Nachkommenschaft vor wenig Jahren mit dem 13. Fürsten Eusebio Bonanni e Raffelli erloschen ist. Des ersten Herzogs von S. Michele zweite Gemahlin Lucia Migliaccio e Marullo, Tochter des 1. Fürsten von Baiucina, gehor außer der Eleonora, welche den Rutilio Scrotta, 1. Fürsten von Montevago (gest. 1666), heirathete, den (II.) Girolamo Michele, Herzog von S. Michele durch Beilehnung vom 3. März 1662 und Gemahl der Caterina Requesens e Gravina, einer Tochter des 3. Fürsten von Pontelara. Deren Tochter Lucia ward zuerst zweite Gemahlin des Ignazio II. Gravina, 4. Fürsten von Balagonia, dann des Girolamo Branciforte, 2. Herzogs von Branciforte (gest. 1715). Der Sohn (III.) Giovanni II., Herzog von S. Michele seit dem 6. Febr. 1668, vermählte sich mit seiner Cousine Girolama Scrotta, welche nach ihres Bruders Saverio frühem Tode 3. Fürstin von Montevago ward und im Alter von 75 Jahren am 11. Jan. 1739 starb. Durch diese Ehe kam das Fürstenthum Montevago (in der Valle di Magera, Diöcese von Vigonza) mit drei Lehen: Gipponei, Adrigna und Terrano, 361 Häusern und 971 Seelen an das Haus Gravina. Giovanni II. empfing für sich und die Seinen die Beilehnung am 17. Dec. 1668, befehligte ein Reitergeschwader unter Philipp V. und ward von demselben am 30. Mai 1721 zum Grafen von Spanien 1. Classe erhoben. Er starb am 10. Febr. 1736. Von seinen Söhnen ward Giovanni (geb. 13. Juni 1691, gest. 18. April 1755) am 9. Aug. 1753 zum Bischof von Viterbo ernannt; Michele starb am 2. Juli 1759; Saverio ward Militär; (IV.) Girolamo I. empfing am 1. Nov. 1716 durch Gession seiner Mutter das Fürstenthum Montevago und am 27. Febr. 1740 nach des Vaters Tode die Investitur mit S. Michele. Kammerherr des Königs und wiederholt Deputirter zum Parlament, starb er am 9. April 1751 zu Palermo und ward in der Kapelle der Familie Scrotta in der Dominikanerkirche Sta. Rita beigesetzt. Aus seiner Ehe mit Caterina Roncaba e Bentimiglio, Tochter des 7. Fürsten von Paternò, entsprossen: Giovanni III., von dem hernach, Girolamo (gest. September 1753), Gemahlin des 4. Fürsten von Comitini, Stefania (gest. 8. Dec. 1791), Gemahlin des Francesco Duto, 5. Fürsten von S. Bartolommeo und

Herzogs von Sperlinga (gest. 22. Juni 1780), und Emanuele. Letzterer war sein älterer Bruder von seinen Töchtern am 2. Sept. 1758 den eines Marschese von Sta. Elisabetta ab, der ihm auch am 20. Febr. 1759 befehligt wurde. Da derselbe indessen schon am 22. Jan. 1762 kinderlos starb, fiel das Marschesat an die Hauptlinie zurück, die es 1785 an Giuseppe Merlo e Duci (gest. 1801) verkaufte. (V.) Giovanni III. wurde am 8. Juli 1752 mit den Gütern seines Hauses, zu denen auch die Baronien Ganzaria und Salsetta gehörten, belehnt; er vermählte sich mit Leonora Napoli e Montapert, Tochter des 6. Fürsten von Resuttano, einer durch ihre Gallerien bekannten Dame (gest. 25. April 1799), und starb 1807, nachdem er bereits 1782 sein Fürstenthum an seinen Erstgeborenen Girolamo II. abgetreten hatte. Seine jüngern Söhne waren: Federico, von dem hernach; Pietro (geb. 26. Dec. 1749), Erzbischof von Nida in partibus, dann Cardinalsekreter den 8. März und Erzbischof von Palermo am 23. Sept. 1816, ein wackerer, gelehrter Kirchenfürst, gest. 6. Dec. 1830; Benedetto (geb. 3. Mai 1753), geistlich unter dem Namen Gabriele Maria, königlicher Capellano maggiore und Erzbischof von Meitene in partibus, gest. 18. April 1840; Bettinghieri, geistlich, und Michele, Katteler. (VI.) Girolamo II., 6. Fürst von Montevago durch Gession seines Vaters, empfing am 2. Juli 1782 die Lehen, starb aber lange vor jenem am 5. Oct. 1787, aus seiner am 23. Juni 1773 geschlossenen Ehe mit Bellegia Griseo e del Bosco, Tochter des 7. Fürsten von Partanna, die Eleonora (geb. April 1774, verm. 21. April 1793 mit Giovanni Battista IV. Gelsio, 9. Marschese von Sta. Grece), die Teresa und den Salvatore (geb. den 24. Sept. 1782) hinterlassend. Da letzterer bei des Vaters Tode noch unmündig war, übernahm der Großvater auch Neue die Verwaltung der Güter, und erst nach dessen Ableben ward (VII.) Salvatore 7. und letzter Fürst von Montevago. Er empfing die Lehen am 14. Febr. 1808 und vermählte sich mit Giuseppe Bonanni e Roncaba, Tochter des 9. Fürsten von Roccafortia, hatte aber das Unglück, seine einzige Tochter Bellegia (geb. 1820, gest. 7. Juli 1837) in blühendster Jugend zu verlieren. Er selbst starb in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts ohne legitime Erben, und ist mit seinem Tode das Haus Gravina von Montevago erloschen. — Federico (geb. 2. Sept. 1756), Giovanni's III. jüngster Sohn, galt wegen der intimen Beziehungen, in denen seine Mutter zu König Karl III. standen, und der Gunst, deren er bei diesem Monarchen genoß, allgemein für einen königlichen Vorkad. Seine Studien begann er in Rom, vervollkommnete sich dann auf der Marine-Academie zu Gadir und zeichnete sich zuerst unter dem Admiral Barcelo gegen die Piraten von Alger ab. Trotz seiner Jugend erhielt er bald das Commando über zwei Fregatten, mit denen er die spanischen Küsten gegen die Barbarenellen sicherte. Unter den Admiralen Corroba und Magarredo that er sich hernach rühmlich hervor; 1793 befehligte er unter Rangara eine Division und hernach die spanische Flotte vor Toulon; bei der Einnahme des Forts Baron durch

die Republikaner am 1. Oct. trug er eine Wessur davon. Im Mai 1794 sollte er das von Dugommier belagerte Collioure entsetzen, kam aber zu spät, da sich das Fort schon ergeben hatte; dagegen wehrte er heldenmüthig der Franzosen Angriff auf Roses ab und ward zum Lohn seiner Dienste zum Contre-Admiral ernannt. Nach dem besetzten Frieden ward er auf Antrag des ihm persönlich bekannten Godey wegen „geheimer Intriguen“ in Untersuchung gezogen und blieb eine Zeit lang eingekerkert; doch bald erlangte er seine Freiheit wieder und wurde zum Vice-Admiral befördert. Als solcher befehligte er 1802 die spanische Flotte, die gegen Gattin zugleich mit den Franzosen operiren sollte; 1804 war er außerordentlicher Gesandter Spaniens in Paris; bei Napoleon's Krönung fungirte er als Vertreter der Königin von Girtien. Im folgenden Jahre ward er zum Generalcapitain der spanischen Flotte ernannt, die damals zu dem französischen Geschwader des Admirals Duroc de Villeneuve in den Gewässern von Cadix stieß. Ursprünglich nach den Anstößen bestimmt, traf die Flotte am 20. Oct. auf die englische Flotte des Trafalgar; Gravina kämpfte wie ein Held, ward aber bald schwer verwundet, worauf eine völlige Niederlage erfolgte. Mit Wunde rettete er sich unter dem bestigsten Sturme nach Cadix, wo er im Februar 1806 seinen Wunden erlag¹⁾.

2) Zweig Ottavio's (Häufen von Ramacca).

Ottavio erbt von dem Vater die alte Familienbarone Ramacca (in der Valle di Roto unweit Castiglione) mit etwa 300 Seelen; er empfing die Erben am 6. Oct. 1641 und hinterließ von Giordanna Crivellus den (I.) Sancio, der am 7. Oct. (Eosc. 3. Dec.) 1688 zum 1. Fürsten von Ramacca erhoben ward. Er vermählte sich mit Rosalia, Erbtochter des Gaspard Sarzana, Barons von Rantoli und Marabino; er besaß zugleich das Lehen Rancione, das er am 14. Dec. 1668 gekauft hatte. Am 6. Dec. 1681 machte er sein Testament und starb 1694. Aus jener Ehe entsprossen (II.) Ottavio I., von dem hernach, Antonia, Gemahlin des 3. Fürsten von Comitini, und Perna, die zuerst den Ignazio Gaetani, dann den Giuseppe Lancelotto, 3. Fürsten von Rimefalato (gest. 7. Nov. 1751) heirathete. Wahrscheinlich ging Sancio hernach noch eine zweite Ehe mit einer Crivellus ein, Erbin der Baronin Mancipa und Passaforte. Aus derselben stammte Domenico Antonio, befehlt mit Buterno am 20. Febr. 1717, mit Mancipa am 31. Juli 1720, zum Grafen von Gravina 1720 erhoben; doch erhielt letzterer Titel nicht die Exeutoria. Er starb 1742, ohne Kinder von Pietra Ugo e Perramuto (gest. 13. Febr. 1769) zu hinterlassen; seine Erbin ward seine Schweser Grazia, vermählt an An-

tonio Montele, jüngeren Sohn des 5. Herzogs von Castrofilippo und befehlt mit Buterno am 12. Aug. 1743. Ihr Sohn Giuseppe führte den Titel eines Grafen von Gravina und starb 1760, in seiner Ehe mit Anna Bellarota e Marino (verm. 19. März 1748, gest. 7. Oct. 1788) Vater des Grafen Giuseppe Antonio von Gravina, welcher im Februar 1786 sich mit Veronica Giallegre e Parisi vermählte. (II.) Ottavio I., seit dem 19. Jan. 1671 Baron von Rantoli, ward am 23. April 1694 mit Ramacca befehlt; er war Deputirter zum Parlament und starb 1732. Als Schriftsteller hat er sich im aethischen Fach versucht und 1706 zu Palermo „Il conforto degli afflitti, esercizi spirituali divisi in VII missioni che si fanno nella real cappella de' Bianchi che ricordano i condannati“ veröffentlicht. Seine Gemahlin Anna Antonia Fatina e Vassilotta, Tochter des 2. Marschalls von Madonia, gebar ihm den (III.) Bernardo, von dem hernach, Ferdinando (geb. December 1708), einen ausgezeichneten Juristen (gest. 19. Mai 1793), Luigi (gest. 22. Febr. 1786 in geistlichem Stande), den Ottavio und Giuseppe Maria, beide Mitglieder des Jesuitenordens. Der letztere namentlich that sich durch große Gelehrsamkeit und Frömmigkeit so sehr hervor, daß er zum Generalpräfecten des Jesuitencollegii (Carolium) in Palermo ernannt wurde; von seinen Schriften sind zu nennen: *Jesuita rito institutus piis exercitationibus S. P. Ignatii de Loyola, partes II.* (Panormi 1746. 12.); *Conclusiones theologico-critico-ethicae de usu et abusu opinionis probabilis* (ebenda 1752. 4.); *Ratio tradendae philosophiae in scholis provinciae Siculae S. J.* (ebenda 1754. 4.); *Trattamenti apologetici sul probabilismo*, tomi III. (Palermo 1755. 4.); *Conclusiones polemicae de quinque Jansenianorum erroribus in haereses vergentibus* (ebenda 1755. 4.); *Novena a preparare il cuore al bambino Gesù* (ebenda 1760. 4.) und andere, zum Theil Uebersetzungen aus dem französischen des Vaters Croiset. Sein Bruder (III.) Bernardo ward als 3. Fürst am 21. Dec. 1732 befehlt; er war königlicher Kammerherr, Deputirter zum Parlament und 1735 Capitain von Palermo. Vermählt mit Stefania di Bologna e Reggio, Tochter des 4. Fürsten von Camporeale, starb er am 18. Febr. 1769 und hinterließ außer dem Giuseppe (geb. 1728, Rantieri) den (IV.) Ottavio II., befehlt am 15. Febr. 1770, gest. 29. März 1773. Seine Witwe Maria Teresa Galetti e Corvina, Tochter des 5. Marschalls von Sta. Marina, heirathete in zweiter Ehe am 10. Juli 1776 den Francesco Paolo Speciale und starb am 25. Febr. 1795. Ihr Tochter erster Ehe, Marianna, wählte den geistlichen Stand, der einzige Sohn (V.) Francesco I., befehlt am 22. März 1773, starb noch vor der Mutter am 23. Juli 1785. Er hatte sich am 13. Nov. 1775 mit Wadalenza Fiangiari (geb. 1760) vermählt. Diefelbe erbt nach ihres Vaters Christoforo Ricarde Tode 1808 das Fürstenthum Sta. Flavia, empfing die Bezeichnung damit am 5. März 1809, trat jedoch diesen Titel am 11. März 1811 an Giulio Cesare Benso e Marin, 8. Herzog von

1) Finc. Castelli, Princ. di Torremuzza, Memorie di Ferdinando Gravina. Palermo 1810. 8.; *Gius. Euseb. Ortolani*, Biografia degli uomini illustri della Sicilia. Tom. II. Napoli 1818. 4.; *Gius. Bozzi*, Le todi de più illustri Siciliani trapassati nei primi 45 anni del secolo XIX. Tom. I. Palermo 1802. 8.; *Nouvelle biographie générale par Hoefer*. Tom. XXI. Paris 1867. 8. p. 753–756.

Berdura (geb. 1759, gest. 1829), ab, dessen Enkel Giulio Cesare Benso e Sanmarino gegenwärtig diesen Titel führt. Der Erbin von Sta. Glavia Seba (VI.) Ottavio III. (geb. 3. Febr. 1782) hinterließ aus seiner Ehe mit Marianna di Bologna e Montapert, Tochter des 6. Fürsten von Camporeale (verm. 30. März 1796), eine Tochter (geb. 2. Jan. 1797) und (VII.) Francesco II. (geb. 19. Jan. 1800; Pair 1848), dessen Sohn (VIII.) Ottavio IV. der jetzige Fürst von Rammarca ist.

C. Linie Ferrante's von Palagonia.

Ferrante folgte dem Vater in der Baronie Palagonia und als 2. Marschese von Francofonte; er war Ritter und lebte 1597 in der Ehe mit Beatrice Gioeni, Tochter des Marschese von Castiglione. Seine Tochter heirathete ihren Onkel Fabrizio; der älteste Sohn Girolamo verzichtete auf die Güter und wählte den geistlichen Stand; der zweite Lorenzo starb unvermählt; der dritte Berlinghieri folgte dem Bruder als 4. Marschese von Francofonte und hinterließ von Felicia Grullas außer zwei Söhnen die Felicia, Gemahlin des Nicenzo Varnero Castello, 2. Fürsten von Biscari. Von den Söhnen ward (I.) Lodovico am 5. Mai 1629 (Essec. vom 20. Mai 1633) zum 1. Fürsten von Palagonia erhoben, starb aber bereits in der Blüthe seiner Jahre 1630. Die Baronie Palagonia, in der Valle di Noto, am Fuße des Berges Catalfano unweit des Flusses Simeto, zählte damals 816 Häuser mit 2886 Seelen; der Lehensdienst war auf 21 Pferde festgesetzt. Am 14. Sept. 1630 ward (II.) Ignazio I. an des Bruders Stelle mit dem Fürstenthume und der Baronie Calatubiano belehnt; er war Ritter des Ordens von Calatrava und Befehlshaber einer eigenen Galeere in der königlichen Flotte. Vermählt seit dem 10. Sept. 1629 mit Emilia Agliata e Gravina, Tochter des 1. Fürsten von Villafraanca, hinterließ er bei seinem 1655 erfolgten Tode die Giordanna, welche am 30. Oct. 1671 sich mit Giuseppe Perivignano, 2. Fürsten von Buonricapoli, vermählte, und den (III.) Ferdinando, belehnt am 27. Aug. 1658, vermählt 31. Jan. 1655 mit Costanza Amat e Buglio, Tochter des 1. Fürsten von Galati, gest. 1686. Sein Sohn (IV.) Ignazio II., dem der Vater bereits 1673 die Baronie Calatubiano abgetreten, ward am 7. Aug. 1686 belehnt und starb 1695, in erster Ehe mit Anna Maria Bonanni e Marini, Tochter des 4. Fürsten von Roccafortia (testirte am 10. Febr. 1680), in zweiter mit seiner Verwandten Lucrezia Gravina e Requesens aus dem Hause der Herzoge von S. Michele vermählt. Aus jener stammte ein einziger Sohn (V.) Ferdinando Francesco I., von dem unter II., und eine Tochter Costanza, Gemahlin des Girolamo Filangieri, 4. Fürsten von Cutò (gest. 1721), aus dieser: Caterina (gest. 20. Mai 1747), vermählt mit Luigi Reggio, 4. Fürsten von Campoforte (gest. 27. Oct. 1757); Berlinghieri, Marschese von S. Germano seit dem 13. Oct. 1734, gest. 21. Nov. 1763 und Girolamo, von dem unter I.

I. Zweig Girolamo's (Herzog von Grullas).

(I.) Girolamo Gravina e Gravina erhielt am 19. April (Essecut. vom 27. Aug.) 1695 den Titel eines Herzogs von Grullas und starb im Mai 1758; seine Gemahlin Anna Maria Vassilotta, Tochter des Barons Pietro von S. Andrea und der Agata Rosso, überlebte ihn bis zum 8. Sept. 1767. Ihre Tochter Lucrezia starb am 1. Juni 1790 als Gemahlin des Stefano Migliaccio aus dem Hause der Herzoge von Floridia; von den Söhnen starb der älteste, Ignazio, bereits 1752; Berengario (gest. 1. Nov. 1799) und Giambattista (geb. 1720, gest. 14. März 1801) wählten den geistlichen Stand; (II.) Pietro endlich ward am 9. Mai 1759 als zweiter Herzog belehnt und heirathete am 3. Juni desselben Jahres die Maria Gioachina Marassi e Raselli, Tochter des 2. Herzogs von Pietralagatta (gest. Mai 1792). Nach seinem am 23. Mai 1790 erfolgten Tode folgte ihm seine Tochter (III.) Concetta (geb. 1769), Gemahlin (seit dem 26. Dec. 1785) des Giovanni Battista Airolidi e Drigoni (geb. 1761), der für seine Gattin am 22. Juni 1791 die Belohnung empfing und am 12. Sept. 1804 an seines Vaters Giuseppe (gest. October 1799) Statt mit dem Marschese Sta. Colomba belehnt wurde. Er starb bald nach 1833 und hinterließ außer dem Ritter Stefano (gest. 1850) den (IV.) Giuseppe Airolidi (geb. Juni 1787), 4. Herzog von Grullas.

II. Zweig Ferdinando Francesco's I. (Fürsten von Palagonia).

(V.) Ferdinando Francesco I. Gravina e Bonanni, belehnt am 16. April 1695 mit dem Fürstenthume Palagonia, Ritter des goldenen Fisches, war Kammerherr der Könige Victor Amadeus und Karl's III., wiederholt Deputirter zum Parlament, Capitain (1700) und Prator (1709 und 1716) in Palermo; Gesandter des Senats an den Kaiserlich-herzog von Roumear (1720), erster Präsident des Staatsraths von Sicilien 1734. Am 19. Nov. 1709 (Essecut. vom 28. Febr. 1710) erhob ihn Philipp V. zum Grafen von Spanien; am 12. Mai 1720 ward ihm die Granbeyta I. Classe bekräftigt. Zu den reichen Gütern seines Hauses erwarb er noch durch Kauf von Francesco Mancuso 1726 die Baronie Juncosferdo, heirathete die Anna Maria Lucchese e Lucchese, Erbtochter des 4. Marschese Nicolo Antonio von Delia (gest. 13. Nov. 1752) und starb am 4. Febr. 1736 in Palermo. Er ward dafelbst in der Capucinerkirche begraben, in der er für sich und seine Nachkommen ein prächtiges Mausoleum liess. Seine Tochter Marianna heirathete den Pietro Decadelli di Bologna, 5. Fürsten von Camporeale (gest. 16. Juli 1781) und starb am 26. April 1765; der Sohn (VI.) Ignazio Sebastiani ward am 2. Jan. 1737 belehnt und starb am 29. Mai 1746 zu Portici. Derselbe war Capitain (1733) und Prator (1744) in Palermo, dann in Messina, wo er gegen die damals wüthende Pest die trefflichsten Vorkehrungen traf; bei Wiedererlangung seines Amtes ließ er auf seine Kosten in der Kathedrale zu

Palermo eine Statue der Schnuppatorin, der heiligen Rosalia, errichtet, auf deren Piedestal man das Wappen des Hauses sieht und ringum die Inschrift: *Divae Rosaliae | Quod Messanae pestilentia | Suis undique erupta suburbis | Tauromenium inter ac Milas alte coarctata | Reliquum Trinacriae incolae urbemque impavidam | In maximo rerum discrimine mire servavit. | Piaae Victrici Augustae | Deque regno ueque civibus optime merita | Praetura et quaestura maleficio functus | Voti compos de sua pecunia posuit | Ignatus Sebastianus Gravina | Palconio Princeps etc.* | Er empfing den Orden des heiligen Januarius am 6. Juli 1738, war diensttuender Kammerherr des Königs und wies Maggiordomo der Königin Amalia, baute die bekannte Villa Palagonia in der Bagaria, die hernach sein Sohn verunzierte, und ward in dem Erbgräbnisse seines Hauses bei den Capucinern in Palermo bestattet. Seine erste Gemahlin war Margherita Agliata e Bonanni, Tochter des 4. Fürsten von Villafraanca; die zweite Agata Gattone e Morio (gest. 29. Oct. 1746), Tochter des 5. Fürsten von Castelmuro, gebar ihm einzig den Girolamo (geb. 1750), der anfänglich den Titel eines Marchese von la Gadera, dann seit dem 12. April 1758 den eines Marchese Gravina führte und am 20. März 1792 unbereit starb. Aus erster Ehe stammen: (VII.) Ferdinando Francesco II., von dem hernach; Salvatore, von dem gleichfalls hernach; Francesco Saverio, irrennig; Nicolò Antonio, Marchese von Francosante auf Lebenszeit, durch Eheson seines Bruders, bezieht am 23. Aug. 1758, gest. im Mai 1794, und Domenico (geb. 1723), der den Titel eines Grafen von Gravina führte und aus seiner Ehe mit Leonora Termini e Migliaccio, Tochter des 7. Fürsten von Castelmurine (verm. 30. April 1786, gest. 19. Nov. 1788) nur zwei Töchter hinterließ. Ferdinando Francesco II., geb. 25. Nov. 1722, ward im Februar 1747 bezieht als 7. Fürst von Palagonia, Marchese von Francosante, la Gadera und Delia, Baron von Sanfratello, Calatabiano, Piedemonte, Zimmedro, S. Costo, von le Marine delle Acque dolci, Acquieille und Boffino, Grande I. Classe und diensttuender Kammerherr des Königs. Bekannt genug ist dieser Sonderling durch die phantastische Art und Weise geworden, in der er die väterliche Villa in der Bagaria mit den wohnsinnigen Thier- und Menschengruppen und andern abentheuerlichen Ausgeburten eines tollen Hirns verunklärte. Ich sah das in einem Halbkreise von Ungeheuern eingeschlossene Gebäude vor wenig Jahren (1862); die zwei letzten Besitzer haben kaum daran geändert, nur das die Stühle mit den schief abgefügten Beinen und Stachelspöthern entfernt sind, und einzelne der schrecklichsten Beiden, an denen, wie der Volksmund sagt, man die Bäuerin der Bagaria sieht, „verschön“ haben soll, und deren Befestigung schon bei Lebzeiten des geschmacklosen Gründers wiederholt gefordert wurde, jetzt wirklich beseitigt sind. Sonst ist noch Alles beim Alten; wir treten in Säle, die ganz an die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts mahnen; Obelisk, werthlose Den-

kmale, Inventarstücke von ausgelegten Kommoden und Schränken, die Wände mit englischen Kupferstichen bedekt. Keine bestimmende, verschönernde Hand eines Kunstverständigen hat das alte Gerümpel berührt; es sieht noch heute so da, wie zu Drydens's, Borch's, Goethe's Zeiten, ebenso wie die Fragen da braunen. Eine eigene Beschreibung all des Abentheuerlichen, Wahnsinnigen, Phantastischen ist nicht lohnend, da ich nur längst Bekanntes wiederholen müßte; dafür stehe hier Drydens's Bericht *) aus dem Jahre 1770, der allen späteren zu Grunde liegt, im Auszuge.

„Der Prinz von Palagonia ist unermeßlich reich und hat sein ganzes Leben dem Studium von Ungeheuern und Chimären gewidmet, die weit größer und lächerlicher sind, als Alles, was je die wildeste Einbildungskraft eines Romandichters oder irrenden Ritters ausgedacht hat. Die erstaunliche Menge von Bildsäulen, welche sein Haus umgeben, steht von weitem als eine kleine, zur Vertheidigung desselben ausgelegene Armee aus. Kommt man aber unter sie und erblickt sie in ihrer wahren Gestalt, so glaubt man in dem Lande der Täuschung und der Betäubung zu sein. Keine einzige von allen diesen unzähligen Bildsäulen stellt etwas vor, das in der Natur vorhanden wäre, und die Ungereimtheit der elenden Einbildungskraft, die sie erzeugt hat, ist nicht weniger erstaunlich als ihre wunderbare Fruchtbarkeit. Es würde ein ganzes Buch dazu gehören, Alles zu beschreiben, und das würde ein jämmerliches Buch werden. Er hat Menschenköpfe auf dem Rumpfe von allen Arten von Thieren und Köpfe von allen anderen Thieren auf Menschenleibern setzen lassen. Juncellen hat er aus fünf oder sechs Thieren, die in der Natur gar nichts Ähnliches mit einander haben, eines zusammengeheft. Er setzt z. B. den Kopf eines Löwen auf den Hals einer Gans, den Leib einer Eidechse, die Beine einer Ziege und den Schwanz eines Fuchses. Auf den Rücken dieses Ungeheuers stellt er ein anderes wo möglich noch häßlicheres, mit fünf oder sechs Köpfen und einem Busch von Hörnern, die das Thier in der Offenbarung ganz zu schanden machen. Es gibt keine Art von Hörnern in der Welt, die er nicht gesammelt hätte, und sein Vergnügen ist, sie alle auf denselben Kopfe prangen zu sehen. Die ärgerliche Stadtschicht sagt, daß ihm seine Frau gebohen habe, diese Hörner zusammenzubringen, und daß sie sowohl als er einige davon gesetzt habe. Doch dem sei wie ihm wolle, so wird sie in wenigen Wochen niederkommen, und verschiedene Leute von Palermo haben und gesagt, daß er ernstlich wünsche, daß sie mit einem Ungeheuer niederkommen möge. Dies ist eine seltsame Art von Nartheit, und es ist kaum zu begreifen, warum man ihn nicht schon lange eingesperrt hat. Doch er ist vollkommen unschädlich und beleidigt Niemanden dadurch, daß er seinem Wohnsitze nachhängt. Im Gegentheil, er ernährt eine Menge Bildhauer und andre Arbeitsleute, die er nach dem Verhältnisse belohnt, nach welchem

*) B. Drydens's Reise durch Sicilien und Nola. Aus dem Englischen übersezt. Theil II. Leipzig 1774. 8. S. 46—52.

ihre Einbildungskraft mit der feinen übereinstimmt, oder, mit andern Worten, nach dem Grade der Hässlichkeit und Ungehaltigkeit der Ungeheuer, die sie schaffen. Eine umfängliche Nachricht von diesen Ungeheimheiten würde ebenso langweilig als unnütz sein. Die Bildsäulen, welche den großen Eingang zieren oder vielmehr verstellen, und welche den Hof des Palastes umgeben, belaufen sich albereit auf 600, und befehenachtet kann man in Wahrheit sagen, daß er das zweite Gebot nicht übertreten habe, weil Nichts darunter ein Bildniß oder Gleichniß von irgend einer Sache oben im Himmel, oder unten auf Erden, oder im Wasser unter der Erden ist. Die alten Bildsäulen, welche sein Vater, der ein verständiger Mann war, zum Zierrath hingesezt hatte, scheinen von gutem Geschmack gewesen zu sein. Sie sind aber alle in Stüden zertrümmert und liegen auf einem Haufen beisammen, um dieser neuen Schöpfung Platz zu machen.

„Die innere Beschaffenheit dieses bezauerten Schlosses stimmt genau mit der äußeren überein. Es ist in allen Abtheilungen ebenso grüßlichst und phantastisch, und man kann seine Augen nirgends hinwenden, ohne die eine oder die andre schreckliche Figur vor sich zu sehen. Einige Zimmer sind ungemein groß und prächtig, mit hochgewölbten Decken, welche anstatt des Oxydes oder der Stuccaturarbeit ganz aus großen, genau an einander gefügten Spiegeln bestehen. Vermittels dieser Spiegel vervielfältigen sich alle Gegenstände so, daß, wenn drei oder vier Personen unter dieser Decke spazieren, allemal drei oder vier hundert über derselben zu spazieren scheinen. Die Thüren sind ebenfalls mit ganz kleinen Stüden von Spiegeln überdeckt, aus welchen man die lächerlichsten Gesichter geschnitten hat, und die mit einer großen Mannichfaltigkeit von Krysal und Glas von den verschiedensten Farben vermischt sind. Alle Kaminröde, Fenster und Seitenstücke sind mit Pyramiden und Säulen von hart zusammengekettem Thetöpfen, Schalen, Beckern, Schüsselfen u. i. w. angefüllt. Einige von diesen Säulen sind nicht ohne Schönheit; eine darunter hat zu ihrem Fuße einen großen chinesischen Rachtöpf und zu ihrem Capitel einen Kreis von kleinen, artigen Diamantsteinen; der Schaft der Säule ist über 4 Fuß lang und ganz aus Thetöpfen von verschiedener Größe zusammengesetzt, die von dem Fuße an bis ans Capitel aufsteigend immer kleiner werden. Die Menge von chinesischem Porzellan, die zur Bildung dieser Säulen gebraucht worden, ist ganz unglauublich; es sind gewiß nicht weniger als 40 Säulen und Pyramiden, die auf diese feitsame phantastische Art gemacht sind.

„Die meisten Zimmer sind mit außerordentlich feinen Marmorsteinen von verschiedenen Farben belegt, die wie Leichensteine aussehen. Einige darunter sind mit Easul, mit Porphy und anderen kostbaren Steinen besetzt; ihre schöne Politur ist jetzt ganz verschwunden, sie sehen bloß wie gemeiner Marmor aus. Anstatt dieser schönen Tafeln hat er nun eine neue Art derselben erfunden, die auch ihren Werth haben. Sie sind aus den schönsten Schilfbrechenkalen, vermischt mit Perl-

mutter, Eisenstein und mancherlei Metallen zusammengefezt, und ruben auf kupfernen Platten.

„Die Fenster dieses bezauerten Schlosses sind aus Gläsern aus allen Arten von Farben, ohne die geringste Ordnung und Regelmäßigkeit, zusammengefezt. Blau, roth, grün, gelb, purpur, violett, Alles findet sich hier unter einander, sodas man an jedem Fenster den Himmel und die Erde in selbst beliebiger Farbe sehen kann, wenn man durch die diese Farbe habende Scheibe sieht.

„Die Hausuhr steht in einer Bildsäule; die Augen der Figur blicken sich nach dem Hangewichte und verursachen, indem sie wechselweise das Weiße und das Schwarze herauszulehren, einen scheußlichen Anblick. Die Schlafkammer und das Zimmer zum Ankleiden sind gleich zwei Zimmern in dem Rasen Noß; es gibt schwerlich ein Thier, so gering und häßlich es auch sein mag, das sich hier nicht finden sollte; Kröten, Frösche, Seeslangen, Eidechsen, Scorpione, alle in Marmor gehauen nach ihren natürlichen Farben. Es sind auch ziemlich viel Büsten von einer seltsamen Erfindung hier. Einige stellen von der einen Seite ein sehr schönes Bild im Profil und von der anderen ein Geispe vor. Hier sieht man eine Amme mit einem Kinde aus ihren Armen, sein Rücken ist genau eines Kindes Rücken und sein Gesicht ist das Gesicht eines runzligen alten Weibes von 90 Jahren.

„Die Familienbildsäulen sind allerliebst. Sie sind nach alten Gemälden gemacht und haben ein sehr ehrwürdiges Ansehen. Er hat sie vom Kopfe bis auf die Füße mit einem neuen und zierlichen Anzuge von Marmor bekleidet; und die Wirkung, die dieses macht, ist lächerlicher als Alles, was man sich nur vorstellen kann. Ihre Schuhe sind alle von schwarzem Marmor, ihre Strümpfe meistens von rothem; ihre Kleider sind von verschiedenen Farben, blau, grün und gelblich, mit kostbaren Perlen von gual antique. Die Perlen der Männer und die Aufsätze der Frauenzimmer sind als ihre Hemden sind von seinem weissen Marmor, die langen gekräuselten Manschetten aber von Atabaster. Die Wände des Hauses sind mit einigen sehr schönen Basreliefs von weissem Marmor geziert. Da er sie nicht wohl herausnehmen oder verändern konnte, so hat er nur sehr viele Quadrate hinzugehan, wovon jedes aus vier großen marmornen Tafeln besteht.

„Der Urheber und Elgenthümer dieser sonderbaren Sammlung ist eine arme, elende, hagere Figur, ein Mann, der vor jedem Lächeln zittert und Jedermann, mit dem er rehet, zu fürchten scheint; doch habe ich ihn, worüber ich mich sehr verwundere, bei verschiedenen Gelegenheiten verständig genug reden gehört. Er ist einer von den reichsten Unterthanen auf dieser Insel, und man glaubt, daß ihn die Schöpfung dieser Welt von Ungeheuern und Chimären nicht weniger als 20,000 Pfund gekostet habe. — Er hätte sich gewiß weit wohlfeiler als einen Karren zeigen können. Inzwischen gibt er einer Menge armer Leute das Brod und ist gegen sie ein vortheilhafter Herr.

„Sein Haus zu Palermo ist größtentheils in demselben Geschmacke. Seine Kutschen sind mit großen Kupferplatten überzogen, sodaß ich wirklich einige darunter für schußfrei halte.

„Die Regierung hat ernstlich darauf gewacht, das Regiment von Ungehovern, die er am sein Haus herum gestellt hat, zu zerstören. Allein da er gültig ist und Niemanden beleidigt, und da ihm dieses das Herz brechen würde, so ist es noch immer unterblieben.“

Seben Jahre später bereiste Graf Michael Johann von Borch die Insel, in seiner Reisebeschreibung, die gewissermaßen als Supplement zu der Brydons dienen soll³⁾, verweist er nicht nur ausführlich bei der Villa Palagonia, sondern theilt sogar zwei Zeichnungen von den Ungehovern derselben mit. Er fügt hinzu: „Der Vater des Prinzen war ein vernünftiger Herr, der die Brauermisere liebte und sich in einer angenehmen Gegend einen schönen Palast baute, welchen er mit Statuen und Büsten von berühmten Mäuern, mit Familien-Gemälden und kostbaren Möbeln ausstatterte. Sein Sohn hing aber nachher an, in Alles eben die Unordnung und Verwirrung zu bringen, die in seinem Kopfe aus übertriebener Frömmigkeit und romantischem Eigendünkel herrscht. Er ließ vorn nach der Länge des Gebäudes eine doppelte Treppe mit einem Gekänder ausführen, auf welches er Figuren aufstellen ließ, die aus einem Aufschuß beschießen und tausendlei abentheuerliche Dinge vorstellten.“ Und nun folgt die detaillirte Schilderung des Palastes und der Mauer, ähnlich wie bei Brydons; auch des wunderlichen Crucifixes in der Hauskapelle wird gedacht, an dem im Nabel Christi ein eisener Haken befestigt ist, „an welchem der heil. Franciscus um den Hals aufgehängt wurde, dessen Füße und Hände in Armleuchtern dienen müssen.“ Auch in der Stadt habe er in seinem Palaste ähnliche Tollheiten geschaffen. „Niemand“, schließt er, „ist inwärtlich unzufriedener mit den Tollheiten des Prinzen als sein Erben. Diese hätten nach seinem Tode ein schönes Erbtheil zu hoffen gehabt; nun wird denselben aber kaum so viel zufallen, daß sie damit die Ungehöuer einreihen und ins Meer werfen lassen können. . . Ich kann übrigens nicht begreifen, wie ein Mann, dem man einen ausgeklärten Verstand, wie auch ziemlich ausgebildete Kenntnisse und ein vortheilhaftes Herz nicht abprechen kann, doch zu gleicher Zeit einen so sehrnachten Geschmack haben kann, als der Prinz von Palagonia. Als ich einmal in einer Conversation bei dem Bischof (Fürst Marcantonio Colonna von Miliano) war, so besand ich mich neben ihm, ohne ihn zu kennen, und ließ mich in Unterredung mit ihm ein. Ich erkannte über seine Kenntnisse und über seine genaue und richtige Beurtheilungskraft. Da ich über die angenehme Bekanntschaft dieser Person erfreut war, so erkundigte ich mich nachher nach dem Namen derselben, und war in der größten Verwunderung, als ich vernahm, daß dies der Prinz von Palagonia gewesen sei.“

Ein Jahr vor dem Tode des Fürsten besuchte Goethe seine Villa (9. April 1787), von der auch er eine ausführliche, allbekannte Schilderung geliefert hat, die man in seiner italienischen Reise⁴⁾ nachlesen kann. Vergeltlich bemühte er sich, zu „schematisiren“, bis auch ihn das Gefühl der Verwirrung ergriff, welches das Tollhaus dem Künstlerin seines Gefährten Ruip von Anfang an eingegeben und ihn gewaltsam forttrieb. Auch er sah noch den Gekänder dieser „Umschöpfung“ in Palermo, als er dort in den Straßen durch seine gepulsten Käufer Lösegeld für die in der Barbarei gefangenen Sklaven zusammenbitteln ließ, als Vorreiter einer zu diesem Zwecke gegründeten, seit vielen Jahren bestehenden Gesellschaft. Er selbst ging in der Mitte des Caffaro, während die Diener mit den silbernen Tellern auf beiden Seiten umherliefen; „ein langer, bagger Herr“, welcher in der Straßenmitte, höflich gekleidet, anständig und gelassen über den Mist einhertritt. Frisch und gepudert, den Hut unter dem Arme, in seinem Gewande, den Regen an der Seite, ein nettes Hüßchen mit Steinchenknägen geriet: so trat der Bejahrte ernst und ruhig einher; Aller Augen waren auf ihn gerichtet.“

Diese Auszüge mögen genügen zur Charakteristik eines Sonderlings, dessen krankhafte Phantasie — sein Bruder starb im Irrenhause! — durch religiöse Schwärmerei erbt, so wunderliche Ausgeburten (auf, die nur nicht gegen die zehn Gebote sehen, also weder ein Bild des Schöpfers, noch seiner Geschöpfe darstellen sollten. Doch genug von diesem Sonderling und seinem unwahnsinnigen Kunsterke. Fürst Ferdinando Francesco II. starb 1788. Goethe irrte sich, wenn er ihn zum Hageholz stempelt („Ein Hageholz allein, wie man am Prinzen Palagonia sieht, hat selten etwas Vernünftiges hervorgebracht.“ a. a. D. S. 306); vielmehr war derselbe seit dem 24. April 1749 vermählt mit Maria Gioachina Rasafca Gaetani e Buglio (geb. 17. Juli 1735), Tochter des Luigi Fürsten von Balverde Reggio und Erbin desselben seit 1747. Sie brachte ihrem Gemahl, der mit ihr am 9. Oct. 1775 die Bezeichnung empfing, die Titel eines Herzogs von Valverde, Marsches von Antella, Grafen von Racalmuto, Barons dell' Amenta, Ganno, Pietra Rossa und Fontane del Conte, Herrn der Lehen Garamoli, Colmitella, Regarati, Casalverdo, Donnarati, Cannatone, Rocce, Fico amara, zu und erbt nach dem am 11. Oct. 1774 erfolgten Tode ihres mütterlichen Oheims Giuseppe Emanuele Buglio als 6. Fürstin das Fürstenthum Lercara delle Frideri, das Marschesat la Bivara, die Baronien Murgio, Favarotto, Friddibdo, Friddicelli u. a. Nach dem Tode ihres Gemahls ging sie am 26. Juli 1789 eine zweite Ehe ein mit Pietro Assano, Baron von S. Rosalia, der am 13. Sept. 1792 mit dem Fürstenthume Lercara belehnt und späterhin zum Fürsten von S. Rosalia erhoben wurde; letzteren Titel, wie den von Lercara erbt sein

3) v. Borch, Briefe über Sicilien aus Malta. Th. II. Bern 1788. K. S. 79—87.

4) Goethe, Sämmtliche Werke. Bd. XXIII. (Italienische Reise I.) Stuttgart und Tübingen 1840. 8. S. 300—306.
5) Goethe a. a. D. S. 310—311.

Sohn erster Ehe Federigo, vermählt mit Maria Felicia Silangieri, Tochter des 8. Fürsten von Guld. Maria Gioachina Rafasda starb 1803 mit Hinterlassung einer einzigen Tochter (VIII.) Maria Providenza (geb. 1774), welche am 25. April 1789 mit den väterlichen, am 22. Nov. 1803 und 3. Aug. 1804 mit den mütterlichen Gütern belehnt worden und 1806 gestorben ist. Damit die Güter bei der Familie verblieben, ward sie am 8. Jan. 1786 mit dem Bruder ihres Vaters Salvatore (Marchese von Teila seit dem 28. April 1789) vermählt. Aus ihrer Ehe stammen fünf Töchter, von denen jedoch nur Agata (geb. October 1794) zu Jahren kam und sich mit Vicenzo Griseo, 9. Fürsten von Partanna, vermählte, und ein Sohn (IX.) Francesco Saverio Ferdinando Paolo (geb. 5. Febr. 1800). Er empfing die Belehnung am 20. Juni 1806, blieb, ein Sonderling wie sein Großvater, unvermählt und starb 1834 als der letzte Mann seines Hauses; in seinem von dem Hause Partanna vielfach angekauften Testamente hatte er die Armen Palermo's zu seinen Erben eingesetzt.

Noch einige Worte über die Linie in Catania, zu der u. a. der Benedictiner Paolo (gest. 1626) gehörte, der verschiedene Christen des Thomas von Marino versichert hat. Aus ihr stammte Mario Gravina e Valle, welcher im September 1713 mit seiner Gemahlin Leonora Scammica die Baronie Krinaggi erwarb und außer der Anna Maria, welche am 14. April 1753 den Antonio Paternò, 5. Marchese von S. Giuliano, heirathete, den Carlo hinterließ. Derselbe, Baron von Krinaggi laut Belehnung vom 21. Dec. 1745, kaufte am 22. Nov. 1762 das Fürstenthum Mazzarà von Ignazio Mignaccia (gest. 1766) und ließ sich mit demselben unter dem Titel eines Fürsten von Val di Savoja bezeichnen. Aus seiner Ehe mit Maria Almunda Paternò e Paternò, Tochter des 1. Marchese von Sessa, stammten Leonora (geb. 31. Oct. 1740, vermählt den 3. Juni 1773 mit Giambattista Almundo Paternò, ihrem mütterlichen Onkel) und Caspare, der 1800 dem Vater im Fürstenthum folgte und bei seinem Tode 1809 aus seiner 1782 eingegangenen Ehe mit einer Paternò e Muzio den Carlo II. (belebt 29. Aug. 1809) hinterließ. Derselbe versuchte sich ohne großen Erfolg als Dichter (Poesia. Catania 1834. 12. Il sigaro, sextino. Ebenda 1835. 8.) und befehligte 1846 als letzter Mann seine Linie. Jacopo Maggiore und Sebastiano Gullì haben im 13. Bande der Schriften der Accademia Gioenia, deren Mitglied der Fürst war, seine Verdienste gefeiert. Andere Sprossen dieser Linie leben noch heute in hohem Ansehen zu Catania. Wenn Goethe (a. a. D. S. 306) als Wappen des Hauses Balagonia einen Satyr bezeichnet, der einem Weibe mit Pferdeköpfe einen Spiegel vorhalte, so weiß ich nicht, ob dies vielleicht ein altes Wappen der Baronie ist; wenigstens war es nicht das der Gravina. Derselben führten in einem silbernen, schwarz bordirten Schilde zwei von der Rechten zur Linken laufende schwarze Querbalken und oben in der Linken Eck einen achtspitzigen Stern; die Devise lautet: Spero? (C. Hopf.)

6) Hauptstädtlich nach: Franc. Baroni de Montfrede De Pa-

GRAVINA (Carlo, Herzog von), geboren 1741 zu Neapel, angeblich ein natürlicher Sohn Karl's III., wurde von diesem zum Herzog ernannt. In Spanien, wohin er dem König gefolgt war, nahm er Seebienste. Mehrfache Beweise seiner Tapferkeit gab er in der Expedition gegen Algier unter dem Commando des Admirals Barcelo. Er diente hierauf mit zwei Fregatten die spanische Flotte gegen die Anfälle der Barbaren. Im J. 1793 befehligte er eine Abtheilung der spanischen Flotte unter dem Admiral Domgara, den er auch auf der Expedition gegen Toulon begleitete. Im J. 1794 schlug er den Angriff der Franzosen auf das Schloß Rafas zurück. Er erhielt dafür den Titel eines Contre-admirals, fiel jedoch bald nachher (1795) in Ungnade und brachte sogar eine Zeit lang in gefänglicher Haft zu. Nach erlangter Freiheit befehligte er 1802 die spanische Flotte, die, mit der französischen vereinigt, Domingo wieder nehmen sollte. Im J. 1804 ward er vom spanischen Hofe als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt. Ueber die spanische Flotte, die sich mit der französischen vereinigt hatte, führte er 1805 in der gegen seinen Willen unternommenen Schlacht von Trafalgar den Befehl. Er starb 1806 an den in dieser Schlacht empfangenen Wunden. (Heinrich Döring.)

GRAVINA (Domenico), berühmter italienischer Theolog, im J. 1573 zu Neapel geboren, trat sehr früh in den Orden des heil. Dominicus und warb sich mit großem Eifer auf das Studium der alten Sprachen und der Philosophie, insbesondere aber der theologischen Wissenschaft, welche er später in mehreren Klöstern seines Ordens lehrte. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit verbreitete sich bald in ganz Italien und vorzüglich schädte man seine Gründlichkeit und seinen Scharfsinn in der Erklärung der heiligen Schrift. Im J. 1608 wurde er nach Rom berufen, wo er sich die theologische Doctorwürde erwarb und mehrere Jahre mit großem Beifall am Collegium Minorum lehrte. Er ward von seinen Kollegen mehrere Male gewählt, um bei feierlichen Gelegenheiten eine Anekdote an den Papst zu halten und erließte sich jedesmal des Auftrags zur allgemeinen Zufriedenheit. Durch diese Erfolge seiner Beredsamkeit aufgemuntert, hielt er auch unter großem Jubel der Bevölkerung öfter die Kassenpredigten zu Neapel, zu Palermo und in andern großen Städten. Von seinen Ordensgenossen, welche ihn sehr hoch schätzten, wurde er zur Bekleidung der verschiedenen Würden ausersehen und auch zum Provincial in dem Königreiche Neapel gewählt, welches Amt er längere Zeit versah. Der Papst Urban VIII. ernannte

normitana malestati. Lib. IV. cap. XI in Gravii Thesaurus antiquitatum Siciliae. Tom. XIII. (Laguarda Batavorum 1726. fol.) p. 361—367; Franc. Maria Emanuele e Gaetani, marchese di Villa Bianca, Della Sicilia nobile. Parte II. Libri I—IV ed appendice. Palermo 1754—1774. fol.; Lib. I. p. 89. III. 129. 132. 168. 185. 196; IL p. 43. 190. 207. 208. 411; Lib. III. p. 263; Lib. V. p. 116. 143. 158. 166. 204. 222. 234. 256. 315. 321. 356. 376. 547 u. f. f.; von kaiserlich-königlichen Nachforschungen des Marchese Silabianci in der Encyclopädie zu Palermo; von kaiserlich-königlichen im Archiv deselben und mündlich gesammelten Nachrichten.

ihn zum Generalsekretär des Dominikanerordens und zum Hauskaplan des päpstlichen Palastes in Abwesenheit des eigentlichen Würdeträgers. Gravina starb zu Rom im August 1643. Gravina entwickelte auch als Schriftsteller eine unermüdete Thätigkeit; die meisten seiner gewöhnlich sehr umfangreichen Werke blieben jedoch ungedruckt. Unter den gedruckten Werken ist als das vorzüglichste bekannt: *Catholicae praescriptiones adversus omnes veteris et nostri temporis haereticos* (Neapoli 1619—1639. fol. 4 Voll.), eine Sammlung von Controversen über die Glaubenslehren, welche aus 14 Abtheilungen bestehen sollte, von denen aber nur die sieben ersten in vier Bänden erschienen sind. Als eine Rechtfertigung derselben ist zu bemerken: *Pro sacro fidei catholicae et apostolicae deposito, fideliter a Romanis pontificibus custodito, Apologia* (Neapoli 1629. 4. Coloniae 1638. 4.). Sehr ansprechend und belehrend ist der Inhalt seines Versuches über Offenbarungen und Visionen (*Ad discernendas veras a falsis visionibus et revelationibus Lapis Lydius*. Neapoli 1638. 4. 2 Voll.), obgleich der richtige Begriff dieses Gegenstandes noch weit von der Wahrheit, welche nur durch eine tiefer philosophische Anschauung entstehen kann, entfernt ist. Ferner sind von seinen literarischen Arbeiten noch zu erwähnen: *Stato della Religione di San Domenico* (Rom. 1604. 12.); *Compendium rhythmicum Summae theologiae D. Thomae Aquinatis* (Colon. 1638. 12.); *Vox turturis* (Neapoli 1625. 8. Coloniae 1627. 12.), eine Rechtfertigung der Mönche gegen Bellarmin's Gemitus columbae, worin dieselben keine Lobrede gehalten wird. Auf die Gegenschrift (*Cave turturi male contra gementem columbam exultanti*. Monachii 1631. 8.) antwortete er durch eine Vertheidigung seiner Lobrede (*Congeminata vox turturis*. Neapoli 1633. 4.), welche in Teutschland unter dem Titel: *Resonans turturis concentus*. Coloniae 1638. 4. eine neue Auflage erlebte. Einen Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche im Oriente liefert seine in italienischer Sprache abgefaßte Biographie des heil. Gregorius, Erzbischofs und Primas von Armenien (*Vita e miracoli di S. Gregorio Arcivescovo d'Armenia*. Napoli 1640. 4.), nebst einer Schilderung des Zustandes der christlichen Religion in Armenien. Unter seinen ungedruckten Schriften *) dürfte der Versuch *De choro et cantu ecclesiastico* für die Geschichte der Kirchenmusik wichtig sein und den meisten Werth haben *).

(Ph. H. Kälb.)

GRAVINA (Domenico da), italienischer Historiker des 14. Jahrh., führt seinen Namen von der Stadt Gravina im Königreiche Neapel und war seines Amtes Notar. Er nahm aber lebhaften Antheil an den politischen Wirren seines Vaterlandes und hatte für die entscheidende Anhänglichkeit an seine Partei mancherlei Widerwärtigkeiten zu ertragen. Als nämlich Ch. III. ihrem

Dheim Robert in der Regierung des Königreichs Neapel nachgefolgt war (1343) und Andreas, den Sohn des Königs von Ungarn, geheimer Rath, entsandten bald heftige Streitsigkeiten zwischen den Anhängern des Gemahles der Königin und der Partei des Prinzen Ludwigs von Tarent, welcher das Vertrauen und die Liebe Johanna's gewonnen hatte, und der Zerstörung befaßte sich durch die Ermordung des Königs Andreas und die eheliche Verbindung Johanna's mit Ludwig. Der König von Ungarn ging aber, um seinen Bruder zu rächen, mit einem Heere nach Italien und eroberte Neapel. Nach seinem Abzuge kehrte Johanna zurück und es entsand ein Bürgerkrieg zwischen den Parteien, welcher den König von Ungarn zu einem zweiten Feldzuge nach Neapel veranlaßte. Der Notar Domenico, welcher einer der eifrigsten Anhänger des Königs Andreas gewesen zu sein scheint, wurde nach der Ermordung desselben seiner Habe beraubt und in die Verbannung geschickt, in welche ihm seine alte Mutter, sein Bruder, seine Schwester, seine Gemahlin und seine Kinder folgen mußten. Er kehrte jedoch mit dem ungarischen Occupationshere zurück und war sogar bei der Uebergabe seiner Vaterstadt an dasselbe thätig; auch vertraute er fortan, wie es scheint, die Feder mit dem Degen, wenigstens kämpfte er in den Reihen des ungarischen Heeres für die Sache, welche er für die gerechte erkannte, tapfer mit. Ob er nach der Beendigung des Krieges wieder zu seiner früheren Beschäftigung zurückkehrte oder während der Streitsigkeiten sein Leben einbüßte, läßt sich nicht bestimmen. Man vermißt aber seiner Theilnahme an dem Bürgerkriege eine Geschichte desselben, welche über manche Begebenheiten Aufschluß gibt, worüber sich keine sonstigen Nachrichten finden. Sein Bericht (*Chronicon de rebus in Apulia gestis*) hat sich nur in einer einzigen, jetzt der kaiserlichen Bibliothek zu Wien angehörenden Handschrift erhalten, welche am Anfange und Ende verfault ist, aber doch noch die Erzählung der Begebenheiten vom J. 1330 bis zum J. 1350 enthält; man vermißt dagegen zu Anfang die Einleitung über die Regierung des Königs Robert I. und am Ende einen Theil der Geschichte des zweiten Juges des Königs von Ungarn nach Neapel. Ludw. Ant. Muratori hat dieses Geschichtswerk uers (in den *Scriptores rerum Italicarum*. Tom. XII. p. 549—722) herausgegeben und auf die Wichtigkeit desselben aufmerksam gemacht. Gravina steht zwar gänzlich auf der Seite der Ungarn und lobt deren Thaten und Verhalten, weshalb man die Urtheile über Johanna und ihre Anhänger mit Vorbehalt hinnehmen muß, aber aus dem Zusammenhange der ganzen Darstellung und aus anderen Nachrichten geht hervor, daß er bei der Schilderung der Ereignisse stets der Wahrheit getreu bleibt und keine Thatfache absichtlich entsetzt. Die Erzählung ist klar, aber Nichts weniger als schön und wird durch die Aufnahme mancher sehr unbedeutenden Dinge schleppend *).

(Ph. H. Kälb.)

1) Ein Vergleich mit derselben gibt Chr. H. Scher in dem Gelehrten-Zerkon. 2. S. 1147. 2) Vergl. J. Ehard et Quetf., *Scriptores Ordinis Praedicatorum*. Tom. II. p. 582. *Biographie universelle*. Nouv. éd. Tom. XVII. p. 399.

*) Vergl. die Einleitung Muratori's zu seiner Ausgabe von *Girolamo Tiraboschi's Storia della Letteratura Italiana*. (Roma 1783. 4.) Tom. V. p. 386.

GRAVINA (Giovanni Vincenzo oder Gianvincenzo), berühmter italienischer Rechtsgelahrter, Aesthetiker und Dichter, am 21. Jan. 1664 in dem Castell Rogliano bei Cosenza in Calabrien geboren, stammte aus einer reichen und angesehenen Familie dieser Stadt und erhielt eine den Verhältnissen seiner Aeltern entsprechende sorgfältige häusliche Erziehung. Den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte er zu Scalea, einem nicht weit von Rogliano entfernten Flecken der Fürstin Spinelli, unter der Leitung seines Oheims Gregorio Galoprese, eines der ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit, welcher ihn nicht nur in den alten Sprachen, in der Geschichte, in der Philosophie und in der Mathematik, sondern auch in der schönen Literatur unterrichtete. Mit solchen Vorkenntnissen ausgerüstet, begab sich Gravina, durch den Rath und die Geldmittel seines für seine Zukunft eifrig bemühten Lehrers unterstützt, in seinem 16. Jahre nach Neapel, um sich auf der Universität dieser Stadt der Jurisprudenz zu widmen. Er fand hier durch Galoprese's Empfehlung einen eifrigen Gönner an Serafino Biscardi von Cosenza, welcher als der ausgezeichnetste Anwalt des Hauptstads und als ein auch in andern Fächern des Wissens erfahrener Gelehrter galt. Auf Biscardi's Rath erwarb sich Gravina vor Allem eine gründliche Kenntniss in der griechischen Sprache und Literatur, worin er nur sehr oberflächlich eingeweiht worden war und worin ihm jetzt Gregorio Messerio, ein berühmter Gelehrter, ausreichenden Unterricht ertheilte, während ihn Biscardi mit allen Geheimnissen der Rhetorik und der Declamation vertraut machte. Dabei verlor Gravina keineswegs seine Vorliebe für die Poesie überhaupt und insbesondere für die italienische. Er dichtete um diese Zeit sogar das die Passion behandelnde Drama (*Tragedia di Cristo*); da dieses aber nie zur öffentlichen Kenntniss gelangte, so läßt sich nicht bestimmen, ob es eigene Erfindung oder nur Nachbildung des „Lebenden Christus“ von Gregor von Nazianz war. Von seinem andern geistlichen Drama wird nur der Titel (*Sant'Atanasio*) erwähnt. Da Gravina übrigens von seinen Aeltern und Anverwandten zum juristischen Fache bestimmt war, so wählte für ihn jetzt die Zeit, wo es galt, sich ernstlich mit demselben zu befassen. Es kostete ihn freilich nicht geringe Mühe, sich dieser Wissenschaft, welche er als den Inbegriff aller Barbarei betrachtete, zu widmen; als er aber einmal diesen Entschluß gefaßt und die äußere abstoßende Schale von dem gelegenen Kern zu unterscheiden gelernt hatte, bewies er einen unermüdlichen Fleiß in der Durchforschung des bürgerlichen und canonischen Rechts, wozu er noch ein sorgfältiges Studium der Theologie und insbesondere der Patristik verband. Als die Quelle alles Wissens betrachtete er fünf Werke, nämlich die Bibel, das *Corpus juris*, die Dialoge Plato's, Cicero's Schriften und Homer's Gedichte, und nie hörte er auf, den Inhalt derselben seinem Gedächtnisse einzuprägen. Nachdem er das Studium seines Faches in der vorgeschriebenen Weise auf der Universität zu Neapel beendigt hatte, eilte er im J. 1689 nach Rom, um hier weiter an seiner Ausbildung zu arbeiten. Dazu fand er die beste Gelegen-

heit während seines Aufenthaltes in dem ihm freundschaftlich geöffneten Hause Paolo Goardo's, dem Sammelplatz der in Kunst und Wissenschaft hervorragenden Männer jener Zeit. Hier lernte er Giampini, Gabrotti, Bianchini, Buonarroti und andere berühmte Männer kennen und trat mit mehreren derselben in freundschaftliche Verhältnisse. In ihren Zusammenkünften wurden die wichtigsten wissenschaftlichen Fragen besprochen und Gravina war einer der eifrigsten Sprecher bei diesen Verhandlungen. Bei einer solchen Unterhaltung über die zunehmende Erschlaffung der Moral sagte Gravina den Voratz, diesen Gegenstand zu behandeln und dabei zugleich seine theologischen Kenntnisse zu verwerten. Er ließ alsbald den Dialog: *Hydra mystica, sive de corrupta morali doctrina. Coloniae (Neapoli) 1691.* 4. unter dem angenommenen Namen Petrus Genforinus erscheinen. Der Verfasser, welcher damals 26 Jahre zählte, suchte in dieser nur in 50 Capiteln gebrachten und sehr selten gewordenen Abhandlung¹⁾ darzuthun, daß die Verderber der Moral der Kirche weit größeren Schaden zufügen als die frechen Keger. Die Schönheit des Stils und die Gelehrtheit des Urtheils erwarben diesem ersten Versuche des jungen Schriftstellers entschiedenen Beifall bei den Anhängern einer strengen Moral, und wurden selbst von den Vertheidigern der entgegengelegten milderen Ansicht anerkannt. Nicht minder, als die Reinheit der Moral hatte sich der Geschmack in der Poesie geändert und eine schlimme Richtung genommen; Alessandro Guidi, ein Freund Gravina's, welcher dagegen anstupsen zu müssen glaubte, schrieb unter dem Namen Erillo Cleoneo auf Verlangen der Königin Christina von Schweden das zur Verbesserung des Geschmacks bestimmte Lustspiel „*Endimione*“, welches aber bald zum Gegenstande giftiger Satyre und heftigen Spottes wurde. Gravina übernahm unter dem Namen Biene Kratoe die Vertheidigung des Stüdes in dem *Discorso sopra l'Endimione* (Roma 1692. 12.), welcher ihn aber durch das absprechende Urtheil und durch die höhnische Behandlung anderer Denker von vielen Seiten Feindschaft zuzog, da mau den jungen Neapolitaner um so weniger als maßgebenden Kunstfichter anerkennen geneigt war, da er nur selten Jemand zu loben für gut fand, sondern gewöhnlich in dem Tadel der Meisten sein Maß hielt und die Gedächtnisse zugleich durch beständige Ausfälle und bitteren Spott verlegte²⁾. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß seine Gegner ihn auf eine nicht glimpfliche Weise behandelten, daß diese alle seine Handlungen mit der aufmerksamsten Strenge beobachteten und daß

1) Da dieser Dialog in der Originalausgabe gewiß nur Wenigen zugänglich ist, so dürfte die Uebersetzung nicht überflüssig sein, daß der bekannte Theolog Dan. Gershin ihn fast ganz in seine Abhandlung *De incredulitate antiquorum* bei. 2) „Es A Gravina uom facile all' eccesso e biasimare ugualmente, che a lodare, ma al primo più che al secondo, e nel farlo non solo ei parlava liberamente, ma s'aspettava ancora una total arroganza, per cui pareva, che sprezzando gli altri tutti non giudicasse alcuno degno di venir seco al confronto.“ *Gir. Trabucchi*, Storia della Letteratura Italiana. (Roma 1785. 4.) Tom. VIII. p. 283.

se keine Gelegenheit vorüber gehen ließen, die geringste Schwäche, welche sie an ihm entdeckten oder zu entdecken glaubten, unbarmherzig zur Begründung ihrer boshaften Anschüsse gegen ihn ausbeuteten. Unter seinen Anfeindern war unstreitig der geistreichste und wüthigste und deshalb gefährlichste Eudovico Sertardi, welcher unter dem angenommenen Namen Dulinto Seitano den anmaßenden Juristen als *Philodemo* in 16 gelungenen Satiren³⁾, welche sich bald in Aller Hände befanden, geistelte. Gravina gab sich anfänglich den Anschein, als beachte er diese Angriffe gar nicht, und beschränkte das Vergnügen, wirkliches Verdienst zu verkleinern, als eine Unzulage des Jahrhunderts. Da aber dieses stolze Benehmen die Spötter keineswegs zum Schweigen brachte, so war es ihm unmöglich, seine Empfindlichkeit ganz zu unterdrücken und er ließ ihr in mehreren Declamationen oder sogenannten Verirrlichen Reden und in Jamben Worte, er übergab jedoch diese Versuche, sich zu rechtfertigen oder zu rächen, welche sich in seinem handschriftlichen Nachlasse gefunden haben sollen, nie der Öffentlichkeit, weil er wahrscheinlich selbst überzeugt war, Sertardi auf diesem Felde nicht die Spitze bieten zu können. Die Anfeindungen der Satire waren indessen nicht vermagend, die Achtung, welche sich Gravina durch seine umfassende und gründliche Gelehrsamkeit erworben hatte, zu schmälern oder bei ihm selbst den Eifer zur Förderung der Wissenschaft zu schwächen. Er verband sich sogar um diese Zeit mit mehreren gleichgesinnten Freunden, um dem schwankenden Geschmade der Zeit eine feste Grundlage und eine bestimmte Richtung zu geben. Zum ersten Mal versammelte er im November 1695 diese bereits zu einer ansehnlichen Zahl herangewachsenen Freunde in einem von ihm zu diesem Zwecke angekauften Gartenhause auf dem Janiculum, welche sich hier zu einer Gesellschaft constituirten und dieser den Namen Akademie der Arkadier (*Accademia degli Arcadi*) beilegte. Gravina entwarf die Statuten nach dem Vorbilde des Gesetzes der zwölf Tafen und die Mitglieder sollten nicht nur ohne Unterschied des Ranges in natürlicher Einsichtlichkeit mit einander verkehren, wie die Schärer Arabians, sondern auch dieser Lebensweise entsprechende Namen annehmen und sich nur mit denselben nennen. Gravina nannte sich *Dizijo Crimanteo*. Die Absicht der Stifter, welche darin bestand, den schwankenden Geschmad auf ähnliche Art festzustellen, wie die Akademie della Crusca die Sprache festgesetzt hatte, war sehr lobenswerth und hätte die Gesellschaft nur einen Theil dessen, was sie in Aussicht stellte oder was ihre Redner ihr nachrühmen, geleistet, so wäre ihr Einfluß auf die Entwidlung der italienischen Literatur sehr bedeutend gewesen, aber schon ihr Name und viele ihrer Einrichtungen erregen gegründeten Zweifel an der Reinheit des Geschmades ihrer Gründer. In derselben Zeit, in welcher sich Gravina so sehr die Erhebung der ita-

lienischen Poesie angeeignet sein ließ, beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung juristischer und anderer gelehrten Werke, besonders aber der Schrift über die Quellen des römischen Rechts, welcher er hauptsächlich seinen weit verbreiteten Ruhm verdankt. Als Vorläufer dieses Werkes sann man eine Sammlung seiner kleinen Abhandlungen betrachten, welche verschiedenen Zweigen der Gelehrsamkeit angehören. Zu diesen Abhandlungen (*Opuscula, quibus antiquitates juris romani illustrantur*. Romae 1696. 12. Ultraprojecti 1713. 8. Neapoli 1743. 8.) gehören das Specimen *prisci juris*, die Grundlage der ersten Abschnitte seines größeren Werkes, der *Dialogus de lingua latina*, worin er die Schönheit und Nützlichkeit der lateinischen Sprache darlegt, die *Epistola ad Gabrielem Reigerium Gallum*, worin er den Verfall der Wissenschaften in Italien beklagt, die Schrift *De contemptu mortis*, welche die Standhaftigkeit Francesco Carala's während einer schweren Krankheit rühmt, und die *Epistola ad Trojanum Mirabellam*, worin er den Empfänger des Briefes über den Tod seines Sohnes tröstet. Alle diese Aufsätze sind Muster einer eleganten lateinischen Schreibart; bedeutender ist jedoch die in dieselbe Periode seines Lebens fallende, aber in italienischer Sprache geschriebene Abhandlung über die alten Fabeln (*Delle antiche Favole*. Roma 1696. 12.), weil er darin schon die in seiner späteren Schrift von dem Begriffe der Poesie weiter entwickelten ästhetischen Ansichten aufstellt. Dieses dem Cardinal Buoncompagni gewidmete Gebräch erregte Aufsehen und wurde auch in einer französischen Uebersetzung von Joseph Regnaud verbreitet. Gravina hatte sich jetzt den Ruf eines gelehrten Juristen und eines geschmackvollen Kuntrichters erworben, und Antonio Bignatelli, welcher nach dem Tode Alexander's VIII. als Innocenz XII. den päpstlichen Stuhl bestieg, stellte ihm die höchsten geistlichen Würden in Aussicht, wenn er sich entschließen würde, in den geistlichen Stand zu treten, aber Gravina sahnte keine Lust zu dem Priesterthume, sondern sein ganzer Ehrgeiz beschränkte sich auf die Ehre, als Lehrer der Jurisprudenz zu glänzen. Im J. 1699 erhielt er auch wirklich die Professur des bürgerlichen Rechts an der Sapienza zu Rom und er eröffnete seine Vorträge in einer Rede, worin er eine kurze Geschichte dieser Wissenschaft verzeichnet; um seine Unterrichtsmethode noch klarer darzulegen, entwickelte er seine Ansichten noch näher in einer Abhandlung über die nöthige Restauration des Studienwesens (*De institutione studiorum*), welche er dem neuen Papste Clemens XI. widmete, und in der Rede über die allgemeine Weisheit (*De sapientia universa*). Auch in einer Rede über die Gesetze (*Pro legibus ad magnam Moschorum regem*) sprach er über die Würde und den Vorzug der römischen Gesetze und suchte den Einfluß, den sie auf die Civilisation der Staaten des Jats haben müssen, zu zeigen. Ebenso vertheilte sich seine übrigen Reden mit wenigen Ausnahmen um die Wichtigkeit der Gesetzgebung und werden jetzt noch von den Rechtsgelehrten nicht ohne Vortheil gelesen. Sie sind in einer Sammlung (*Orationes*. Neapoli 1712. 12.) vereinigt und auch mehrere

3) Q. Sootani Satyrae, nunc primum in locum editae. Romae 1696. 12. Vollständige Ausgabe mit Anmerkungen: Amsterdam. 1700. 4. 2 Voll. Handschriftlich waren die Satiren schon vor der ersten Ausgabe sehr verbreitet.

Ausgaben der *Opuscula* (Ultrajecti 1713. 8. Neapoli 1723. 12. Venetiis 1730. 8. 2 Voll.) und seiner übrigen Werke beigefügt. Die elegante Jurisprudenz scheint indessen in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. in Italien nicht beliebt gewesen zu sein, denn obgleich er sich alle Mühe gab, seine Landsleute zu überzeugen, daß das römische Recht in den Quellen des Alterthums studirt und durch die Philosophie und die schönen Wissenschaften genehbar gemacht werden müsse, so wurden doch seine Vorträge fast aufgenommen und die Zahl seiner Zuhörer entsprach bei weitem nicht seinen Erwartungen, entweder weil das müßige Studium, welches die von ihm angerathene Methode erforderte, die Schüler abschreckte oder weil die Folge Art und Weise des Lehrers ihm die Gemüther der Jugend entfremdete, oder weil die Ränke seiner Feinde sein genug waren, diese Vernachlässigung herbeizuführen⁴⁾. Die Hauptursache des geringen Beifalles scheint indessen die Abweichung gegen seine Methode gewesen zu sein, denn selbst sein viel gepriesenes Werk über die Quellen und die Geschichte des römischen Rechts (*Origines juris civilis*) fand in Italien bei weitem nicht den Anklang, welcher ihm zur Zeit seines Erscheinens im Auslande zu Theil wurde, obgleich auch damals schon berühmte deutsche Juristen mehr die Eleganz der Sprache, als die Gründlichkeit der Behandlung hervorhoben. Die erste Ausgabe (Neapoli 1701. 8. Lipsiae 1702. 8.) ist unvollständig und enthält nur das erste Buch, in der zweiten Ausgabe (Lipsiae 1708. 4.) kamen auch das zweite und dritte Buch hinzu. Die erste vollständige in Italien gedruckte Ausgabe erschien unter dem Titel: J. V. Gravinae Opera omnia sive origines juris civilis (Neap. 1713. 4. 2 Voll.), die beste Ausgabe wurde aber in Teutschland von Goltfr. Rascoy (Lips. 1717. 4.) besorgt und in Italien (Venetiis 1739. 4. Ibid. 1759. 4. Roma 1835. 12. 3 Voll.) nachgedruckt. Einer der begabtesten Geschichtschreiber der italienischen Literatur kennt dieses Werk ein drittes, welches dem Verfasser unterbildetes Lob sichern werde, da sein Inhalt sich über den Ursprung und alle Veränderungen des römischen Rechts verbreite, über die Urheber, die Verderber und die Wiederhersteller der Gesetze und über ihre Schriften Auskunft gebe, dann zur Erörterung der Natur- und Völkerrechte übergehe und dessen Zusammenhang mit dem bürgerlichen Rechte zeige, besonders aber gründliche Untersuchungen über die älteste Gesetzgebung enthalte. Der Kritiker stellt übrigens nicht in

Abrede, daß Gravina manche der besten Abschnitte den Werken früherer ausgezeichneten juristischen Schriftsteller (Gajacius, Godefredus, Manutius und Sigonius) entlehnt habe⁵⁾. Nach dem Urtheile eines gelehrten deutschen Juristen ist bei aller Eleganz des Stils das Justinianische Recht ungenügend behandelt, ebenso das griechische, und was er von den Fortschritten der Jurisprudenz nach der Restauration derselben beibringt, erscheint neuer noch genau⁶⁾. Die Capitel, welche die Literatur des römischen Rechts, besonders des Studiums desselben im Mittelalter, enthalten, sind nach der Behauptung eines neuen, in diesem Zweige der Wissenschaft als Autorität geltenden deutschen Juristen⁷⁾ durch Verheit und Unfrit vollständig werthlos. Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß das Werk zur Zeit seines Erscheinens fast in der ganzen gebildeten Welt als Weisheitsbuch nicht nur einer umfassenden Gelehrsamkeit, sondern auch einer geschmackvollen Behandlung des trockenen Stoffes gepriesen wurde. Claude Joseph de Heritier, Parlamentsadvocat und Rector der juristischen Facultät an der Universität zu Paris, überlegte es ins Französische (*Histoire du Droit romain*. Paris 1718. 12.); besser ist jedoch die spätere Bearbeitung von J. Bapi. Requier (*Esprit des lois romaines*. Amsterd. et Paris 1766. 12. 3 Voll. Ibid. 1776. 8. 3 Voll. Paris 1821. 8.); auch unter dem Titel: *Origines du droit civil, ou Histoire de la législation chez les Romains*. Paris 1822. 8.). Eine deutsche Bearbeitung von G. W. Bese (*Ursprung des römischen bürgerlichen Rechts*. Raumburg 1806. 8.) wurde nicht viel beachtet. Bei den späteren Ausgaben des Originals dieses Werks befindet sich auch die als Ergänzung desselben zu betrachtende Schrift: *De romano imperio liber singularis*, welche auch besonders herausgegeben ist (Neapoli 1712. 12. Lipsiae 1717. 4.). Es bedarf, obgleich sie von Fehlern wimmelt, eine umfassende Kenntniß der alten Geschichte und Politik; ein zweites Buch, welches er besorgen wollte und worin er von dem deutschen Reiche zu sprechen beabsichtigte, blieb ungedruckt. Man darf mit diesem Buche nicht eine andere Abhandlung

6) „E opera classica e che può solo bastare a rendere l'Autore degno d'immortal lodè. Egli in essa examina l'origine e la vicenda tutte del Diritto Romano, tratta de' promulgatori, de' corruptori, de' restrittori delle leggi e delle opere loro, passa ad esaminare i principi del Diritto Naturale e di quel della genti, mostra la connessione di esso col Diritto Civile, spiega gli avanzi del Codice Papiriano e della XII Tavola, e discende poscia di mano in mano alle leggi Romane, che appartengono al privato Diritto. E benchè si conoscesse, che molte cose egli avea tolte interamente dal Cujacio, dal Godefredo, dal Manuzio e dal Sigonio, fu nondimeno quest' opera esaltata, come dovetti, da tutti i dotti con somme lodi.“ *Gir. Tiraboschi* l. c. p. 284.

7) „Fateor, elegans esse opus et reliqua facile praefandum, ob styli etiam venustatem acutissimum, in quo historia juris romani, quae fuit ante Justinian tempora, concinne illustratur. Verum parum est in Jure Justiniano, parum in jure graeco, parum in progressu juris post restorationem, de quo nihil memorat, nisi quod de potioribus aliqui proponant. Primordia juris naturae et gentium brevia sunt atque jevana.“ *Serris Bibliotheca juris col. ed. novis.* p. 317.

8) A. G. v. Savigny, *Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter*. 2. Ausg. Bd. 3. S. 80.

4) Eine Sammlung der kleineren Abhandlungen Gravina's erschien auch unter dem Titel: *Opuscula ad historiam litterarum et studiorum Rationem pertinentia, aedidit Gravina Epistola ad Massium de Poesi et ejusdem vita ab A. Fabronio scripta*. Lond. 1792. 12.

5) „Parera, que questo metodo dovevano sorgente di grandi applausi al Gravina, e condurre a lui gran numero di uditori; ma, o fosse che il fatiscoso studio, che richiedeva un tal metodo, atterrisce gli scolari, o fosse che l'altera e orgogliosa indole del Maestro no alienasse gli animi, o fosse anche che i raggi di suoi nimici ne allontanassero molti, e non ebbe uditorio molto frequente, nè vide la sua laudal accolta con quell' applauso, che loro era dovuto.“ *G. Tiraboschi* l. c. p. 284.

über die bürgerliche Verfassung Roms (Del Governo civile di Roma), deren Handchrift erst in diesem Jahrhundert in einer Bibliothek zu Neapel aufgefunden und herausgegeben wurde (Neapoli 1828. 8.), verwechseln. Gravina hatte im J. 1703 die Professur des bürgerlichen Rechts mit der des kanonischen vertauscht und er schrieb deshalb auch ein Lehrbuch des kanonischen Rechts (Institutiones canonicae. Aug. Taurin. 1710. 8.; auch bei der Ausgabe der Origines juris civilis. Venet. 1754. 4.), welches jedoch seinen übrigen juristischen Werken weit nachsteht. Ebenso unbedeutend ist sein Bericht über die Ernennung neuer Cardinale durch Clemens XI. (Acta consistorialia creationis Cardinalium institutae a Clemente XI. P. M. diebus 17. Maji et 7. Junii 1706. Accessit eorundem Cardinalium brevis delineatio. Coloniae 1707. 4.), welcher er an den Baron von Huxfen schickte, um sie in Teutschland drucken zu lassen. Alle diese gelehrten Studien hinderten Gravina nicht ab, sich auch mit der Nationaliliteratur seiner Landsleute zu befassen und an den Bemühungen zur Förderung derselben Theil zu nehmen. Fördernd war freilich nicht der Streit, welcher sich zwischen den Mitgliedern der Akademie der in zwei Parteien gespaltenen Aristokratie erhob, an deren Spitze auf der einen Seite Gravina und auf der andern Seite Gerdtschmal standen. Der Streit, welcher über eines der Gehege der Akademie entbrach und mit unbegrifflicher Hartnäckigkeit geführt wurde, hatte eine Trennung der Gesellschaft zur Folge. Die Freunde und Schüler Gravina's stützten unter dem Schutze des Cardinals Lorenzo Corsini eine neue Akademie (Accademia della Quirina), deren Mitglieder sich während des Winters im Palaste des Cardinals und während des Sommers im Palaste des Cardinals auf dem Janiculum versammelten. Gravina suchte gleichzeitig seine Zwecke durch Aufstellung einer Theorie der Poesie zu erreichen und arbeitete zuerst seine frühere Abhandlung über die alten Fabeln in Folge einer Aufforderung der Akademie Colbert in Frankreich, einer Gönnerin der Gelehrten, in ein größeres Werk um, worin er auch seine Meinung über die italienische Poesie ansprach, obgleich er sich sehr ungern zur Beurtheilung der letzteren verstand. In diesem Werke, welches er unter dem Titel: Von den Gründen der Poesie oder, wie man ihn auch übersetzen könnte, vom Begriffe der Poesie oder von der Natur der wahren Poesie (Della ragion poetica libri due. Roma 1708. 8. Napoli 1716. 8.)⁹⁾ erscheinen ließ, gibt er seine unbedingte Verehrung der Alten kund und stellt die Ansicht auf, daß die neueren Dichter nur in dem Maße Lob verdienen, als sich ihre Poesie der griechischen und römischen nähert. Die Poesie, wozu sein Buch Anleitung geben soll, verhält sich nach seiner Uebersetzung zur Poesie, wie die Geometrie zur Architectur; da ferner zur Ausbildung der schönen Künste eine Regel und zu der Regel ein Grund vorausgesetzt werden muß¹⁰⁾, so will

er die Gründe der poetischen Gehege, deren Wissenschaft die Poesie ist, erschöpfen. Er fängt also, wie er meint, sehr gründlich mit der allgemeinen Unterscheidung der Wahrheit von dem Irrthum an und findet das Wesen und den Werth der Poesie in der poetischen Wahrscheinlichkeit, durch welche der menschliche Geist, auch wenn er getäuscht wird, eine Richtung auf die Wahrheit annimmt. Alle Leidenschaften, die dem Gemüthe ihren Gegenstand mit größter Kraft einprägen und den ganzen Kreis unserer Vorstellungskraft mehr oder weniger ausfüllen, erzeugen in uns einen Irrthum, der nach der größeren oder geringeren Festigkeit der Eindrücke bedeutender oder schwächer ist. Diese philosophischen Betrachtungen wenden nun Gravina zunächst auf die Poesie an, welche nach seiner Theorie vor Allem darnach zu streben hat, sich mit der Wahrheit zu assimiliren. Auch die Poesie, fährt er fort, erfüllt mit ihrer lebendigen Vorstellung, dem Anschein und der Ähnlichkeit mit der Wahrheit unsere ganze Einbildungskraft. Sie hält von dieser die Vorstellungen entgegengesetzter Begriffe entfernt, welche die Wirklichkeit besitzen, was der Dichter und vorstellt, widerlegt; sie macht uns daher in eben dem Grade empfänglich für das Erhöhte, als wir für die Wahrheit zu sein pflegen. So werden in uns Empfindungen geweckt, die denen ähnlich sind, die durch die wirklichen Gegenstände erregt werden, wie es im Traume geschieht. Mittels der Bilder und durch die lebendige, der Wirklichkeit und Natur der Gegenstände entsprechende Vorstellungskraft und bewegt der Dichter die Einbildungskraft auf dieselbe Weise, wie es die realen Gegenstände thun. Er erzeugt in uns die nämlichen Wirkungen, die durch wahre Ereignisse in uns sich äußern, denn die Empfindungen halten mit der Einbildungskraft gleichen Schritt und bewegen sich nach Rücksicht der Phantasie, indem sie nach der Erregtheit oder Ruhe der letztern sich erheben oder senken, wie die Bogen nach dem Ungestüm oder der Ruhe der Winde. So erfaßt unser Geist ein Gebiet als wahres und wirkliches Ereignis und läßt die Erdrückung gleich der Wahrheit auf sich wirken, denn die Phantasie wird durch Empfindungen angetrieben, die mit wirklichen, durch die Sinne empfungenen Eindrücken harmoniren. Der Poet erreicht daher seinen Hauptzweck vermittels der Wahrscheinlichkeit und des genauen Ausdrucks. Die Seele entgeht sich dem Realen und versenkt sich in die Erdrückung. In dieser Art und Weise, aber oft zu leicht und dunkel, fährt Gravina fort, über die Poesie zu philosophiren, wobei sich zweifeln der Einsicht Platonischer Doren geltend macht und nicht selten sich Widersprüche auf Widersprüche häufen, welche er durch schöne Redensarten auszugleichen oder zu verdecken sucht. Nach der Entwicklung seiner Theorie versteht er nicht, dieselben auf die Geschichte der Poesie anzuwenden. Das Verdienst der berühmtesten griechischen und lateinischen und dann der italienischen Dichter wird gegen einander abgemogen,

9) Neuere Ausgabe: Della Ragion Poetica tra Greci, Latini ed Italiani. Lond. 1806. 12. 10) „Imperocchè ad ogni opera precede la regola ed ad ogni regola la ragione. — Or

quella regola, che la Geometria ha all' Architettura, ha la scienza della poesia alle regole della poetica.“ Della ragion poetica lib. I.

wobei aber den Alten unbedingt der Vorzug zuerkannt und hervorgehoben wird, daß durch das Studium derselben ein Wiedersehen des Augufteischen Zeitalters während des 15. Jahrh. in Italien eintrat, bis man allmählig wieder die Poesie, welche ursprünglich eine Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge war¹¹⁾, zu einem Spielwerke herabwürdigte. Von Dante und Ariosto spricht Gravina freilich mit großer Achtung, aber nur deshalb, weil diese beiden Dichter viele und schöne Kenntnisse funktirten in ihren Werken niedergelegt haben. Aus demselben Grunde preist er von allen italienischen Dichtern am meisten und mit besonderer Wärme den kalten und langweiligen Trissino, welcher pünktlich und sorgfältig Schritt vor Schritt in die Fußstapfen der Alten zu treten bemüht war. Werthwüdig ist auch Gravina's Ansicht über die Entstehung eines wesentlichen Elements der neueren Poesie, des Reimes, welcher zum Nachtheil der Poesie das antike Metrum verdrängte. Zu dem Ursprunge des Reimes, behauptet er dreist, trug nicht weniger die Unwissenheit der barbarischen Völker, als der bereits verdorbene Geschmack der Römer bei. Eine natürliche Unwissenheit wirkte in sofern, als der Verkehr mit Gothen und Vandalen das Gehör abkumpfte und die Aussprache verwirrte. Dadurch wurde das Gefühl für die Quantität, deren Ausdruck die Sprache, und deren Unterscheidung das Gehör den Alten zu erkennen gegeben hatte, unterdrückt. Der durch die Versfüße vermittelte Jarte und seine Unterschiede zwischen gebundenen und ungebundenen Rede war in dem gewöhnlichen Gebrauche fast allgemein verloren gegangen und dafür das plumpe, gewaltsame und wirrige Gleichlauten der Endsybilen eingeführt worden. Eine künstliche Barbarei wirkte dabei in sofern, als bereits seit dem 2. Jahrh. die declamatorische Rednerschule die Gedanken so zugepöbel und den Styl so blumenreich gemacht hatte, daß sowohl Erfindung, als auch Etwi und Rhythmus durch Spitzfindigkeiten, Gegensätze und Ten widerlich geworden waren. Was den Uebersetzungs betrifft, so kann es einem Jeden bezeugen, daß er zwei Sätze mit gleichlautenden Wörtern endet, und absichtlich das sogar schon Homer, die Quelle aller Schönheit, an dem Beispiele des von der Natur gebotenen Reimes zuerst den vorzüglichsten Gebrauch gleichlautender Endsybilen gelehrt, welchen nachher sowohl griechische als auch römische Dichter und Reimer mit Vermeidung aller absichtlichen Kunst nachahmten. Später verlor sich dem Gehör der Geschmack, mit dem Geschmacke das Gehör. Man vervielfältigte den Gebrauch gleichlautender Endsybilen, woran die Menge sich schon so völlig gewöhnt hatte, daß derselbe in den prosaischen Schriften bis zum 4. Jahrh. fast bei jedem Schritte angetroffen wird. Das Gleichlauten der Endsybilen bei Versen war bereits in die lateinische Sprache eingebrungen und man braucht sich gar nicht zu wundern, wenn dieses Gleichlauten in den neuern Landessprachen allmählig als Hauptunterschied

zwischen der Poesie und der Prosa betrachtet wurde. Einen tiefern Grund wußte Gravina ebenso wenig für den Gebrauch des Reimes aufzufinden, als für andere Eigenthümlichkeiten der neuern Poesie, wodurch diese sich von der älteren unterscheidet. Bei allen diesen und andern Mängeln seines Buches vom Begriffe der Poesie wurde es doch nicht nur in Italien, sondern auch im Auslande mit großem Beifall aufgenommen und wegen der darin entwickelten feinen Gelehrsamkeit und der scharfen Kritik über die griechischen, lateinischen und italienischen Dichter gepriesen, noch mehr aber in der französischen Uebersetzung von J. B. Requier (*Raison ou Idée de la Poésie, ouvrage concernant la poésie grecque et latine. Paris 1755.*) bei ästhetischen Untersuchungen benützt. An dieses größere Werk schließt sich Gravina's *Abhandlung De institutione Poetarum*, welche J. B. Passeri im J. 1817 in das Italienische übersezt, erläutert und mit einer Biographie des Verfassers bereichert hat (in *Calogera's Raccolta nuova d'Opuscoli. Tom. XVII*) und das Buch über die Tragödie (*Della Tragedia libro uno. Napoli 1714.*) eng an und in dem letztern wird die Theorie des Drama's insbesondere erörtert. Auch in dieser Dichtungsart stellt Gravina die Ergebnisse der alten Dichter viel höher, als die Versuche der neueren, und zum Theil aus sehr sonderbaren Gründen. Die Alten, bemerkt er unter Andern, gestatteten nicht, daß Handlungen von langer Dauer, welche Monate und Jahre währten, auf die Bühne gebracht würden. Sie wollten ein Ereigniß gerade so vorgestellt wissen, wie es in der Wirklichkeit erscheint, um durch die dem Leben abgeborgte und wahrseheinliche Vorstellung die Phantasie der Zuschauer hinzureißen, als ob die vorgestellte Handlung sich wirklich ereignete. Daher dürfen die Dichter auch ihre Kunst nicht so bemerkbar machen, als hätten sie jeden Vers nach dem Nichtsheit gebaut. Das Künstliche muß durch das Natürliche überschattet werden. Den Versen muß mitunter künstlich das Gepräge der Nachlässigkeit gegeben werden, damit die Phantasie vermöge des in der erscheinenden Künstlichkeit sich offenbarenden Zwanges sich nicht von dem Glauben an das Erdichtete befreie, denn dieser Zwang ist ein Zeichen einer überlegten Absicht und vernimmt durch seine Uebertreibung den Anschein des natürlichen Bewusens. Von solchen und ähnlichen verkehrten oder halbwarhen Ansichten ausgehend dichtete Gravina nach dem Vorbilde des lateinischen Tragikers Seneca selbst Tragödien und empfahl sie den Italienern als Muster. Sie wurden auch gedruckt (*Tragedie cinque. Napoli 1712.* 8. *Ibid.* 1717. 8. *Venezia* 1740. 8.) und wol auch von den unbedingten Anhängern der gelehrten Schule gelesen, aber nie aufgeführt, da das Volk eine solche Warte nicht zu ertragen vermochte. Mit dem Ruhme dieses Professors des bürglichen und famonischen Rechts, sagt ein trübscher Geschichtschreiber der schönen Literatur¹²⁾, würde es übel bestellt sein, wenn seine juristischen Werke nicht mehr

11) Sicché nell' origin sua la Poesia è la scienza delle umane e divine cose, convertita in immagine fantastica ed armoniosa.

X. Querc. I. B. u. X. Grise. Gersten. LXXXVIII.

12) Fr. Dauterweh, Geschichte der schönen Wissenschaften. Bd. II. S. 451.

werth wären, als seine Werke, denn abgerechnet eine gewisse philologische Haltung des Styls fand seine fünf Trauerspiele (Palamedes, Andromeda, Apollus Claudius, Papinian und Servus Iulius) so fleißig und trocken, daß man sie unter dem Titel „Juristische Nebenstunden“ als etwas Besondere in der Literatur anführen sollte. Auch die Ehre schien natürlich nach dem Mutter der Alten nicht und im Papinian künigten sich die Juristen, welche den Ehor bilden, wie Gerichtswissenschaftlerinnen in juristischem Rathos an¹²⁾. Gravina hatte übrigens durch seine gelehrten Werke im Fache der Rechtsgelchsamkeit einen so bedeutenden Ruf, daß in allen Vändern Europa's erlangt, daß man ihn auch für einen guten Dichter zu halten sich gewöhnte, ohne gerade auf diese Eigenschaft ein großes Gewicht zu legen. Viele Universitäten, und sogar mehrere teutsche, suchten ihn an sich zu ziehen, aber er liebte zu sehr Rom, als daß er diese ihr in so vielen Beziehungen werthe Stadt hätte verlassen sollen, da ihm das Gebotene nicht Alles, was er hier ausgeben mußte, zu ersetzen vermochte; als jedoch Gregorio Caloprese im Sommer des Jahres 1714 zu Scala starb, eilte er dorthin, um einem Verwandten, welchem er so viel zu verdanken hatte, die letzte Ehre zu erweisen, und blieb beinahe zwei Jahre in Galabrien, von wo er erst am Ende des Jahres 1716 nach Rom zurückkehrte. Um diese Zeit bot ihm Vittorio Amedeo II., Herzog von Savoyen, eine Professur der Jurisprudenz und die Stelle eines Directors des öffentlichen Unterrichts zu Turin unter so vortheilhaften Bedingungen an, daß er dem Rufe zu folgen beschloß. Er hatte bereits alle Vorbereitungen getroffen, um gegen Ende des Jahres 1717 Rom zu verlassen, als ihn ein heftiges Wagenübel befiel, welches ihn nicht mehr verließ und woran er am 6. Jan. 1718 starb. Seine Güter in Galabrien überließ er seiner Mutter, alles Besitzthum aber, welches er zu Rom erworben hatte, vermachte er seinem Pflegeohne Pietro Metastasio, welcher Gravina's Sorgfalt für seine Erziehung zum großen Theil den Ruhm verdankt, den er später erlangte. Gravina war klein, bager und überfüllig und schon sein nachdenkender und melancholischer Gesichtsausdruck verrieth, daß er kein Bedürfnis fühlte, sich durch Vergnügungen zu zerstreuen. Er sprach auch wenig, aber seine Unterhaltung war angenehm und wichtig und nicht selten satirisch. Seine Sprache war rein und elegant und sein lateinischer Ausdruck erinnerte an die Zeit

des Augustus. Man findet dieselbe Leichtigkeit in seiner lateinischen Poesie, in seinen italienischen Gedächtnis aber zeigt er mehr Gelehrsamkeit als Geschmack. Eine Sammlung seiner lateinischen und italienischen Schriften erschien unter dem Titel: *Opera italiane e latine con la vita dell' autore*, scritta da Ant. Sergio. Napoli 1756 — 1758. 4. 4 Voll.; eine neuere, mit Unflücht getroffene Auswahl (*Opere scelte*. Milano 1819. 8.) genügt indessen vollständig dem jetzigen Bedürfnisse¹⁴⁾.

(Ph. H. Kieß.)

GRAVINA (Girolamo), italienischer Jesuit, im J. 1603 zu Galtaniffa in Sicilien geboren, stammte aus einem angesehenen Geschlechte, wählte aber, obgleich ihm auf einer andern Laufbahn eine glänzende Zukunft gewiß war, den geistlichen Stand, und trat sehr früh (im J. 1618) zu Palermo in den Orden der Jesuiten. Nach der Beendigung seiner Studien begab er sich (im J. 1635) mit vielen andern ein gleiches Ziel verfolgenden Ordensgenossen als Missionar nach Ostindien; von hier durch seine Obern nach Macao zu chinesischen Mission geschickt, machte er sich, obgleich ihm kein besonderes Talent zur Erlernung orientalischer Sprachen angeboren war, die höchst schwierige Landessprache in wenigen Jahren doch so vollkommen eigen, daß er darin nicht nur lehren, sondern seine Lehren auch schriftlich mittheilen konnte. Auf diese Weise wirkte er mit glänzendem Erfolg in vielen Städten des chinesischen Reichs und diente selbst den Heiden durch seinen frommen Lebenswandel und durch sein liebevolles Benehmen als Muster. Zuletzt war er Superior des Jesuitencollegs zu Hangschew, wo er auch, nachdem er in seinen letzten Jahren fortwährend durch Krankheit heimgesucht war, am 4. Sept. 1662 (oder 1663) starb. Sein Lehrbuch der christlichen Religion in chinesischer Sprache, welches drei (nach Andern sechs) Bände umfassen soll und in China gedruckt ist, dürfte in Europa zu den größten Seltenheiten gehören. — Ein anderer Missionar desselben Namens, Pietro Gravina, welcher ebenfalls dem Jesuitenorden angehörte, wirkte in Amerika bei den Indianerstämmen und insbesondere 30 Jahre in den Missionen bei dem Stamme der Jijimae, wo er im J. 1635 starb. Er schrieb zum Gebrauche der Missionaire und zum Erlernen der Sprache mehrerer dieser Stämme Grammatiken und Wörterbücher, welche nicht gedruckt wurden, von welchen man aber jetzt noch Abschriften in verschiedenen Bibliotheken Weijco's sorgfältig aufbewahrt¹⁵⁾.

(Ph. H. Kieß.)

13) Sie lassen sich in folgender Weise vernehmen:

Della caligine siglio pestifere
 Noi sam le Furie, sorte dal Tartaro,
 Per l'empio cerebro di rabbia incendere
 A ehi la nascita, e la potenza
 Trase da Sestimio, in viso Cesare;
 Ch'è doppia sobole lasato l'imperio.
 Ma 'l primogenito voluto à spargere
 Di Geta candido il sangue innostrato,
 Tutto per traser a se 'l dominio.
 E con commettere tal accelleraggine
 Credea lo stolido più lieto vivere.
 Perché discender credono gli umani
 La sorte prospera dalla potenza.

14) Vergl. Andr. Serrao, *De vita et scriptis J. V. Gravinae commentarius*. Romae 1758. 4. J. G. de Champy, *Nouveau Dictionnaire historique et critique*. Vol. II. G. p. 1 seq. Nieéron, *Mémoires*. Tom. XXIX. p. 233 seq. Aug. Favron, *Vitae halorum doctrinae excellentium, qui saec. XVII et XVIII floruerunt*. Vol. X. p. 1 — 62. Gr. *Trattato della letteratura italiana*. (Rom. 1755. 4.) Tom. VIII. p. 282 — 285. Fr. G. Weill, *Spécimen d'une bibliothèque littéraire*, welche bebrühmt und berühmter Personen, welche in dem 18. Jahrh. gelebt haben. Th. II. Abth. 2. S. 149 ff. *Biographie universelle*. Tom. XVIII. p. 355. (Nouv. éd. Tom. XVII. p. 400.) *Biographie générale*. Tom. XXI. p. 750 seq.

15) P. Ribadairin, *Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu*,

GRAVINA (Giuseppe Maria), italienischer Jesuit des 18. Jahrh., am 19. März 1702 zu Palermo geboren, trat sehr jung (21. Oct. 1716) in die Gesellschaft Jesu und widmete sich, nachdem er seine Studien beendet und seine Gelübde abgelegt hatte, dem Lehrfache. Er ertheilte neun Jahre in den Humanitätswissenschaften und in der Philosophie und 17 Jahre in der Theologie Unterricht und war eine Zeit hindurch Studienpfeifer in dem Collegium zu Palermo. Er wirkte später auch in andern Collegien seines Ordens in verschiedenen Städten und starb um das J. 1780 in Rodano. Seine philosophisch-theologischen Versuche (*Conclusiones theologiae eritico-ethicae de usu et abusu opinionis probabilis*. Panormi 1752. fol., auch in P. Jaccaria's *Thesaurus theologiae*. Venetii 1762. 4. Tom. IV. p. 335 seq. *Conclusiones polemicae de quinque Jansenianorum erroribus*. Panormi 1756. 4. *Trattamenti apologetici sul probabilismo di G. M. Gravina*. Palermo 1755. 4. 3 Voll.) haben ihre Bedeutung verloren, sowie auch sein Lehrbuch der Philosophie (*Ratio tradendae philosophiae in scholis Provinciae Siculae Soc. Jes.* Panormi 1754. 4.) jetzt nicht mehr als Leitfaden in den Schulen dienen kann. Er berendigte und veröffentlichte auch des Jesuiten Ben. Maza von Syracus Abhandlung über das Paradies (*Dissertatio anagogica, theologica, parenetica de Paradiso*. Panormi 1762. 4.), welche aber vielfachen Anstoss erregte und nicht nur von Seiten der ungläubigen Philosophen eine Spotschrift Francesco Gares (*Lettera indirizzata in nome del doge della repubblica degli Apisti al Rev. de' Solipsi*) veranlaßte, sondern auch die Orthodoxen zu einer Widerlegung (*De electorum hominum numero respectu hominum reproborum*. Panormi 1764. 4.) trieb. Gravina überlegte ferner den Beweggründen Grotius' für die Jesuitenpensionäre aus dem französischen ins Italienische (*Istruzioni pe' Signori convittori de' Padri Gesuiti*. Palermo 1735. 12.) und erläuterte ihn mit Anmerkungen zum Nutzen seiner Landsleute. In gutem Ansehen stand bei den Ordensgenossen sein Erbauungsbuch für Jesuiten (*Jesuita rito institutus piis exercitationibus SS. Patris Ignatii de Loyola*. Panormi 1746. 12. 2 Voll.). Statistisch wichtig ist sein Bericht über die aus den Kammerstaaten in einem Zeitraum von 30 Jahren zurückgekehrten Sicilianer, welche in die Sklaverei gerathen waren (*Catalogo de' Siciliani redenti dalla schiavitù de' Barbari dall' anno 1720 sino ad Agosto 1754*. Palermo 1755. 4.*). (Ph. H. Kütz.)

GRAVINA (Giuseppe Marino), ein gelehrter Theatinermonch, um das J. 1695 zu Palermo geboren, widmete sich, nachdem er in den erwähnten Mönchsorden

getreten war, mit großem Fleiße der Theologie und lehrte später dieselbe. Auch war er Rath bei dem Inquisitionsgenricht. Er starb um das J. 1760. Sein Inbegriff der Theologie der Kirchenväter (*Synopsis theologiae veterum Patrum*. Panormi 1734. fol.), welches ein klarer Auszug aus dem groben, denselben Gegenstand behandelnden Werke seines berühmten Ordensgenossen Giuseppe Maria Temmafi ist, erfreute sich zu seiner Zeit eines ungewöhnlichen Beifalles, scheint aber jetzt der Vergessenheit anheimgefallen zu sein*). (Ph. H. Kütz.)

GRAVINA (Pietro), berühmter lateinischer Dichter des 16. Jahrh., im J. 1453 zu Palermo, wie er selbst angibt und nicht, wie Andere behaupten, zu Catania oder Reapel geboren, gehörte zu der angesehenen aus Capua stammenden Familie der Grafen von Gravina und erhielt eine gute, seinem Verkommen und den Ansichten seiner Zeit entsprechende Erziehung. Die Natur hatte ihn übrigens nicht nur mit einem lebhaften Geiste, einem glücklichen Gedächtnisse und einer seltenen Eingebung, sondern auch mit allen Vorzügen des Körpers begabt, und er durfte in jedem Entzücken, den er zu ergreifen sich entschließen würde, eine glänzende und glückliche Zukunft hoffen. Angereizt mit einer erstaunlichen Stärke und Gewandtheit, that er es in körperlichen Übungen, im Fechten, Reiten, Schwimmen und im Ballspiele allen seinen Altersgenossen zuvor und sicherte sich dadurch eine ununterbrochene Gesundheit bis in sein Alter. Er war Freund einer geschmackvollen Kleidung, einer feinen Tafel und eines ausgefuchsten Weines, überschritt aber in diesen Genüssen nie die Grenzen einer weisen Mäßigkeit, dabei war er frei von jedem andern Ebrige und zog ein ruhiges, sorgenfreies Leben glänzenden Ehrenstellen vor¹⁾. Die größte Freude fand er im fröhlichen Umgange mit gebildeten jungen Leuten und im Genuße der Naturschönheiten. Eine schöne Gegend hatte für ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft, weshalb er auch das reizende Thal von Sorrento jedem andern Wohnorte vorzog und sich oft ganze Jahre daselbst aufhielt. Gravina erhielt seinen ersten gelehrten Unterricht von Aurelio Vignati, einem von seinen Zeitgenossen seiner Kenntnisse und seiner Lehrmethode wegen sehr gerühmten Schümann, erwarb sich weitere Kenntnisse zu Neapel und zu Rom, wo er die Vorträge der berühmtesten Professoren der Geschichte und der schönen Wissenschaften hörte und machte dann zur Vervollendung seiner Ausbildung eine Reise durch Italien, auf welcher er überall eine freundliche Aufnahme fand. Nachdem er auf diese Weise die berühmtesten Städte besucht und sich in den angenehmsten Gegenden,

¹⁾ Joh. Chr. Adelung, *Berichtigung und Ergänzungen zu Chr. G. Bachers Wörterb.* Berlin. Th. 2. S. 1592.

²⁾ „Utebatur,“ sagt Petrus Silvius, „parcior mensa, sed ea semper nuda. Vinum a Veneto surrumpere in honore erat, sed sumptu sobrie et moderato perpotant. Vitas genus ad amavit quiescent, cunctis solatium carum et libus, hilarique inimis et tenera stultiorum adolescentium familiaritate gaudet; ingenio enim erat apertus, liberali, perlibando; coeli corporis nitido et sumptuosum, quum undulata toga steretur et acrio latiore villosa pileo argenteam comam morose perornaret.“

ed. Nash. Societ. (Rom. 1676. fol.) p. 341 seq. Ph. Couplet, *Catalogus Patrum Societ. Jesu* (Dillingae 1687. 4.) p. 115. R. D. Cavalero, *Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu* (Romae 1814. 4.) p. 147. Aug. et Al. de Becker, *Bibliothèque des Ecrivains de la Compagnie de Jésus*. Tom. IV. (Lüttge 1868. 4.) p. 289.

³⁾ Aug. et Al. de Becker, *Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus*. Vol. IV. (Lüttge 1868. 8.) p. 289.

so lange es ihm gefiel, aufgehalten hatte, trat er, um eine bestimmte Lebensweise zu führen, in den geistlichen Stand, weil dieser seiner Neigung zu den Wissenschaften am meisten zu entsprechen schien. Er lebte als Geistlicher eine Zeit lang zu Rom, wo er auch am Himmelfahrtstage 1493 die übliche Festrede in Gegenwart des Papstes Alexander VI. hielt. Von Rom begab er sich nach Neapel, wo damals die Könige aus dem Hause Aragon einen glänzenden Hof hielten. Er war bald durch seine Lebenswürdigkeit und durch seine jetzt bereits Kunst, merkwürdige Hofereignisse durch artige Verse zu verberlichen, eine der vorzüglichsten Zielen desselben. Er schloß hier auch dauernde Freundschaft mit den eine geschmackvolle Gelehrsamkeit erstrebenden Humanisten Giovanni Pontano und Jacopo Sannazaro und andern ausgezeichneten Männern, unter welchen ihm besonders der große Feldherr Gonzalvo von Cordoba heftig war. Er ward von demselben mit einem anständigen Gehalte bedacht, welcher hinreichte, um sich seinen Neigungen hinzugeben und sich alle Genüsse, die er liebte, zu verschaffen, und erhielt im J. 1500 durch die Vermittlung desselben eine einträgliche Pfründe an der Kathedrale zu Neapel. Nach der Entfernung Gonzalvo's, dessen Eifersucht erregte, fand Gravina großmüthige und freigebige Gönner an Don Pietro Navarro und Prospero Colonna; da aber Neapel der Schaulapf unaufhörlicher Unruhen und blutiger Kriege geworden war, so zog er sich, weil er die Ruhe liebte und sie allen Glücksgütern vorzog, nach Sorrento zurück, um nur im Umgange mit den Mäusen zu leben. Später schloß er sich jedoch dem Gesolge des Grafen Giovanni Francesco von Capua an und lebte abwechselnd in der Stadt und auf dem Lande, wie ihn gerade seine Neigung trieb. Als er eines Tages zu Genua bei der Stadt Liano in Terra di Rapara unter einem Kastanienbaume der Ruhe pflegte, riß ihm eine herabfallende Frucht durch ihre stachelige Schale die Wade; er konnte sich nicht enthalten, an der wunden Stelle zu fragen, wodurch ein Geschwür entstand, welches ihm in Verbindung mit einem dazu kommenden Fieber in wenigen Tagen im J. 1527 den Tod brachte. Andere betrachten diese Erzählung als eine alberne Fabel und behaupten, er sei an der Pest, welche das Heer Karl's V. nach der Plünderung Roms in Neapel verbreitete, gestorben. Gravina war ein sehr fruchtbarer Dichter, aber nur ein geringer Theil seiner poetischen Werke sowohl in lateinischer als in italienischer Sprache hat sich erhalten, entweder weil, wie man sagt, die meisten bei der Eroberung Neapels durch die Franzosen im J. 1501 zu Grunde gingen, oder weil, wie Andere erzählen, der Dichter selbst, der sich über die geringe Empfanglichkeit seiner kriegserregten Zeit für die Erzeugnisse des Geistes ärgerte, sie zerstörte. Daß er sie des geringen Honorars wegen, welches man ihm dafür anbot, vernichtete, ist eine unermessene und auch der Wahrscheinlichkeit ermangelnde Behauptung. Am besten gelangen ihm nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen Elegien und Epigramme, alle seine Dichtungen aber zeichnen sich durch Schönheit und Nichtigkeit des Ausdrucks, Feinheit und Zartheit der

Gedanken und poetische Auffassung des Stoffes aus. Scipione Capacci bemühte sich bald nach dem Tode Gravina's, die alleenthalben zerstreuten Gedichte zu sammeln und gab diese Sammlung unter dem Titel: *Epigrammatum liber, sylvarum liber, carmen epicum, poematum liber* (Neapoli 1532. 4.) heraus. Diese Sammlung, welche bereits zu den Seltenheiten gehört, enthält auch ein Bruchstück des epischen Gedichts *De Consalvi Cordubae rebus gestis*, dessen Verlust am meisten zu bedauern ist. Mehrere Epigramme hat auch Paolo Giovinetti in seine Biographie berühmter Feldherren und Jan. Gruter in seine *Deliciae poetarum italorum* aufgenommen und viele sind auch in die *Epigrammata selecta* (Panormi 1606. 4.) übergegangen. Die beiden Ausgaben der Briefe und Reden Gravina's (*Epistolae et orationes*. Neapoli 1589. 4. *Ibid.* 1748. 4.) trifft man häufiger an; man legt aber auf diese Erzeugnisse seines Geistes, obgleich sie manches Vortreffliche und für die Geschichte seiner Zeit Wichtige enthalten, keinen so hohen Werth, wie auf seine Poesien, und manche italienische Kunstsichter wollen sogar an den Briefen Eleganz des Ausdrucks vermissen. Eine Selbstbiographie des Dichters, welche man den vorhandenen Ausgaben seiner Schriften beifügen vergessen hat, gibt Auskunft über mehrere seiner vorläufigen Arbeiten, besonders aber über seine *Lamentatio Surrentina*, welche Gedichte und Meditationen enthält, die er während seines Lieblingsaufenthaltes in dem Thale von Sorrento verfaßte, über den Commentar zu dem Traume Scipio's von Macrobius und über seine lateinische Bearbeitung der Grundzüge der Kriegskunst des Diomedes Garassus. Ein Sohn des Dichters, Tranquillo Gravina, welcher ihm vor seinem Eintritte in den geistlichen Stand geboren wurde, widmete sich der Theologie und erhielt eine Pfründe an der Kirche von Neapel. Hatte Gravina sich entschließen können, sein poetisches Talent mehr in der Landessprache zu versuchen, so würde er unstreitig noch unter den besten Dichtern Italiens glänzen, während seine lateinischen Gedichte, so groß ihre Vorzüge sein mögen, gewiß nur von Wenigen gelesen werden ²⁾. (Ph. H. Kuhl.)

GRAVINUM wird in der Tabula Peutingeriana Segm. I, a (ed. Mannert) als eine Stadt im nördlichen Gallien aufgeführt und für die jetzige Stadt Grainville gehalten. Vergl. Böcking, Annot. ad Notitiam Dignitatum in partibus Occidentis p. 824.

(Krause.)

GRAVINUS (Andreas), ein Historiker und lateinischer Dichter aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., geboren am Jahr 1560, widmete sich dem Unterrichte an verschiedenen Orten Oesterreichs und Baierns und versuchte sich auch als Schriftsteller, jedoch nur in der Poesie mit einigen Glück. Seine erzählenden Gedichte von der Gründung des Hauses Oesterreich (Austriados

2) Vergl. F. Jovi *Elogia doctorum virorum* p. 171 (ed. Basil.). Gr. Tiraboschi, *Storia della Letteratura Italiana*. Tom. VI. P. II. p. 277. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 363 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 749.

libri IV.) und von der Eroberung Jerusalems (De ex-cidio Hierosolymitano), sowie seine Vtügen und kleineren Gedichte erwarten sich bei den Zeitgenossen einigen Beifall und wurden unter dem Titel: *Operum posticoorum sylv.* Tubing. 1602. 4. zusammengedruckt. Sein geschichtliches Werk: Von der Türckischen König und Keyser Ursprung, Leben, Tyranny und endlichem Ausgang. Regensburg 1600. 8. ist unbedeutend und stützt sich nicht auf zuverlässige Quellen. Gravius scheint um das Jahr 1630 gestorben zu sein *). (Ph. H. Kuhl.)

GRAVIONARIUM (*Γραβιονάριον*) wird von Ptolemäos (II, 11, 29) unter den Städten Teuschlands im nördlichen Klima (*ἐν τῷ ἀρκτικῷ κλίματι*) angegeben. Man hat diesen Ort zwischen Brüdenau und Kistingen im alten Grafsche abgeleitet. Vergl. B. Wilhelm, Germania S. 70. Siedler I. S. 172. (Krause.)

GRAVIREN (*graver, gravure, engraving*). Graviren heißt im Allgemeinen das mechanische Verfahren, auf metallenen und andern Flächen Schriftzüge oder Zeichnungen bald erhaben, bald vertieft anzubringen, um solche entweder als Bezeichnung oder Verzierung, oder zum Abdruck mit Farbe, oder zum Abdruck in weiche Massen, oder auch zu Abgüssen zu gebrauchen. Die Gravirkunst begreift daher bei den mannichfaltigen Zwecken der Gravirung und bei der sehr verschiedenen Art der Gegenstände, welche durch das Graviren dargestellt werden, viele Zweige, welche entweder dem Gebiete der schönen Kunst angehören oder ihm verwandt sind. Hierher gehören: das Graviren von Zeichnungen mit härteren und feineren vertieften Linien auf Gold, Silber und andern Metallarbeiten; das Graviren von Zahlen, Buchstaben und ganzen Aufschriften vieler Metallarbeiten, als auf Instrumenten, Maschinen u. s. w. das Graviren ein Geschäft des Schriftsetzers ist. Ferner gehören hierher: das Graviren von den Einmetchungen auf mathematischen und andern Instrumenten, wozu gewöhnlich Theilmaschinen angewendet werden. Das Nach-graviren und Eiseliren gegossener Arbeiten, z. B. Bronzeßuß, Eisenßuß, um die im Gusse nicht ganz scharf und rein ausgefallenen Theile auszubessern, ist das Geschäft eigener Arbeiter, welche Eiselschürer genannt werden. Bei dem Graviren in Horn, Schildpatt, Elfenbein, Perlmutter, bei den Gravirungen in Glas, weichen Edel- und Halbedelsteinen wird zur Hervorbringung von Zeichnungen öfters das Regen zu Hülfe genommen, sodas die Enttöhrung vertiefter Rinnen, welche beim Graviren auf mechanischem Wege erreicht wird, beim Regen durch chemische Mittel bewirkt wird. Es gehört hier noch her das Graviren in Glas mittels des Schreibdiamants, wobei auch häufig das Regen angewendet wird. Regteree besteht im Allgemeinen darin, das man die durch eine Zeichnung zu verzierende oder mit Aufschriften u. s. w. versehenen Metallfläche mit einem dünnen überzuge bäriger oder ähnlicher Substanz versieht, in diesem die Züge der Zeichnung bis auf das bloße Metall oder den

Stein einreißt und herauskriecht und nun eine Flüssigkeit, Kragwasser, einwirfen läßt, welche das Metall auflöst, ohne den Abgrund anzugreifen. Das Graviren zum Abdruck oder Abguss in weichen Massen, sowie zum Trud mit Farbe begreift gewöhnlich folgende Manipulationen in sich: Die Vertiefung der Prägstempel zu Rinnen und Metallisen, oder die Stempel-schneldunst. Das Schriftschneiden, d. h. die Vertiefung der stählernen Stempel zu Buchstaben-schriften und zum Einschlagen in Metall für andere Zwecke ist Gegenstand der Schriftsetzerei. Das Siegelstechen ist mit dem Stempel-schneiden übereinstimmend, nur das die Gravirung einen verschiedenen Zweck hat. Der Kupferstich und Stahlstich gehören der Kupferstichkunst und Stilverographie an. Der Notenschnitt wird meistens auf Zinnplatten ausgeführt; der Einstrich gehört der Lithographie an, sowie das Formschneiden oder Formstechen der Holzschneldunst oder Engraving.

Die wesentlichen Geräthschaften bei den verschiedenen Arten des Gravirens sind folgende: Die Kabri-nadel, das einfachste aller Werkzeuge zur Gravirung, wird zum Einritzen seiner Striche verwendet und besteht meist aus einer einfachen, selten, stählernen Spitze. Die Manipulation selbst wird gewöhnlich Kabilen genannt. Die Kabri-nadel muß sehr sorgfältig geschliffen sein, so das ihre Spitze genau rund ist, in jeder Stellung einen gleich breiten Zug einreißt und nirgends eine scharfe oder schneidende Stelle darbietet. Der Grabstichel (Stichel) ist das am allgemeinsten gebrauchte Werkzeug bei fast allen Arten des Gravirens. Er ist ein gehärtetes stählernes Stäbchen, welches an seinem Ende so geschliffen ist, das es eine kleine Schneide oder eine Spitze mit daran liegenden Schneiden erhält. Die mit ihm auszuführenden Arbeiten machen in Bezug auf Größe und Gestalt eine große Mannichfaltigkeit nothwendig. Es gibt rautenförmige Grabstichel, niedrige, hohe, halbhöhe, aufwärts und abwärts gekrümmte, Spitzstichel, Flachstichel, Volsstichel (Vollstichel), Rundstichel, wellenpöge Punkstichel, einfache, doppelte, drei- und vierfache Punksticheln und Zabelnen, welche je nach den verschiedenen Arten des Gravirens in Anwendung kommen, welche aber sämmtlich aus dem besten Stahl verfertigt, sorgfältig gehärtet und wieder bis zur strohgelben Farbe nachgelassen sein müssen, damit ihre Schneiden oder Spitzen weder sich abkumpfen, noch brechen. Ebenso wird beim Graviren der Nadel in verschiedener Form gebraucht. Der Nadel wird durch Hammerschläge eingetrieben, während der Grabstichel mit der freien Hand geführt wird. Die Punzen dienen zur Ausarbeitung der Vertiefungen beim Graviren von Siegeln, Prägstempeln u. s. w. auch werden mit ihnen Buchstaben und Zahlen, Kronen, Sterne, Kreuze, Punkte, Wappenbilder und deren Bestandtheile und ähnliche ähnliche Gegenstände eingeschnitten, wobei die Zeichnung auf den Punzen verkehrt gestellt sein muß, damit der Eindrud seine richtige Stellung erhält. Die Punzen sind von Stahl; das mit der Zeichnung versehene Ende ist polirt. Die Vertiefung der Punzen geschieht theils durch eigenes

*) Jos. Chr. Adelung, Beschreibung und Erklärungen zu Gr. G. Dider's Gelehrten-Lexicon. Br. 2. S. 1662.

Graviren mittels des Grabstichels, theils durch sogenannte Contrepunzen, theils durch Enten. Der Schaber schafft den mit der Nadelnadel oder mit Grabsticheln aufgeworfenen Grath (scharfen Rand) weg, um der Gravirung Schönheit und Reinheit zu geben und am bei den zum Abdruck bestimmten Gravirungen nicht Farbe an dem Grathe (s. d. Art.) hängen zu lassen. Die Schaber sind harte stählerne Werkzeuge mit zwei und mehreren Schneiden. Haben die Flächen derselben nach ihrer ganzen Länge eine ausgehöhlte Gestalt, so wird das Werkzeug Hohlshaber genannt. Der Polirkabäl wird zum Glätten des Metalls vor dem Graviren, theils aber auch zum Poliren solcher Stellen angewendet, welche durch den Schaber eine nachtheilige Rauigkeit erlangt haben. Sie werden mit reißender Bewegung unter Anwendung eines gehörigen Drucks über die Metalloberfläche hin und her geführt. Sie sind von wenigen und sehr einfachen Formen, müssen aber gut gehärtet und fein polirt sein. Man findet gerade (jungensförmige), am Ende theils zugespitzte, theils abgerundete, auf den Flächen mehr oder weniger gewölbte oder ganz glatte Polirkabäl; ferner solche, die nur an der Spitze leicht gekrümmt, andere die halbmondförmig oder noch stärker krumm sind; endlich solche, die statt der Spitze eine gerade abgerundete Kante oder eine schmale Kantenfläche besitzen. Erst der Polirkabäl dienen in gewissen Fällen auch harte Steine (Polirsteine), welche zu der Gestalt von Polirkabäl zu gerichtet und sehr fein polirt sind. Achat, Zappid, Chalcedon, Feuerstein gehören hieher, haben aber eine sehr beschränkte Anwendung; dagegen wird der Blutstein häufig und mit Vortheil gebraucht. Dem Polirkabäl sind, dem Zwecke und der Gebrauchart nach, einige andere Werkzeuge verwandt, welche in gewissen Fällen als Ersatzmittel dienen. Hieher gehören die Polirsteile, die Glättahnen und die Krapdärchen.

Das Graviren von Zeichnungen, mit stärkeren und feineren vertieften Linien, auf Gold- und Silberwaaren, Stahl- und Messingarbeiten u. wird mit dem Grabstichel ausgeführt, nachdem die druckfähigste Zeichnung erst auf Papier entworfen und nachher auf dem Metalle mit der Nadelnadel leicht eingeprägt ist. Beim Graviren auf Eisen und Stahl werden häufig kleine Meißel mit kurzer geradliniger Schneide angewendet, auf welche man mit einem kleinen Hammer schlägt, während man sie allmählig fortträgt, um nöthigenfalls längere Linien hervorzubringen.

Das Graviren von Zahlen, Buchstaben und Aufschriften verlangt, daß alle Theile einer Aufschrift von gleicher oder verhältnismäßiger Tiefe und die Striche im Innern so glatt als möglich seien. Gewöhnlich wird die ganze Schrift mit der Nadelnadel sehr genau vorgezeichnet. Zur Abarbeitung der Schrift bedient man sich des rautenförmigen Grabstichels und zu sehr feinen Zügen des Haßenzengerd. Rette Striche werden durch Nebeneinanderlegung mehrerer Grabstichelschnitte gebildet. Aufschriften und Zahlen auf metallenen Gegenständen werden auch oft mit Punzen eingeschlagen, und man gibt diesem Verfahren oft den Vorzug vor dem Gra-

viren, wenn die Buchstaben eine edige, mit dem Grabstichel nicht leicht in vollkommener Schönheit hervorzubringende Gestalt besitzen und diese breite Striche enthalten. Ist der mit Schrift zu bezeichnende Gegenstand aber zu hart, um das Einschlagen der Punzen zu gestatten, muß man stets zum Graviren seine Zuflucht nehmen.

Beim Nachgraviren und Eiseliren geöffneter Arbeiten werden die feineren Züge mit verschiedenen Grabsticheln ausgearbeitet. An Stellen, wo etwa das Metall in Sprünge oder ausgebrochene Umrisse der Gießform ausgefloßen ist, wird das Ueberflüssige mit kleinen Meißeln weggewonnen. Um kleinste Vertiefungen von bestimmter Gestalt auf dünnem Metall zu bilden und um ferner auf dünnem Blech Eintrübe zu machen, die auf der entgegengesetzten Fläche als Erhabenheiten hervortreten, werden Punzen angewendet. Man nennt diese Arbeiten: Treiben, Punziren, Eiseliren. Sie erfordern neben der mechanischen Fertigkeit auch Geschmad und eine genaue Bekanntschaft mit den Forderungen der Zeichenkunst und Plastik. Vorzüglich sind es die edlen Metalle, auf welchen dergleichen Arbeiten ausgeführt werden. Das Verfahren im Einzelnen richtet sich dabei ganz nach den Umständen, doch unterscheiden sich die Punzen des Gravirens von jenen des Goldarbeiters dadurch, daß sie nicht bloß einfache Elemente einer Zeichnung enthalten, sondern ganze Bestandtheile derselben, die von sehr mannichfaltiger Art sein können. Auf goldenen und silbernen Dosen, Uhrgehäusen, Uhrzeigerblättern, Schmuckstücken u. werden häufig beliebige bildliche Darstellungen, Menschen- und Thierfiguren, Arabesken, Blumen, Buchstaben und dergl. Verzierungen angebracht, welche aus feinen oder starken, in Metalloberflächen durch eine Grabstichelspitze eingeschnittenen Linien bestehen. Diese eigenthümliche, der Gravirung verwandte Verzierung nennt man Guillochirung, guillochirte Arbeit, welche mittels Guillochirmaschinen hervorgebracht wird (s. den Art. Guillochiren). Das Einschneiden der hierher gehörigen, an der Oberfläche und in nicht bedeutender Tiefe der Gegenstände befindlichen Zierathen geschieht mittels besonderer Vorrichtungen oder Maschinen, welche bei aller Mannichfaltigkeit sich auf drei verschiedene Arten zurückführen lassen. Entweder ruht der zum Einschneiden erforderliche Meißel, und der Gegenstand erhält solche Bewegungen, daß seine zu verzierende Oberfläche an der Spitze des Meißels so hingeleitet, wie es die Verzierungen sowohl ihrer Richtung als Tiefe nach erfordern; oder umgekehrt, es ruht der Gegenstand, und das Schneidwerk erhält die den Verzierungen entsprechenden Bewegungen; oder endlich können zwedmäßige gleichzeitige oder ungleichzeitige Bewegungen beider verbunden werden, welcher Fall am häufigsten vorkommt. Für das Eingraben der Dessins zur Verfertigung der vertieften Zeichnungen auf den messingenen oder kupfernen Wälen bei der Rattendrucker sind eigene Maschinen (Kandelmaschinen) erfunden, mittels welchen die Eintrübe durch Anwendung kleiner Radchen von gehärtetem Stahl, welche auf ihrem Umkreise die angemessenen Vertiefungen oder Erhöhungen erhalten, hervorgebracht werden.

zum Graviren der Schraffuren in Beschaffen, zum Kupferstechen, überhaupt Schraffuren, deren Linien eng beisammen liegen und eine große Regelmäßigkeit erfordern und vollkommen hervorgebracht werden sollen, werden fast nur Schraffirmaschinen (Gravirmaschinen, Linienmaschinen) angewendet.

Die Vorfertigung der Prägstempel zu Wappensteinen und Medaillen, die Gravirung der Stenzen (Stamps, Matrize) zum Pressen verzierter Gegenstände aus Blech, der Stempel zum Prägen der metallenen Kleiderknöpfe, gehört in die Kunst des Stempelstreichens. Die Originalgravirung der Prägstempel (Wappstempel), namentlich die Zeichnung ohne Schrift, wird meist im Relief in Stahl ausgeführt, da auf diese Weise die Ausarbeitung der einzelnen Theile leichter als in der Tiefe ist. Man druckt dieses Original, nachdem es gehärtet worden, in eine beliebige Anzahl von Prägstempeln ab, welche dadurch völlig übereinstimmend werden. Eine notwendige Vorbereitung zum Graviren eines Stempels ist die Ausfertigung eines Modells, welches aus Wachs besteht und genau so gearbeitet wird, wie der Abdruck des Stempels erscheinen soll. Nach Anleitung dieses Modells wird der Umriss der Zeichnung auf der fein und eben abgeschliffenen Fläche des Stahls mit der Spitze einer Radirnadel entworfen. Zur Ausarbeitung der Vertiefungen werden die verschiedenen Arten von Grabsticheln verwendet und seine Theile des Gegenstandes werden mittelst feiner Punzen ausgebildet. Die Schrift wird mit Punzen eingeschlagen, der Rand auf der Drehbank eingedreht. Ist eine Gravirung, z. B. ein Wappen, ursprünglich vertieft, so prägt man sie zuerst erhaben in Stahl ab und gebraucht diesen Reliefabdruck zum Senken des Prägstempels. Häufig prägt man auch die Gravirung, um solche nicht durch zu oftmaligen Gebrauch der Gefahr des Verderbens auszuweichen, vertieft in Stahl ab, schlägt mit Buchstabenpunzen die Schrift ein, härtet den Abdruck, senkt damit eine neue Reliefschale, härtet diese ebenfalls und bedient sich endlich ihrer, um damit die Prägstempel zu senken. Von großer Wichtigkeit ist das Härten der Stempel, wobei zwei Methoden, die Härtung durch Eintauchen und die Härtung durch den Strahl (Strahlhärtung), unterschieden werden. Bald wird die eine, bald die andere vorgezogen.

Die Gravirungen der Siegelstecher sind mit den vorigen nahe verwandt, oft ganz übereinstimmend. Die meist geringe Größe der Siegel, die geringe Tiefe ihrer Gravirung erfordern als Verleiher meist nur Punzen. Der Grabstichel in seinen verschiedenen Arten dient nur zur Ausarbeitung solcher Theile, zu denen die nöthigen Punzen fehlen. Die Schraffuren der selber in den Wappen werden entweder aus freier Hand mit dem Grabstichel gezogen, oder mittelst einer Maschine eingegraben.

Andere gravierte Arbeiten, welche erhaben in Messing geschnitten werden, als: Stempel für erhabene Schrift zum Abdruck mit Farbe; Stempel, Fileten und Rollen für Buchbinder etc. werden zunächst als Zeichnung mit einer Radirnadel entworfen. Die Vertiefungen

werden durch Herabzobren oder durch Einschlagen angemessener Punzen gebildet, meist aber mit den verschiedenen Grabsticheln ausgearbeitet und mit Rathpunzen geordnet, nachdem man nur in den Ecken und andern Stellen, in welche der Grabstichel nicht völlig gelangen konnte, mit verschiedenen andern Punzen nachgeholfen hat.

Ein neues Gravirverfahren, insbesondere für den Stich topographischer Arbeiten, hat in neuerer Zeit Bailliant mitgetheilt. Ist nämlich eine Zeichnung auf durchsichtiges Papier gemacht, so führt man diese Zeichnung um und befestigt sie mit feinen Stiften auf Papper. Dann trägt man auf die Rehrseite des Papierblattes mit einem groben Pinsel eine Reihe von Leimschichten auf, sodas eine Leimschicht von $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Millimeter Dicke entsteht. In diese Leimschicht schiebt der Zeichner mittelst einer Radirnadel die darunter befindliche Zeichnung. Hernach trägt man auf die Leimschicht mit einem Pinsel Guttapercha auf, welche durch Schwefelkohlenstoff flüchtig gemacht ist. Die Dicke der Guttaperchschichten muß $\frac{1}{4}$ Millimeter betragen. Ist die Guttapercha vollkommen trocken, so bringt man auf dieser Guttaperchschicht eine Kupferplatte an, welche dem Ganzen Starrheit und Körper ertheilt. Dann hebt man dieses Ganze um, so das sich das durchsichtige Papierblatt oder die anfängliche Zeichnung oben und äußerlich befindet. Dieses Papierblatt läßt sich ohne Mühe abheben und dann die Leimschicht durch mehrmaliges Besuchen mit einem Schwamm von der Guttapercha trennen. Diese Guttapercha wird hierauf mittelst Graphit metallisirt. Endlich taucht man sowohl die Guttaperchschicht als die Kupferplatte in ein galvanoplastisches Kupferbad; die Zeichnung, welche auf der Guttapercha erhaben war, erhält man so vertieft auf dem aus der Auflösung abgetragenen Kupfer.

Wenn im Eingange dieses Artikels die Enttöschung vertiefter Linien auf einer Metallfläche durch chemische Mittel (durch Regen, graver à l'eau forte) erwähnt worden, so ist hierbei noch zu bemerken, das, um das Regwasser auf die enttöschten Stellen des Metalls so lange als nöthig einwirken zu lassen, der betreffende Theil der Fläche mit einem Rande von Wachs eingestrichen und innerhalb dessen die Flüssigkeit ausgeschüttet wird. Als Regwasser gebraucht man auf Kupfer, Messing und Silber: stark mit Wasser verdünntes Seidenwasser; auf Eisen und Stahl: eine Mischung von Wasser, ägendem Quecksilbersublimat, Weinsäure und Salpetersäure; auf Gold: mit Wasser verdünntes Königswasser. Zum Regen in Stahl gebraucht man außer der oben angegebenen Flüssigkeit noch andere. Das Regen durch Galvanismus ist eine Methode, deren vortheilhaftester Erfolg noch bestritten wird. Um Verzierungern oder Aufschriften durch Regen glänzend und etwas erhaben auf matten Grunde erscheinen zu lassen (damascirte Arbeit), besonders bei feinen Stahlwaaren, wird, sobald die Stahlfläche fein polirt und von allem Fette befreit und auf dieselbe mit einer dicken Auflösung des Kessgrundes in Terpentinöl geschmet, alle übrigen Stellen, welche glänzend bleiben sollen, in gleicher Weise

bedeckt sind, die Arbeit den Dämpfen der Salzsäure ausgesetzt, bis die enthißte geliebtenen Theile des Stahls matt geworden sind. Hierauf wird der Neggrund mit Terpentinöl abgewaschen.

Die neuesten Verfahrenarten zum Graviren auf Stahl und zum Reproduiren der alten Kupferstiche beruhen nach G. Bial 1) auf den metallischen Fällungen und 2) auf der Verwandtschaft der Säuren zu den verschiedenen Metallen. Das Verfahren ist (nach den Comptes rendus, t. 56 u. 58. p. 470 u. 40) folgendes: Man überträgt auf Stahl einen Stich oder eine Zeichnung mit fetter Schwärze, oder man zeichnet auf die Stahlplatte mit solcher Schwärze. Die Platte wird alsdann in ein Bad getaucht, welches aus einer gesättigten Lösung von Kupfercitrat, mit einer kleinen Menge Salpetersäure versetzt, besteht. Nach Verlauf von fünf Minuten nimmt man die Platte heraus, wäscht sie, bestreift mit Ammoniak das abgelagerte Kupfer und die Gravirung ist fertig. Die Striche der Zeichnung sind in vertiefter Manier eprirt. Bei den gewöhnlichen Gravirmethoden aus Metall schüben die fetten Stoffe, welche die Zeichnung bilden, dieses Metall aus den von ihnen bedeckten Stellen gegen die ägende Wirkung der chemischen Agentien, und so erhält man die erhabene Gravirung. Bei dem so eben beschriebenen Verfahren von Bial erhält man sofort eine vertiefte Gravirung. Ein ähnlicher Erfolg findet statt, wenn man mit Kreide, Graphit, Pastell zeichnet, oder wenn man auf dem Stahl Kalkpunkte sich bilden läßt. Die hervergerathenen Wirkungen lassen sich folgendermaßen erklären. Wenn eine Stahlplatte, auf welcher sich eine Zeichnung mit fetter Schwärze befindet, in eine gesättigte Auflösung von schwefelsaurem Kupferoxyd getaucht wird, die eine kleine Menge Salpetersäure enthält, so überziehen sich die Stellen der Oberflächen, welche keine fette Schwärze empfangen, in Folge der gemeinschaftlichen Wirkung der Salpetersäure und des schwefelsauren Kupfers auf den Stahl sofort mit metallischem Kupfer, dessen Theile unter sich wenig Adhärenz haben. Gleichzeitig dringt die Metalllösung, mittels Einflusses, allmählich durch die fette Masse und gelangt auf das Metall, wornach die galvanische Kette — Kupfer und Stahl — hergestellt ist; das schon abgelagerte Kupfer ist der negative Pol und der noch nicht angegriffene Stahl der positive Pol. Das schwefelsaure Kupfer wird dann auf elektrochemischem Wege zerlegt; der positive Stahl wird von der Schwefelsäure und Salpetersäure um so tiefer angegriffen, je tiefer die Schwärzefarbe ist. Das von der Zersetzung hervorragende Kupfer wird über die Kanten gedrängt und hebt endlich die Schwärze, so daß eine erhabene Zeichnung in Kupfer gebildet wird, welches man mit Ammoniak auflöst. Die hervergerathenen Wirkungen haben das Merkwürdige, daß die Abkufung der Vertiefungen genau diejenige der Linien der Zeichnung repräsentirt, so daß die Gravirung deren genaues Abbild ist.

Zur Literatur über Graviren und Gravirungen siehe: Karmarsch, Mechanik; Karmarsch, Handbuch der mechan. Technologie; Precht, Technolog. Encyclopädie.

Bd. VII. VIII und IX. Polytechn. Journ. Bd. 80. S. 140. Bd. 168. S. 206. Bd. 171. S. 285. Ueber Photoglyphie (Verfahren zum Graviren von Lichtbildern auf Stahl-, Kupfer- und Zinnplatten) Polytechn. Journ. Bd. 150. S. 276. (C. Reinwarth.)

GRAVISCÆ, eine altetrurische, vielleicht pelasgisch-tyrrhenische Stadt, von römischen Dichtern veteres Graviscæ genannt, gehörte zur Zeit der Blüthe der Stadt Tarquinii zum ager Tarquinienensis, und da die Bewohner dieser letzteren einen eigenen Hafen nicht hatten und doch Handel trieben, so bedienten sie sich des Hafens von Graviscæ. Dennoch lag Graviscæ nicht unmittelbar am Meere, sondern am rechten Ufer der Marta, wie zwei neuere Gelehrte ermittelt haben, Bèssybal und Denuis (Westphal in den Annal. Inst. d. corr. arch. 1830. p. 28—30 und G. Denuis, Die Städte und Begräbnisplätze Etruriens, deutsch von Meißner, S. 262 fg.). Mannert (IX, 1, 370) dagegen hatte diese Stadt nördlich vom Nino, drei Mill. südlich vom Martasuffe angelegt, wobei er sich auf das Itinerarium Antonini maritimum und auf Rutilius beruft. Das Itinerarium maritimum (p. 498. 499, p. 243 ed. Puerer u. Porthey) setzt a Rapinio Graviscas, a Graviscis Maltano nach einander, und zur Zeit des Rutilius war diese Stadt bereits zerstört und kaum noch einige Spuren von ihr sichtbar (Itiner. l. p. 281). Zur Zeit der Abfassung des Itinerarium maritimum war dieser Ort vielleicht nur noch eine unbedeutende römische Station, welche sogar eine andere Stelle eingenommen haben konnte. Ja bereits Strabon V, 2, 225 seq. Cas. hat Γραβίσκων unter die πόλινζα gezählt, welche von ihm zwischen Κόσας und Όορία aufgeführt worden sind. — Vangi (Sagg. II. p. 67) hat dieselbe für pelasgischen Ursprungs gehalten, und zwar zugleich mit Caero und Pyrgi, weil diese drei von Virgil (Aen. X, 184) gemeinschaftlich erwähnt werden. Jedenfalls war Graviscæ ebenso wie das benachbarte Cosa (Κόσας) vom Innernlande aus durch die Tüster frühzeitig in Besitz genommen worden. Zwischen Cosa und Graviscæ lag Regisvilla, Königshof des alten Belasgerfürsten Balaios. Im Jahre der Stadt 571 wurde Graviscæ von Rom aus mit einer neuen Colonie ausgestattet und später diese Colonie von Augustus restaurirt. Livius XL, 29; XLI, 20. Wahrscheinlich lag der Grund in der ungesunden Luft und der öden Umgebung, daß dieser Ort sich niemals zu einer großen Frequenz und Blüthe entwickelte. Auch soll der Name von der schweren Luft (gravis aer) abstammen, welche hier noch gegenwärtig herrscht und jeden verdrängt, welchen nicht bestimmte Beschäftigungen festhalten. Graviscæ lag in den Macrennen. Bergl. Virgil. Aen. X, 184, dazu Servius, und Rutilius Numantius. De re dit. 282. Doch scheint der Ort im Alterthume erträglich gewesen zu sein als gegenwärtig, da man jetzt hier nur Salzgruben, eine immerwährende Dede und eine abscheuliche Luft findet (vergl. G. Denuis a. a. O. S. 264). Pomponius Melo (II, 4, 96) erwähnt Graviscæ, nachdem er zuvor den Nino genannt hat, also war die Entfernung von diesem Flusse

gering. Vergl. auch *Vollejus Paterculius* I, 15. *Silvius*, *Panico*. VIII, 474, welcher dieselbe Stadt als *vetere Graviacae* bezeichnet. In der *Tabula Peutinger*. IV, e (ed. Mannert) wird noch der Name *Graviasae* aufgeführt. Einige höchst wichtige Ueberreste hat G. Dennis entdeckt und dieselben S. 265. 266 beschrieben, namentlich einen großartigen Bogen, welcher sich in eine lange Einbeziehung von regelmäßigem Mauerwerk öffnet, welches, einige 20 Fuß über dem Strome (der *Maria* nämlich) sich erhebt, in Bruchstücken nach dem Meere zu fortgeht. Die lange Einbeziehung muß ein Hafendamm gewesen sein und *Graviasae* hatte somit allerdings seinen Hafen, obgleich es nicht am Meeresufer lag (vergl. Dennis S. 266). Dennis meint übrigens, *Graviasae* könne wol nur ein Geschäftspfad für die Mutterstadt gewesen sein, ein Landungsplatz für Waaren, wo die Kaufmannsfürsten für *Tarquinius* ihre Waarenlager und Schreibstuben hatten (S. 267). Allein an allen Geschäftspätzen dieser Art entsteht auch in der Regel nach und nach eine beträchtliche Häusermasse und endlich eine ansehnliche Stadt; und daß *Graviasae* eine solche war, läßt sich aus der vielfachen Erwähnung bei den griechischen und römischen Autoren folgern. Allein selbst *Tarquinius* seine einstige Bedeutung verloren hatte, mußte auch *Graviasae* in Verfall gerathen, und Colonien von Rom aus konnten keine dauernde Blüthe herausbeschwören, wenn der Ort selbst nicht einen Lebensreiz in sich trug. Ueber die Lage der Stadt hat auch W. Meissen, *Wittelitalien* von den Zeiten der römischen Herrschaft S. 36 gehandelt.

(J. H. Krause.)

GRAVISI (Girolamo), italienischer Archäolog, um das Jahr 1719 zu Capodistria geboren, erhielt eine klassische Bildung durch Jeno Carmelli, den berühmten Philologen, welcher später als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Padua wirkte, und beschäftigte sich, da ihm seine Verhältnisse eine unabhängige Stellung sicherten, mit geschichtlichen, archäologischen und landwirthschaftlichen Studien. Näheres ist über seine Lebensumstände nicht bekannt, doch wissen wir, daß er bei den Gelehrten seiner Zeit (wie bei seinem Landsmanne Gio. Rinaldo Gatti, dem berühmten Nationalökonom und Geschichtsforscher, und bei dem Alterthumsforscher Sigislando in Udine) in großem Ansehen stand. Der Allem verdienende seine archäologischen Abhandlungen über Italien, welche größtentheils in verschiedenen Sammelwerken gelehrter Gesellschaften verborgen und deshalb im Auslande wenig bekannt sind, Erwähnung; dahin gehören: *Sull' antico commercio di Aquileja coi popoli del Danubio*, *Sulla situazione del Timaro, Dalmazia detta Region d'Italia (alle drei in der Nuova Raccolta Calogerà)*, *Esame critico del Illirico Forojuliese*, *Considerazioni apologetiche intorno un Academico Romano Sonziaco e Giustinopolitano* (Trieste 1796. 8.), worin er Vergerini's Ansichten über Capodistria bekämpft, und *Lettera sopra l'antica isola di Cissa* (in Gatti's Werk *Del antichità italiane*. Milano 1788 seq. 4.); auch half er Gatti die Karte des Argonauten-zuges entwerfen, welche dieser seiner Schrift über die

W. Grap. v. M. u. Z. 8. 1. 1. 1. LXXXVIII.

Argonauten beifügte. Von seinen literarhistorischen Aufsätzen sind zu nennen: *Sull accademia dei Risorti di Capodistria* (in den *Memorie per servire alla Storia letteraria. Venezia*) und *Lettera intorno ad Ottomello Vida* (in den *Opuscoli Ferraresi*, Vol. 12.) und von seinen landwirthschaftlichen die *Memoria sopra gli Olivi* (in der *Raccolta di Memorie delle pubbliche Accademie di Agricoltura, Arti e Commercio*). Graviset starb im J. 1808 in sehr hohem Alter. — Ein Dionigi Graviset, welcher im J. 1778 zu Varenzo starb, ist als Dichter bekannt und gab mit Giuseppe Bongio aus Capodistria ein Bündchen seiner Gedichte (*Poesie liriche. Venezia 1771. 8.*) heraus; auch überlegte er Voltaire's *Zaire* ins Italienische. Wahrscheinlich war er mit Girolamo Graviset verwandt*).

(Ph. H. Kuhl.)

GRAVISSET (N.), ein reformirter Theolog aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., geboren zu Metz um das Jahr 1650, leistete nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit Dienste an der Kirche seiner Glaubensgenossen in seiner Vaterstadt und ging dann nach London, um als Prediger bei der französischen Gemeinde daselbst zu wirken. Er trat in späterer Zeit zu dem Katholicismus über und führte dann einen heftigen Fehdezug mit den Theologen seiner Confession in mehreren Flugchriften, die längst der Vergessenheit anheimgegeben sind; die einzige hierbei geborene Schrift, die in der theologischen Literatur Erwähnung verdienen dürfte, ist die *Exposition de l'Eucharistie et de son Institution*. Paris 1699. 4. Dem Titel entspricht in seiner Weise der Abrege de l'Histoire de Joseph. *Histoires Juif*. Paris 1696. 12. 4 Voll., denn er ist Nichts weniger als ein Auszug aus dem Werke des jüdischen Historikers, sondern eine Erklärung verschiedener Stellen der fünf Bücher Moses in Hebräisch, wobei hier und da Josephus als Gewährsmann genannt wird. Graviset starb zu Anfang des 18. Jahrh. †). (Ph. H. Kuhl.)

GRAVITATION. Unter Gravitation, Schwerkraft, versteht man seit Newton jene allgemeine Anziehung aller Materie aus einander, welche proportional den Massen und umgekehrt proportional dem Quadrate der Entfernung der anziehenden Molecularien wirkt.

Diese Kraft äußert sich insbesondere in zwei augenscheinlichen und fortwährend sich der Erfahrung ausstrahlenden Erscheinungen, in dem Falle der irdischen Körper nach der Erde und in der freistehenden Bewegung der Planeten um die Sonne — zwei Erscheinungen, welche für die einfache Betrachtung so gänzlich aus einander liegen, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn erst sehr spät und mit voller Sicherheit erst von Newton die Identität ihrer Ursachen constatirt wurde.

§. 1. Eine unbefangene Naturbetrachtung, welche über die erste naive Periode, in der man die Sterne an dem

*) Genk v. Wurzbach, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. Bd. V. S. 320.

†) Joh. Chr. Adelung, *Beschreibung und Begründung der Geogr. Geistl. Sächsischen Encyclopädie*. Bd. 2. S. 1592.

krystallinen Himmelsgewölbe besetzt ansah, hinausging, mußte sich die Frage vorlegen, warum die Gestirne nicht wie andere Körper zur Erde niederfallen. Auf diesem Standpunkte befanden sich die ionischen Naturphilosophen: sie suchten nach einem Grunde, der die den Körpern inhäbende Schwere ausheben könnte. Bei dem geistreichen Hesiod, mit dem sie aus ihren beschränkten und zufälligen Beobachtungen Nutzen zu ziehen wußten, erkannten sie in der bei jeder fallenden Bewegung entstehenden Tendenz der bewegten Körper, sich von ihrem Mittelpunkt zu entfernen, eine solche Kraft, welche durch die ständige Umdrehung der Gestirne um die Erde veranlaßt, die andere Tendenz der Sterne, zur Erde herabzufallen, aufzuheben im Stande wäre.

Empedokles¹⁾ sprach dies dahin aus, „daß die himmlischen Körper durch das Wirken einer schnelleren Bewegung erlangen, als ihre eigene (Fall-) Kraft ihnen gäbe;“ und sein Zeitgenosse Anaxagoras hat, wie es nach den geringen Resten²⁾ scheint, welche uns von seiner Naturanschauung erhalten sind, dieselbe Idee in ihren Ausführungen verfolgt: „daß der Mond nicht fällt, verhindert seine Bewegung und sein Umschwenken, wie auch ein in die Schleuder gefogter und im Kreise geschwungener Körper nicht fallen kann. Denn eine der Natur entsprechende Kraft bewegt jedes Ding, sobald es nicht von einem andern abgelenkt wird. Daher bewegt den Mond nicht die Schwere abwärts, da er durch den Stoß des Umschwanges getrieben wird; und es würde vernünftiger sein, sich zu wundern, wenn er immer an demselben Orte bliebe, wie es die Erde bleibt“³⁾. Der im J. 460 erfolgte Fall eines großen Meteorsteines bei Megobrotamos in Thracien hat, wie es scheint, auf die Ausbildung dieser Ansicht einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Denn Anaxagoras hat sich mit der Erklärung dieses wunderbaren Phänomens angelegenlich beschäftigt, wie genügend aus der von späteren Schriftstellern spöttelnd erzählten Sage hervorgeht, daß er den Fall eines Steines und eines andern im Gymnasium von Abus aus der Sonne herab vorhergesagt haben soll⁴⁾. Es mochte dies Ereigniß ihn mit besonderer Einbringlichkeit die Frage erregen, woher es komme, daß nicht auch die Sterne vom Himmel herabfallen; und er beantwortete sie in der eben angegebenen Weise; den Fall der Sterne aber erklärte er aus einem „Nachlassen der Schwungkraft“⁵⁾. Und noch mehr: Es erzeugte oder befähigte dieser Steinfall vom Himmel die Ansicht von einer mit den irdischen Körpern weitestlich gleichartigen Natur der Gestirne, welche bis dahin in voller Uebereinstimmung so sehr für überirdische Wesen gehalten worden waren, daß die Behauptung des Anaxagoras, die Sonne sei „eine geschmolzene feurige Masse“⁶⁾, ihn der Anklage der Gotteslästerung aussetzte. Der ionische Philosoph lehrte sogar eine vollkommene Gleichartigkeit der himmlischen und

irdischen Massen; denn er behauptete, „daß der umgebende Äther seiner Substanz nach feurig sei und durch die Stärke des Umschwanges Gesteine von der Erde abreiße, sie entzünde und so zu Sternen mache“⁷⁾.

Eine ähnliche Ansicht von der Natur der Himmelskörper, welche dann auch auf eine ähnliche Erklärung ihrer Bewegung führte, vertraten eine Reihe der späteren Naturphilosophen, insbesondere die Atomistiker. So erklärt es Lucretius geradezu für Aberglauben, daß sich die Gestirne als göttliche Wesen bewegen⁸⁾, und meint, „sie stünden so wenig gebührend unter der Götter Zahl, daß sie vielmehr zur Kenntnis dessen zu verheissen wären, was der Bewegung und des Lebens beraubt ist. Denn wie könnte man glauben, daß Geist und vernünftiges Wesen jeglichem Körper anwohne?“ Dazu sei vielmehr ein organisirter Körper nothwendig, den die Himmelskörper nicht hätten.

Es hat wenig Interesse, die Ansichten anderer griechischer Philosophen in der fragmentarischen Form, wie sie uns überliefert sind, hier vorzuführen, und ich beschränke mich auf die ausführliche Darstellung der einzigen, uns in ihrem Zusammenhange vorliegenden Anschauung, welche schon in alter Zeit zu einer sehr allgemeinen Anerkennung gelangte und für die Geschichte der Wissenschaft eine durchgreifende Bedeutung hat.

§. 2. Die Ansicht des Aristoteles von der Natur der Gestirne ist von der des Anaxagoras durchaus verschieden. Er weist⁹⁾ ausdrücklich die Meinung zurück, daß die Himmelskörper „eine Schwere haben oder sämtlich erdig wären;“ dann wäre ja eine Weltseele nöthig, welche immerfort wie Irren das Rad drehte, „weil die Bewegung nothwendig mit Gewalt verbunden sein muß, wozu sie ja, während des obersten Körper sich nach seiner Naturbestimmung bewegen soll, ihn defständig anders bewegt.“ Ihm sind die Gestirne „göttliche Körper.“ Er wirft den Philosophen vor: „Sie denken über die Gestirne nicht nur, wie über bloße Körper und wie über Dinge, welche wol die Rangordnung von Monaden haben, aber dabei völlig unbeseelt sind. Geringegen,“ fährt er fort, „soll man derartige Annahmen hegen, als hätten dieselben auch an einem Thun und Leben Theil;“ und aus Gründen, die wir wol schwerlich als maßgebend anerkennen möchten, meint er, „aus man glauben, daß das Leben der Gestirne ein derartiges sei, wie etwa das der Thiere und Pflanzen“¹⁰⁾. Ja an einer andern Stelle¹¹⁾ schließt er sich, wenn auch zögernd, der schon von den Vorfahren, und zwar von Ältern her, gelehnten und in Form einer Fabel den Nachkommen hinterlassenen Ansicht an, daß die Gestirne Götter sind; lehnt aber sogleich und mit Entschiedenheit die anthropomorphistische Vorstellung dieser Gottheiten ab, als welche nur eine zur Uebersetzung der Menge erfundene Fabel sei. Doch war die Bedeutung des Siagititen für die Scholastiker hin-

1) Aristoteles, *Do caelo* II, 1. p. 284 b. ed. Bekker.
2) Vita bei Diogenes Laert. II. — 3) Plutarch. *De facie in orbe lunae* p. 923 und *Stobaeus*, *Eclog.* I. c. 26 am Anfang.
4) *Quintus Metast.* *Recessus* I. c. 401 a. 408. — 5) *Plut.* *Vit. Lyandri* c. 12. — 6) *Stobaei* *Eclog.* I. c. 26, 8.

7) *Plut.* *De plac. phil.* II, 13. — 8) *De rerum nat.* V, 116 seq. — 9) *Do caelo* II, 1. p. 284 a. ed. Bekker. — 10) *Do caelo* II, 2. p. 292 a. u. b. — 11) *Metaph.* XII, 8. p. 1074.

reichend, um sie zu einer weiten Ausbildung der Lehre von den Astralgeistern zu veranlassen, welche, gleichsam der Keppler'schen Ersehe und der Störungen fundig, die aus der überfischen quinta essentia geformten himmlischen Körper in ihren Bahnen führen.

Es war doch diese Annahme von Astralgeistern ein fremder Tropfen in Aristoteles' Blut; nur beiläufig und jögernd, durch eine Hinterthür läßt er sie ein, um einerseits dem Idealismus Platon's, andererseits dem Materialismus und dem ihm so ganz antipathischen Mechanismus zu entgehen. Seine Naturauffassung beruht wesentlich auf formalen Principien, denen er die von ihm realistisch genommene Natur unterwerft, ohne eigentlich materielle Ursachen nöthig zu halten.

§. 3. Die formalen Principien für seine Philosophie vom Himmel gibt er im VIII. Buche seiner Physik: „Alles räumlich sich Bewegende bewegt sich entweder im Kreise oder in gerader Linie oder auf gemischte Art. ... Daß aber das nach gerader und begrenzter Linie sich Bewegende sich nicht stetig bewegt, ist klar: denn es beugt um“¹³⁾. „Die Bewegung aber auf der Kreislinie wird eine einige und stetige sein. ... Die Bewegung im Kreise ist die von sich in sich selbst, die in gerader Linie aber von sich zu einem Andern. ... Denn mehrmals muß hier auf dem Räumlichen die Bewegung geschehen und die entgegengesetzten Uebergänge vorkommen. Nicht nämlich verknüpft sie mit dem Anfange das Ende. Die des Kreises aber verknüpft beides und ist allein vollkommen“¹⁴⁾. „Daß aber unter den räumlichen Bewegungen die Kreisbewegung die erste ist, ist klar. ... Früher aber sowohl der Natur, als dem Begriffe, als der Zeit nach ist das Vollkommene vor dem Unvollkommenen und vor dem Vergänglichsten das Unvergänglichste. Und früher ist, die ewig sein kann vor der, die es nicht kann. ... Die im Kreise nun kann ewig sein, von den anderen aber keine Raumbewegung“¹⁵⁾.

Diese Principien finden nun sogleich im ersten Buche der Abhandlung über das Himmelsgebäude ihre Anwendung auf die reale Natur. Aristoteles nennt „einfach“ die Körper, wie Erde und Feuer, welche in sich selbst naturgemäß einen Anfang der Bewegung haben. „Wofen es nun eine einfache Bewegung gibt, eine einfache aber die kreislinige Bewegung ist, und sowohl die Bewegung des einfachen Körpers eine einfache als auch die einfache Bewegung nur die eines einfachen Körpers ist, so muß es notwendig irgend einen einfachen Körper geben, welcher dazu bestimmt ist, in der kreislinigen Bewegung räumlich bewegt zu werden, und zwar gemäß seiner eigenen Natur; denn daß er durch Vergewaltigung in der Bewegung eines anderen und verschiedenartigen Körpers bewegt werde, ist wol thathast, aber daß naturgemäß, das ist unmöglich, wofen eine Bewegung eines jeden einzelnen der einfachen Körper die naturgemäße ist. ... Und in der That muß ja auch die ursprüng-

lichste notwendig die kreislinige Bewegung sein; denn das Vollkommene ist von Natur aus ursprünglicher als das Unvollkommene, der Kreis aber gehört zu den vollkommenen Dingen. ... Wofen demnach die ursprüngliche Bewegung einem von Natur aus ursprünglicheren Körper zukommt, die kreislinige aber ursprünglicher ist als die geradlinige, die geradlinige aber den einfachen Körpern zukommt (denn sowohl das Feuer bewegt sich geradlinig nach Oben, als auch das Erdige nach Unten zum Mittelpunkte hin), so muß notwendig auch die kreislinige Bewegung irgend einem ursprünglicheren Körper, als jene einfachen sind, zukommen. Aus diesem ist demnach augenfällig, daß von Natur aus irgend eine andere Körpertheilheit außer den hiesigen Gebilden bestesse, und zwar eine göttlichere und ursprünglichere, als diese insgemein“¹⁶⁾. „Es können demnach die Gestirne nicht aus Feuer bestehen, weil dieses eine seiner Natur nach geradlinige Bewegung vom Mittelpunkte der Erde hinweg hat; sie müssen vielmehr aus einem Stoffe bestehen, welcher weder Schwere noch Leichtigkeit hat“¹⁷⁾, sondern ganz aus dieser Kategorie herausfällt; welcher ferner der Permanenz der Kreisbewegungen entsprechend, weder entsteht noch vergeht, und Ewig¹⁸⁾ genannt werden kann, aber auf keine Weise, wie dies Anaxagoras gethan hat, mit dem Feuer verwechselt werden darf.

So hat denn Aristoteles eine Mechanik des Himmels festgestellt, welche von der der irdischen Körper sich, wie wir heute sagen möchten, durch ein anderes Axiom von der Trägheit unterscheidet; während in letzterer die naturgemäße Bewegung eines nicht von Kräften ergriffenen Körpers eine geradlinige ist, so ist sie in der Mechanique celeste des Stagiriten eine kreisförmige. Da mit ist aber und diese ganze Vorstellung in das Gebiet des Abenteuerlichen gerückt und es hat für unseren Zweck jetzt weiter kein Interesse, das complicirte System der 47, ewig in gleicher Weise rollenden Sphären kennen zu lernen, welche die in ihnen fest eingefügten, mit ihnen homogenen Himmelskörper in ihren Bahnen herumzuführen. Das mechanische Verhältniß ist uns hier abgeschnitten und wir haben hier nur die Aufgabe, dieses in seiner historischen Entwicklung vorzuführen.

§. 4. Sehen wir daher zu, ob Aristoteles mit seiner Mechanik der irdischen Körper, ihrer Schwere und ihrer Fallkraft gegen den Mittelpunkt der Erde, die er im 4. Buche der Schrift *napl oigavon* behandelt, mehr Glück hat.

Er beginnt seine Behandlung mit der Definition: „Schwer und leicht nennen wir etwas darum, weil es irgendwie von Natur bewegt zu werden im Stande ist“¹⁹⁾. Er tabelt die früheren Philosophen, daß sie nur von relativ leichten und schweren Körpern gesprochen, das schlechthin leichte und schwere aber nicht erkannt haben, und bestimmt: „Schlechthin leicht nennen wir, was nach Oben und zur äußersten Grenze bewegt

13) Phys. VIII, 8. p. 261 b. 14) I. a. p. 264 b. 15) VIII, 9. p. 268.

16) De caelo I, 2. p. 269 a und b. 17) I, 3. p. 269 b. 18) IV, 1. p. 307 b.

wird, schlechthin schwerer aber, was nach Unten und zum Mittelpunkte hin; relativ leicht und leichter aber dasjenige, im Vergleich mit welchem, wenn zwei mit Schwere begabte und an Größe (*συνος*) gleiche Körper es sind, der andere von Natur aus mit größerer Schnelligkeit abwärts bewegt wird“¹⁹⁾. Die Behauptung von der verschiedenen Geschwindigkeit der verschieden schweren Körper entspricht der oberflächlichen Beobachtung, und es wäre unbillig, diesen Fehler dem griechischen Philosophen hoch anzurechnen. Auch würde sonst gegen die Definition kein weiterer Einwand zu erheben sein, wenn sie als nominale und nur vorläufig angesehen würde, welche noch mit der Erfahrung zu vergleichen und ihr zu accommodiren wäre. Aber es tritt hier jener fundamentale Fehler des Aristoteles ein, der in fast allen physikalischen Fragen seine Speculationen für den Fortschritt der Wissenschaft unfruchtbar, ja hemmend gemacht hat, der Fehler, solche nominale Definitionen ohne Weiteres wie reale zu behandeln, und daraus, daß wir schlechthin schwer und leicht „nennen“, was sich unbedingt nach Unten oder Oben bewegt, ohne Weiteres zu schließen, daß solches schlechthin Leichtes und Schweres überhaupt existirt.

Gibt nun unser Philosoph von seinem Standpunkte aus die Ursachen und Principien des Leichtens und Schweren untersucht, kritisiert er die Ansichten seiner Vorgänger, zunächst Platon's.

Da nach diesem die Materie nur die Form der Räumlichkeit ist, so kann er nur durch verschiedene Formen der Atome die Eigenthümlichkeiten des physikalischen und chemischen Verhaltens der verschiedenen Körper erklären. So erhält das Feuer als das einschneidendste der Elemente die Form des Tetraeders²⁰⁾. Schwer wird nun ein Körper genannt, wenn er viele solcher materiellen Theilchen enthält, leicht, wenn er wenige enthält²¹⁾; so ist Feuer leichter als Erde, weil es weniger Tetraeder als letzteres Hexaeder enthält. Gegen diese Annahme macht nun Aristoteles²²⁾ geltend, daß erstens dann eine große Masse Feuer weniger schnell aufsteigen müsse, als eine kleine, weil sie eben auch mehr Tetraeder enthalte, und zweitens, daß es dann eine gewisse Menge Luft geben müsse, welche mehr Materie enthalte, als z. B. eine gewisse Menge Wasser, und daher auch schwerer sein müsse. „Es zeigt sich aber ganz das Gegentheil, denn immer wird sowohl die mehrere Luft nun so stärker nach Oben bewegt, als auch jederder Theil der Luft wird aus dem Wasser nach Oben bewegt.“

Die Atomistiker erklärten die Erscheinung, daß zwei an Größe (*συνος*)²³⁾ gleiche Körper doch verschieden schwer sein können, dadurch, „daß das Leere die Körper, indem es in sie eingeschlossen sei, leicht mache und zu

weisen bewirke, daß Größeres leichter ist, denn es habe dann mehr Leere in sich“²⁴⁾. Aristoteles bemerkt hingegen, daß, wenn in der That nur die Menge des Leeren, das in einem Körper sei, seine Leichtigkeit bestimme, dann im Vergleich mit wenigem Feuer vieles Gold mehr Leeres enthalte und darum leichter sein würde, was absurd ist. Es müssen also die, welche überhaupt dem Leeren die Leichtigkeit zuschreiben, andererseits dem Vollen die Schwere beilegen und nach dem Verhältnis des Leeren und Vollen in einem Körper seine relative Schwere oder Leichtigkeit bestimmen. Dann aber würden sich eine große und eine kleine Menge Feuer mit derselben Geschwindigkeit nach Oben bewegen und viel oder wenig Blei gleich schnell fallen müssen, da in der großen und kleinen Menge eines Stoffes das Verhältnis des Leeren und Vollen dasselbe ist. Dies aber widerspricht der Erfahrung, wie Aristoteles²⁵⁾ meint; denn viel Feuer stiege schneller in die Höhe als wenig und ein großes Bleigewicht fälle schneller, als ein kleines.

Seine eigene Behandlung beginnt Aristoteles mit dem Principe des absolut Leichtes und Schweren und stellt sogleich die Frage: „warum unter den Körpern die einen immer naturgemäß nach Oben, die anderen nach Unten bewegt werden?“²⁶⁾. Die Antwort hierauf wird dadurch vorbereitet, daß die Bewegung des Schweren und Leichtes als eine zu seinen eigenen Ort (*εξ τού αὐτοῦ τόπου*) und damit in seine eigene Form (*εἰδος*) dargestellt wird, sodas man sie als eine von Neulichem zu Neulichem bezeichnen konnte²⁷⁾. Um aber jeder Möglichkeit, in dieser Auffassung eine Art mechanischer Analogie in unserem Sinne zu sehen, zuvorzukommen, bemerkt Aristoteles ausdrücklich: „Nämlich nicht, wenn man die Erde dahin versetzt, wo jetzt der Mond ist, würde jeder ihrer Theile zu ihr hin bewegt werden, sondern immer noch dahin, wo sie jetzt ist.“ Der Grund-aber, warum das Feuer nach Oben und die Erde nach Unten bewegt wird, ist derselbe, „als warum das Heilbare, wenn es bewegt wird und als Heilbares sich verändert, in Gesundheit übergeht, nicht aber in Weise ...; nur daß die Bewegung des Leichtes nach Oben und des Schweren nach Unten einen Anfang der Bewegung in sich selbst zu haben scheinen, erstere hingegen (nämlich des Heilbaren) nicht in sich selbst, sondern nur von Aussen her...“ Es zeigt sich, daß das Schwere und das Leichte das Princip (*ἀρχή*) der Bewegung in sich selbst haben, weil nämlich ihr Stoff (*ὕλη*) der Wesenheit (*οὐσία*) am nächsten ist.“ „Augenfällig demnach ist, daß hierbei ein bios möglicher Weise Seiendes (*ὄντως ὂν*), indem es zur Verwirklichung (*ἐντελέχεια*) kommt, gerade dorthin und in ein so Großes und so Beschaffenes übergeht, wie dasjenige Ding selbst ist, von welchem und dessen Größe und Beschaffenheit und Orte eben jenes die Verwirklichung ist.“²⁸⁾

Hierin findet denn Aristoteles die völlig befriedigende Erklärung des Fallens und Aufsteigens der Körper, und

19) L. c. p. 308 a. 20) *Timaeus* p. 56 sq. 21) L. c. p. 68 a.

22) De caelo IV, 2. p. 308 b. 23) *Alexand* geht genügend hervor, daß *συνος* nicht, wie dies *Brantl* that, mit „Masse“ überlegt werden darf, sondern bei Aristoteles vielmehr den unbestimmten Begriff der „Größe“ oder des Umfangs ausbrückt. *Beleg*. *Ann.* 38.

24) De caelo IV, 2. p. 309 a. 25) L. c. IV, 2. p. 309 b.

26) De caelo IV, 3. p. 310 a. 27) L. c. p. 310 b. 28) L. c. p. 311 a.

es dürfte in seinen Schriften kaum ein Beispiel geben, welches den Unterschied seiner Methode und einer wahren Naturforschung klarer vor Augen legt. Das ganze Streben unserer Philosophen geht dahin, jene Erscheinungen unter eine allgemeine begriffliche Kategorie zu bringen, in der selbst er dann den Grund und die Ursache ihres Eintretens finden zu können glaubt. Das auf diese Weise das Phänomen mit einem Schläge erklärt schien und die genauere Untersuchung seiner Bedingungen nach Art und Maß für überflüssig gehalten werden mußte, ist diejenige Folge dieser Methode, welche am schädlichsten auf die weitere Entwicklung der Naturwissenschaften eingewirkt hat.

Ist nun bis jetzt nur von dem absolut Leichten und Schwere gesprochen worden, so werden im weiteren Fortgange die Mittelbegriffe behandelt: Nur Erde ist schlechthin schwer und Feuer schlechthin leicht. „Denn vom Feuer wird jede beliebige Menge, wenn nicht eben ein Anderes im Wege steht, nach Oben bewegt, von der Erde hingegen nach Unten; in der nämlichen Weise aber auch immer die größere Menge schneller“²⁹⁾. Wasser und Luft hingegen sind nicht absolut schwer oder leicht, aber relativ, „denn die Luft ist, wie viel sie auch sei, aber dem Wasser auf der Oberfläche, das Wasser hingegen, wie viel es immer sei, unter der Luft in der Tiefe. Nachdem aber auch von den übrigen Körpern die einen Schwere, die anderen Leichtigkeit haben, so ist klar, daß bei diesen allen die Ursache der in den einfachen Körpern liegende Unterschied ist; denn je nachdem sie von dem einen mehr und von dem anderen weniger bekommen haben, sind die einen der Körper leicht und die anderen schwer.“

Da haben wir wieder das antike Spielchen mit Begriffen; die Ursache wird nicht in einem realen Verhältnis, sondern in Begriffen und gewissermaßen der Theilnahme der Dinge an diesen gesucht.

Die Beobachtung, daß ein Stück Holz in der Luft schwerer als ein Stück Blei, im Wasser hingegen leichter sein kann, erklärt unser Schulphilosoph³⁰⁾ aus dem allgemeinen Principe, wonach das Wasser überall, nur nicht in der Erde, die Luft überall, nur nicht in der Erde und im Wasser schwer sei. In seinem eigenen Raume aber ist, mit Ausnahme des Feuers, jeder Körper schwer, und es beruft sich Aristoteles dabei auf die Thatfache, daß ein mit Luft gefüllter Schlauch schwerer ist, als ein leerer³¹⁾. So wird nun, wenn Erwaas mehr Luft, als Erde und Wasser enthält, es im Wasser leichter, als ein Anderes, in der Luft aber schwerer sein.

Das ist die Theorie des großen Philosophen von der Schwere. Wir begreifen nun, warum von ihr aus die Erklärung der wirklichen Naturerscheinungen nicht gelingen konnte. Die Thatfache, von der er ausgeht, daß die Fallgeschwindigkeit von dem spezifischen und ab-

soluten Gewichte des Körpers abhängt, ist durchaus falsch; die Begriffe sind unbestimmt und verworren. Das spezifische und das absolute Gewicht werden bunt durcheinander geworfen. Ob ein Pfund Federn oder ein Pfund Blei schwerer sei, das war für den Peripatetiker eine wol aufzuwerfende und schwierig zu beantwortende Frage, deren Lösung er in sehr gelehrter, aber gewiß unrichtiger Weise gegeben haben würde. Es fehlt eben jede klare Beziehung der statischen Schwere, wie sie sich im Gewicht, und der dynamischen, wie sie sich im Falle ausspricht, obgleich deren Gegenüberstellung als potentielle und actuelle Schwere, wie uns scheint, recht wohl in den Kategorien des Aristoteles gelegen hätte.

§. 5. Wenn ich hier auf die Darstellung dieser längst vorbereiteten und verschollenen Gedanken des größten Philosophen des Alterthums so ausführlich eingegangen bin, so geschah es einerseits aus dem Interesse, welches ein zweitausend Jahre lang festgehaltenes und so kostbar malig scharf ausgebildeter Ideenkreis, wie der Aristotelische von der Schwere der Körper, überhaupt hat, andererseits aber konnte so allein die Geschichte der Revolution verstanden werden, welche die Mechanik im 16. und 17. Jahrhundert durchmachte, und begriffen werden, welche Größkraft dazu erfordert wurde, diesen mit allem wissenschaftlichen Glanze dialektischer Kunst und innerer Wahrheit erscheinenden Kreis zu durchbrechen.

Das ganze mechanische System des großen Meisters ging im Wesentlichen unverändert auf die Schulen der mittelalterlichen Philosophen über und bildete in der weiteren Ausbildung, die es in diesem langen Zeitraume erfahren hatte, im 16. Jahrhundert ein großartiges und bequemes Gebäude, dessen Fundamente und Mauern für alle Zeiten gegründet schienen. Aber eben in dieser Zeit entwickelte sich der ungesühnte Drang nach einer neuen Erfassung der Natur und ihrer Geleise. Man wollte sich nicht mehr begnügen mit der metaphysischen Fassung ihrer obersten Principien; man verlangte Sätze, welche das Was und Wie der natürlichen Vorgänge direct aussprachen, welche unmittelbare und genaue Aufklärung über die Bedingungen und den Verlauf eines Phänomens gaben.

Was insbesondere die Frage nach der Schwere der Körper und ihrer Fallbewegung betrifft, so frag man jetzt erstens als bloßer, was ist der „eigene Ort“ des Körpers? wann ist eine Bewegung naturgemäß und wann nicht? wie groß ist in jedem Augenblicke die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers? wie verhalten sich die Geschwindigkeiten verschiedener Körper beim Falle? wie bewegt sich ein geworfener Körper? wie verhalten sich die Gewichte der Körper in der Luft zu denen im Wasser? und wie weiter diese Fragen lauten, welche ein jugendlich frischer, offener Sinn für die Natur die Physiker des 16. Jahrhunderts stellen ließ. Es zeigten sich hierbei die Lehren des göttlichen Meisters აღ Wissenschaft theils unzureichend, theils in ihren Folgerungen im Widerspruch mit den Vorstellungen, welche die wirkliche Erfahrung in den Physikern ausgebildet hatte, und

29) l. c. IV, 4. p. 311 a. 30) l. c. p. 311 b. 31) Diese Thatfache ist, wie sie Aristoteles angibt, nicht richtig, und es hat schon J. B. Benedetti (Vireos. speosol. ubi. Turin 1586, p. 186) bemerkt, daß sie allein aus der Homopression der in den Schlauch hineingepressten Luft zu erklären wäre.

man begann in der allerdings noch schätzbaren Erkenntnis dieser Mängel sich frei genug zu fühlen, um wenigstens die und da einen selbständigen Weg einzuschlagen³²⁾.

Wie überhaupt von der Renaissance gesagt werden kann, daß sie auf den verschiedensten Gebieten aus den Schriften des Alterthums nur in soweit Anregungen schöpfte, als sie verwandten Strömungen ihres eigenen Geistes begegnete, so kam auch hier jenem Streben nach einer Erkenntnis der factischen Natur ganz wesentlich eine Schrift entgegen, welche, aus dem Alterthume stammend, dennoch in keiner Weise von der Aristotelischen Blässe der Begriffe angefaßt war, sondern in der einfachen Weise der griechischen Mathematiker ein beschränktes Gebiet, von wenigen klaren Voraussetzungen ausgehend, in strenger Deduction behandelte; ich meine die zwei mechanischen Abhandlungen des Archimedes. Es gehört zu den merkwürdigsten Thatfachen der Geschichte der Wissenschaften, daß solche Leistungen ohne jeden Einfluß auf die Entwidlung der philosophischen Systeme bei den Griechen gewesen sind. Sie enthalten Wahrheiten von ungewissem Werthe, und was mehr ist, ihre Methode ist eine so einfache und fruchtbringende, daß man glauben sollte, sie hätten bestimmend auf alle spätere Forschung einwirken müssen. Und doch kann man sagen: die erwähnten Schriften des Archimedes sind Saatkörner gewesen, welche fast zwei Jahrtausende schlafen mußten, und erst in der Renaissance den Baum hervortrieben, welcher dann freilich mit seiner Fülle die künstlich verdundelten Zweige des verrorenen, aus dem Decum hervorgetragenen Strauches bald beschattete und ihm endlich Licht und Leben raubte.

Im J. 1543 gab Tartaglia zum ersten Mal zu Venedig die Schrift des Archimedes „De insidentibus aquas“³³⁾ heraus, die sofort eine ganze Reihe von Arbeiten veranlaßte, welche die darin niedergelegten Gedanken nach allen Richtungen hin ausdeuteten³⁴⁾.

Die Schrift des Archimedes geht von folgender Annahme aus: „Man setze als wesentliche Eigenschaft einer Flüssigkeit voraus, daß bei gleichförmiger und ständiger Lage ihrer Theile der müder gedrückt durch den mehr getriebenen in die Höhe getrieben werde. Jeder Theil derselben aber wird von der nach senkrechter Richtung über ihm befindlichen Flüssigkeit gedrückt, wenn diese im Sinken begriffen ist, oder doch von einer anderen gedrückt wird,“ und leitet daraus den Gewicht-

verlust und die Tiefe des Einsinkens eines Körpers in einer Flüssigkeit ab, sowie den Satz (I, 6): „Wenn Körper, die leichter sind als eine Flüssigkeit, in diese eingetaucht werden, so erheben sie sich wieder mit einer so großen Kraft, wie eine Masse Flüssigkeit von der Größe des Körpers schwerer ist, als der Körper selbst.“

§. 6. Mit besonderem Erfolge wurde die Reform der Mechanik von Galilei Galilei unternommen. Bereits als 25jähriger Professor (1589) zu Pisa erklärte er sich in seinen Vorlesungen gegen Aristoteles mit einer Entschiedenheit und einem Spott, der seine Zuhörer nicht selten zu hörbaren Zeichen ihres Mißfallens hinstieß³⁵⁾. Aber seine Experimente über den Fall verschieden schwerer Körper und deren Geschwindigkeit, die er von dem schiefen Thurme in Pisa aufstellte, sowie die auf der schiefen Ebene u. s. f., überwandem im Laufe der Zeit das gewaltige statische Moment des Scholasticismus und ließen ihn als Sieger aus dem schweren Kampfe hervorgehen.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, Galilei habe allein, ohne Mitstreiter und ohne Vorgänger diese Reform durchgeführt. Obgleich er selbst nicht Weniges ganz eigentlich neu geschaffen hat, kann man doch einen großen Theil der mechanischen Lehren, die man gemeinhin auf ihn zurückführt, schon bei Schriftstellern der vorhergehenden Decennien nachweisen. Aber er war der geniale Mann, der die vielen schon behauenen Steine zu einem festen und schönen Gebäude vereinigte und planmäßig, von wenigen Principien aus, das ganze neue Gebäude begründete. Er gehört zu den Männern, deren Schriften durch Inhalt und Form eine gewaltige Umgestaltung des Ideenreichtums herbeiführen und für die Zukunft bestimmend wirken. Galilei's mechanische Schriften leidet ein moderner Leser fast ohne Ausfluß; nicht viel anders selbst in der Terminologie würden wir heute, fast 300 Jahre später, diese fundamentalen Lehren darstellen, während alle früheren Schriften und veraltet, trotz theilweise richtiger Gedanken, in einer anderen Decennatmosphäre zu atmen scheinen und von ihrem Leser höheres Objectivität, sowie beschwerliches Studium verlangen. So ist denn Galilei der Gläuliche, den die Mechanik als ihren Reformator zu nennen hat.

Aber auch er war in den Aristotelischen Vorstellungen aufgewachsen und hatte einen langen Kampf durchzumachen, um den neuen Gedankenkreis zu begründen, auszubilden und in klare Begriffe zu fassen. Wir sind in der Lage, seinen Entwidlungsgang einigermaßen verfolgen zu können. In einer seiner früheren Schriften³⁶⁾ finden wir neben vielen richtigen und klaren Gedanken doch noch vieles Unklare und Falsche, welches, wie ich mich ausdrücken möchte, gleichsam noch Aristotelisch gedacht ist, so lebhaft auch schon die Opposition, ja fast die Verachtung gegen den großen Stagiriten ist.

32) Siehe selbst bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Kampf gegen Aristoteles' Mechanik war, mag man aus Ricci's Hist. d. scien. math. en Italia. T. III. (an vielen Stellen) erkennen. 33) Nach „Da le quas vehatur in aqua“ (Von den schwimmenden Körpern) genannt. Der griechische Text dieser in 5 Bücher eingetheilten Schrift, die Tartaglia in lateinischer Uebersetzung herausgab, ist beinahe vollständig verloren gegangen. 34) Tartaglia, La travagliata invensione, ossia Regola per sollevare ogni sfondada nave (Venedig 1551). Ragionamenti sopra la travagli. invens. (ibid.). in denen er die erste Tabelle des specifischen Gewichtes (Wasser = 1) gegeben hat. — Simon Stevin, De gravitate des Materiarum“ (Venedig 1586), hat die größten Verdienste um die Wiederherstellung der Hydrostatik. — Andere bedeutendere Arbeiten lasse ich unerwähnt.

35) Libri, Hist. d. sc. math. T. IV. p. 178.

36) Sermones de motu gravium, ein unvollständiges Schrift, die zuerst nach Manuscripten 1564 im XL Bande der vollständigen formierten Ausgabe des Opus di Gal. Gal. von p. 1–80 veröffentlicht ist. Das Datum der Abfassung ist unbekannt.

Die Auffassung, die der Verfasser von der Schwere und dem Fall der Körper hat, ist folgende:

„Es möge vorausgesetzt werden, daß es von Natur so eingerichtet sei; daß das Schwere unter dem Leichteren liebt“³⁷⁾. Die Frage nach dem Grunde dieser Anordnung weist Galilei als eine unwesentliche zurück und bemerkt nur, man könne entweder mit den Scholastikern sagen, „es gefalle der Natur so,“ oder es sei in dem Schwere mehr „Materie“ enthalten.

Leicht und schwer sind nur relative Begriffe. Gleich schwer heißen zwei Körper von gleicher Größe, wenn sie in demselben Medium von denselben Schwere sind³⁸⁾, so daß, wenn wir z. B. ein Stück Holz und ein Stück Eisen haben, welche von gleicher Schwere sind, diese doch nicht gleich schwer zu nennen sind, weil das Holzkübel viel größer sein wird, als das Stück Eisen.“ Diese Unterscheidung ist so spitzfindig sie auch klingen mag, vollkommen treffend und ein gewaltiger Fortschritt gegen Aristoteles, der, wie unsere obige Darstellung zeigt, seinen Begriff von dem spezifischen Gewichte der Körper hat und jene beiden Begriffe, die Galilei hier auseinanderhält, fortwährend verwechselt.

Nachdem nun³⁹⁾ fähet Legierer fort, die Begriffe so klar gemacht sind, ist es leicht zu begreifen, wie das Schwere von der Schwereheit, das Leicht von der Leichtigkeit bewegt wird: die Körper nämlich, welche schwerer sind als das umgebende Medium, werden nach Unten bewegt; denn so ist es von Natur bestimmt, daß das Schwere unter dem Leichteren liebt“³⁹⁾.

Man sieht, wie wenig sich hier Galilei eine klare Vorstellung von dem Vergange des Unterfinkens in einer Flüssigkeit gemacht hat; anstatt einer realen Ursache, den Druck der Flüssigkeit, den doch schon Archimedes kannte, hat er ein allgemeines formales Princip.

Der Ausdruck des Aristoteles, daß Luft und Wasser an ihren eigenen Orten schwer seien, daß es absolut leichte Körper gebe, und ähnliche, werden mit Euphuie zurückgewiesen⁴⁰⁾.

In der Beschreibung der Erscheinungen beim Fall der Körper aber verwickelt sich Galilei in auffälliger Weise: Von dem oben (§. 6) citirten Sage des Archimedes aus bemerkt er⁴¹⁾, „daß die Geschwindigkeit bewegter Körper so groß ist, als ihre Schwere, mit der sie

das Medium übersteigen, in dem sie sich bewegen.“ Es ist ersichtlich, daß Galilei hier Kraft und Geschwindigkeit mit einander verwechselt, und nicht bemerkt, daß sich die größere Kraft auch auf eine größere Masse vertheilt. Zwar geht er der seinem mechanischen Beweisen widersprechenden Folgerung, daß eine größere Masse schneller fallen müsse als eine kleinere desselben Stoffes⁴²⁾, dadurch aus dem Wege, daß er bei der Vergleichung der Fallgeschwindigkeiten verschiedener Körper im Wasser andrücklich gleiche Volumina annimmt; aber daß er seinen ausreichenden Begriff der Masse eines Körpers und ihrer Trägheit verliert, geht zur Genüge aus der Behauptung hervor, „daß im Vacuo die schwereren Körper schneller fallen, als die leichteren, und zwar im Verhältnis ihrer Schwere“⁴³⁾. Evidenter, daß derselbe Mann, dessen größte Bedeutung die Fallgeschwindigkeit, vorher, selbst im Gegenfalle zu den Scholastikern, solche irrige Meinungen hatte! Zwar wollen wir Galilei gegen Aristoteles⁴⁴⁾ oder Luraz⁴⁵⁾, welche die gleiche Fallgeschwindigkeit aller Körper im Vacuo behaupteten, nicht herabziehen — denn die Gründe dafür waren ganz leere —, bemerken aber müssen wir, daß schon vor Galilei verschiedene Italiener den Begriff der Masse, des Momentes und der Trägheit mehr oder minder klar gefaßt hatten⁴⁶⁾.

Eine einseitige Betonung jenes Archimedischen Satzes war es, welche den großen Physiker hier verirrte, ebenso als bei der weiteren Beschreibung der Fallgeschwindigkeit. Er wollte den Widerstand erklären, den ein in Wasser oder in Luft fallender Körper erfährt, und griff zu einem falschen Mittel; so bricht denn das Fragment der Sermones mit einem unklaren und fehlerhaften Raisonnement ab, dessen Unklarhaftigkeit seinen Verfasser vollständig selbst zu weiter eindringenden Studien veranlaßte.

Das Resultat derselben wird in klassischer Weise in einer Schrift⁴⁷⁾ dargelegt, welche im Auslande zu

37) Opera di Gal. Gal. T. XL (Sermones) p. 18. 38) l. c. p. 20. „Es dinstant esse aquam gravia, quae cum sint aequalis molis, in eodem medio quiescent erant gravitatis.“ 39) Hiedr interessant und trotz seiner augenscheinlichen Dummheit doch ganz aus dem Geiste des Scholastikismus herausgerissen ist der Wimmant fingenen, den Galilei in diesem Gelehrte den gleichförmigen Schiller machen läßt. Dieser sagt (l. c. p. 21): „Wenn wir einen Stein nehmen und ihn Wer werfen, so wird er ohne Zweifel durch das Wasser nach Unten fallen; wie aber der Stein schwerer als das Wasser sein soll, siehe ich (schlechter) bings nicht ein, da das Wasser des Meeres selbst gewis schwerer als ungleiche Stein ist.“ Solche „alterne Meinungen, die sich nicht nur der Wahrheit nicht nähern, sondern ihr vielmehr feindlich sind“ (l. c. p. 28), meinte der junge pisaner Professor wannisch von einem tief gelehrten Herrn Kollegen hören, und sie erklären genügend seinen Gohn gegen die alte Schule. 40) l. c. p. 28. 29. 41) l. c. p. 38.

42) Er zeigt die Unabhängigkeit der Fallgeschwindigkeit von der Größe der einen und desselben Stoffe durch ein so einfaches Raisonnement, daß es Wunder nimmt, daß Aristoteles nicht selbst durch dieses seine entgegengesetzte Ansicht corrigiert hat. Er denkt sich zwei gleich große Bleigewichte neben einander stellen; sie sollen ganz in gleicher Weise; und deut man sie sich nachher seit mit einander verbunden, so laun dadurch ihre Geschwindigkeit offenbar nicht verändert werden. Sind aber die Massen verschiedener Densität, so laun ein ähnlicher Schluß ohne den Begriff der trägen Masse nicht gezogen werden. l. c. p. 49. 43) p. 47. 44) Phys. IV, 8, in dem Begriff der Unmöglichkeit eines Vacuums. 45) De rerum nat. l. II, v. 230. Weis leiten ihre Behauptung nur aus dem Mangel jedes Widerstandes ab und eines Quaders, und welchem sie sich vertheidigen (sollten) bewegen sollten. 46) Rameisius verweist ich hier auf den seiner Zeit sehr hochachtenden Venetianer J. B. Brundelli, der in seiner Dissertation speculationum liber (Luzin 1585) in der ep. dedicat. den Satz ausspricht: „Sicet ligni, proportionem corporis ad corpus (dentur motus homogenea et aequalia); ita ne habere, alicui se habet virtus ad virtutem.“ In p. 174 befindet sich Gieser beweist er aus einfachen Principien den Satz, daß im Vacuum Körper desselben Stoffes sich gleich schnell bewegen. Auch er scheint also der Ansicht Galilei's zu sein. 47) Discorsi e dimostrazioni matematiche intorno a due nuove scienze suntuenti alla meccanica ed al movimento locali, utrimque Dialoghi delle nuove scienze (Venedig 1683, Venedig, Florenz).

einer Zeit erschien, als der blinde Orest in Aeterei tief gebeugt seine letzten Lebensstage verlebte, die aber ohne Zweifel schon früher ausgearbeitet war. Ich kann mich begnügen, kurz über den wesentlichen Inhalt zu referiren, da ich genügende Kenntniß der Fallgesetze selbstverständlich hier voraussetze und die Abhandlung in einer Weise geschrieben ist, daß sie in einem Lehrbuche der Mechanik heutigen Tages unverändert Stelle finden könnte.

Nach einer Einleitung über die gleichförmige Bewegung⁴⁹⁾ geht er zu der „natürlich beschleunigten Bewegung“⁴⁹⁾ über. Er sei, sagt er, „post diuturnas mentis agitationes“ zu einer Definition der gleichförmig beschleunigten Bewegung gelangt, welche schon an sich der mathematischen Ausführung werth, überdies aber mit den Experimenten in ihren Resultaten übereinstimmend und aus dem von ihm überall angewandten Grundsatz abgeleitet sei, wonach sich die Natur überall der einfachsten Mittel bediene: „Eine gleichförmig beschleunigte Bewegung ist die, bei welcher in gleichen Zeiten gleiche Geschwindigkeitsmomente zu der vorhandenen Geschwindigkeit hinzugefügt werden“⁵⁰⁾.

In streng synthetischer Weise werden hieraus zwischen Geschwindigkeit, Fallhöhe und Zeit die verschiedenen Relationen abgeleitet, ferner die schiefe Ebene⁵¹⁾ und viele auf sie bezügliche Probleme behandelt.

Nachdem er dann das Trägheitsgesetz⁵²⁾ und das Parabellogarithm der Kräfte⁵³⁾ in voller Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen hat, bestimmt er die Parabel als Trajectorie eines horizontal geworfenen Körpers.

Das sind die formalen Gegebenen der gleichförmigen Bewegung; über ihre reale Ursache aber bemerkt Galilei: „Die Ursache dieses Geschehes ist kein notwendiger Theil unserer Untersuchung und die Meinungen der Philosophen sind darüber verschieden. Einige begeben diese Beschleunigung der Geschwindigkeit auf die Annäherung der Körper zu dem Mittelpunkt der Erde, Andere behaupten, daß das centrale Medium eine gewisse Ausdehnung über die Oberfläche der Erde hinaus habe, und daß dieses Medium, wenn es sich hinter dem Körper

abgedrückt in den Opere di Gal. Gal. T. XIII. Die Geisprache dienen zur Erklärung des in ihnen mitgetheilten lateinischen Textes, der in streng synthetischer Form die Theorie behandelt.

48) Giornata terza dei Discorsi. Opere XIII. p. 149. 49) l. a. p. 154. 50) Es wird von Bepiccoli (ersch. d. i. aus. Wiss., abersetzt von Eireton, T. II. p. 35) erwähnt, Galilei habe zuerst fälschlicher Weise die erlangte Geschwindigkeit dem durchlaufenen Raume proportional angenommen. Ich weiß nicht, wodurch diese Nachricht veranlaßt ist. 51) Bekanntlich wurde von Stevin (De Equilibrio et Motu, Venet. 1686) glücklich hergestellt.

52) Giorn. quarta dei Discorsi; l. a. p. 221: „Ich nehme ein Kugeln auf einer horizontalen Ebene ohne jeden Widerstand geworfen an, so geht aus dem, was anderwärts weitläufig erörtert ist, hervor, daß die Bewegung gleichförmig und ewig in jener Ebene erfolgen wird, wenn die Ebene eine Unendliche ausgedehnt ist.“ Dasselbe ist schon 1585 von Benedetti (Univ. spec. lib. p. 160) ausgesprochen worden. 53) Discorsi p. 234. „Wenn ein Kugeln durch eine doppelte gleichförmige Bewegung bewegt wird, nämlich horizontal und vertical, so wird die Kraft der Beschleunigung (impetus vero momentum latens), aus beiden Bewegungen zusammengesetzt, der Wirkung nach, den Momenten beider früheren Bewegungen gleich sein.“

schleift, ihn abwärts treibe. Allein für und ist es gegenwärtig genug, die Eigenschaften dieser Bewegung unter der Voraussetzung jenes einfachen Gesetzes kennen zu lernen, daß die Geschwindigkeit der Zeit proportional sei. Und wenn wir finden, daß diese Eigenschaften durch Experimente mit frei fallenden Körpern in der That bestätigt werden, so mögen wir daraus den Schluß ziehen, daß unsere Voraussetzung mit der Natur übereinstimmt“⁵⁴⁾.

Wir können hiermit unseren Bericht von Galilei's Untersuchungen über den Fall der Körper schließen, da wir hier keine allgemeine Geschichte der Mechanik zu schreiben haben⁵⁵⁾.

✶ Nur Eine Bemerkung über die Methode des ersten modernen Forschers muß ich noch hinzufügen. Seine Methode verdient jeden anderen Namen mehr, als den der empirischen; sie ist in der Hauptsache deductiv: Sie geht von gewissen, aus fast apriorischen Gründen construirten Begriffen aus, verfolgt sie in ihren Consequenzen und findet in deren Uebereinstimmung mit einer reinen Erfahrung den Beweis für die Richtigkeit ihrer Begriffe. Ich sage reine Erfahrung, die von der empirischen wesentlich verschieden ist. Denn aus der Empirie konnte niemals das Trägheitsgesetz abgeleitet werden; war doch eben zur Erklärung der factischen Erscheinungen von Aristoteles und seiner Schule die Unterscheidung von naturgemäßer und nicht naturgemäßer, sowie gewaltthätiger Bewegung ausgegangen, — noch bestätigt sie die Fallgesetze; denn in der ersten Schrift wird Galilei selbst durch seine Experimente, welche ihm zeigten, daß die Fallgeschwindigkeit in der Luft sich bald einer Grenze nähert, ganz irre geführt, — noch zeigt sie, daß das hydrostatische Verhalten der Körper unabhängig von ihrer Form ist, da bekanntlich dünne Stiefeln oder Nadeln von solchen Stoffen, welche in anderen Formen unterinken, recht wohl an Wasser schwimmen können, — noch gibt die Beobachtung eine Parabel, als Trajectorie geworfener Körper, die viel besser durch die Zusammensetzung einer geraden Linie und eines Kreisbogens, wie sie Tartaglia⁵⁶⁾ und Galilei⁵⁷⁾ schon gegeben hatten, dargestellt wird. Aber Galilei ließ sich durch diese Complicationen nicht täuschen; mit unwiderstehlichem Scharfsinn wußte er die wesentlichen Ursachen von den unverständlichen zu trennen, er erbob die gemeine Erfahrung zur reinen Erfahrung. Das aber that Aristoteles und seine Schule nicht; sie nahmen das Rohmaterial ohne Kritik, wie es sich ihnen gerade darbietet, an, und bauten daraus mit lustigen Wörtern von Begriffen einen bis zu dem ersten Gründen des Daseins reichenden Turm, der beim ersten Stoße in Trümmer zerfiel, die selbst als Material beim Neubau des Hauses nicht verwandt werden konnten. Galilei gleicht dem klugen Erbauer,

54) l. a. p. 160.

55) Ramentlich verweise ich in Bezug auf die Begriffe Galilei's von der Masse und dem mechanischen Momente eines bewegten Körpers auf Pappage's historische Einleitungen in seiner Mec. anal. und auf Bepiccoli's ersch. d. i. aus. W. T. II. p. 46 seq.

56) Nuova scienza. Venetig 1587.

57) Archilectura. Basel 1582.

der sich durch die verworrenen Außenwerke der Festung nicht täuschen läßt, sondern mit fluger Ueberlegung und bedächtiger Arbeit nach und nach die einzelnen Vorwerke erobert, um der weiteren Entwicklung der Wissenschaft die endliche Eroberung des Centralpunktes möglich zu machen. Aber dieser langsame, mäßsam erobrende Weg war nicht der des Lehrers eines Alexander. In kühnem Fluge erhebt er sich von seinem, durch ein geistreiches Apercü gewonnenen Standpunkte zu den Höhen des absoluten Begriffes und erobert die Festung — aber auf dem Papiere.

§. 7. Während jenseits der Alpen die Mechanik der thätigen Körper auf das Glänzende gefördert wurde, wandte man diesseits der Alpen sein Auge vorzugewisse dem Himmel zu. Kopernicus entwickelte eine Kosmologie, welche im eigentlichen Sinne den Schwerpunkt aller bisherigen Weltanschauung verrückte, und Kepler entdeckte die großen formalen Gesetze, welche den Lauf der Planeten bestimmen. Es kann uns hier weder die Darstellung der einen noch der anderen dieser gewaltigen Fortschritte beschäftigen; wol aber liegt uns nahe die Untersuchung, ob solche Forscher sich die Frage nach den Ursachen dieser von ihnen zuerst richtig erkannten Bewegungen vorgelegt und wie sie diese beantwortet haben mögen.

Was zunächst Kopernicus betrifft, so ist seine ganze Anschauung von dem Grunde der Bewegung der Himmelskörper durchaus Aristotelisch, wie folgende Stellen ⁵⁸⁾ genügend darthun werden:

„Wir bemerken, daß die Bewegung der Himmelskörper kreisförmig ist. Die einer Kugel ist die im Kreise, der durch die Bewegung selbst seine Form ausdrückt, in der einfachsten Figur, wo kein Anfang und kein Ende zu finden und nicht Eins von dem Anderen zu trennen ist, während sie sich in sich selbst bewegt.“ Die Ungleichheiten in der Bewegung der Planeten erklärte er durch eine excentrische und epicyclische Kreisbewegung, „da es ja nicht geschehen kann, daß ein einfacher himmlischer Körper sich ungleichförmig bewegt. Dies nämlich könnte geschehen, entweder durch die Unselbständigkeit der bewegenden Kraft (virtus), sei es, daß sie die eigene Natur, oder, daß sie fremd sei, oder durch die Ungleichheit des sich umwandelnden Körpers. Vor beiden aber erschrickt der Verstand, und es ist unwürdig, solche Eigenschaften in jenen zu suchen, die in der besten Einrichtung geschaffen sind.“ Wegen Ptolemäus ⁵⁹⁾, der die Bewegung der Erde aus dem Grunde verworft, weil dabei Alles von ihr fortgeschleudert werden müsse, bemerkt Kopernicus ⁶⁰⁾: „Wer da meint, die Erde bewege sich, wird auch sagen müssen, daß diese Bewegung durchaus natürlich, nicht gewaltsam sei. Was aber nach der eigenen Natur geschieht, bringt die entgegengegesetzten Wirkungen hervor, als was aus Zwang geschieht.“

So erweist sich der Begründer einer neuen Weltanschauung doch in seinen Vorstellungen theilweise in der Schulanficht seiner Zeit befangen. Nicht aus realen Ursachen, sondern aus logischen oder metaphysischen Gründen erklärt er die Erscheinungen. Seine mechanischen Begriffe sind ganz unentwickelt und der Natur in seiner Weise angemessen. So ist denn auch seine Ansicht von der Gravitation, die v. Humboldt ⁶¹⁾ als Vorläuferin der Newton'schen ansehen möchte, Nichts weniger als dies. Kopernicus meint ⁶²⁾, „daß die Schwere (gravitas) Nichts weiter sei als ein natürliches, den Theilen von der göttlichen Förmung des Schöpfers der Welt ertheiltes Streben (appetentia), sich in eine Einheit und ein Ganzes in Form einer Kugel zu fügen. Diese Eigenschaft ist wahrscheinlich auch der Sonne, dem Mond und den übrigen Planeten ertheilt, sobald sie durch ihre Wirkung in der erscheinenden Rundung verbleiben; nichts desto weniger machen sie auf vielerlei Weise ihre Umläufe.“ Diese letzten Worte beweisen klar, daß Kopernicus nicht im Entferntesten daran dachte, den Lauf der Planeten durch die Schwerkraft erklären zu wollen. Nirgends findet sich bei ihm nur eine Andeutung dieser Art.

§. 8. Ganz reformatorisch aber tritt Kepler in dieser Beziehung auf. Seine wenig bekannte „Theorie“ von der irdischen Schwere ist als classisch zu bezeichnen, und ich kann nicht umhin, sie hier wiederzugeben; sie ist in seinem berühmtesten Werke zu finden, das viel genannt und gerühmt, aber sehr selten studirt wird ⁶³⁾:

Die wahre Theorie der Schwere (gravitas) beruht auf folgenden Axiomen:

Alle körperliche Substanz, insofern sie körperlich ist, ist von Natur geeignet zu ruhen in jedem Orte, in dem sie allein und außerhalb des Wirkungsfreies (orbis virtutis) eines verwandten (coagnatus) Körpers ist.

Die Schwere ist die gegenseitige körperliche Affection zwischen verwandten Körpern zur Vereinigung oder Verbindung (in welcher Weise auch die magnetische Kraft wirkt), sobald die Erde vielmehr den Stein, als der Stein die Erde anzieht ⁶⁴⁾.

Die Schwere wird (wenn wir wie gewöhnlich die Erde in den Mittelpunkt der Welt stellen) nicht nach dem Mittelpunkte der Welt, als solchen ⁶⁵⁾, sondern nach dem Mittelpunkte des verwandten runden Körpers, nämlich der Erde, bewegt. Wohin die Erde mit ihrer lebendigen Fähigkeit (facultas animalis) ⁶⁶⁾ geführt oder gebracht wird, immer wird das Schwere nach ihr hin bewegt.

61) *Rechnes T. II. p. 349* und *T. III. p. 18.* 62) *De revolutionibus L. I. c. 9;* vergl. auch *L. I. c. 1.* 63) *Astronomica nova, seu physica coelestia trad. commentariis de motibus stellarum Maris. Prag 1609.* Vol. II. der Opera ed. Frisch. 1860, wonach ich citire: p. 151 in introductio. 64) Diese Gegenseitigkeit der Attraction war ein wesentlich neuer und seiner Zeit nicht fähner Gedanke. 65) Man bemerke, daß Aristoteles (f. §. 4) eben diese Behauptung aufgestellt hatte, die uns heute so sonderbar erscheint und Kepler hier bekämpft. 66) Es verräth wenig Kenntnis unserer älteren Literatur und ihrer Sprachweise, so wie geringe historische Objectivität, wenn man den Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts solche Auffassungen als absurde und

58) *De revolutionibus orb. coel. libri VI.* Nürnberg 1543. Lib. I. c. 4. 59) *Almagest. lib. I. concl. 5.* 60) *De revolutionibus L. I. c. 8.*

Wenn die Erde nicht rund wäre, so würden die Körper nicht überall in gerader Linie nach dem Mittelpunkt der Erde hin bewegt werden, sondern auf verschiedenen Seiten nach verschiedenen Punkten.

Wenn zwei Steine an irgend einem Orte der Welt nahe bei einander und außer dem Wirkungskreise eines dritten verwandten Körpers gerigt werden, so werden jene Steine ähnlich wie zwei magnetische Körper auf einen zwischenliegenden Ort hingehen, jeder sich dem anderen um eine solche Strecke nähern, als im Vergleich die Masse (moles)⁶⁷⁾ des anderen ist.

Wenn Mond und Erde nicht durch eine lebendige Kraft (vis) oder etwas Ähnliches jeder in seiner Bahn gehalten würden, so würde die Erde um den 54. Theil des Abstands zum Monde aufsteigen, der Mond aber würde ungefähr um 53 solche Theile des Abstands zur Erde herabsteigen und dort würden sie sich vereinigen, angenommen jedoch, daß die Substanz beider von derselben Dichtigkeit ist.⁶⁸⁾

Mit unübertrefflicher Klarheit anticipirt hiermit Kepler das Newton'sche Attraktionsgesetz, soweit es sich auf die Massen bezieht; denn der körperliche Inhalt des Mondes ist bekanntlich $\frac{1}{4}$ des der Erde. Wie der große Astronom zu diesem Geheiß gelangt ist und wie er es hätte beweisen können, darüber findet sich, so viel mir bekannt, in seinen Schriften keine Auskunft: Es war ein geniales Apercü, oder, wie man mit etwas mehr gelehrter Gravität sagen könnte, ein synthetisches Urtheil a priori.

Kepler macht von seinen Sätzen Anwendung auf eines der bis dahin unerklärlichsten großen Phänomene der Erde: der Ebbe und Fluth; setzt aus einander, wie die Fluthwellen sich an den Gestirnen drehen, in die Meerbusen hineindrängen u. s. w.⁶⁹⁾

tätigste vernimmt. Eine Kraft ist auch für uns ein mythisches etwas, das wir uns doch nur unter einem anthropomorphischen Bilde oder in der Art einer Selbstthätigkeit denken können, wie wir unten weiter ausführen werden. Nur ist diese bildliche, lebendige Vorstellung bei uns durch den alltäglichen Gebrauch des Wortes und Begriffes allmählig abgeschwächt und aus dem Bewußtsein verschwunden.

67) Ich weiß wohl, daß moles (die Uebersetzung des Aristotelischen *συνος*, vergl. Anm. 23 u. 58) im Anfang des 17. Jahrh. nur den unbestimmten Begriff der Größe bezeichnet. Da aber bald die Determination des Begriffes durch die Dichtigkeit folgt, so kann man, ohne in die Worte zu viel hineinzu legen, hier moles mit „Masse“ übersezen. Wie hier Kepler die Wirkung erkannt, geht auch aus der Bemerkung (l. c. p. 152) hervor: „Alsdort ist es Nichts, was aus körperlicher Materie begehrt, sondern nur relativ; ... dünner nennt ich aber dasjenige, was eine kleinere Quantität körperlicher Materie in sich enthält.“ 68) Sein Zeitgenosse Galilei gab eine ganz falsche Erklärung der Ebbe und Fluth, die er als Folge der ungleichen Geschwindigkeit ansah, mit der der Tag und der Nacht die beweglichen Theile der Erdoberfläche dem Umschwunge des Kernes folgen (Dialogo etc. sopra i due Massimi Sist. d. Mondo, Florenz 1632, IV Dial.). Kepler hat 1630 und kann daher kaum „aus Nachgiebigkeit gegen Galilei die richtige Erklärung aufgegeben haben, um in der Harmonice mundi den Erdbörper als ein lebendiges Unthier zu schildern, dessen wallthätige Respiration in periodischen, von der Sonnenzeit abhängigen Schlaf und Erwachen, das Aufsteigen und Sinken

Im weiteren Verlaufe sucht er dann die gegen das Kopernicanische System erhobenen Vorwürfe, daß bei der Bewegung der Erde im Weltraume die auf ihr befindlichen, freien Körper zurückbleiben müßten, durch diese Anziehung zu entkräften, freilich in ungenügender Weise; denn er hat offenbar nicht einmal eine dunkle Vorstellung von dem Beharrungsvermögen der Körper. Sein einziges Verdienst in dieser Sache ist, daß er mechanische Gründe für das Beharren der Körper an der Erdoberfläche sucht und nicht, wie Copernicus annimmt, „daß die Erde und alles Irdische, wenn es von der Erde losgerissen ist, von einer und derselben bewegenden Seele geleitet wird.“ Doch mag man zur Rechtfertigung des Lepters in diesem Ausdrücke ein dunkles Bewußtsein der Trägheit bewegter Massen finden.

Obgleich, wie man sieht, Kepler das Wesen der irdischen Schwere ganz vortrefflich erkannte, ja sogar ihren Wirkungskreis bis zum Mond und umgekehrt erstreckte, so liegt es ihm doch ganz fern, von dieser Kraft bei der Erklärung der Mondbewegung Gebrauch zu machen: „da der Körper des Mondes erdig ist, so behauptet er, daß, wenn man der Erde und dem Monde die Bewegung und die animalische Kraft nehmen würde, ihre Körper sich vereinigen müßten. Denn jeder wird an der Vereinigung durch seine Seele (anima) gebunden, wie der Mensch durch animalische Kraft das Haupt in die Höhe hält, welches ohne diese in den Stand gezogen würde.“⁷⁰⁾ Nur die nicht zum Erdbörper selbst gehörigen Theile folgen der anziehenden Kraft.

Der tiefere Grund der auffälligen Erreichung, daß Kepler die Identität der irdischen Schwere und der die Planeten treibenden Kräfte gänzlich übersehen konnte, ist der, daß er von der *lex inertiae*, wie sie Galilei aufgestellt hatte, keine oder nur eine undeutliche Vorstellung besaß, und so zur Erklärung der ewig freibewegten Bewegung der Planeten auch eine immer neu erzeugte, also lebendige Kraft nöthig zu haben glaubte.

S. 9. Kepler geht nun bei seinem Versuche, die Bewegungen der Sterne aus „physischen Gründen“ zu erklären⁷¹⁾, von dem Geheiß aus, daß der Radiusvector eines Planeten in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume überstreicht, daher die in kleinen Zeiten durchlaufenen

des Ceres verurtheilt.“ wie v. Humboldt (Kosmos T. III. p. 129) meint. In der Harmonice mundi (1619) lib. IV. cap. 7 (s. u.) Kepler allerdings die Erde als einen der kleinern Organismen darzustellen, dessen Fortbewegung im Weltallstrome von einer lebendigen Seele geleitet wird, und diese einzelne Lebensäußerung er mit denen animalischer Organismen vergleicht. Seine frühere Ansicht von der mechanischen Veranlassung dieses Phänomens hält er aber daneben fest (vergl. Anm. mundi in den Opera Kepl. ed. Frisch. Vol. V. p. 256); drin eine Seele bedarf in ihrer Lebensäußerung überall der körperlichen Organe und mechanischer Hilfsmittel.

69) In einem Briefe an D. Fabricius (Opera ed. Frisch. Vol. II. p. 460). 70) Ich bedauere, daß mit Kepl's Schrift: „Kepler's altver. Weltansehen“ (1849) bei der Herausgabe dieses B. nicht zugleich gegeben ist, so würde ich mich auf die Originalentwürfe beschränken: nämlich die Aste. nova ... stellae Martis (Opera ed. Frisch. Vol. II.) c. 33—39. S. 63.

Bahnstrecken der Entfernung umgekehrt proportional sind. Die Kraft ⁷¹⁾ (virtus), welche den Umlauf des Planeten bewirkt, nimmt daher in reciprocum Verhältnisse der Entfernung ab ⁷²⁾, so meint Kepler, indem er die Summation der Kraft durch eine Zeit hindurch, aus der Bahnteil so schön die beschleunigte Bewegung ableitet, ganz abstrahirt.

Er untersucht denn nach logischen Regeln, ob diese Kraft eine Eigenschaft der Sonne oder des Planeten oder ihrer Beziehung sei, und glaubt so beweisen zu können, daß sie notwendig in der Sonne, dem Centrum der Welt, ihren Sitz habe. Sie ist, wie das Licht, ein effluxus immaterialis und der actus primus aller Bewegung der Welt. Die species dieser Kraft darf nicht durch den Raum zwischen ihrer Quelle und dem Mobile zerstreut angesehen werden, sondern ist wie gesammelt in dem Mobile, so viel dies vom Umkreise Raum einnimmt. „Die bewegende Kraft existirt nirgend in der Welt außer in den beweglichen Körpern selbst; sie ist nicht, aber sie war, gleichsam zwischen der Quelle und dem Mobile, gerade, wie das Licht“ ⁷³⁾.

Das Licht leuchtet augenblicklich, bleicht aber die Farben erst allmählig. „Ganz so ist diese bewegende Kraft immer und ohne Zwischenzeit von der Sonne aus, wo ein passendes Mobile ist, da sie Nichts von dem Mobile empfängt, um da zu sein. Sie bewegt aber in der Zeit, weil das Mobile materiell ist.“⁷⁴⁾ Trotz der unendlichen Geschwindigkeit, mit der sich die Kraft ausbreitet, bewegt sie doch die Planeten nur mit endlicher Geschwindigkeit, „weil entweder ein Zwischenglied Widerstand leistet, nämlich irgend eine Materie der aura aetherea, oder eine Disposition des Mobile selbst zur Ruhe vorhanden ist.“

Was nun die Wirkungsweise dieser Kraft betrifft, so bemerkt darüber unser Autor: „Weil jene von der Sonne ausgehende Kraft die Planeten um den unversichtbaren Körper der Sonne dreht, so kann man dies auf seine andere Weise begreifen, als daß die Kraft denselben Weg geht, in dem sie die Planeten herumtreibt“ ⁷⁵⁾.

71) l. c. c. 33. p. 300—203. 72) In c. 36. p. 309 seq. bemerkt Kepler, daß ihn dies Gesetz lange Zeit sehr beunruhigt habe, da er vielmehr eine Abnahme mit dem Quadrate der Entfernung vermuthet hätte, weil diese beim Lichte stattzufinden scheint. Durch eine lange, wunderliche Exposition glaubt er dann doch nachweisen zu können, daß die Abnahme der Kraft proportional der Entfernung erfolgen müsse. Ich gehe, daß ich seine Ausführung nicht vertheile; doch scheint sie wesentlich darauf zu beruhen, daß jene Kraft, welche die Planeten im Umlaufe von der Sonne herumlaufen läßt, sich eben nur in diesem Kreise, nicht aber sphaerisch, wie das Licht, ausbreitet. 73) l. c. p. 308. Eine interessante Stelle mag hier noch beigefügt werden: „Es scheint widersprechend, daß die bewegende Kraft der Materie entbehren und doch geometrischen Abmessungen unterworfen sein soll; durch den Widerstand der Welt vertheilt, und doch nirgend, außer da, wo das Mobile ist. Es wird darauf zu geschwiegen werden: Obgleich die bewegende Kraft nichts Materielles ist, so ist sie doch, eben weil sie für die Materie zur Bewegung der planetarischen Körper bestimmt ist, nicht frei von den geometrischen Gesetzen, wenigstens bei dieser materiellen Thätigkeit der Beschleunigung.“ 74) l. c. o. 34. p. 304.

Er nimmt daher eine Rotation der Sonne um ihre Aere an ⁷⁶⁾, welche gleichzeitig die species immaterialis mit im Kreise herumführt und so die an sich trägen Planeten ebenfalls im Kreise herum treibt. Um diese wunderbare Wirkung begreiflich zu machen, erinnert ⁷⁷⁾ er an einen Stabmagneten, der in der Mitte beider Pole eine Magnetnadel nicht anzieht, sondern nur richtet, und wenn er um seine Mitte gedreht wird, auch die Nadel in Rotation versetzt. So könne man sich etwa die Sonne als kreisförmigen Magneten vorstellen, dessen magnetische Fasern der Ekliptik parallel sind und die Planeten in dieser in Rotation versetzen, ohne sie anzuweichen.

Eine wie wunderliche Vorstellung sich Kepler von dieser Kraft macht, beweist ⁷⁸⁾ er durch die Erklärung der von Tycho entdeckten Variation in der Bewegung des Mondes, wonach dieser sich in der Conjunction und Opposition mit der Sonne, schneller als in den Quadraturen bewegt. Er leitet diese ausdrücklich nicht ab aus einer Anziehung der Sonne auf den Mond, „den wir vielmehr der Erde frei überlassen“, sondern daraus, daß die Kraft, welche den Mond um die Erde rotiren läßt, ursprünglich von der Sonne auf die Erde übergegangen und daher in der Linie am stärksten sei, in welcher sie eben von der Sonne auf die Erde überging.

Ehen wir von diesen Wunderlichkeiten ab, so beruht der wesentliche Fehler Kepler's in der Meinung, es bedürfe zur Erklärung einer fortwährenden Bewegung immer einer neuen Kraft, da durch die angeborene Trägheit der Masse in jedem Momente die ethische Geschwindigkeit auch wieder vernichtet werde. Er glaubte daher ein *primum movens* nöthig zu haben, welches durch lebendige Thätigkeit das Planetensystem vor dem Tode bewahre, und fand diese in der Rotation der Sonne, welche gewissermaßen in einem immateriellen Wirbel die trägen Massen der Planeten mit sich herumriss.

Daß er dann das Gesetz von der Gleichheit der in gleichen Zeiten überstrichenen Sektoren benutzte, um die Abnahme der Kraft selbst zu ermitteln, hing mit diesem Fehler nahe zusammen; denn bekanntlich fliehet das zweite Kepler'sche Gesetz bei jeder Centraalkraft halt, selbst wenn diese mit der Entfernung zunehmen sollte.

8. 10. Die rotatorische Kraft, welche wir bisher betrachteten, würde eine gleichförmige, kreisförmige Bewegung der Planeten um die Sonne als Mittelpunkt unterhalten; die Bahnen sind aber keine mit der Sonne concentrische Kreise und die Entfernung der Planeten von der Sonne nimmt bald zu, bald ab. Es bedarf einer neuen Kraft, um diese Schwankung (libratio) zu erklären.

Er nimmt nun zunächst die ältere Hypothese an ⁷⁹⁾, daß sich die Planeten in einem excentrischen Kreise um die Sonne mit gleichförmiger Geschwindigkeit bewegen. So müßte man denn dem Planeten einen Versland

75) Demals (1609) war klein, wie bekannt, noch nicht entdeckt. 76) l. c. c. 34. p. 307. 77) l. c. c. 37. p. 312. 78) l. c. c. 39. p. 315 seq.

(mens) zuschreiben, welcher nicht allein jederzeit seine Entfernung von der Sonne, etwa nach deren scheinbarem Durchmesser, beobachtet, sondern auch diese auf den eingebildeten Mittelpunkt der Bahn bezöge, und dem Abstände von der Sonne seine Geschwindigkeit nach dem Gesetz des excentrischen Kreises berechnete, auch zugleich ein Geschätz hätte, um sich zu vergegenwärtigen, an welchem Punkte seiner Bahn er sich befände: denn der Planet befindet sich zweimal in derselben Entfernung von der Sonne, in der einen nähert, in der anderen aber entfernt er sich von ihr.

Nun würde zwar Kepler gegen einen Versuch und ein Bewußtsein des Planeten Nichts einzuwenden haben; denn seine Phantasie erzeugt noch viel wunderbarere Bilder: spricht er doch ausdrücklich *) von „Augen“ der Planeten, durch welche sie auf die sublanarische Welt herabsehen und die animalischen Fähigkeiten der irdischen Körper bestimmen — aber es erscheint ihm das Gesetz der Ab- und Zunahme der Entfernung, welches sich immer auf jenen gedachten Mittelpunkt bezieht, unnatürlich, da eben jener Mittelpunkt des excentrischen Kreises nicht direct wahrgenommen werden kann; und das Gedächtniß der Planeten, wie viel sie von ihrer Bahn schon durchlaufen haben, und wie groß der Mittelpunktswinkel ihres jeweiligen Radius mit der Apfidenlinie sei, scheint ihm eine unpassende Annahme⁸³⁾. Diese und ähnliche, willkürlich begründete Bedenken führen ihn dann endlich zu dem Sage⁸⁴⁾: „Ich leugne nicht, daß man ein Centrum und um dies einen Kreis denken könne, aber das behaupte ich: Wenn der Mittelpunkt nur in der Einbildung besteht, und in seinen äußeren Zeichen, so kann um diesen der Lauf des Mobile in einem vollkommenen Kreise realiter nicht geordnet sein.“

Und so ist es ihm denn sehr erwünscht, daß die Beobachtungen eben auch keine excentrische kreisförmige Bahn zulassen, sondern eine ovale Curve geben, deren wahre Form er aus solchen theoretischen Gesichtspunkten, wie sie eben entwickelt sind, an der Hand der Beobachtungen zu untersuchen beginnt. Nach langem Suchen und der Kritik aller falschen Annahmen, die er selbst im Verlaufe seiner Arbeiten gemacht hatte, findet er endlich als wahres Gesetz die Ellipse und bemerkt⁸⁵⁾ sich nun, diese aus natürlichen Gründen zu erklären.

Die Kraft, welche die Entfernung des Planeten von der Sonne regelt, ist ihm eine magnetische: Jeder Planet hat zwei Pole, deren einer nach der Sonne strebt, während der andere flieht. Die Verbindungslinie beider Pole, die magnetische Ase, steht in den Apfiden senkrecht auf dem Radiusvector. Während der Bewegung des Planeten in seiner Bahn bleibt sie sich absolut parallel, oder ist nur secundären Schwanungen unterworfen, welche die Perzeption der Äquinoccien, das Vorrücken der Apfidenlinie u. s. w. bebingen.

79) l. c. c. 39. p. 319. 80) Gerade gegen dies Bedächtniß würde man von neuem Einwandpunkt aus an sich wenig einzuwenden haben; denn die Trägheit der Materie ist im Grunde das, was Kepler in seiner Synthese ihr Bedächtniß nennen würde. 81) l. c. c. 39. p. 316. 82) l. c. c. 57. p. 386 neq.

In den Apfiden wird der eine Pol so stark angezogen, wie der andere abgestoßen wird, und es tritt daher keine Aenderung der Entfernung ein; in allen anderen Lagen aber ist der eine Pol der Sonne näher als der andere, und es tritt Ausgleichung oder Abstoßung ein. — Man bemerkt, wie unrichtig diese ganze Vorstellung ist, da bei der unendlichen Entfernung der Sonne keine Aenderung der Entfernung, sondern eine Drehung der Ase um ihren Mittelpunkt eintreten muß. So beruht denn auch auf ganz falschen Principien die Deduction, durch welche Kepler nachweisen will, daß die Größe (fortitudo) des Hintertreibens des Planeten zur Sonne an jeder Stelle dem Sinus der wahren Anomalie⁸⁶⁾ gleich ist. Er folgert dann weiter, daß der gesammte Effect in der Veränderung der Entfernung durch die Summe aller dieser einzelnen Antriebe dargestellt werden muß, und gibt als Integral des Sinus richtig den Sinus verus der wahren Anomalie an⁸⁷⁾, vertauscht aber nach einigen seltsamen, rechtfertigenden Bemerkungen die wahre Anomalie mit der excentrischen.

Die Schwanung wird also in ihrer vollendeten Größe durch den Sinus verus der excentrischen Anomalie dargestellt. Dies ist aber das Gesetz der elliptischen Bewegung⁸⁸⁾, und es ist diese damit auf natürliche Weise erklärt⁸⁹⁾.

Es tritt jedoch eine neue Schwierigkeit auf, wenn es sich um die Bestimmung der Aenlage in den Planeten, z. B. der Erde, handelt. Es fallen nämlich das Äquidum und Perigäum in die Nähe der Solstitien, während sie mit den Äquinoccien zusammenfallen müßten, wenn die Rotationsaxe der Erde zugleich jene magnetische sein sollte, weil diese nur in den Äquinoccien senkrecht auf dem Radius vector steht. Es gibt aber keine andere Linie in der Erde, welche bei der täglichen Drehung an ihrem Orte bliebe, und es kann daher jene magnetische Ase keine materielle sein. So muß denn doch ein Geist (mens) daran, „der mit seiner animalischen oder natürlichen Fähigkeit dafür sorgt, die Ase der Äugel in ihrer Lage, parallel mit sich, zu erhalten, damit sie von der Kraft der Sonne in gehöriger Weise getrieben und hin und her versetzt wird“⁹⁰⁾. Ein solcher Ästralgeist aber kann die excentrische Anomalie nicht wahrnehmen; denn diese ist eine rein eingebildete Größe, ein Winkel an einem Punkte, der unsichtbar und ohne Materie ist. So wären wir denn nicht weiter als vorhin. Fragen wir uns aber, welche Größen der Verstand

83) Anomalia consequata. 84) l. c. p. 390: „Da nun dieser Sinus das Maß der Größe jener Abweichung ist, so wird die Summe der Sinus beinahe der Summe der Stärken oder der Antriebe durch alle gleichen Theile der Bahn sein, deren gesammter Effect die ganze vollführte Schwanung ist.“ 85) Es ist nämlich für die planetarische Bewegung bekanntlich, wenn x die excentrische Anomalie bezeichnet:

$$r = a(1 - e \cos x).$$

Wetsehen wir unter der Schwanung den Ueberschuß von r über die Perihelionhöhe $\pi = a(1 - e)$, so finden wir

$$r - \pi = a e (1 - \cos x) = a e \cdot \sin verus x$$

q. e. d. 86) l. c. p. 391. 87) l. c. p. 392.

des Planeten möglicher Weise wahrnehmen könne, so finden wir erstens den scheinbaren Durchmesser der Sonne und zweitens die Größe der wahren Anomalie; denn diese setzt nur den Planeten selbst, die Sonne, und die Kenntniss einer bestimmten Richtung (Apollidenlinie) voraus, die durch einen Fixstern etwa bezeichnet sein kann, und auf der die magnetische Aere immer senkrecht erhalten wird.

Nun trifft es sich aber, daß zufolge der elliptischen Bahn die Schwankung in dem reciproken Werthe des Radius vector, welcher dem scheinbaren Durchmesser der Sonne proportional ist, zu dem Sinus verlus der wahren Anomalie in einem constanten Verhältnisse steht⁸⁸⁾ — und so fällt sich Alles mit einem Male auf:

Die Bewegung eines Planeten hängt von dem scheinbaren Sonnendurchmesser und der wahren Anomalie ab. Er entsteht und nähert sich der Sonne so, daß das Verhältniß des Sinus verlus der wahren Anomalie zu der Schwankung des scheinbaren Durchmessers der Sonne constant bleibt.

So würde man das Gesetz in das moderne mechanische Gewand kleiden, während Keppler sich einer bildreichen, lebendigen Sprache bedient, ohne jedoch mit seiner „anima“ des Planeten etwas wesentlich Anderes zu meinen, als was wir „Kraft“ nennen. Doch scheint es gut, Keppler's Vorstellungen in authentischer Weise vorzuführen⁸⁹⁾:

„Man darf vielleicht sagen, daß dem Planeten ein Sinn für das Licht der Fixsterne und der Sonne verliehen ist, durch welcher beider Strahlungen Zusammenstreffen am Mittelpunkt des planetarischen Körpers er den Winkel der wahren Anomalie schätzt.“ Daneben ist er auch im Stande, den scheinbaren Sonnendurchmesser zu schätzen.

„Eine Schwierigkeit ist dabei zu überwinden: Warum nicht dieser Winkel selbst das Maß für die planetarische Arbeit ist, welche darin besteht, den Durchmesser der Sonne durch Annäherung zu vergrößern, — sondern anstatt des Winkels sein Sinus verlus. Und durch welche Mittel der Planet den Sinus der wahren Anomalie schätzt; ob nach Menschen Weise geometrisch rechnend?“

Doch erklärt unser Autor ausdrücklich⁹⁰⁾, daß er diese Annahme einer eigentlichen Planetenferse nur „unter der Bedingung“ mache, daß die Schwankung, von welcher

die Beobachtungen Zeugniß ablegen, nicht von einer den planetarischen Körpern innewohnenden Kraft herbeigeführt werden kann, und es durchaus nöthig ist, zu einem „Verstande seine Zuflucht zu nehmen“, und beweist so, wie wenig er zu diesen ihm so oft vorgeworfenen phantastischen Vorstellungen hängt.

Ich komme am Schlusse dieser eingehenden Darstellung von Keppler's „physischen Ursachen“ der Planetenbewegung nicht wieder auf diese Vorwürfe zurück, da ich sie bereits gelegentlich zurückgewiesen habe. Aber selbst, wenn seine Ideen oft verworren und phantastisch waren, so hat er doch das große Verdienst, zuerst nach natürlichen Ursachen der Himmelsbewegungen gesucht zu haben, während die Wissenschaft bis auf ihn nur formale Gründe kannte, um derenwillen die Bewegungen der Planeten so sein sollten, wie man sie sah. Keppler hat mit dem Scholasticismus vollkommen gebrochen, so wenig er sich auch auf einen Kampf mit ihm einläßt. Nicht in der „substantiellen Form“ sucht er den Grund der Dinge, sondern in den realen Verhältnissen realer Wesen, die er allerdings in phantastischer Weise zugleich als besetzt anzusehen liebt.

Die natürliche Erklärung der Erscheinungen ist bei Keppler nicht nur ein Anhängsel an seinen Arbeiten über deren formale Erkenntniß, vielmehr ein nothwendiges Glied seiner Methode. Man meint häufig, daß Keppler durch ein unerträgliches Probiren in der Zusammenstellung der auf das Planetensystem bezüglichen Zahlen endlich, wie zufällig, seine verblühten Gehege gefunden habe. Studirt man aber seine Schriften, so findet man: Keppler probirte nicht auf Gerathewohl, er experimentirte mit den Zahlen nach Hypothesen über den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen. Das ist die wahre Methode der Induction, und Keppler's Ergebnisse widersprechen nicht, wie man so häufig behauptend aussprechen hört, den Regeln der induciven Methode⁹¹⁾.

Die geringe Ausbildung der Mechanik ließ jene Bemühungen fruchtlos bleiben und ein Vorgänger Newton's kann er nicht weiter genannt werden, als daß er, wie sein glücklicher Nachfolger, die planetarischen Bewegungen aus Ursachen zu begründen suchte.

§. 11. Keppler's Schriften hatten in der gelehrten Welt einen geringen Erfolg. Der ungeheure Wust, in dem das wirklich Brauchbare versteckt war, und die unglaublich anstößige, schwerfällige Darstellung schreckte die Meisten von der Lectüre seiner Werke ab. So fanden denn auch seine Vorstellungen über die treibenden Kräfte des Himmels zunächst keine Verbreitung; sie wurden verdrängt durch ein kosmisches System, welches seiner ganzen Natur nach die Zeitgenossen an sich fesseln mußte und viele Jahrzehnte lang das herrschende blieb: Ich meine Descartes' Kosmologie, die, so abenteuerlich und willkürlich sie in vielen Theilen auch sein mag, dennoch die Beachtung des Historikers vor allen Dingen

88) Bekanntlich ist die Gleichung der Ellipse:

$$r = \frac{a(1 - e^2)}{1 + e \cos \varphi}$$

wenn φ die wahre Anomalie bezeichnet. Die Schwankung des scheinbaren Sonnendurchmessers ist $\left(\frac{1}{r} - \frac{1}{a}\right)$ proportional, und,

da $a = a(1 - e^2)$, so hat man:

$$\frac{a(1 - e^2)}{e} \left(\frac{1}{r} - \frac{1}{a}\right) = 1 - \cos \varphi = \sin \varphi \sin \frac{\varphi}{2}$$

q. o. d. 89) l. c. p. 395. Ich bemerke noch, daß Keppler die Abweichung der Planeten in der Breite, d. h. die Abweichung der Planetenbahn (in cap. 63. p. 415) ebenfalls durch die Wirkung der Sonne auf einen Planeten begründet hat, welche jedoch mit der ersten nicht identisch sein kann. 90) l. c. p. 396.

91) Vergl. Schewewitz, Gesch. d. ind. Wiss. T. I. p. 418 u. Uebref.

dadurch verdient, daß sie sich in unerhörter Weise von allen Ueberlieferungen losragt und eine ganz neue Epoche beginnt. Aus den reinen Principien der Vernunft⁹²⁾ und wenigen Voraussetzungen will Descartes die ganze Welt erklären „und noch viel mehr, als wir in dieser sichtbaren Welt sehen, und weitest mehr, als unser Verstand jemals ausdenken könnte“⁹³⁾; ja so befriedigt ist er von seiner Erklärung der Natur, daß er „es für eine Beleidigung Gottes hält, wenn diese von ihm erfundenen Ursachen falsch wären; denn dann hätte uns Gott so unvollkommen geschaffen, daß wir selbst den rechten Gebrauche unserer Vernunft lernen können“⁹⁴⁾. In der That gehörte ein solches Bewußtsein der eigenen Insolubilität dazu, um von der irdisch formal-begrifflichen, theils phantastischen Weltanschauung seiner Zeit zu einer durchaus mechanischen, oder, wie wir noch genauer sagen mögen, phoronomischen zu gelangen. Denn von Kräften, welche die Welt treiben, ist hier ebenso wenig die Rede, als von den besonderen Qualitäten der Dinge oder gar von einem Plane oder Zwecke der Natur. Nur Bewegungen — in ihrem Grunde freilich vollkommen unerklärt —, sind der Einen Materie verliehen, die ohne alle spezifischen Eigenschaften nur das wesentliche Attribut der Ausdehnung besitz, das sich in der Erfindung als absolute Undurchdringlichkeit äußert. Wie die Quantität der Bewegung in alle Ewigkeit in der Welt dieselbe bleibt, nur in ihrer Form und ihrer Vertheilung auf die Materie sich ändert, so ist auch alle Materie der Welt wesentlich identisch und nur in der, durch die Bewegung verursachten, Form der kleinsten Theile verschieden. Sie erfüllt den ganzen Raum ohne jedes Intervall — denn ein leerer Raum ist eine Absurdität — und pflanzt jede Bewegung durch unmittelbare Berührung, durch Stöße fort, deren Geschwindigkeit jener continuirlichen Raumverfüllung wegen eine unendlich große sein muß.

Nur Einmal glaubt Descartes die Hilfe eines bewegenden Grundes nicht entbehren zu können; denn er läßt Gott im Anfang die gesamte Materie in möglichst gleiche Theile von mittlerer Größe zertheilen und ihr um gewisse Mittelpunkte rotatorische Bewegungen mittheilen, nicht anders als Demokrit und unsere heutigen Physiker zur ursprünglichen Differenzirung des homogenen Weltstoffes den Zufall zu Hilfe nehmen. Von da an erfolgt alles Weitere mit mechanischer Nothwendigkeit:

Jene ersten Theile der Materie müßten sich zunächst bei der Bewegung zu runden, kugelförmigen Striden abheften von unmittelbarer Kleinheit, die jetzt den Himmelsraum erfüllen, die „*materia subtilis*“ (Materie der zweiten Form); der dabei abfallende Staub (die Materie der ersten Form oder erste Materie), ohne bestimmte Form oder bei der geringsten Bewegung seine Form ändernd, erfüllt alle Zwischenräume und muß sich daher,

um bei der Bewegung jener Kugeln alle Räume ausfüllen, mit einer ungeheuren Geschwindigkeit bewegen.

Durch die Abheftung verkleinert, nehmen die gerundeten Theile nicht mehr den ganzen Raum ein, den zuerst die um eine Ase in Bewegung gesetzte Materie eines Wirbels (*vortex*, *tourbillon*) erfüllt, sondern entfernen sich vom Mittelpunkte, indem sie so viel als möglich in der Tangente ihrer Bahn sich zu entfernen streben⁹⁵⁾. Der innere Raum wird dann von der ersten Materie erfüllt, welche durch ihre Beweglichkeit das Abnehmen eines leuchtenden Mittelpunktes (der Sonne) hervorruft.

Es bildet sich weiter aus dem zusammengeballten Staube noch eine dritte Form der Materie (*Particulae striatae*, *parties cannelées*), welche mit Jaden und Eden versehen, sich mit anderer Materie ihrer Art leicht vereinigt und so die irdischen Körper bildet, welche sehr porös und von den Materialien der anderen Formen vollkommen durchdrungen sind.

Sammelt sich solche dritte Materie (vermöge desselben Vorganges, der beim Kochen die Unreinlichkeiten des Wassers an die Oberfläche treibt) auf der Mitte des centralen Kernes an, so kann durch diese hindurch die lichtbringende erste Materie sich nicht, wie sie es sonst überall thut, nach Außen mit der nöthigen Kraft entfernen; es entstehen also dunkle Flecken (Sonnenflecken), welche, wenn sie an Masse und Zusammenhang zunehmen, die centrifugale Verdrängung der ersten Materie vollständig hemmen. Dann aber wird dieser Wirbel, der sich bis dahin durch die centrifugale Zähigkeit seiner Theile gegen die anderen erhalten hatte, gewissermaßen träge, er wird von einem benachbarten thätigen Wirbel ergriffen und in ihn hineingezogen. So entstehen die Planeten, die nun ihre selbständige Rotation, etwa in Begleitung eines Trabanten, neben der Bewegung, welche der neue Wirbel ihnen ertheilt, fortsetzen. Ihre Bahn um die Sonne wird im Allgemeinen nicht kreisrund, sondern oval sein, wie dies der Form des Wirbels entspricht. Denn, da sich ein Wirbel mit einer großen Anzahl anderer Wirbel unmittelbar berührt, gegen die er sich durch die in seiner Expulsion ausströmende erste Materie schützt, so wird er sich diesen accommodiren und daher eine unregelmäßige Form annehmen müssen, die eine streng circulaire Bewegung nicht zulassen kann.

Dies hind die Drem, mit deren Hilfe Descartes, ohne eine eigentliche Kraft außer der von Anfang an in die Materie gelegten Bewegung anzunehmen, den Planetenlauf erklären zu können meint. Die unbekannte Gestalt und Lage der Wirbel gegen einander liefert ihm zur ungefähren Erklärung jeder Abweichung von der genau kreisrunden Bahn und gleichförmigen Geschwindigkeit der Planeten ein bequemes Material; zu einer wohl-

92) *Principia Philosophiae* III, 1. Dies Werk (pari 1644 erschienen, dann mehrfach gedruckt: *Oeuvres* des Descartes, Ausg. von Goussier III. Bd.) enthält die Metaphysik, Kosmologie und Physik im Zusammenhang und ist im Folgenden besonders benutzt worden.
93) *Princ.* III, 4. 94) *Princ.* III, 43.

95) *Cum dico, globulos secundi elementis recedere conari a centrâ circa quae vernantur, non putandum est idecirco me illic aliquam cogitationem asserere, ex qua procedat iste conatus; sed tantum ipso hoc esse dico et ad motum incitari, ut revera sint eo verum iuri, si a nulla alia causa impediatur. (*Princ.* III, 56.)*

lichen Erklärung⁹⁶) aber auch nur eines der allgemeinen Gesetze des Planetenlaufes, wie sie Kepler kurz zuvor entdeckte, hat diese Theorie, so viel wir wissen, selbst dann nicht geführt, als diese großen Gesetze bekannt geworden waren, als sie zur Zeit, als diese Kosmologie aufgestellt wurde, allerdings noch waren; und sie konnte dazu nicht führen, weil sie eine Menge von mechanischen Unklarheiten und Widersprüchen enthielt, die sich Descartes' Anhänger vergeblich wegzuschaffen bemühten. Die schnelle Bewegung der ersten Materie B. wird höchst seltsam damit erklärt, daß jedes ihrer Partikeln so außerordentlich klein sei, und das Product aus Masse und Geschwindigkeit (das Maß der Bewegung) für alle Massenthelle dasselbe sein müsse — ein Raisonnement, auf das gestützt man behaupten könnte, daß, wenn ein sich bewegendes Körper in zwei Hälften zertheilt, sich dann jede Hälfte mit der doppelten Geschwindigkeit bewegen müsse, als vorher. Anstatt die Konstanz des Maßes der Bewegung in der ganzen Welt festzuhalten, wird diese als jedem Massenthellen gewissermaßen immanent angesehen.

Die Vorstellungen über die Uebertragung der Kraft von einem Theilchen auf ein benachbartes sind durchaus confus, bald soll sie nach Art sich reibend oder stoßend Körper vor sich gehen, bald aber wird die verdichtete Bewegung benachbarter Theile zugelassen.

Die erste, immerfort von der Sonne nach der Peripherie des Sonnenwirbels ausstrahlende, dann in andere Wirbel übergehende und aus ihnen durch die Äre des ersten Wirbels wieder in ihn zurückführende Materie ist das eigentliche Lebensprincip dieser Welt. Sie ist es, die durch ihre Beweglichkeit die zweite Materie des Himmelsraumes immer in Bewegung erhält. Man hat aber den sehr richtigen Einwand gemacht⁹⁷), daß, „wenn die erste Materie den Theilen der zweiten durch ihre centrifugale Bewegung eine größere Kraft, sich vom Mittelpunkt zu entfernen, verleihen könnte, die erste Materie überhaupt eine größere centrifugale Kraft haben, dann aber die zweite Materie schließlich verdrängen und selbst den äußersten Platz an der Peripherie des Wirbels einnehmen müsse.“ Zur Rechtfertigung der Ansicht von Descartes gegen diesen Angriff mußte Papin Nichts weiter beibringen, als daß sich jene erste Materie so sammeln das Bestehen habe, und wie sich ein Deltröpfchen im Wasser abruudet, so den Kern des Wirbels bilde, durch ihre Wichtigkeit aber der Zerstreuung widerstehen könne.

§. 12. Als Newton 1687 seine so wesentlich verschiedenen Ideen von der Mechanik des Himmels aufstellte, stand die Hypothese der Cartesianer in unbeschränktem Ansehen, und er konnte nur dann hoffen, seiner Theorie Eingang zu verschaffen, wenn er zuvor das Unzureichende jener genügend dargelegt hatte. So

untersuchte er⁹⁸), welchen Bedingungen die Rotation eines Wirbels genügen müsse, wenn derselbe in einem permanenten Endzustand gelangt ist, in dem sich jedes Theilchen mit immer derselben Geschwindigkeit, periodisch zu denselben Punkten zurückkehrend, bewegt. Er behandelte dabei die Materie des Wirbels als eine Flüssigkeit, deren Schichten, wenn sie sich mit verschiedener Geschwindigkeit bewegen, einen ihrer Geschwindigkeitsverhältniß⁹⁹) proportionalen Reibungswiderstand gegen einander ausüben, und nimmt an, daß der Wirbel durch eine sich in ihm mit konstanter Geschwindigkeit drehende feste Kugel, an der die Flüssigkeit haftet, veranlaßt sei und erhalten werde. Er macht dann zunächst¹) darauf aufmerksam, daß diese durch Reibung entstehende Wirbelbewegung eines drehenden Kernes bedürfe, dessen Kraft durch die Schichten fortwährend nach Außen hin unendlich getragen wird und sich daher nicht ohne ein „actives Princip“ erhalten kann. Geleitet er schon mit dieser Bemerkung eigentlich den Grundlag der materialistischen Kosmologie an, welche seine selbständigen Kraftäußerungen kennt, so bemerkt er weiter²), daß ein permanenter Zustand, bei dem jedes Theilchen nahezu kreisförmige Bahnen beschreibe, gar nicht eintreten könne. Man müsse denn von jeder Centrifugalkraft abstrahiren oder eine Ursache annehmen, welche die einzelnen Theile in ihren Kreisen festhält, weil widrigenfalls sich die in der Ellipse des Wirbels befindlichen Partikeln vom Centrum entfernen und an der Grenze des Wirbels nach den Polen hinwandern, von wo sie in immerwährendem Kreifen zu der Ellipse zurückkehren. Durch eine solche Bewegung hatte Descartes das von der Sonne ausstrahlende Licht erklärt, wunderbarer Weise aber bei der Bewegung der zweiten Materie und der Himmelskörper davon ganz abgesehen.

Um nun zunächst auf denselben Boden mit den Cartesianern zu kommen, nimmt Newton die beiden vorstehenden Hypothesen an und setzt voraus, daß wirklich sich um die drehende Kugel concentrische Schalen bilden, welche um dieselbe Äre, natürlich mit abnehmender Geschwindigkeit bei zunehmender Größe, rotiren. Dann bestimmt er die Reibung, welche eine solche Kugelschale, deren Theile sämmtlich in derselben Periode einen vollen Umlauf machen, an der inneren und äußeren benachbarten Schale erleidet. Die eine würde ihre Bewegung beschleunigen, die andere verlangsamen. Soll aber ein permanenter Zustand eingetreten sein, sich also die Kugelschale mit konstanter Geschwindigkeit bewegen, so gibt dies eine Differentialgleichung, welche lehrt, daß die Umdrehungszeiten der concentrischen Schalen dem Quadrate ihrer Durchmesser proportional sein müssen³).

98) 9. Sect. Lib. II. der Phil. nat. princ. math. Newton's.

99) Im Falle einer unendlich kleinen Differenz hat man hierfür den Differentialquotienten der Geschwindigkeit nach dem Normale auf der betreffenden Schichtungsfläche zu nehmen.

1) Phil. nat. princ. lib. II. prop. 62. Corol. 3 und 4.

2) l. c. prop. 52. cas. 3. 3) Seine Schlußweise ist, prop. 52 ist folgender: Man drehe sich eine Kugelschale mit dem Radius r um der Dicke dr zunächst in Ringe zerlegt, indem man von dem Mittelpunkte aus eine Schaar Regell über dem Polardurchmesser als

96) Leibnitz hat seiner Angabe nach eine solche begeben, sie aber nie publicirt. Berol. Acta Erud. 1689. p. 96 nat 1706. p. 446. 97) Acta Erud. 1689. p. 187.

Schwimmt in der Wirbelmasse ein mit ihr gleich dichter Körper, so nimmt er vollkommen dieselbe Bewegung an⁵⁾; ist er dichter als die Flüssigkeit des Wirbels, so wird er sich allmähig von dem Mittelpunkt entfernen; ist er leichter, sich spiralförmig nach der Mitte zu bewegen.

Dem allen aber widerspricht die Bewegung der Planeten durchaus: denn es verhalten sich deren Umlaufzeiten um die Sonne nicht wie die Quadrate ihrer mittleren Entfernungen, wie es nach der Wirbeltheorie sein müßte, sondern wie die $\frac{3}{2}$ -ten Potenzen, und es „kann jenes Verhältniß auf letzteres nicht reducirt werden, wenn nicht entweder die Materie des Wirbels um so flüssiger ist, je mehr sie von dem Mittelpunkt absteht, oder der Widerstand, welcher durch die Reibung der Flüssigkeitstheilen entsteht, bei Vermehrung der relativen Geschwindigkeit in einem stärkeren Verhältnisse als diese wächst. Beides aber scheint der Vernunft wider. Denn die dichteren und weniger flüssigen Theile würden nach dem Umfange entweichen, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn auch hier zur Beweisführung die Hypothese von der Proportionalität der Reibung und Geschwindigkeit aufgestellt wurde, doch der Reibungswiderstand in einem kleineren Verhältnisse wächst, als die Geschwindigkeit; dann aber würden die Umlaufzeiten der einzelnen Wirbeltheile in noch stärkerem Verhältnisse, als in dem quadratischen der Entfernungen zunehmen. Wenn“ aber, wie Einige meinen, die Wirbel nach der Mitte zu schneller bewegt werden, dann langsamer bis zu einer gewissen Grenze, dann wieder schneller bis zum Umfange, so kann

eben kein bestimmtes Verhältniß, weder das in der 2ten, noch in der $\frac{3}{2}$ -ten Potenz, erhalten werden. Es mögen daher die Naturforscher zusehen, wie sie das Phänomen der $\frac{3}{2}$ -ten Potenzen mit ihren Wirbeln erklären können⁶⁾.

Widerspricht so die Descartes'sche Theorie dem dritten Kepler'schen Gesetze, so verräth sie sich ebenso wenig mit dem zweiten; denn sie muß, um überhaupt die elliptische Bewegung erklären zu können, annehmen, daß die Wirbelströmungen, welche die Planeten herumfließen, selbst elliptische Form haben. Dann aber muß die z. B. zwischen der Mars- und Venusbahn eingeschlossene Materie sich an der Stelle, wo beide Bahnen einander etwa $1\frac{1}{2}$ mal so nahe kommen als an einer anderen, auch mit $1\frac{1}{2}$ mal so großer Geschwindigkeit bewegen. Denn je enger der Raum ist, durch den dieselbe Materie in einem Umlaufe hindurchgehen muß, um so schneller muß sie sich bewegen. Es müßte sich also die Erde in jenem Räume am schnellsten bewegen — was jedoch nicht geschieht. Und, so schließt Newton seine siegreiche Kritik: „daher streitet die Wirbelhypothese vollkommen mit den astronomischen Erscheinungen und führt nicht sowohl zur Erklärung, sondern vielmehr zur Verwirrung aller Bewegungen am Himmel“⁷⁾.

§. 13. Was nun die Schwere der irdischen Körper betrifft, so glaubte Descartes dieselbe so erklären zu können⁸⁾: Um die Erde und durch die Poren der irdischen, aus der dritten Materie bestehenden Körper hindurch bewegt sich die zweite, den gesammten Himmelsraum ausfüllende Materie mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit, welche ihr eine sehr bedeutende Centrifugalkraft verleiht. Es werden daher diejenigen Körper, welche ein größeres Quantum zweiter Materie in ihren Poren enthalten, mit einer bedeutend größeren Kraft sich von der Erde zu entfernen streben, als solche, welche weniger sener beweglichen Materie enthalten; es verdrängen daher jene die letzteren; nicht das Herabsinken ist der wesentliche Ausdruck dieses Phänomens, sondern vielmehr das centrifugale Aufstreben, das freilich immer ein gleichzeitiges Herabsinken einer anderen Masse voraussetzt.

Daß die Schwere überall radial nach dem Mittelpunkte der Erde hin gerichtet ist, sucht Descartes⁹⁾ dadurch zu erklären, daß die Theile des zweiten Elementes zwar nach allen Seiten hin, wie die Theile einer Flüssigkeit, einen Druck ausüben, der jedoch nur gegen die Materie dritter Art, wie sie die irdischen Körper zusammensetzt, eine Bewegung hervorrufen kann, und daher senkrecht gegen sie wirken muß, wie der Druck einer Flüssigkeit auf ihre Wände. Daß diese Druckverhältnisse in einer ruhenden Flüssigkeit nicht die einer bewegten sind, deren Druckkräfte eben aus jener Bewegung entspringen, leuchtet ein, und so hat denn namentlich der Umstand, daß die Rotationsmittelpunkte der verschiedenen

Kre konstruirt, deren Seiten mit der Kre Winkel φ wachsen, die je um $d\varphi$ zunehmen. Man betrachte den zwischen φ und $(\varphi + d\varphi)$ eingeschlossenen Ring. Endlich zerlege man diese Ringe in rechtwinklige Volumenelemente, indem man durch die Kre eine Schaar von Ebenen legt, deren Winkel φ respective um $d\varphi$ zunehmen; wir lassen das Element ins Auge, dem der Winkel φ entspricht: Seine innere Oberfläche ist $r^2 \sin \varphi d\varphi$, das $d\varphi$ $r \sin \varphi$ seinen Abhang von der Drehungsaxe gibt. In dieser Fläche stoßen zwei gew. Kugelschalen zusammen, deren Winkelgeschwindigkeiten w und $(w + \frac{dw}{dr} dr)$ sind, deren absolute Geschwindigkeitendifferenz daher

$r \sin \varphi \frac{dw}{dr} dr$. Dividirt man diese durch das Differential dr der Normale auf dieser Fläche, so erhält man $r \sin \varphi \frac{dw}{dr}$ als Größe der Reibung, welche, in einer Fläche $r^2 \sin \varphi d\varphi$ wirkt, die beschleunigende Reibung $r^2 \sin^3 \varphi d\varphi \frac{dw}{dr}$ liefert.

Bei der äußeren Grenzfläche desselben Elementes wirkt in entgegengesetzter Richtung eine verdrängende Reibung, welche man aus jener erhält, wenn man r um dr wachsen läßt. Diese beiden Kräfte aber müssen, wenn ein permanenter Zustand eintreten soll, sich das Gleichgewicht halten, und es muß daher $r^2 \frac{dw}{dr}$ eine nach r constante Größe sein, d. h. es ist $\frac{dw}{dr} = \frac{w}{r}$ und daher w dem r^2 umgekehrt proportional. Die Umlaufzeiten verhalten sich daher direct wie die Quadrate der Radien, die Winkelgeschwindigkeiten wie $\frac{1}{r^3}$. Das ist Newton's Raisonnement in's Moderne übersezt.

4) Prop. 53.

5) Scholium zu prop. 42.

7) *De curvis, Princip. phil. IV, 20 seq.*

6) Scholium zu prop. 43.

8) l. c. IV, 27.

Theile eines Wirbels, wie ihn Descartes beschrieb, nicht
 mit dem Mittelpunkte der Erde zusammenfallen, vielmehr
 die: Polare ihre geometrische Dte ist, und daher die
 Schwerkraft an jedem Orte nach dem Mittelpunkte des
 betreffenden Breitenkreises, nicht aber nach der Mitte der
 Erde, gerichtet sein mußte, den Anhängern dieser Theorie,
 Jacob u. Daniel Bernoulli¹⁾, Huggenh, Leib-
 niz u. A., emphyliche Bedenken verurthat. Wie Papin²⁾
 diesen Umstand damit beseitigen zu können meint, daß
 sich die, die Schwere veranlassende Materie mit einer
 ungeheuren Geschwindigkeit bewegt, gegen welche die Um-
 drehungsgeschwindigkeit der Erde vernachlässigt werden
 kann, ist unverständlich.

Neben dem Unzureichenden der Erklärung ist noch die durchgehende Confusion in den mechanischen Begriffen zu beklagen; so soll „das zweite Element mehr Kraft haben, als ein gleiche Quantität des dritten Elementes,“ um zu erklären, daß die irdischen Körper nicht in den Wirbel hineingezogen werden. Dazu wäre aber eine besondere Qualität letzterer nöthig, da- sie sonst durch den fortwährenden Contact doch schließlich jene Bewegung erhalten würden. Die Masse der irdischen Körper soll ferner ¹¹⁾ nicht jedesmal ihrem Gewichte proportional sein; vielmehr ist z. B. in den Flüssigkeiten eine gewisse innere Bewegung vorhanden, welche positiv zu ihrer Erleichterung beiträgt. Wie aber ein solcher innerer Vorgang im Grunde sein soll, einen centrifugalen Effect hervorzubringen, bleibt ganz unbestimmt.

Diese zahlreichen mechanischen Absurditäten in Descartes' Erklärung der Gravitation veranlaßten Huyghens¹⁾ sie in einigen wichtigen Punkten zu modificiren: Er stützt sich dabei auf ein Experiment, welches er angestellt hatte. Der Apparat bestand in einem rotirenden Wassergefäße, in dem sich Siegelackbündchen befanden, die bei der Rotation sich an die äußere Wand des Gefäßes anlegten. Sobald man die Rotation des Gefäßes plötzlich aufhieß, wobei aber die Rotation des Wassers noch fortwirkte, bewegten sich jene Stäbe Siegelack in Spiralen nach der Äre zu. Er schließt hieraus ganz richtig, daß ein Körper, welcher in einer Flüssigkeit schwimmt, ohne an ihrer Rotationsbewegung vollkommen Theil nehmen zu können, nach der Mitte des Kreises getrieben wird.

Die feine Materie, die alle irdischen Körper durchdringt, kann nun keineswegs um die Aere der Erde rotiren, denn dann müßte einseifeln, wie schon bemerkt, die Schwere nach dem Mittelpunkte des begüßigten Breitenkreises gerichtet sein; andererseits würde ihre Rotation alle Körper der Erde nothwendig in ihre Wirbelbewegung hineingieBen — so bemerkt Huxleys, indem er hier jene Unklarheit des Descartes vermeidet, wonach der feinen Materie an sich eine größere Lebendigkeit zukommen soll. Vielmehr nimmt er an, daß sich die ur-

spärlich) ganz regellosen Bewegungen der feinen Materie endlich in lauter circularer Bewegungen umgesetzt haben, die in der allerweichlichsten Richtung und Lage durch einander gehen, aber alle um den Mittelpunkt der Erde kreifen; wobei er zur Erleichterung auf die verschiedenen Strömungen aufmerkam macht, welche sich in erwidertem Wasser durch einander bewegen. Diese verschiedenen Wirbel haben nur den Mittelpunkt, und ihre Theile damit das Bestreben gemein, sich centrifugal zu entfernen. Treffen sie nun einen Körper der dritten Materie, so kann derselbe, seiner größeren Masse wegen, jedem partiellen Antriebe nicht folgen, vielmehr wird dabei einer den anderen ausheben; wohl aber bewirkt die Summe der centrifugalen, gleichgerichteten Kräfte, daß er sich senkrecht gegen die Erdoberfläche zu bewegt.

Alle Körper sind so porös, daß sie von der feinen Materie fortwährend durchspült werden; ihre Masse, d. h. die in ihnen enthaltene Materie dritter Art ist ihrem Gewichte proportional, wie sowohl aus der Theorie als aus der Erfahrung hervorgeht.

Auf eine von seinem Standpunkte aus vollkommene Weise bestimmte Hügelform die Geschwängeltste, mit der die Materie um den Erdbörper streifen müßte, um die Centrifugalkraft zu ergeben, welche zur Hervorbringung der Gravitation nöthig ist. Er schloß so: Die löstliche Masse zu eines Körpers ist ebenso groß, als die Masse der seinen Materie, welcher er eben ihrer Centrifugalkraft wegen den Platz räumen muß. Die Kraft, die ihn treibt, ist gleich der, welche jene seine Materie in die Höhe heben mag. Es ist daher (wenn ich mich hier überall der modernern Form der Erde bediene) die

Schwerkraft mg der Zentrifugalkraft $m \frac{4\pi^2 r}{T^2}$ gleich, welche bei der Bewegung der feinen Materie in einem Kreise mit dem Radius r und der Umlaufgeschwindigkeit T entsteht. Da diese aber um die Erde kreist, so ist r der Halbmesser der Erde, und aus

$$T = 2\pi\sqrt{\frac{r}{g}}$$

wird die Umlaufzeit $T = 1^h 24^m,5$ nach Huyghens gefunden. Diese angeheure Geschwindigkeit von etwa $1\frac{1}{2}\%$ Welle in der Sekunde erklärt es genügend, wie die Impulse der Schwerkraft so schnell auf einander folgen können, daß die von Galilei abgeleiteten Fallgesetze ihre theoretische Richtigkeit haben.

Das ist die Theorie der Gravitation, wie sie durch ihre Aufnahme in das verbreitetste Lehrbuch jener Zeit, den *Traité de physique* (1641—1682) von Robault zur allgemeinen Kenntniß kam.

§. 14. Die Descartes'sche Schule hat es, wie §. 11 schon bemerkt, nicht zu einer Erklärung der Kepler'schen Gesetze gebracht. Nachdem aber die Astronomen die Wahrheit und Bedeutung dieser Gesetze allgemein anerkannt hatten, erhob sich immer dringender die Frage, was der Grund dieser wunderbaren Regeln sei, und man wandte sich ähnlichen Ideen, wie den Kepler'schen, zu.

9) Acta Erud. 1686. Febr. p. 92. 10) 'Genda' 1689.
April p. 136. Vergl. auch Zeitschr., ebenda 1690, p. 229.
11) Prime. IV, 25 und die Zeitschr. von Schlegels, Op. reliqua.
Tom. I. p. 107. 12) De gratuita causa, jure 1691 in
Feyden erschienen, abgedruckt in Op. reliqua. Tom. I. p. 97.
a. Guelph. II, 8. S. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807

wonach eine nach Art der magnetischen in die Ferne wirkende Kraft die Abänderung der Entfernung von der Sonne verursachen sollte. Nur ließ man jetzt, nachdem man das noch von Descartes nicht ganz klar erkannte Trägheitsgesetz in volles Licht gesetzt hatte, jene Kraft Kepler's fallen, welche die Rotationsbewegung im Ganzen erhalten sollte. Eine durch das Fernrohr vermittelte genauere Befannthschaft mit den Planeten und der Sonne beseitigte die alte Ansicht von einer besonderen himmlischen oder göttlichen Natur der Gestirne, und es konnte einem gemüthlichen Kopfe kaum der Gedanke einfallen, ob nicht etwa die Centralkraft, welche z. B. den Mond in seiner Bahn erhält, mit der Schwerkraft, welche die Steine zur Erde fallen macht, identisch sei; schon von den Alten war ja gelegentlich Aehnliches geäußert worden (§. 1).

So hat es denn kein Interesse, die Literatur aus der Mitte des 17. Jahrhunderts nach einzelnen hingeworfenen Äußerungen dieser Art ¹³⁾ zu durchsuchen; denn ein Verdienst haben allein die, welche das Gesetz dieser Kraft ernsthaft zu untersuchen begannen.

In dieser Beziehung ist nun vor allen Robert Hooke ¹⁴⁾ zu nennen, der bereits 1666 der Royal Society einen Bericht über eine Reihe von Experimenten vorlegte, um zu bestimmen, ob die Körper bei verschiedenen Entfernungen von dem Mittelpunkt der Erde eine Veränderung in ihrem Gewichte erleiden und dem vortheilhaften Gedanken hatte, die Kraft der Schwere durch Pendeluhren zu messen, die er in verschiedenen Höhen aufstellte ¹⁵⁾.

Im J. 1674 erschien eine Schrift von Hooke, in der er mit großer Klarheit auseinandersetzte, daß bei der allen Körpern eigenthümlichen Trägheit eine Centralkraft genüge, um eine der Erfahrung entsprechende Bahn der Planeten zu erhalten; und daß diese von der Sonne zu den Planeten, wie unter diesen selbst wirkende Centralkraft mit der Schwere identisch sei. Das Gesetz der Abnahme dieser Kraft mit der Entfernung aber aufzufinden, „damit kann er sich selbst nicht befaßen, weil er viele andere Sachen unter den Händen hat, die er zu vollenden wünscht.“

Im J. 1679 schlug Newton der R. Society einen directen Versuch vor, die Bewegung der Erde aus der östlichen Abweichung fallender Körper zu beweisen. Hooke wurde, nachdem er die Newton'sche Bemerkung dahin verbessert hatte, daß die Abweichung auf allen Theilen der nördlichen Halbkugel der Erde in südlicher Richtung stattfinden, mit diesem Versuche beauftragt und soll ihn noch in demselben Jahre ange stellt haben ¹⁶⁾.

Newton hatte, indem er die Richtigkeit der Verbesserung anerkannte, irrig behauptet, daß der Gang des fallenden Körpers spiralförmig sein würde; Hooke aber zeigte in einer der Societät vorgelesenen Abhandlung, daß der Fall eines Körpers in einer Ellipse geschehen würde; wenn die Schwerkraft mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt.

§. 15. Es erhellt aus dem Materiale, welches Brewster mittheilt, nicht, auf welche Weise Hooke zu dieser Annahme über das Gesetz der Schwerkraft gelangte, ob durch Analogien mit dem Gesetze der Abnahme des Lichtes und der Wärme mit der Entfernung, oder durch das dritte Kepler'sche Gesetz ¹⁷⁾. Jedenfalls aber kann ihm die Selbständigkeit in dieser Hinsicht nicht abgeprochen werden; wenn auch Newton selbst verkübert, im J. 1666 bereits dieselbe Idee gefaßt zu haben ¹⁸⁾. Denn er hatte damals diese Untersuchungen fallen lassen und vor seinen Freunden verheimlicht, weil sie ihm in der Mondbewegung nicht stichhaltig schienen.

Newton's Berechnung war folgende: Die Bewegung des Mondes P (Fig. 1) in einem Kreise um die Erde S kann man in zwei Componenten zerlegen, die tangentielle PK und radiale KQ. Erstere ist die Folge der Trägheit des Körpers, letztere bewirkt in einem kleinen Zeittheilchen, z. B. einer Minute, eine centripetale Verschiebung, welche bis auf Glieder höherer Ordnung mit ihrer Projection PT auf SP zusammenfällt; es ist aber bekanntlich:



Fig. 1.

einen so großen Apparat, daß wir sehr bezweifeln möchten, ob sie damals gelungen seien.

17) Die Ableitung aus diesem, wie sie später Newton unter Voraussetzung einer kreisförmigen Bewegung gab (Princip. I. L. prop. 4), ist sehr einfach: Schon Oughton hat gezeigt, daß die Centrifugalkraft bei der Bewegung in einem Kreise mit dem Radius r , und in der Geschwindigkeit v proportional ist $\frac{v^2}{r}$ oder $\frac{v}{T^2}$, wenn T die Umlaufzeit bedeutet. Da nun nach dem dritten Kepler'schen Gesetze T^2 und r^3 proportional sind, so ist die Centrifugalkraft $\frac{1}{r^2}$, der also, wenn die Bahn erhalten bleiben soll, eine gleiche Centripetalkraft entgegengesetzt sein muß.

18) Wenn Herr, Newton's Leben p. 120: Im J. 1666, als sich Newton vor der Welt zum Cambridge nach seinem Conservatore zurückgezogen hatte, soll ihm der Fall eines Stein's von einem Baume, unter dem er meditierend saß, den ersten Anlaß zu Betrachtungen über die allgemeine Gravitation gegeben haben. Man zeigte nach der vorigen Denkart im Garten von Woolsthorpe den alten Apfelbaum, der durch diese Anekdote eine solche Berühmtheit erlangt hatte (s. l. c. p. 321). Der Baum trägt, nach welcher Zuverlässigkeit in einem Briefe ein Gedankenaussatz hervorgebracht werden, nicht dieser Fällung wol Gläubigen danken können und sich diese verhängte Anekdote nicht rauben lassen um der zweiten gedachten Beobachtung willen, als ob dadurch die Originalität und Freiheit der Production Newton's leiden würde. — Doch kann immerhin die Anekdote auch entstanden sein durch die Abfertigung, die Newton einem Schöckher, der ihm jüngstlich fragte, wie er eigentlich zu so großen Entdeckungen gelangt sei, gegeben haben mag: „Es ist mir einmal ein Apfel auf die Nase gefallen.“

13) Bei Boullaud, Boerli u. A. 14) Wenn Herr, Newton's Leben, übers. von Guldberg, S. 116 etc. Ich bedauere, daß gänzlichem Mangel an der einschlagenden Literatur in der Sache Hooke contra Newton, mich veranlaßt auf das citirte Werk beschränken zu müssen, in dem leider zu wenig Quellenmaterial mitgetheilt ist, als daß man darnach sich ein naturphilosophisches Urtheil bilden könnte. 15) Ein Gedanke, der sich bald darauf (1672) durch Richer's Entdeckung des verschiedenen Ganges der Pendeluhren in Paris und Capensis glänzend bestätigte. 16) Diese Volkversuche erfordern

$$PT = \frac{PQ^3}{2 \cdot PS^3},$$

wo man die Sehne PQ auch mit ihrem Bogen vertauschen kann. Wird nun die Umlaufzeit des Mondes in Minuten ausgedrückt und der Halbmesser seiner Bahn r als Vielfaches des Erddurchmessers, so ist $PQ = \frac{2\pi r}{T}$

und daher:

$$PT = 2\pi^3 \frac{r^3}{T^3}$$

der Hohlraum des Mondes in einer Minute; denken wir uns nun einen Körper aus dieser Entfernung r auf die Erdoberfläche gebracht, so wird der Hohlraum in einer Minute aus vorstehendem erhalten werden müssen durch Multiplikation mit r^3 , und er wäre somit:

$$2\pi^3 \frac{r^3}{T^3};$$

der Hohlraum in einer Secunde also:

$$\frac{2\pi^3 r^3}{60^3 T^3}.$$

Nun setzt Newton $T = 27^d 7^h 43^m = 97663''$ und $r = 60^{19}$, so daß:

$$2\pi^3 \frac{60}{97663^3} = \frac{1}{1306800}$$

den Hohlraum in einer Secunde, in Theilen des Erddurchmessers ausdrückt. Um nun diese Zahl mit der Erfahrung zu vergleichen, ist es notwendig, den Erddurchmesser in Fuß zu kennen. Merkwürdiger Weise benutzte Newton hierzu nicht die vortreffliche Gradmessung, die 1615 Snellius in Holland anführte und die ihm den Grad zu 330444 pariser Fuß (um etwa 12000 Fuß zu klein) gegeben hatte, sondern die bei den englischen Seefahrern gebräuchliche Schätzung von 60 Meilen, d. h. 297261 Fuß auf den Grad (um 33000 Fuß zu klein), die den Erddurchmesser zu 17030000 Fuß ergibt. Die Fallhöhe in der Secunde wäre daher:

$$\frac{17030000}{1306800} = 13 \text{ Fuß},$$

während sie das Experiment zu $15\frac{1}{16}$ Fuß ergibt. An diesen 2 Fuß aber schaltete seine ganze Theorie. Zwar versuchte er verschiedene Hypothesen zu bilden zur Erklärung dieser Abweichung, aber sie konnten ihn nicht befriedigen. Er gab seine Theorie wol nicht auf, wie er denn bei den oben erwähnten Verhandlungen der Royal Society 1679 auch seinerseits den Satz bewies, daß ein nach dem umgekehrten Quadrate der Entfernung angezogener Körper sich in einer Ellipse bewegen muß; aber sie hatte zunächst noch keine reale Bedeutung.

Da erstur Newton im Juni 1682, als er zufällig in einer Sitzung der Society anwesend war, die Resultate der 1669 von Picard bei Paris ausgeführten,

vortrefflichen Gradmessung, wonach der Grad 342360 Fuß (also nur 36 Fuß zu klein) und der Erddurchmesser 19615000 Fuß maß. Er bemerkte sofort, daß durch diese Vergrößerung des Zählers in obiger Formel der Quotient der Wahrheit näher gebracht wurde, nahm Abschrift und eilte nach Hause. Dort hatte er nur die Division

$$\frac{19615000}{1306800} = 15,01$$

zu machen, aber er konnte sie vor freudiger Aufregung nicht zu Ende bringen; die Feder fiel ihm aus der Hand: ein zufällig eintretender Freund führte die Rechnung zu Ende. Es war ein Erdgerede, was hier gefunden, als was einst das räthselhafte absonne hervorgerufen. Es war ein ähnlicher Moment als der, in dem Kepler sein drittes Gesetz gefunden, und die selben Worte schrieb: „Der Wurf ist gefallen; ich schreibe das Buch. Was liegt daran, ob man es jetzt oder erst später liest? Es kann auf seinen Leser warten: hat doch Gott sechs tausend Jahre auf den gewartet, der einen Einblick in seine Werke thun sollte.“¹⁹⁾ Der Schlüssel war gefunden zu den Geheimnissen der himmlischen Bewegungen; das Gesetz war gefunden, das die so wunderbar verschlingenen, unregelmäßigen Bahnen der Planeten in volle Harmonie verwandeln sollte.

Doch war mit der Entdeckung dieses Gesetzes die Arbeit nicht vollendet; denn es galt nun, dasselbe nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen nachzuweisen, nicht nur die mittleren Bahnen der Planeten, wie sie durch Kepler's Gesetze bestimmt werden, sondern auch die Abweichungen in aller ihrer Mannichfaltigkeit, die Störungen der Bahnen, unter das Gesetz zu fassen. Geling es nicht, so war es für den Fortschritt der Wissenschaft ohne wesentlichen Nutzen.

Aber es gelang dem tiefen und scharfen Geiste Newton's in der kurzen Zeit von vier Jahren, alle die ungeheueren Schwierigkeiten zu bezwingen, die ihm die unendliche Complication dieser Störungen verursachte. Am 28. April 1686 war das Manuscript der Principia philosophiae naturalis mathematica²⁰⁾ vollendet und erschien im folgenden Jahre im Druck. Es ließe sich nach Athen tragen, wenn ich zum Ruhme dieses unsterblichen Werkes ein Wort verlieren wollte.

§. 16. Doch es stellen sich unserer Bewunderung Hindernisse entgegen; denn von verschiedenen Seiten her werden Ansprüche auf Priorität erhoben. Newton hatte Unglück: Unterher fanden seine Leistungen in der Optik, Chronologie) ererbte Gegner, oder man suchte ihm die Priorität streitig zu machen (Methode der Fluxionen, Gravitation). War Newton schon von Natur misanthropisch,

¹⁹⁾ Harm. Müll. Op. ed. Friedl. T. V. p. 269. ²¹⁾ Ich weiß nicht, ob es schon bemerkt worden ist: mir scheint der Titel dieses Werkes ähnlich dem der Descartes'schen Principia philosophiae (s. Anm. 92) nachgebildet; gleichsam aus zu zeigen, wie solche Principia beschaffen sein sollten. Denn nicht selten werden Newton entlehnte Könige und jawellen Unbilligkeit gegen Descartes.

¹⁹⁾ Siehe Princ. lib. III. prop. 4 die numerischen Angaben und die Rechnung.

und eigenkühnig, so wurde er im Streite heftig und ungerecht. Man weiß, wie wenig edel er selbst in der Frage nach der Erfindung der Differentialrechnung behandelte, und ebenso wenig stellte er sich gegen Hooke so, wie er es hätte thun sollen. Letzterer hatte, wie nach Obigem begreiflich, mündlich geäußert, er habe jene Entdeckung des Gravitationsgesetzes gemacht und Newton die ersten Winke dazu gegeben. Er verlangte nur in der Vorrede in dieser Beziehung genannt zu werden. Aber Newton war nicht gewillt, nur ein Theilhaber seines Ruhmes aufzugeben, er antwortete sehr heftig und vergaß sich so weit, auszusprechen, Hooke verdanke die Kenntniß dieses Gesetzes vielmehr einem seiner Briefe²¹⁾, endlich, nachdem sich Freunde ins Mittel gelegt, gedachte er seiner nur in einem matten Scholium²²⁾, was er noch dadurch abschwächte, daß er Christoph Wren und Halley gleichzeitig als Entdecker nannte, obgleich diese in seiner Weise darauf Ansprüche gemacht hatten. Das war gewiß unbillig, aber es ist erklärlich: Hooke hatte das Gesetz weder streng erwiesen, noch in ähnlicher Weise durchgeführt, als Newton; in der Durchführung aber lag der wahre wissenschaftliche Werth. Indessen, die große Welt urtheilt nur nach dem, was sie versteht. Das allgemeine Gravitationsgesetz mochte ihr als eine gewaltige Entdeckung erscheinen; in die Tiefen mathematischer Entwicklung aber vermochte sie nicht zu folgen. Darum war Newton auf seine Originalität so eifersüchtig; er wollte auch Vater des Kindes heißen, daß er mit seinem Briefe genährt hatte. Und das Eine ist gewiss: An der Entdeckung des Gesetzes war gar mancher seiner Zeitgenossen nahe genug — aber die Principia schreiben konnte nur Newton.

Aber selbst im Grabe ließ man ihm keine Ruhe:

§. 17. Am 15. Juli 1867 überraschte Chasles, der berühmte Verfasser des *Aperçu historique*, die gelehrte Welt mit der Nachricht²³⁾, daß Pascal, den man in der Geschichte der Gravitation bisher keine Stelle eingeräumt hatte, lange vor Newton, und zwar spätestens im J. 1652, in der irdischen Schwere die Kraft erkannt habe, welche den Rausch des Mondes um die Erde und der Planeten um die Sonne bedinge. Er legte eine Anzahl eigenhändiger Briefe Pascal's vor, in denen dieser das Gesetz dieser Kraft klar so ausdrückte, daß sie proportional den Massen und umgekehrt proportional dem Quadrate der Entfernung wies; daraus die Kepler'schen Gesetze folgerte ganz in der Weise, wie es Newton gethan; in dem dritten dieser Gesetze das Mittel erkannte, die Masse derjenigen Planeten zu berechnen, welche von

Trabanten umgeben sind; auf diese Weise die Massen von Sonne, Erde, Jupiter, Saturn²⁴⁾ überraschend richtig bestimmte und schließlich behauptete, daß diese Kraft zur Erklärung aller Planetenbewegungen vollkommen genüge.

Die Quelle, aus der Chasles schöpfte, war eine umfangreiche Sammlung von einzelnen Zetteln, auf denen von Pascal's Hand die betreffenden Bemerkungen bald mehr, bald minder zusammenhängend und ausführlich ausgeschrieben waren. Darunter enthielt die umfangreiche, im Besitze Chasles' befindliche, Sammlung von Manuscripten aus dem 17. Jahrhundert eine reiche Menge von Briefen, welche zeigten, daß Pascal seine Entdeckungen vielen andern Gelehrten, zunächst 1652 an Boyle, mitgetheilt hatte.

Dem allgemeinen Erschauen über diese merkwürdige historische Entdeckung gaben in der nächsten Sitzung der Akademie vom 22. Juli zunächst Duhamel und Favé (p. 121) Ausdruck, indem sie bemerkten, daß die Behauptungen Pascal's eine Reihe mechanischer und mathematischer Theoreme voraussetzen, welche erst von Hugenius und Newton datiren, und es kaum glaublich sei, daß solche epochemachende Entdeckungen so lange unbekannt geblieben; und Favé erinnerte, daß erst nach Picard's Gradmessung (1669) das Quadrat der Entfernung constant worden konnte.

Darauf antwortete Chasles (p. 125) mit der Behauptung einer neuen Reihe von Papieren, welche das Erschauen noch vermehren. In ihnen gab Pascal den Satz, daß die Centrifugalkraft dem Quotienten $v^2:r$ proportional sei²⁵⁾, und leitete daraus ganz wie oben Ann. 17 das Gesetz der Schwere ab. Ferner fand sich in ihnen die Bemerkung, daß die Körper unter dem Äquator $\frac{1}{299}$ ihrer Schwere verlieren²⁶⁾ und demgemäß der Durchmesser an den Polen sich zu dem im Äquator wie 229:230 verhalten müsse²⁷⁾.

Aber das Ueberraschendste sollte noch kommen: Am 29. Juli theilte Chasles aus seinem Schatze (p. 185) Briefe mit, welche Newton 1654 als eilfjähriger Schüler zu Graunthan von Pascal erhielt, an den er sich durch die Uebersendung wissenschaftlicher Abhandlungen empfohlen hatte. Pascal beglückwünschte den Knaben über seine Leistungen, ermahnte ihn, auf der Bahn des Ruhmes fortzuschreiten, bittet ihn um seinen Rath in einigen Fragen und der Mechanik und schloß ihm seine, die Gravitation behandelnden Manuscripte zu.

So wäre denn Newton nicht nur ein frecher Plagiator, sondern es fiel auch der Schatten des schwärzesten Undankes auf den Verfasser der Principia, der niemals seines Lehrers und väterlichen Freundes gedacht hatte.

21) Ich entlehne dies, wie alle auf Persönlichkeiten bezügliche Mittheilungen in §. 15 und §. 16, dem „*Acta Newtoniana*“ von Brewster.

22) Schol. zu prop. 4 im I. Buche. Nachdem er dort aus dem 3. Kepler'schen Gesetze das Quadrat der Umlaufzeit abgeleitet hat, fügt er bei, daß dies der Fall bei den Planetenwägern sei, „ut aeorum collegentur etiam notratos Vrennae, Hookius et Hallesius.“ 23) *Comptes rendus de l'Acad. d. sciences. Paris* 1867. t. 65. Juli — Der. p. 89. Alle folgenden Citate ohne nähere Angaben beziehen sich auf diesen Band.

24) Bekanntlich wurde der erste (jetzt letzte) Saturnitabant 1656 von Hugenius entdeckt.

25) Dieser Satz wurde im J. 1673 von Hugenius bekannt gemacht (*Horol. oscillat.*) und ist eine seiner bedeutendsten Entdeckungen. 26) Diese Abnahme der Schwere unter dem Äquator wurde bekanntlich erst 1672 von Richer in Cayenne entdeckt. 27) Diese Zahl stimmt genau mit der Newton's (Princ. lib. III. prop. 19) überein und man hätte diese Berechnung der Abplattung immer für eine der schönsten Leistungen des letzten gehalten.

Es war unglaublich! Nie hatte man selbst von entfernten Beziehungen Pascal's zu Newton gehört, und nun erfuhr man, daß letzterer bereits seit seinem eilften Jahre im engsten Verkehr mit dem französischen Gelehrten gestanden habe. Man konnte es nicht glauben, und doch sprachen Documente.

Die Sache sollte inofficiell eine andere Wendung bekommen: In derselben Sitzung trat (p. 202) der Herausgeber der *Pensées* von Pascal, Haugère, mit der Versicherung auf, daß er nach einer Einsicht jener Papiere zu der festen Ueberzeugung gelangt sei, daß sie nicht von Pascal geschrieben seien ²⁰⁾. Und der Biograph Newton's, Brewster, erklärte (p. 261) die Briefe direct für eine Fälschung. Vor 1661 habe Newton keinerlei Kenntnisse in der Mathematik besessen und als elishaftiger Knabe keine gelehrten Abhandlungen geschrieben, sondern sich in einer für sein Alter passenden Weise mit dem Bau kleiner Windmühlen; Sonnenuhren u. s. w. beschäftigt. Zugleich zeigte er, daß die Briefe theilweise falsche Adressen haben, und fügte hinzu, daß er bei dem sorgfältigsten Studium der Papiere Newton's nie eine Andeutung von einer Beziehung zu Pascal gefunden hätte.

Auf alle diese Angriffe hatte Chasles seine andere Antwort, als daß er (p. 243) einen Haufen von Briefen verantwortlich, welche sich aus den Correspondenzen der verschiedensten Männer in seiner Sammlung befänden, so Briefe des Schwiegers Pascal's, Jacqueline, welche an Newton Manuscripte ihres Bruders schickte, Briefe Newton's, in denen er von seinen Beziehungen zu Pascal spricht, Briefe von Desmaizeaur ²¹⁾, in denen er Newton um die Ueberlassung Pascal'scher Manuscripte bittet u. s. w. ²¹⁾.

Endlich trat, um über die Echtheit dieser samosen Schriftstücke zu entscheiden, eine Commission von Mitgliedern der Akademie mit Haugère zusammen. Das Resultat der Prüfung war für Haugère (p. 340) dies: Kein Buch habe jenes Zeitalter und Briefe, die sich in Chasles' Besitze befanden, ist von Pascal geschrieben; Alles ist gefälscht. Der Fälscher hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Handschrift nachzuahmen; seine größte Schwierigkeit war offenbar, vergilbtes Papier in großen Massen aufzutreiben. — Die anderen Mitglieder der Commission schwiegen.

Nach allem diesem wies Chasles (p. 331) theils aus seinen Papieren, theils aus gedruckten Schriften nach, daß Pascal in der That viele Manuscripte ungedruckt hinterlassen haben müsse. Er meinte, es sei un-

möglich, neben den Hunderten von Zeilen und Briefen Pascal's noch drei umfangreiche Abhandlungen zu verfassen und dann, um den Betrug zu bedecken, noch mehrere Hundert anderer Briefe zu fabriciren.

Haugère antwortete darauf (p. 344), daß man es hier mit einer an Kühnheit und Großartigkeit beispiellosen Fälschung zu thun habe, die einem weiten Complot gleiche; denn es sei allgemeine Kunst angenommen, alle Theile des Werkes mit einander zu verbinden ²²⁾.

Ich übergebe die zahlreichen Schamügel zwischen Chasles und Haugère ²³⁾, in denen letzterer formidabel auf historische Unmöglichkeiten aufmerksam macht, die Unmöglichkeit der Schriftsätze behauptet und auf ihre officielle Untersuchung dringt. Chasles nimmt ihm gegenüber eine gebrückte Stellung ein, weil er sich entschieden weigert, die Quelle anzugeben, aus der seine Sammlung kamme. Der Streit wird schließlich so heftig, daß Haugère (p. 620) den Chasles verläumt einen *Wahnsüchtigen* nennt, den man der Justiz überliefern müsse. Aus daß der entsetzte Ursprung der Documente in dem Cabinet von Desmaizeaur zu suchen sei, vertritt schließlich der bedrängte Besizer (p. 621 ²⁴⁾), der nicht aushält, trotzdem aus Brewster die Handschrift Newton's für gefälscht erklärt (p. 537), zahllose Briefe aus seiner unerschöpflichen Sammlung zu veröffentlichen, welche die Priorität für Pascal in Anspruch nehmen und Newton als schamhäßlichen Plagiator erscheinen lassen.

Es ist ein höchst anfassendes Factum, daß alle diese Briefe nie eine mathematische Begründung der in ihnen ausgesprochenen Sätze enthalten, oder den Weg dazu andeuten; in keinem einzigen ist nur eine mathematische Formel angegeben; sie haben einen ganz anderen Charakter, als alle anderen gelehrten Briefe dieser Zeit, in der die Correspondenz der Gelehrten ein wissenschaftliches Heil ihrer wissenschaftlichen Publicität war. Sie bleiben sämmtlich ganz an der Oberfläche und geben die Resultate der Untersuchungen so weit, als sie einen distantiellen gebildeten, wissbegierigen Mann etwa interessieren können. So konnte die Briefe recht wohl ein Literat fabriciren, der mit den wissenschaftlichen Fortschritten der Astronomie seiner Zeit aus populären Schriften bekannt war.

Von einer anderen und sehr interessanten Seite griff (p. 571) der Engländer Grant die Echtheit der *Pensées*

20) Gleichzeitig machte Winard darauf aufmerksam, daß der Stil der Briefe ein durchaus moderner und anglicanischer sei. Er hielt die Fabrication der Manuscripte für die edelmüthige That eines Engländer, der den zahlreichen französischen Revolutionären anglicanischer Ansichten gegenüber, die französischen Gelehrten in einem erleuchteten Haile überliefen mochte. 21) Ein Emigrant, der 1740 in England nach, Literat, eifriger Sammler und Händler von Handschriften. 22) Sogar Montaigne und Racine treten auf; ersterer mit Aeussern an Newton's Erdähnlichkeit in seinen Untersuchungen, letzterer direct mit der Behauptung (p. 270), „que le chevalier Newton devoit tout savoir à Pascal.“ Es geht doch Nichts über historische Unmöglichkeit! 23) In der That liegt die Zahl der Zeilen und Briefe auf mehrere Tausende; die Sammlung enthält Briefe von Pascal an Newton, Boyle, Hobbes, Hooke, Wallis, Huygens, Descartes, an Jean Perrier, Jacqueline Pascal, an Mesme, Diderot, D'Alembert, die Königin Christine, Nicole, Simon, Arnand, Desmaistre de Sars, Labrousse u. s. w. u. s. w. nur unzählige andere Briefe der verschiedensten Personen, deren Register allein mehrere Spalten füllen würde (s. p. 376 und 620). 24) S. p. 570, 437, 455, 617, 643.

25) Es bedarf wohl kaum der Erörterung, daß der Verfasser dieses Aufsatzes, trotz der ununterbrochenen Beirathung Chasles', die Art und Weise angiebt, wie er zu seinem Größtheile gelangte, der festen Ueberzeugung ist, daß der berühmte Geometer in der That, für ihn so unangenehm gewordenen Angelegenheit durchaus keine Rolle gespielt hat! Nur hat ihn die Begeisterung für die nationale glorie blind für andere jugendliche Reiz gemacht.

sehen Schriften an: Er machte darauf aufmerksam, daß die sämtlichen numerischen Angaben, die Durchmesser der Planeten, die Massen von Erde, Jupiter und Saturn, die Dichtigkeiten und Intensitäten der Schwerkraft auf diesen u. s. w., wie sie sich in den von Chasles herausgegebenen Documenten finden, ganz genau mit denen in der dritten Ausgabe von Newton's Principia (1726) übereinstimmen, welche ihr Verfasser mit Hülfe von Beobachtungen Cassini's, Bradley's, Pound's u. A., die erst lange nach Pascal's Tode angestellt sind, berechnet hatte; daß Pascal aus den zu seinen bekannten Beobachtungen ganz andere Zahlen hätte gewinnen müssen, wie denn Newton 1687 andere Zahlen als 1726 angab.

34) An Zufall zu denken, ist hier unmöglich; es mußte also, um die Echtheit der Schriftstücke zu retten, das äußerste Mittel angewandt werden, und Chasles wendet es an: „C'est donc évidemment Newton qui, après s'être levé en 1687 des nombres de Pascal, qu'il connoissais, y est revenu en 1727“ (s. p. 541). So war denn Newton nicht nur ein schamloser Plagiatör, sondern auch ein infamer Betrüger. Es bleibt ihm Nichts als Schande übrig.

Und weiter bemerkt Chasles (p. 585): Newton habe 1687 aus Furcht, von den Freunden Pascal's als Plagiatör ausgerufen zu werden, absichtlich falsche Zahlen angegeben. Pascal aber habe bereits in seinem 18. Jahre 1641 diese Zahlen gefunden, gestützt auf unedirte Schriften Kepller's und Beobachtungen Galilei's. Es werden Briefe des letzteren mitgeteilt, von denen der erste aus dem Jahre 1641 schon die Angabe enthält, die Schwere müsse, wie das dritte Kepller'sche Gesetz beweise, nach dem umgekehrten Quadrate der Entfernung wirken, und es müsse sich zufolge einer solchen Kraft ein Planet in einer Ellipse bewegen. Dann spricht Galilei 1641 von einem Saturnstrabanten (?), dessen Umlaufzeit er bestimmt habe 9⁹).

Doch hat Chasles damit kein Glück: Kaum hat er sich auf diese aus Florenz von 1641 datierten Briefe berufen, so tritt der Italiener Gilbert Gori (p. 953) ihm entgegen und beweist: 1) daß Galilei niemals französische Briefe geschrieben, 2) seine Briefe aus Arcetri datiert habe, 3) daß er 1641 vollkommen blind war, 4) daß er die Umlaufzeiten der Jupitermonde nicht einmal annähernd kannte, 5) daß er von einem Saturnstrabanten Nichts wußte, 6) daß kein Zeugnis seines Verlebens mit Pascal vorhanden ist. Und Grant beweist (p. 784), daß Newton selbst 1687 als 1726 vollkommen richtig, nach den besten jeweiligen Beobachtungen gerechnet habe.

So werden noch von verschiedenen anderen Seiten der Zweifel erhoben. Der Ton, in dem der von Niemand verdächtigte und von Allen angegriffene Chasles antwortet, wird immer bitterer und ärgerlicher, sodas sich ein unbehelligter Akademiker, soß ein halbes Jahr nach der ersten Publication dieser ominösen Documente, am 28. Dec. (p. 1057) veranlaßt sieht, die Gelehrten zu

biten, daß sie nicht durch sorgfältige Scharwängel das Leben des betagten Greises untergraben, und Chasles aufzufordern; seine ganze Kraft an die vollständige Publication jener Documente zu setzen, über deren Werth und Echtheit dann die Welt urtheilen werde. Damit erreicht denn dieser Streit in der Hauptsache sein Ende. Ueber sein Resultat kann man nicht zweifelhaft sein, und ich bin durch die gegebene Darstellung des Kampfes jedem theilsigen Urtheile überhoben — auch hat man bisher Nichts von einer wirklich begonnenen Veröffentlichung der Sammlung gehört, die, wie wir im Interesse historischer Wahrheit wünschen, hoffentlich ganz unterbleiben wird.

Wo aber haben wir den Urheber dieser kolossalen Fälschung, die nur an der berühmtesten Sammlung von apokryphen Briefen der Marie Antoinette 2) ihres Gleichen hat, zu suchen, und welchen Motiven verbanst sie ihren Ursprung? Damit betreten wir ein Gebiet, aus dem nur die aller sorgfältigsten Nachforschungen der Papiere selbst zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit führen können. Brewster 3) hält jenen erwiderten Desmazureux, der von 1734—1740 ein eifriger Mitarbeiter des Dictionnaire général war, für den Fälscher, obgleich er in dieses Werk Nichts von allen seinen Fälschungen aufgenommen hat. Er hat vielmehr „seine gefälschten Manuscripte um 200 Pfund an den Chevalier Blondeau de Charnage verkauft, in der Hoffnung, daß sein Hausen von Lügen nie das Licht der Öffentlichkeit erblicken werde. Aber er hatte nicht die Frechheit, seine Infamie in dem Dictionnaire général zu verewigen und das Gedächtniß der bedeutendsten Männer öffentlich so zu beschmutzen.“ Wir lassen es dahin gestellt sein, wie weit diese Vermuthung gerechtfertigt ist, und schließen hiermit den Bericht über diesen, die wissenschaftliche Welt so lebhaft interessirenden Zwischenfall ab.

Es ist, soviel ich weiß, eine zusammenfassende Darstellung dieses ganzen Kampfes noch nicht gegeben worden, und ich sah mich daher veranlaßt, hier wenigstens die Hauptpunkte zu berühren; die zahlreichen Repliken und Duppliken aber habe ich unberücksichtigt lassen müssen und verweise in dieser Beziehung auf den 65. Band der Comptes rendus, von dem sie einen erheblichen Theil ausmachen.

§. 18. Nachdem wir die historische Entwicklung, welche und die großartigen Principia phil. nat. math. gebracht hat, geschildert und uns der wesentlichen und selbständigen Autorschaft Newton's versichert haben, treten wir an das Werk selbst heran. Wer nur je einen Blick in dies ungemein reichhaltige Buch, welches nicht nur die ganze theoretische und physische Astronomie, sondern auch große Theile der mathematischen Physik umfaßt, gethan hat, wird begreifen, daß hier ein einigermaßen vollständiger, selbst nur die Hauptfachen andeutender Aus-

37) S. Ebel in seiner Hist. Zeitschrift 1864. p. 164.
38) S. p. 717. 825 und einer mit unangenehmen Nummer bezüglichen Times aus dem October oder November 1867.

zug nicht gegeben werden kann. Nur einen Theil der fundamentalen Untersuchungen über die Gravitation denken wir dem Leser vorzuführen.

Die allgemeine Gravitation ist eine Centrakraft; d. h. eine solche, welche das Mobile nur nach dem anziehenden Centrum hin zu bewegen strebt; deren Intensität übrigens nicht allein von dem Centralabstande, sondern auch von der Lage des angezogenen Körpers im Raume abhängen mag. Es war daher notwendig, die Gesetze der Bewegungen zu studiren, welche durch Centrakräfte im Allgemeinen hervorgerufen werden, und so fand Newton, indem er das zweite Kepler'sche Gesetz aus seiner Theorie abzuleiten wünschte, das schöne Theorem *).

Wie auch immer die von einem Centrum ausgehende Kraft auf ein Mobile wirke, immer wird der von dessen Radius vector überstrichene Flächenraum der Zeit proportional sein.

Der Beweis dieses Satzes ist höchst einfach und elegant. Ist (Fig. 2) AB der Weg, den ein Mobile in einer unendlich kleinen Zeit beschreibt, so wird es in dem nächsten ebenso großen Zeittheile nach C gelangen. Wenn es aber in B von der von S ausgehenden Centrakraft ergriffen wird, welche es in der gleichen unendlich kleinen Zeit von B nach U versetzen würde, so gelangt es in Wahrheit von B nach C; ebenso wird es in dem gleichen Zeittheile nach D gelangen u. s. f. Man bemerkt aber, daß da über derselben Grundlinie stehenden Dreiecke

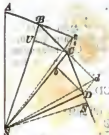


Fig. 2.

zwischen Parallelen SBQ und SBC gleichen Flächeninhalt haben, ebenso SCD und SCD u. s. w. Da aber SAB und SBC, ebenso wie SBC und SCD gleichen Flächeninhalt haben, so sind alle diese in gleichen Zeiten überstrichenen Flächenräume SAB, SBC, SCD einander gleich, q. e. d.

Die Wirkung einer betheiligten Centrakraft kann daher so gefaßt werden: Sie lenkt das Mobile von dem geradlinigen Wege ab, den es vermöge seiner Trägheit einschlagen würde, ohne dabei jedoch die Eigenschaft jener gleichförmigen Bewegung zu stören, daß die von dem Radius vector überstrichenen Flächen der Zeit proportional sind *).

39) Princ. I. L. prop. 1. 40) Dasselbe Gesetz läßt sich noch auf zwei andere Weisen fassen: Es sei A der in der Zeiteinheit überstrichene Flächenraum; dann ist $\frac{1}{2} \cdot B \cdot CD = A \cdot dt$; der Flächeninhalt kann aber, wenn SN das Perpendikel auf CD ist, durch $\frac{1}{2} \cdot CD \cdot SN$ dargestellt werden, und da $CD = v \cdot dt$, wenn v die Geschwindigkeit bezeichnet, so ist $A \cdot dt = \frac{1}{2} \cdot v \cdot SN \cdot dt$, also:

$$v = \frac{2A}{SN}$$

Die Umkehrung dieses Satzes ist leicht zu erweitern *), und es war somit aus demselben Satze, aus dem Kepler eine auf dem Radius vector senkrechte, die Planeten in Rotation versetzende Kraft erschließen wollte (s. S. 9), eine durchaus in der Richtung des Radius vector wirkende Kraft in aller Strenge abgeleitet. Das specielle Gesetz aber der Kraft, welches Kepler aus demselben Satze erhalten wollte, war hiermit nicht verschieden, vielmehr bedurfte es dazu des ersten Kepler'schen Gesetzes; es mußte aus der Trajectorie der Planeten hergeleitet werden.

Man bemerke zunächst, daß die Wirkung der Centrakraft in jenem unendlich kleinen (etwa dem zweiten) Zeittheile dt dargestellt wird durch BU; d. h. in anderen Zeilen (Fig. 3): Beschreibt ein Mobile, welches sich seiner Trägheit zufolge von P nach R hin bewegen würde, unter dem Einflusse einer von S ausgehenden Centrakraft die Curve PQ, so wird die Wirkung dieser Kraft während des unendlich kleinen Zeittheiles dt , in dem das Mobile von P nach Q gelangt, dargestellt durch die zu SP parallele Strecke QR. Wirft aber während der Zeit dt die Kraft K, so ist die Strecke, um die sie das Mobile in ihrer Richtung bewegt, $\frac{1}{2} K \cdot dt^2$; also ist, um die Centrakraft K zu finden, diese unendlich kleine Größe zweiter Ordnung KQ durch $\frac{1}{2} dt^2$ zu dividiren. Nun steht aber der Flächeninhalt des Dreiecks SPQ zu der verfloßenen Zeit dt in einem konstanten Verhältnisse, und es ist, wenn A den in der Zeiteinheit überstrichenen Flächenraum bezeichnet:

$$SPQ = A \cdot dt$$

Da nun $SPQ = \frac{1}{2} SP \cdot QT$, wo QT das Perpendikel auf SP, so wird die Centrakraft, welche jene Deviation hervorbringt, gemessen durch:

$$K = 8A^2 \cdot \frac{QR}{SP^3 \cdot QT^3}$$

b. h. die Geschwindigkeit in einem Punkte der Bahn ist dem Perpendikel auf die Tangente an denselben umgekehrt proportional (Princ. I. L. prop. 16). — Ferner sieht man, daß der Flächeninhalt CSD sich vom dem eines Vectors, der mit dem Radius SC um S beschreiben ist, nur um ein unendlich kleines zweiter Ordnung unterscheidet. Bezeichnet man die Winkelgeschwindigkeit mit ω , so ist $\frac{1}{2} \cdot \omega \cdot SC^2$ der Inhalt desselben, und daher:

$$\omega = \frac{2A}{SC^2}$$

b. h. die Winkelgeschwindigkeit des Radius vector ist seinem Quadrate umgekehrt proportional.

c. 41) Princ. I. L. prop. 2.



Fig. 3.

§. 19. Erst nachdem so in diesem wichtigen Satze *) eine genügende Erkenntnis der Kraftwirkung gewonnen ist, kann zu der Lösung der eigentlichen Aufgabe geschritten werden (Fig. 4), die aus dem Brennpunkte S wirkende Centralkraft zu finden, unter deren Einflusse ein Mobile eine Ellipse APB... beschreiben *).

Es seien $AC = a$, $BC = b$ die Axen, $p = \frac{b^2}{a}$ der Parameter der Ellipse; in P befinde sich in diesem Augenblicke das Mobile, das vermöge seiner Trägheit nach R zu gehen strebt, während es die in der Richtung PS wirkende Kraft nach Q führt und es also um QR von seiner Bahn ablenkt, wenn QR parallel SP gezogen wird. Hält man noch das Perpendikel QT auf SP, so hat man den Ausdruck

$$\frac{QR}{SP^2 \cdot QT^2}$$

wenn man Q mit P zusammenfallen läßt, durch endliche Größen, die Constanten der Ellipse und, wenn möglich, SP darzustellen.

Man ziehe CD parallel PR, so daß PCG und DCK zwei conjugirte Durchmesser sind. Hält man dann der Durchschnitt von SP mit CD, E, so ist $EP = a$, wie so erwiesen wird: Man ziehe von dem anderen



Fig. 4.

Brennpunkte S' parallel mit CE eine Gerade S'H, so wird $SE = EH$ und $EP = \frac{1}{2}(SP + HP)$. Nun sind die Winkel SPR und S'PZ, und daher die Winkel in dem Dreieck S'PH bei S' und H gleich, so daß $S'P = HP$, also: $EP = \frac{1}{2}(SP + S'P) = a$.

Es ist nun, wenn man Qv parallel CD an den anderen conjugirten Durchmesser CP führt, nach der Gleichung der Ellipse in Bezug auf zwei solche Durchmesser:

$$\frac{Gv \cdot vP}{Qv^2} = \left(\frac{PC}{a}\right)^2; \quad (1)$$

ferner, wenn x den Durchschnitt von Qv mit SP bezeichnet:

$$\frac{Px}{Pv} = \frac{PE}{PC},$$

oder, da $Px = QR$, $PE = a$:

$$Pv = \frac{1}{a} \cdot QR \cdot PC,$$

und durch Substitution in (1)

$$\frac{Gv \cdot QR \cdot PC}{a \cdot Qv^2} = \left(\frac{PC}{CD}\right)^2, \quad (2)$$

wo bereits das schließlich zu Null werdende Pv weggelassen ist. Ebenso ist Qv zu entfernen; dies geschieht, indem man bemerkt, daß, wenn das Perpendikel PF auf CK gefällt wird,

$$\frac{Qx}{QT} = \frac{EP}{PF}.$$

Da aber, wie leicht ersichtlich **), Qx und Qv nur um ein gegen ihre Größe unendlich Kleines differiren, so hat mau

$$Qv = a \frac{QT}{PF}.$$

Bemerkt man noch, daß PF die halbe Höhe eines in den Punkten PDGK der Ellipse umschriebenen Parallelogrammes ist, dessen Inhalt = $4PF \cdot CD$ bekanntlich für alle conjugirten Durchmesser derselbe bleibt, so hat man $4ab = 4PF \cdot CD$ und somit

$$Qv = \frac{1}{b} \cdot QT \cdot CD.$$

Die Substitution dieses Werthes in (2) gibt:

$$\frac{QR}{QT^2} = \frac{a}{b^2} \frac{PC}{Gv}.$$

Hier kann nun der Grenzübergang leicht ausgeführt werden, da Gv an der Grenze = $2PC$ und damit

$$\frac{QR}{QT^2} = \frac{1}{2p}$$

wird. Man findet also die Centralkraft proportional

$$\frac{QR}{SP^2 \cdot QT^2} = \frac{1}{2p} \frac{1}{SP^2},$$

d. h. umgekehrt proportional der Entfernung, und die Kraft ist (§. 8. 18):

$$K = \frac{4A^2}{p} \frac{1}{SP^3}.$$

Es läßt sich mutatis mutandis leicht der Beweis führen **), daß, wenn sich das Mobile in einer Hyperbel oder Parabel bewegt, eine gleiche Centralkraft vorausgesetzt werden muß. Daß unter der Wirkung einer nach

44) Princ. I. I. lemma 7. 46) Princ. I. I. prop. 12. 13. Die geringe Ulgang der Methode, welche Newton anwendet, um aus der Trajectorie das Gesetz der Kraft abzuleiten, hat zur Auffindung anderer Ableitungen der Kraft und der Bestimmungen der Bahn aus der Kraft geführt. Ich erwähne hier nur die schöne Methode von Robins (Grells's Journ. t. 31. p. 174).

42) Princ. I. I. prop. 6.

43) Princ. I. I. prop. 11.

dem umgekehrten Quadrate der Entfernung wirkenden Kraft die Kegelschnitte als Trajectorie möglich sind, ist hiermit erwiesen. Ob aber ein Kegelschnitt von dem Mobile beschrieben werden müsse, ist eine neue Frage, die Newton, so viel ich sehe, nicht ausdrücklich behandelt hat⁴⁶⁾.

§. 20. Um nun diese Lücke auszufüllen und die Umkehrung des im vorigen §. abgeleiteten Theorems zu beweisen, bedienen wir uns der in Deutschland wenig bekannten, aber höchst eleganten Methode Sir W. H. Hamilton's.

Sie beruht wesentlich auf der ebenfalls von Hamilton erfundenen Konstruktion des Hodographen, einer Curve, welche mit einer Trajectorie in der Beziehung steht, daß, während diese von einem Punkte P durchlaufen wird, sich der entsprechende Punkt P' in dem Hodographen so bewegt, daß die Radien des letzteren von einem bestimmten Punkte O aus die Geschwindigkeiten von P, die Tangenten an dem Hodographen die Richtungen der Kraft bezeichnen, welche P in seiner Trajectorie erhält, und die Geschwindigkeit, mit der sich P' bewegt die Größe der auf P wirkenden Kraft in jedem Momente darstellt.

Wir geben, um dies weiter zu erläutern, auf Fig. 2 zurück, indem wir, wie dort, das Zeitdifferential dt als constant betrachten. Dann ist $AB = Bc$ der



Fig. 5.

Geschwindigkeit in B proportional und cC die Deviation, also cC der beschleunigenden Kraft in B proportional. Construiren wir daher von einem Punkte O aus (Fig. 5) den Radius OB' parallel und proportional $AB = Bc$, und OC' parallel und proportional BC , so wird $B'C'$ parallel cC und ihm in demselben Verhältnisse proportional sein. Construirt man ferner OD' parallel CD , so ist, weil $BC = Cd$ also OC' parallel und proportional mit Cd ist, auch $C'D'$ parallel und proportional dD , d. h. der in C wirkenden Kraft. Setzt man diese Construction fort und trägt parallel und proportional AB, BC, CD, \dots von O aus OB', OC', OD', \dots ab, so sind $B'C', C'D', \dots$ den in B, C, ... wirkenden Kräften parallel und proportional, und B', C', D' ... ist der Hodograph.

Construirt man letzteren nun im Verhältnisse $As : 1$, und nennt allgemein P den Punkt, welcher im Hodographen jederzeit dem P in der ursprünglichen Trajectorie entspricht, so ist OP der Richtung und Größe nach die Geschwindigkeit von P in seiner Trajectorie; die Bogenelemente, die P' in dem Hodographen in der Zeit dt beschreibt, sind den Strecken, welche P in derselben Zeit unter dem Einflusse der beschleunigenden Kraft allein beschreiben würde, und die also durch $\frac{1}{2} K dt^2$ dargestellt werden, proportional im Verhältnisse $1 : dt$; d. h. die Elemente des Hodographen sind $= \frac{1}{2} K dt$ und daher die Geschwindigkeit; mit der P' auf seiner Bahn sich bewegt, $= \frac{1}{2} K$, d. h. gleich der halben beschleunigenden Kraft, welche P treibt. Außerdem sind die Bogenelemente des Hodographen, d. h. die Tangenten in jedem Punkte P', der Richtung der in P wirkenden Kraft parallel.

Diese schöne Konstruktion einer Differentialcurve (wie man den Hodographen auch nennen mag) führt in vielen Fällen ohne Schwierigkeit zu der gesuchten Trajectorie.

Sei (Fig. 6) PQ... die ihrer Form nach unbekannte Curve, welche eine nach dem Gesetze $1 : SP^2$ von S aus wirkende Kraft hervorbringt, und sei P'Q' ihr von O aus construirter Hodograph. Da nach Num. 35 die Winkelgeschwindigkeit, mit der sich PS um S dreht, ebenfalls proportional $1 : SP^2$ ist, so ist die Drehungsgeschwindigkeit der Tangente des Hodographen an P' der Geschwindigkeit von P' in seiner Bahn proportional; denn zufolge der Konstruktion ist die Kraft in P der Geschwindigkeit in P' gleich und PS der Tangente in P' parallel. Da aber bekanntlich das Verhältnisse des Drehungswinkels der Tangente in zwei benachbarten Punkten P', Q' einer Curve zu ihrem Bogenabstand P'Q', die Krümmung der Curve darstellt, so hat in unserem Falle der Hodograph eine überall constante Krümmung, und ist daher ein Kreis, dessen Mittelpunkt A heißen möge.

Man ziehe nun OA, AP' und falle von O auf P'A das Perpendikel OT, von P' auf OA das Perpen-

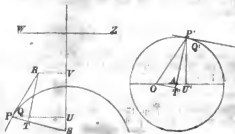


Fig. 6

46) Doch liege es sich wol aus Princ. lib. I. prop. 41 herleiten. V. Quers. b. W. u. S. Erste Section. LXXXVIII.

das $P'U'$. In P lege man an die Trajectorie eine Tangente und trage auf ihr die Geschwindigkeit von P in dem betreffenden Punkte der Bahn, PR ab, fälle von R auf SP die Senkrechte RT . Dann ist $OP' = PR$, $OT = PT$, und da der doppelte Flächeninhalt des Dreiecks OAP' durch $OA \cdot UP' = AP' \cdot OT$ dargestellt werden kann, so hat man

$$PT = \frac{OA}{AP'} \cdot UP',$$

wo OA , AP' Konstanten sind. Projicirt man aber PR , welches gleich und parallel OP' ist, auf eine mit $U'P'$ parallele Gerade durch S , die wir als Abscissenaxe ansehen wollen, so ist die Projection $UV = U'P'$ und daher PT dem UV proportional. Verkleinern wir jetzt das Dreieck RPT so weit, bis R mit dem unendlich benachbarten Punkte Q zusammenfällt, so ist PT jetzt das Increment des Radius vector, das er beim Ueber gange von P zu Q annimmt; UV aber ist die Abscissendifferenz von P und Q . Die Proportionalität dieser Größen gibt dann eine Differentialgleichung, welche, integriert, die Proportionalität des Radius vector mit der Abscisse von P ergibt, wo der Anfang der Abscissen als Integrationskonstante auftritt, die von den Anfangsbedingungen der Bewegung abhängt. Diese Proportionalität aber charakterisirt, wie bekannt, einen Kegelschnitt in Bezug auf seine Directrix WZ , die auf SU senkrecht steht, q. e. d.

§. 21. Sind so die Kegelschnitte als die Curven erkannt, in welchen sich die nach dem umgekehrten Quadrate der Entfernung angezogenen Körper bewegen müssen, so fragt es sich nun, welche von den drei Arten dieser Curveengattung die wirklichen Bahnen der Planeten sein werden. Es zeigt sich, daß dies von dem Verhältnisse der tangentialen Bewegung, die man den Planeten gegeben denkt, zu der centripetalen Kraft abhängt und man aus diesem die Lage und Gestalt der Trajectorie vollkommen bestimmen kann⁴⁷⁾.

In dem uns im Folgenden ausschließlich beschäftigenden Falle der Natur, wo die Bahnen elliptisch sind, läßt sich ein Zusammenhang zwischen der mittleren Entfernung a und der Umlaufzeit T folgendermaßen erweisen. In §. 19 hat man die accelerirende Kraft gefunden:

$$K = \frac{4A^3}{P} \frac{1}{SP^2};$$

da aber die ganze Fläche der Ellipse πab in der Zeit T von dem Radius vector überstrichen wird, also $\pi ab = AT$, so hat man⁴⁸⁾:

47) Princ. I. I. prop. 17. 48) Bei einer freistehenden Bahn, wo $a = SP = r$, ist:

$$K = 4\pi^2 \frac{r}{T^2},$$

also verhalten sich bei gleichen Umlaufzeiten die von zwei Centren

$$K = 4\pi^2 \frac{a^3}{T^2} \frac{1}{SP^2};$$

wird nun

$$K = \frac{S}{SP^3}$$

gesehen, wo S die Konstante der Gravitation genannt werden kann, so hat man:

$$\frac{S}{4\pi^2} = \frac{a^3}{T^2},$$

d. h. bei mehreren, einen und denselben Centralkörper umkreisenden Planeten verhalten sich die Umlaufzeiten wie die $3/2$ ten Potenzen der mittleren Entfernungen von der Sonne — und dies ist das dritte Kepler'sche Gesetz in seiner vollkommeneren Fassung⁴⁹⁾.

Es ist denn das Fundament der Newton'schen Theorie gelegt; die Kepler'schen formalen Gesetze der planetarischen Bewegungen sind notwendige Consequenzen einer Kraftwirkung, deren Gesetz umgekehrt aus ihnen abgeleitet werden kann. Das zweite Gesetz erweist, daß die Kraft, welche die Planeten treibt, eine centrale von der Sonne ausgehende sein muß; das dritte aber (s. Num. 17) oder das erste liefert dann das specielle Gesetz der Kraft.

War nun diese wirklich das alleinige Princip aller Bewegungen der Planeten und der Erde, so müßten alle die bisher nicht nur unerklärten, sondern auch ganz gefeßlos erscheinenden Störungen ihres regelmäßigen Laufs in ihm enthalten sein. Hier war der eigentliche Prüfstein für die neue Theorie — und sie bewährte sich auf das Glänzendste.

Ich beschränke mich hier auf das von Newton mit großartigem Erfolge behandelte verwickelte Problem, die Störungen des Mondes. Doch sind zuvor einige notwendige Sätze über die Bewegung zweier freier Himmelskörper (der Erde und des Mondes) um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt im Raume zu ertheilen.

§. 22. Wirken zwei im Raume freie Massen gravitirend auf einander, so nimmt jede dieser eine ihrer Masse umgekehrt proportionale Bewegung an. Ihr gemeinschaftlicher Schwerpunkt bleibt also unverrückt, wenn sie sich geradlinig gegen einander bewegen. Wenn sie aber gegebene Seitengeschwindigkeiten haben, so bleibt der Schwerpunkt entweder unverrückt oder bewegt sich in gerader Linie. Der Beweis kann leicht so geführt werden:

Es seien (Fig. 7) M , P die Orte des Mondes in zwei auf einander folgenden Augenblicken, N , T die ent-

sprechenden Kräfte direct, wie die Radien. — Und nennt man v die absolute Geschwindigkeit, so daß $vT = 2\pi r$, so erhält man

$$K = \frac{v^2}{r} = 2\pi \frac{v}{T}.$$

den bekannten Satz von D'Alembert.

49) Princ. I. I. prop. 15. Doch wird im folgenden § noch eine leichte Correction desselben angegeben werden.

sprechenden Orte der Erde und es falle der Schwerpunkt C der beiden Hebel MN und PT zusammen; dann ist,

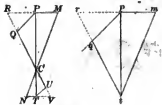


Fig. 7.

wenn P, T die Massen des Mondes und der Erde bedeuten:

$$CT : CP = P : T = CN : CM,$$

und daher MP parallel NT. Im nächsten Augenblicke würde zufolge der Trägheit P in R und T in V anlangen; ihre gegenseitige Attraction aber zieht sie nach Q und U, und da sowohl PR : TV, als RQ : VU in dem umgekehrten Verhältnisse der Massen stehen, so geht QU wieder durch C. Daraus aber folgt, daß, wenn der Schwerpunkt zweier um einander laufender Massen zu Anfang ruht, er durch den Lauf selbst nicht in Bewegung gesetzt wird. Bewegt er sich also von Anfang an, so wird diese Bewegung gleichförmig und geradlinig fortgesetzt werden ⁵⁰.

Die Trajectorien von P und T um C sind offenbar ähnliche Curven ⁵¹.

Die relative Bahn, welche der Mond P für einen Beobachter auf der Erde beschreibt, wird gefunden, indem man von einem festen Punkte t aus tm, tp, tr, tq gleich und parallel NM, TP, VR, UQ macht, und ist offenbar ähnlich den Bahnen von P und T um C.

Es sei nun die relative Bahn des Mondes um die Erde ein Kreis.

Denken wir uns jetzt in t eine Masse T, in p eine Masse P, erstere aber jetzt ruhend und letztere denselben Kreis wirklich, absolut im Raume um t beschreibend. Indem sich die Masse p nach r zu bewegt, wird sie durch die Attraction der Masse t von der Tangente um die Strecke rq abgelenkt werden. Das geschieht jedoch jetzt in der absoluten Bahn in einer größeren Zeit, als in der relativen Bahn; denn es wirkt jetzt auf p die gleiche Kraft als vorher auf P, und während P von seiner Bahn um QH abgelenkt wurde, kann p nicht um die größere Strecke rq abgelenkt werden, welche durch Addition von QH und UV entstanden ist. Vielmehr wird, da die Kräfte gleich sind, die Zeit Z, während welcher jene Ablenkung RQ zu Stande kam, und die Zeit z, während welcher rq resultirt, in der Beziehung stehen:

$$Z^2 : z^2 = RQ : rq = T : (T + P),$$

also:

$$\frac{z}{Z} = \sqrt{\frac{T + P}{T}}.$$

Die Geschwindigkeiten, welche P und p haben müssen, damit des ersten relative Bahn mit der absoluten des letzteren übereinkommt, werden sich daher verhalten müssen wie

$$\frac{PQ}{Z} : \frac{pq}{z} = \frac{PQ}{pq} : \frac{Z}{z} = \frac{T}{T + P} : \sqrt{\frac{T}{T + P}} = \sqrt{T} : \sqrt{T + P}.$$

Wenn sich also dieselben Massen T, P und t, p in gleichen Entfernungen TP, tp von einander befinden und ihre gleichgerichteten Geschwindigkeiten verhalten sich $= \sqrt{T} : \sqrt{T + P}$, so wird, wenn P und T sich frei bewegen, P um T dieselbe relative Bahn beschreiben, als p um die ruhende Masse t die wirkliche Bahn; die Zeiten aber, in denen sie gleiche Strecken beschreiben, also die Umlaufzeiten, verhalten sich, wie man leicht findet, ebenfalls wie $\sqrt{T} : \sqrt{T + P}$ ⁵².

Denken wir uns wieder P um das frei bewegliche T seinen relativen kreisförmigen Umlauf machen und sei r seine mittlere Entfernung von T. Es bewege sich ferner p um das feste t in einem Kreise mit dem Radius r', und zwar so, daß letztere Bahn in derselben Zeit durchlaufen wird, als jene. Es wird gefragt, welches Verhältniß r : r' haben muß?

Denken wir uns um die ruhende Erde t zwei Körper in Kreisen herumlaufen, deren Radien sich verhalten wie:

$$r' : r = T^{1/2} : (T + P)^{1/2},$$

so werden sich deren Umlaufzeiten verhalten wie:

$$r'^{3/2} : r^{3/2} = \sqrt{T} : \sqrt{T + P}.$$

Nun durchläuft der Mond in seiner relativen Bahn um die Erde mit dem Radius r den Umkreis schneller, als der um die ruhende Erde in demselben Abstände r kreisende Körper, und zwar sind die Umlaufzeiten im Verhältniß $\sqrt{T} : \sqrt{T + P}$; die relative Bahn mit dem Radius r wird also in derselben Zeit durchlaufen, als die absolute mit dem Radius r', wo beide durch obige Gleichung mit einander in Verbindung gesetzt sind ⁵³.

§. 23. Denken wir diese Sätze auf den Mond an, um die Kraft P zu finden, mit der er von der Erde in seiner hier kreisförmig angenommenen Bahn erhalten wird. Die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde beträgt $60\frac{1}{2}$ Erdbahnmessern ⁵⁴, und man würde daher:

$$F = g \left(\frac{1}{60\frac{1}{2}} \right)^2$$

setzen, wo $g = 16\frac{1}{2}$ Fuß, die Intensität der Schwere an der Oberfläche der Erde bezeichnet, wenn die Erde ruhte und sich nicht gleichzeitig mit dem Monde um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegte; so aber ist an diesem F eine Correction, entsprechend den eben besprochenen Sätzen anzubringen ⁵⁵.

(50) Lib. I. prop. 58. 59. (53) Lib. I. prop. 60.

(51) Lib. III. prop. 4. (55) Lib. III. prop. 4 u. 25.

In derselben Zeit, einem siderischen Monat, in welchem der Mond P einmal seinen relativen Umlauf um die Erde vollendet, würde sich um die ruhende Erde ein Mond bewegen können, dessen Abstand nach dem obigen Satze

$$= 60\frac{1}{2} \cdot \sqrt{\frac{T}{T+P}} \text{ Erdbahnmesser}$$

ist, wo T die Erd- und P die Mondmasse bezeichnet. Indem nun Newton $T = 39,371 \cdot P$ (S. 97), so wird

$\sqrt{\frac{T}{T+P}}$ nahe $\frac{60}{60\frac{1}{2}}$ und daher der Abstand jenes fingirten Mondes 60 Erdbahnmesser betragen. Dieser fingirte Mond würde, wenn die Erde ruhte, sie ganz in derselben Zeit umkreisen, wie der wirkliche, und es würde dann die Kraft $F = g \frac{1}{60^2}$ zu setzen sein⁵⁶⁾. Aber

die Erde bewegt sich und der wirkliche Mond hat die mittlere Entfernung von $60\frac{1}{2}$ Erdbahnmesser von ihr. Will man also, der Einfachheit wegen, die Erde als ruhend ansehen, so muß man ihre Anziehung in einem konstanten Verhältnisse größer denken, und zwar, damit sich der Mond in demselben siderischen Monat einmal um sie bewegen kann, in dem Verhältnisse von $60\frac{1}{2} : 60$, da sich bei gleicher Umlaufszeit die centripetalen Kräfte direct, wie die Radien, verhalten (I. Ann. 48). Es ist dann also nicht g, sondern $\frac{60\frac{1}{2}}{60} g$ die fingirte Constante der Schwerkraft, und daher endlich die Kraft, welche bei ruhender Erde den Mond in einem, seiner relativen Bahn gleichen Kreise erhalten würde:

$$F = g \frac{60\frac{1}{2}}{60^2}$$

§. 24. Ist S die Sonne, T die Erde, P der Mond, welche zunächst formwährend in derselben Ebene (der Ellipse) liegend vorausgesetzt werden, und stellt (Fig. 8) die Strecke TS durch ihre Größe zugleich die von S auf T wirkende Kraft dar, so wird auf den

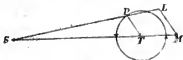


Fig. 8.

Mond P von der Sonne S eine Attraction ausgeübt, welche durch LS dargestellt werden kann. Zeilegt man

⁵⁶⁾ Es bestimmt Newton (I. III. prop. 37. cor. 4) die Mondmasse aus der Höhe der Ebbe und flucht, in sofern sie von dem Monde und der Sonne abhängt. Die unzureichenden empirischen Data, die er zu Grunde legte, erklären die kleine Abweichung von der Richtigkeit, da nahezu $T = 88 \cdot P$ ist. 37) Deshalb ist auch oben in §. 15, wo es zunächst nur auf approximative Rechnung abgesehen war, die Entfernung = 60 Erdbahnmesser angenommen worden.

diese LS in eine zu dem Radius PT parallele Kraft LM und eine Kraft MS in der Richtung TS, so wird das Stüd TS beiden letzteren Kräften gemeinsam sein und nur MT auf den relativen Lauf des Mondes um die Erde Einfluß haben.

Es wirkt also auf den Mond, um ihn in seinem Laufe gegen die Erde zu erhalten: 1) die Kraft in der Richtung PT, welche ihn in seiner kreisförmig vorausgesetzten Bahn um die Erde treiben würde; 2) die sich zu dieser hinzufügende Kraft LM und 3) die nach der Sonne gerichtete Kraft MT. Die beiden letzteren, die man parallel mit den gezeichneten Richtungen an P wirkend zu denken hat, sind die störenden Kräfte, welche die ungestörte kreisförmige Bahn mannigfach verändern.

In dem vorliegenden Falle, wo der störende Körper S, die Sonne, sich in einem gegen den Radius PT der gestörten Bahn sehr weiten Abstände befindet, können PS und TS als parallel angesehen werden (Fig. 9);

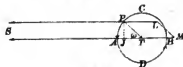


Fig. 9.

und ist

$$\frac{S}{ST^2}$$

die Attraction von S auf T, so ist:

$$LS = \frac{S}{SP^2}, \text{ also } LM = S \frac{PT}{SP^3},$$

und da $MS : TS = LS : PS$, so hat man

$$MT = S \left\{ \frac{ST}{SP^2} - \frac{1}{ST^2} \right\} = S \cdot \frac{ST^2 - SP^2}{SP^2 \cdot ST^2} \\ = 3S \cdot \frac{SP^2 \cdot TJ}{SP^2 \cdot ST^2},$$

wo TJ die Projection von TP auf TS ist, deren höhere Potenzen gegen ST vernachlässigt werden können, und somit:

$$MT = 3S \frac{TJ}{ST^3}, \quad LM = S \frac{PT}{ST^3}.$$

Die constanten Factoren in diesen Gleichungen können noch anders geschrieben werden, wenn man die Kraft $S : ST^2$, mit welcher die Erde von der Sonne angezogen wird, mit der von der Erde auf den Mond wirkenden Kraft F vergleicht. Bezeichnet man den siderischen Monat $27^d 7^h 43^m$ mit x , die Umlaufszeit der Sonne um die Erde $365^d 5^h 9^m$ mit r , so hat man nach einem bekannten Satze (I. Ann. 48):

$$F : \frac{S}{ST^2} = \frac{TP}{r^2} : \frac{ST}{x^2},$$

und daher:

$$S \frac{TP}{ST^3} = F \left(\frac{\pi}{\tau} \right)^2 = m^2 F,$$

wenn man

$$m = \frac{\pi}{\tau} = \frac{1}{13,4}, \quad m^2 = \frac{1}{178,725},$$

$$m^2 F = \frac{g}{63 \cdot 092,6}$$

folgt. Darnach ist dann:

$$LM = m^2 F, \quad MT = 3 m^2 F \frac{TJ}{PT}.$$

Bezeichnet man mit ω die von der unteren Conjunction A aus gemessene Anomalie (Länge) des Mondes, so ist die Kraft

$$MT = 3 m^2 F \cos \omega,$$

und liefert in der Richtung des Radius und senkrecht darauf die Componenten:

$$- 3 m^2 F \cos^2 \omega, \quad + 3 m^2 F \sin \omega \cos \omega.$$

Die gesammte radiale störende Kraft ist daher:

$$m^2 F (1 - 3 \cos^2 \omega) = - \frac{1 + 3 \cos 2\omega}{2} m^2 F;$$

in den Quadraturen ist sie $+ m^2 F$; in den Syzygien $- 2 m^2 F$, also entgegengegriffen der Anziehung der Erde auf den Mond und doppelt so groß als in den Quadraturen; ihr mittlerer Werth ist $-\frac{1}{2} m^2 F$.

Die transversale störende Kraft ist:

$$+ 3 m^2 F \sin \omega \cos \omega = \frac{3}{2} m^2 F \sin 2\omega$$

und verschwindet somit in den Quadraturen, sowie den Syzygien, erreicht den größten positiven oder negativen Werth in den Detanten; ihr Mittelwerth ist Null.

§. 25. Die Darstellung des wirklichen Laufs des Mondes, wie er sich unter dem Einflusse dieser, seine kreisförmige Bahn störenden Kräfte gestaltet, ist ein höchst verwickeltes Problem, dessen directe Lösung unmöglich war und noch heute ist. Newton zerlegte daher das Problem in eine Anzahl besonderer Aufgaben, indem er den Einfluß der störenden Kräfte in ihrer Einwirkung auf jedes einzelne Element der Mondbahn besonders unterrichtete und die anderen bei einer jeden solchen Unternehmung nahezu konstant setzte. Er erhielt durch diese Methode, die später Lagrange in erweiterter Form als die Variation der Konstanten in die Analysis einführt, allerdings nur eine Approximation, aber eine für die Astronomie seiner Zeit völlig genügende, die überdies durch ein successives Verfahren, die Verbesserung der Elemente nach der ersten Approximation und Wiederholung der Rechnung, mit jeder beliebigen Genauigkeit, der Wahrheit angewandt werden kann.

Newton gibt zunächst eine, so zu sagen, populäre Uebersicht über die verschiedenen Arten von Störungen, ihre Richtung und ihren ungefähren Grad der Inten-

sität⁵⁵⁾, die wir hier zwar abgeköst, aber ihrem Wesen nach reproduciren wollen⁵⁶⁾:

Die Kraft LM erzeugt, da sie eine centripetale ist, nach §. 18 keine Störung in der constanten Flächen- geschwindigkeit der Mondbahn; wohl aber wirkt die transversale Kraft $\frac{3}{2} m^2 F \sin 2\omega$ eine Ungleichheit der in gleichen Zeitmomenten von dem Radius über- strichenen Flächenräume herbeiführen.

Gehen wir von der Quadratur C aus, in der diese Kraft verschwindet, nach A zu, so wird die Kraft $\frac{3}{2} m^2 F \sin 2\omega$ bis A hin fortwährend positiv sein und daher eine Beschleunigung der Flächen- geschwindigkeit hervor- rufen, welche durch die Summation der einzelnen Impulse in A ihr Maximum erreicht. Bei weiterem Fortschreiten über A hinaus nach D wird die Kraft dem Laufe des Mondes entgegengegriffen wirken, also die beschleunigte Flächen- geschwindigkeit vermindern, jedoch in D wieder die ursprüngliche Flächen- geschwindigkeit, wie in C, erreicht ist.

Es ist also in den Quadraturen die Flächen- geschwindigkeit im Minimum, in den Syzygien im Maxi- mum; ihr mittlerer Werth aber wird durch diese Stö- rung nicht verändert.

Wenn die ungestörte Bahn ein Kreis war, in dem sich der Mond mit gleichförmiger Geschwindigkeit bewegte, so wird jetzt die Geschwindigkeit in C, D ihren klein- sten, in A, B ihren größten Werth haben. Daher wird die Krümmung der gestörten Bahn in C, D am größten, in A und B am kleinsten sein; denn bei derselben Kraft ist die Krümmung der Bahn desto da am größten, wo die Geschwindigkeit am kleinsten ist. Dieser Effect der transversalen Kraft wird überdies vermehrt durch die radiale störende Kraft, welche in den Quadraturen die ursprüngliche Attraction der Erde auf den Mond um $m^2 F$ vermehrt, in den Syzygien aber um $- 2 m^2 F$ vermindert.

Diese Verschiedenheit der centripetalen Kräfte, wird daher im Verein mit der durch die transversale Kraft verursachten Ungleichförmigkeit, die ursprüngliche Kreis- bahn des Mondes in eine ovale Bahn verändern, deren große Axe durch die Quadraturen, deren kleine durch die Syzygien geht.

Die Summe aller dieser Störungen liefert die von Laplace de Brahe entdeckte Variation der Mondbewe- gung⁵⁷⁾.

Die radiale störende Kraft ist, wie schon in §. 24 bemerkt, im Mittel eine negative: $-\frac{1}{2} m^2 F$, und wird also im Mittel die ursprüngliche Centripetalkraft schwächen,

55) Princ. I. L. prop. 66.

56) In dem vorerzählten Werke von Schewtelt: „On the free motion of points and on universal gravitation, inclnd. the principal prop. of books I and III of the Principia,“ das mir als I. Theil eines Treatise on Dynamics in 2. Auflage (Cambridge 1856) vorliegt, findet der Leser eine gute Darstellung der hauptsächlichsten Methoden und Behauptungen Newton's in weitem Umfange, als ich hier mittheilen konnte.

57) Princ. I. L. prop. 66. coroll. 2—5.

sofaß sich der Mond von T weiter entfernt, als er es ohne diese Störung thun würde; es ist aber die centripetale Kraft F proportional $r : r^2$, also die Umlaufzeit des

Mondes, π , proportional $\sqrt{\frac{r}{F}}$, und es nimmt daher die Umlaufzeit sowohl des zunehmenden Radius r , als auch der abnehmenden Kraft F wegen, durch diese Störung zu.

Jene störende Kraft aber hängt von der Entfernung des Systems von der Sonne S ab, sie wird im Perigäum am stärksten, im Apogäum am schwächsten sein, und es entsteht also eine Ungleichheit in der Bewegung des Mondes in Länge, welche von der Stellung der Erde zur Sonne abhängt, und die jährliche Gleichung genannt wird⁶¹⁾.

§. 26. Durch die Abweichung der gesammten, auf den Mondbau wirkenden Kräfte von dem umgekehrten Quadrato der Entfernung entsteht eine eigenthümliche Störung der Mondbahn, die sich in dem Vor- und Rückschreiten der Apidenlinie des Mondes äußert.

Um dies einzusehen, schicken wir eine schöne allgemeinere Unternehmung Newton's voraus:

Man denke sich (Fig. 10) die Bahn VP, deren Apfels V ist, durch eine von T ausgehende Centralkraft beschrieben, so daß der Sector VTP der Zeit proportional ist; es gehe von V in derselben Richtung und gleichzeitig mit P ein anderer Punkt P' aus, der sich auf seiner Bahn so schnell bewegt, daß der Sector

$$VTP' = \mu \cdot VTP$$

für alle Punkte der Bahn ist. Da somit auch TP' mit der Zeit proportionale Flächen überstreicht, so kann man die Bahn VP' ebenfalls durch eine von T ausgehende Centralkraft bewirkt denken⁶²⁾, und es entsteht nun die Frage, welche Centralkraft zu der in P' wirkenden hinzugefügt werden müsse, um die in P' wirkende zu erhalten.

Diese Frage aber wird so beantwortet⁶³⁾: Es sei Q der Punkt, den P nach dem Zeitintervalle dt erreicht, und es seien P', Q' die entsprechenden Punkte der anderen Bahn. Es werde der Winkel $P'TQ_1 = PTQ$ gemacht, $TQ_1 = TQ = TQ'$, und um T durch Q, Q₁, Q' ein Kreis gezogen.

Man zerlege nun die Bewegungen von P, in ihre Componenten PR und QR, nach dem Radius vector und senkrecht auf demselben. Würde nun P' von derselben Kraft getrieben, als P in den

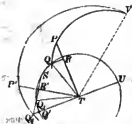


Fig. 10.

gleichen Entfernungen von dem Centrum T⁶⁴⁾, so würde seine centripetale Annäherung in derselben Zeit die Strecke $P'R' = PR$ betragen, wo Q₁, R' senkrecht auf TP' steht; seine auf dem Radius TP' senkrechte Bewegung aber würde, da er sich μ mal schneller in der auf dem Radius senkrechten Richtung bewegt, als P, ihn nach Q₁, R' führen, wo Q₁, R' = $\mu \cdot QR = \mu \cdot Q_1 R'$ auf Q₁, R' abgetragen ist. Es gelangt aber P, weil die Centralkraft in P' anderen Gesetzen genügt, als in P, in der That nicht nach Q₁, sondern nach Q', und es stellt daher Q₁, Q' die Deviation vor, welche durch die Differenz der in P' und P wirkenden Centralkräfte hervorgebracht wird.

Man beachte nun, daß eben diese Differenz auch eine Centralkraft repräsentirt und daher den Punkt Q₁' in dem Zeitmomente dt in der Richtung des Radius vector ablenken wird, so daß Q₁' mit Q' auf einem durch T gehenden Durchmesser Q'U liegt. Schneidet man Q₁, R' den Kreis nochmals in S, so ist:

$$Q_1'Q' \cdot Q_1'U = Q_1'Q_1 \cdot Q_1'S;$$

da aber $\mu \cdot Q_1R' = Q_1'R'$, so hat man: $Q_1'Q_1 = (\mu - 1)Q_1R'$, $Q_1'S = (\mu + 1)Q_1R'$, und daher:

$$Q_1'Q_1 \cdot Q_1'U = (\mu^2 - 1)Q_1R'^2.$$

Da nun Q₁'U von Q'U, also dem Durchmesser 2 · TQ', nur unendlich wenig verschieden ist, und Q₁, R' = QR, TQ = TQ', so gibt diese Gleichung:

$$Q_1'Q_1 = \frac{\mu^2 - 1}{2} \frac{QR^2}{TQ}.$$

Ist nun A die in der Zeiteinheit von dem Radius TP überstrichene Fläche, so ist:

$$PTQ = Adt = \frac{1}{2} TP \cdot QR,$$

und man erhält durch Substitution des hieraus gezogenen Werthes von QR die vorstehende Gleichung:

$$Q_1'Q_1 = (\mu^2 - 1) \frac{2A^2 dt^2}{TP^2 \cdot TQ},$$

64) Es scheint noch nicht bemerkt zu sein, daß dieser Beweis nicht ganz streng ist: Anders man hier von einer in P und P' gleich wirkenden Kraft spricht, sagt man voraus, daß diese in denselben Abständen auch gleich wirke, also eine Function der Entfernung sei, was, wie wir schon ausdrücklich bemerkt, nicht im Begriff der Centralkraft als solcher liegt. Und wenn auch Newton, wie es scheint (s. lib. I. prop. 42 am Ende), dieser Beschränkung auf solche Centralkräfte sich bewusst gewesen ist, so ist damit der Beweis doch nicht strenger; denn es fragt sich noch, ob eine allein von der Entfernung abhängige Centralkraft überhaupt eine Erklärung von der angegebenen Weise herbeiführen kann. Der Beweis wird erst dann streng, wenn umgekehrt nachgewiesen wird, daß eine dem Cubus der Entfernung umgekehrt proportionale Kraft, wie sie Newton hier findet, in der That jene Störung hervorbringt. Aber auch dann gilt Newton's Satz nur in seiner Beschränkung; denn es steht immer noch in Frage, ob nicht andere Centralkräfte ebenfalls Störungen erzeugen können. — Mängel dieser Art, willfährige und unerlaubte Beschränkungen sind an mehreren Stellen des Principien, namentlich in der viel behandelten Theorie der schwingenden Luftsäulen (lib. II. prop. 47 seq.), zu bemerken.

61) Prin. I. c. coroll. 6.
Lib. I. prop. 44.

62) Lib. I. prop. 43.

63)

oder, da sich TP von TQ nur unendlich wenig unterscheidet:

$$Q'Q_1 = (\mu^2 - 1) dt^2 \frac{2A^2}{TP^3}.$$

Die Kraft, welche in der Zeit dt diese Deviation hervorbringt, ist daher:

$$(\mu^2 - 1) \frac{4A^2}{r^3},$$

also eine dem Cubus des Radius vector umgekehrt proportionale Centripetalkraft⁶⁶).

Nehmen wir als die Bahn VP eine Ellipse mit dem Parameter p an⁶⁷), deren Brennpunkt T, die also nach §. 19 auf eine Centripetalkraft

$$\frac{4A^2}{pr^2}$$

schließen läßt, so ist

$$\frac{4A^2}{pr^2} + (\mu^2 - 1) \frac{4A^2}{r^3} = \frac{4A^2}{pr^2} \left\{ r + (\mu^2 - 1)p \right\}$$

die gesammte Kraft, welche jene im Verhältniß 1:μ vergrößerte Flächengeschwindigkeit hervorruft. Die Bewegung kann als die einer sich umwälzenden Ellipse bezeichnet werden, deren Anomalien um den Factor μ gegen die der festen Ellipse vergrößert sind; denn bei der Gleichheit der Radienvectoren in der festen und der sich umwälzenden Ellipse verhalten sich die Sektoren, wie die Winkel. Der Winkel weiter auf einander folgenden Apseiden ist demnach in letzterer Curve μ · 180°.

Nehmen wir a = b = 1, setzen also die ursprüngliche Bahn als kreisförmig voraus, so würde eine nach dem Gesetze

$$\frac{4A^2}{r^2} \left\{ r + (\mu^2 - 1) \right\}$$

wirkende Kraft die Flächengeschwindigkeit im Verhältniß 1:μ vergrößern.

Weicht aber die gegebene Bahn von dem Kreise um eine sehr kleine Größe x ab, so können wir das Gesetz

der Kraft, welche die Flächengeschwindigkeit in der angegebenen Weise vergrößert, r = 1 - x gesetzt:

$$\frac{4A^2}{(1-x)^2} (\mu^2 - x)$$

schreiben. Es kann nun dieser Kraft bis auf Glieder der ersten Ordnung nach x, eine andere gleichkommen, deren eigentliches Gesetz durch

$$\varphi \frac{4A^2}{r^2} \left\{ r + ar^n \right\}$$

dargestellt wird; denn entwickelt man dies, indem man wieder r = 1 - x setzt, nach Potenzen von x, und beschränkt sich auf die ersten Potenzen, so hat man:

$$\varphi \frac{4A^2}{(1-x)^2} \left\{ (1+a) - (1+an)x \right\},$$

und dies gibt, mit unserer Kraft $\frac{4A^2}{(1-x)^2} (\mu^2 - x)$ verglichen,

$$\varphi(1+a) = \mu^2, \quad \varphi(1+an) = 1,$$

also

$$\mu = \sqrt{\frac{1+a}{1+an}},$$

b. h.: Wenn eine nach dem Gesetze:

$$\frac{1}{r^2} + ar^{n-2}$$

wirkende Kraft einen Körper in einer nahe kreisförmigen ovalen Bahn bewegt, so wird diese die Form eines nahe kreisförmigen umwälzenden Ovals annehmen, dessen auf einander folgende Apseiden forttschreiten und mit einander den Winkel

$$\mu \cdot 180^\circ = 180^\circ \sqrt{\frac{1+a}{1+an}}$$

machen⁶⁷).

§. 27. Wollen wir nun diese Sätze auf die Mondstörungen anwenden, so müssen wir zuerst bemerken, daß jetzt, wo der Radius der Mondbahn als Einheit genommen ist, auch die von der Erde auf den Mond wirkende Kraft F in diesem Maße ausgedrückt ist.

Da aber (Fig. 9) LM proportional dem PT und MT dem TJ, so können wir:

$$LM = m^2 F \cdot PT, \quad MT = 3m^2 F \cdot TJ$$

setzen, wodurch die von der Erde auf den Mond wirkende Gravitation

$$\frac{F}{TP^2}$$

ist, wobei man immer zu bedenken hat, daß, wenn TP der wirkliche Mondradius ist, an seine Stelle eben die Einheit 1 zu setzen ist.

In der Nähe der Quadraturen ist nun TJ sehr klein und daher die wirkende Kraft allein

67) Princ. Lib. I. prop. 45; insbesondere Ex. 3.

66) Man hat von der Mitte vorigen Jahrhunderts an, besonders von Frankreich, über die Meinung ausgehoben, Newton habe die Sätze seiner Principien auf analytischen, d. h. veränderlichen Wege gefunden, und sie dann, um den Weg der Erfindung zu verdecken, in synthetischer, d. h. anschaulich geometrischer Darstellung bekannt gemacht — eine durchaus ungereimte Behauptung, die nur beweist, daß man nicht einen Blick in das schöne Werk Newton's werfen hätte, und daß zur Zeit, als man jene Ansicht aussprach, die geometrische Methode von der analytischen gänzlich in den Hintergrund gedrängt war. Es ist für uns heute allerdings die Newton'sche Methode so fremd und beschwerlich, daß wir kaum glauben können, daß sie vor zwei Jahrhunderten die allgemeine gedächtnis sein konnte. Aber sie war es. Der Calcul war selbst für Newton noch viel zu schwerfällig, als daß er mit ihm die gewaltigen Probleme lösen konnte, die er angriß. Obige Aeußerung aber legt ein Beispiel unter vielen — den glänzendsten Beweis davon ab, in wieviel fassungsreicher und anschaulicher Weise die geometrische Methode Aufgaben zu behandeln vermag. 66) Lib. I. prop. 44. cor. 2.

$$\frac{F}{TP^2} + m^2 F \cdot TP;$$

wirkte eine solche Kraft auf der ganzen Bahn, so wäre der Winkel zweier auf einander folgender Apfiden, da $n = 4$, $\alpha = m^2$ zu setzen ist:

$$180^\circ \sqrt{\frac{1+m^2}{1+4m^2}} = 180^\circ \left(1 - \frac{3}{2}m^2\right)$$

nabegu, es fände also ein Rückschreiten der Apfiden statt. In der Nähe der Conjunctionen dagegen ist $TJ = -PT$ und die störende Kraft $LM + MT = -2m^2 F \cdot PT$, also die gesammte Kraft

$$\frac{F}{PT^2} - 2m^2 F \cdot PT;$$

und würde überall in der Bahn eine solche Kraft wirken, so wäre die Entfernung der Apfiden von einander

$$180^\circ \sqrt{\frac{1-2m^2}{1-8m^2}} = 180^\circ (1 + 3m^2)$$

nabegu; es findet also in den Conjunctionen eine Bewegung des Mondes statt, welche die Apfidenlinie um $3m^2 \cdot 180^\circ$ über ihre ungestörte Lage fortbewegen würde, wenn dieselbe Kraftwirkung fortbauerte. Das geschieht jedoch nicht: je näher der Mond seiner Quadratur kommt, um so weniger rückt die Apfidenlinie vor, ja sie nimmt sogar eine entgegengesetzte Bewegung in den Quadraturen an, welche, wenn sie fortbauerte, ein Rückschreiten um $\frac{2}{3}m^2 \cdot 180^\circ$ veranlassen würde. Da aber diese letztere eine bedeutend schwächere ist, als jene in den Syzygien, so wird bei einem vollen Umlauf des Mondes seine Apfidenlinie im Ganzen vorwärts (schreiten⁶⁸) und in gleichmäßiger Bewegung nach und nach durch alle Punkte der Bahn hindurchgehen.

Dieses gleichmäßige Fortschreiten wird aber gestört durch die elliptische Form der Mondbahn. Denken wir uns, um diesen Einfluß der Ellipticität übersehen zu können, anstatt der störenden Kräfte, die von der Länge des Mondes abhängen, eine von dieser unabhängige, nach dem reciproken Cubus der Entfernung wirkende Kraft, so wird diese im Verein mit der Anziehung nach dem umgekehrten Quadrate der Entfernung:

⁶⁸ Lib. I. prop. 66. coroll. 7. Wollte man das Mittel nehmen und der regressiven Bewegung in den Quadraturen und der progressiven in den Apfiden, so wäre man $180^\circ \cdot \frac{1}{4}m^2$, also nahezu $1\frac{1}{2}^\circ$ als Winkelbewegung der Apfiden bei jedem Umlauf finden, während sie in der That nahe das Doppelte beträgt. Die Annäherung ist also eine sehr rohe, was natürlich genug ist, da in den Tagen zwischen Quadratur und Syzygie die radiale störende Kraft auch von der Normalis abhängt (vergl. Anm. 64). Dazu kommt, daß bei unserer Wende die störende transversale Kraft in ihrem Einfluß auf die Bewegung der Apfiden nicht vernachlässigt werden darf, obgleich sie erst von der Ordnung $(m^2)^2$ ist. (Vergl. §. 35.) Auch gibt Newton hier größere Zahlenbestimmung der totalen Fortschritts der Apfiden nicht, bei der Untersuchung der Mondstörungen, sondern nur gelegentlich (in etwas anderer Form) als Rechnungsbeispiel in Lib. I. prop. 45. cor. 2.

$$\frac{4A^2}{pr^3} + (\mu^2 - 1) \frac{4A^2}{r^3},$$

den Mond in einer sich umwälzenden Ellipse bewegen. Es wird dann das Verhältniß der Gesamtkraft in der Perigäumdistanz r_p zu der in der Apogäumdistanz r_a :

$$\frac{r_a^3}{r_p^3} \frac{r_p + (\mu^2 - 1)p}{r_a + (\mu^2 - 1)p} = \left(\frac{r_a}{r_p}\right)^2 \left\{1 + p(\mu^2 - 1)\left(\frac{1}{r_p} - \frac{1}{r_a}\right)\right\}$$

sein, wenn wir μ als eine der 1 so nahe Größe ansehen, daß wir die Quadrate von $(\mu^2 - 1)$ vernachlässigen können; und wir sehen, daß, wenn dieses Verhältniß

$$\text{das von } \frac{1}{r_p} : \frac{1}{r_a} = \left(\frac{r_a}{r_p}\right)^2 \text{ übertrifft, } \mu > 1, \text{ wenn}$$

es darüber zurückbleibt, $\mu < 1$ ist. Im ersten Falle aber tritt ein Fortschreiten der Apfiden, im zweiten ein Rückschreiten ein.

Geht nun die Apfidenlinie der Mondbahn durch die Syzygien, so ist die Kraft in den Apfiden:

$$\frac{F}{r_p^3} - 2m^2 F r_p, \quad \frac{F}{r_a^3} - 2m^2 F r_a,$$

ihre Verhältniß also:

$$= \left(\frac{r_a}{r_p}\right)^2 \left\{1 + 2m^2(r_a^2 - r_p^2)\right\} > \left(\frac{r_a}{r_p}\right)^2,$$

und es würde ein Fortschreiten der Apfiden eintreten.

Steht aber die Apfidenlinie senkrecht auf der Linie der Syzygien, so find:

$$\frac{F}{r_p^3} + m^2 F r_p, \quad \frac{F}{r_a^3} + m^2 F r_a,$$

die in ihren Endpunkten wirksamen Kräfte und deren Verhältniß

$$\left(\frac{r_a}{r_p}\right)^2 \left\{1 - m^2(r_a^2 - r_p^2)\right\} < \left(\frac{r_a}{r_p}\right)^2,$$

d. h. es tritt ein Rückschreiten der Apfidenlinie ein.

Dieses sind also Einflüsse der Ellipticität der Mondbahn, die sich jedoch bei jedem einzelnen Umlauf nur in untergeordneter Weise geltend machen können. Die Hypothese indessen, die wir über die Wirkung der störenden Kraft jetzt gemacht haben, ist nicht genau die wahre. So weit sie aber der Wahrheit nahe kommt, wird sie das Fortschreiten der Apfidenlinie beschleunigen, wenn sie mit den Syzygien zusammenfällt, aber verlangsamen, wenn sie sich den Quadraturen nähert.

Die Eccentricität der Bahn wird durch die Abweichung der Kraft von dem Gesetze des Quadrates der Entfernung ebenfalls gestört. Wenn von dem Perigäum zu dem Apogäum die Kraft in einem stärkeren Verhältniß abnimmt als $\frac{1}{r^2} : \frac{1}{r^2}$, so wird sich im Apogäum der Mond stärker entfernen, als er es in der Ellipse thun würde. Die Eccentricität wird also größer werden, und umgekehrt: Wenn das Verhältniß der Kräfte in

diesen Punkten größer als $\frac{1}{r_p^2} : \frac{1}{r_a^2}$ ist, wird die Excentricität abnehmen.

Zufolge obiger Werthe dieser Verhältnisse also wird, wenn die Apfidenlinie in den Syzygien liegt, die Excentricität abnehmen, wenn sie in den Quadraturen liegt, zunehmen.

Diese beiden Ungleichheiten zusammengenommen geben die als Erection bezeichnete Störung, die von allen Mondstörungen deshalb die beträchtlichste ist, weil die Wirkungen, so klein sie auch bei jedem einzelnen Umlaufe sind, sich doch während des allmählichen Fortschreitens der Apfidenlinie durch alle Punkte des Umlaufes summiren. Denn die Apfidenlinie braucht etwa ein Vierteljahr, um einen Quadranten zu durchlaufen. Gehen wir nun (Fig. 11) von dem zwischen C und A liegenden Octanten aus, in dem sowohl die Bewegung der Apfiden, als auch die Excentricität nahe ihren mittleren Werth hat, so wird sich beim Fortschreiten die Apfidenlinie den Syzygien nähern, ihre Bewegung also beschleunigt und die Excentricität abnehmen. Haben diese beiden Ungleichheiten ihr Maximum erreicht, während die Apfidenlinie in den Syzygien lag, so werden sie bei weiterem Fortschreiten jener Linie wieder abnehmen, in dem Octanten zwischen A und D nahe ihren mittleren Werth erreichen und es wird von da an die Bewegung der Apfidenlinie unter ihren mittleren Werth sinken, die Excentricität aber zunehmen. In der Quadratur erreicht dann die Ungleichheit in diesem Sinne ihren höchsten Werth, vermindert sich aber bei weiterem Fortschreiten der Apfidenlinie wieder u. s. f. *)

§. 28. Wir haben bisher die Mondbahn in solcher Lage vorausgesetzt, daß sie (Fig. 11) durch die Verbindungslinie ST hindurchgeht, d. h. ihre Knotenlinie, in

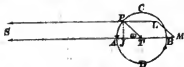


Fig. 11.

welcher sie eine durch S und T gelegte feste Ebene (die Ellipsis) schneidet, in den Syzygien liegt. Es ist in dieser Lage kein Grund zu einer Veränderung der Richtung der Mondbahn gegen die Ellipsis oder einer Veränderung ihrer Knotenlinie vorhanden.

Gibt aber die Knotenlinie durch die Quadratur CD und steigt nach A zu der Mond über die Ebene der Ellipsis, die wir uns in der Ebene des Papiers denken wollen, auf, so wird die Kraft PT, ebenso wie in allen anderen Lagen der Knotenlinie, keine Veränderung in der Ebene der Mondbahn herbeiführen; wohl aber die Kraft MT, welche den Mond auf seinem Laufe

von C nach A der Ellipsis zu nähern streben, d. h. eine Verstärkung der Neigung erzeugen wird, während bei dem Laufe von A nach D durch die herabsinkende Kraft eine Vergrößerung der Neigung eintreten wird, die sich in D mit jener früheren Verstärkung wieder ausgeglichen haben wird. Da jedoch während dieses halben Umlaufes der Mond fortwährend nach der Ellipsis hin gezogen wird, so muß er letztere Ebene früher durchschneiden, als er es in der ungestörten Bahn gethan haben würde, d. h. die Knotenlinie wird nicht TD sein, sondern durch einen zwischen D und A liegenden Punkt gehen. In dieser Lage der Knotenlinie findet also eine periodische Aenderung der Inclination und eine rückschreitende Bewegung der Knotenlinie statt.

Liegt die Knotenlinie in dem Octanten zwischen C und A, so wird von dem ausstehenden Knoten bis zu dem Octanten zwischen A und D die Inclination verkleinert, dann bis zu der Quadratur D vergrößert und wieder bis zu dem nächsten Octanten zwischen D und B verkleinert werden; sie wird also im Ganzen geringer werden.

Ebenso findet man, daß, wenn die Knotenlinie in den Octanten vor den Quadraturen liegt, die Neigung in einem ganzen Umlaufe vergrößert wird.

In allen Fällen, mit Ausnahme des ersten Falles, daß die Knotenlinie mit den Syzygien zusammenfällt, wird also die Knotenlinie bald langsamer, bald schneller rückwärts schreiten, während die Inclination dabei um ihren mittleren Werth schwankt.

Das sind, wenn die Bahn des Mondes kreisförmig vorausgesetzt wird, die Störungen, welche die Bewegung des Mondes in der Breite erleidet **).

§. 29. Nachdem Newton auf diese einfache Weise die gesammte störende Wirkung der Sonne in die einzelnen Störungen zerlegt, deren Effect seiner Art und ungefähren verhältnißmäßigen Größe nach angegeben, geht er dazu über, die approximativen Werthe derselben wirklich durch mathematische Größen auszudrücken. Er bedient sich dabei, wie bekannt, durchgehend der constructiven Methode, und zwar mit einer solchen Reife, daß die endlichen Resultate nicht, wie man zuweilen behauptet, rohe Annäherungen an die Wahrheit, sondern oft überraschend weitreichende Approximationen sind, die bei analytischer Behandlung des Störungsproblems nur dann übertroffen werden, wenn man die Reihen bis zu einer beträchtlichen Gliederzahl entwickelt. Newton's Methode hat vor der analytischen den Vorzug, in deutlicher Weise zugleich den Effect aufzuweisen, den jedes der Störungsglieder auf die Bewegung ausübt; sie fördert, wenn wir so sagen dürfen, die theoretische Erkenntnis des ganzen complicirten Vorganges, während die analytische Umwandlung der Störungen mehr dem praktischen Interesse dient. Es versteht sich jedoch bei der Natur der geometrischen Methode von selbst, daß sie ganz außer Stande ist, das Störungsproblem in seinem

69) Princ. lib. I. prop. 66. coroll. 8. 9.
N. Engl. u. W. u. A. erste Section. LXXXVIII.

70) Ib. cor. 10. 11.

vollen Umfange, wie es die heutige Wissenschaft erfordert, zu lösen; denn die Anzahl der zu berücksichtigenden Glieder steigt in einem bei weitem stärkeren Verhältnis, als die geforderte Genauigkeit, und die Anschauung muß bald an ihrer gleichzeitigen Erschöpfung verweilen.

Doch hat die constructive Methode selbst dann, wenn sie nur die Störungen erster Ordnung darstellen soll, einen unüberwundenen Nachtheil: sie führt nicht mit Nothwendigkeit zu ihrem Ziele, und man kann nicht sicher darauf rechnen, mit ihrer Hilfe auch nur eine erste Approximation zu erhalten. So wird die größte Ungleichheit der Mondbahn, die Erection und die fortschreitende Bewegung der Apiden, von Newton nicht einmal annähernd ihrer Größe nach bestimmt, während die Variation, die Bewegung der Mondknoten und die Störung in der Neigung der Mondbahn allerdings ihre ansprechende Bestimmung finden.

Es wird aber die Genialität Newton's, mit der er ohne andere Instrumente und Hülfsmittel, als seinen durchdringenden Scharfsinn, das verwickelte Problem ergriff und mit einer für seine Zeit hinlänglichen Genauigkeit löste, ewig denkwürdig bleiben. Jahrtausende hatten daran gearbeitet, die Anomalien der Bewegungen des Mondes festzustellen und mathematisch zu formuliren; hier wurden sie mit Einem Schläge aus Einem Begriffe heraus constructirt und auf Einen Grund zurückgeführt.

Ich kann nicht umhin, hier wenigstens an Einem Beispiele, und zwar der Variation des Mondes, das interessante und lehrreiche Verfahren Newton's dem Leser vorzuführen, der vielleicht mit Dank die treue Darstellung eines wesentlichen Stückes dieses klassischen Werkes begrüßt, das ihm seiner ungewohnten Form und seines schwierigen Verständnisses wegen bisher doch ein unbekanntes Buch geblieben sein mag⁷¹⁾.

Um die Variation des Mondes zu behandeln, haben wir zuvor auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der mehrfach zu berücksichtigen sein wird. Wir haben in §. 24: $\pi = 27^{\circ} 7' 43''$ als siderische Umlaufzeit des Mondes benutzt, d. h. als die Zeit, nach deren Ablauf der Mond, von der Erde aus gesehen, wieder denselben Ort am Fixsternhimmel erreicht. Das würde nun auch die Zeit sein, während welcher der Mond von einer Eclypse oder Quadratur wieder zu derselben zurückkehrt, wenn die Erde nicht mit dem Monde sich um die Sonne bewegte, oder, wie wir uns im Folgenden, der Einfachheit wegen, ausdrücken wollen, die Sonne nicht in der Zeit r einmal um die Erde herumliefe. Es ist aber leicht zu sehen, daß die Zeit, nach welcher der Mond, von der Erde aus gesehen,

wieder dieselbe Stellung gegen die Sonne einnimmt, der synodische Monat, aus dem siderischen durch Multiplication mit $\frac{1}{1-m}$, wo $m = \frac{\pi}{\pi}$ ist, und also $= 29^d 12^h 44^m$ gefunden wird.

Es sei (Fig. 12) TE die Richtung nach dem Frühlingsäquinoccium, von dem aus man die Längen zählt, und β die Länge der Sonne, ω die Länge der Erde, θ die Länge der Sonne in diesem Zeit. Ist dann zutreffend einer Zeit, θ die Länge des Mondes, δ die der Sonne, so ist $\theta' = m\delta + \beta$, und daher der Längenabstand ω des Mondes und der Sonne, die relative Länge des Mondes in Bezug auf die Sonne:

$$\omega = \theta' - \theta = (m - 1)\theta + \beta.$$

Im Folgenden werden nun mit Bernachlässigung der Erection, zunächst Störungen der kreisförmigen Bahn des Mondes untersucht, in sofern sie von ω abhängt, d. h. unter der Annahme, daß die Sonne S feststeht, oder, anders ausgedrückt: wie sie einem Beobachter erscheinen würde, der die Länge des Mondes seinem Bogenabstande von der Sonne gleich setzt. Um dann aber den wirklichen Lauf des Mondes am Himmel zu erhalten, müssen wir statt ω seinen Werth in θ, θ' substituiren. Ist $r = f(\omega)$ die relative Bahn des Mondes gegen die Erde und die sich bewegende Sonne, so ist $r = f(m - 1\theta + \beta)$ seine Bahn am Fixsternhimmel.

§. 30⁷²⁾. Der Mond beschreibt seine ungehörte kreisförmige Bahn so, daß die in gleicher Zeit überstrichenen Flächen einander gleich sind, und es wird auch in der gestörten Bahn die Gleichheit der Flächenmomente, wie wir die in einem Zeitmomente dt überstrichenen Flächentheile nennen werden, durch diejenigen Theile der störenden Kraft, welche in der Richtung des Radius wirken, nicht alterirt.

Es entsteht aber eine Ungleichheit der Flächenmomente durch die störende Kraft, welche senkrecht gegen den Radius wirkt und aus der entsprechenden Componente der Kraft (Fig. 13)

$$MT = 3m^2 F \frac{TJ}{PT}$$

besteht, also, wenn PK das auf TC gefällte Perpendikel ist, durch

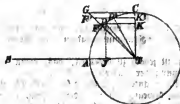
$$3m^2 F \frac{KP \cdot TK}{PT^2}$$

dargestellt wird. Um nun die hierdurch bewirkte Ungleichheit der Flächenmomente zu berechnen, so sei CPA

71) Auf dem Continente wird es sehr wenige Mathematiker und noch weniger Astronomen geben, welche sich die Mühe gemacht und den Versuch verstanden haben, das bedeutende Werk, welches in unserm Gelehrte je von Einem Manne geschrieben worden ist, im Original zu hindern. Nur in England (Cambridge) pflegte man aus traditioneller Pietät gegen den großen Landmann noch vor wenigen Decennien das Studium der Principien; und das oben (Ann. 59) angeführte Werk von Whewell hat die specielle Absicht, zur Vereinfachung dieses Studiums zu dienen; auch mir hat es diesen Dienst geleistet.

72) Princ. lib. III. prop. 26.

die kreisförmige Bahn des Mondes, wie sie bei ruhender Sonne erscheinen würde, P der Ort zur Zeit t , P' der zur Zeit $(t - dt)$ eingenommene Ort, sodas $PP' = -r d\omega = (1 - m) r d\phi = (1 - m) v dt$,



wo v die Geschwindigkeit, mit der sich P wirklich am Fixsternhimmel (nicht in Beziehung auf die Sonne) bewegt. In C erreichte man auf CT senkrecht $CG = CT$, verbinde TG und nenne deren Durchschnitte mit den Perpendikeln $PK, P'K', F, F'$. Dann wird ⁷³⁾:

$$K'K : KP = PP' : TP,$$

also, da $KF = TK$:

$$KK' : KF = \frac{KP \cdot TK}{PT^2} \cdot PP' : TP,$$

wo die linke Seite bis auf Glieder höherer Ordnung die Fläche $KK'FF$ darstellt, sodas

$$-3m^2 F \frac{KK'FF}{PP' \cdot TP} = \frac{3m^2}{1-m} F \frac{KK'FK}{v r dt}$$

die auf TP senkrecht wirkende Kraft ist, deren Integral nach t die zu Ende der Zeit t in P erreichte Geschwindigkeit angibt; dies Integral aber findet man

$$\frac{3m^2}{1-m} \frac{F}{v r} \text{ GCKF.}$$

Es ist nun GCKF gleich der Differenz des Dreiecks TGC , welches $= \frac{1}{2} r^2$, und des Dreiecks TKF ,

dessen Flächeninhalt $= \frac{1}{2} KT^2 = \frac{1}{2} r^2 \sin^2 \omega$ ist,

sodas $GCKF = \frac{1}{2} r^2 \cos^2 \omega$, und

$$\frac{3}{2} \frac{m^2}{1-m} \frac{r F}{v} \cos^2 \omega$$

die erlangte Geschwindigkeit ist, die aber, da nach §. 15 $v^2 = rF$ ist, in

$$\frac{3}{2} \frac{m^2}{1-m} v \cos^2 \omega$$

übergeht. Das ist also der Zuwachs, welchen die Ge-

schwindigkeit v durch jene transversale störende Kraft erhält, und somit:

$$v \left\{ 1 + \frac{3}{2} \frac{m^2}{1-m} \cos^2 \omega \right\}$$

die Geschwindigkeit in jedem Punkte der Bahn. Man bemerke, das dies mit den einleitenden Bemerkungen in §. 25 vollkommen in Uebereinstimmung ist, wonach in den Quadraturen, wo $\omega = 90^\circ$ ist, die ursprüngliche Geschwindigkeit nicht vermehrt wird; die stärkste Zunahme aber in den Syzygien eintritt.

Vorstehende Formel mag noch anders geschrieben werden: Man bemerke, das der mittlere Zuwachs der Geschwindigkeit, wie er aus der Störung entspringt, $\frac{3}{2} \frac{m^2}{1-m} v$; daher ist die mittlere Geschwindigkeit in der Bahn

$$v \left\{ 1 + \frac{3}{4} \frac{m^2}{1-m} \right\} = v',$$

und wird dieses v' für v substituirt, so hat man:

$$\frac{v'}{1 + \frac{3}{4} \frac{m^2}{1-m}} \left\{ 1 + \frac{3}{2} \frac{m^2}{1-m} \cos^2 \omega \right\}.$$

Entwickelt man nach Potenzen von $m^2 = \frac{1}{179}$ und vernachlässigt alle höheren Potenzen, so kann man hierfür:

$$v' \left\{ 1 + \frac{3}{4} \frac{m^2}{1-m} \cos^2 \omega \right\}$$

(schreiben ⁷⁴⁾), oder, wenn man zur Abkürzung

$$\frac{3}{4} \frac{m^2}{1-m} = \frac{1}{108,73} = y$$

setzt, so ist die wahre Geschwindigkeit:

$$v' (1 + y \cos^2 \omega).$$

Dieser Ausdruck ist zugleich den Flächenmomenten proportional, welche in gleichen Zeitmomenten beschrieben werden, da die Bewegung auf einem Kreise vorausgesetzt ist, und bezeichnet f das mittlere, f_ω das Flächenelement in der Länge ω , so ist

$$f_\omega = f (1 + y \cos^2 \omega);$$

sodas A. B. die Flächenmomente f_ω in den Syzygien und f_ω in den Quadraturen das Verhältnis haben:

$$\frac{f_\omega}{f_\omega} = \frac{1 + \frac{3}{4} \frac{m^2}{1-m}}{1 - \frac{3}{4} \frac{m^2}{1-m}} = \frac{11073}{10973}.$$

§. 31.⁷⁵⁾ Wenn nun außer der transversalen störenden Kraft, die wir bisher betrachtet haben, noch

73) Wie der moderne Leser am einfachsten ableiten wird aus der Gleichung des Kreises $x^2 + y^2 = r^2$, wonach

$$\sqrt{dx^2 + dy^2} = \frac{r}{y} dx.$$

74) Dieser Calcul findet sich bei Newton in geometrischer, aber sehr unverständlicher Form laien angegeben. Bei Whewell (On the two motions p. 186) ist die Sache ungenau aufgestellt, wie man durch Vergleichung mit meiner Darstellung sehen wird. Bergl. Num. 76. 75) Princ. lib. III. prop. 28.

centripetale Kräfte wirken, so werden diese Störungen im Radius vector hervorgerufen und die kreisförmige Mondbahn in ein Oval verwandelt, dessen kleiner Durchmesser $2b$ durch die Syzygien, dessen größerer $2a$ durch die Quadraturen geht (nach §. 25). Das Verhältnis der dabei überschrittenen Flächen bleibt das in §. 30 dargestellte, und bezeichnen v_a , v_q die Geschwindigkeiten in den Syzygien und Quadraturen, so ist

$$\frac{f_a}{b} : \frac{f_q}{a} = v_a : v_q;$$

und daher:

$$\frac{v_a}{v_q} = \frac{1 - \frac{3}{4} \frac{m^2}{1-m}}{1 + \frac{3}{4} \frac{m^2}{1-m}} \frac{b}{a} = \left(1 - \frac{3}{2} \frac{m^2}{1-m}\right) \frac{b}{a},$$

wenn wir wieder die obige Vernachlässigung der Quadrate von m^2 eintreten lassen.

In A ist $LM = m^2 F \cdot AT$, $MT = 3m^2 F \cdot TA$, also sind die wirkenden Kräfte in den Syzygien:

$$F \left(\frac{1}{b^2} - 2m^2 b \right).$$

In den Quadraturen C ist $MT = 0$, $LM = m^2 F \cdot CT$, also hier die wirkenden Kräfte

$$F \left(\frac{1}{a^2} + m^2 a \right).$$

Bezeichnen nun φ'_a , φ'_q die Krümmungshalbmesser der ovalen Bahn in den Syzygien und Quadraturen, so verhalten sich bekanntlich die dort wirkenden Kräfte wie:

$$\frac{v_a^2}{\varphi'_a} : \frac{v_q^2}{\varphi'_q},$$

und man findet somit

$$\begin{aligned} \frac{\varphi'_q}{\varphi'_a} &= \frac{\frac{1}{b^2} - 2m^2 b}{\frac{1}{a^2} + m^2 a} \left(1 - \frac{3}{2} \frac{m^2}{1-m}\right) \frac{b^2}{a^2}, \\ &= \frac{1 - 2m^2 b^3}{1 + m^2 a^3} \left(1 - 3 \frac{m^2}{1-m}\right). \end{aligned}$$

Nehmen wir nun an, daß die Abweichungen des Ovals von einem Kreise kleine Größen erster Ordnung sind, so kann man, wenn $a = 1 + x$, $b = 1 - x$ gesetzt wird, die Quadrate von x vernachlässigen, ebenso wie die Quadrate von m^2 und die Produkte $m^2 x$; und erhält so:

$$\frac{\varphi'_q}{\varphi'_a} = 1 - 3m^2 \left(1 + \frac{1}{1-m}\right).$$

Um nun aus diesem Verhältnis den Krümmungshalbmesser das Verhältnis der Entfernungen in den Quadraturen und Syzygien zu berechnen, mußte die geometrische Form der Curven bekannt sein, welche der gestörte Mond beschreibt. Da sie aber in der That nicht bekannt

ist, so nimmt Newton hierfür auschließweise eine Ellipse ADBC, mit dem Mittelpunkt T an, deren große Axe durch die Quadraturen, deren kleine durch die Syzygien geht; dann ist bekannt, daß die Krümmungsradien in diesen $\varphi_a = \frac{b^2}{a}$, $\varphi_q = \frac{a^2}{b}$ sind, wenn a und b die große und kleine Axe bezeichnen, und man erhält so aus den gegebenen Krümmungsradien das Verhältnis der Axen.

Nun ist jedoch zu bedenken, daß, wenn wir unter Voraussetzung der ruhenden Sonne eine Ellipse als relative Bahn ansehen, diese doch, weil sich gleichzeitig die Sonne bewegt, sich verändert, so daß zu einer gewissen Zeit der Mond nicht in P, sondern in P' anlangt, und zwar so, daß wenn wir (Fig. 14) von der Quadratur C ausgehen, CTP' zu CTP in dem Verhältnis des synodischen zu dem siderischen Umlaufe steht, also:

$$CTP' = \frac{1}{1-m} CTP,$$

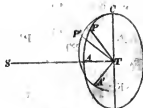


Fig. 14.

wo $CP = CP'$ ist. Ist nun so der der Apfels A entsprechende Punkt A' bestimmt, so ist auch A' die Apfels der sich unvollenden Ellipse, und es findet Newton 79),

76) Den von Newton nicht gegebenen Beweis dieses Satzes glaube ich auf folgende Weise ergänzen zu können (Fig. 15): Aus dem in §. 15 angewandten Satze vom Kreise folgt der Krümmungshalbmesser:

$$KA = \frac{1}{2} \frac{AQ^2}{QR},$$

wenn Q ein dem A unendlich naher Punkt und QR die von Q auf die Tangente in A gefällte Senkrechte, oder auch, was damit bid auf unendlich kleine Größen höherer Ordnung zusammenfällt, der Abschnitt auf einer Geraden ist, welche mit der Normalen AK einen unendlich kleinen Winkel bildet.

Ist nun entsprechend eine Figur an der anderen Curve konstruiert, so ist deren Krümmungshalbmesser

$$K'A' = \frac{1}{2} \frac{A'Q'^2}{Q'R'}.$$

Nun ist aber $A'Q' = \frac{1}{1-m} AQ$, wenn wir uns die entsprechenden Punkte so konstruiert denken, wie sie sich einander entsprechen, also:

$$\frac{1}{K'A'} = \frac{(1-m)^2}{KA} \frac{Q'K'}{QK}.$$

Um nun $Q'R'$ und QR sequem vergleichen zu können, breche man die zweite Figur nach T' so, daß TA und TA' zusammenfalle

daß, wenn ρ'_1 , ρ'_2 die Krümmungshalbmesser in den Endpunkten der kleinen und großen Ase der sich umspindenden Ellipse bezeichnen:

$$\frac{1}{\rho'_1} - \frac{1}{b} = (1-m)^2 \left(\frac{1}{\rho_1} - \frac{1}{b} \right),$$

$$\frac{1}{\rho'_2} - \frac{1}{a} = (1-m)^2 \left(\frac{1}{\rho_2} - \frac{1}{a} \right),$$

sodass also das Verhältniß:

$$\frac{\rho'_2}{\rho'_1} = \frac{b}{a} \frac{a^2 + (1-m)^2(b^2 - a^2)}{b^2 + (1-m)^2(a^2 - b^2)},$$

oder, wenn man wieder $a = 1+x$, $b = 1-x$ einführt:

$$\frac{\rho'_2}{\rho'_1} = \frac{1-x}{1+x} \frac{(1-x)^2 + (1-m)^2 \cdot 4x}{(1+x)^2 - (1-m)^2 \cdot 4x},$$

ten; wird dann QTA = w gefehlt, so ist Q'TA = $\frac{w}{1-m}$.

Man bemerke nun, daß in der Apse der Radius senkrecht auf der Curve steht und daher K, K' auf TA liegen. Dann machen offenbar TQ, TQ' mit TA unendlich kleine Winkel, und man kann demnach RQ als Abschnitt auf TQ nehmen; ebenso kann der Abschnitt R'Q' auf TQ' statt des Perpendikels eintreten.

Man hat nun:

$$TR \cos w = TR' \cos \frac{w}{1-m},$$

$$\text{also:} \quad (TQ + QR) \left(1 - \frac{w^2}{2} \right)$$

$$= (TQ' + QR') \left(1 - \frac{1}{2} \frac{w^2}{(1-m)^2} \right)$$

Fig. 15.

oder für die Glieder niedrigerer Ordnung:

$$QR - \frac{1}{2} w^2 \cdot TQ = Q'R' - \frac{1}{2} \frac{w^2}{(1-m)^2} \cdot TQ,$$

wenn die Gleichheit von TQ und TQ' berücksichtigt wird. Hieraus folgt:

$$\frac{Q'R'}{QR} = 1 - \frac{1}{2} w^2 \frac{TQ}{QR} \left(1 - \frac{1}{(1-m)^2} \right).$$

Nun bemerkt man, daß in A ein Minimum des Radius stattfindet und daher die benachbarten Radien nur um unendlich kleine Größen zweiter Ordnung von einander verschieden sind. Es schneidet daher ein mit TQ um T beschriebener Kreis die ΔT in einem Punkte X, welcher von A nur um Größen zweiter Ordnung abweicht, so daß man QX und QA als gleich und daher den Curvenbogen AQ auch gleich dem Kreisbogen setzen kann, welcher durch w. TQ gemessen wird. Dann ist aber

$$KA = \frac{1}{2} \frac{\Delta Q^2}{QR} = \frac{1}{2} w^2 \frac{TQ^2}{QR},$$

und dies gibt oben substituirt:

$$\frac{Q'R'}{QR} = 1 - \frac{KA}{TQ} \left(1 - \frac{1}{(1-m)^2} \right);$$

läßt man nun Q mit A zusammenfallen, so verandelt sich TQ in TA = b, und man hat:

$$\frac{R'A'}{R'A} = \frac{(1-m)^2}{KA} \left\{ 1 - \frac{KA}{b} \left(1 - \frac{1}{(1-m)^2} \right) \right\}.$$

q. a. d.

und, wenn man wiederum als Glieder erster Ordnung x und m² ansieht und alle Glieder höherer Ordnung wegläßt:

$$\frac{\rho'_2}{\rho'_1} = 1 - 2x(3 - 8m^2).$$

Vergleichen wir dies mit obigem Werthe des Quotienten in m, so finden wir:

$$x = \frac{3}{2} m^2 \frac{1 + \frac{1}{1-m}}{3-8m} = 0,0072.$$

Damit ist aber das Verhältniß der Entfernungen in den Syzygien zu der in den Quadraturen 0,9928 : 1,0072 oder nahezu = 69 : 70.

§. 32⁷⁷). Die Variation in der Mondbewegung ist nun die Summe der Störungen, welche theils aus der ovalen Form der Mondbahn (§. 31), theils aus der Ungleichheit der Flächenelemente, welche der Mondradius in gleichen Zeittheilen überstreicht (§. 30), entstehen. Es wird sich nun darum handeln, diese beiden Störungen anzubringen an dem in einem Kreise sich mit constant mittlerer Geschwindigkeit bewegenden Monde P'.

Betrachten wir zunächst die durch radiale Kräfte hervorgebrachten Störungen des Radius vector, so bewirken diese (Fig. 16), daß sich der Mond nicht mit der mittleren Geschwindigkeit in dem Kreise P'', sondern in der Ellipse P' bewegt, und zwar so, daß der Flächeninhalt des Sectors CTP' dem des Sectors CTP'' stets proportional ist, also wenn P'' und P' gleichzeitig einen Umlauf machen sollen:

$$\text{Sect. CTP}' : \text{Sect. CTP}'' = TC : TA.$$

Bermöge der bekannten Proportionalität der Ordinaten der Ellipse und des Kreises wird daher P''P' eine auf TC senkrechte Ordinate sein, und somit

$$\tan CTP' = \frac{1-x}{1+x} \tan CTP''.$$

Aber auch P' ist nicht der Ort, in dem sich der Mond wirklich befindet; denn es tritt noch der in §. 30 betrachtete ungleichmäßige Zuwachs der Flächen hinzu, der den Mond aus P' nach P verfeßt; es muß nämlich die Geschwindigkeit so beschleunigt werden, daß in jedem Momente die überstrichene Fläche nicht die mittlere ist, sondern diese vermehrt in dem Verhältniß



Fig. 16.

$$1 + y \cos 2\alpha.$$

Dies wird geleistet⁷⁸), wenn wir

77) Princ. lib. III. prop. 29. 78) Der Beweis hierfür, den Newton nicht liefert, ist leicht zu geben: Setzen wir ATP = α , ATP' = φ , so ist:

$$\tan CTP = \sqrt{\frac{1-y}{1+y}} \tan CTP'$$

setzen, wo in dem Quotienten die Flächenmomente in den Quadraturen und Syngelen stehen; und man hat daher zusammengekommen

$$\tan CTP = \frac{1-x}{1+x} \sqrt{\frac{1-y}{1+y}} \tan CTP'';$$

worin CTP'' die mittlere, der Zeit proportionale, CTP aber die wahre, gemäß dieser Störung verbesserte Anomalie ist.

Dies ist die Variation ⁷⁹⁾ bei mittlerem Abstände der Sonne von der Erde, wo die Differenzen vernach-

$$\cot \omega = \sqrt{\frac{1-y}{1+y}} \cot \varphi,$$

also:

$$\frac{d\omega}{d\varphi} = \sqrt{\frac{1-y}{1+y}} \left(\frac{\sin \omega}{\sin \varphi} \right)^2.$$

Aus der ersten Gleichung aber wird leicht

$$\left(\frac{\sin \omega}{\sin \varphi} \right)^2 = \frac{1+y \cos 2\omega}{1-y}$$

gefunden, und es ist somit:

$$d\omega = d\varphi \frac{1+y \cos 2\omega}{\sqrt{1-y}}.$$

also sehen die Winkelselemente in der That in der verlangten Beziehung. In sofern aber $(1+y \cos 2\omega)$ nur ein bis auf Potenzen von m^2 angenäherter Werth der Fläche ist, ist dies auch nur eine Annäherung, freilich „*maxime accurate*“, wie Newton bemerkt. Vergl. Num. 74.

79) Um dieses Resultat mit der Darstellung der Variation zu vergleichen, wie man sie heute zu geben pflegt, bezeichne man $ATP'' = \psi$; dann ist:

$$\cot \omega = \frac{1-x}{1+x} \sqrt{\frac{1-y}{1+y}} \cot \psi = (1-2x-y) \cot \psi,$$

wenn man die höchsten Potenzen von x und y vernachlässigt. Hieraus folgt:

$$\cot \omega - \cot \psi = -(2x+y) \cot \psi$$

oder

$$\sin(\omega - \psi) = (2x+y) \sin \omega \cos \psi.$$

Nun ist $\omega - \psi = \Delta \omega$ die Correction, die man an der mittleren Länge des Mondes anbringen hat; also kann $\cos \psi = \cos(\omega - \Delta \omega) = \cos \omega \cos \Delta \omega$ werden, und man hat:

$$\Delta \omega = \left(x + \frac{1}{2} y \right) \sin 2\omega.$$

Hierin ist aber ω die Länge des Mondes in Bezug auf die Linie TA, die vermöge der (scheinbaren) Bewegung der Sonne sich selbst bewegt; also, da nach §. 29, $\omega = (m-1)\theta + \beta$ ist, $\Delta \omega = (1-m)\Delta\theta$; und daher:

$$\Delta\theta = \frac{x + \frac{1}{2} y}{1-m} \sin 2(\theta - \theta'),$$

oder, wenn man die Werthe von x , y einsetzt und m^2 vernach-

lässigt, wo dann $x = m^2$, $y = \frac{3}{4} m^2$,

$$\Delta\theta = \frac{11}{8} m^2 \sin 2(\theta - \theta'),$$

läßt sich finden, welche aus der Krümmung der Erdbahn und der größeren Einwirkung der Sonne auf den Mond in seiner Conjunction als in seiner Opposition entstehen.

Die Berechnung der Variation unter Voraussetzung einer elliptischen Mondbahn führt Newton nicht aus, sondern überläßt den Zuwachs oder die Abnahme der Variation durch die Excentricität den Astronomen zur empirischen Bestimmung.

§. 33. In derselben Ausdehnung untersucht Newton die instantane Bewegung der Mondknoten, ihre mittlere Bewegung, die instantane Veränderung der Inclination des Mondes gegen die Eruphik und die resultierende Inclination ⁸⁰⁾. Außerdem stellt er seine über die anderen Ungleichheiten der Mondsbewegung angestellten Rechnungen wenigstens in ihren Resultaten mit ⁸¹⁾. Ueberall aber zeigten sich die Approximationen, welche die Theorie ergeben hatte, in vollkommen ausreichender Uebereinstimmung mit den bekannten Störungen der Mondbahn; nur die eine Berechnung, das Fortschreiten der Apiden, wollte sich für den Mond durchaus nicht mit den Beobachtungen reimen; denn wie in Num. 68 gezeigt, geben letztere eine doppelt so große Winkelebewegung der Apiden, als die Theorie.

Man mochte über diesen Umstand zunächst hinwegsehen und ihn aus den Mängeln der Methode erklären; als aber später auch die analytische Umwandlung der Mondstörungen dieselbe Abweichung ergab, kam man in Zweifel, ob die Gravitation wirklich genau nach dem umgekehrten Quadrate der Entfernung wirke, und Clairaut machte den Vorschlag, ein Glied mit der reciproken vierten Potenz der Entfernung hinzuzusetzen, dessen Coefficient so klein sei, daß es auf die anderen Elemente der Mondbahn nicht wesentlich einwirkte. Andererseits konnte diese Abweichung vom Gesetze des umgekehrten Quadrates der Entfernung nicht in Anspruch gebracht werden mit der Thatsache, daß die Apiden der Planeten eine so außerordentlich geringe (nur von den Störungen durch die anderen Planeten herrührende) Bewegung zeigen, während jede solche Abweichung nach §. 26 ein beträchtliches Fortschreiten herbeiführen müßte. Der Widerspruch aber löste sich in schönster Weise zu Gunsten des einfachen Attractionsgesetzes auf, als Clairaut entdeckte, daß bei den Mondstörungen die Glieder zweiter Ordnung noch beträchtlich genug sind, um auf die Bewegung der Apiden zu influiren, und bei ihrer Entwicklung in der That die beobachtete Größe erhebt ⁸²⁾.

So haben auch alle später aufgefundenen scheinbaren Differenzen zwischen Theorie und Erfahrung zu-

nach in dieser Form erscheint heute die Variation in der Umwickelung der Mondstörungen. Vergl. Schol. l. c. p. 141. Sie ist proportional dem Sinus der doppelten Differenz zwischen der mittleren Länge des Mondes und der mittleren Länge der Sonne.

80) Princ. lib. III. prop. 30 — 35. 81) Schol. p. prop. 36. Freier mußte er auf eine genügende Berechnung der Variation verzichten; sie überließ die Reife seiner Methoden. 82) Vergl. A. Graßl, History of physical Astronomy (London 1852) p. 46.

legt überall zur Bestätigung des einfachen, von Newton aufgestellten Gravitationsgesetzes geben, eine um so bemerkenswerthere Thatsache, als eine große Zahl einfacher physikalischer Gesetze sich bei genauerer Untersuchung als einer Correction bedürftig gezeigt haben. Das Gravitationsgesetz ist das am vollkommensten und unbedingtesten erwiesene Naturgesetz. *

§. 34. Wir kennen in der ganzen mathematischen und physikalischen Literatur kein Werk, das an Großartigkeit mit Newton's Principia nur verglichen werden könnte: Nie ist ein neues Princip so mit Einem Schläge bis in seinen weitesten, tiefsten Consequenzen entwickelt, nie eine solche Fülle der complicirtesten Erscheinungen unter Ein Gesetz durch eines einzigen Mannes Geisteskraft, seinen Fleiß, seine Umsicht, seinen Scharfsinn und seine Genialität gebracht worden. Man sollte meinen, es hätte dies Werk wie ein Blitz einschlagen müssen; es hätten sich alle Mathematiker, Astronomen und Physiker vereinigt, um es als den größten wissenschaftlichen Fortschritt zu begrüßen; sie hätten sich beeilt, es zu studiren, die Folgerungen allenfalls selbst mit der Erfahrung zu vergleichen, neue und weitere Consequenzen zu ziehen. Aber es kam ganz anders: Als die dritte Ausgabe der Principia 1726 erschien, 40 Jahre nach der ersten Publication, hatte Newton keiner einzigen Untersuchung zu gedenken, welche von anderen Gelehrten zur Weiterentwicklung seiner Theorien angestellt worden wäre.

Freilich war dies erklärlich genug: Eine Weiterführung der Newton'schen Untersuchungen mit den Mitteln, die er selbst angewandt hatte, und in der synthetisch-geometrischen Form, hätte eben auch eines Newton erfordert. Denn es ist überhaupt nur ein einziges Problem mit den Mitteln der Synthetik bisher einen Schritt weiter als in den Principiis geführt worden ⁸⁵⁾. Um dies Feld für den Fortschritt zugänglich zu machen, mußte es erst umgearbeitet werden; es mußte mit dem größten wissenschaftlichen Instrumente, das wir geschaffen wurde, dem Infinitesimalcalculus, der Boden urbar gemacht werden. Aber — und dies war der für die Wissenschaft so verhängnisvolle Umstand — die Männer, die das Instrument besaßen und handhaben konnten, lagen eben fernweg von heftiger, bitterer Feindschaft mit dem Manne, der zuerst das fruchtbare Feld entdeckt hatte.

Entbieten doch gerade die Principia die zweideutige und kränkende Bemerkung über die Originalität der Leibniz'schen Differentialrechnung ⁸⁶⁾, die Newton mit seinen Landesleuten und Leibniz mit den Geometern des Continents Jahrzehnte lang in zwei feindliche Lager spaltete. So wurde denn gleich von Anfang an die neue Theorie der Himmelsbewegungen mit partiellstem Vorurtheil aufgenommen ⁸⁷⁾. Dazu kam, daß das tiefste, feinste Werk an seine Leser so hohe Ansprüche, wie kaum eine andere mathematische Schrift macht, und wol nur

wenige der Zeitgenossen im Stande waren, den schwierigen und complicirten Entwicklungen mit Freiheit und Erfolg nachzugehen. Wirkliche Epemeriden des Mondes, die auch denjenigen, der in die Tiefe der Theorie nicht hineintrug, von der Wahrheit des Principes und der Zuverlässigkeit der Methoden Newton's hätten überzeugen können, erschienen nicht. Da nun zu allem diesem noch allgemeine philosophische Bedenken über das Wesen der Attraction selbst hinzukamen, so ist es begreiflich, daß das neue System nur sehr langsam die ihm entgegenstehenden Vorurtheile überwand und das Cartesische System fürzte.

§. 35. Leibniz wurde durch das Erscheinen der Principia veranlaßt, auf seine schon 1671 entwickelte ⁸⁸⁾, der Dekartes'schen sehr ähnliche Kosmologie zurückzugreifen ⁸⁹⁾: Er nahm zunächst eine rotirende Bewegung des Weltbals um die Sonne an, welche die Planeten um die Sonne laufen läßt. Damit diese dem 2. Kepler'schen Gesetze entsprechend sei, muß, wie man leicht sieht, die Geschwindigkeit der orbis deferentes umgekehrt proportional ihrem Radius sein; also, wenn man mit r die Entfernung von der Sonne, mit v die Anomalie, mit φ die Geschwindigkeit und mit A den in der Zeiteinheit von dem Radius vector überstrichenen Flächenraum bezeichnet:

$$v = r \frac{d\varphi}{dt} = \frac{2A}{r}.$$

Eine solche Wirbelbewegung (Circulation) nennt er eine harmonische, weil, wenn die Abstände in arithmetischer Progression wachsen, die Geschwindigkeiten in harmonischer Proportion zunehmen. Diese Geschwindigkeit wird eine Centrifugalkraft:

85) Hypothesis physica nova. Mainz 1671 (Leibniz'sche Math. Schr., herausgegeben von Gerhardt, T. VI. p. 17 seq.). Er nimmt in dieser Jagendchrift, die er zu einer Zeit schrieb, als er noch seiner eigenen Angabe mit dem Cartes'schen System noch wenig bekannt war, außer der rotirenden, mit der Rotation der Sonne um ihre Axe in Beziehung stehenden Bewegung des Weltbals, noch eine von der Sonne gradlinig ausgehende Kraft an, welche mit dem Radius identisch ist. Durch das Zusammenwirken dieser beiden Kräfte entsteht die Bewegung der Erde um die Sonne (art. 8). Doch läßt er Leibniz bei dieser hingeworfenen Bemerkung verweilen. — Die Angewandtheit der Erde, wie jeder Blaise, der Gravitation alles entgegenstellt und entgegenstehendes Bedenken wird durch äußerst rasche, die Blaise von allen Seiten unterstreichende Ströme eines Weltbals bewirkt. Die Schwere der Körper beruht darauf, daß Alles, was durch seine Heterogenität die gleichmäßige Bewegung der Weltkörperlichkeit stört, entfernt wird (art. 16, 17) a. f. w. Die Erklärung der einzelnen physikalischen Erscheinungen weicht allerdings mannichfach von der des Dekartes ab; indessen ist doch der Geist der Hypothesis nova vorzüglich derselbe, als der der Wirbeltheorie, wenn auch Leibniz (l. c. p. 61 seq.) die Vertheilbarkeit selbst bekennt. 87) Tentamen de motuum coelestium causis (Acta Acad. 1689. p. 82), während eines Aufenthaltes in Rom geschrieben, als Leibniz nur jene Ausgabe von Newton's Werk in den Actis kannte. Es hat sich noch eine zweite, doch wesentlich identische Beschreibung dieses Aufsatze in seinen Manuscripten gefunden. Siehe das in seinen Math. Schriften (T. VI. p. 144 seq.) enthalten.

88) Das Problem von der Attraction der Ellipsoide von Wudauris 1741. 84) Princ. lib. II. Lemma 2, Scholium. 86) Die Acta Acad. brachten im Juni 1686 (p. 304) eine ziemlich lange, aber süße Anspielung der Principia.

$$w = \frac{v^2}{r} = 4 \frac{A^2}{r^2}$$

erzeugen⁸⁸⁾.

Außer der rotirenden Bewegung des Ketters geht nun von der Sonne eine centripetale Kraft aus, welche die Centrifugalkraft aufhebt und den Planeten in einer Ellipse treibt. Um diese ihrer Größe nach zu finden, gehe man von der Gleichung der Ellipse

$$r = \frac{a(1-e^2)}{1+e \cos \varphi}$$

aus und berechne die nach dem Radius vector wirkende Kraft.

Die Differentiation gibt:

$$\frac{dr}{dt} = \frac{e \sin \varphi}{a(1-e^2)} r^2 \frac{d\varphi}{dt} = \frac{2A e \sin \varphi}{a(1-e^2)}$$

nach der Natur der harmonischen Wirbelbewegung. Nun ist zufolge der Ellipsengleichung

$$e \sin \varphi = \sqrt{1-e^2} \sqrt{-\frac{a^2(1-e^2)}{r^2} + \frac{2a}{r} - 1},$$

also:

$$\frac{dr}{dt} = \frac{2A}{a\sqrt{1-e^2}} \sqrt{-\frac{a^2(1-e^2)}{r^2} + \frac{2a}{r} - 1},$$

oder

$$\left(\frac{dr}{dt}\right)^2 = -\frac{4A^2}{r^2} + \frac{8}{a(1-e^2)} \frac{A^2}{r} - \frac{4A^2}{a^2(1-e^2)},$$

woraus durch Differentiation

$$2 \frac{dr}{dt} \frac{d^2r}{dt^2} = \left\{ \frac{8A^2}{r^3} - \frac{8}{a(1-e^2)} \frac{A^2}{r^2} \right\} \frac{dr}{dt}$$

folgt, also:

$$\frac{d^2r}{dt^2} = w = -\frac{4A^2}{p} \frac{1}{r^3},$$

wenn $p = b^2 : a$ den Parameter der Ellipse bezeichnet. Die nach dem Radius vector wirkende Kraft ist demnach zusammengesetzt aus der centrifugalen und einer centripetalen, nach dem umgekehrten Quadrate der Entfernung

88) Das Tentamen ist sehr flüchtig gearbeitet. Leibniz macht den Fehler, anstatt der centralen Kraft die central Deviation des freitenden Mobile in der Zeitlinie zu nehmen, die nur den halben Werth der Kraft hat. So verweicht er sich denn in allerlei Widersprüche der wunderlichsten Art, will den Satz, daß die nach dem Radius vector wirkende Resultante aus der centrifugalen und eigentlichen centripetalen Kraft zusammengesetzt sei, beweisen und dergl. Diese Consequen, die sich auch auf die Terminologie überträgt, verweirte seine Zeitgenossen, (sodas J. B. Guignoneu offen erklärt (Leibniz Math. Schr. T. II. p. 157), „er verkehrt seine Application nicht.“ Als in David Gregor's Astronom. phys. et geom. elem. (Lyon 1702) das Tentamen gebührend kritisiert wurde, verjagte Leibniz diese Illustratio Tentam. de mot. coel. caus., das in den Actis Acad. (1706. p. 446) nur in einem sehr kurzen Auszuge Platz fand, neuerdings aber nach den Manuscripten (Leibniz Math. Schr. T. VI. p. 254 seq.) gedruckt worden ist. Sie enthält nicht der Bekräftigung des Lehrsatzes noch mangelnde Sätze.

wirkenden Kraft⁸⁹⁾. Eine solche Abnahme der Kraft aber war a priori zu erwarten; denn es wird diese Anziehung durch eine, dem Lichte ähnliche, Strahlung bewirkt und muß daher auch demselben Gesetze folgen⁹⁰⁾.

So hat Leibniz den beiden ersten Keplerschen Gesetzen Rechnung getragen. Um das dritte zu erklären, nimmt er in der Hypothese eine Bewegung „nach Art der tropischen Winde“ an, welche in jedem einzelnen Ringe, wie er zur Bewegung jedes einzelnen Planeten um die Sonne nöthig ist, dieselbe lebendige Kraft hat. Da die Masse eines solchen Ringes $2\pi r$ ist, so muß also rv^2 für alle Planeten dieselbe Größe haben; da v proportional $r : T$, wo T die Umlaufzeit, so ist $r^3 : T^2$ für alle Planeten konstant, und dies ist das verlangte Gesetz.

Innerhalb jedes solchen Ringes erst findet dann jene harmonische Bewegung statt, oder mit anderen Worten, die Größe A ist für die verschiedenen Planeten und deren Ringe verschieden; aber in jedem einzelnen Ringe konstant.

Das ist die Leibniz'sche Theorie der Himmelsbewegungen. Anstatt die drei Gesetze der planetarischen Bewegung aus einem zu reduciren, wie es Newton that, bedarf er drei besondere Annahmen: die harmonische Wirbelbewegung für das 1te, die nach dem Quadrate der Entfernung abnehmende Centralkraft für das 2te und die Gleichheit der lebendigen Kraft für das 3te Keplersche Gesetz.

Daß die harmonische Circulation betrifft, so bemerkt Leibniz⁹¹⁾, „daß sie die neue und schöne Eigenschaft habe, daß die in einem solchen harmonisch kreisenden Mittel schwimmenden Körper sich durchaus frei bewegen, nicht anders, als ob sie sich in einem leeren Raume befänden“ — das ist sein Ausdruck für den Satz Newton's, daß das zweite Keplersche Gesetz für jede Centralkraft erfüllt ist. Auf die und sehr nahe liegende Frage, warum er denn das deferente Medium unter solchen Umständen nicht ganz aufgibt, antwortet er, „daß bei einer anderen Hypothese kaum ein Grund angegeben werden kann, warum die Planeten und Satelliten außerer Planetensysteme in einer und derselben Ebene bewegt werden und in demselben Sinne mit dem Centralkörper rotiren“⁹²⁾.

89) Leibniz sagt hinzu: „Video hanc propositionem jam tum innotuisse etiam vtro C. Newton, ut ex relatione Actorum appareat, licet inde non possum indicare, quomodo ad eam pervenerit.“ (Math. Schr. T. VI. p. 157). Man darf nur diesen voraussetzen, daß Leibniz doch diesen Satz erst durch die Principien kennen gelernt hat. Nicht mit Unrecht wirft ihm Newton (Leibn. Op. om. ed. Dutens. T. III. p. 482) dies vor, in dem er die erwähnten Fehler in seiner Analyse urteilt. — Ich bemerke übrigens, daß obige Ableitung zwar das Wesentliche der Leibniz'schen, aber doch in der Form verunstaltet und abgeflacht bar. 90) Eine weitere Ausführung dieses Gedankens f. Leibniz Math. Schr. T. VI. p. 256. 91) L. c. p. 259. 92) Es ist interessant, daß Kant seine heute unter dem Namen von Laplace verbreitete Kosmogonie wesentlich darauf bält, „daß ein Uebersich vorhanden sein müsse, in welchem die dem Schine nach wider einander streitenden Gründe.“ (sine Lebensbeziehung der Elemente der Planetenbahnen nach ihrer gänzlichen Unabhängigkeit von einander, vereinigt werden können und sollen, und daß in diesem Begriffe

suchte. Sie setzte an ihre Stelle aus schließlich beweisende, unmittelbare Ursachen, die aus der geometrisch verschiedenen Form hervorgehen, welche eine und dieselbe Materie angenommen hat. Spezifische Eigenschaften könnten daher einem Körper nicht zugeschrieben werden, Zweite gibt es in der nach mechanischen Gesetzen sich bewegenden Welt nicht. Die logische Unmittelbarkeit aber der bewegenden Ursachen findet ihren räumlichen Ausdruck in der Berührung der Körper. Das war der eigentliche Grund der bei allen Cartesiern unerschütterlich feststehenden Ansicht, daß ein Körper nur durch den Stoß auf den andern und nur da wirken könne, wo er ist ⁹⁷). Die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Stoßes aber wird begriffen aus der Undurchdringlichkeit der Materie, deren einzige Eigenschaft ihre unveränderliche Ausdehnung ist.

„Gibt mir Materie und Bewegung — und ich will Euch die Welt konstruiren,“ das war das stolze Wort von Descartes.

§. 37. Da trat Newton auf und behauptete, die Bewegung der Planeten um die Sonne, die des Mondes um die Erde, der Fall der irdischen Körper gegen den Mittelpunkt der Erde hin, dies Alles sei die Folge einer Kraft, welche ohne jedes Medium, durch einen leeren Raum hindurch, von Masse zu Masse wirke und sie zur Vereinigung treibe.

War das nicht eine Rückkehr zu einem überwundenen Standpunkte? Diese Fähigkeit, sich anzukleben ohne alle mechanischen Mittelglieder, war sie nicht eine völlig ungreifliche *qualitas occulta*? und jene, den leeren Raum durchdringende Kraft, was war sie anders als ein *effluxus impatiens*, wie ihn schon Kepler angenommen, oder eine geheimnißvolle Sympathie, von der die Mystiker so viel sprachen? Und stellte sich Newton nicht selbst mit leichten auf eine Stufe, indem er ⁹⁸) ausdrücklich es aussprach, „daß alle die regelmäßigen Bewegungen des Sonnensystems ihren Ursprung nicht in mechanischen Ursachen haben,“ sondern unter der Herrschaft eines allmächtigen, unendlichen Gottes stehen, der in seiner Weisheit und Vorsehung nach bestimmten Endursachen die Welt geordnet hat? Dieser Gott ist ihm nicht die Seele der Welt, sondern ihr Herrscher. Sein

Wesen (Subjekt) ist völlig unerkennbar; wir kennen ihn nur aus seinen Eigenschaften und Attributen, wie wir auch die eigentlichen Substanzen der Dinge mit keinem Sinne und durch keine Thätigkeit derselben erkennen.

Ja Newton sprach sogar die Ueberzeugung aus ⁹⁹), daß der gegenwärtige Zustand des Sonnensystems in sich nicht die Bedingungen der ewigen Dauer trage, vielmehr durch die Störungen der Planeten unter einander allmählig so verändert werde, daß es eines directen Eingriffes Gottes bedürfe, um das System wieder in seinen früheren Stand zu versetzen.

Die christlich gesinnten Gelehrten, insbesondere die Theologen, frohlodten, daß diese neue Philosophie die Herrschaft eines lebendigen Gottes über die Welt im kirchlichen Sinne wieder herstelle, während der Cartesismus einen Gott in der Natur nicht zulassen wollte, und konnte. Und Bentley preist in seinen 1692 gegen den Atheismus gehaltenen, berühmten Predigten, Newton als einen frommen und göttlichen Lehrer.

Sehr wenig erbaut waren dagegen die Mathematiker und Physiker des Continents von diesem vermeintlichen Rückschritt. Lange Zeit äußerten sie ihre metaphysischen Bedenken nur hie und da im Einzelnen, bis im J. 1715 zwischen Leibniz einerseits und einem begeisterten Anhänger Newton's, S. Clarke, andererseits eine öffentliche Disputation ¹) begann, die im folgenden Jahre mit dem Tode Leibniz' endigte, und sich wesentlich um die Frage dreht, wie Gott, der Schöpfer der Welt, in ihr wirke, wie und ob er die Bewegungen der Himmelskörper leite.

§. 38. Leibniz tritt zunächst der Ansicht Newton's, „daß Gott von Zeit zu Zeit das große Uhrwerk der Welt aufziehen müsse, weil es sonst stillstehen oder in Unordnung gerathen würde,“ mit Entschiedenheit entgegen. Er meint, „daß sie ein schlechter Meister, der zeitweise sein Werk corrigiren müsse“ ²), vielmehr ist „die Welt ein Uhrwerk, welches fortgeht, ohne einer Correction zu bedürfen. . . .“ Gott hat Alles vorhergesehen, er hat von Anfang an Alles besteuert. Die Harmonie und Schönheit ist in seiner Schöpfung von Anfang an prästabiliert ³).

Clarke aber meint, „letzte Idee führe zum Fatalismus und Materialismus, und unter dem Vorwande, aus Gott eine überweltliche Intelligenz zu machen, strebe sie in der That danach, die Vorsehung und die Regierung Gottes aus der Welt zu verbannen“ ⁴). Leibniz

1) Wo und ob das Newton überhaupt öffentlich und ausdrücklich ausgesprochen hat, weiß ich nicht. Jedenfalls aber war es seine Ansicht, wie daraus hervorgeht, daß sein gewisser Schicksalsapotheker Vorleser entstehen verweigerte.

1) Die Briefe des Recueil des lettres entre Leibniz et Clarke (Leibnitz Op. philos. ed. Erdmann. p. 746—788) enthalten auf Veranlassung der erst küniglich nach England übergetriebenen Prinzessin von Wales, einer Schülerin des großen französischen Gelehrten, die mit dem früheren Kaplan der Königin Anna, Samuel Clarke, häufig über die Lehren ihres verglichen Meisters in Streit gerieth. 2) Recueil p. 747. art. 4. 3) p. 749. art. 8. 4) p. 747. art. 4.

sich beschränkt auf die Definition der theophysischen Urtheilung. — Unsere heutige Naturwissenschaft ist reich an solchen Qualitäten: denn es fallen unter diesen Begriff die elektrischen, magnetischen Erscheinungen, ebenso wie die der allgemeinen Gravitation, die chemische Verwandtschaft, die selbst in ihrem terminus technicus noch ganz an die „Sympathien“ der älteren Philosophen erinnert u. s. w.

§. 39) Den Satz: „Ein Körper kann nur an dem Orte wirken, wo er ist,“ den man für ebenso selbstverständlich hielt, als den, daß ein Körper nur zu der Zeit wirken kann, wenn er ist (*causae causae cessant effectus*), hat Descartes von den älteren Philosophen übernommen. So finde ich bei Keilermann (*Systema physiconum* p. 74) als Axiom: „Omnia alteratio (Veränderung) fit per contactum.“ (Vergl. die impertinente Schrift: *Maupertuis, Die physik. Axiome*, 1806. p. 53). 98) In dem berühmten Scholium generale am Schluß der Principia.

büßigen bekämpft jenes Eingreifen in die Welt als ein adertonatürliches Wunder; freilich nähmen überhaupt die Newtonianer in der „Anziehung“ ein fortwährendes Wunder an; „denn daß ein freier Körper sich im Kreise rund um einen Mittelpunkt bewege, ohne daß ein anderes geschaffenes Ding auf ihn wirke, kann nicht durch natürliche Kräfte erklärt werden“⁵⁾. Clarke erwidert darauf⁶⁾: „Es ist wahr, daß, wenn ein Körper einen andern ohne Dazwischenkunft eines Dritten anziehe, so würde dies nicht ein Wunder, sondern ein Widerspruch sein, denn das würde heißen, ein Ding wirkt da, wo es nicht ist. Aber das Mittel, durch welches sich zwei Körper anziehen, kann unsichtbar und unfühlbar sein und von einer andern als mechanischen Natur“⁷⁾. „Ja, sagt Leibniz, „und unerklärlich, ungreiflich, ungewiß, ohne Grund und ohne Beispiel, und was man noch Alles hinzufügen könnte“⁸⁾. „Ein Körper wird niemals natürlicher Weise anders bewegt, als wenn ihn ein anderer Körper berührt und stößt... Jede andere Operation auf die Körper ist entweder miraculös oder eingebildet“⁹⁾. „Sie führe uns auf die qualitates occultae zurück, die uns aber in das Reich der Finsternis versetzen; das heißt inventa frange, glandibus vesci“¹⁰⁾. Clarke antwortet darauf¹¹⁾, daß es nicht schwieriger sei, sich die Wirkung immaterieller Substanzen auf materielle vorzustellen, als die materieller auf materieller. Die Welt ist eben kein Mechanismus und wird durch eine intelligente und actuelle Ursache bewegt. Uebrigens mögen die Philosophen die Ursache der Gravitation suchen, wann wird ihnen das nützlich sein, wenn sie sie finden.

Hiermit muß sich Clarke wesentlich als geschlagen erklären; er tritt damit auf den Standpunkt Newton's, der wiederholt und ausdrücklich erklärt hat, er halte die Schwere nicht für eine wesentliche (essentielle), inhärente Eigenschaft der Materie¹²⁾, wie dies seine Schüler und Anhänger annahmen. Er spricht sich über seine Ansichten in folgender klassischen Weise aus¹³⁾:

„Es scheinen mir die ursprünglichen Theile der Körper nicht nur in sich die Kraft der Trägheit zu haben und die passiven Gesetze der Bewegung, welche aus jener Kraft notwendig hervorgehen, sondern auch fortwährend Bewegungen anzunehmen von gewissen activen Principien, wie die Schwere, die Ursache der Gährung und die Cohäsion der Körper sind. Aber diese Prin-

cipien betrachte ich nicht wie Qualitäten occultae¹⁴⁾, welche man sich aus den spezifischen Formen der Dinge entstehen denkt, sondern als allgemeine Gesetze der Natur, durch welche die Dinge selbst geformt sind. Daß solche Principien in der That existiren, zeigen die Erscheinungen der Natur, obgleich noch nicht erklärt ist, welche ihre Ursachen sind. Weibigens sind jene Qualitäten selbst unsichtbar und nur ihre Ursachen hervorgehen. Ich können die offenbaren Qualitäten geben die Aristoteliker nahe den offenbaren Qualitäten, sondern nur solchen Qualitäten, von denen sie meinten, sie lägen in den Körpern verborgen und seien selbst Ursachen der offenbaren Wirkungen. Dieser Art aber würden die Schwere und die Ursachen der magnetischen und electrischen Anziehung sein, wenn wir annehmen, daß diese Kräfte oder Wirkungen aus uns unbekannten Qualitäten hervorgehen, welche ihrer Natur nach unbekannt (inexcogitabiles) und unersorbbar seien. Qualitäten dieser Art aber verhindern den Fortschritt der Naturwissenschaften und sind daher in neuerer Zeit vermieden worden. Einzelne species der Dinge behaupten, sie mit spezifischen unbekannten Eigenschaften, durch welche sie eine Fähigkeit zum Wirken haben und die übrigen offenbaren Effecte hervorbringen, begabt nehmen — das heißt sicherlich: Nichts sagen. Aber aus den Naturerscheinungen zwei oder drei allgemeine Principien der Bewegung abstrahiren, und dann erklären, wie aus diesen ersten Principien die Eigenschaften und Wirkungen aller körperlichen Dinge folgen, das ist ein großer Fortschritt in der Wissenschaft, wenn auch die Ursachen dieser Principien noch nicht bekannt sind. Daher habe ich nicht angestanden, die oben genannten Principien der Bewegung aufzusuchen, da sie in der ganzen Natur im weitesten Umfange sich offenbaren. Die Untersuchung ihrer Ursachen aber unterlasse ich.“

Und doch fällt sich Newton dazu getrieben, nach einer solchen Ursache zu forschen, und ganz, wie es Leibniz für notwendig hielt, das Verbindungsglied zwischen den sich anziehenden Körpern in dem Kreise zu suchen. Man könne sich eben denken, daß die Dichtigkeit des Aethers von den festen Körpern, den Planeten, aus nach dem freien Weltraume immerfort zunähme und „die elastische Kraft, welche Medium so groß sei, daß durch die Kraft, welche wir Schwere nennen, die Körper von den dichteren Theilen des Medium zu

5) L. a. p. 753. art. 17. Einen weiteren Einwand, den Leibniz gegen die Möglichkeit der unermittelten Wirkung durch den leeren Raum hindurch macht und auf den die Metaphysiker einen großen Werth zu legen pflegen, ist der (Mathematische Schriften T. VI. p. 274): „daß sein Grund vorhanden ist, warum die Anziehung kleiner der großen Entfernungen sein solle.“ Da sich je die unendliche Wirkung, wie es der Fall bei jeder Fortbewegung durch den mit Materie erfüllten Raum ist, in endlich erweiterten Abständen ausbreitet, sondern direct von einem Punkte in einem andern instanten fortbreitet, so ist denn Clarke in den folgenden Bemerkungen berechtigt: 6) Russell p. 763. art. 45. 7) p. 777. art. 120. 8) p. 767. art. 85. 9) p. 777. art. 113. 10) p. 787. art. 110—123. 11) Brief an Bentley, und Boyle (Opera, ed. Horsley. T. IV. p. 386 und p. 394) und Bertrac in Optica. 2. ed. 1717 und a. a. D. 12) Optica. 2. ed. quantum 31. p. 396 seq.

13) Doch mag sich Newton aus so sehr dagegen verwahren, seine Principien sind ganz aus gar die qualitates occultae der Scholastiker (vergl. Anm. 96), die ja auch nur die verborgenen Ursachen offener Erscheinungen zu nennen. Die Wirkung des Windes auf die Constitution eines Raumbereichs vor den Scholastikern eine qualitas occultae, weil sie ihre Mittelglieder nicht begriffen. Wenn ebenso wenig daraufhin in ihrer eigentlichen Ursache ist aber die Anziehung der Windes auf das die Erde bedeckte Meer. Erwinen und die Scholastiker gingen den Ursachen der offenbaren Erscheinungen (sich unbekannten Ursachen nach; jener bildete die Theorie der Erde und Wind, letztere die Atmosphäre aus; und der einzige Unterschied ist nur der, daß der große englische Naturforscher richtig und vortheilhafter beschrieb, letztere aber nicht.

den dünneren bewegt werden“ — so meint Newton ¹⁴⁾, ohne sich über dies eigenthümliche Princip weiter auszusprechen.

Wir legen auf diese Andeutungen keinen großen Werth, wie denn Newton selbst dies sicherlich nicht that; das Wesentliche ist vielmehr für uns nur das: daß er im Grunde Leibniz' Ansicht vollkommen theilte, daß sein Attractionsgesetz *causa vera* oder *physica*, sondern nur eine *causa formalis* oder *mathematica* sei; daß die Attraction nur ein Gesetz, nur ein Phänomenon sei ¹⁵⁾.

§. 39. Neben die Methode, zu wahren Naturgesetzen zu gelangen, spricht sich Newton an einer oft genannten Stelle so aus ¹⁶⁾: „Der Grund der Eigenschaft der Gravitation konnte ich noch nicht aus den Erscheinungen ableiten und Hypothesen wag ich nicht bilden. Denn was, nicht aus den Erscheinungen abgeleitet wird, muß eine Hypothese genannt werden, und Hypothesen, seien sie metaphysische oder physikalische oder qualitates occultae oder mechanische, haben in der Erfahrungswissenschaft keinen Platz“ ¹⁷⁾.

Diese Furcht vor Hypothesen ist jedoch eine abergläubische und unwissenschaftliche. Die Thatfachen geben niemals an sich die Theorie, vielmehr entspringt letztere aus der Beobachtung, und ist so lange Hypothese, als bis in überzeugender Weise ihre Uebereinstimmung mit den Thatfachen dargezogen ist. Das Attractionsgesetz war eine Hypothese, die es durch die vollständige Erklärung aller Erscheinungen im Planetensysteme seine Bestätigung erhielt. Wann die Induction eine vollständige genannt werden konnte, ist schwer, genau zu bestimmen; durch die Principia war sie kaum geliefert, wie aus §. 33 hinlänglich zu sehen ist.

Es machte sich zu Newton's Zeiten insbesondere in England eine Misachtung aller Speculation geltend, welche in Lord Bacon ihren bekanntesten Vertreter hat, in Locke und seinen Nachfolgern in anderer Weise ihren Ausdruck fand. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, nachzusprechen, wie sie eine natürliche Reaction gegen das Ueberwuchern rein aprioristischer Speculation bei den Scholastikern und gegen das Schmeibeln der Hypothesen bei den Cartesianern war. Sie hatte den Erfolg, die Physik fort und fort an die Erfahrung und die Accommodation der Ideen an die Thatfachen zu weissen, in der das wahre Wesen der Induction besteht. Sie trieb die Naturforscher zu der Untersuchung der Gesetze der Phänomene an und beschränkte die den älteren Philosophen eigenthümliche Geistverrichtung, so fort auf die wesentlichen, innersten Ursachen zurückgehen zu wollen — und dies war ihr relativer Nutzen, den sie als Durchgangspunkt in der Entwicklung der Wissenschaften bilden sollte; diese Misachtung jedoch als eine absolute aufrecht zu erhalten, wie dies vielen Naturforschern unserer Tage.

leidet begegnet, ist eine gänzliche Verkennung, des Charakters einer wahren Induction ¹⁸⁾.

Leider ist diese Misachtung zwischen speculativen Philosophen und industriiven Naturforschern eine gegenseitige. Denn die Annahme, mit der z. B. Hegel mit den mechanischen Begriffen und der Gravitation umspringt ¹⁹⁾, ohne selbst, die ersten Elemente der Zusammenfassung der Rätze klar gelegt zu haben, ist unglücklich; und wird nur von der Naivität übertroffen, mit der er in seiner Weise aus den Kepler'schen Gesetzen das von Newton und umgekehrt ableiten will. Mit seiner Definition: „Die Gravitation ist der wahre und bestimmte Begriff der materiellen Körperlichkeit, der zur Idee realisiert ist,“ und seiner weiteren Behandlung hat er für die reale Erklärung der Natur, so viel wir sehen, Nichts gethien, als das eine: philosophisches Denken über die Natur, wie sie ist, in Mitleiden zu bringen. Somit glauben wir uns auch hier nicht in eine Zurückweisung der Vorwürfe einlassen zu sollen, die Hegel der modernen Mechanik macht ²⁰⁾, da sie bereits verstanden sind, und ebenso wenig auf eine Darstellung seiner und anderer rein speculativer Philosophen Ideen über die Gravitation, da sie bis jetzt ohne jeglichen Einfluß auf die Wissenschaft selbst geblieben sind.

§. 40. Nachdem wir uns dahin entschieden haben, zunächst die Gravitation nur als ein Gesetz der Natur anzusehen, so entsteht jetzt die Frage, wie weit seine Herrschaft reicht. Diese Frage, ob es auch nicht oder gar negativ schwere Körper oder wenigstens Materien von verschiedenen Schwere gebe, nimmt in der Mechanik die bestimmte Form an: ob alle Materie in gleicher Entfernung von demselben anziehenden Körper gleich stark beschleunigt werde, also die beschleunigende Kraft jederzeit der Masse proportional sei. Dann tie durch die Trägheit bestimmte Masse eines Körpers gibt die eigentliche Quantität der in ihm enthaltenen Materie an. Die Bewegung der Planeten bejahete diese Frage; ebenso wie die von Newton angestellten Experimente mit Pendeln derselben Länge, aber aus verschiedenen Stoffen verfertigt, die Proportionalität der Trägheit und Schwere der Körper bewiesen. Glanste so Newton sich berechtigt, die Gravitation für eine allgemeine Eigenschaft aller Materie anzusprechen ²¹⁾, so erklärte sie Cotes ²²⁾ für eine wesentliche Eigenschaft, „und wie kein Körper gedacht werden kann, ohne angedehnt, beweglich und

14) Optice. II. ed. quoad. 21. 15) Princ. lib. I. def. 8. 16) Princ. Schol. am. Var. 17) Damit bricht er denn auch über seine mythologische Reizhypothese selbst den Stab.

18) Vergl. O. Hankel, Zeitang. zur Beurtheilung d. griech. Naturwissenschaft (Göttinger Vierteljahrsschrift, 1867. IV. p. 158). 19) Vorles. über Naturphilos. (Werke T. VII. Abth. I. p. 94 — 126. 20) Whewell hat sich (On the phil. of disc. p. 504 seq.) diese Mühe gegeben. 21) Princ. lib. III. prop. 6. cor. 2. Er fügt sich dabei auf die III. Regula philosophandi (Princ. lib. III.): „Die Quantitäten der Körper, welche weiter verfließt noch geschwächt werden können und allen Körpern zusammen, an denen man Experimente vornehmen kann, müssen für allgemeine Quantitäten gehalten werden.“ In schlagender Weise hat Whewell (On the phil. of discovery p. 186 seq.) die Richtigkeit dieser Trivialisität wieder auf den anderen Weg phil. Newton's nachgewiesen. 22) Vorrede zur II. Aufl. der Principia.

undurchdringlich zu sein; so kann auch kein Körper gedacht werden, der nicht schwer sei. Die Ausdehnung, Beweglichkeit und Undurchdringlichkeit ist nur aus der Erfahrung bekannt; auf dieselbe Weise lernen wir auch die Schwere kennen. . . . Entweder muß man die Schwere unter die ursprünglichen (primarias) Qualitäten der Körper rechnen, oder die Ausdehnung, Beweglichkeit und Undurchdringlichkeit sind es auch nicht. . . . Oberflächlicher und unpassender ist wohl nicht wieder über solche Fragen geredet worden. Jene Eigenschaften sind mit dem Begriff eines Körpers aus dem Ganzen verknüpft; hebt man sie auf, so entsteht ein Widerspruch in unserem Denken; noch Niemand hat aber diese innere Unlöslichkeit des Begriffs des Körpers und der Schwere nachgewiesen²³⁾. Mögen auch in der That alle Körper schwer sein, so folgt daraus nicht im Mindesten, daß sie es auch sein müssen; denn wie werden und jederzeit einen Körper denken können, der nicht schwer ist, wie wir Körper kennen, die nicht magnetisch sind. Gäbe es eine Welt, die nur aus Eisen bestünde, das magnetische Eigenschaften hätte, so würde Jedes, in diese versetzt, mit größter Sicherheit behaupten, es sei der Magnetismus eines Körpers eine ebenso allgemeine und notwendige Eigenschaft, als die Trägheit, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit u. s. w.

In der That aber sind die letzteren mechanischen Eigenschaften Bedingungen der Erfahrung, die Schwere aber ebenso, wie der Magnetismus, ein Resultat der Erfahrung.

Wie wenig man in der That die verschiedene Qualität der Materie in Bezug auf die Schwere mit ihrem Begriffe unverrückbar fund, das beweist zur Genüge die im ganzen vorigen Jahrhundert allgemein anerkannte Theorie des Phlogistons, als eines nicht nur nicht schwer-

23) Schwere hat (On the phil. of discov. p. 502 seq.) versucht, diesen Nachweis in diesem: Nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, daß, wenn die Trägheit nicht für alle Körper der Schwere proportional wäre, und die letztere durchaus keinen bestimmten Begriff von der Masse geben würde — was ohne Zweifel richtig ist; und daß dann die Natur, so zu sagen, unvernünftig, d. h. ungerichtlich und ohne Zusammenhang erschiene, — was schon Wenigstens gewiß ist, führt er sein Hauptargument (p. 525): Das Gewicht (die Schwere) eines Körpers bringe, wenn es nicht auf den Körper durch ein gleiches in Ruhe gehalten wird, die Bewegung hervor. Man erregt aber gleicher Durch gleicher Geschwindigkeit, es müssen daher zwei Körper auf der Waage gleichschwer sein, wie gleich schnell fallen, d. h. nach der Densität gleiche Masse haben. — Was ist denn vollkommen ein unwiderleglicher Beweis, wie selbst scharfsinnige und klare Väter die schließlichen Resultate begreifen können, wenn sie durchaus etwas beweisen wollen, was ihnen von Anfang an selbst ist. Man denke sich nur an den Fehler einer Deduktion beweistels dieses Massen Eigen angedrückt, um das eine Gewicht über anderem in Gleich Stellung aufgehängt. Eine auf den Fehler selbst gerichtete wirkende magnetische Kraft wird beide Körper gleichschwer. Nimmt man aber das eine Gewicht mit seinem Magnetismus das eine Mal, und das andere Mal das bloße Gewicht auf den andern Fehler setzen, so wird die Deduktion wegen des ungleichen Zeitverhältnisses sehr ungleichschwerig sein annehmen, nämlich die magnetische Kraft beide Male dieselbe ist. Wenn wir verwechseln in seinem Beweise die auf die Einheit der Masse wirkende Kraft mit der auf die gesamte Masse beschleunigenden wirkenden Kraft.

ren, sondern positiv leichten Stoffes; die Annahme von einem, jeder Schwere beraubten Substrat von Kräften (Impontentabilität); die noch heute in der Physik gewöhnliche Vorstellung eines alle Körper durchdringenden und den leeren Himmelsraum erfüllenden Aethers, der ebenfalls durchaus keine Schwere hat; endlich die ganz falsche Hypothese von abstoßenden Kräften, durch welche die Sonne den Schweif der Kometen hervorbringen soll.

Nach ist man wiederholt auf die Möglichkeit, daß die Materie zu der Anziehungskraft spezifische Verhältnisse haben könne, d. h., daß die Konstante, welche den Quotienten aus Masse und beschleunigender Kraft in der Einheit der Entfernung darstellt, für verschiedene chemische Stoffe spezifisch verschieden sei, zurückgekommen und Vessel hat darüber ausführlicher gehandelt²⁴⁾. Es wäre dann die Gleichheit der Konstante für alle Materien unseres Sonnensystems eben eine Seite der Homogenität in dem zu einem Gesamtorganismus vereinigten Sonnensystem, keineswegs aber ein notwendiges Naturgesetz.

§. 41. Newton hatte es noch für notwendig gehalten, die Anziehung zweier Körper durch die Bewegung eines Mittels zu erklären, das kontinuierlich den Raum erfüllt und dessen Theile durch unmittelbare Berührung die Bewegung auf einander übertrage; und wir haben gesehen, wie selbst jede actio in distans für eine logische und metaphysische Absurdität erklärt, und mit ihm, im Einklange der größt Theil seiner Zeitgenossen.

Der Sag: „ein Körper wirkt da, wo er nicht ist, ebenso wenig, als er dann wirkt, wenn er nicht mehr ist“²⁵⁾, der bis auf die neueste Zeit dem gefunden Menschenverstande so gewiß erschien, als daß 2 = 4 ist, gehört zu jener Classe von allgemeinen Ideen, die sich, indem man ihren Ursprung verfolgt, nur gar zu leicht zu dem Range metaphysischer, notwendiger Wahrheiten, synthetischer Urtheile a priori erheben, welche um so hartnäckiger festgehalten werden, als man unfähig ist, sie zu deroiren; worin man feistester Weise oft die Berechtigung findet, sie für unumstößliche Axiome zu erklären²⁶⁾.

24) Vessel, Unterf. d. dion. Sid. (Abhandl. d. Berl. Akad. 1824. Math. kl. S. 2—6). Vorher J. J. Mayer (Comm. rec. Gotting. Vol. XVI. p. 81—88), Lichtenberg (Schriften VII. 271—273), Böde (Wer. Sternkunde, 2. Aufl. S. 191). — Nach seinen und den Beobachtungen zu folgen, daß Jupiter gegen seine Satelliten ein anderes Maß der Anziehung zeige, als gegen die kleinen Planeten. Inzwischen hat die genauere Bestimmung der Masse des Jupiter durch Hrn. de la Place Vermuthung wieder bekräftigt (Whewell, History of scientific ideas. London 1858. T. I. p. 274). 25) S. Ann. 97. Aber im Begriff, das Manuscript abzuschließen, kommt mir ein Programm von G. Hermann (Die Principien der Elektrodynamik. Tübingen 1868) zu. In dem nach der zweiten Theil des Satzes, nämlich das alte Axiom: cessante causa cessat effectus, vermerkt wird: „Wenn man, wie dies seit Newton fast allgemein geschieht, annimmt, daß es nicht getrennte Gegenstände unmittelbar auf einander einwirken, so wird es ebenso gut auch möglich sein, eine unmittelbare gegenseitige Wirkung zwischen Gegenständen anzunehmen, die zeitlich von einander getrennt sind, vorausgesetzt natürlich, daß eine solche Annahme zu ebenso glänzenden Konsequenzen führt, wie die erste.“ 26) Vergl. G. S. Daniel (Götting's Vierteljahrsschr. 1867. IV. p. 140).

Bereits aber Newton's Schüler faßten die Fernwirkung als solche auf, ohne eine Vermittelung anzunehmen, und unsere heutigen Naturforscher finden die *actio in distans* so natürlich, so einleuchtend und begreiflich, daß es den meisten schwer fällt, zu begreifen, daß man überhaupt jemals darin etwas Unbegreifliches oder Widersprechendes finden wollte²⁷⁾. So von Grund aus verändern sich die Anschauungen: den älteren Naturforschern war nur der Stoß der Körper auf einander begrifflich, die Fernwirkung nur ein Resultat sorgfältiger Sätze; uns modernen Naturforschern scheint allein die Fernwirkung eine fundamentale Kraft; der Stoß der Körper wird erklärt durch Fernwirkungen; er ist ein höchst complicirtes, in seinen Eigenthümlichkeiten erst in der neueren Zeit und doch noch nicht genügend aufgeklärtes Phänomen. „Und so vollständig war der Sieg der Wahrheit in dieser Sache, daß wir uns heute kaum vorstellen können, der Kampf sei nöthig gewesen. Das wahre Wesen der Triumphe der Wissenschaft liegt eben darin, daß wir die Gesichtspunkte, die wir verworfen, nicht allein für falsch, sondern auch für nabegreiflich halten“²⁸⁾, d. h. leuchtend zu reden: uns an Stelle alter Vorurtheile neue einzutragen, welche die Zukunft einstens auf denselben Raum mit den alten setzen wird, wie schon unsere Zeit die Weltanschauung des Decadens, die seiner Zeit als die Rettung aus den Vorurtheilen des Scholasticismus und die Offenbarung der Wahrheit schien, ebenso, wie die des Mittelalters, für völlig unbegreiflich hält. ✕

§. 42. Es bleibt uns noch übrig, in möglichst kurzer Auseinandersetzung, wie man die Wirkung der allgemeinen Anziehungskraft der Materie auf einander durch den leeren Raum hindurch heute mit den allgemeinen Vorstellungen von Kraft und Stoff zu vereinigen sucht oder suchen kann²⁹⁾.

Wir sprechen in unserer Mechanik und Physik so viel von Kräften. Was ist aber eine Kraft? Die Ursache einer Bewegung, antwortet uns die Mechanik. Gewiss, das ist eine nominale Definition, weil setzen überall, wo eine Bewegung sich verändert, eine Kraft als Ursache voraus; aber damit ist in keiner Weise gesagt, was eine Kraft ist³⁰⁾. Sie ist ein Etwas, das die Körper treibt, eine *qualitas occulta*. Was aber ist das Etwas?

27) Voltaire sagt sehr richtig: „Bei Unde Gassienaren geschick Alles durch den Druck, was man Kräfte nicht recht klar werden will; bei den Remoniansen wird Alles durch den Zug vertrieben, was aber nicht viel deutlicher ist.“ 28) H. Weier (No. 28) *organum renovatum*. London 1858) p. 32 seq. 29) In Bezug auf diese Frage findet man treffliche Darlegungen bei Lange, *Gesch. des Materialismus* p. 362. 30) Wird man sich begnügen können, mit H. Weier (No. 28) p. 120 zu sagen: „Der Grund der Bewegung ist, vollständig genommen, eben Nichts als das Gesetz. ... Man ist, daß die physische Kraft in den Körpern besonders hier und von dem einen auf den anderen hindurchwirkt, heißt, daß sie an Etwas wirkt, wo sie nicht ist. Ist, daß sie in einem Körper latent sein kann, um erst beim Zutritt eines anderen Körpers wirksam zu werden. ... kommt Alles, was man von ihr aussagen mag, fort, so ist, wie klar begreiflich auf ein allgegenwärtiges Gesetz und seinen Verfallung zurück.“ — Das nennt man Resultaten in Abstraktionen auflösen.

Kraft ist nur ein Relationsbegriff, der erst durch die Antithese von Kraft und Stoff seine Bedeutung erhält. Versuchen wir, diese, sowohl es hier für unsere Zwecke nöthig ist, zu analysiren: Wir nehmen von den Dingen Nichts wahr, als die von ihnen ausgehenden und auf uns wirkenden Kräfte. Die Materie ist nur das logische Subject, welches unsere Vorstellung nöthig hat, um jene Vorstellungen von Kräften in eine Einheit zusammenzufassen. Sie ist mit Nothwendigkeit gesetzt durch unser Denken, welches gewirgen ist, das mannichfach wechselnde durch eine Einheit, nach dem Willen unserer Seele zu verbinden. Sie ist das unsichtbare Substrat der, so zu sagen, sichtbaren Kräfte an den Dingen.

Was bleibt nun aber für die Materie selbst übrig? Nichts weiter, als das Reizbaun an den Körpern, was wir nicht weiter in Kräfte auflösen können, das, was an ihnen nicht Kraft ist³¹⁾. Das ist 1) die Räumlichkeit der Materie, d. h. die Eigenschaft, einen bestimmten Ort im Raume einzunehmen, und 2) die Trägheit der Materie, d. h. die Eigenschaft, vermöge deren die Materie nicht aus sich selbst ihren Zustand ändert. Daß diese letztere Eigenschaft eine wesentliche und vom Begriff der Materie untrennbare ist, leuchtet ein, denn nur durch sie wird die Antithese von Kraft und Stoff erhalten. Denn so wie die Materie das passive, träge an den Körpern ist, so ist die Kraft das active, lebendige, im materiellen Prinzip, das in unloslicher Verbindung mit Materie die Natur constituit. Das sind die allein wesentlichen allgemeinen und nothwendigen primären Eigenschaften der Materie; die erste ist die Form, unter der die Beziehung eines materiellen Theilchens zu den anderen von uns angeschaut wird, die zweite enthält die Beziehung der Materie zu der Kraft. Beide sind zugleich meßbar; erstere gibt den Ort, letztere die Masse der Materie an. Alle anderen Eigenschaften, welche wir der Materie zuschreiben, sind nur secundäre, facultative, potentielle; sie drücken nur die Fähigkeit aus, in dieser und jener Weise von diesen und jenen Kräften ergriffen werden zu können; sie sind eigentliche Qualitäten, die unmeßbar sind; nur der veränderliche Grad der Kräfte, der je an ihnen zur Erscheinung kommt, kann gemessen werden. So ist die Ausdehnung eine solche Eigenschaft; sie drückt allein die Fähigkeit der Materie aus, von Repulsivkräften ergriffen werden zu können, die ihre Ausdehnung verkleinern. Diese Ausdehnung aber ist nach dem Maße der Kräfte durchaus veränderlich, und man findet es neuerdings nicht widersprechend³²⁾, sich (bei dem ab-

31) H. Weier (in *Hecher's Atomenergie*, 2. Aufl. p. 88): „Es kommt darauf an, in den Ursachen der Bewegungen einen solchen constanten Theil anzugeben, daß der Rest zwar veränderlich ist, seine Veränderungen aber aus dem meßbaren Raum- und Zeitverhältnissen abhängig gedacht werden können. Auf diese Weise gelangt man zum Begriff von Masse, an welcher die Beschleunigung von gleicher Ausdehnung gar nicht notwendig ist.“ — In anderer Hinsicht drücken sie: „Ein Körper ist ein mit Kräfte erfüllter Raum“ — und da sagt man auch, die Materie seien Materie! 32) Auch liegt man in der Molekularkinetik den einzelnen Atomen häufig keine Ausdehnung bei, sondern betrachtet sie nur als Reservaten, die sich von matter

(solaten Punktpunkte) die ganze Materie der Welt in einen ausnehmend kleinen Punkt zusammengekrümpt zu denken. Schematisch ist die Eigenschaft der Körper zu fassen, die wir Schwere nennen; es wird Materie, wenn sie sich mit anderer Materie zusammen im Raume befindet, von anziehenden Kräften ergriffen, die mit der Entfernung veränderlich sind.

Es entsteht aber hier die Frage, ob es überhaupt in der Welt verschiedene Materien gibt, oder alle Materie qualitativ identisch sei. Die neuere Naturforschung zeigt sich geneigt³³⁾, dies letztere und damit anzunehmen, daß i. B. auch die chemischen Qualitäten der Stoffe nur durch die verschiedenen (räumlichen) Formen bedingt seien, welche die Eine Materie in den verschiedenen Elementen der Chemie angenommen hat. Ebenso sieht sie die Ausdehnung als eine durch die Temperatur, d. h. im Geiste der mechanischen Wärmetheorie, durch ein Quantum von lebendiger Kraft erzeugten Edmungszustand an, und erklärt die Verschiedenheit des Maßes der Ausdehnung der derselben Temperatur nur durch die Annahme verschiedener Gruppierung derselben Natur u. s. w.

Es scheint für diese Annahme der wissenschaftlichen Gleichheit der Materie, welche aus dem Eizende entspringt, alle qualitates occultae zu verbannen und Alles aus den beiden allgemeinen und notwendigen Eigenschaften der Materie, der Räumlichkeit und Trägheit abzuleiten, die erfahrungsmäßig feststehende Thatsache zu sprechen, daß caeteris paribus alle bekannte Materie, sei sie auch qualitativ ganz verschieden, ihrer Quantität, d. h. ihrer Masse nach, schwer ist. Doch bleibt jene Annahme eben eine Hypothese, so lange nicht in der That die Verschiedenheiten der Qualität der Materie auf solche der geometrischen Form ihrer Theile zurückgeführt sind — doch dazu ist bis jetzt keine Aussicht vorhanden; und daher muß es erlaubt sein, noch an dem Principe der Identität der Materie zu zweifeln. Vor der Hand sind die secundären Qualitäten noch das caput mortuum, das dem Materielle bleibt, weil unsere Analyse es nicht vollständig in Kräfte auflösen im Stande ist.

§. 42. Auf zweierlei Weisen mag man sich dies immaterielle Princip der Kraft vorstellen: Die Kraft ist die Thätigkeit einer durch den Raum verbreiteten immateriellen Substanz, sei diese nun Eine, persönliche, selbstbewußte, nämlich Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt, oder sei sie je nach der Art der Kraft eine verschiedene, unverbundene und unpersonliche oder sei sie dreies zugleich. Diese dynamische Anschauung ist im Grunde die Newton's³⁴⁾. Wenn er auch selbst nicht den Muth hatte, sie offen zu bekennen, so that dies sein theosophischer Schüler Clarke. Ihm war der Raum das Sensorium Gottes³⁵⁾, in dem Gott essentia et sub-

stantia überall gegenwärtig ist; er erhält alle Dinge, wirkt auf sie actualiter, regiert sie, erhält ihr Sein, ihre Kräfte, ihre Anordnung, ihre Bewegungen³⁶⁾. „Auch im leeren Raume ist Gott geistlich gegenwärtig, und vielleicht sind noch in demselben Raume andere Substanzen, welche nicht materiell sind“³⁷⁾. So schwaukt er zwischen den Meinungen, daß alle Vorgänge in der Natur Gedanken Gottes sind, die durch seinen Willen unmittelbar in Erscheinung treten, und der andern, daß sie Wirkungen immaterieller von Gott verschiedener Substanzen seien, hin und her.

Die andere, bei den neueren Naturforschern in unserer Zeit wol verbreiteste Auffassung von der Natur der Kraft ist die mechanische. Sie personifizirt und befecht die Materie und legt ihr gewissermaßen ein Fühlen, Empfinden, Wahrnehmen, Wollen und Streben bei. Wozu wie eine unwillkürliche Vorstellung haben, das ist unser inneres Seelenleben mit seinen von Außen veranlaßten Wahrnehmungen. Druck, Stoß, Zug, Kraft, das Alles sind doch im Grunde aus der eigenen Empfindung abgeleitete Begriffe, die denen wir Heut an eine passive oder active menschliche Thätigkeit denken. „Was ist gewonnen, wenn man sagt, es sei die gegenseitige Anziehungskraft, wodurch zwei Stofftheilchen sich nähern? Nicht der Schatten einer Einsicht in das Wesen des Vorganges. Aber seltsam genug, es liegt fast das inwohnende Trachten nach den Ursachen einer Art von Beruhigung in dem unwillkürlich vor unserem inneren Auge sich hingelagerten Bilde einer Hand, welche die träge Materie leise vor sich hinschiebt, oder von unthätigen Polypenarmen, womit die Stofftheilchen sich umklammern, sich gegenseitig an sich zu reizen suchen, endlich in einen Knoten sich verstricken“³⁸⁾.

So schreibt man der Materie ein gewisses Gefühl zu von dem Orte, an dem sie sich befindet, und den sie so lange einnehmen wird, bis die Wahrnehmung eines anderen materiellen Körpers im Raume sie gewissermaßen veranlaßt, sich zu seiner Vereinigung mit diesem in Bewegung zu setzen. Wird dies Wollen verhindert, zur Ausführung zu kommen, so äußert es sich in einem Streben (Druck), einer potentiellen Thätigkeit (wie die Mechanik sagt: einer „virtuellen Geschwindigkeit“), die jeden Augenblick bei Beseitigung der Hindernisse in eine actualle Geschwindigkeit übergehen kann. Verschwindet der andere Körper, welcher die Thätigkeit des ersten erregt, so bewegt sich jener gleichmäßig mit derselben Geschwindigkeit, nach derselben Richtung fort, gleichsam mit einem gewissen Gedächtnis des früheren Zustandes begabt, den es fort und fort erhält.

Wie man sich auch von Seiten der Naturforscher dagegen sträuben mag: es kehrt diese anthropomorphe Thätigkeit Vorstellung immer in verschiedener Weise wieder, nur

mathematischen Punkten als räumliche eben nur dadurch unterscheiden, daß sie Angrißpunkte von Kräften sind.

33) Wie dies z. B. Schopenhauer (Erhaltung der Kraft) andrücklich anspricht. 34) Ich verweise hier einfach auf die Darstellung in §. 38. 35) Wo Newton diesen berühmten Aus-

spruch gethan hat, weiß ich nicht anzugeben. Er findet sich in dem Keelson p. 746. art. 2 und p. 747. art. 2.

36) I. c. p. 751. art. 11. 37) I. c. p. 750. art. 9. 38) Dubois-Reymond, Ueber die Natur der Elektricität. T. I. Vorrede.

daß man durch die Gewöhnung an die Abstractionen von Kraft, Anziehung, Streben u. s. w. nach und nach für ihre sojnsagen physiologische, anschauliche Bedeutung abgestumpft ist.

Bei den älteren Physikern waren diese Bilder von der Kraft, als eines lebendigen Principis, viel lebhafter, als bei uns. Aber unter Ausbrüden, wie Sympathie, Verwandtschaft, Wille, Verstand, animalische Fähigkeit u. s. w. der Körper, verstand man im Grunde Nichts weiter, als was wir mit dem bloßen Ausdruck der „Kraft“ bezeichnen.

§. 44. Mag man jener dynamischen oder dieser mechanischen Ansicht von der Natur der Kräfte anhängen, in beiden Fällen ist der Raum ein Reales an den Dingen, „nicht nur, wie Kant will, eine Form unserer äußeren Aufschauung, sondern er hat eine reelle Bedeutung, unabhängig von unserer Aufschauung“³⁹⁾.

Im Geiste der dynamischen Auffassung ist „er nicht selbst eine Substanz, sondern eine Eigenschaft, die Folge der Existenz eines unendlichen Wesens“⁴⁰⁾, und die Dinge scheinen auf einander räumlich zu wirken, weil sie den eben diesem Wesen oder seinen immateriellen Emanationen eben ihrer Stellung im Raume nach bewegt werden.

Der Begriff des Raumes in der anderen, der mechanischen, Ansicht ist ein bloßer sehr wenig ausgebildeter. Jedenfalls muß man den Körpern ein Gefühl oder Bewußtsein ihrer gegenseitigen Lage im Raume zuschreiben, da sich darnach die Kräfte richten, mit denen sie sich einander anziehen. Im Allgemeinen werden die Naturforscher sich zu der Ansicht hinneigen, der Raum sei das reale „Verhältniß zwischen den Dingen, die Ordnung der Dinge, welche gleichzeitig existiren“⁴¹⁾. Doch hat schon gegenüber dieser von Leibniz aufgestellten Ansicht Clarke bemerkt, daß man so nur zu dem Begriffe des relativen Raumes gelange, daß es aber auch absolute Bewegungen der Körper im absoluten Raume gebe⁴²⁾, wie Newton's Theorie genugsam beweist, indem sie i. B. eine gleichförmige geradlinige Bewegung des ganzen Sonnen-systemes im Raume annimmt, die keineswegs von der Beziehung zu den anderen Systemen in der Welt abhängt, sondern rein aus den Bewegungen im Sonnen-systeme selbst entsteht. Wir fügen hinzu, daß auch die oben in §. 22 dargestellten Sätze genöthig die Nothwendigkeit darthun, die absoluten Bewegungen im Raume neben den relativen zu betrachten. Eine weitere Ausführung dieser Bemerkung aber, welche die Unrichtigkeit des in der Mechanik überall an die Spitze gestellten Satzes, daß es nur relative Bewegungen gäbe, darthun

und den Widerspruch weiter aufzeigen würde, in den sich die Mechanik durch diesen Satz mit sich selbst setzt, kann hier nicht gegeben werden.

(Hermann Hankel.)

GRAVIUS (Daniel), holländischer Theolog, welcher sich nach der Beendigung seiner Studien der Verfection der Heiden widmete und besonders auf der an chinesischen Küste liegenden Insel Formosa, so lange diese in dem Besitze der Holländer war, sich demüthte, den christlichen Glauben zu verbreiten, welches Bestreben ihm auch trotz der großen Rohheit der Bewohner vielfach gelang. Er erlernte während seines länger dauernden Aufenthaltes die Landessprache so vollständig, daß er die Evangelien des Johannes und Matthäus in die formosianische Sprache übersetzen konnte, welche Uebersetzung er nach seiner Heimkehr (Amsterdam 1661. 4.) herausgab. Er besorgte auch das Lehrbuch der christlichen Religion der Missionaire Simon von Breun und Jan Harpport in holländischer und formosianischer Sprache zum Druck (Amsterdam 1662. 4.) und gibt in der Vorrede Nachrichten von den Missionen auf Formosa und über das von den Glaubenspredigern zu beobachtende Verfahren, wenn sie irgend einen Erfolg haben soll⁴³⁾.

(Ph. H. Kütz.)

GRAVIUS (Ericus Magni), dänischer Theolog, am 24. Sept. 1624 zu Kopenhagen, wo sein Vater Magnus Gravius Professor der Theologie am Gymnasium war, geboren, widmete sich, nachdem er sich in seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, auf der Universität zu Kopenhagen der Theologie und ward nach der Beendigung seiner Studien Hilfslehrer an dem Gymnasium zu Kopenhagen. Sodann wirkte er einige Zeit als Rector der Schule zu Helsingborg, bis er nach Kopenhagen als Hofprediger berufen ward. Sein Eifer in diesem Amte veranlaßte endlich seine Ernennung zum Bischof von Aarhus, wo er am 22. Febr. 1691 starb. Er wird von seinen Zeitgenossen als einer der vorzüglichsten Kanzelredner gerühmt, seine Predigten scheinen aber nicht durch den Druck eine größere Verbreitung gefunden und im Auslande bekannt geworden zu sein. Sein Sohn war ebenfalls Prediger in dem Sprengel von Aarhus⁴⁴⁾.

(Ph. H. Kütz.)

GRAVIUS (Georg), deutscher Arzt des 17. Jahrhunderts, um das Jahr 1640 zu Götting geboren, widmete sich der Medicin und übte nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit seine Kunst in seiner Vaterstadt. Er erwarb sich durch seine glücklichen Curen großes Ansehen und wurde von der Regierung zu Sachsen-Gotha zum Stadt- und Landphysicus zu Rimbild und Bärtingen ernannt, in welcher Stellung er mit unermüdetem Eifer und großer Umsicht wirkte. Er starb zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Er scheint sich besonders mit physiologischen Untersuchungen und mit der Heilmittellehre beschäftigt zu haben, wie seine wenig bekannten Schriften über den Schlaf (*Trochologia*, d. i. eiliche Fragen und

39) Vgl. weiter in dieser Beziehung auf Kepler (§. 9—11 und Anm. 68, 69, 80), der irrthümlich zu es eben geschilderte Weltansicht nicht in ihrer heutigen Abstraktheit festhielt, sondern gar oft in die dynamische hinüberwechselte. 40) Gauss, Werke. T. II. p. 177. 41) Clarke im Recueil p. 754. art. 3. 42) Recueil p. 768. art. 47. 43) l. c. p. 782. art. 52.

Leibniz dagegen erklärt dies für eine chimärische Voraussetzung p. 756. art. 10.

44) Vergl. J. Alb. Fabricius, Salsitris lux Evangelist (Hamburg 1731. 4.) p. 606.

†) Vergl. Universal-Kritiken aller Künste und Wissenschaften. Bd. XI. S. 743.

darauf gegebene Antworten vom Schlaf und dessen Nutzen. Jena 1688. 12.) und über die Heilkraft des Majorans (*Panacea vegetabilis calida seu majorana nostra igne rationis examinata et experientiae lapide lydio probata.* Jena 1689. 12.) beweisen *).

(Ph. H. Kälb.)

GRAVIUS (Gualterus), holländischer Theolog aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh., blieb nach seinem Familiennamen Bouter Kuyff und führte den Namen Gravius von seinem Geburtsorte Grave in Nordbrabant. Er widmete sich der Theologie und trat nach der Beendigung seiner Studien in den Dominikanerorden in dem Kloster zu Rynnewegen, dessen Prior er später ward, und wo er auch am 30. Mai 1534 starb. Er beschäftigte sich fleißig mit wissenschaftlichen Arbeiten, besonders mit Forschungen über die Geschichte der Liturgie und der kirchlichen Gebräuche, wie er denn auch aus einer Handschrift des früheren Mittelalters mehrere Nachrichten über die Gebräuche bei der Taufe, der Buße und dem Kirchenbanne und eine Reihe alter Predikationen bei der Messe (Ritus et observationes antiquissimas olim circa baptismos, confidantes eosque, qui pro delictis ab Ecclesia Dei eliminandi essent, observatae; item Praefationes quae vocantur, numero (XIII, non tam vetustate, quam pietate venerandae, per totius anni circulum olim cantari solitae, nunc autem prorsus obliteratae. Coloniae 1530. 8.) herausgab. Er war mit Erasmus von Rotterdam bekannt und, wie man sagt, sogar befreundet, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, die seiner Uebersetzung widerstehenden Ansichten und Behauptungen derselben zu bekämpfen; besonders trat er gegen dessen Lehre von der Weiblichkeit und dem Gaste in zwei kleinen Gegenschriften auf, welche er unter dem Namen Godfried Kuyff Larander unter dem Titel: *Apologia adversum Librum Erasmi de Confessione; item contra Ejusdem librum de Esu Carnium* (Antwerp. 1525. 8.) herausgab und wodurch das Andenken an seinen Namen, welcher vielleicht längst vergessen wäre, erhalten wird †).

(Ph. H. Kälb.)

GRAVIUS oder DE GRAUW (Isaard), niederländischer Historiker des 16. Jahrh., welcher seinen Namen von dem Dorfe Grauw bei der Stadt Leuwarden in Friesland führt. Er widmete sich der Theologie, beschäftigte sich jedoch, nachdem er seine Studien beendet und die Priesterweihe erhalten hatte, hauptsächlich mit der Erforschung der Geschichte seines Vaterlandes. Da aber Friesland zu dieser Zeit durch den Krieg mit den Herzogen von Sachsen arg heimgesucht wurde und schwere Leiden zu dulden hatte, so begab sich Isaard, um seinen Studien in Ruhe leben zu können, um das Jahr 1512 nach Rom und benutzte hier fleißig die in den Archiven verborgenen historischen Schätze. Er ent-

deckte so auch mehrere Urkunden, durch welche Karl der Große den Friesen wichtige Privilegien ertheilt hatte und stellte sie an die Spitze seiner Arbeit mit bitteren Klagen, daß trotz desselben sein Vaterland auf so ungerechte Weise von den Sachsen unterdrückt sei. Seine Chronik, welche in der Art und Weise gehalten ist, wie Johann von Beta seine Geschichte der Bischöfe von Utrecht und der Grafen von Holland schrieb, reicht vom Jahre 763 bis zum Jahre 1514. Sie wurde bis jetzt nicht durch den Druck bekannt gemacht, aber von Eust. Petri, der ihre Genauigkeit und Zuverlässigkeit sehr anpreist, in seiner Geschichte der Friesen fleißig benutzt, ob er aber dabei stets mit sorgfältiger Kritik verfuhr, dürfte bei der bekannten Oberflächlichkeit dieses Geschichtsschreibers und Literaturschriftstellers sehr zu bezweifeln sein. Die sonstigen Lebensverhältnisse Isaard's von Graw sind ebenfalls bekannt wie sein Sterbjahr *).

(Ph. H. Kälb.)

GRAVRAND oder GRAVERAND (Joseph), gewöhnlich Graevand der Meistere genannt, französischer Musiker und Componist, am 2. April 1770 in Caen geboren, erhielt seine erste musikalische Bildung in den Singschulen der Kirchen Saint-Pierre und Saint-Sulpice seiner Vaterstadt. Den ersten Unterricht auf der Violine gab ihm in seinem neunten Jahre Dueru, ein Schüler Capron's. Später begab er sich nach Paris und beendigte seine Studien unter der Leitung Baillet's. Nachdem er mehrere Jahre am Theater zu Caen als Violinist gewirkt hatte, wurde er Director des Orchesters. Als Lehrer der Violine und des Gesanges leitete er zugleich mehrere Jahre hindurch mit Geschick und Befleiß die Liebhaber-Concerte; zugleich versuchte er sich mit gutem Erfolg als Componist, und man hat von diesem ausgezeichneten Künstler sieben Sammlungen von Violin-duetten und drei Trio's von zwei Violinen und Violoncello, welche in Paris in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts erschienen und ihre Beliebtheit lange behaupteten. Graevand starb im J. 1847 in Caen †).

(Ph. H. Kälb.)

GRAW (Nausea), Friedrich, den Weimaraner Blancicampianus von seinem Geburtsorte Waischenfeld in Franken als beilegend, war nach dem Verzeichnisse, welches Hornmayr über die Bischöfe in Wien archivalisch mittheilte (Wiens Geschichte. II. Jahrg. 1. Bd. 2. Heft. S. 140 fg.), der Reihe nach der XL. Bischof von Wien. Wenn Hornmayr aber den Ort „Weissenfeld“ in Württemberg finden will, so ist dies völlig unrichtig, als Bedenke und Stumpf's Meinung (Geschichte der Universität Würzburg S. 20 und Nachrichten der Gelehrten Würzburg S. 66), Weichenfeld bei Würzburg sei sein Geburtsort gewesen. Aus Stiftungsurkunden hat der verstorbene Rentammann Frid. Joseph Titus, welcher Amtsvogt in Waischenfeld in der fränkischen Schweiz

*) Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. G. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. 2. Bd. S. 1593.

†) Val. Andr. Dusseli Bibliotheca Belgica (Lovanii 1643. 4.) p. 300. J. Eekard et J. Quenst, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Tom. II. p. 139.

u. Gueff. v. 18. a. 2. Grise Secion. LXXXVIII.

*) Bergl. J. F. Foppens, Bibliotheca Belgica. Tom. I. p. 552. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 361. Biographie générale. Tom. XXI. p. 756.

†) F. J. Frits, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. (Paris 1862. 8.) p. 91. Universal-Lexikon der Tonkunst von J. Schläderbach und Ch. Grisebort. Bd. II. S. 229.

war, nachgewiesen, daß nur dieses in der Nähe von Muggendorf und Gschweinheim gelegene, zum Landgericht Hülfsfeld gehörige Wälschenfeld der Geburtsort Kaufes's gewesen ist. Das Jahr seiner Geburt läßt sich nicht mehr genau bestimmen. Aus seiner früheren Bildungswiese ist uns bekannt, daß er Doctor der Theologie und der Rechte geworden und bei dem Cardinal Lorenz Campegio die Stelle eines Secretairs verwaltete. Durch dessen Empfehlung wurde er 1525 von dem Rathe zu Frankfurt berufen und von dem dortigen Capitel zu St. Bartholomäus als Pfarrer gewählt. Allein sehr wenig Befall fand sein heftiger Eifer gegen die Reformation, während dieser Zeit stand gerade von Mainz aus gern gesehen wurde, und schon im folgenden Jahre 1526 er als Prediger in der Stiftskirche sich einen außerordentlichen Ruf verschaffte. Besonders nach Oesterreich verbreitete sich sein Ruhm, und Kaiser Ferdinand I. ernannte ihn 1534 zu seinem Hofprediger. Er wohnte im Kloster zu St. Dorothea und predigte in der St. Stephanskirche. Im J. 1538 ward er zum königlichen Rathe ernannt und zum bischöflichen Coadjutor. In Folge des unerwarteten Todes des wissenschaftlich hochgeachteten Bischofs Johann Faber, welcher der Universitätsbibliothek in Wien seine wertvolle Büchersammlung schenkte, gelangte Kaufes im J. 1541 auf den Bischofsstuhl. Wiewol derselbe die Lehre Luthers's und seinen kaisersüchtigen Reformationseifer verurtheilte, war er dagegen Nichts weniger als blind gegen die vielen Gebrechen und Mißbräuche, welche sich in das katholische Kirchenleben eingeschlichen und festgesetzt hatten. In seinen Predigten nahm er oft Veranlassung im Gegenjage des entarteten kirchlichen Lebens die evangelische Wahrheit mit aller Freimüthigkeit zu verkündigen, und gab den Wunsch laut zu erkennen, der Papst möge eine zweckmäßige Verbesserung der entarteten Kirchengewalt noch rechtzeitig vornehmen und dadurch der unvermeidlichen gewaltsamen Umwälzung des kirchlichen Systems mit Klugheit vorbeugen. Allein seine redlichen Wünsche fanden keine Beachtung. Auf dem Concil zu Trient war er persönlich zugegen, befand sich wegen seiner Gelehrsamkeit und Sitteneinheit dort in großem Ansehen, vertheilte nicht die vielen Mißbräuche, beistimmte sich bei den meisten Colloquiis und ermahnte die Parteien mündlich und schriftlich zur Nachgiebigkeit und Einigkeit des Glaubens. Diese vermittelnden Versuche wurden ihm aber durch Verdrüssigung seines orthodoxen Kirchengläubens von den Festen schnell gelohnt. Namentlich nahm man Anstoß an seinen entgegenkommenden Vorschlägen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten zu reichen, unter welchen es auch Christus eingelegt hat, sowie an der milden Auffassung, den niederen Klerikern den Eölibat nicht aufzulegen zu wollen. Vielleicht mag sein Eifer für die Religion und die geheimen Ränke seiner Gegner seine Gesundheit vor der Zeit untergraben haben, denn er starb zu Trient selbst am 6. Febr. 1552 eines plötzlichen Todes. Die Anzahl seiner Schriften ist höchst umfangreich und zu Götting bei Quentel 1567 erschien eine Gesamtausgabe. Wir bibliographischer Ausführlichkeit ver-

breitete sich über den Inhalt der meisten Werke Kaufes's Denks in seiner Buchdruckergeschichte Wiens. Auch Jod's Pantheon der Literaten Bamberg's S. 340—348 führt die einzelnen Schriften an. Bis zum Jahre 1546 hat Kaufes selbst ein Verzeichniß seiner Schriften gegeben und seinem „*Volamen epistolarum miscellaneorum*“ einverleibt. Mit Uebergang seiner homiletischen Werke sind seine wichtigsten Werke: *Consilia de puero Uteris instituendo*; *Disticha in omnia capita omnium librorum Lactantii*; *Enconomiom civitatis Patavinae*; *Principio dialectices*; *De natura et commendatione thermarum*; *Oratio ad Erasmus, ut conventui imperii Spirensi interesse velit*; *Catechismus catholicus de rebus mirabilibus, monstris, cometis*; *De sine mundi cum tribus de ultimo Christi adventu*; *Responsa una cum eorum declamationibus et moderaminibus s. sedis apostolicas ad aliquot gravamina nationis germanicae*. Fol. etc. Im Hinblick auf diese seltene Fruchtbarkeit eines vielseitig gebildeten Geistes, welche sich in zahlreichen Werken beurkundete, urtheilt Hormayr in seiner Geschichte von Wien Bd. VI. S. 148 sehr richtig von ihm also: „ein berühmter Schriftsteller in der Geschichte, im bürgerlichen, Staats- und kanonischen Rechte, in der Gottesgelehrtheit, Grammatik, Dicht- und Redekunst und sogar in den Naturwissenschaften. Von Mailand und Venedig bis nach Leipzig und Wien, Paris und Antwerpen wurden seine zahlreichen Werke, seine Briefe aber zu Basel in Druck gegeben.“ (Stenglein.)

GRAWE (zuweilen fälschlich Grave geschrieben), ein vorzüglicher deutscher Sänger, im J. 1758 zu Dresden geboren, bewies ein so vorzügliches Talent als Tenorist bei seinem ersten Erscheinen auf dem Theater zu Dresden, welches er im J. 1780 betrat, daß man ihm eine große Zukunft vorhersehen konnte. Im J. 1786 verließ er Dresden und begab sich nach Weimar, wo sein Gesang gebaurend wirkte und die verwitwete Herzogin so sehr für ihn einnahm, daß sie ihn auf ihre Kosten nach Neapel schickte, um sich bei dem berühmten Aprile noch weiter auszubilden. Nach seiner Zurückkunft fand indessen sein Gesang weniger Beifall und er starb nicht lange nachher im J. 1790 in einer Art Geistesjerrüttung *). (Ph. H. Kuhn.)

GRAWERT (Johann Andreas Rudolf von), preussischer General, im J. 1746 in Ostpreußen geboren, woltete sich dem Kriegsdienste und trat sehr früh in das preussische Heer, in welchem er im J. 1783 bereits zum Major und im J. 1788 zum Commandeur des Regiments Herzog von Braunschweig avanciert war. Nachdem er als solcher die Rheinexpedition mitgemacht hatte, wurde er im J. 1797 General und erhielt im J. 1800 zugleich die Stelle eines Generalinspectors der Infanterie in Oesterreich. Im J. 1806 führte er die Avantgarde des Fürsten Hohenzollern und eröffnete mit dieser die Schlacht von Jena; im J. 1812 wurde ihm der Oberbefehl über

*) Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schläderbach und Ch. Bernsdorf. Bd. II. S. 229.

das preussische Hülfscorps gegen die Russen übertragen, er legte denselben aber wegen fortwährenden Unwohlseins alsbald nieder und zog sich in die Ruhe nach Glog zurück, wo er um das Jahr 1817 starb. Sein Sohn August von Gramerz wählte ebenfalls die militärische Laufbahn und diente, nachdem er die entsprechende Ausbildung theils in dem österreichischen Heere, theils auf der Kriegsschule zu Berlin erhalten hatte, abwechselnd in der preussischen Cavallerie und Infanterie. Er machte alle Feldzüge vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1815 mit, wohnte den Belagerungen von Luremburg und Magdeburg bei und befand sich in den Schlachten von Jena, Or. Oderschen, Bautzen, Dresden, Gultin und Leipzig, wo er das eiserne Kreuz erhielt, hatte es aber nach allen diesen Unternehmungen doch nur zum Range eines Premierlieutenants gebracht. Als solcher machte er auch den Feldzug nach Frankreich mit, und erst nach seiner Zurückkunft von Paris rückte er allmählig zum Major und zum Adjutanten in der ersten Division vor. Er fand in dessen bei seinen Vorgesetzten wegen der Offenheit und Biederkeit seines Charakters und bei seinen Vorgesetzten wegen seines raschen und richtigen militärischen Urtheils in großem Ansehen, und ihm schienen glänzende Aussichten für die Zukunft genugsam zu sein, als ihn ein schneller und ganz unerwarteter Tod in der Blüthe seiner Jahre am 19. Febr. 1828 dahintrug. (Ph. H. Kuhl.)

GRAY, Stadt auf einem Hügel am linken Ufer der Saone, in Frankreich im Departement der oberen Saone, 5 1/2 Meilen nordwestlich von Besançon, in einer fruchtbaren, von waldigen Höhen eingeschlossenen Thalebene, 678 pariser Fuß über dem Meere, hatte 1811 4274, 1821 5252, 1831 6100, 1841 7000, 1851 6700, 1861 7051, 1866 6764 Einwohner. Das gleichnamige Arrondissement zählte 1801 82,700, 1821 82,800, 1841 90,800, 1851 89,200, 1861 80,974 Einwohner. Während also der Landbevölkerung in den drei letzten Jahrzehnten an der allgemeinen raschverlaufenden Bevölkerungsbewegung der französischen ländlichen Districte Theil genommen, so von 1851—1861 jährlich um 9 pro Mille an Seelenzahl verloren hat, hat die Stadt, das Centrum des Landbezirks, durch Handel und Industrie begünstigt, wenigstens seine wesentlichen Rückschritte gemacht, und es ist hier im Kleinen, wie anderwärts (Paris, Strasbourg u.) im Großen, der Einfluß der Centralisation ersichtlich. Gray liegt in dem eisenreichen Departement Frankreichs (man gewinnt 5 1/4 Millionen Centner Eisenerz jährlich und 47 Eisenhütten und Hochofen verarbeiteten dasselbe), die Wasserkraft der Saone und ihrer Nebenflüsse setzt ausserdem zahlreiche Papiermühlen in Bewegung. In Gray selbst befindet sich ein großes Glashüttenwerk mit Schneide-, Del-, Lein-, Walle- und Walmühle; ausserdem wird die Fabrication von Apphar-, Arzney- und Gärbereit betrieben. Wichtig ist der Weinbau; die durchschnittliche Temperatur beträgt 82° F. Vor Allen aber zeichnet sich Gray als Handelsplatz aus. Im Jahr

barem Flusse gelegen, mit gutem Hafen, in der Mitte des Saoneflusses, war es der Sammelplatz für die von Süden kommenden Waaren, welche sodann mit Frachtfuhrwerk über das Plateau von Langres nach Norden befördert wurden. Getreide, Wein, Süßfrüchte, Colonialwaaren bildeten die hauptsächlichsten Exportartikel, neben den eigenen Erzeugnissen der Gegend: Eisen, Dreier, Holzbohlen, Heu. Der Eisenhandvertrieb hat zwar dem Transithandel theilweise andere Richtungen gegeben, insofern hat Gray selbst wichtige Bahnverbindungen über Langres und Chalon nach Norden (Paris, Charnapagne), über Epinal nach Nordosten (Strasbourg), über Besoul zum obern Rhein, über Chalon und Lyon nach dem Süden, über Salins nach der nordwestlichen Schweiz, und ein letzter Hafen ist demnach geblieben. — Gray hat ein altes Schloß der Herzoge von Burgund, ist Sitz eines Gerichtshofes, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer; es hat ein Communalcolleg und eine Bibliothek von 4000 Bänden, ehemals auch eine Universität. Die Stadt wurde bereits im 7. Jahrhundert gebaut und während der inneren Kämpfe unter den Königen Johann und Karl V. von Frankreich und dem Herzoge Philipp dem Kühnen von Burgund zweimal, 1300 und 1384, niedergebrannt. Am 19. Febr. 1668 öffnete es den Feldherren Ludwig XIV. seine Thore, mehr durch Ueberraschung als durch Wassergewalt bezwungen, der letzte und damals letzte Platz der Franck-Comté, welche in 14 Tagen von den Franzosen eingenommen wurden. Zwar gab Frankreich im oadener Frieden (2. Mai 1668) die genannte Franck-Comté an Spanien wieder heraus, weil es einestheils den Besitz der Städte und Festungen in Gennegau, Blandern u. vorzog, und weil es andererseits die Besignation der Franck-Comté sich für gescheht hielt. In der That eroberte König Ludwig XIV. schon im J. 1674 die Festungsbefestigungen gegen Kaiser Leopold wieder und ließ ein Heer in die Franck-Comté einrücken. Gray war eine der ersten Festungen, welche (im April 1674) von dem Herzoge von Savoyen eingenommen wurden. Als im Mai Besançon, am 6. Juli 1674 kapitulirt hatte, war das ganze Herzogthum im französischen Besitze und ist es auch bis heute zu Rommegeen (6. Febr. 1679) geblieben. Seitdem ist Gray französische Stadt. Der König von Frankreich ließ aber bald nach der Eroberung die Festungswerke zerstören und Gray wurde ein offener Platz. (Oto Delitach.)

GRAY oder GREY, der Name mehrerer berühmten Adelsgeschlechter, aus denen viele in der englischen Geschichte bekannt und zum Theil auch berühmte geistliche Persönlichkeiten hervorgingen. Das älteste Geschlecht soll von Kollo, einem Kammerherrn, des Herzogs Robert von der Normandie, herkommen. Er nannte sich, wie man erzählt, von dem Schlosse Gray in der Normandie, welches er zum ersten erbauet hatte. Erben des Gray, welchen Namen seine Nachkommen, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England überzogen, in Gray oder Grey *) verewandelt haben sollen. Mehrere Zweige dieses

*) Gray, Kreis Helvetia, der Decanats, Jahre 1808, S. 11.

1) Beide Worte haben gleiche Bedeutung (grau) auf Griechisch

Geschlecht haben schon frühzeitig aus. Roger de Gray zu Witten erwarb sich im 14. Jahrh. unter Eduard II. in den schottischen Kriegen Ruhm und starb im J. 1354; sein Sohn Reginald diente in den Kriegen gegen Frankreich und führte von seiner Burg Ruthven in Denbighshire den Titel Lord de Ruthven; er ward bis an seinen Tod (1389) zu allen Parlamenten berufen. Er hinterließ zwei Söhne, John und Edward. John, der ältere Sohn, setzte die Linie der Lords Gray von Wiltton fort, welche mit Thomas Gray, der in eine Verschwörung gegen Jacob I. verwickelt gewesen sein soll (vergl. den Art. Lord Thomas Gray), im J. 1614 ausstarb. Eine Nebenlinie bildeten die Grafen von Kent; zu dieser gehörte Henry Gray, Graf von Kent, welcher im J. 1710 zu dieser Würde erhoben und von Georg I. zum Stiegelbewahrer und geheimen Rathe ernannt wurde; er starb im J. 1740 ohne männliche Nachkommenschaft; seine Urenkelin, Amabel, die Witwe Lord Polwarth's, wurde im J. 1816 zur Gräfin de Gray erhoben und dieser Titel ging nach ihrem Tode (1833) an ihren Kassen Thomas Philip Robinson Lord Graham (s. den Art. Thomas Philip Robinson Graf Gray) über. — Edward, ein jüngerer Sohn Reginald's Gray de Ruthven, heirathete Elisabeth, die einzige Tochter des Lord Heinrich Ferrers de Groby, dessen Titel er annahm. Der Graf desselben, John Gray Ferrers de Groby, fiel in der Schlacht von E. Albans (1461), worauf seine Witwe Elisabeth Woodville sich in zweiter Ehe mit König Edward IV. vermählte (s. den Art. Elisabeth Gray). Thomas Gray, ältester Sohn Elisabeth's aus ihrer ersten Ehe mit John Gray, ward von seinem Stiefvater Edward IV. im J. 1472 zum Grafen von Huntingdon und im J. 1475 zum Marquis von Dorset erhoben. Er entging während der kurzen Regierung des grausamen Richard III. den Nachstellungen desselben und flüchtete nach Frankreich, von wo er mit Heinrich VII. zurückkehrte und nach mancherlei Schicksalen im J. 1501 starb. Sein Sohn Thomas Marquis von Dorset wurde im J. 1512 mit Hilfstruppen nach Spanien geschickt und machte in Verbindung mit dem spanischen Heere einen Einfall in Guluene. Er stand bei dem Könige Heinrich VIII. in großem Ansehen und starb im J. 1530. Sein ältester Sohn Henry heirathete Francisca Brandon, Tochter des Herzogs von Suffolk, der Tochter der Herzogin von Suffolk, der Witwe Ludwig's XII. von Frankreich und einer Enkelin Heinrich's VII. von England, wodurch er mit dem königlichen Hause verwandt und nach dem Tode seines Schwiegervaters zum Herzog von Suffolk ernannt wurde. Diese Verwandtschaft brachte großes Unglück über ihn und seine Familie und er starb im J. 1554 auf dem Blutgerüste; dasselbe Schicksal hatte seine Tochter Johanna, die neuntägige Königin von England (s. den Art. Johanna Gray). John Gray,

Henry's Bruder, pflanzte das Geschlecht fort; der Enkel desselben, Henry Gray und seit 1628 Graf von Stamford, besand sich im Kampfe mit Karl I. auf der Seite des Parlaments und starb im J. 1673. Sein Sohn Thomas gehörte ebenfalls zur Volkspartei und war einer der Richter Karl's I.; er starb noch vor seinem Vater. Sein Sohn Thomas nahm Theil an der Invasion des Grafen Rannouth, um den König Jacob II. vom Throne zu stürzen, ward aber begnadigt (vergl. den zweiten Art. Thomas Gray). Von John, seinem Sohne, stammt Georg Harry Gray, der jetzige Graf von Stamford und von Harrington, ab, welcher am 7. Jan. 1827 das Licht der Welt erblickte. — Die Familie Gray auf Gillingham und Howid, welche mit der vorübergehenden derselben Ursprungs sein soll, war schon im 13. Jahrh. in Northumberland ansässig und erhielt von den Königen Schottlands, womit sie als Bewohner der englischen Grenzprovinz in häufigem Verkehr standen, allmählig der geleisteten Dienste wegen viele Vänbereien zum Geschenk. John Gray, welcher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. lebte, bekam von Robert Bruce, den er in dem schottischen Unabhängigkeitskriege unterstützte, die Grafschaft Perth. Sein Sohn, Thomas Gray, heirathete eine Tochter John Mowbray's, Herzogs von Norfolk, und starb im J. 1402. John, sein ältester Sohn, wurde im J. 1418 von Heinrich V. zum Grafen von Tanderwille in der Normandie erhoben, sein zweiter Sohn, Thomas, setzte die in England bleibende Linie seines Geschlechts fort und ist der Ahn der noch jetzt blühenden Familie. Von ihm stammt Sir Edward Gray auf Howid, welcher im J. 1632 starb. Sein Urenkel Henry erhielt im J. 1746 die Würde eines Baronets und dessen viierter Sohn Charles Gray war Oberbefehlshaber in Indien und starb im J. 1807 (s. den Art. Charles Gray). Sein Sohn, sein Enkel und sein Neffe setzten sich im englischen Staatsdienste aus, und insbesondere gehört sein ältester Sohn Charles Gray zu den berühmtesten Staatsmännern der neuesten Zeit (s. den zweiten Art. Charles Gray). Ein Sir Charles Edward Gray, welcher demselben Geschlechte angehört, war im J. 1835 königlicher Commissar in Canada und Mitglied des Geheimrathes und kam im J. 1838 als Vertreter der Stadt Lynmouth in das Unterhaus. Im Septem. der 1846 ging er als Gouverneur nach Jamaica. — Sir George Gray, ein bekannter und geachteter englischer Kriegsmann und Kolonialgouverneur, am 4. April 1812 zu Eltham geboren, war der Sohn eines Oberstleutenants im britischen Heere, welcher bei dem Sturme von Badajoz fiel und wurde zwei Tage vor dem Tode desselben geboren. Er ward in Irland von Verwandten erzogen und wählte nach der Beendigung seiner Studien auf dem College von Sandhurst die Laufbahn seines Vaters. Er war sehr jung zum Leutnant vorgerückt, als er sich entschloß, eine wissenschaftliche Expedition nach Australien zu unternehmen und sowohl bei der Regierung als auch bei der geographischen Gesellschaft zu London bereitwillige Unterstützung fand. Er veröffentlichte die Ergebnisse seiner mit vielen Schwierigkeiten verbundenen

Anmerkungen (geh): die historischen Artikel sind deshalb hier, um Verwirrung zu vermeiden, unter einer Scheidung zusammengefaßt, die literarischen Artikel folgen der Schreibart des Namens, von der jedesmalige Inhaber derselben angenommen hat.

Forschungen im westlichen und nordwestlichen Theile der Insel in seinen Journals of two Expeditions of discovery in North-West and Western Australia during the years 1837, 1838 and 1839 (London 1841. 8. 2 Voll.), wozu noch das Vocabulary of the Dialect of S. W. Australia (London 1841. 18.) gehört. Er wurde noch, ehe dieser Werk beendet war, zum Residenten in King-George's Sund ernannt und erregte durch eine Denkschrift über die beste Politik, die England für seine Besitzungen in Polynesien, Australien, Neu-Seeland und in Südafrika zu beobachten habe, die Aufmerksamkeit des Ministeriums, welches ihn zum Statthalter der Colonie Adelaide in Südastralien mit sehr ausgedehnten Vollmachten ernannte. Während seiner Sendung nach Neu-Seeland (1845 — 1847), wo zwischen der Regierung und den Eingeborenen Streitigkeiten ausgebrochen waren, duldete er die Colonie vollkommen; er ward zur Belohnung seiner Verdienste zum Ritter des Bathordens erhoben und genoß nun einige Jahre wohlverdienter Ruhe, während welcher er die von ihm gesammelten reichen Materialien zu dem für die Ethnographie hochwichtigen Werke: Polynesian Mythology and Ancient Traditional History of the New Zealand Race (London 1855. 8.) ausarbeitete. Im J. 1854 ward er zum Gouverneur der Capcolonie ernannt und erwarb sich durch seine anermühten Bemühungen, durch die Förderung der Colonisation einen gesicherten Zustand herzustellen, die Achtung und Liebe der Eingeborenen. Seine Abberufung nach dem Sturze des Ministeriums Derby erregte deswegen einen Sturm des Unwillens in Südafrika und das Ministerium Palmerston berief sich, ihn im October 1859 auf seinen Posten zurückzuschicken *).

(Ph. H. Kütz.)

GRAY (Andrew), ein sehr beliebter presbyterianischer Prediger in Schottland, am J. 1634 in der Grafschaft Kenfrew geboren, widmete sich, nachdem er sich schon sehr früh die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, zu Glasgow dem Studium der Theologie und trat bereits in seinem 19. Jahre in den geistlichen Stand. Seine Predigten fanden so ungewöhnlichen Beifall, daß er schon im J. 1654 als Prediger nach Glasgow berufen ward. Er zog sich aber durch den allzu großen Eifer, womit er den Pflichten seines Amtes oblag, die Ausdehnung zu, an der er im J. 1656 in der Blüthe seiner Jugend starb. Seine Predigten wurden auf das Verlangen seiner Zuhörer nach seinem Tode gedruckt (Communication Sermons. Edinb. 1661. 8. London 1679. 8.), und der Beifall, der ihnen zu Theil wurde, währte so ungeschwächt fort, daß man noch nach dem Verlaufe eines Jahrhunderts eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke (Whole Works. Glasg. 1762. 8. Falkirk 1789. 8.) besorgen zu müssen glaubte *).

(Ph. H. Kütz.)

GRAY oder GREY (Charles), englischer General-Lieutenant, im J. 1729 geboren, widmete sich schon in früher Jugend dem Kriegsdienste, machte als Adjutant des Prinzen Ferdinand von Braunschweig den siebenjährigen Krieg mit, focht dann in dem amerikanischen Kriege und rückte allmählig von Stufe zu Stufe vor, bis er im J. 1793 mit dem Nominate Jervill nach Martinique geschickt wurde, um den Befehl über die gleichzeitig abgehenden 6000 Mann Landungsgruppen zu übernehmen. Die Engländer, welche von den französischen Colonisten gegen die republikanische Herrschaft und den von dem revolutionären Mutterlande ihnen zum Gouverneur gesetzten General Rochambeau zur Hilfe gerufen worden waren, langten gerade an, als das Verbot der Sklavenfreilassung bekannt gemacht werden sollte und sicherlich einen Aufstand hervorgerufen haben würde. Die Nationalgarde vertiefen sogleich Rochambeau und die Engländer fanden überall gute Aufnahme. Rochambeau, welcher nur noch wenige Soldaten zur Verfügung und seine Schiffe, die bis auf das letzte nach Frankreich abgegangen waren, zur Unterstützung hatte, zog sich in die Stadt Fort Royal zurück und vertheidigte sich über einen ganzen Monat auf das Heldemuthigste, bis er sich genöthigt sah, am 23. März 1794 auf freien Abzug zu capituliren. Gray wurde nach der Einnahme dieser Stadt zum Gouverneur von Guadeloupe ernannt, wo der nämliche Zwist zwischen den republikanischen Colonisten und der republikanischen, von der französischen Regierung unterstützten Partei obwaltete. Er war aber hier weniger glücklich, so daß er sich bald in ein besetztes Lager zurückziehen mußte, wo seine Truppen durch das gelbe Fieber großen Verlust erlitten. Nachdem er auf der Inselgruppe des Salines noch einen Versuch gemacht hatte, die Colonisten zu unterstützen, aber sich gegen die Streitmacht, welche die Republik schickte, nicht zu halten vermochte, wurde er am Ende des Jahres 1794 nach Europa zurückgerufen und in Anklagezustand versetzt, indem man ihm vorwarf, die französischen Colonisten, die sich dem englischen Schutze anvertraut hatten, mißhandelt zu haben. Das Kriegsgericht, vor welches er auf sein eigenes Verlangen gestellt wurde, sprach ihn aber frei und das Parlament vertheilte ihm sogar einen Dank für seine Leistungen. Im J. 1801 wurde er zum Lord Gray von Howick und im J. 1806 zum Viscount und Graf Gray erhoben. Er starb am 14. Nov. 1807. Seine Söhne haben sich ebenfalls im Staatsdienste ausgezeichnet *).

(Ph. H. Kütz.)

GRAY (Charles, Viscount Howick, Graf), berühmter englischer Staatsmann, ältester Sohn des vorhergehenden Charles Gray, geboren am 13. März 1764 auf dem familiensitze Howlands bei Alnwick in Northumberland, begann seine Studien in dem Gonville College und machte, nachdem er sie im King's College zu Cambridge vollendet hatte, zu seiner weiteren Ausbildung

2) Männer der Zeit. (Leipzig 1862. 8.) Bd. 2. S. 186 fg.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Joh. A. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1694. Aus: Ashmole, Dictionary of English Literature. Vol. 1. p. 720.

*) Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. VIII. p. 298. G. E. Reichard, Geschichte der europäischen Colonien in Befreiung S. 452.

die für die Söhne der englischen Aristokratie unerlässliche Reise nach dem Continente, wo er im Laufe von zwei Jahren Frankreich, Spanien und Italien durchwanderte. Auf dieser Reise machte er zu Rom die Bekanntschaft des Herzogs und der Herzogin von Cumberland, welche lebhaftes Interesse an dem geistig aufgeweckten jungen Manne nahmen, an ihr Haus setzten und ihm Zutritt an den fremden Höfen verschafften; durch die Gönnerschaft des Herzogs gelangte er auch schnell bei seinen Landsleuten zu großem Ansehen und fast unmittelbar nach der Heimkehr begann er seine politische Laufbahn und ward im J. 1787 von der Grafschaft Northumberland als Abgeordneter ins Parlament gewählt, in welchem er, obwohl seine Familie der Toriespartei angehörte, sich entschied auf die Seite der Whigs neigte und sich besonders Fox, einem der Hauptführer derselben, anschloß. Seine erste Rede im Parlament im J. 1787 war ein lebhafter Angriff auf den Handelsvertrag, welchen der Minister Pitt mit Frankreich abzuschließen im Begriff stand, und erward ihm, obwohl er mit seiner Ansicht nicht durchzudringen vermochte, die Achtung des Hauses in so hohem Grade, daß es ihn im J. 1788 in den Ausschuß zur Vertheidigung des Staatsproceßes gegen Warren Hastings, dem gewesenen Generalgouverneur von Ostindien, wählte. Die Verbindungen der Whigs mit dem Bringen von Wales (nachherigem Georg IV.) brachten den kenntnißreichen jungen Gray, welcher sich zugleich als einen der angenehmen Gesellschaften bewährte, in nähere Berührung mit dem Prinzen; er ließ sich jedoch nicht in die verschwenderische und von stillosen Seite nicht zu billigende Lebensweise desselben hineingehen. Zwar war er einer der eifrigsten Parlamentsmitglieder, welche die Bezahlung der ungeheuren Schulden des Prinzen aus der Staatskasse durchsetzten; als er aber das Ansehen desselben, zu seinen Gunsten eine zweideutige Handlung zu begeben, mit Entrüstung ablehnte, trat an die Stelle der früheren Freundschaft eine zurückhaltende Kälte und Gray mußte später oft seine Bestrebungen durch dieses Mißbehagen des königlichen Herrn gehemmt sehen. Nichtsdestoweniger trat er, während der König unwohl war und häufig an Anfällen von Wahnsinn litt, bei den Verhandlungen über die Regentschaft, einer Lebensfrage der Whigpartei, für den Prinzen von Wales mit großer Energie in die Schranken, und er hätte wahrscheinlich, wenn das Parlament auf seine Anträge eingegangen wäre, die Stelle eines Ministers erhalten. Pitt aber, welcher im Einverständniß mit der Königin die Staatsgeschäfte besorgte, wußte die Erlebigung der höchst wichtigen Angelegenheit auf künfte Weise zu verschieben, um Zeit zu gewinnen, und unterdessen genas der König. Die Whigs, welche sich dadurch gegen ihre Erwartung wieder für längere Zeit um allen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gebracht sahen, suchten sich enger an einander zu schließen, um die Opposition zu verstärken, aber die Partei ging bereits in Folge unermetzter Ereignisse ihrer theilweisen Auflösung entgegen. Die ersten Bewegungen der französischen Revolution, ihre Erfolge und ihre Ausbreitungen hatten einen unbrechenbaren

Einfluß auf die innere und äußere Politik Großbritanniens und erregten hier auf der einen Seite übertriebene Hoffnungen, auf der andern Seite eine grenzenlose Angst. Die Kirchlichen unter den Whigs sahen, geführt von Burke, nur in den Maßregeln Pitts, der als entschiedener Feind der Bewegung in Frankreich auftrat, Rettung und Schutz gegen die Annäherungen eines aufgeregten Volks und gingen mit Seuf und Pöbel in das Lager des Ministeriums über, während der bei weitem geringere Theil der Whigs, an dessen Spitze Fox und Gray standen, trotz der mit Erfolg auftretenden Reaction an ihren liberalen Erklärungen festhielt, obwohl auch die öffentliche Meinung auf der Seite der Regierung stand. Diese Zeit des Kampfes, in welcher Gray für eine jeder kräftigen Unterstützung entbehrenden Sache mit unerschütterlichem Muth eintrat, dauerte vom Jahre 1792 bis zum Jahre 1801 und ist unstreitig die glanzvollste Periode seines politischen Lebens. Als das Ministerium die Männer, welche von den Leiden und Rechten des Volkes sprachen, als Wähler und als Feinde der Würde und der Vorrechte der Krone zu schildern suchte, erwiderte Gray mit Unwillen, auch er sei bereit, den wahren Glanz des königlichen Hauses zu erhöhen, finde aber mehr Würde in dem Gefühl für die Leiden von Millionen, als in dem Glitzer, der die Königswürde besaß, ohne ihr zur Fierde zu gereichen. Im J. 1792 stiftete er mit Lord Lauderdale, Erskine, Whitbread, Sheridan und mehreren andern hervorragenden Männern seiner Partei den Verein der Volkssfreunde, welcher sich als Aufgabe setzte, die wahre Freiheit sowohl gegen die Schwärmer, welche sich nach dem Vorbilde der französischen Clubisten verbanden, als auch gegen die hämischen und gefährlichen Angriffe der Tories, zu vertheidigen, hauptsächlich aber eine schon längst nöthige Reform des Parlaments zu bewirken. Dreibald hat sie, wenn sie sich auch seines unmittelbaren Einflusses auf die Staatsverwaltung rühmen kann, doch auf eine bemerkenswerthe Stelle in der parlamentarischen Geschichte Großbritanniens Anspruch zu machen, weil sie zur Ausführung dieser Reform, welche 40 Jahre später stattfand, den ersten ernstlichen Anstoß gab. Schon am 30. April 1792 kündigte er im Namen der Volkssfreunde dem Parlamente an, daß er im nächsten Jahre einen Antrag auf Verbesserung der Volksrepräsentation stellen würde. Wichtige Ereignisse, welche zwischen dieser und der nächsten Session anfielen die Welt zu bewegen, schlen die Verchiebung dieses Vorhabens rathsam, wenn nicht unbedingt nothwendig zu machen. Der Nationalconvent hatte die Monarchie gestürzt und die Republik verkündet und die durch diese Wendung gedrückten Whigs suchten eine Verständigung mit Pitt anzubahnen, was ihnen auch gelang. Fox, durch die Auflösung seiner Partei beunruhigt, wogte nicht, sich in die Gesellschaft der Volkssfreunde, welche man als Jacobiner verdächtigte und floß, aufnehmen zu lassen; auch der Prinz von Wales, welcher sich endlich auf allseitiges Verlangen zu einer legitimen Ehe entschlossen hatte und abermals von dem Parlamente die Bezahlung seiner Schuld erwartete, sagte sich förmlich von der Whigpartei los. Gray, welcher sich

bei den Verhandlungen gegen die Bezahlung der Schulden aussprach und sich kräftiger, als die andern Redner äußerte, scheute sich nicht zu bemerken: dem Prinzen möge die Weigerung, seine Schulden zu tilgen, Entbehrungen auslegen, aber sie sei eine gerechte Vergeltung für die Vergangenheit, eine nützliche Lehre für die Zukunft und eine blühende Aussicht auf die von dem Volke erlittenen härteren Entbehrungen und schmerzlicheren Opfer. Es läßt sich leicht denken, daß ein Mann mit solchen Grundansichten und von solcher Charakterfestigkeit wenig nach der öffentlichen Meinung fragte und nicht versäumte, seinen Vorschlag auszuführen und sein Wort zu lösen. Er brachte also im April 1793 die von ihm entworfene Bittschrift des Vereins der Volkseureunde ins Parlament, welche die Widersprüche in der durchaus nicht im Einklang mit der Größe der Bevölkerung und ihrer Gewerbetätigkeit stehenden englischen Volksvertretung darlegte und die wirksamsten Mittel zur Befestigung derselben vorlegte; Gray, welcher in einer die Verhältnisse näher entwickelnden feurigen Rede die Bittschrift verteidigte und behauptete, daß die Mehrheit des Hauses nur von 15,000 Wählern ernannt werde und die Höhe der Wahlkosten die Betheiligung sehr beeinträchtige, stellte den Antrag, das Parlament möge zur Erörterung des Sachverhaltes einen Untersuchungsausschuß anordnen. Das Ministerium widerlegte sich aber aus allen Kräften diesen ihm unzeitig erscheinenden Vorschlägen und der Antrag wurde mit bedeutender Stimmenmehrheit verworfen. Gleiches Schicksal hatte der drei Jahre später eingebrachte Reformantrag, welcher schon bestimmter hervortrat und Vermehrung der Zahl der Abgeordneten für die Grafschaften, Ausdehnung des Wahlrechts, Ausschließung verfallener Fleden von demselben und Wiederherstellung des alten Herkommens der dreijährigen Parlamentsdauer verlangte. Als ein dritter Versuch, der im J. 1800 von Gray gemacht wurde, ebenfalls ohne Erfolg blieb, gab die Gesellschaft der Volkseureunde, nachdem sie einen Aufruf an die Nation erlassen und derselben diese Angelegenheit anbeimgestellt hatte, vorerst ihre Bemühungen auf und die Reformfrage kam viele Jahre lang nicht mehr zur Verhandlung. Durch dieses ungünstige Ergebnis erlitt aber keineswegs der Oppositionsleiter Gray's und er bekämpfte fortwährend die damalige Politik Pitt's, welche die Wiederhaltung des Volkes im Innern, die Intervention im Auslande zu Gunsten der Monarchie und die Dedung der dadurch verursachten ungeheuren Ausgaben durch Anleihen sich als Aufgabe gestellt hatte. Im J. 1794 verlangte er eine Annullation über das Benehmen der Regierung, welche ohne Bewilligung des Parlaments den Eingang fremder Truppen in England gestattet hatte, und widerlegte sich mit großem Eifer der Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte, obschon ohne Erfolg; ebenso vergeblich bekämpfte er die Bill, welche den Zweck hatte, die öffentlichen Versammlungen zu verbieten oder möglichst zu beschränken. Im J. 1796 beantragte er eine Untersuchung über die Führung der Staatsgeschäfte, indem er die Aufmerksamkeit auf die erstaunliche Höhe der Ausgaben, auf die großen von der Bank geleisteten Vorschüsse und die Verworsung des

Selbes für andere als die von dem Parlamente bewilligten Posten lenkte; alle seine Anträge wurden zwar abgelehnt, da die Regierung auf das Parlament zu großen Einfluß hatte und mit ihrer Vertbeidigung stets durchdrang, das Ministerium verlor aber jedenfalls sehr in der öffentlichen Meinung. Gray schwieg einige Zeit, bis Pitt die Vereinigung Irlands mit England in Vorschlag brachte; er erhob nun wieder kräftig seine Stimme und widerlegte sich derselben, nicht nur weil er fürchtete, daß der Zuwachs an Deputirten die ministerielle Partei verstärken würde, sondern weil er wünschte, daß der Vereinigung eine Wahlreform in Irland vorausgehe und eine Emancipation der Katholiken, welche er für das wirksamste Mittel zur Verhütung des Landes hielt, damit verbunden werde. Da seine Ansicht keine Berücksichtigung fand, so suchte er für Irland die Vereinigung mit England so eifrigst als möglich zu machen und brachte es schließlich durch seine Opposition dahin, daß durch die Wacht der öffentlichen Meinung, welche schärflich nach Frieden verlangte, eine Spaltung unter den Conservativen sichtbar wurde und Pitt sich denogen fand, im J. 1801 von der Leitung der Staatsangelegenheiten zurückzutreten. Sein Nachfolger war Abingdon (später Lord Eldmouth), gegen welchen sich nun Pitt mit den Whigs aller Abstützungen verband; als diese sich aber von ihm, nachdem er wieder Minister geworden war, verlassen sahen, wendeten sie seine desto erbitterten Gegner, unter denen sich Lord Grenville, der bedeutendste seiner früheren Kollegen, besonders hervorhob. Durch Pitt's Tod (1806) erhielt sein System den letzten Stoß und die verschiedenem Fractionen der Whigpartei vereinigten sich mit einigen Conservativen zu einem Coalitionministerium („Ministerium der Talente“ genannt) mit Grenville, unter welchem Fox, die Seele des schlecht konstruirten Körpers, die Siegel des unwürdigen Amtes führte und die Leitung des Parlamentes übernahm, Gray aber die Stelle des ersten Lords der Admiralität verließ. Als Fox bald darauf mit Tode abging, wurde Gray Secrétaire des Auswärtigen und erschien, als das Parlament im December 1806 zusammentrat, als Leiter der Whigs im Hause der Gemeinen. Das neue Ministerium, gehindert durch die Abneigung der Krone, vermochte sich nicht durch eingetragene populäre Maßregeln den Beifall und die Unterstützung des Volkes zu verschaffen. Sein Hauptaugenmerk hatte es auf den Frieden mit Frankreich gerichtet, dieser war aber durch die Folgen des preussischen Feldzugs unmöglich geworden; es legte ferner dem Parlament einen Vorschlag vor, nach welchem jeder Brit ein Zeugnis eines vom Parlament vorgeschriebenen Gides das Recht haben sollte, in der Land- und Seemacht zu dienen, ohne den im orthodoxen Sinne der anglicanischen Kirche versetzten Testrid zu schwören; ferner einen Vorschlag, der die vollständige Emancipation der Katholiken bezweckte. Diese Vorschläge, welche erst 20 Jahre später durchgehen sollten, fanden aber jetzt noch einen so heftigen Widerstand sowohl im Parlament, als auch in der nächsten Umgebung des Königs, und der König selbst weigerte sich so entschieden, diese Anträge als Regierungsmaßregel in

das Parlament bringen zu lassen, daß das Ministerium sich gegenzumig sah, plötzlich abzutreten (März 1807), ohne daß sein Sturz irgendwie bedauert wurde, und doch muß sein Andenken in Ehren gehalten werden, wenn man ihm auch nichts Anderes nachrühmen könnte, als die Abweisung des Regierbündels. Die Waise des Volks war damals noch so intolerant, daß die Wähler von Northumberland ihm wegen der von ihm beantragten Emancipation der Kathollen das Mandat für das nächste Parlament entzogen, was jedoch für ihn wenig Bedeutung hatte, da er nach dem Tode seines Vaters (14. Nov. 1807) als Erbe desselben und als Graf Gray in das Oberhaus trat, in welchem er mit seiner weniger glänzenden und hintersiehenden, als kräftigen und überzeugenden Beredsamkeit sich als Führer der Opposition auszeichnete. Es ereignet sich selten, sagt ein Berichtserstatter über seine politische Wirksamkeit, daß Staatsmänner in beiden Parlamentshäusern gleiches Glück machen, und dies rührt wahrscheinlich nicht von inhärenten Unterschieden in den für das eine oder andere Haus nöthigen Eigenschaften her, als vielmehr davon, daß die Mehrzahl derer, die sich im Unterhause auszeichnen, erst in einem spätern Lebensalter ins Oberhaus versetzt werden, wo ihr Einfluß etwas verflücht, und ihre Kraft auf die Gefühle und Meinungen ihrer Mitmenschen einwirken, schon beträchtlich geschwunden ist. Dies war aber nicht der Fall bei Lord Gray; er war bei seinem Eintritt in die Palce erst 37 Jahre alt und fand sich ganz in der Rage, alle die Vortheile zu benutzen, die ihm Stellung und Erfahrung darbieten konnten. Eine seiner ersten Handlungen im Oberhause war, daß er gegen das Bombardement von Kopenhagen protestirte. Nach der Auflösung des an die Stelle des Ministeriums Grenville getretenen Cabinets, welche durch die unheilvolle Expedition nach Walcheren im J. 1809, den Reisskampf zwischen Lord Castlereagh und Caninau und deren Entlassung, sowie durch den Tod des Herzogs von Portland herbeigeführt worden war, ließ der König durch Perceval die Lords Gray und Grenville einladen, nach London zu kommen, um an einem neuen Coalitionsministerium Theil zu nehmen. Gray wies den Antrag, den er nicht als ernüchtert gemeint betrachtete, mit Unwillen zurück und das Cabinet Perceval bildete sich mit Ausschluß der Whigs, welche nun sersuchen, das unsichtbare Feld der Opposition zu behaupten, und auf diesem Schauplatze der Thätigkeit nicht selten Mangel an Vorräthen bilden ließen. So scheint es uns jetzt, wo die Leidenschaften der Nation zu sprechen aufgehört haben und die Folgen der Feldzüge Wellington's uns klar vor Augen liegen, kaum glaublich, daß ein Staatsmann, wie Lord Gray, den Werth dieser Thaten in Worte fassen und sich den Dankausflüssen des Parlaments, welche dieses dem Sieger bei Talavera darbringen wollte, widerlegen konnte. Als im J. 1811 bei der fortdauernden unheilbaren Geisteserrüthung des Königs der Prinz von Wales die Regenschaft übernahm, sprachen Gray und sein Freund Grenville, welche in der Hoffnung, wieder zum Besitze der Macht zu gelangen, sich um die Gunst des Prinzen be-

mühten, nachdrücklich gegen die Beschränkungen des Parlaments, welches dieses dem Regenten, zu welchem er übrigens in seinerlei Beziehung mehr stand, auflegen wollte. Sie sahen sich aber in ihren Hoffnungen getäuscht, als der Prinz im J. 1812 zum unbeschränkten Besitze der Regentchaftsgewalt gelangte und in einem ziemlich kalten Schreiben an den Herzog von York erklärte, daß er seine Zustimmung nicht verlagern werde, wenn die Lords Grenville und Gray in das Toryministerium unter Perceval treten wollten; die genannten Lords, welche ein Whigministerium erwarteten, lehnten natürlich diese Zumuthung ab und die Tories schienen das Feld allein behaupten zu wollen; als aber die Ermordung Perceval's (11. Mai 1812) in den Hoffreien großen Schrecken verbreitete, glaubte man sich den Whigs wieder nähern zu müssen, und Lord Wellesley und Graf Moira, der Günstling des Prinzen wurden beauftragt, mit Gray und Grenville zu unterhandeln. Die Verhandlung war schon nahe, als das von Gray und Grenville gestellte, nicht von allen ihren Parteigenossen gebilligte Verlangen, die Befestigung der ersten Hofämter dem Ministerium zu überlassen, weitere Unterhandlungen unmöglich machte. Gray hatte bereits früher im Oberhause gegen die geheime, aber weitgreifende und selbst die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berührende Macht der Marquis von Hertford, der Freundin des Regenten, kräftig gesprochen und beklagt, daß „niedriger Einfluß hinter dem Throne laure“ und im Widersprache mit dem Geiste der Verfassung und den Interessen des Staates zu den verberlichsten und widrigsten Folgen führe. Da die gestellte Bedingung deutlich den Zweck, diesen Einfluß zu vernichten, verräth, so war an eine Einwilligung des Regenten nicht zu denken; Gray konnte, so lange dieser lebte, nicht mehr hoffen, an die Spitze der Verwaltung zu gelangen, und er stand nun, sowohl vom Hofe, als auch von dem ihm nicht mehr vertrauten Volke verlassen, als Führer der Opposition in dem Oberhause einsam an seinem Plage, welchen er indessen tapfer behauptete. Im J. 1815, als Napoleon von der Insel Elba zurückgekommen war, verlangte er im Parlamente, daß England die strenge Neutralität beobachte und vertheidigte das Recht Frankreichs, die Verfassung des Landes selbst zu ordnen, wobei er auf die gestählte und verderbliche Willkür hinwies, unabhängige Staaten unter ein fremdes Joch zu beugen und freie Länder ihrer Geseze und Rechte zu berauben. Ebenso heftig erklärte er sich im J. 1817 gegen die Maßregeln der Regierung, welche die Verdrängung der Fremdenbill und die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte bezweckten, sprach gegen die Transportation der Verurtheilten auf Flugschriften und verlangte eine Untersuchung der Handlungswelt der Regierung bei der blutigen Unterdrückung der Unruhen zu Wandsworth, überhaupt eiferte er gegen alle Vorbehrungen, deren Grund weniger in einer Gefahr für die öffentliche Ruhe, als in der Furcht und Schwäche der Nachhobler begründet ist. Die Uneinigkeit des Volkes hing wieder an ihm zu Theil zu werden, als er seine Beredsamkeit wieder ließ zur Erleichterung der Nation durch die Auf-

hebung der überflüssigen Stellen und durch die Entfernung von Leuten, welche sich mit dem Schwelge der Unglücklichen mißten, für welche sie nicht die geringste Theilnahme zeigten. Noch mehr genannt er in der öffentlichen Meinung durch sein edles Benehmen in dem verächtlichen Proceß gegen die Königin Caroline, Gemahlin Georg's IV., deren Unschuld er gleich dem geschicktesten Anwalte siegreich vertheidigte. Der Volksgesitz begann sich überhaupt mehr und mehr den freisinnigen Ideen zuwenden und ein Ministerium, welches alten Vorurtheilen huldigte, bereite sich einen schwierigen Stand. Der geniale Canning, der Nachfolger Lord's Liverpool in der Leitung des Staats (1827), welcher früher von den Whigs zu den Tories übergegangen war, sah dies früh genug ein und schloß sich durch eine geschickte und aufrichtige Schwärzung zur großen Freude seiner Landsleute wieder den ersten an. Man erwartete mit Zuversicht, Gray werde diesem Ministerium seine Unterstützung angedeihen lassen, gekränkte Eitelkeit und persönliche Rücksichten scheinen aber den auf die Vorrechte seines Standes stolzen Aristokraten anders gestimmt und zu einer hartnäckigen Opposition bewegen zu haben, die seinem Vaterlande in seiner Weise Vortheil brachte. Die Vertheidigung der Freiheit kam nach seiner Ansicht nur den hohen Familien zu, keineswegs aber dem Proletariat, aus welchem Canning hervorgegangen war. Seine Empfindlichkeit artete zuweilen sogar in eine leidenschaftliche, und sowohl seines früheren Auftretens, als auch seines persönlichen Charakters unwürdige Feindseligkeit aus, aber der daraus entspringende Vorwurf, daß er zu den Tories übergetreten sei, ist ungerecht. Es läßt sich indessen leicht erklären, wenn man bedenkt, daß er auf das Eifrigste das Amendement des Herzogs von Wellington, welches die Ablehnung des Getreidegesetzes (corn-bill) zur Folge hatte, unterstüzte. Als ein Krieger während der Verhandlungen bemerkte, daß die Verwerfung des Gesetzes einen Bruch zwischen der Aristokratie und dem Volke zur Folge haben würde, ließ er sich sogar zu der Ausrufung hinreissen: „Wenn die Abstinenz einen Kampf zwischen diesem Hause und einem großen Theile des Volkes veranlassen sollte, so ist mein Entschluß bereits gefaßt, ich werde mit dem Stande, zu welchem ich gehöre, stehen und fallen und bis zu meinem letzten Athemzuge die Vorrechte und die Unabhängigkeit dieser Kammer vertheidigen.“ Die Wirkung dieser etwas vorzeitigen Ausrufung ließ sich kaum durch die glänzende Beredsamkeit, womit er für die Emancipation der Katholiken eintrat, verwischen und die Wiedergewinnung seines früheren Ansehens möglich machen. Dies war sehr nöthig, da die Zeit allmählig heranrachte, die es Gray möglich machte, die Aufgabe seines Lebens zu erfüllen. Eine Eigenthümlichkeit der politischen Sitten Englands, sagt ein französischer Journalist, ist, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, der Lebensverbauch großer Männer mit einem einzigen Gedanken, und jeder verfolgt unwandelbar sein Ziel durch alle Beschwichen und alle Hindernisse. So bleibt eine große Idee, wie vorzeitig, wie unausführbar, sie auch Anfangs scheinen mag, niemals verlassen

auf dem großen Felde der Politik; immer begegnet sie einem Abspöthiker, der sie aufnimmt, unterbält, heranzieht und dann an dem von der Vorsehung bestimmten Tage sie reif und siegreich auf den Schauplatz der Welt führt. So wurde der Herzog von Wellington, der seinen herrischen Trotz zu rücksichtslos walteten ließ, durch die immer lauter werdende Stimme des Volkes genöthigt, obgleich er in den Kammern die Stimmenmehrheit hatte, im November 1830 seine Entlassung zu geben; und Lord Gray erhielt den Auftrag, ein Ministerium zu bilden, von welchem man herabgelassen konnte, daß er sich für Parlamentsreformen, Verminderung der Staatslasten und Nichttheilnahme in die Angelegenheiten anderer Staaten verpflüchtete werde und müßte. Gray entsprach unter den schwierigsten Umständen diesem Verlangen auf der besten Grundlage. Der gemäßigtere Radicalismus und der freisinnige Toryismus waren bei der Zusammenlegung nicht ausgeschlossen und die Whigpartei war in allen ihren Abtheilungen vertreten; nur demerzte man nicht mit besonderem Wohlbehagen, daß Gray, seinen aristokratischen Gesinnungen getreu, die Tories auffallend bevorzugt und auf die plebejischen Berühmtheiten wenig Rücksicht genommen hatte. Das neue Ministerium war indessen entschieden liberal, und Gray, welcher als erster Lord des Schatzes an der Spitze desselben stand, löste in der Hauptsache sein Versprechen, alle Grundstücke, die er als Führer der Opposition angeschafft, zur Steuung zu bringen, wenn die Macht in seinen Händen liege. Schon am 1. März 1831 brachte Lord John Russell im Namen des Kabinetts die Reformbill vor die Kammer der Gemeinen; als der erste Antrag zurückgewiesen wurde, appellirte das Cabinet an das Land und dieses schuf ihm ein Unterhaus, worin die Reformpartei eine entscheidende Majorität besaß. Eine zweite Bill, fast gleichlautend mit der ersten, wurde am 12. Dec. 1831 eingebracht und angenommen, im Oberhause aber, welchem sie am 26. März 1832 vorgelegt wurde, trotz sie auf hartnäckigen Widerspruch und am 7. Mai wurde ein Amendement des Lord Londhurst angenommen, welches eine Ablehnung gleich kam. Gray war überzeugt, daß dieser Widerstand nicht anders gebrochen werden konnte, als durch die Ernennung neuer Peers, um sich auf diese Weise eine Majorität im Oberhause zu verschaffen. Der König Wilhelm äderte jedoch, seine Einwilligung zu geben und Gray dankte am 9. Mai mit seinem Ministerium ab; unmittelbar darauf offenbarte sich in dem ganzen Lande und selbst in der Kammer eine bedrohliche Agitation und die Tories, welche wieder an das Ruder zu kommen gedachten, schritten in ihren Bemühungen vollständig. Der König gab nun seine Zustimmung; so viele neue Peers zu kreiren, als zur Durchsetzung der Reformbill nöthig sein würden, und Gray übernahm schon am 17. Mai wieder das Ministerium. Da die Lords aus die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß Gray Ernst machen würde, so ging die Bill am 14. Juni mit großer Stimmenmehrheit durch und erhielt schon drei Tage darauf die königliche Bestätigung. Gray hatte nun eine seiner drei großen Versprechungen erfüllt; was jedoch die verbleibenden Rücksichten

einmischung in die politischen Verhältnisse der andern Staaten betrifft, so, saß man in Wahrheit behaupten, daß England, sich mit den innern Angelegenheiten Spaniens, Portugals, Polens, der Türkei, Hollands und der Schweiz, ja überhaupt fast jeden europäischen Staates nie mehr und eingehender befaßte, als unter der Verwaltung Lord Gray's; auch die Einschränkungen der Staatsausgaben, welche man von dieser Regierung erwartete, trafen nur die Gehalte der mit Reicht überladenen Unterbeamten, ließen aber die großen Ausgaben, welche unterhalten und traten am allerwenigsten dem Partrone zu nahe, welches beinahe jedes Staatsdepartement mit den Söhnen, Brüdern, Nefen und Vettern Lord Gray's besetzte. Das erste Parlament nach der Reform trat im Januar 1833 zusammen und zu seinen Geschäften gehörten die Beilegung der Sklaverei in den Colonien, die Aufhebung des Monopols der östlichen Gesellschaft, die Reform der anglikanischen Kirche Irlands und die Reform des Armenwesens, welche übrigens heftigen Tadel erregte. Witten unter seinen Triumphben trug indessen das Whigcabinet den Keim seiner Auflösung in sich; die Schwierigkeit seiner Existenz lag in der von ihm eingeschlagenen Richtung selbst und in dem Drucke, den die immer ungeschmäht auftretenden Forderungen des Volkes auf dasselbe ausübten. — Weder Gray noch seine Kollegen waren gewonnen, die Reform bis zur Revolution fortzuführen, und einzelne Mitglieder fügten an, aus verschiedenen Ursachen zurückzutreten. Lord Durham, Gray's Schwiegersohn, nahm im März 1833 angeblich aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied; Lord Stanley (jetzt Graf Derby), Sir James Graham, der Graf Ripon und der Herzog von Richmond weichen sich, an Maßregeln, die nach ihrer Meinung gegen die anglikanische Kirche gerichtet waren, Theil zu nehmen, und sagten sich los. — Gray wartete nur auf einen schädlichen Vorwand, um die politische Laufbahn zu verlassen. Er fand ihn auch bald in der nicht zu vereinigenden Meinungsverschiedenheit des Cabinets in dessen Beziehungen zu Irland. Gray hielt es für notwendig, die Aufregung in diesem Lande durch das Einschleichen von Gewalt (coercion-bill) niederzuhalten, mehrere seiner Kollegen, welche liberaleren Ansichten huldigten, wünschten weniger strenge Maßregeln und der unermüdete Agitator D'Connell, welcher von der Zwistigkeit im Cabinet Kunde hatte, wählte diesen günstigen Augenblick, um gegen den Chef des Ministeriums seine grimmigen Ausfälle zu verdoppeln. Gray betrachtete zwar das Bestehen desselben mit aristokratischer Verachtung, da er aber an seinen Kollegen keine ausreichende Stütze fand, um denselben nach seiner Ueberzeugung und nach seinem Willen zu begegnen, so trat er am 9. Juli 1834 von dem Ministerium zurück. Er besuchte noch einige Jahre lang das Oberhaus und gab sich sogar Mühe, noch manchmal bei wichtigen politischen Fragen eine Partei zu bilden und dem Ministerium Melbourne, welches dem seinigen folgte, seine Unterstützung zu gewähren. Gegen Ende des Jahres 1836 fühlte er aber, daß für ihn die Zeit der Abnackung und der Selbstkämpfung nach einem in Staatsgeschäften zer-

streuten Leben gekommen war, und in dieser beglückten Ruhe erreichte er in dem Kreise einer ihn liebenden Familie und treuer Freunde, ohne daß eine merkliche Abnahme seine Geisteskräfte oder körperliche Kräfte ihm die letzten Lebensjahre verbitterten, ein hohes Alter. Der nächste Ausfluß seines Todes war ein Anfall von Gliederlähmung, welchem er am 18. Juli 1845 erlag. Lord Gray kann kein Genie im eigentlichen Sinne des Wortes genannt werden, denn er stand nicht auf der geistigen Höhe eines Pitt, Fox, Burke oder Sheridan, aber er besaß die seltene Vereinigung von Redlichkeit, Geradsinn, Befähigung, Selbstachtung und allen den moralischen Eigenschaften, die den Charakter machen. Wie mächtig auch seine Geisteskraft war, die charakteristischen Züge seiner Seele waren doch nicht sowohl intellectueller als moralischer Art. Unbeugsam, gerecht und gerade, erzwang er die Achtung selbst da, wo seine Ansichten am verhassten waren. Mit einer Festigkeit, welche Versuchungen und Beiden aller Art nicht erschüttern konnten, verband er eine warme, wiewol besonnene Abhängigkeit an die Grundzüge der Volkstheorie und jenes hohe persönliche Ehrgefühl, welches an das ritterliche Ideal des Mittelalters reichte. Die Fährte, die er wählte, trug er mit unergründlicher Hand bis zur letzten Stunde dieses Lebens; als Wbig hat er gelebt, als Wbig ist er gestorben. Seine Vaterlandsliebe schien übrigens nicht unversöhlich mit der Liebe zu seinem Lande, denn sein Geschmach, seine Art zu empfinden und sich persönlich zu betheiligen, war aristokratisch. Welcher Art aber auch sein Stolz war, er zeigte ihn lieber gegenüber den Ärmern als dem Volke. Er war kein Demagog, aber noch weniger war er ein Hölbling; er sagte es dem Volke, wenn er glaube, daß es im Unrecht sei und er war ebenso gerecht, freimüthig und furchlos gegen seinen Souverain. Seine Aufrichtigkeit war sein ganzes Leben hindurch ebenso in die Augen fallend, wie seine Befähigung, und dieser opferte er ohne Schmerz die theuersten Interests seines Ehrgeizes. Bedenkt man nun, daß sein Geist einer der reich ausgestatteten und der gebildetsten war, die sich in neuerer Zeit den öffentlichen Geschäften zugewandt, daß seine Intelligenz so umfassend und durchdringend, sein Urtheil gerade so gesund war, wie sein sittliches Gefühl rasch und lebhaft, und daß er dabei eine Selbstachtung besaß, die unabwärtig ist in der Verbindung eines reinen Geschmacks mit Ueberzeugungskraft, so können wir leicht begreifen, warum er als Haupt des Reformcabinetts von dem englischen Volke mit solcher Ehrfurcht betrachtet wurde. Lord Gray war ein Mann von elegantem Aussehen, seine gewöhnliche Kleidung, knapp anliegend und geschneidert, strifte fast an das Bürgerhafte. Wenn er still saß, lag etwas Kränkliches und Fettes in seinem Weien; wenn sich seine hohe Gestalt zum Sprechen erhob, schien während der ersten Sätze der Gegenstand für seine körperliche Kraft zu groß und für sein geistiges Vermögen zu klein. Allmählig aber schwand dieser Ausdruck und noch nicht lange hatte er gesprochen, so zeigte sich seine Kraft der Aufgabe mehr als gewachsen und seine Seele schien, statt sich zu dem Gegenstande herabzulassen,

denselben zu sichemporzuheben. Die einzelnen Theile seiner Dorothea konnten nicht mit schärfstem Urtheile gewürdigt, mit mehr Geduld und Stärke logischer Darstellung an einander gereiht sein. Seine Stimme, Anfangs wie die eines Menschen, dem der Athem ausgehen oder der von Schwäche eben umsinken will, gewann allmählig eine eigenhümlich männliche und empfindliche Schwölung, die durch einen feinen Anhauch von Rhetorik keineswegs vermindert wurde. Seine Sprache, wieviel einfach und nie nach prunkender Verzierung haschend, war dennoch ein vollkommenes Muster von Eleganz, wodurch er in seiner Meise und in seinen Bewegungen anständige Würde und geglättete Hobelt lag. So kalt, herbe und stolz seine Haltung im öffentlichen Leben war, einen so sanften, sich selbst verleugnenden Geist zeigte der Lord in seiner Familie; Frau von Stail erzählt, sie sei nie mit so hohen Erwartungen in eine englische Familie gekommen und habe in seiner ihre höchste Erwartung so vollkommen befriedigt gefunden. Gray hatte sich am 18. Nov. 1794 mit Mary Elizabeth, der einzigen Tochter W. B. Ponsonby's, verheiratet und aus dieser Ehe entsprossen 16 Kinder (zehn Söhne und sechs Töchter), von denen zwei sich dem geistlichen Stande widmeten; vier in der Armer- und auf der Flotte dienten und zwei seinen besondern Beruf wählten u. — Zu den letzteren gehört sein ältester Sohn Henry Georg, Viscount Howard, welcher gleich seinem Vater, dessen Titel er erbt, eine hervorragende Rolle spielt; er ist am 18. Dec. 1802 in Howald House in Northumberland geboren, erhielt seine gelehrte Bildung im Trinity-College zu Cambridge; kam nach Beendigung seiner Studien in das Unterhaus, in welchem er zuerst Winchelsea (1829), dann (1830) Gigham Herrschte und darauf (1831—1841) den nördlichen Theil von Northumberland vertrat. Als durch das Ministerium seines Vaters die Whigs wieder an das Ruder gelangten, übernahm er die Stelle eines Unterstaatssekretärs für die Colonien, legte jedoch dieselbe im J. 1833 nieder, weil er dem Plane Stanley's (des späteren Lord Derby), die Emancipation der Sklaven zu bewirken, seine Zustimmung nicht geben zu können glaubte. Dafür übernahm er auf einige Monate das Unterstaatssecretariat im Ministerium des Innern. Unter dem Ministerium Melbourne's erhielt er im J. 1835 die Stelle eines Kriegssekretärs mit einem Sitz im Cabinet, aus welchem er jedoch im J. 1839 wegen Meinungsverschiedenheit wieder austrat. Bei den allgemeinen Wahlen im J. 1841 fiel er bei den Wählern von Northumberland, welches er zehn Jahre vertreten hatte, durch; kam aber für die Stadt Sunderland in das Unterhaus, wo er sich der Opposition gegen das Ministerium Peel anschloß und (1842) mit der Minorität für die Abschaffung der Kornzölle stimmte. Ueberhaupt erwarb er sich der seiner Partei das Lob eines der schärfsten und charakteristischsten Staatsmänner

der Gegenwart. Nach dem Tode seines Vaters (1845) wurde er als Graf Gray Mitglied des Oberhauses und übernahm ein Jahr später (1846) in dem von John Russell gebildeten Whigcabinet das Amt eines Staatssekretärs der Colonien, in welcher Stellung er aber den von ihm gehegten großen Hoffnungen in keiner Weise entsprach. Die eigenartige Herrschsucht, womit er in der Verwaltung der Colonien Alles in seinem Ministerium zu centralisiren und den Verschickungsgang nach seiner Kanne zu ordnen suchte, reizte die Unzufriedenheit in manchen Theilen der englischen Besatzungen fast bis zum Aufbruch, wodurch er im Parlament heftige Angriffe auf die Colonialverwaltung hervorrief. Sein hochmüthiges Benehmen gegen die Colonisten am Gap der guten Hoffnung und die unglückliche Wendung, welche der Kafferkrieg nahm, erregten den Unwillen des Volkes gegen ihn in hohem Grade und man schrieb ihm nebst Lord Palmerston die Hauptschuld an dem Sturze des Ministeriums Russell (Februar 1852) zu. Er verteidigte sich zwar noch in demselben Jahre durch eine weitläufige Rechtfertigungsschrift über seine Verwaltung (Colonial policy of Lord J. Russell's administration. Lond. 1852. 4. 2 ed. 1853. 2 Voll.), aber ohne besonderes Glück. Als das von dem Grafen Aberdeen gebildete Coalitionministerium, in welchem er keine Stelle gefunden hatte, durch die Aufhebung der bei Gelegenheit der Krimexpedition nicht zu verbergenden Mängel in der Armeeverwaltung im J. 1855 zu Grunde ging, bezeichnete die öffentliche Meinung Lord Gray als Kriegsminister und Lord Palmerston bot ihm vorläufig das Portefeuille des Krieges an, Gray aber, welcher den Krieg gegen Rußland wieder für gerecht, noch für notwendig hielt, lehnte das Anerbieten ab und resignirte (25. Mai 1855) seine Beirathung im Oberhaus durch eine lange Rede, welche ihn in eine vereinsamte Stellung zwischen den Parteien brachte. Er verteidigte seine Ansicht auch in einer politischen Druckschrift (On Parliamentary Government. London 1858. 8. 2 Voll.) und hat seitdem, obgleich seinen Grundsätzen nach ein alter Whig, als eifriges Mitglied der Opposition fortwährend die Maßregeln des liberalen Ministeriums einer scharfen Kritik unterworfen. Wenn auch der Sohn in seinem bisherigen politischen Leben noch nicht die Entschiedenheit und den geradlinigen Treue des Willens seines Vaters bewies, so hat er doch einen scharfen, vielleicht überschärften Verstand, eine bei den Engländern ungewöhnliche philosophische Auffassung seiner staatsmännlichen Aufgaben, Kraft und Klarheit des Ausdrucks als Parlamentarier und in seinen Reden, unermüdlichen Fleiß und muthvolle Hingabe für die öffentlichen Interessen. Aber mit diesen ausgezeichneten Gaben ist ein Egoismus, eine Rechthaberei und eine aristokratische Anmaßung verbunden, die ihn zu einem widerstrebigen und unangenehmen Kollegen und einen bis zum Uebermaße herrischen Vorgesetzten macht 2), und Henry Georg Gray, Peter Henry Georg's und

1) Vergl. Biographie nouvelle des Contemporains. Vol. 8. p. 325 seq. — Genealogisches Handbuch der deutschen Fürsten und Könige. Bd. 2. S. 217 ff. Allgemeine Zeitung. 1845. Beil. 211 — 214. Biographie générale. Vol. 22. p. 11 seq. — Dictionnaire de la conversation et de la lecture. Vol. 62. p. 396 seq. —

2) Biographie générale. Vol. II. p. 18. Männer der Zeit. (Leipzig 1862. 8.) Bd. 2. S. 601 ff.

Kette Charles Gray's, Sohn Sir Georg-Gray's, des Regierungsgesandtschaften für die Marine in Portsmouth, am 11. Mai 1799 zu Gibraltar, wo damals sein Vater Marinecommissar war, geboren, wohnete sich im Oriel-college zu Oxford der Rechtswissenschaft und trat im J. 1826 in die Reihe der Advocaten in London. Im J. 1832 wurde er durch den Einfluß seiner Verwandten Vertreter für Devonport im Unterhause und als sein Oheim Charles Gray an der Spitze des Ministeriums stand, gab er ihm 1834 die Stelle eines Untersecretärs für die Colonien, welche er auch wieder in dem von Lord Melbourne gebildeten Whigministerium bis zum Jahre 1839 bekleidete. Um diese Zeit wurde er General-auditeur (Judge-Advocate), welches Amt er im J. 1841 mit dem eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster versah. Während des Toryministeriums unter Robert Peel hielt er fest zu den Whigs, welche die Opposition bildeten; als diese aber wieder mit John Russell an das Ruder kamen, verließ er (1846—1852) die Stelle eines Staatssecretärs des Innern und erwarb sich durch seine feste, aber unparteiische Handlungsweise während des unruhigen Jahres 1848 allgemeine Anerkennung. Bei den Verhandlungen jedoch, welche im Parlament über die Noth der aderbauenden Bevölkerung stattfanden, zog er sich den Unwillen der Mächter in Northumberland, die er bis jetzt im Unterhause vertreten hatte, in solchem Maße zu, daß sie ihn bei den Wahlen (1852) ihre Stimme nicht mehr gaben; er wurde indessen als Vertreter des Northshires Wopeth gewählt und übernahm im J. 1854 in dem Ministerium Aberdeen das Portefeuille der Colonien. In dem ersten Ministerium Palmerston's war er wieder Staatssecretair des Innern, mußte sich aber seiner geschwächten Gesundheit wegen auf einige Zeit als Kanzler des Herzogthums Lancaster zurückziehen. Er trat mit Palmerston von den Staatsgeschäften zurück und lehnte den Antrag, in das Ministerium Derby zu treten, ab. Dagegen nahm er die Stelle eines Gouverneurs des Caplandes an, die er bis zum Jahre 1860 bekleidete, in welchem er zum Gouverneur von Madras ernannt wurde. Derselbe Georg Gray gerade sein hervorragendes Talent besitzt, so gilt er seiner Kenntnisse und seines persönlichen Charakters wegen als einer der brauchbarsten Verwaltungsmänner Englands; als Redner im Unterhause wird er gern gehört, wenn er auch gerade nicht als einer der besten Sprecher gerühmt werden kann *).

(Ph. II. Kult.)

3) GRAY (Elisabeth), Gemahlin Edward's IV., war die Tochter Jacques von Luxemburg, verwitweten Herzogin von Bedford, und ihres zweiten Gemahls Sir Richard Woodville (oder Woodvile), eines begüterten Privatmannes und um das Jahr 1438 auf dem Landseie zu Stafron in Northamptonshire geboren, wurde um das Jahr 1460 mit Sir John Gray von Groby, einem Anhänger der Lancasterpartei, verheirathet. Nach dem Tode ihres Gemahls, welcher in der zweiten Schlacht bei St. Albans (17. Febr. 1461) fiel, lebte sie in das väterliche

Haus zurück. Hier traf sie zufällig Edward im J. 1464 auf der Jagd in dem Forste von Grafton bei Stony Stratford und die seltene Liebesschwärmerei *) der jungen Frau entzündete sein leicht erregtes Gefühl. Er hatte ihrer Mutter einen Besuch ab und diese Gelegenheit benutzte Lady Gray, um sich dem Könige zu Füßen zu werfen und ihn um Zurückgabe der confiscirten Güter ihres gescheidenen Gemahls zu bitten. Diese Bitte wurde gewährt und Edward erschöpfte alle Mittel der Verfügung, um sie zu seinem Willen zu bringen. Elisabeth's Jugend aber Klugheit widerstand aber allen seinen Künsten und verwarf entschieden den Gedanken einer andern als rechtmäßigen Verbindung. Derselbe es für einen König, unter dessen Füßen noch der Thron schwankte, ein gefährlicher Schritt war, eine Frau, die so tief unter ihm stand, ohne Befragung seines Rathes zu heirathen, so verschmähte doch seine Leidenschaft, welche durch die Begeisterung der klugen Lady noch mehr angefaßt wurde, die kalten Berechnungen der Vernunft, und er versprach ihr die Ehe, jedoch unter der Bedingung, daß sie vorerst geheim gehalten würde *). Gegen Ende des April 1464, als die Lancasterpartei ihre Streifzüge in Northumberland sammelte, ging er unter dem Vorwande der Kriegsrüstung nach Stony Stratford und von da am Morgen des ersten Mai heimlich nach Grafton, wo die Trauung durch einen Priester in Gegenwart seines Secretärs, der Herzogin von Bedford und zweier Dienerinnen vollzogen wurde. Edward kehrte nach einigen Stunden nach Stony Stratford zurück und verschloß sich in seinem Gemach, unter dem Vorwande, er sei müde von der Jagd. Zwei Tage später ging er öffentlich nach Grafton, bradete aber, um seinen Verdacht zu erregen, die meiste Zeit mit Jagen zu und kam mit Elisabeth nur heimlich und nicht eher zusammen, als bis die Herzogin überzeugt war, daß die Familie sich zur Ruhe begeben hatte. Nach einem Aufenthalt von vier Tagen brach er wieder auf, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, aber die Siege desselben hatten bereits dem Kriege ein Ende gemacht und es lag ihm jetzt Nichts mehr am Herzen, als seine Räte mit seiner heimlichen Verheirathung bekannt zu machen und ihre Billigung zu bewirken. Auf der Versammlung der Peers zu Reading (29. Sept. 1464) nahmen der Herzog Georg von Clarence, des Königs ältester Bruder, und der Graf von Warwick, wegen seines Einflusses der Königsmacher genannt, obgleich sie im Innern die Heirath nicht billigten, mit schwebender Freundschaft Elisabeth bei der Hand und stellten sie dem Volke vor, von denen sie in Edward's Gegenwart als Königin anerkannt und begrüßt wurde. Auf einer späteren Versammlung zu Westminster im December desselben Jahres bewilligte man ihr ein jährliches Einkommen von 4000 Mark. Am 23. März 1466 wurde sie feierlich zu Shroterthill eingeholt und nach dem Tower geleitet. Einige:

1) Ihre Schönheit, sagen Andere, hätten sein Augen geblendet, sie soll aber von Angest der Feindschaft schon gewarnt sein.

2) Edward offenbarte das Geheimniß nur seiner Mutter, der Herzogin Gailie von York, welche ihn jedoch durch ihre Vorstellungen und Warnungen von seinem Vorhabe nicht abzubringen vermochte.

3) Männer der Zeit. Bd. 2. S. 591.

Tage später ließ sie sich, um die Reue der Völkern zu befriedigen, in einer Kutsche durch die belebtesten Gassen der Hauptstadt tragen und am nächsten Sonntag fand ihre Krönung statt, bei welcher Gelegenheit eine ganze Woche mit Gelagen, Turnieren und öffentlichen Lustbarkeiten zugebracht wurde. Es fehlte jedoch nicht an Leuten, besonders aus den angesehenen Familien, welche heimlich murrten und ihren Kerkern über die Erhebung der Tochter eines einfachen Kitters auf den Thron nicht beigen konnten, und sie verdrehten sogar unter dem Volke die Sage, die Unersparlichkeit des Königs sei durch die Eile der Herzogin und ihrer Tochter getrübt worden und man habe ihm seine Einwilligung durch Zauber und Liebestranke entzissen. Die Königin scheint aus ihrem Gemahl fortwährend durch ihre Lebenswürdigkeit geirrt zu haben, benutzte aber diese Gewalt allzu sehr zur ungebührlichen Bevorzugung und Erhöhung ihrer Familie. Ihre fünf Schwägerinnen wurden an hochstehende und reiche Stellen, ihr jüngerer Bruder Johann mit der reichen Witwe des Herzogs von Norfolk und Thomas, ihr Sohn erster Ehe, mit Anna, der Nichte des Königs und Erbin des Herzogs von Greter, verheiratet. Die plötzliche Erhebung der Anverwandten der Königin erregte die Eifersucht Warwick's und der Königsmacher schloß sich in seinem gekränkten Stolz, den Völkern zu führen, daß er Könige nicht nur einzusetzen, sondern auch absetzen wisse. Das erste offensbare Zeichen seiner Eifersucht äußerte sich durch Warwick dadurch, daß er (11. Juni 1469) seine Tochter Isabelle mit dem Herzoge von Clarence, dem Bruder des Königs, ohne die Erlaubnis und wahrscheinlich ohne Bewilligung derselben verheiratete und die Hochzeit mit großem Pomp zu Calais feierte, wozu er sich mit Clarence begaben hatte. Zu gleicher Zeit brach ein Aufstand in Yorkshire aus, wo Warwick den größten Einfluß besaß; es gelang den Rebellen, in der Schlacht bei Edgecote (26. Juli 1469) die Königl. Armee zu überwältigen und den Grafen Rivers und Johann Woodville (den Vater und Bruder der Königin) zu ergreifen, welche beide, wie man sagt, auf Clarence's und Warwick's Befehl hingerichtet wurden. Die Verschworenen schrieben den Tod zurück, näherten sich dem über den Verlust der Schlacht und die Ermordung der Woodvilles betrübten Edward mit schmerzlicher Theilnahme, betrachteten ihn aber in der That als ihren Gefangenen. Der König rief sich jedoch mit Hilfe seiner Freunde los zu machen und erlangte durch seinen Sieg über die Rebellen wieder die Oberhand. Es fanden mehrere schmerzliche Gefangene Verträge einer Ausöhnung statt, welche übrigens damit endigten, daß Clarence und Warwick von dem König als Rebellen erklärt wurden. Diese flüchteten nach Frankreich und Warwick, dessen Tochter Anna den Prinzen Edward, Sohn des im Tower gefangen gehaltenen Heinrich VI., heiratete, ging nach England zurück und brachte ein bedeutendes Heer zusammen, bei dessen Anführung sich Edward in Gilt einschloß und nach Holland reiste (3. Oct. 1470). Die Königin Elisabeth war mit ihrer Familie im Tower geblieben; als sie aber merkte, daß die Stimme des Volkes sich für die Gegner ihres

Gemahls erklärte, flüchtete sie sich mit ihrer Mutter und drei Töchtern in die Kirche zu Westminster, wo ihr die Vorrechte der Geistlichkeit Schutz boten und wo sie bald darauf einen Sohn gebar. Heinrich VI. wurde unterdessen wieder auf den Thron gesetzt, obgleich Warwick alle Macht in Händen hatte und die Regierung führte. Edward, welcher so schnell und unerwartet um seine Krone gekommen war, blieb unterdessen nicht untätig, landete mit einem Haufen schottischer und böhmischer Söldlinge an der Mündung des Humber (14. März 1471), gewann die Schlacht bei Barnet, in welcher Warwick fiel, schlug ein von Margarethe, der Gemahlin Heinrich's VI., geworbenes französisches Heer bei Tewkesbury und nahm wieder von seinem Throne Besitz, den er für die Folge dadurch zu sichern suchte, daß er alsbald Heinrich VI., den Prinzen Edward und die bedeutendsten Anhänger seiner Partei aus dem Wege zu räumen beschloß. Auch Clarence mußte, obgleich er wieder auf des Königs Seite getreten war, seine Freiheitskette mit dem Tode büßen und soll im Tower in einem Kasse Maloaner erstickt worden sein. Edward brachte die übrigen Jahre seines Lebens mit der Schlichtung der Streitigkeiten mit Frankreich und Schottland und mit der Befriedigung seiner Leidenschaften zu und starb am 9. April 1483. Sein Ältester, aber noch minderjähriger Sohn wurde unter dem Namen Edward V. von dem Rathe als Nachfolger seines Vaters proclamirt und Richard von Gloucester, ein Bruder des verstorbenen Königs, welcher als Befehlshaber des Heeres gegen Schottland an der Grenze stand, ließ die Geleite der Gräfin Elisabeth von Ardenne schwören, dergeige Elisabeth sein Veld bei der Tod ihres Gemahls und bot den Lords von der Familie der Königin seine Freundschaft an. Im Geheimen begab er sich jedoch, nachdem er zum Protector ernannt worden war, den Plan, sich selbst des Thrones zu bemächtigen, und begann die Ausführung seines Vorhabens damit, daß er die nächsten Anverwandten der Königin der Treulosigkeit und des Verraths beschuldigte und hingerichtete ließ. Die Königin's Mutter flüchtete, als sie von diesen Vorgängen Nachricht erhielt und den Untergang ihrer Familie verzweifeln anfang, in der größten Verzweiflung elend mit ihrem zweiten Sohne Richard und ihren fünf Töchtern in die Kirche zu Westminster, wo sie schon einmal eine Zufluchtstätte gefunden hatte. Ihr Sohn Edward V. befand sich im Tower, scheinbar als König, in der Wirklichkeit aber als Gloucester's Gefangener. Dieser suchte vorerst Richard, den jüngeren Sohn Edward's, in seine Hände zu bekommen und begab sich, seit entschlossen, im Nothfalle Gewalt zu brauchen, nach Westminster, wo er von der Königin durch eine Deputation um den Prinzen bat, um ihn als Gesellschafter seines Bruders nach dem Tower zu bringen. Elisabeth, von der Auslösung eines jeden Widerstands überzeugt, gab sich den Anschein, als wolle sie gern in dieses Vergehen, umarmte den Knaben zum letzten Mal mit Freigebigkeit und brach sich umwendend, in Thränen aus. Die beiden Söhne schloßen sich glücklich, wieder beisammen zu sein und ahnten nicht die Tücke und Grausamkeit ihres unanständigen

Oheim, welcher durch erkaufte Redner Elisabeth nun als Bräutlaiserin Eduard's und dessen Ehre als uneheliche Kinder und als erbsfähige Bastarde erklären ließ. Er glaubte endlich die Röske gänzlich fassen und sich durch ein gleichnerliches Possenspiel zum Könige ausruhen lassen zu dürfen. Nach seiner Krönung (6. Juni 1483) ergrieff freilich die Anhänger Elisabeth's und ihrer Söhne die Waffen, aber Richard III. schredte durch schnelle Ermordung der Söhne Eduard's seine Feinde und erstichte den Aufstand. Ueber die Art und Weise, wie Eduard V. und sein Bruder Richard starben, herrscht tiefes Dunkel; doch wird es durch die späteren Anklagen der Mittheilenden wahrscheinlich, daß die beiden Prinzen auf Befehl Richard's III. des Nachts in ihrem Schlafgemache im Tower von zwei gedungenen Mördern erschossen wurden. Weit größere Gefahr drohte ihm von einer andern Seite; der Graf von Richmond, ein Sohn Katharina's, der Witwe Heinrich's V. von ihrem zweiten Gemahl Owen Tudor, welcher als Verbannter in der Bretagne wohnte, wurde durch die Ermordung der Söhne Eduard's V. veranlaßt, auf die englische Krone Anspruch zu machen, und seine Ansprüche wurden von den Feinden des Usurpators und des Königs Witwe Elisabeth unter der Bedingung anerkannt, daß er Elisabeth, die älteste Tochter Eduard's, zur Gemahlin nehme; er versprach dieses durch einen feierlichen Eid und stützte sich zur Ausführung seines Vorhabens. Richard, welchem die Pläne seiner Gegner nicht verborgen blieben, dachte nun auf Mittel, dieselben zu hintertreiben; vor Allem suchte er die verwitwete Königin bald durch die schmeichelichsten Anerbietungen, bald durch die schändlichsten Drohungen aus ihrer Festkette zu Westminster zu locken. Eduard's Witwe, deren Ehrgeiz nur darauf bedacht war, ihre Nachkommenschaft wieder auf den Thron zu bringen, gab endlich dem rathlosen Drängen nach und es kam (am 1. März 1484) ein geheimer Vertrag zu Stande, in Folge dessen Richard in Gegenwart mehrerer Lords und Prälaten schwor, daß er Eduard's Witwe und ihre Töchter als Verwandte behandeln und ihnen ein lebenslängliches Jahrgeld aussetzen wolle. Es wurde ferner verordnet, daß Eduard, der Sohn Richard's, die junge Elisabeth, welche man für den Grafen von Richmond bestimmt hatte, heirathen solle. Die treulose Mutter brach nun die Verbindung mit letzterem ab, begab sich an den Hof des Mörders ihrer Söhne, wo sie mit ihrer Familie freundschaftlich aufgenommen und mit Auszeichnungen überhäuft wurde. Allein der schon angelegte Plan wurde durch den plötzlichen Tod Eduard's vereitelt. Was Richard seitdem mit Elisabeth beabsichtigte, ist unbekannt; sie blieb bei der Person der Königin und bestand als in anständiger Gefangenschaft. Nach einer andern, aber wenig wahrscheinlichen Erzählung soll Richard später selbst der jungen Elisabeth, der man überdies ein anhöfliches Verlangen nach einer Heirath mit dem Mörder ihrer Brüder zuschreibt, die Ehe versprochen und seine junge Gemahlin, Lady Anna Neville, aus dem Wege zu räumen gedacht haben. Dieser Heirathesplan erregte aber, wie man behauptet, beim Volke so großen Unwillen, daß Richard genöthigt

war, dieser Sage zu widersprechen. Unterdessen war der Graf von Richmond in Wales gelandet und rühte mit seinem kleinen Häuflein gegen das überlegene Heer Richard's vor. Es kam am 22. Aug. 1485 bei Redmore zur Schlacht, in welcher aber nur wenig Blut floß, da Richard schon bei dem Beginn derselben fiel. Der Graf von Richmond wurde auf dem Schlachtfelde als Heinrich VII. zum König ausgerufen und in der Hauptstadt von den Anhängern der verschiedenen Parteien mit großem Jubel empfangen. Alle hofften, er werde durch seine früher versprochene Verehelichung mit der Prinzessin Elisabeth eine Vereinigung der rothen und weißen Rose bewirken und dem langen Unfrieden und Kriege ein Ende machen; da er aber aus Mangel über das treulose Benehmen der Witwe Eduard's in dieser Beziehung ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, so richteten die Gemeinen bei einer schändlichen Gelegenheit die Bitte an ihn: es möge ihm gefallen, die Prinzessin Elisabeth zur Gattin zu nehmen, und Heinrich erwiderte, er wolle ihrem Wunsche willfahren. Er vollzog auch wirklich diese Heirath zu Anfang des folgenden Jahres (18. Jan. 1486) und aus seiner Schwiegermutter, obwohl er seinen früheren Erell gegen sie nicht gänzlich zu unterdrücken vermochte, eine ehrenvolle Stellung am Hofe. Später (Februar 1487) wurde sie jedoch plötzlich verhaftet, ihres Vermögens beraubt und den Mönchen von Broomby in Gewahrsam gegeben. Vermuthlich war sie in die Verschwörung des Grafen von Warwick, des ältesten Sohnes des Herzogs Georg von Clarence, gegen den König verwickelt, welcher dieser um dieselbe Zeit energisch ein Ende machte. Manche glauben, ihre frühere Wortbrüchigkeit gegen Heinrich habe diese harte Behandlung veranlaßt. Diese Vermuthung ist jedoch ebenso unwahrscheinlich, als die Voraussetzung, sie habe ein für die Regierung höchst wichtiges Geheimniß gewußt, welches darin bestand, daß damals noch einer ihrer Söhne oder auch beide am Leben gewesen seien, und man habe auf diese Weise die Entdeckung des Geheimnisses verhindern wollen. Es gibt jedoch aus manchen Bemerkungen hervor, daß die Witwe Elisabeth nach der Wiedereröffnung der Empörung in Freiheit gesetzt wurde und wieder am Hofe lebte, denn im November 1489 war sie bei ihrer Tochter, der Königin, als dieser die französischen Botschafter vorgestellt worden, und im folgenden Jahre warf ihr der König einen Juden gehalten aus. Auch würde dieser, wenn sie eingekerkert gewesen wäre, sie nicht seinem Freunde, dem König Jacob III. von Schottland, welcher Wiener geworden war, zur Gemahlin vorschlagen haben. Auch würde die Heirath wirklich zu Stande gekommen sein, wenn sie nicht durch die Empörung der schottischen Lords und durch den Tod des Königs Jacob, welcher nach dem Verluste der Schlacht von Langsat vor der Mauth im Juni 1488 ermordet wurde, vereitelt worden wäre. Mit dieser Thatsache hören die Nachrichten über Elisabeth auf und sie scheint auch bald darauf ihr vielfach bewegtes Leben gesendet zu haben. Thomas Campden macht die merkwürdigen Schicksale Elisabeth's zum Gegenstand einer hauptsächlich die moralische Seite berührenden Schrift (For-

tunes Fashion, pourtrayed in the Troubles of the Lady Elizabeth Gray, Wife to Edward the Fourth. Lond. 1613. 4.), welche jedoch über die zweifelhaften historischen Punkte wenig Aufschluß gewährt.)

(Ph. H. Kuhl.)

GRAY (Johanna)¹⁾, Urenkelin Heinrich's VII., Königs von England, und selbst neuntägige Königin von England, im J. 1537 zu Droghda, einem Landgute ihrer väterlichen Familie in Leicestershire, geboren²⁾, war die älteste Tochter Heinrich Gray's, Marquis von Dorset, eines im Kriege tapfern, im Frieden prachtliebenden, zu weilen auch von Ehrgeiz gekochten Edelmannes, und Francisca Brandon's, einer auf ihrer hohen Abkunft überaus stolzen, als geistreich geschätzten, aber des Seelenadels gänzlich entbehrenden Frau. Maria, Francisca's Mutter, zweite Tochter Heinrich's VII. und Schwester Heinrich's VIII., hatte nach dem Tode ihres ersten Gemahls Ludwig XII., König von Frankreich, Karl Brandon Herzog von Suffolk, da dessen Gemahlin Anna Browne gestorben war, geheiratet, und dieser königlichen Abkammerung hatte die ganze Familie ihr späteres Glück zu verdanken. Johanna erhielt in ihrem ländlichen Seeburgen mit ihren beiden jüngeren Schwestern Katharina und Maria einen sehr gründlichen und sogar gelehrten Unterricht, da ihr Vater, obgleich er sich selbst seiner ausgezeichneten Bildung erfreute und in den Wissenschaften unerschöpfen war, doch als Schützer und Förderer derselben erscheinen wollte und den Gelehrten nicht nur seines Vaterlandes, sondern auch des Auslandes die freigebigste Gastfreundschaft bewies. Johanna war in ihrer harmlosen Kindheit zehn Jahre alt geworden, als Eduard VI., welcher ebenso viele Jahre zählte, nach dem Tode Heinrich's VIII., seines Vaters, den englischen Thron bestieg (1547) und der ehrgeizige Graf Edward von Hertford, ein Onkel Eduard's VI., zum Protector während der Minderjährigkeit des Königs und zum Herzog von Somerset, sein jüngerer Bruder Thomas zum Lord Seymour von Sudley und zum Lord Admiral von England ernannt wurde. Beide Brüder, von blinder Eifersucht getrieben, suchten sich an Einfluss und Macht zu überheben und scheuten kein Mittel, ihren Zweck zu erreichen. Thomas Seymour heirathete Katharine Parr, die Witwe Heinrich's VIII., und hegte sogar nach dem Tode derselben, nicht hoffnungslos, Absichten auf Lady Elizabeth, die Schwester des Königs. Auch machte er heimlich den Plan, Johanna Gray, die muthmaßliche Erbin der Ansprüche des Hauses Suffolk, mit Edward, der nicht nur einen großen Theil seiner Jugend mit ihr zugebracht, sondern auch eine gleich gelehrte Erziehung

genossen und nicht weniger glänzende Geistesfähigkeiten gezeigt hatte³⁾, zu vermählen, wodurch er die Rivalen der Lady Johanna bezwingen sollte, sie an dem Hofe der verwitweten Königin, seiner Gemahlin, zu lassen. Seymour's Einfluss schien jetzt dem Protector gefährlich zu werden und dieser sann auf Mittel, ihn zu beseitigen. Ein solches bot sich alsbald durch das Schicksal des Münzmeisters Eborington zu Bristol, welcher in Folge einer Anklage, daß er die Münzen beschnitten und falsche ausgegeben habe, aufgeführt, er habe versprochen, Münzen für Seymour zu schlagen, der auf 10,000 Mann zählen sollte und mit ihrer Hilfe den König zu entführen und die gegenwärtige Regierungsform zu ändern gedachte. Der Admiral wurde von dem Rathe schuldig befunden⁴⁾, zum Tode verurtheilt und am 20. März 1549 hingerichtet. Von einer Verheirathung Johanna's, die schon vor Seymour's Tode auf Verlangen ihrer Eltern in das väterliche Haus zurückgebracht worden war, mit Edward verlaute es jetzt Nichts mehr. Johanna, deren Sinn auf Nichts weniger als auf Reichthum und Glanz gerichtet war, scheint sich nun mit ernewertem Eifer den Studien hinzugeben zu haben; ohne dabei ihre Ausbildung in den weiblichen Berufsarbeiten vernachlässigt zu haben. Sie brachte es im Süden und andern künftlichen Verrichtungen der häuslichen Thätigkeit zur wahren Meisterhaft, erregte Bewunderung durch ihr Saitenspiel und durch ihren Gesang und suchte im Schönschreiben ihres Geschlechts, dabei blieb sie dennoch frei von Eitel und Jactanz, ein Kind der Natur und Unschuld, bescheiden, offen und demüthig. Unter der sorgfältigen Leitung der väterlichen gelehrten Hauscaplane Garding und Elmer, von denen der letztere später unter der Regierung der Königin Elisabeth Bischof von London wurde, erhielt die ebenso fähige als ausdauernde Schülerin eine solche gründliche und umfassende Kenntniß der alten und neueren Sprachen, daß sie nicht nur ihre Muttersprache sehr richtig und fließend sprach und schrieb, sondern sich ebenso fertig im Französischen und Italienischen ausdrücken verstand und in der griechischen und lateinischen Sprache eine ungewöhnliche schriftliche und mündliche Fertigkeit zeigte. Sie las die Werke der klassischen Literatur, besonders Plato und Demosthenes, und wußte sie ebenso gründlich als geistreich zu erklären. Eine solche gelehrte Ausbildung muß uns nach unsern jetzigen Begriffen von weiblicher Vollkommen-

3) „Er verband das Lateinische und Französische wohl, war nicht unkundig im Griechischen, Italienischen und Spanischen und nicht ohne jurisdicirte Kenntniß der Logik, Physik und Metak. Ein Knabe von solchem Geiste und der so viel verspricht, was eine Wundererscheinung im gewöhnlichen Laufe der Dinge. Ich spreche nicht mit übertriebener Hebertreibung, ich halte mich eher unter dem, was ich mit Wahrheit sagen konnte.“ Er wird der König geheiratet von Hieronymus Cardanus, dem berühmten italienischen Naturforscher, welcher ihn in seiner Reisebeschreibung behandelt. Vergl. J. Macdonald's Geschichte von England, deutsch von Baum. Bd. 2. S. 372. 4) Sein Anschlag, sehr Unzuträglich, die Herrschaft, die er über seinen Neffen (Edward VI.) besaß, konnten der Aktivität des Protector's gefährlich werden; aber es ist kein jurisdicirter Beweis vorhanden, daß er den König entführen oder einen blutigen Krieg veranlassen wollte. J. Lingard, Geschichte von England, und dem Englischen Uebersetzung von G. H. v. Ellis Bd. 7. S. 44.

1) Berkl. Dar. House. History of England, chap. 22 seq. (Tom. III. p. 226 seq.). Rapin Thoyras, Histoire d'Angleterre, liv. XIII. (La Haye 1726. 4.) Tom. IV. p. 199 seq. 2) Elizabeth, Geschichte von England, überlegt von G. H. v. Ellis. Bd. V. S. 210 ff. James Macintosh, Geschichte von England, überlegt von G. H. v. Ellis. Bd. 2. S. 52 ff.

3) Auch oft nach ihrem Gemahle William Dorset Johanna Dubois genannt. 2) Burnet, Hist. ref. Anglia. Tom. II. p. 278.

heit etwas verkehrt und als Bebanterie erscheinen, lag aber in der Charakter jener Zeit, in welcher sich die extremsten Richtungen neben einander bewegten. Johanna's ernste und fleißigste Zurückgeogenheit entsprach auch keineswegs den Wünschen ihrer lebenslustigen Keltern und sie hatte von der bisweilen launenhaften Strenge derselben manchen bitteren Vorwurf zu ertragen. Sie klagte dieses Leid dem berühmten Gelehrten Roger Asham, als dieser vor seiner Reise nach Teutschland, die er als Legationssecretaire antrat, im J. 1550 für einen Besuch zu Broadgate abbatirte. „Gott,“ sprach sie zu diesem, „hat mir besonders die große Wohlthat erwiesen, daß er mir scharfe und strenge Keltern und Cimer, einen so gültigen Lehrer, verlieh. Denn, mag ich vor dem Vater und der Mutter sprechen, schweigen, sitzen, stehen oder gehen, essen, trinken, lustig oder traurig sein, mag ich nähen, spielen, tanzen oder sonst etwas thun, immer muß es in der Vollkommenheit geschehen, mit welcher Gott die Welt schuf. Wo nicht, so folgen Scheltworte, Drohungen, selbst Prüge, Züriden und Krüpen jeder Art, daß ich glaube, so lange in der Hölle zu sein, bis die Kette an den Herrn Cimer kommt. Dieser unterweist mich dann mit solcher Milde und Freundlichkeit, daß die Stunden unmerklich dahingelien.“⁵⁾ Asham traf bei seiner Ankunft Johanna's Keltern mit vielen Collegen und Fräulein auf der Jagd im Park, die noch nicht 14jährige Johanna aber in ihrem einsamen Zimmer, wo sie sich mit dem Studium des Platonischen Dialogs über die Unsterblichkeit der Seele beschäftigte. Als der Gelehrte seine Verwunderung darüber nicht bergen konnte, erwiderte sie vergnügt: „Ich weiß, ihr Vergnügen im Park ist nur ein Schatten gegen das meinige; ach! ihr guten Leute, echte Freuden, wie sie hier Platon gewährt, sind auch unbekannt.“ Einige Jahre später erörterte sie mit Schärfe und Gründlichkeit philosophisch-theologische Fragen und versuchte sie am liebsten durch die Ansprüche des neuen Testaments im Sinne der Reformation, der sie mit aufrechter Ergebenheit huldigte, zu lösen. Sie pflog deshalb Umgang mit den bekanntesten Theologen ihrer Zeit, zu welchen auch Johannes von Ulm, der Schüler und Freund des berühmten Reformators Heinrich Bullinger in Zürich, gehörte. Durch den Schüler wurde Johanna mit Bullinger selbst bekannt und trat mit ihm in brieflichen Verkehr.⁶⁾ Angeregt durch das sie um seinen Rath, als sie, um eine fester Grundlage für ihre theologischen Studien zu gewinnen, die orientalischen Sprachen sich anzueignen anfing. „Wenn du mir,“ schreibt sie ihm, „da ich nun anfangs Hebräisch zu treiben, einen Weg und eine Weise zeigen wollest, an die ich mich in diesem Studiengange mit dem meisten Nutzen zu halten habe,

so würdest du mich aufs Allerhöchste verbinden.“⁷⁾ Bullinger entsprach bereitwillig ihren Wünschen, und daß die Befolgung seiner Andeutungen die erwünschten Früchte trug, beweisen die Ausfertigungen des innigsten Dankes, die wie in ihren späteren Briefen an Bullinger finden. Einen derselben begleitete eine von ihr gefertigte Silberrci in schwarzer Elbe, aber dieses wertvolle Geschenk der unglücklichen Fürstin, welche früher ebenfalls in der Stadtbibliothek aufbewahrt wurde, ist verschwunden. Johanna richtete auch noch mehrere Schreiben an andere Mitarbeiter am Reformationswerke, die aber nicht mehr vorhanden sind. Leider wurde aber bald diese einsame, geistig rege, same Lebensweise durch den Gang der politischen Ereignisse und durch den Ehrgeiz der Keltern und Verbundenen unterbrochen. Dem schlaun und arglistigen Hofmann John Dudley, Viscount von Bole, der sich allmählig zum Grafen von Warwick und zum Herzog von Northumberland emporgeschwungen hatte, war es gelungen, die Gunst Eduard's vollständig zu gewinnen und den Protector Somerset zu stürzen, welcher endlich (22. Jan. 1552) das Blutgericht befehlen mußte, um seinem Nebenbuhler nicht mehr gefährlich zu werden. Der Herzog von Northumberland war jetzt nicht nur der mächtigste Unterthan im Reich, seine Jagdgründe hatte ihn auch zum reichsten gemacht, denn zu seinen frühesten Besigungen, die angeblich genug waren, um nach den gewöhnlichen Begriffen dem Geize eines Privatmannes zu genügen, hatte er seit einigen Jahren noch ausgedehnte Ländereien als Kronlehen hinzugefügt; ihm fehlte Nichts als die Justizdenheit und Ruhe, denn er wußte nur zu gut, wie unsicher der Besitz von so viel Macht und Reichthum war. Sein erster Plan scheint gewesen zu sein, Lady Johanna Gray, die frühere Gattin des Königs, mit diesem zu vermählen und durch seinen Einfluß auf dieselbe seine Herrschaft zu befestigen. Er brachte sie deshalb an den Hof des jungen Königs und wieder, an Alter und Gaben des Geistes und Gemüthes ihr nicht unähnlich, erwieb der schönen, anspruchlosen, der Reformation und der Wissenschaft gleich befreundeten Witbverwandten so hohe Achtung und Anhänglichkeit, daß man auf manchen Seiten die Hoffnung hegte und sogar ausbrach, eine von der Staatsklugheit und gegenemigen Wohlwollen empfohlene Ehe möchte über kurz oder lang ein sicheres Unterpfand geben für den Bestand der noch vielfach bedrohten evangelischen Kirche Englands. Der schon erwähnte Johannes von Ulm schrieb sogar an Bullinger: „Ein Gerücht verbreitete sich und fing an unter den Großen von Mund zu Mund zu gehen, diese edelste Jungfrau sollte mit Seiner Majestät dem Könige verlobt und vermählt werden. O wenn das geschähe, welch eine glückliche und der Kirche heilsbringende Ehe müßte das werden.“⁸⁾

5) Vergl. Asham's Brief, worin er seinen Besuch schildert, in Buzae's Hist. ref. anglie. Tom. II. p. 152. 6) Drei dieser eigenhändigen Briefe werden in der Stadtbibliothek zu Zürich aufbewahrt und sind über herausgegeben, am besten unter dem Titel: Johanna Graia litterae ad H. Bullingerum. Zürich 1840. 4., im lateinischen Original und in teutscher und englischer Uebersetzung. Dabei befindet sich ein Facsimile des zweiten Briefes, welcher auf die schöne Schrift Johanna Gray's hinarbeitet läßt.

7) „Postremo hebraicam iam incipimus mibi et vram et modum aliquo ostenderis, quem in hoc studio curam tenere maxima cum utilitate debeam, me longum tibi devotissimum reddideris.“ J. Graiae Litterae ad Bullingerum p. 4. 8) „Fama percrebuit et in ore utique sermones magnorum virorum coopt. esse, nobilissimam hanc virginem, Reginae majestati despondendam atque locandam. O si id contigat, quam foelix matri-

Lady Johanna machte wahrscheinlich während dieses Aufenthaltes am Hofe der Prinzessin Marie, Schwester des Königs, zu New-Hall in Essex ihre Aufmerksamkeit und war unvorsichtig genug, als Protestantin der Lady Anna Wharton einen Verweis zu geben, weil diese sich vor der geweihten Hostie verbrüht hatte. Der Prinzessin, welche streng an den katholischen Gebräuchen hielt, wurde das gegebene Aergerniß von dienstfertigen Leuten schnell hinterbracht, und von dieser Zeit an soll Marie eine geheime Abneigung gegen Johanna genährt haben, welche später schlimme Früchte trug. Auch Northumberland kam von dem Plane, Johanna mit Edward zu vermählen, allmählig zurück und sagte den kühnen Gedanken, die Krone, falls der schwächliche König sterbe, auf das Haupt seiner eigenen Söhne zu legen. Sein ganzes Sinnen und Trachten war nun auf die Mittel gerichtet, durch welche die Verwirklichung dieses Gedankens möglich werden konnte. Nach dem letzten Willen Heinrich's VIII. und nach einem Beschlusse des Parlaments waren, wenn sein Sohn Edward kinderlos sterben sollte, seine Tochter Maria (von der verstorbenen Königin Katharina von Aragonien) und Elisabeth (von der entthronten Anna Bolyn) die nächsten Erben. Die Ansprüche derselben konnten aber durch die Berufung auf die Statuten, welche beide Prinzessinnen als unehelich erklärten und nicht widerrufen worden waren, wankend gemacht und als ungültig betrachtet werden. In diesem Falle wäre dann die Thronfolge an die beiden Schwwestern Heinrich's VIII., nämlich an Margaretha, Gemahlin des Königs Jacob IV. von Schottland, und Maria, Gemahlin des Königs Ludwig XII. von Frankreich, übergegangen. Margaretha war zwar die ältere, aber das Testament des verstorbenen Königs ließ ihre Nachkommenschaft unermächtigt, welche auch bei der Schottland abgegangenen Nation keinen Anhang fand. Das Erbrecht fiel also auf Maria's Tochter, nämlich an Francisca, Gemahlin des Herzogs von Dorset, Heinrich Gray. Auf diese Erbansprüche gründete Northumberland seinen Plan und vermählte seinen vierten Sohn Gullford Dudley mit Johanna Gray, auf welche Francisca, die nicht Fuß hatte, seinen freistigen Thron zu übertragen, ihre Rechte bereitwillig übertrug; Katharina Gray verheiratete er mit Lord Herbert, dem Sohne des Grafen von Pembroke, der seiner Gnast Titel und Vermögen verdankte. Johanna selbst, diese ehrsüchtigen Pläne nicht ahnend und mit den Eifen und Gefährden der Welt unbekannt, und angezogen von der Persönlichkeit des milden, gutmüthigen Gatten, ließ ruhig geschehen, was Meistern und Schwärzergewalter reiflich verabredet hatten. Johanna's Vermählung hatte den Beifall Edward's, sie wurde im Mai 1553 mit großem Pompe in seinem Palaste gefeiert und er zeigte sich dabei überaus liebendwürdig und freigebig. Northumberland verheiratete zu derselben Zeit seine Tochter Katharina mit Lord Hastings, dem ältesten Sohne des Grafen von Huntingdon; sein Bruder

und seine Söhne erhielten die nächsten Stellen am Throne und die Hofämter wurden allmählig an seine Freunde vertheilt, so daß jetzt jeder Gefahr, die ihm seine Feinde bereiten könnten, vorgebeugt schien. Es galt nur noch, den König für seinen Plan zu gewinnen und denselben zur andränglichen Abänderung der Thronfolge zu bewegen. Die Gesundheit Edward's war in fortwährendem Abnehmen begriffen und seine Tage schienen gezählt zu sein; es war deshalb seine Zeit zu verlieren. Northumberland wußte den rechten Augenblick zu benützen und die religiösen Vorurtheile des Königs mit ins Spiel zu ziehen. Er rühmte die Verdienste, welche sich Edward durch Ausrottung der Abgötterei und durch Einführung eines reinen Glaubens und Gottesdienstes erworben habe. Er stellte ihm Johanna vor, wie alle diese Bemühungen vergebens gewesen seien, wenn die Krone an Marie, die nächste Erbin, gielange, da Jeder wisse, wie groß die Vorliebe dieser Prinzessin für die römisch-katholische Kirche und für den römischen Hof sei, und es unterliege keinem Zweifel, daß man unter ihrer Regierung vor Allem darauf ausgehen würde, die englische Staatsverfassung über den Haufen zu werfen. Maria und Elisabeth seien abgetrieben als unehelich erklärt und ihre Erbfolge wäre jedenfalls als unredmählig betrachtet worden und Unruhen erregen; da ihm ohne Zweifel dieselben Befugnisse zuständen wie seinem Vater, so möge er vor seinem Tode über die Erbfolge verfügen und dieselbe von seinen Schwwestern auf die Nachkommen seiner Linie, der Königin Maria von Frankreich, übertragen, die sich durch Frömmigkeit und Liebe zum reformirten Glauben auszeichneten. Der kranke Edward, vielleicht überzeugt, daß ihm die Pflicht gebiete, die Rechte seiner Schwwestern dem alles überwiegenden Interesse der Religion auszuweichen, gab den fortwährenden Einküßlerungen Northumberland's und seiner von ihm wohlunterrichteten Freunde endlich Gehör und schrieb, um die ganze Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und seine Rathgeber nicht dem Jorne der ihrer Rechte Verleugerten auszuliefern, mit eigener Hand den Entwurf zu der abgedructen Thronfolge nieder. Nun erhielt Sir Edward Montague, Abgesandter des Gerichtshofes, Befehl, vor dem Könige zu erscheinen und dieser stellte ihm vor, die Gefahr, welche den Geseßen, den Freiheiten und der Religion des Landes drohe, wenn Lady Maria den Thron besteige und einen fremden Fürsten beirathe, habe ihn nach reiflicher Ueberlegung bewegen, die Ordnung der Thronfolge zu ändern, und er weise sie deshalb an, eine Schrift auszugeben, in welcher die Krone der Lady Johanna, der Erbin des Hauses Anfoff, vermacht werde. Die Richter erbalten sich Zeit, um diesen bedenklichen Vorschlag in Erwägung zu ziehen, und stellten am folgenden Tage im Geheimrath vor, daß sie Gefahr laufen würden, in die Strafe des Hochverraths zu verfallen, eine Anordnung, welche der verlorbene König gemacht und die vom Parlament gebilligt worden sei, umzuheben. Bei diesen Worten stürzte Northumberland aus einem Nebenzimmer zitternd vor Wuth und rief: sie im Tone und mit den Geberden eines Rasenden Verdrüss und erklärte sich zugleich bereit, sich mit Jedem, der an der Gerechtigkeit

monium et ecclesiae aulicorum tam fore arbitrarium. J. Johanna's von Uin Schreiben in der erwähnten Ausgabe der *Litterae Johanna Graiae* p. 12.

feil dieser Anordnung zweifle, zu schlagen, und sollte es im bloßen Hemde sein. Einige Tage später wurden sie vor den König beschieden, der sie mit scharfen Worten und mit jernigem Gesichte wegen ihrer Hartnäckigkeit schalt. Der Oberichter Montague stellte ihm vor, daß das verlaugte Instrument, wenn es auch von dem Gerichte angefertigt werde, doch keine Rechtskraft haben könne, da die von dem Parlament sanctionirte Erbfolgeordnung auch nur durch das Parlament geändert werden könne. Als der König erwiderte, daß er in kurzer Frist das Parlament einberufen werde, um den von dem Gerichte entworfenen Act zu bestätigen, fügten sich endlich die Richter seinem Willen. Die Lebenskraft Edward's zeigte aber täglich eine schnelle Abnahme und er starb; ehe es ihm möglich war, sein Versprechen zu erfüllen, am Abend des 6. Juli 1553 mit den Worten: „Herr, erreite dein erwähltes Volk England; bewahre dich Reich vor dem Papstthum und erhalte den rechten Glauben.“¹⁰⁾ „Die Stelle,“ sagt James Macintosh, „welche Edward VI. in der englischen Geschichte zwischen einer irrationellen und einer bigotten Regierung einnimmt, erhöht noch den Reiz seines schuldlosen und anziehenden Charakters, der noch ein lieblicheres Licht von dem milden Schimmer entlehn, der Johanna Gray's Namen umfließt, der Genossin seiner Krankheit, auf welcher der Blick des Sterbenden als auf der erwählten Erbin seiner Krone ruhte.“ Die wandelnde Gesundheit des Königs war schon längst der Gegenstand erster Aufmerksamkeiten fremder Höfe geworden und bot besonders Karl V., Kaiser von Teuschland, und Heinrich II., König von Frankreich, neuen Anlaß zu politischen Umrissen. Maria, die nachmalige Thronerbin, war seit dem Tode ihres Vaters durch die Rathschläge des Kaisers geleitet und in den Augenblicken der Verfolgung geschützt worden, und es ließ sich von ihrer Dankbarkeit und ihrer religiösen Ueberzeugung erwarten, daß sie nach ihrer Thronbesteigung die Macht Englands zu Gunsten des Kaisers in die Wagschale werfen werde. Diese Ueberzeugung bewog Heinrich II., Maria's Absichten entgegen zu arbeiten und Johanna's Ansprüche zu unterkühlen. Es erschien eine kaiserliche Gesandtschaft am englischen Hofe, welche aber den König nicht mehr am Leben fand und bereits am 13. Juli die bedrohliche Erklärung abgab, ihr Gebiet werde ein so großes Unrecht, wie die Ausschließung seiner Vase¹¹⁾, nicht dulden. Von diesem Augenblicke an war Simon Renard, der Gesandtschaftsführer des Kaisers und die Seele der Gesandtschaft, der geheime Rathgeber Maria's und Leiter ihrer politischen Maßregeln. Der Gesandte Heinrich's II. näherte dagegen Northumber-

land's Pläne durch die Aussicht auf französische Unterstützung und ließ die Hoffnung auf das Gelingen derselben in den Berichten an seinen Hof fast als Zuverlässigkeit erscheinen. Die Schilderung der zukünftigen Königin, welche er weiße, tugendhaft und schön nennt, ist jedoch keineswegs auf Rechnung der diplomatischen Kunst zu schreiben, denn in diesem Lobe stimmen Alle überein, die sie zu sehen und zu hören Gelegenheit hatten. Das Bestreben zu gefallen, war ihr indessen durchaus nicht fremd, und sie soll sogar den Zug mehr geliebt haben, als sich mit den strengen Ansichten der reformirten Prediger vertragen; das übrige Hochmuth und Ehrgeiz seinen Einfluß auf sie übten, beweist ihr Benehmen in den wenigen Tagen, während welcher sie die Krone trug. Northumberland hatte indessen, so wenig er auch an dem Gelingen seines Planes zweifelte, versucht, Lady Maria dadurch in seine Gewalt zu bekommen, daß er sie aufforderte, einem königlichen Befehl zufolge, unverzüglich an den Hof zu kommen. Sie besand sich schon auf der Reise, als sie unterwegs einen Wink von der sie bedrohenden Gefahr erhielt, und nach ihrem Wohnsitz Kenninghall in der Grafschaft Norfolk zurückeilte. Hätte sie London erreicht, so wäre sie sicher alsbald in ein Gefängniß im Tower gebracht worden. Den Tod Edward's verheimlichte man einige Tage sorgfältig, um die nöthigen Maßregeln treffen zu können. Am 8. Juli setzte der Staatsrath die Gesandten baron in Kenntniß und Maria erhielt diese Nachricht zu derselben Zeit von ihren Brüdern am Hofe, welche ihr auch den Plan der Verschwörung enthüllten. Maria richtete schon am folgenden Tage ein ernstliches Schreiben an den Geheimrath, worin sie denselben tadelt, daß er sich in Ränke eingelassen und ihr den Tod ihres Bruders verhehlt habe; zugleich wahrte sie ihre Ansprüche auf die Krone und bot ihnen eine ohne Ausnahme gütliche Verzeihung an, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren und sie unverzüglich als Königin ausrufen lassen würden. Der Geheimrath erklärte in seinem Antwortschreiben seine unerzitterliche Anhänglichkeit für Johanna, als die rechtmäßige Königin, und beide Parteien rühten sich, den Streit durch Waffengewalt zu entscheiden. Die Anhänger Northumberland's nahmen den Tower sammt dem Schatz und den Vorräthen an Waffen und Munition in Besitz, ließen die Officiere der Leibwache und die bedeutendsten Beamten der neuen Königin Treue schwören und zogen auf der Themse eine kleine Flotte und auf der Insel Wight ein Truppcorps zusammen. Man glaubte auf diese Weise allen Zufällen mit Erfolg begegnen zu können und entschlief sich dann, nachdem man drei Tage mit Anhalten, die man zum Gelingen des Unternehmens für nöthig hielt, zugebracht hatte, das wichtige Ereigniß bekannt zu machen und der Lady Johanna den Tod des Königs und ihre Nachfolge auf dem Thron anzukündigen. Man ließ ihr zu Gesehe, wohin sie sich während des letzten Unwohlseins des Königs zurückgezogen hatte, eine Deilung zusamment, unverzüglich nach Elmdonhouse zurückzukehren und daselbst die Befehle des Königs zu erwarten. Mit allen seitherigen Umrissen unbedarft und die wahre Ursache der Weisung nicht

9) Heinrich VIII. hatte nach Maria und Elisabeth die Nachkommen der Königin Maria von Frankreich folgen lassen, und zwar sollte dann die Krone auf die männlichen Erben Johanna's (so the Lady Jane's heires males) übergehen. Diesen Satz änderte Edward durch eine geringe Correctur um in: Johanna und ihre männlichen Erben (so the Lady Jane and her heires males). Vergl. E. Kante's Englische Geschichte. 2. Aufl. (Berlin 1862.) S. 248. 10) Geschichte von England. Bd. 2. S. 381. 11) Sie war eine Tochter Heinrich's VIII. von Katharina von Aragonien, und mütterl. Tante des Kaisers Karl V.

ahnend, teilte sie derselben sogleich Folge. Am folgenden Morgen (10. Juli) trafen der Herzog von Northumberland mit einigen der vornehmsten Lords ebenfalls zu Sionshause ein und eröffneten nach einigen gleichgültigen Gesprächen der erkannten Johanna, daß ihr Vetter Eduard gestorben sei und vor seinem Tode Gott gebieten habe, das Reich von der West des Rapismas und das Land vor der schlechten Regierung seiner Schwesern Maria und Elisabeth zu bewahren; er habe deswegen beschlossen, sie von der Thronfolge auszuschließen, und dem Rathe befehlen, Lady Johanna, und wenn diese kinderlos sterbe, ihre Schwesern Katharina und Maria als seine rechtmäßigen Erben zu proclamiren. Bei diesen Worten knieten die Lords nieder, erkannten Johanna als Königin an und schworen, ihr Blut für sie zu vergießen. Die Wirkung dieser unerwarteten Nachricht war eine so heftige, daß die junge schätzerne Frau von zarter Körperbeschaffenheit einen Schrei ausstieß und ohnmächtig zusammensank. Als sie wieder zu sich kam, bemerkte sie den Lords, sie werde sich wohl hüten, nach dem offenen Rechte, welches den Schwesern des Königs durch ihre Geburt und die Geheiß des Königreichs zuläme, ihrem schwachen Gewissen eine Last aufzubürden, die eigentlich ihnen zukomme; sie habe überdies sehr wohl die schändlichen Kunstgriffe gewisser Leute bemerkt, welche die Verlegung alles Rechtes zuließen, um einen Scepter zu gewinnen, und es heißt wahrlich Gottes und der Gerechtigkeit spotten, wenn man es mit seinem Gewissen unvertäglich finde, einen Schilling zu hehlen, aber unbedenklich eine Krone an sich reiße. „Lieberles!“ fuhr sie fort, „bin ich nicht so jung und so unerfahren in den Tücken des Glühs, um mich von demselben fangen zu lassen. Wenn dieses Einige bereichert, so geschieht es nur, um sie desto sicherer auszubuten, Andere erbebt es, um sich an ihrem Sturze zu weiden, und was es gestern anbotete, wird heute sein Zeitvertreib. Wenn ich ihm heute erlaube, mich zu schmücken und zu krönen, so muß ich mir morgen gefallen lassen, von ihm mit Fäßen getreten und in Stüde zerissen zu werden. Und was für eine Krone hietet es mir denn an? Eine Krone, die mit Gewalt und Schimpf einer Katharina von Aragonien vom Haupte gerissen worden ist, eine Krone, an der das Blut einer Anna Bolyns und Anderer, die sie getragen haben, fließt. Soll ich mich verleiten lassen, ein neues Schlachtopfer zu werden und diese unheilvolle Krone sammt dem Haupte, das so tödlich ist, sie tragen zu wollen, zu verlieren? Sollte aber auch diese Krone nicht mehr verderblich sein und das Gift, welches sie borgt, aufgesogen sein, sollte auch das Glüh mir Vorsehung für seine Bedenklichkeit leisten, kann es denn überhaupt für mich ratsam sein, mir diese Dornen, die mich, wenn auch nicht tödten, doch wenigstens zerfleischen würden, und ein Joch auf den Nacken zu nehmen, das mich, wenn auch nicht erwürgen, doch wenigstens markieren würde? Meine Freiheit ist mehr werth, als die Krone, welche mir angeschlossen wird, mag sie auch mit noch so kostbaren Steinen besetzt, mag sie auch mit noch so vielen Golde belegt sein. Ich bin nicht gesonnen, meinen Frieden gegen

königliche Sorgen und gegen prächtige Hefeln zu vertauschen, und wer mich anfrichtig und von Herzen liebt, wird mir eher ein ruhiges und sicherer, wenn auch weniger glänzendes Glüh, als einen erbahren Stand wünschen, der den Stürmen preisgegeben ist und einen gewaltigen Sturz nach sich zieht.“ Ob Johanna wirklich diese weisen und prophetischen Worte gesprochen habe oder ob sie ihre von Geschichtsschreibern, die den Charakter ihrer Hefeln zu verberlichen suchten, in den Mund gelegt wurden, dürfte sich leicht erweisen lassen, wenn man bedenkt, daß Johanna zu dieser Zeit kaum 16 Jahre zählte. Das Ersuchen über die Krönung, der Schmerz über den Tod ihres Veters und das Leidwesen, eine Krone zu verlassen, in der sie sich glühlich gefühlt hatte, sind Empfindungen, wie man sie erwarten darf, und wie sie dieselben in einem späteren Briefe schildert¹²⁾, alles Uebrige aber scheint in das Gebiet der Dichtung zu gehören¹³⁾. Gewiß ist, daß ihre Belagerung auf den Thron durch ihren Verwandten seinen Einbruch machte und auch nicht machen konnte, da diese zu weit gegangen waren, um ohne Gefahr zurückkehren zu können. Vater und Mutter, Schwiegervater und Gemahl boten so inständig und suchten so lange ihre Bedenklichkeiten durch beruhigende Vorstellungen zu entkräften, bis sie endlich dem Andränge weichen und sich zur Annahme der Krone bereit erklärten. Am folgenden Tage begab sie sich zu Wasser nach dem Tower, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Könige vor der Krönung, und hielt, begleitet von dem Geheimrathe und vornehmsten Adel ihren Einzug mit großer Pracht. Ihre Mutter trug ihr die Schleppe, der Vorkämmerer überreichte ihr die Krone und ihre Verwandten begrüßten sie lachend. Gegen Abend um 6 Uhr wurde Johanna's Thronbesteigung in den Straßen Londons mit den gewöhnlichen Gebräuchen ausgerufen und zugleich eine mit Geschicklichkeit und Unflath abgeseigte Tractschrift (Proclamation)¹⁴⁾ verbreitet, worin die Ursachen, welche Eduard zur Aenderung der Thronfolge und zur Bestimmung Johanna's zu seiner Nachfolgerin bewegen, dargelegt waren. Am Schluß derselben ließ man die neue Gebieterin sagen: „Gleichwie wir von unserer Seite durch Gottes Beistand und als eine gnädige und huldreiche Königin und Frau bezeigen werden gegen alle unsere Unterthanen in allen ihren gerechten Forderungen und Ansprüchen, und wie wir nach unserem besten Vermögen Gottes heiliges Wort, christliche Polizei und die guten Geheiß, Herkommen und Treiben dieser unserer Reiche und Herrschaften erhalten und schützen werden, so dürfen wir auch das gute Zutrauen zu allen begeben, es

12) Pollini theilt diesen Brief, den sie wahrscheinlich während ihrer Gefangenschaft im Tower schrieb, in seiner Storia ecclesiastica della rivoluzione d'Inghilterra (1594) p. 386 seq. mit. 13) J. Fiebigar, Geschichte von England. Bd. 7. S. 129. 14) Jane by the Grace of God Queen of England, to all our most loving, faithful and obedient Subjects. London 1568. fol. Dieser seltene Aushang ist öfter in späteren Werken wieder abgedruckt. Vergl. Sammlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen aus der britannischen Biographie, herausgegeben von J. E. Smith. Bd. 6. S. 35 fg.

werde jeder unter ihnen von seiner Seite, zu allen Zeiten und in allen Fällen sich gegen und als seine rechtmäßige Königin und Frau als einen getreuen, ergebene und gehoramen Unterthan bezeigen seinem Eide und seiner Pflicht gemäß. Wir wollen und befehlen daher, daß alle und jede, von welchem Stande, Ansehen und Vermögen sie sein mögen, Frieden und Einigkeit aufrecht erhalten und unsern Befehlen gehorchen sollen, wenn ihnen unsere Huld lieb ist und sie gewillt sind, sich vor Schaden zu hüten.“ Das Volk, welches bis jetzt Maria als die nächste Thronerin betrachtet hatte und nicht zu begreifen vermochte, wie ihr Recht durch die Ansprüche einer Tochter des Hauses Suffolk aufgehoben werden könne, hörte die Proclamation und die darin mühsam entwickelten Gründe mit unbelustigtem Schweigen ¹⁶⁾. Keine Stimme erhob sich für Johanna; Gilbert Bot, ein jeder Diener aus einer Weinschenke, wagte sogar laut seine Zweifel und seine Unzufriedenheit kund zu geben; er büßte aber seine Unvorsichtigkeit mit dem Verlust seiner Ohren, die ihm, nachdem er zurück kamt an den Pranger genagelt worden war, abgeschnitten wurden; diese unzeitige Strenge erbitterte aber den Pöbel in hohem Grade. Hatte das Volk im Allgemeinen keine Ursache, sich besonders lebhaft für Johanna oder für Maria zu erklären, so entschied es sich doch bald für Maria, weil Northumberland, der Vertheidiger der Ansprüche Johanna's, seines kühnen Stolzes wegen allgemein verhaßt war und man ihm so gar, jedoch mit Unrecht, vorwarf, er habe Edward durch Gift aus dem Wege geräumt. Ein Gefandter, welchen er zu dem Kaiser geschickt hatte, rückte seine Kniee bei diesem Monarchen, welcher sich auch weigerte, ein Schreiben anzunehmen, worin Johanna ihre Thronbesteigung anzeigte. Interessirte wuchs die Zahl der Anhänger Maria's mit jedem Tage und sie wurde zu Norwich förmlich als Königin ausgerufen. Ihre Werbungen fanden überall bereitwilliges Gehör, während den rühmenden Hauptleuten Johanna's der Gehorham verweigert wurde; auf einem Gesandten, welches man nach Portsmouth geschickt hatte, um Maria die Flucht nach dem Festlande zu dem Kaiser abzuschnelden, empöreten sich die Seelenute gegen ihre Officiere und führten die Schiffe zu Maria, welche das Schloß von Framlingham zu ihrem Aufenthaltorte gewählt hatte, um sich mit dem Kaiser in Flantern in Verbindung zu setzen. Northumberland erkannte nun die Nothwendigkeit, mit seinen Rüstungen zu eilen, aber es schien ihm gefährlich, die Hauptstadt zu verlassen, wo seine Gegenwart die Bewegung der Unzufriedenen niederhielt und ihm die Mitwirkung seiner ungetreulichen und wankelmüthigen Collegen sicherte. Er schlug also vor, den Befehl über die Truppen dem Herzoge von Suffolk, Johanna's Vater, anzuvertrauen, während er selbst um die Königin blieben und den Staatsrath überwachen und leiten wolle. Man

widersprach aber (vielleicht aus verrätherischer Absicht) diesem wohlbedachten Vorhaben, indem man die Unerschrockenheit und Unentzogenheit Suffolk's hervorhob und dagegen die Fähigkeiten Northumberland's, des kriegs-erfahrenen und sieggewohnten Feldherrn, pries. Auch Johanna dat aus Angst für den geliebten Vater Northumberland, sich an die Spitze des Heeres zu stellen, und dieser willigte endlich gegen seine Ueberzeugung ein. Sein Unmuth zeigte sich aber schon deutlich bei seinem Auszuge aus London (14. Juli), und voll banger Ahnung sprach er zu einem seiner Begleiter: „Das Volk drängt sich heran, um uns zu sehen, aber Almand ruft: Gott geleit euch!“ ¹⁷⁾. Vor seiner Abreise hatte er auch die Prediger aufgefordert, das religiöse Gefühl für Johanna, die Schutrin des protestantischen Glaubens, zu gewinnen und gegen Maria, welche die papistischen Trüfner wie der einführen gedente, aufzustehen; aber auch diese Bemühung war erfolglos ¹⁸⁾, denn den Protestanten war es ungetreulich, wie angeborene Rechte durch die Religion leiden könnten, und die Katholiken wurden durch die Reden der Prediger in ihrer Anhänglichkeit an Maria bestärkt. Ueberhaupt läßt sich in dieser Bewegung dem religiösen Elemente kein entscheidender Einfluß aufzählen. Die zwar immer noch zahlreichen Katholiken erwarteten von der entstehenden Protestantia natürlich keine Dienste, die Protestanten waren zufrieden-gestellt durch die wenn auch nicht ernsthafte Zusicherung der Gewissensfreiheit, welche Maria bereits hatte versprochen lassen, die Reformirten besaßen neben einzelnen Ausnahmen in den Reihen der Geheimräthe und Hochadeligen keinen festen Haltspunkt. Die Indifferenten schwankten oder knüpften ihren Glauben an den Gang der Ereignisse und die Kunst des jeweiligen Oberhauptes; die Bewohner der Städte und die Landleute gehorchten theils dem Ansehen der Vornehmen, theils den immer noch mächtigen Einbrüden der alten Kirche, und zu allen diesen Beweggründen kam noch der ziemlich allgemeine Haß gegen den Herzog von Northumberland als lähmender und zergerender Stoff. Maria sah sich nach wenigen Tagen von mehr als 3000 Mann umgeben, lauter Freiwilligen, die keinen Sold nahmen und nur aus treuer Anhänglichkeit dienten. Northumberland hatte zwar ein kleines, aber an Kriegsgut und Ausrüstung den regellosen Scharen der Vertheidiger Maria's weit überlegen Heer, statt aber entschlossen vorzurücken und die Sache durch einen ersten Kampf zur Entscheidung zu bringen, verlor er, als er die Begeisterung des Volkes für Maria sah, den Muth und zog sich nach Cambridge zurück, von wo aus er Verstärkung von der Hauptstadt verlangte. Hier war aber bereits ein ganz-

¹⁶⁾ „Tunc hoc indignissimum populos et omnis nobilitas oon tam studio Mariae, quam odio Northumbrii duca.“ *Stedon, De statu relig. et reipubl.* l. 25. p. 866. „Toutes ces choses sont arrivées plus par la grande haine qu'on porte à celui que que par l'amitié qu'on a pour la dite reine Marie.“ *Nonville, Ambassadeur, 20 Juillet 1568.*

¹⁷⁾ *Pet. Heylin, History of Reformation of the Church of England* p. 161. ¹⁸⁾ Besonders bemühte sich Nic. Ridley, Bischof von London, ein berühmter Theolog, die Anhänger Johanna's zu begründen und zu vertheidigen. „Concordatores, quos bene multos Loodini constituit, ubi prosecutorum, imo ne quid dem egregius illi doctrinae vltimaque sanctitate vir Ridelius episcopus aculeis acerbis additus esset.“ *Fr. Godwin, De praenuntiis Angliae* p. 106. Ridley magis suum Gesser spalter auf dem Scheiterhaufen biegen.

licher Umschwung der Dinge eingetreten: die Verds, welche Northumberland bei der Königin und bei Suffol mit dem Befehle, ihre Entfernung aus dem Tower zu hindern, zurückgelassen hatte, entschlüpfen unter dem Verwande, an der Spitze ihrer Fremde und Dienstleute zu dem Herrn zu eilen, nach und nach, kamen aber vorher mit einander überein, sich zu Baynardstraße, dem Schlosse des Grafen von Pembroke, zu einer Versammlung zu versammeln. Der Graf von Arundel, welcher schon früher Veracht im Herzen getragen und Maria von allen Bewegungen durch getreue Boten unterrichtet hatte, eröffnete die Verhandlungen, stellte jetzt offen den Antrag, nicht mehr länger dem Ehrgeiz Northumberland's zu dienen und die Rechte der Tochter Heinrich's VIII. zu wahren; der Graf von Pembroke schwur, Maria mit seinem Schwerte zu Königin zu machen oder für sie zu sterben. Diese Reden wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen. Alle ritten nun in feierlichem Zuge durch die Straßen Londons und riefen Maria unter dem Jubel des Volkes als Königin aus. Der Graf von Arundel eilte sogleich ohne Anstehen nach Framlingham, um Maria die Nachricht von dieser Umwälzung zu überbringen, während der Graf von Pembroke mit seiner Leibwache den Tower überkumpelte und ohne Widerstand in Besitz nahm. Zugleich nöthigte er den Herzog von Suffol, welcher gänzlich den Muth verloren hatte, seiner Tochter die Entschickung des Königthums anzukündigen und alle Abzeichen dieser Würde aus ihrer Umgebung zu entfernen. Johanna nahm diese traurige Mittheilung mit ruhiger Fassung entgegen, tröstete ihren in theilvoller Berothung hinbrütenden Vater und sprach zu ihm mit behermten Sinne: „Glaube nur, mein theuerster Vater, daß ich mich weit besser in diese Nachricht fügen kann, als in meine frühere Erhöhung auf den Thron. Ich verlasse denselben jetzt bereitwillig und folge darin den Bewegungen meines Herzens; ich ermüde mich, den von Andern begangenen Fehler zu tilgen; wenn es überhaupt möglich ist, durch freiwillige Verzichtleistung und aufrichtigen Bekenntniß solche Fehler wieder gut zu machen.“ Sie mochte nun der Krone um so leichter entsagen, als ihr die wenigen Tage, in denen sie dieselbe getragen hatte, zu ebenso vielen Tagen der Angst und des Kummerd gemacht worden waren, da sie nicht nur fortwährend von dem gebietenden Stöße ihrer Schwiegermutter zu leiden hatte, sondern es ihr auch nicht gelingen wollte, ihren Gemahl, welcher von ihr die Krone verlangte, zu jrieden zu stellen. Johanna willigte zwar nach langem Zureden ein, ihm die Krone mittelst Parlamentsbeschluss zu geben, verneinte aber, als sie wieder allein war, diese ihren Königin unwürdige Schwäche und sagte ihm, zum Herzuge wolle sie ihn machen, aber nicht zum König. Er mied aus Zorn ihre Gesellschaft und ihr Bett und drohte, sich zu entfernen. Die Herzogin von Suffol schalt sie und machte ihr Vorwürfe, worüber sie in selbiger Angst gerieth, daß sie sich vergiftet glaubte, wie sie sich in einem Briefe sagt¹⁹⁾. Sie hatte neun

Lage weglert und ein herzloser Wüthling nennt sie deswegen die Bohnerkönigin¹⁹⁾. Der energielose Herzog ging unmittelbar darauf, nachdem er seine Tochter mit der traurigen Veränderung bekannt gemacht hatte, in den Geheimrath und unterzeichnete mit den übrigen Verds den Befehl an Northumberland, seine Truppen zu entlassen und Maria als Königin anzuerkennen. Ehe aber dieser Befehl noch nach Cambridge gelangte, hatte Northumberland, von seinen meisten Leuten verlassen, selbst auf dem Marktplatz unter Verglebung heißer Thronen Maria proclamirt und zum Zeichen der Freude sein Barret in die Höhe geworfen. Er hoffte dadurch Verzeihung zu erlangen, ward aber nichtbedenklicher als folgender Tage durch den Grafen von Arundel als Hochverräther verhaftet und in den Tower gebracht, wobei es einer harten Wache bedurfte, um den Gefangenen vor der Rache seiner Gegner zu schützen. Maria hielt nun unter dem bedrückenden Jubelgeschrei des Volkes ihren Einzug in London und ward am 8. Oct. gekrönt. Sogleich nach ihrer Thronbesteigung fragte sie den Kaiser um Rath, wie sie sich gegen diejenigen, die sich gegen sie verschworen hatten und sie um ihr gutes Recht auf den Thron hatten bringen wollen, am flügsten zu verhalten habe. Mari erwiderte, der gemeinsame Vortheil aller Herrscher verlange, daß seine Empörung unbefristet bleibe; sie sollte also die Häupter der Verschwörung alsbald ohne Nachsicht nach Gehör sühnigen, die Berechtigten aber durch Erbarmen mildern und den übrigen Theilnehmern vollständige Vergnabigung angedeihen lassen. Der Herzog von Northumbria und mehrere seiner Witschuldigen wurden also vor Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Auch auf die Hinrichtung Johanna's drangen die Befehlshaber des Kaisers, weil, so lange diese lebe, die Königin nicht in Frieden herrschen würde. Maria konnte sich jedoch nicht dazu entschließen, weil sie die Ueberzeugung in sich trug, daß Johanna nicht Northumberland's Witschuldige, sondern nur eine Puppe in seinen Händen gewesen war; sie zog deshalb vor, die nöthigen Vorkehrungsregeln gegen spätere Mißgriffe zu treffen. Johanna wurde nebst ihrem Gemahle Gullford Dubler zu Guildhall, wohin man sie brachte, vor Gericht gestellt und als der Vertheidigung der königlichen Majestät schuldig zum Tode verurtheilt, aber darauf mit ihm unter starker Bedeckung und unter Vortragung des erlöbigen Gentereils nach dem Tower zurückgeführt, um sie daselbst streng zu bewachen. Johanna behielt in diesen durchwachten Augenbliden die vollkommene Fassung und Seelenruhe, ihr besseres Antlitz und ihren stolzen Gang; sie gestand zwar unumwunden ein, darin gefehlt zu haben, daß sie die Krone, obgleich untreuwillig, angenommen, beistimmte aber gegenüber der Anklage eines wissentlichen begangenen Hochverraths, entschieden ihre Unschuld. Sie

¹⁹⁾ La reine se le ten, en English A wealth-day queen. Man schiebt nämlich am Abend des Drücktagdages (wealth-night) in höchster Gesellschaft eine Kochen, worin eine Behne gebacken war, unter die Stühle zu vertheilen; wer das Stuch, worin sich die Behne befand, zerbricht, war für das nächste Jahr Verheirathung und nahm gewisse scherzhaftes Anstaltungen entgegen.

ernahnte ihre Umgebung im Tower unaussprechlich, das bermalige Loos geduldig zu ertragen und auf Gott und ihr gutes Gewissen zu vertrauen. Da man bei der Verkündigung des Todesurtheils den Tag der Hinrichtung nicht bestimmt hatte, so lebten fortan die unglückliche Johanna und ihr nicht weniger unglücklicher Gemahl wie im Schatten des Todes und doch nicht ohne alle Strahlen des Trostes, denn die Haft wurde allmählich weniger streng und sie erhielten sogar die Erlaubniß, in dem Garten der Königin frische Luft zu schöpfen, eine Nachsicht, die eher Grameinsticht gewesen wäre, wenn die Königin schon damals im Sinne gehabt hätte, das Todesurtheil vollstrecken zu lassen. Aber ein unvorhergesehenes Ereigniß schnitt bald den letzten Faden der Hoffnung ab und beschleunigte den Ausgang, für welchen Johanna durch eifriges Bittstellen und ernstes Nachdenken ihre Stimmung gleichsam vorbereitet hatte. Die Königin Maria hatte auf Anrathen selbstthätiger Freunde und zur Förderung der Reaction gegen das Reformationsprincip von Philipp, dem einzigen Sohn und Erben des Kaisers Karl V., zum Gemahl erkoren und dadurch dem gährenden Unfrieden und den religiösen Zerrwürfissen solche Nahrung gegeben, daß der lange gedährte Unmuth sich bald in offenen Aufbruch entlief. Die gänzliche Aufhebung der Religionsfreiheit stand in naher Aussicht. Zu den Hauptern der Verschwörung, Thomas Wat von Kent und Peter Carew in Cornwallis, gesellte sich auch der durch frühere Erfahrungen nicht klug geworbene Herzog von Suffolk und ging in seiner Unbelehrtheit sogar so weit, seine zum Tode verurtheilte Tochter Johanna in der Grafschaft Warwick öffentlich als Königin auszurufen. Der Aufstand wurde jedoch durch das unerschrockene Benehmen Maria's unterdrückt, die Mannschaft der Verschworenen überwältigt und Suffolk als Gefangener eingekerkert. Kann man sich wundern, daß nun die Siegerin sich den wiederholten Rath Karls V. zu Herzen nahm und bei sich beschloß, die Empörer ohne Gnade zu bestrafen und Johanna, der jungen Sündlerin im Tower entweder das Haupt abschlagen zu lassen oder ihr die strengste lebenslängliche Haft zu bereiten? Sie zog das Letzte vor und unterzeichnete am 8. Febr. 1554 den Befehl zur Hinrichtung Guitford Dudley's und seiner Gemahlin nach Verlauf von drei Tagen. Johanna nahm den Befehl, sich zum Tode vorzubereiten, welchen sie am folgenden Tage erhielt, mit heiterer Fassung hin und benutzte den Anlauf von drei Tagen, welchen der katholische Priester Bedenham zu ihrer Bekehrung erbeten hatte, um sich zum Tode vorzubereiten und um von den übrigen schriftlich Abschied zu nehmen. Ihren Vater, der ohne Zweifel ihre Hinrichtung durch sein Benehmen veranlaßt hatte, suchte sie zu trösten und richtete an ihn folgende Worte: „Obgleich es Gott gefallen hat, das Ende meines Lebens durch die zu beschleunigen, von denen ich eher die Verlängerung desselben hätte erwarten dürfen, so frage ich doch auch dies mit Geduld und danke Gott dafür herzlich, daß er meine kummervollen Tage lieber hat verfügen, als mir ein langes Leben und der Welt Herrlichkeit hat gewähren wollen. Mir ist keineswegs verdorren, daß dein Herz

unter einem doppelten Kummer leidet, sowohl wegen des Unglücks, das du dir zugezogen, als auch wegen der jammervollen Lage, in die du mich versetzt hast; allein, mein theuerster Vater, wenn es mir, ohne dich zu beleidigen, erlaubt ist, mich in meinem Unglück zu freuen, so kann ich, wie ich überzeugt bin, mich glücklich schätzen, daß ich wegen des Vergangenen meine Hände in Unschuld waschen und mein schuldloses Blut vor dem Herrn nun Barmherzigkeit rufen darf. Ich muß zwar eingestehen, daß ich, obgleich gewungen und, wie du wohl weißt, auf unabsichtliches Zuthun, einwilligte, die Krone auf mein Haupt zu setzen, und dadurch die Königin und die Gesehe schwer beleidigte, aber ich trage in mir das zuversichtliche Vertrauen, daß mein Vergehen vor Gott desto geringer erscheint, je weniger mein Herz bei der erzwungenen Einwilligung daran Theil genommen hat. Dieses ist, mein theuerster Vater, meine Gesinnung bei dem Herannahen des Todes, der, so schmerzhaft er dir auch sein mag, mir höchst willkommen ist. Ja, es kann mir Nichts willkommener sein, als aus diesem Zammerthale zu dem Throne aller himmlischen Freude und Bönne mit Jesus Christus, unserm Heilande, zu gelangen. In diesem festen Glauben bitte ich Gott, wenn eine solche Heuerung der Tochter ihrem Vater gegenüber erlaubt ist, mich ferner so zu erhalten und bis an das Ende so zu härten, daß wir im Himmel und wieder finden mögen mit dem Vater, Sohne und heiligen Geiste. Amen“²⁰). Der Geist der himmlischen Liebe kann sich nicht in einfacheren und süßeren Worten äußern, als in diesem Briefe. Denselben frommen Sinn offenbart sie in einer Bemerkung, die sie für ihren Vater an den Rand eines für die Gefangenen bestimmten Geheibuches schrieb: „Der Herr,“ heißt es darin, „tröste Euer Gnaden und zwar durch sein Evangelium, durch welches alle Creatur allein getrostet werden soll und obgleich es Gott gefällt, Euch zwei Eurer Kinder zu rauben, so glaube ich nicht, ich bitte Euch, Ihr hättet sie verloren! Seid vielmehr überzeugt, daß wir, die ein sterbliches Leben verlassen, ein unsterbliches dafür gewonnen haben. Ich für meinen Theil will, gleichwie ich Euer Gnaden in diesem Leben ehrte, im andern Leben für Euch beten. Euer Gnaden treu ergebene Tochter, Jane Dudley“²¹). Noch am Vorabende ihres Todes schrieb sie auf ein weißes Blatt ihre griechischen Ausgäbe des neuen Testaments einen griechischen Brief an ihre gleich gelehrte Schwester Katharina und überlieferte ihr Buch und Brief als Andenken. „Ich überlasse dir,“ schreibt sie, „ein Buch, das ohne von Aussen mit Gold besetzt oder durch die künstliche Arbeit der Nadel verziert zu sein, doch einen griechen Werth hat, als alle Goldminen, auf welche die Welt stolz ist. Es ist das Buch des Gesehes des Herrn, geliebteste Schwester; es ist das

20) Sammlung der merkwürdigsten Lebensbeschreibungen größtentheils aus der brittischen Biographie von J. E. Genter. Bd. 6. S. 62. 21) Auch an ihren Gemahl Guitford Dudley soll sie einen Brief geschrieben haben. An Epistole to Lady Guitford Dudley, supposed to have been written by Lady Jane Gray in the Tower a few days before she suffered. London 1762. 4. Dieses Schreiben ist jedoch eine mäßige Uebersetzung.

Testament und der letzte Wille, den er, um armen und elenden Sündern hinterlassen hat, um aus dem Pfad der ewigen Freude zu führen; und wenn du es, mit aufrichtigem Herzen liebst und mit ernstem Willen befolgest, so wird es dich unfehlbar in ein unschätzbliches und ewig dauerndes Leben führen! Es wird dich lehren zu leben, und du wirst daraus lernen zu sterben; es wird dir ein größeres Glück bereiten, als das, welches du aus dem Besitze der Güter eines unglücklichen Vaters hättest ziehen können; denn ebenso, wie du, wenn ihn Gott geeignet hätte, sein Eigenthum und seine Ehrenwürde würdevoll geerbt haben, ebenso wirst du durch selbigen Gebrauch dieses Nachs und durch eussige Befolgung der darin enthaltenen Lehren, eine Erbin solcher Reichthümer werden, die weder die Gabsüchtigen dir rauben, noch die Liebe dir entwenden, noch die Wotten vergehen können. Wünsche mit David, meine theure Schwester, daß Geseß des Herrn zu verstehen; liebe immer, um zu sterben, damit du die durch den Tod ein ewiges Leben erlangen mögest. Verlasse dich nicht darauf, daß dein junges Alter dir Begerenschaft für ein längeres Leben sein werde, denn sobald Gott ruft, sind alle Stunden, Alter und Jahreszeiten gleich, und selb sind die, deren Lampen mit Del versehen sind, wenn er kommt, denn der Herr will in den Jungen ebenso, wie in den Alten verkehrt sein. Ich bitte dich also, meine liebe Schwester, noch einmal, lerne sterben; verleihe die Welt, widerstehe dem Satan und verachte das Fleisch; habe deine Lust allein an dem Herrn, bereue deine Sünden, verzeihe aber nicht, sei stark im Glauben, werde aber nicht verwegen und wünsche mit Paulus angelöst und bei Christus zu sein, in welchem auch im Tode Leben ist. Werde dem treuen Knechte ähnlich, der auch in der Stunde der Mitternacht wachte, damit du nicht, wenn der Tod gleich einem Diebe in der Nacht hereinbricht, mit den Knechten der Finsterniß schlafend gefunden werdest, damit du nicht aus Mangel an Del in den Zustand der fünf thörichten Jungfrauen gerathest oder demjenigen gleichst, der sein hochzeitliches Kleid anhatte und deshalb von der Hochzeit des Bräutigams ausgeschlossen und in die Finsterniß hinausgeworfen wurde. Was nun meinem Tod betrifft, geliebte Schwester, so freue dich mit mir, daß ich bald dieses Verwesliche ablegen und das Unverwesliche anziehen werde, denn ich bin überzeugt, daß ich für dieses sterbliche Leben ein unschätzbliches und freudenvolles Geschenk werde. Ein gleiches gewähre dir Gott und schenke dir seine allmächtige Gnade, in seiner Furcht zu leben und in dem wahren christlichen Glauben zu sterben. Weiße davon von Gottes Willen nicht ab und lasse dich darin weder durch die Hoffnung zum Leben, noch durch die Furcht vor dem Tode wankend machen; denn verleihe dich zu seine Wahrheit, um ein armeliches Leben zu verlängern, so wird auch Gott dich verlängern und seine Rache wird abzielen, was du mit dem Verlaß deiner Seele hinausgeben wolltest. Hastest du aber bei ihm aus, so wird er auch deine Tage verlängern zu deinem Trost und zu seiner Verherrlichung. Zu dieser Herrlichkeit verleihe mit Gott jetzt und die künftig, wenn es ihm gefallen wird, dich abzurufen. Lebe

noch einmal wohl, meine theure Schwester, und setze dein Vertrauen auf Gott, der allein dir helfen muß. Amen" ²²). Diese Mahnungen würden dem gewandtesten und glaubensfestesten Prediger seine Uebere machen und beweisen die ruhige und fromme Gemüthsstimmung Johanna's in ihren letzten Stunden. So ängstlich sie aber für das Seelenheil ihrer Angehörigen und ihrer Glaubensgenossen besorgt war und so herrliche Worte sie für diese findet, so streng läßt sie in einem Briefe, an dessen Echtheit ich nicht zweifeln läßt, ihren Unmuth gegen ihren ehemaligen Handwerker Harding aus, der seinen Glauben geändert hatte und, wie man sagt, ihrselbst Vortheile wegen zum Katholicismus zurückgekehrt war. „Früher“, sagt sie, „warst du ein lebendiges Glied Christi, jetzt aber bist du ein roher Sproß des Teufels; früher warst du ein leuchtender, gerechter Tempel des heiligen Geistes, jetzt bist du eine schmutzige, sinkende Grundpfeiler des Satans; früher warst du die reine, unverdorrene Braut des Himmels, jetzt bist du die schamlose, bühlerische Geliebte des Antichrists. Ebenfalls warst du ein tapferer Streiter Christi, jetzt bist du ein feiger Ueberläufer, der aus Furcht die Waffen hinweggerissen hat, Andere lehrtst du, nicht zu stehen, jetzt bist du aber selbst ein Dieb geworden und beraubst nicht nur Menschen, sondern den allmächtigen Gott. Geben sie dir jüngsten Gerichts! Wie werden diejenigen jähren, so den Herrn verlassen, die Freuden dieser Welt mehr liebten, denn die himmlische Wonne und mehr dem Leben als dem Schöpfer desselben anhängen" ²³). Bei dieser Glaubensstärke und bei dieser Gesinnung mußten die Bemerkungen Bedenham's, des ebenso gelehrten, als sanftmüthigen Abis von Westminster, welcher von Maria beauftragt war, die Befehle Johanna's zu versuchen, und deshalb einen dreitägigen Ausschuß der Hinzurückung bewilligt hatte, erfolglos bleiben. Sie behandelte den theilnehmenden Mann mit geduldiger Höflichkeit und war ihm überaus dankbar für die ihr bewiesene Liebe, beantwortete aber alle seine Beweisgründe mit solcher Geheißamkeit, Schärfe und Bestimmtheit, bis er endlich seine undankbare Arbeit aufgab und bei dem Abschiede in die Worte ausbrach: „Lob, ich bin Eurer Gattinlichkeit wegen tief bekümmert und leider überzeugt, daß wir beide einander niemals wieder finden werden.“ „Das ist“, antwortete sie, „gerade, wenn Gott euer Herz nicht ändert und zu sich wendet, denn thut ihr nicht Buße und bekehrt euch, so ist es um euer Seelenheil geschehen. Ich sehe deshalb zu Gott, daß er in seiner Barmherzigkeit den heiligen Geist senden und dem Ranne, der so treffliche Wohlthaten bezeugt, auch die Augen öffnen möge, damit sie die Wahrheit schauen.“ Der milde Abi wurde durch diese herben Worte so wenig beleidigt, daß er der hartnäckigen Protestanten auch seiner seine geistliche Härte nicht verlagte und ihr bis zu ihrem Tode zur Seite blieb. Die Befehlsüberbringer mehrerer andern katholischen Bischöfe und Priester fanden so wenig Gehör, daß diese, überzeugt von

²²) Siehe Sammlung von Lebensbeschreibungen. Bd. 6. S. 66. ²³) Vergl. Strype's Life of Aylmer p. 11.

der Unmöglichkeit des Gelingens, alsobald die halbschwarze Regeneria für immer ihrem Schicksale überließe. Johanna suchte und fand ihre Stärke und ihren Trost in frommen Betrachtungen und im Gebete und ein solches feuriges und rührendes Gebet, welches sie in der Gefangenschaft niedergeschrieben hatte und welches sie als Hilfsleiter gegen alle Versuchungen zu lesen pflegte, ist uns aufbewahrt worden ²⁴⁾ und lautet: „O Gott, du Vater und Herr meines Lebens, höre mich armes und verlasseness Weib! Zu dir allein nimme ich meine Zuflucht in allen Leiden und Bebrängnissen, denn du, o Herr, bist ja der einzige Gott und Erreuer derg, so dir vertrauen. Von Sünden befreit, mit Kummer beladen, von Trübsalen umhergeworfen, in Leiden versenkt, durch Prüfungen heimgeführt und von der langen Haft dieses elenden, aus Erde geschaffenen, sündhaften Leibes grausam gequält, komme ich zu dir, barmherziger Herrland, und flehe um deine Gnade und Hilfe, denn ohne diese ist so geringe Hoffnung auf Heil, daß ich an aller Verzeihung verzweifeln muß. Gnädiger Gott, betrachte mein Elend, welches dir wohl bekannt ist, und werde mit jezt eine starke Burg des Schutzes! Prüfe mich nicht über mein Vermögen, sondern erlöse mich entweder von diesem großen Rückschlag oder gib mir die Gnade, deine schwere Hand und strenge Züchtigung mit Geduld zu tragen.“ Der Gebante über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens und die frohe Hoffnung auf ein besseres Leben scheinen sie fortwährend beschäftigt, und sie scheint ihm auch Ausdruck in einigen lateinischen Versen gegeben zu haben, die man mit der Nadel in die Wände des Kerkers, worin sie saß, eingeritzt gefunden haben will ²⁵⁾. Die Ruhe ihres Geistes war in den letzten Stunden so groß, daß sie außer den erwähnten Briefen auch noch die Unterredungen mit dem Abt Fedenham in guter Fassung und in zierlicher Sprache niederschreiben konnte ²⁶⁾. Am Morgen des verhängnisvollen Tages, auf welchen die Hinrichtung festgesetzt war (12. Febr. 1554), bat Gulsford Dudlet um die Erlaubnis, Abschied von seiner Gemahlin nehmen zu dürfen, welche ihm auch von den Beamten des Towers bereit-

willig gewährt wurde. Johanna lehnte aber diese Zusammenkunft ab mit der Bemerkung, daß das Lebenswohl eher ihren Schmerz vermehren, als der Ruhe förderlich sein würde, worin sie ihre Seelen gegen die Striche des Todes zu setzen gesucht hätten; er möge bedenken, daß das Andernsmittel, wornach er verdanke, nur Feuer in ihre Wunden bringen und ihre Erwartung ihn nicht stärken, sondern schwächer machen würde; er möge also in der Vermaß Muth und in seinem eigenen Herzen Standhaftigkeit finden und sich damit trösten, daß sie in wenigen Stunden im Himmel einander wieder sehen würden, um für immer vereint zu bleiben. Manche wollen behaupten, daß diese Weigerung Johanna's wenigstens zum Theil ihren Grund in dem schon erwähnten früheren Zwist mit ihrem Gemahle gehabt habe; dieser Annahme widerspricht jedoch der fromme Sinn der Dulderin und die von ihr angegebene Ursache entspricht vollkommen ihrem heldenmüthigen und schwärmerischen Sinne, der sich gesittlich eine Art moralischer Selbstopferung auferlegt zu haben scheint. Mit welcher Liebe Gulsford in seiner kummervollen Einsamkeit der schuldlosen und unglücklichen Gattin gedenkt, geht schon daraus hervor, daß er mit einem Nagel in die Kerkermauer zweimal den Namen Jane, Jane eintrug. Das letzte Lebenswort sagte sie ihm aus dem Fenster ihres Zimmers, als er zur Hinrichtung vorüber geführt wurde; er erlitt seine Strafe mit ruhiger Ergebung auf dem Todeskamp, wo er etwa um zehn Uhr des Morgens enthauptet wurde. Johanna sah von demselben Fenster aus, wie sein Leichnam und Kopf von dem Rücksitze nach der Kapelle des Towers zurückgebracht wurde. Unmittelbar nach diesem traurigen Augenblicke schrieb sie in ihre Schreibtafel drei aus ihrer traurigen Lage bezügliche Sentenzen, welche später Sir John Bridges, der Befehlshaber des Towers, welchem sie unmittelbar vor ihrem Tode diese Schreibtafel als Andenken überreichte, zur öffentlichen Kenntniß brachte. Die erste Sentenz, in griechischer Sprache geschrieben, lautet: „Wenn sein gewaltiam getödteter Körper vor dem menschlichen Richterthule als Beweis gegen mich daliege, so wird sein seliger Geist vor dem Throne Gottes meine Unschuld bezeugen.“ Die zweite in lateinischer Sprache geschriebene Sentenz sagt: „Die Gerechtigkeit der Menschen hat seinen Körper entsetzt, die göttliche Barmherzigkeit aber hat seine Seele aufbewahrt.“ Die dritte Sentenz in englischer Fassung gibt das Was ihrer Schuld an in den Worten: „Wenn mein Fehler Strafe verdient, so waren mitleidens meine Jugend und meine Unschuld der Nachsicht werth. Gott und die Nachwelt werden sich meiner annehmen.“ Umwa eine Stunde nach Gulsford's Hinrichtung wurde Johanna von dem Befehlshaber des Towers nach dem Blutgerichte geführt, welches auf einem Rosenpase innerhalb des Towers aufgeschlagen war, entweder um die junge Lady dem Anblicke des berühmten Volkes an entgegen, oder weil man einer Prinzessin aus Heinrich's VII. Blut diese Rücksicht schuldig zu sein glaubte. Sie befiug ohne Zögern das Blutgericht, begleitet von Fedenham, der bis jezt nicht von ihrer Seite gewichen war; man will jedoch bemerkt haben, daß sie

24) Burnet, Hist. reform. Tom. II. p. 178. Staate-trials. Vol. I. p. 727. 25) Nach Ralph Gifford's (Chronicles of England. Vol. II. p. 1100) lauten diese Verse, wie folgt:

Non aliene putes homini quae obtingere possunt;
Sors hodierna mihi, cras erit illi tibi.
Deo juvante nil nocet illoz melius;
Et non juvante non jurat labor gravis,
Post tenebras spero lucem.

26) A Conference, Dialogue-wise, held betwixen the Lady Jane Dudley and Mr. Jo. Feckenham four Days before her Death, touching her Faith and Belief of the Sacrament and her Religion. Lond. 1554. 8. 16bd. 1625. 4. Den Brief an den Gussardian Harding, den Brief an ihre Schwester Katharina, die Unterredung mit Fedenham und ihre letzte Rede findet man auch in der Anglist: An Epistle of the Lady Jane to a learned Man of late fallen from the Trash of God's most holy Word, for fear of the Worlde. Whereunto is added the Communication that she had with Master Feckenham, upon her Faith and Belief of the Sacramenta. Also another Epistle which she wrote to her Sister; with the words she spake upon the Scaffold before she suffered. S. l. 1554. 12.

nicht viel auf seine Reden achtete, sondern ihre Augen unverwandt auf das Gebetbuch, das sie in der Hand trug, heftete. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, grüßte sie die Anwesenden mit ruhigem Anlitz und nahm nun Abschied von Fedenham mit folgenden Worten: „Gott wird Euch Eure gütige Gesinnung für mich reichlich vergelten, obsonn mit Eure Reden mehr Unruhe bereitet haben, als alle Schreden meines herannahenden Todes.“ Darauf ersuchte sie John Bridges, den Towerbefehlshaber, einige Worte an die Anwesenden richten zu dürfen, und sprach, als dieser ihr gern ihre Bitte gewährt hatte, mit lauter und ruhiger Stimme: „Wolord und ihr andern theuersten Brüder in Christus, ihr seid hier versammelt, um zu sehen, wie meine Seele von dem Körper scheidet. Nach der Strenge des Befehles, eines sich nie täuſchenden Richters, bin ich verurtheilt zu sterben; denn was gegen die königliche Hoheit geschah, ist auch dem Befehle entgegen. Es war unerlaubt und ungesetlich, daß ich billigte, was Eitelkeit gegen die königliche Hoheit unternehmen haben, obsonn ich, was ich that, nicht einmal recht verstand. Niemals aber habe ich nach der Würde und dem Ramen der Königin verlangt, weshalb man mich hierher führt; von diesem Trodel wasche ich meine Hände in Unschuld. Den allmächtigen Gott aber habe ich dadurch beleidigt, daß ich der Fleischelust und den Vergnügungen dieser Welt zu sehr nachhing und mein Leben nicht immer mit meinen Grundfätzen in Uebereinstimmung brachte, weshalb Gott diese Todesstrafe über mich verhängte, wie ich es verdiene; ich danke ihm aber aus ganzem Herzen, daß er mir Zeit zur Buße gönnte. Ich ersuche deshalb jetzt die hier versammelten Christen, mit mir und für mich, so lange ich noch am Leben bin, zu beten, daß mir Gott meine unzähligen und schweren Sünden nach seiner unendlichen Barmherzigkeit vergeben möge. Zugleich bitte ich Alle, die hier versammelt sind, mir Zeugnis zu geben, daß ich als eine wahre Christin sterbe und einzig und allein durch das Blut, Leiden und Verdienst meines Heilandes Jesus Christus selig zu werden hoffe. Betet also mit mir und für mich.“ Nach diesen Worten kniete sie nieder und betete den 51. Psalm (Erbarme dich meiner, o Gott) in englischer Sprache vom Anfang bis zum Ende, stand dann auf, schenkte dem Befehlshaber des Towers ihr Gebetbuch, reichte ihren Fosen ihre Handschuh und ein Taschentuch zum Verbinden der Augen und ließ sich, die Hülfeleistung des Nachrichters zurückweisend, von diesen drei Oberleuten aufhängen und das lange Haar aus dem Nacken nach dem Vorderkopf streichen. Der Nachrichtenbot hat sie um Verzeihung, welche sie ihm gern gewährte, und ersuchte sie, auf das Stroh zu treten, wodurch sie den Boden zu Gesicht bekam. Nachdem man ihr die Augen verbunden hatte, näherte sie sich diesem und fragte, nachdem sie vergebens nach demselben getastet hatte: „Wo ist er?“ Einer der Zuschauer führte sie zu dem Bock und sobald sie ihn fühlte, streckte sie den Kopf vorwärts und empfang gleich nach dem Rufe: „Herr, in deine Hände befehl ich meinen Geist“ den Todesstreich.

H. Gray, 1. Bd. v. A. G. S. Section. LXXXVIII.

Die Anwesenden, Katholiken sowohl als Protestanten, waren tief gerührt und viele vergossen Thränen²⁷⁾. Im Besentlichen, sagt J. Macintosh²⁸⁾, enthält das Bekenntniß, welches Johanna freiwillig auf dem Blutgerüste ablegte, nur Wahrheit. Die Geschichte der Tyrannie kennt kein anderes Beispiel, daß eine Frau von 17 Jahren auf Befehl einer andern Frau und einer Bewandlung zum Tode geführt worden, weil sie dem Willen ihres Vaters sich fügte, der noch dazu durch Alles unterstützt war, was der Adel, das Gezei, die Religion nur Verächteste, Hochangesehenes, Ehrwürdiges auszuweisen hatte. Dieser Fall erregt um so mehr Theilnahme, weil er ein Beispiel ist, in dem Jugend und Schönheit zum seltenen Bunde mit dem Genie, mit der Gerechtigkeit, mit der Tugend, mit der Grämlichkeit sich vereinten; dessen Gefühl so warm und von aller Leidenschaft so rein war und unablässig. Ihr Tod machte in Wahrheit dem Jahrhundert Ehre. In diesem Urtheile stimmen die Geschichtsschreiber, welche das unglückliche Weib zum Gegenstand ihrer Darstellung machen, welchem Glaubensbekenntnisse sie auch huldigen mögen, vollständig überein²⁹⁾. Sie sei als Opfer der schwärmerischen Regelmäßigkeit der Königin Maria und der Schaulust des alten, herrschsüchtigen Kaisers Karl V. Die erste Geschichte des Lebens und der Schicksale Johanna Gray's lieferte der Italiener Michelangelo Florio (*Historia della vita et della morte de l'illustrissima Signora Giovanni Graya, già regina eletta e publicata ad Inghilterra e delle cose accedute in quel regno dopo la morte del re Edoardo VI. S. l. 1607. 8.*); das überaus selten gewordene Buch ist nach guten Quellen gearbeitet und enthält auch mehrere Briefe Johanna's in getreuer Uebersetzung. Weniger gründlich sind die ersten Versuche ihrer Kundente, ihr Leben darzustellen, nämlich John Dants (*The innocent usurper or the death of lady Gray. Lond. 1694. 4.*) und dreier ungenannter Schriftsteller (*The life, death and actions of the most chaste and learned lady Jane Gray. Lond. 1615. 4. N. Edit. Lond. 1829. 8.*; *Some account of the lady Jane Gray, daughter of the duke of Suffolk. Lond. 1708. 8.* und *The life, character and death of the lady Jane Gray. Lond. 1714. 8.*). Besser ist der unter dem falschen Namen George Howard von St. G. Kairé herausgegebene Ver-

27) Sammlung merkwürdiger Lebensbeschreibungen aus der britanischen Biographie. Bd. 6. S. 70 fg. *Ambassades de Mons. de Noailles en Angleterre, rédigées par Vertot. (Leyde 1763. 8.)* Tom. III. p. 129 seq. 28) Geschichte von England. Bd. 2. S. 408. 29) Vergl. Sammlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen aus der britanischen Biographie, herausgegeben von J. S. Emler. Bd. 6. (Halle 1761. 8.) S. 1—76. *Dar. Home, History of England. Chap. 36. Vol. 4. (London 1786. 8.)* p. 566 seq. John Zingers, Geschichte von England, überlegt von G. H. v. Sallé. Bd. 7. S. 113 fg. James Macintosh, Geschichte von England, überlegt von G. H. v. Sallé. Bd. 2. S. 382 fg. Prot. Rantke, Englische Geschichte. 2. Aufl. (Berlin 1862. 8.) S. 248 fg. H. Kottum, Geschichtliche Nachrichten (Leipzig und Schleswig 1863. 8.) S. 356—376.

(s. auch *Lady Jane Gray and her times* (Lond. 1822. 8.); alle frühern Schriften erhebt aber die fleißige Arbeit von G. H. Harris Nicolas *The literary Remains of Lady Jane Gray, with a Memoir*. Lond. 1825. 8. *Ibid.* 1832. 8.), welche eine gründliche Untersuchung über Johanna's Aussprüche auf den englischen Thron und eine vollständige Sammlung ihrer Schriften enthält. J. Lingard *) ist zwar der Ansicht, es sei schwer zu glauben, daß diese Aufträge und Briefe, welche Todesverurtheilung, erhabene Frömmigkeit und tiefen Glauben des katholischen Glaubens, der sich auf das Bitterste gegen dessen Befürworter ausrichtete, athmen, aus der Feder einer 17jährigen Frau geflossen seien; bedenkt man aber, daß nach den einstimmigen Zeugnissen der Zeitgenossen Johanna's geistige Fähigkeiten sich ungewöhnlich früh und festig entwickelten, so wird man dieser Meinung nicht leicht Glauben schenken. Auch unter allen ihren Anverwandten ragt Johanna hervor wie eine strahlende Sonne, und ihre Angehörigen verschollen entweder in Liniere oder in Dunkelheit. Ihr Vater, Heinrich Gray, erbat ein Tage nach ihr sein Leben unter dem Beile und büßte die Folgen seines unzeitigen Ehegeizes; ihre Mutter Francisca, Herzogin von Enfield, vergaß nach dem Tode ihres Gemahls so sehr ihre Würde, daß sie Adrian Stokes, ihren ehemaligen Bedienten und unangesehenen Mann, heirathete, wenn sie sich nicht vielleicht, um allem Verdacht und allen Verfolgungen zu entgehen, zu diesem Schritte entschloß. Sie starb hochbetagt im J. 1550. Katharina, Johanna's Schwester, welche mit dem gleichen Unterricht genossen hatte und sich einer nicht gewöhnlichen Bildung erfreute, aber eines edeln Charakters entbehrte, hatte sich zu derselben Zeit (Mai 1553), in der Johanna die Gemahlin Wulford Dudley's wurde, mit Lord Herbert, dem Sohne des Grafen Heinrich von Pembroke, verheirathet, die Ehe fiel aber sehr unglücklich aus und eine Trennung verjelen fand alsbald statt. Im J. 1557 vermählte sie sich heimlich mit Edward Seymour, Graf von Hertford, welcher später zu Anfang der Regierung der Königin Elisabeth mit Aufrufen nach Frankreich geschickt wurde. Als im August 1561 bekannt wurde, daß Katharina schwanger sei, ließ die Königin diese Frau, welche sie, weil sie vielleicht Ansprüche auf den Thron machen könnte, mit eifersüchtigen Augen betrachtete, unter dem nächsten Vorwande, daß sie seit dem Tode ihrer Schwester Johanna an vielen großen Untheten und Entwürfen Antheil genommen habe, in den Tower einsperren. Am 17. Aug. 1461 brachte sie einen Sohn zur Welt, worauf der Graf sogleich aus Frankreich zurückgerufen und eine Deputation unter dem Besitze des Erzbischofs von Canterbury ernannt wurde, um die Gültigkeit der Ehe zu untersuchen. Da außer einigen Wägden Niemand als Mitwissender, weder um die Ehe, noch um die Liebe erschien, so erklärte der Erzbischof Katharina und ihren Gemahl eines verbotenen Umgangs schuldig und straffällig (Februar 1562), überließ aber die Bestrafung beider der Königin. Der Graf von Hertford wurde nicht be-

straft, Katharina mußte aber im Gefängnisse bleiben. Der Graf appellirte gegen das Urtheil und bräupierte, die Ehe sei gültig; er fand sogar Gelegenheit, durch Beschreibung der Wache in das Gefängniß und zu Katharina zu kommen, so daß diese wieder schwanger ward und einen zweiten Sohn gebar. Jetzt forberte man aber den Grafen vor die Stenhammer zu Westminster und legte ihm drei Verbrechen zur Last, nämlich daß er eine Prinzessin von königlichem Geblüte verführt, daß er das Gefängniß des Towers erbrochen und mit einer Frau, von der er gerichtlich geschieden worden, Unzucht getrieben habe. Er wurde schuldig befunden und zur Exekution einer Geldstrafe von 15,000 Pfund und zu einer neunjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt. Man entließ ihn später, als er eiblich zusagte, daß er ferner keine Gemeinschaft mehr mit Katharina haben wolle; diese aber mußte, obgleich sie die Königin Elisabeth um Verzeihung bat, daß sie sich ohne ihr Vorwissen vermischt habe, fortwährend im Kerker schmachten, bis sie der Tod am 26. Jan. 1567 erlöste. Unter der folgenden weniger argwöhnischen Regierung Jacob's I. wurde diese Streitsache nochmals von zwölf Geschworenen untersucht und diese erklärten die Ehe zwischen dem Grafen von Hertford und Katharina, da eiblich bestätigt wurde, daß ein Priester dieselbe eingesegnet habe, für gültig. — Die andere Schwester Johanna's, Lady Maria Gray, war schon als unmündiges Kind mit einem hochgebenden Manne verlobt, nach dem unglücklichen Tode ihres Vaters und ihrer Schwester hielt sie es für besser, dieser Verbindung zu entsagen, und verheirathete im J. 1565 heimlich Martin Keyes, den Kammerkuchenscheher der Königin Elisabeth. Er war der größte Mann, sie das wenigste Weibchen am Hofe; Elisabeth ließ beide einsperren. Maria starb am 20. April 1578 ohne Lebenserben. — Man hat auch die Vermuthung aufgestellt, daß Johanna bei ihrer Hinrichtung schwanger gewesen sei, aber ohne einen genügenden Beweis beizubringen; es läßt sich sogar nicht bezweifeln, daß man gewiß dieses Umstandes wurde erwähnt haben, um das Volk gegen die Königin und gegen die Regierung noch mehr zu erbittern *). Auch die Hefste hat sich des traurigen Endes der unmündigen Königin bemächtigt, aber ohne Erfolg. Eine alte Ballade vom Jahre 1561 (*A Lamentation that Lady Jane made saying for my Father's Proclamation now must I lose my Head*) wurde bald wieder vergessen; demselben R. Rome's Trauerspiel *Lady Jane Gray, a Tragedy*. Lond. 1715. 4. und öfter, obgleich es Anfangs Beifall fand. Die Tragödien der französischen Dichter Calprenède, Racine, der Frau von Staël (1790) und Briffaut's (1815) sind ohne großen poetischen Werth, und auch die teutschen Versuche von Ghr. M. Wieland (Johanna Gray oder der Triumph der Religion. Zürich 1758. 8. Samml. d. Werke, herausgegeben von J. G. Gruber, Bd. 25.) und Joh. Carolina Anna Lubrus (Johanna

*) Sammlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen und der britischen Biographie. Bd. 6. S. 73 — 76. J. Lingard, Geschichte von England. Bd. 7. S. 112. 487.

30) Geschichte von England. Bd. 7. S. 186.

Gray, Trauerspiel. Berlin 1806. 8.) bewiesen, daß Johann, ein mehr leidender als handelnder Charakter, sich zu einer dramatischen Darstellung nicht eignet.

(Ph. H. Kuhl.)

GRAY (John), englischer Theolog und Bischof von Norwich, um das Jahr 1160 geboren, kam aus einer angesehenen, mit dem Hofe in Verbindung stehenden Familie und begleitete nach der Beendigung seiner theologischen Studien mehrere kirchliche Aemter, bis ihn der bischöfliche Stuhl zu Norwich zu Theil wurde. Bis jetzt hatte er ein ruhiges Leben geführt und, wie es scheint, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, als er unvermuthet in die kirchlichen Streitigkeiten zwischen dem König Johann ohne Land und dem Papste Innocenz III. verwickelt wurde. Nach dem Tode Hubert's, des Erzbischofs von Canterbury und Primas von England, machten sowohl die Prälaten, aus deren Reihe der König stammte, als auch die Mönche der Christkirche zu Canterbury nach einem alten Vorrechte und im Vertrauen auf die Unterstützung des päpstlichen Stuhls Anspruch auf das Recht, einen Nachfolger des Erzbischofs zu wählen. Sobald sich die Nachricht von den Hinterscheiden Hubert's verbreitete, versammelten sie sich, ohne die königliche Erlaubnis nachzusuchen, des Nachts heimlich und erhoben ihren Superior Reginald auf den erzbischöflichen Stuhl; da sie jedoch den Widerspruch des beleidigten Königs fürchteten, so verheimlichten sie ihre Wahl und schickten Reginald sogleich nach Rom, um die Billigung ihrer vortheilhaften Handlung einzuholen. Durch die unkluge Eitelkeit Reginald's, welcher sich auf der Reise als Erzbischof geberdete, wurde jedoch das unkluge Benehmen der Mönche ruckbar, und diese beschloßen jetzt selbst die Wahl als ungültig zu betrachten und baten den König um die Erlaubnis, zu einer öffentlichen und rechtmäßigen Wahl schreiten zu dürfen. Er ertheilte dieselbe, empfahl ihnen aber zugleich den Bischof von Norwich, John Gray, welchen denn auch die Mönche einstimmig wählten. Der neue Erzbischof wurde alsbald in sein neues Amt eingeweiht und eine aus zwölf Mönchen bestehende Deputation ging unmittelbar darauf nach Rom, um dort ihre Wahl zu verfesten. Der Papst erkannte zwar das auf unvorverständlicher Verjährung beruhende Recht der Mönche an, beide Wahlen wurden aber dennoch für ungültig erklärt, die Reginald's, weil sie den kanonischen Vorschriften zuwider, und die Gray's, weil sie, ehe über die Nullität der früheren definitiv abgesprochen, vorgenommen worden sei. Der König, welcher diese Entscheidung vorausah, hatte zwar den Mönchen vor ihrer Abreise die Erlaubnis ertheilt, eine neue Wahl vorzunehmen, aber sie zugleich etlich verpflichtet, Johann Gray zu wählen. Der Papst war jedoch diesem, da er der vertraute Rath des Königs war, nicht besonders hold, und brachte die Mönche durch glühende Vorstellungen und Drohungen dahin, daß sie einen von ihm vorgeschlagenen englischen Prälaten, Stephan von Langton, wählten, einen sehr tüchtigen Mann, der bereits in den Gefilden von Paris gelebt und Kanzler der dortigen Universität gewesen und zum Cardinal von St. Gregory

sogenannt ernannt worden war. Der König, über dieses Benehmen ergrimmt, beschloß die Wahl Gray's aufrecht zu erhalten und ließ die Mönche der Christkirche, welche die Ursache des Zwistes waren, aus dem Kloster und aus dem Lande jagen. Der Papst belegte, um den hartnäckigen Widerstand des Königs zu brechen, sein ganzes Reich mit dem Interdict (23. März 1208). Der König gab sich einige Jahre den Anschein, als verachte er die Folgen dieser in damaliger Zeit sehr tief und gefährlich einschneidenden Maßregel, mußte jedoch endlich dem Papste nachgeben und Stephan von Langton als Erzbischof von Canterbury anerkennen (15. Mai 1210). Johann Gray wurde zum Statthalter von Irland ernannt und starb daselbst im J. 1216. Er verfaßte sich auch als Schriftsteller und man nennt ihn namentlich als Verfasser einer bis jetzt ungedruckten Sammlung von Briefen und einer Chronik, welche den Titel „*Scala cronica*“ führt. Diese Chronik, welche von Andern sorgfältig sein mußte, reicht vom Jahre 1066 bis zum Jahre 1362. Krüerer wollen sie jedoch einem Thomas Gray von Ireton zuschreiben und unter diesem Namen ist sie auch auf Kosten des Walthamstubs von Jos. Stevenson mit Anmerkungen (*Scala cronica, a chronicle of England and Scotland from a. 1066—1362, now first printed from the unique manuscript. Glasgow 1835. 4.*) herausgegeben. (Bergl. den Artikel Gray [Thomas] p. 391.) (Ph. H. Kuhl.)

GRAY (John), englischer Chirurg und Reisender, im J. 1768 zu Dund in Perthshire geboren, widmete sich, nachdem er in seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte und bei Murray, einem Chirurgen und Apotheker, den ersten Unterricht in dem Fache, welches er zu seinem Lebensberufe zu wählen gedachte, erhalten hatte, auf der Universität Edinburgh der Medicin und der Chirurgie und begab sich dann nach London in der festen Hoffnung, eine Anstellung bei der ostindischen Compagnie zu erhalten. Da aber diese Erwartung sich nicht verwirklichte, blieb er seit dem Jahre 1788 als Besuche bei dem berühmten Chirurgen Morris, ohne jedoch seinen Plan, in den Dienst irgend einer Administration zu treten, aufzugeben. Die Erfüllung seines Wunsches erfolgte endlich im J. 1790, in welchem er zum ersten Chirurgen auf der nach Amerika abgehenden Fregatte *Proserpina* ernannt wurde. Er ging aber, da er ein leidenschaftlicher Freund des Reisens war, schon im folgenden Jahre von diesem in einem amerikanischen Hafen stationirten Schiffe auf den *Aquila* über, auf welchem er große Strecken des atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres durchkreuzte. Er besuchte die Städte Rijaz, Ormus, Borno, Respi, Cagliari, Tanger, Saleh und Mogador, in welcher Fregatte er sammt seinem Reisegefährten ein trauriges Ende zu erwarten geholt hatte, wenn das Schiff etwas früher eingelaufen sein würde,

1) G. J. Fournier, De historicis latinis. Lib. II. c. 66. J. A. Fabricii Bibliotheca medi aevi, ed. Mann. Tom. IV. p. 81.

2) Bergl. Th. Hume, History of England. London 1786. 8. Chap. XL. p. 57 seq. J. Einarss. Geschichte von England, deutsch von G. H. v. Solis. Th. 3. S. 22 fg.

denn der Kaiser von Marocco, ängstlich darüber, daß die europäischen Staaten einen Rivale zu ihm um den Thron begünstigten, hatte einige Tage vorher nach Mogador die Befehle ergoßen lassen, ihm 60 Christenköpfe zu schicken. Gray landete nun, als er dieser ungeahnten Gefahr glücklich entronnen war, im J. 1793 zu Gibraltar, wo er einige Zeit in dem Hospitale diente, nachdem er in denselben nur langsam von einer gefährlichen Krankheit genesen war. Noch sehr schwach, schiffte er sich auf der Flotte des Admirals Hood ein und besand sich bei den Landungstruppen, welche sich Toulon besaßten. Sodann begab er sich nach Fort Mulgrave und leistete Dienste im Militärhospitale, während diese Stadt von dem französischen Revolutionsheer belagert wurde. Im folgenden Jahre (1794) brachte Lord Hood ihn als Chirurgen auf die Gorgone, welche bald darauf mit dem Agamemnon unter dem Befehle Hor. Nelson's die Belagerung des Forts Bastia unternahm. Auf diese Weise machte Gray die Bekanntschaft der Angehörigen des Admirals, welche ihm von großem Vortheile war. Von der Gorgone kam er auf den Dauphin, ein fliegendes Hospitalschiff, mit welchem er Genua, Rom und die Insel Sibia anlies. In den Jahren 1797 bis 1802 wurde er abwechselnd in den Hospitälern zu Vissabon, Gibraltar und auf Malta verwendet. Der Friede von Amiens erlaubte ihm, im J. 1802 sein Vaterland wieder zu sehen, wo er aber nur kurze Zeit verweilen konnte, da ihn die Erneuerung der Feindseligkeiten im folgenden Jahre wieder nach Malta rief. Seine sehr geschwächte Gesundheit bewog ihn jedoch, um einen längeren Urlaub nachzusuchen, welchen Nelson, der seine Brauchbarkeit und seine Leistungen kennen gelernt hatte, nur ungern gewährte. Gray besuchte nun zu seiner Erholung Padua, Vicenza, Pola, Venedig und Triest und reiste über Prag, Dresden, Berlin und Hamburg und durch Dänemark nach London, wo er Nelson traf, mit welchem er wieder in See zu ziehen gedachte. Nelson segelte aber früher ab und Gray sah ihn nicht wieder. Dieser schiffte sich nun im J. 1805 auf der Flotte des Admirals Collingwood ein bei welchem er fünf Jahre blieb und welcher ihn zuletzt zum Derausscher über die Hospitäler zu Gibraltar ernannte. Im J. 1809 fehrte er auf einem aus Persien kommenden Schiffe, welches den Befanden dieses Landes an Bord hatte, nach London zurück und erhielt zur Belohnung seiner langen Dienste die Stelle des zweiten Arztes im königlichen Hospitale von Gibraltar, dessen erster Arzt er im J. 1819 wurde. Seine Wanderungslust ließ ihn aber immer noch nicht ruhen und er verschaffte sich Urlaub, um die Schweiz und die hiesigen Inseln zu besuchen. Nach der Heimkehr nahm er seine Entlassung und machte bereits die Vorbereitungen zu einer Reise nach Frankreich und Italien, als ihn die lähmende Gicht sechs Monate lang auf das Krankenlager warf; er erholte sich nur sehr unvollkommen von diesem Anfälle und starb an den Folgen desselben nach fünfzigjährigen Leiden am 20. März 1825 zu London. Er hinterließ ein Tagebuch, welches jedenfalls nach der Versicherung seiner Freunde sehr anziehend sein muß. Seine

ununterbrochenen Reisen nach verschiedenen Gegenden, seine Bekanntschaft mit hochstehenden und einflussreichen Männern, die wichtigen und mannichfaltigen Ereignisse, an denen er auf seinen Fahrten Theil nahm, und die zahlreichen Anekdoten, welche er als Augenzeuge erzählen konnte, mußten es jedenfalls unterhaltenreich machen, als viele andere Memoiren, welche viele Blätter in der englischen Literatur der neuesten Zeit aufschwangen, nur mit dem Unterschiede, daß seine Erzählung sich auf Wahrheit stütze. Man darf sich mit Gewisheit aus den Treiben voraussehen, welche sein Bruder Simon Gray aus dem völlig ausgearbeiteten Tagebuche mittheilt¹⁾, und es ist gewiß zu bedauern, daß dieses nicht durch den Druck zum Gemeingut der wißbegierigen und gebildeten Welt gemacht wurde²⁾. (Ph. H. Kuhn.)

GRAY (Sir John), berühmter britischer General, um 1785 geboren, widmete sich sehr früh dem Kriegsdienste und trat 1798 als Fähnrich in die Armee. Im folgenden Jahre war er bereits Leutnant und brachte es unter Wellington auf dem Felzuge in Spanien zum Hauptmann (1803) und zum Major (1808); auch kämpfte er mit in der Schlacht bei Waterloo. Dann ging er als Oberst (1830) nach Ostindien, wo er ein Commando erhielt und zum Generalmajor vordrängte (1838). Als solcher zeichnete er sich aus in der Schlacht von Malakka und bei dem Angriffe von Seringapatam. Später schlug er mit dem linken Flügel der Armee von Owallo, welcher kaum 2000 Mann zählte, ein Mahattrathier von 20,000 Mann bei Punniar (28. Sept. 1843) und erbeutete 25 Geschütze und die gesammte Munition, wodurch er nicht wenig die Unterwerfung des Volkstammes der Mahattrathier beschleunigte. Er trug als Belohnung seiner Verdienste das Commandeurkreuz des Bathordens davon, erhielt im J. 1846 das 73. und im J. 1849 das 5. Infanterieregiment und wurde im J. 1850 zum Oberbefehlshaber in Bombay ernannt. Hier traf ihn ein Schlaganfall und er sah sich im J. 1852 durch Gesundheitsrückstände genöthigt, nach der Heimat zurückzukehren. Er wurde bier am 20. Jan. 1855 zum wirklichen General (General der Infanterie) befördert und starb am 19. Febr. 1856. (Ph. H. Kuhn.)

GRAY (Ralph), ein englischer Oeconom, welcher in dem blutigen Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster oder in dem Kriege der Weißen und Rothten Rose eine bedeutende, aber zweideutige Rolle spielte, um das Jahr 1425 geboren, diente zuerst der York'schen Partei und bestreite auf entsprechende Berücksichtigung und Belohnung; als aber Edward IV. nach seiner Krönung das Schloß Alnwick, welches er früher für ihn erobert hatte, nicht ihm, sondern Johann Wilsen schenkte, gerieth er in große Wuth und suchte das erwähnte Schloß zu überrumpeln und gegen Edward zu behaupten. König Lord Montague, Gouverneur der stillesen Marken, ver-

¹⁾ Bei dem Nekrologe in dem Obituary. Vol. XI. (1827.)
²⁾ Beryl. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 49. Biographie générale. Tom. XXI. p. 759.

titelte aber seine Anschläge und brachte dem zu seinem Beistande gesammelten Lancaster'schen Heere bei Herham eine empfindliche Niederlage bei (25. April 1464). Die entkommenen Anführer warfen sich mit Gray in das Schloß von Bamborough, welches unverzüglich von dem Grafen von Warwick, dem ersten Feldherrn Eduard's, belagert wurde. Die unerwartete Feste hätte jedoch allen Anstrengungen der Belagerer getrotzt, wenn nicht zufällig eine Mauer über den Befestigungsgraben Gray zusammengeklüfft wäre und ihn arg beschädigt hätte. Die Belagerten, welche nicht glaubten, daß er wieder hergestellt werden könne, capitulirten, ohne für ihn günstige Bedingungen zu erwirken. Gray wurde deshalb von den Siegern mit grausamer Sorgfalt gepflegt und aufgespart, um an ihm Rache zu nehmen und ihn den schmachvollen Tod eines Verräthers sterben zu lassen. Man brachte ihn nach seiner Genesung zu Doncaster vor den König, welcher ihm die Sporen abschlugen, den Hosenroß zerreißen und ihm folgendes Urtheil verkündete: „Deine Strafe, Sir Ralph, soll diese sein. Du sollst gehen auf deinen Füßen bis ans Ende der Stadt und dort sollst du niedergelegt und zu einem für dich errichteten Scharfstein geschickt, das Haupt soll dir abgeschlagen und der Leib bei den Mönchen, das Haupt aber dort begraben werden, wo es dem Könige gefällt.“ Das Urtheil wurde, wie es gesprochen worden war, sofort im Juli 1464 vollzogen.“ (Ph. H. Kütz.)

GRAY (Robert), englischer Prälat und Schriftsteller, im J. 1762 zu London geboren, erhielt seinen Schulunterricht in dem College zu Eton, wo er mit dem später so berühmten gewordenen Philologen Person dauernde Freundschaft schloß, und widmete sich dann auf der Universität zu Oxford der Theologie. Nach der Vollendung seiner Studien wurde er zuerst Vicar zu Harington in Northshire, wo er die ihm vergönnte Ruhe zur Vermehrung seiner Kenntnisse und zu literarischen Arbeiten benutzte, wie denn in diese Zeit seine gründliche und besonders für angehende Theologen sehr brauchbare Einleitung in das alte Testament (Key to the Old Testament and Apocrypha or an account of their several books, their contents and authors, and of the times in which they were respectively written. London 1790. 8.) fällt, welche in vielen Auflagen verbreitet wurde, von denen die zweite von Alington besorgte (Lond. 1841. 8.) als die vorzüglichste gilt. Nachdem Gray durch dieses von seinen Landbesitzern als classisch betrachtete Handbuch seinen Ruf als Schriftsteller auf eine dauernde Weise begründet hatte, machte er, um auch das Leben und die Sitten anderer Völker kennen zu lernen, eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien, deren Beschreibung er bald nach seiner Heimkehr unter dem Titel: Letters written during a Tour through Germany, Switzerland and Italy in the years 1791 and 1792 (London 1794. 8.) herausgab, für welche Art von Darstellung er aber weniger Geschick

zeigt, weshalb auch diese Reisebriefe keinen sehr großen Beifall fanden. Dagegen bewährte er wieder durch seine Predigten über die Geschichte der englischen Reformation (Bampton Lecture, sermons on the principles of the reformation of the Church of England. Lond. 1796. 8.) und seine Reden über die Wahrheit, den Einfluß und die Lehren des Christenthums (Discourses on Various Subjects, illustrative of the Evidence, Influence and Doctrines of Christianity. Lond. 1793. 8.) sein Talent zu einer gestuften Erörterung geistlicher Gegenstände. Im J. 1802 wurde er zum Pfarrer zu Gosse in Yorkshire und im J. 1804 zum Pfarrer an der Kathedrale zu Durham ernannt, in welcher sehr angenehmen und einträglichen Stellung er längere Zeit blieb. Seine ausgezeichnete Predigergabe und seine Verdienste als theologischer Schriftsteller rechtfertigten hinlänglich diese übrigen glänzende Beförderung. Er machte indeß einen sehr lobenswerthen Gebrauch von seinem reichlichen Einkommen und erwarb sich die öffentliche Achtung in hohem Grade durch sein fortwährendes eifriges Bemühen um die physische und moralische Verbesserung der Bevölkerung, in deren Mitte er lebte. In den Schulen suchte er Lancaster's Lehrmethode einzuführen; ferner stiftete er überall Bibelgesellschaften, ernahmte zur Errichtung von Spinnaschinen und betrieb bei der zunehmenden Bevölkerung die Gründung von Krankenhäusern. Ueberhaupt ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, um die Wohlthat des Volkes zu fördern. Bei der Anwesenheit des berühmten Chemikers Humphrey Davy's zu Warmouth im J. 1813 suchte er dessen Willkür für die durch die schlafenden Betten in den Gruben damals verunglückten Bergleute zu erregen und veranlaßte dadurch die Gründung der Sicherheitslampe. Bei allen diesen Bestrebungen, welche einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, vernachlässigte er seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht. Er vollendete während dieser Zeit seine merkwürdige Theorie der Träume (The Theory of the Dreams, in which an inquiry is made into the powers and faculties of the human mind, as they are illustrated in the most remarkable dreams recorded in sacred and profane history. London 1808. 8.), in welcher er die außerordentliche Kraft, welche der Geist zuweilen mit Hilfe des Traumes gewinnt, durch treffende Beispiele zeigt und seine Beweise hauptsächlich der heiligen Schrift entnimmt. Ebenso merkwürdig ist sein Versuch, den Inhalt der heiligen Schrift mit den Werken der jüdischen und heidnischen Schriftsteller in Einklang zu bringen (The connexion between the sacred writings and the literature of Jewish and heathen authors, particularly that of the classical ages, illustrated principally with a view to evidence, in confirmation of the truth and revealed religion. London 1816. 8.), obgleich seine Erörterungen beweiskräftig nicht so überzeugend sind, als er selbst glaubt. Gray ist in der That der Ansicht, er habe einen neuen Beweis der Wahrheit der Offenbarung entdeckt; sie dies auch nicht der Fall, so beweist doch die Durchführung des aufgestellten Satzes die Gelehrsamkeit und den

*) J. Singard, Geschichte von England, deutsch von G. R. v. Salf. Bd. 5. S. 204 fg.

guten Geschmack des Verfassers, und nicht nur Theologen, sondern auch Philologen und Geschichtsforscher werden darin viel Brauchbares und Anekdotes finden. Als einen Zusatz zu diesem Werke kann man Gray's letzte Schrift: *Josiah and Cyrus the two great objects of Divine notice in the Scheme of revelation* (London 1825. 8.) betrachten. Gray's Wohltätigkeit und der bedeutende Umfang seines Wissens lassen vermuthen, daß er schon früh eine der höchsten Stellen in der anglikanischen Kirche einnehmen würde, und doch gelangte er erst spät zu einer solchen, denn er hatte bereits das 60. Jahr überschritten, als sein Freund Lord Liverpool ihn im J. 1827 auf den bischöflichen Stuhl von Bristol brachte und mit dieser Handlung die Thätigkeit seines Ministeriums schloß. Gray, der durch sein vorgerücktes Alter von Eigensinn nicht mehr frei war und die Bestrebungen der jüngeren Generation nicht richtig zu würdigen wußte, begründete den Eintritt in seine Diocese durch einen großen Eifer für die Förderung der Religion und die Unterstützung der Armen, aber auch für Erhaltung und Vermehrung der Privilegien seines Klerus. Besonders jedoch zeigte er sich im Parlament zu unvorsichtig als ein eigenmächtiger Vertheiliger veralteter Meinungen und der von der Verfassung der englischen Kirche ausgehenden übertreibenen Vorrechte. Auch verließ der Aufstand in Bristol am 30. Oct. 1831 nicht ohne Gefahr das hartnäckigen Prälaten. Das Volk erzwang den Eingang zu seinem Palaste und einige wüthende Leute suchten ihn überall mit der Drohung, ihm das Leben zu nehmen; seine Freunde riefen ihm, zu entfliehen, sie vermochten ihn aber nur bis zur Kathedrale zu bringen, denn hier erwaachte sein Muth wieder. Wo kann ich rühmlicher sterben als in meiner Kathedrale, sprach er zu denen, welche ihn weiter ziehen wollten, und erwartete ruhig die tobende Menge, welche seinen Tod forderte und seinen Palast zertrümmerte. Das gefährliche Gewitter verzog sich indeß bald und ruhige Ueberlegung folgte der Aufregung, welche bereits die Grenzen des Geseses überschritten hatte. Der Muthsotte um den Bischof, welcher für die Erhaltung ihrer Vorrechte sein Leben gewagt hatte, feierliche Dankadressen und ein kostbares Silbergelicht. Zwei Jahre später wurde er von der damals zu London herrschenden Anstuzia befallen, und obwohl er sich zuweilen besser fühlte, so erlangte er doch seine Gesundheit nicht ganz wieder, da er sich nicht die nöthige Ruhe gönnte, sondern seinen geistlichen Verpflichtungen emsig oblag und nicht unterlassen konnte, wie gewöhnlich von der Kanzel herab zu den Frommen seines Sprengels zu sprechen. Er starb am 28. Sept. 1834 zu Koblenz-House. Kurz vor seinem Tode hatte der Herzog von Wellington ihm den Bischofsstuhl von Bangor angeboten, welchen er aber ablehnte. Seine Asche ruht auf dem Friedhofe der Kathedrale von Bristol nahe bei den Ruinen seines Palastes, welchen das Volk der Erde gleich gemacht hatte *).

(Ph. H. Kütz.)

GRAY (Stephen), berühmter englischer Physiker in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., über dessen Lebensverhältnisse trotz seiner bedeutenden Leistungen und trotz der allseitigen Anerkennung derselben aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er gegen das Ende des 17. Jahrh. geboren wurde, sich in London, wo er Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften war, aufhieb und daselbst am 15. Febr. 1736 starb. Er beschäftigte sich ausschließend mit der Naturkunde und dehnte seine Forschungen und Versuche über alle Theile derselben aus. Zuerst trat er mit seinen mikroskopischen Beobachtungen und Versuchen im Allgemeinen (Several microscopical observations and experiments, in den *Philosophical Transactions* Y. 1696. p. 280) und insbesondere mit dem von ihm erdachten Wassermikroskop, welches darin besteht, daß man einen die Glaslinse vertretenden Wassertropfen mit einer Nadel aufnimmt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt. Die Abhandlungen, worin er über sein Verfahren und die Ergebnisse derselben berichtet (Further account of his water microscope, *Phil. Transact.* Y. 1696. p. 353 und *Letter on making water subservient to the viewing both near and distant objects with the description of a natural reflecting microscope*, *Ibid.* Y. 1697. p. 539), sind ebenso lehrreich, als seine Bemerkungen über die Verfertigung von Hohlspiegeln von annähernd parabolischer Form (*Letter relating some experiments about making concave specula nearly of a parabolic figure*, *Ibid.* Y. 1697. p. 787). Zugleich befaßte er sich fleißig mit astronomischen Untersuchungen, wie seine Abhandlungen aus diesem Theile der Naturkunde (*A way of measuring the height of the mercury in the barometer more exactly in den Philos. Transact.* Y. 1698. p. 176. *Observation of some parheli seen at Canterbury*, 26. Febr. 1699. *Ibid.* Y. 1699. p. 126 und *Part of a letter concerning an unusual parhelion and halo*, 7. Apr. 1699. *Ibid.* p. 126) beweisen; besonders beachtend sind seine Bemerkungen über die Sonnenflecken (*Letters concerning the spots of the sun, observed by him in June 1703*, *Ibid.* Y. 1720. p. 104) und über eine neue Art und Weise, die Mittaglinie zu ziehen (*Letter containing his observations on the fossils of Reculver Cliffe and a new way of drawing the meridian line*, *Ibid.* Y. 1701. p. 762 und *Letter concerning drawing the meridian line by the pole-star and finding the hour by the same*, *Ibid.* p. 815). Den Grund zu seiner Berühmtheit legte er aber durch seine umfassenden Forschungen über die Electricität, und seine Aufsätze, worin er diese mittheilt und entwickelt, sind Meisterstücke physikalischer Erörterungen. Diese war in den Denkweisen der Gesellschaft der Wissenschaften mitgetheilten Abhandlungen (*An account of some new electrical experiments*, *Phil. Transact.* Y. 1720. p. 104. *A letter containing several experiments concerning electri-*

générale. Tom. XXI. p. 759. *A. Aitken*, Critical Dictionary of English Literature. Vol. I. p. 723.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 48. Biographie

city. Ibid. Y. 1731. p. 18. On the electricity of water. Ibid. Y. 1732. p. 227 seq. Experiments and observations upon the light that is produced by communicating electrical attraction to animal or inanimate bodies, together with some of its most surprising effects. Ibid. Y. 1735. p. 16. 106. Letter concerning the revolutions which small pendulous bodies will, by electricity, make round larger ones from West to East as the planets do round the sun. Ibid. Y. 1736. p. 220 and An account of some electrical experiments intended to be communicated to the Roy. Soc. Ibid. p. 400) verdienen, um den Naturforschern zugänglicher zu werden, einen besondern Abdruck, weil in ihnen manche physikalische Frage zuerstörtert ist. Gray entdeckte schon vor dem Jahr 1733 das Mittel, den Körpern, welche seine Elektricität besitzen, dieselbe dadurch mitzutheilen, daß man sie mit elektrischen Körpern in Verbindung bringt, und daß diese Eigenschaften, welche sie durch die Reibung erhalten, auf eine große Entfernung zu übertragen. Er folgerte daraus, daß man das elektrische Fluidum auf einen Punkt zusammenbrängen könne, und zeigte dadurch den Weg zur Erfindung der leßtern Klasse Ausdientrocks und der elektrischen Batterien; ebenso erkannte er die Möglichkeit, das Wasser durch Mittelung zu elektrifiziren. Er entlockte zuerst einem auf zwei feinen Schnüren schwebend liegenden Eisenstab Funken und bemerkte, daß diese an dem höchsten Ende am stärksten waren, welche Bemerkung zur Entdeckung der Bligabelleiter führte. Gray's Versuchen und Entdeckungen folgte in Frankreich sehr aufmerksam Gr. J. Dufay, welcher darüber der französischen Akademie eine fortlaufende Reihe von 18 Berichten erstattete, welche in den Denkschriften dieser Gesellschaft aus den Jahren 1733—1737 abgedruckt sind. Gray arbeitete so leidenschaftlich für die Fortschritte seiner Wissenschaft, daß er noch am Tage vor seinem Tode seinem Freunde Notlinmer mehrere Beobachtungen in die Feder sagte. Seine letzte Arbeit, welche er der Societät der Wissenschaft zur Veröffentlichung übergab, ist die Beobachtung einer Sonnenfinsterniß (Letter containing an account of the eclipse of the sun on May 2 1733, observed at Norton-Court, in the Philos. Transact. Y. 1733. p. 114). Als den Fortseher seiner Untersuchungen über die Elektricität kann man seinen Landsmann Wheler betrachten. Ein anderer Naturforscher dieses Namens, Edward Whistler Gray, geboren zu London am 21. März 1748, war Aufseher der Naturalien und Antiquitäten des britischen Museums und Mitglied und Secretair der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Er starb am 27. Dec. 1806 zu London. Er machte sich durch einige physikalische Abhandlungen (On the manner in which glass is charged with the electric fluid and discharged, in den Philos. Transact. 1788 und On the earthquake felt in various parts of England. Ibid. 1796) bekannt. Ein zweiter Gelehrter dieses Namens, David Gray, Professor der Physik am Marischall-College in Aberdeen, welcher im März 1866 starb, scheint sich nicht als Schrift-

steller versucht zu haben. Dagegen erwarb der Arzt Samuel Frederick Gray durch mehrere Schriften (Arrangement of British Plants. London 1821. 8. 2 Voll. Elements of Pharmacy and Materia Medica. Ibid. 1823. 8. — Operative Chemist. Ibid. 1823. 8. Ed. 2. Ibid. 1831. 8., deutsch Weinmar 1829. 8., und Supplement to the Pharmacopoeia by Redwood. Ibid. 1847. 8. 2. ed. Ibid. 1848. 8.) Befall *).

GRAY (Thomas), englischer Historiker, welcher wahrscheinlich am Ende des 14. oder Anfangs des 15. Jahrh. lebte, von welchem jedoch keine näheren Nachrichten zu finden sind, als daß er Sir von Geiton hieß und eine Chronik schrieb, welche unter dem Namen Scala Chronica oder Scala mundi den Literarhistorikern längst bekannt war, ohne daß sie über ihren Inhalt genügende Auskunft zu geben wußten. Von Wenden wird auch ein Johann von Dorset als Verfasser dieser Chronik genannt, von Andern wird sie wieder andern Historikern zugeschrieben *). Sie umfaßt in sehr dürftigen Umrissen und Auszügen die Geschichte Englands und Schottlands vom Jahr 1056 bis zum Jahr 1362, und würde vielleicht allmählig gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn sie nicht in der neueren Zeit einen Retter an dem Mailand-Club gefunden und auf dessen Kosten unter dem Titel: Scala-chronica, a chronicle of England and Scotland, now first printed from the unique ms. with notes by Jos. Stevenson (Glasgow 1836. 4.) herausgegeben worden wäre. (F. H. Kühb.)

GRAY (Lord Thomas), in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboren, einer der Unzufriedenen, welche in der ersten Zeit der Regierung Jacob's I. eine Verschwörung anstifteten, über welche jedoch noch tiefes Dunkel schwebt. Eigentlich sollen es zwei Verschwörungen gewesen, von denen die erste den Jüngling gehabt habe, die Ansprüche Arabella's Stuart, einer nahe Verwandten des Königs, welche gleich ihm von Heinrich VII. abstannte, zu unterstützen und auf den englischen Thron zu setzen, weshalb diese Verschwörung die Hauptache (the main) hieß, die andere aber nur beiseitegetrieben habe, nämlich die Personen aus den höchsten Staatsämtern zu entfernen und den König zur Abdankung und Unterstützung der religiösen Ansichten der Verschwörer zu zwingen, weshalb sie die Nebenache (the bye) hieß. Unter den Katholiken hatte man den Missionar Watson und unter den Puritanern Lord Gray, einen jungen Cavalier von enthusiastischem Eifer und entschlossenem Muth, der sich zurückgezogen glaubte, gemonnen. Ihren ersten Plan, sich während der Nacht des Königs zu Grenwich zu bemächtigen, gaben die Verschwörer wieder auf, weil in dem Palaste eine Wache von 300 bewaffneten Gemeuten lag, und sie beschloßen, ihr Ver-

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 49. Biographie générale. Tom. XXI. p. 756. — A. Albans, Critical Dictionary of English Literature. Vol. I. p. 725. — J. G. Voggenreiff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch S. 945.

*) Regil. J. G. Fossii De historiae latine lib. III. p. 726. (Ed. Lugd. Batav. 1651. 4.)

haben zu Hanworth, wo der König, wenn er jagte, in dem Hause eines Privatmannes Erfrischungen einzunehmen pflegte, auszuführen. An dem bestimmten Tage (24. Juni 1603) schlug Lord Gray, welcher versprochen hatte, mit 100 Reitern bei dem Ueberfalle mitzuwirken, zum Erstaunen der Uebrigen vor, die Sache noch um einige Monate zu verschieben. Er war eifersüchtig auf die angeliche Menge der bei der Verschwörung theilnehmenden Katholiken und hoffte in der Zwischenzeit zur Stärkung der puritanischen Partei mehr Truppen zu werben. Die Verschwörung war aber bereits verfallen und man schritt zur Verhaftung der Missethäter. Sie wurden zum Tode verurtheilt und Watson nebst mehreren andern sogleich hingerichtet; Lord Gray benahm sich während des Processes sehr muthig und vertheidigte sich vor den Peers mit so eindringlicher Bredamtheit, daß er sogar die Achtung der Richter, die ihn verurtheilten, gewann. Mehrere Lords thaten für die Begnadigung der Schuldigen, andere verlangten mit ungehörlicher Heftigkeit die Vollstreckung des Urtheils. Der König schweig und unterzeichnete den Befehl zur Hinrichtung Grays und seiner Missethäter. Gray wanderte mit unerschütterlicher Haltung zum Platzgerichte, vor ihm her gingen mehrere junge Cavaliere, ihm zur Seite seine zwei theuersten Freunde; der ihn begleitende Geistliche betete laut; Gray sprach die Gebete nach mit fester Stimme, die inbrünstige Frömmigkeit in Haltung und Sprache. An Ort und Stelle angelangt, kniete er nieder, stand dann auf und bekannte laut seine Schuld; darauf fiel er wieder auf die Kniee und betete eine volle halbe Stunde für den König und das königliche Haus; in dem Augenblicke aber, als die Hinrichtung vollzogen werden sollte, verkündete der Sheriff mit lauter Stimme, der König habe aus eigenem gnädigen Entschlusse den Verurtheilten das Leben geschenkt. Sie wurden nun, da sie selbst ihre Schuld bekannt hatten, nach verschiedenen Gefängnissen abgeführt; Gray wurde nach dem Tower gebracht, worin er im J. 1614 nach elfjähriger Gefangenschaft starb. Die ganze Verschwörung, welche aus so fremdartigen Bestandtheilen zusammengesetzt war und so leicht vereitelt wurde, lieferte offenbar wenig Grund zu argen Beforgnissen, machte aber doch den König noch mißtrauischer gegen die Puritaner und Katholiken *).

GRAY (Thomas), einer der englischen Lords, welche gegen den König Jacob II. die Fahne des Aufstandes erhoben, um das Jahr 1640 geboren, besaß sich bei den Mächtlungen, welche unter der Regierung Karls II. wegen Verfolgung ihrer Conscienceansichten in Holland Unterstutz und Schutz gefunden hatten. Sogleich nach dem Tode des Königs hielten diese eine Versammlung zu Rotterdam, in welcher beschlossen wurde, daß man unverweilt dem Volke in England und Schottland die Gelegenheit bieten müsse, sich um das Panier des Pro-

testantismus und der Freiheit zu sammeln und den Herzog von Monmouth, angeblich einen natürlichen Sohn des verstorbenen Königs, zu ihrem Anführer zu wählen. Dieser erbot sich auch, sein Leben für die gemeinsame Sache zu wagen, und verließ mit einigen Schiffen und geringer Mannschafft am 24. Mai 1685 Holland. Das Wagniß fand jedoch, als Monmouth zu Lyme, einem kleinen Hafen in Dorsetshire, landete, wenig Theilnahme; trotzdem wurde Lord Gray, welcher die Reiterei von etwa 400 Mann anführte, beauftragt, die benachbarte Stadt Bridport zu nehmen. Als er aber von einem Musketierfeuer empfangen wurde, wodurch zwei Mann fielen, ergriff Gray, welcher seinen Ueberfluß an Muth beiseite zu haben scheint, die Flucht. Monmouth, welcher bereits den Königsflucht angenommen hatte, verlor durch diesen nicht ehrenvollen Anfang den Muth, und Gray hatte Mühe, ihn von einem Verusche, sich durch die Flucht zu retten, vorerst noch abzuhalten. Unterdessen war das von Jacob I. aufgebotene Heer ausgerückt und hatte sich bei Sedgemoor gelagert. Man beschloß einen nächsten Angriff auf das Lager, aber die von Gray schlecht angeführte Reiterei wurde bei dem ersten Anprall zurückgeworfen und zerstreut sich. Monmouth und Gray ergriffen die Flucht und vertheilten sich, als ihre Verfolger herannahen, auf den Feldern in einem Graben; sie wurden aber entdeckt und als Gefangene nach London in den Tower gebracht. Als Gray dem Könige vorgesetzt wurde, benahm er sich mit gleichmüthiger Erbsucht, beantwortete dessen Fragen mit Bescheidenheit und Festigkeit, aber er entdeckte Nichts und bat um seinerlei Gnade, so daß Jacob selbst nicht umhin konnte, seine Entschlossenheit zu loben. Als Gray später ein schriftliches Bekenntniß seiner Schuld ablegte und darin eine ausführliche Schilderung der Invasion Monmouth's, welcher bereits enthauptet worden war, einschloß, wurde er begnadigt, und nachdem seine Achtung zurückgenommen war, im J. 1686 rehabilitirt. Er ward sogar später von König Wilhelm III. zum Grafen Tankerville erhoben und mit den Aemtern eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster, eines ersten Lords der Admiralität und Lord Siegedrawahrsers bekleidet. Er starb im J. 1710. Von seinem Charakter sank man seine günstige Meinung haben, wenn man bedenkt, wie feig er sich im Kampfe benahm, und daß er seine Schwägerin Lady Henriette Berkeley verführte *).

GRAY (Thomas), geboren am 16. Dec. 1716 zu Cornhill, war ein Sohn des wohlhabenden Kaufmanns Philipp Gray, der jedoch das von seinem Vater ererbte, sehr beträchtliche Vermögen durch Nachlässigkeit in seinen Geschäften und durch Verschwendung bedeutend vermindert hatte, zu großem Nachtheil seiner zahlreichen Familie. Thomas Gray war der fünfte Sohn unter mehreren Geschwistern, die fast alle in ihrer Kindheit an zu großer Vollblütigkeit starben. Auch er wäre in so zartem Alter beinahe erkrankt, wenn nicht seine Mutter mit einem bei ihrem Geschlechte nicht gewöhnlichen Muth und mit wahrhaft mütterlicher

*) Vergl. *Dur. Hume, History of England.* (Lond. 1786. 8.) Tom. VI. p. 6. J. Zingars, *Geschichte von England*, übersetzt von G. A. v. Selis. Bd. 9. S. 13. 39.

*) J. Zingard, *Geschichte von England*, Bd. 14. S. 44. 39.

Liebe es gewagt hätte, ihm mit eigener Hand eine Ader zu öffnen, wodurch der Paroxysmus gehoben ward.

Ezogen ward Gray in der Schule zu Eaton, unter der Aufsicht seines Oheims Antrobus, der damals einer von den assistirenden Vorstehern jener Lehranstalt und zugleich ein Mitglied des Petercollegio zu Cambridge war, wo Gray 1734 seine akademische Laufbahn eröffnete. Auf der Schule zu Eaton verlebte er glückliche Jahre, an die er noch in späterer Zeit oft zurückdachte und sie durch ein Gedicht feierte ¹⁾. Mit einem talentvollen Jüngling von beinahe gleichem Alter schloß er dort einen innigen Freundschaftsbund, der auch nach ihrer Trennung durch einen ununterbrochenen Briefwechsel fortdauerte. Dieser Jüngling war Richard West, ein Sohn des Lordkanzlers von Irland und von mütterlicher Seite ein Enkel des berühmten Bischofs Burnet ²⁾. Richard West begab sich von Eaton nach Oxford gerade zu der Zeit, wo Gray nach Cambridge ging, um dort die Rechte zu studiren. Nach der Bekanntschaft einiger von West's Freunden soll er Gray an Kenntnissen übertroffen haben. Was er in Zukunft geleistet haben würde, läßt sich jedoch nicht genau bestimmen, da er, noch sehr jung, im 26. Jahre, am 1. Juni 1742, starb ³⁾.

Ein aus Cambridge vom 8. Mai 1736 von Gray an seinen Freund West gerichteter Brief, in welchem er sich wegen seiner Saumlässigkeit im Schreiben entschuldigt, enthält zugleich eine höchst charakteristische Schilderung seiner Lebensweise und seiner Studien, nicht ohne einen Anflug von Melancholie, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete. „Wenn wir uns“, schrieb Gray, „wie ich hoffe, in einigen Tagen in London sehen, so werde ich mich freuen zu hören, was Du machst, was Du liest und wie Du Deine Zeit zubringst, und Dir zu sagen, was ich nicht lese, was ich nicht mache; denn fast alle Anwendung meiner Stunden ist negativ. Glaube mir's auf mein Wort und meine Erfahrung: Nichts zu thun ist ein sehr angenehmes Geschäft, und doch macht mir weder Etwas noch Nichts Freude. Wenn Du einen einzigen meiner Tage gesehen hast, so hast Du ein ganzes

Jahr meines Lebens gesehen. Sie gehen immer im Kreise herum, wie das Pferd mit verbundenen Augen in der Mühle, das doch noch die Zufriedenheit hat, sich einzubilden, daß es weiter gehe. Meine Augen sind offen genug, um fortwährend dieselbe dunstige Aussicht zu erblicken, und um zu wissen, daß, nachdem ich 24 Schritte mehr gemacht, ich eben noch auf eben dem Plage stehe, wo ich bisher war. Mit größerem Rechte als irgend Jemand würde ich sagen können, daß mein Leben nur eine Spanne ausmache, wenn ich nicht fürchte, Du würdest es nicht glauben, daß ein Mensch von so kurzem Leben doch einen so langen Brief schreiben könnte, wie den gegenwärtigen. — Darüber aber freue ich mich herzlich, daß Du noch einigen Antheil an meinem Schicksal nimmst. Du darfst nicht zweifeln, den ersten Platz in der vornehmsten Loge meines kleinen Herzens einzunehmen, und ich denke, Du bist nicht in Gefahr darin verdrängt zu werden.“

Was ihm den Aufenthalt in Cambridge vorzüglich verleierte, war der geringe Werth, den man dort auf das zu Eaton von ihm mit besonderer Vorliebe betriebene Studium der alten Classiker legte. Bitter beklagte er sich darüber in einem an seinen Freund West im December 1736 geschriebenen Briefe, der auch deshalb merkwürdig ist, weil er den darin über die akademische Erziehung enthaltenen Jugendbittern Zeitbittern trenn blick, und sich darüber mit so weniger Zurückhaltung äußerte, daß er sich dadurch viele Feinde zuzog. „Ich habe“, schrieb er, „täglich, so stündlich Vorlesungen ausgehalten, belebt von der Hoffnung, in Kurzem die Freiheit zu erhalten, mich meinen Freunden, den alten Griechen und Römern, wieder zu überlassen. Hier leide ich bei der Menge in große Verachtung gerathen. Aber ich kann nicht umhin, ihnen anzuhängen, und es ist mir, als ob ich hartnäckig genug wäre, sie eben darum noch mehr zu lieben. Was kann ich sonst thun? Soll ich mich unter die Metaphysik begeben? Ich kann nicht im Dunkeln sehen, die Natur gab mir nicht die Schorgane einer Kape. Soll ich in die Mathematik hineinkriechen? Meine Augen können zu vieles Licht nicht ertragen; ich bin kein Adler. Es ist sehr möglich, daß zwei und zwei vier machen, aber ich möchte nicht vier Heller darum geben, um dies noch so deutlich demonstrieren zu können. Wären dies die gemeinnützigsten Kenntnisse im Leben, so lasse man mir die Vergnügungen des Lebens. Die Leute, die ich um mich her gewahr werde, wissen alles dies und noch mehr, und doch kenne ich keinen einzigen, der in mir den Ehrgeiz erregte, ihm gleich zu sein. Von diesem Orte, der jetzt Cambridge genannt wird, aber ehemals unter dem Namen Babylon bekannt war, hat ganz sicher der Prophet geredet, wenn er sagt: „Sithum werden sich da lagern und ihre Häuser voll Ohim sein, und Strauße werden da wohnen, und Feldgäner werden da hüpfen, und Eulen in ihren Baldfäßen singen, und Drachen in den luftigen Schöpfkornen“ ⁴⁾. Du siehst hier eine ansehnliche Sammlung wilder Thiere, die in dieser Stadt

1) In seiner Ode on a distant prospect of Eaton College heißt es unter andern:

Ah happy hills! ah pleasant shade!
Ah fields below! ah vacant!
Where once my careless childhood stray'd,
A stranger yet to pain!
I feel the gales from ye blow,
A momentary bliss bestow,
As waving froth their gladsome wing,
My weary soul they seem to sooth,
And, redolent of joy and youth,
To breathe a second spring.

2) Gilbert Burnet, Bischof von Salisbury, geboren 1643 zu Winbury, gestorben am 27. März 1715, als Schriftsteller vorzüglich geschätzt wegen seiner History of Reformation (1679—1715. fol. 3 Völe.) und der History of my own times, welches letztere Werk erst nach seinem Tode erschien. Vergl. (Wollmüller's) Britischen Biograph. Bd. 5. S. 40 ff. 3) Ein von Gray bei der Nachricht von dem Tode seines Freundes gedichtetes Sonett schließt mit den Worten: „Ich läge trübselig um ihn, der mich nicht hört, und meine um so mehr, da ich vergeblich rufe.“

u. Gray's l. B. u. 2. Ode Centum. LXXXVIII.

4) Jesaias Cap. 13. v. 21. 22.

wirklich anzutreffen sind. Vielleicht ist dies aber auch zugleich eine Anspielung auf Drinens Aufenthalt⁵⁾; denn alle Vorbilder leiden, wie Du weißt, mancherlei Deunungen. Aber ich fordere Deine Tuglen auf, es den meinigen gleich zu thun. Wenn die Schwäche Deiner Nerven und Lebensgeister bloß eine Wirkung der Miltzsucht ist, so habe ich Nichts weiter zu sagen. Wir müssen uns alle dieser eigenmächtigen Königin unterwerfen. Auch ich erkenne ihre Herrschaft und fühle ihren Einfluß, indem ich von ihrer Gewalt spreche.“⁶⁾ Rehnliche Ausseerungen enthält ein späterer Brief vom 22. Aug. 1737, aus London geschrieben, wo er seinen Freund wiederzusehen hoffte. In diesem Briefe gestand er: Nierdersgeschlagenheit sei seine echte und treue Begleiterin⁷⁾. „Sie sitzt mit mir auf,“ schrieb er, „sie liegt sich mit mir nieder; sie reißt mit mir und lehrt mit mir jurat; sie macht mit mir Besuche, will sogar scherzhaft sein und zwingt sich mit mir zu einem lügen Lachen. Aber gewöhnlich sitzen wir beide allein bei einander und machen die abernackte Gesellschaft von der Welt aus. Inzwischen, sobald Du kommst, wieh sie das Schicksal einer jeden schlechten Gesellschaft haben; sie wird vertrieben werden. Könnte ich übrigens mit ihrer Beistelle solche Verse machen, wie Du mir gesendet hast, so sollte weder Hirschhorn, noch Ambragel, noch irgend etwas, was das Cabinet eines Apothekersinne bedeckt, mich bewegen, ihr den Abschied zu geben.“

Mit diesen Ausseerungen in lebhaftem Contrast steht die humoristische Schilderung eines kurzen Aufenthalts zu Burnham in Buckinghamshire, wo er damals, im September 1737, seinen mütterlichen Oheim Antrobus besuchte. „Er ist,“ schreibt Gray, „ein großer Jäger in der Einbildung. Seine Hunde besiegen alle Ställe im Hause, und ich bin daher genöthigt, diesen Brief stehend zu schreiben. Obgleich ihm das Bodagra verbietet, ihnen auf dem Felde nachzujagen, so fährt er doch noch immer fort, seine Ohren an ihrem Geöse und Geruch zu ergößen. Er hält mich, wie ich merke, für einen einsältigen Tropf, weil ich fragteren gebe, da ich reiten könnte, und weil ich lese, wenn ich jagen könnte. Bei alle dem ist mein Trost, daß ich, in der Entfernung einer halben Meile, in einen Wald kommen kann, den die gemeinen Leute ein Gemeindegeld (common wood) nennen, der aber ganz mein Eigenthum, oder doch so gut als mein Eigenthum ist, weil darin, außer mir, kein menschliches Geschöpf zu finden. Es ist da ein kleines Chaos von Bergen und Abgründen. Die Berge steigen freitlich nicht sehr hoch über die Wolken und die Tiefen sind nicht so fürchterlich als der Felsen bei Dover. Aber die Hügel sind gerade so, daß Leute, die es mit ihrem Halse so gut meinen wie ich, dennoch hinauf zu steigen wagen, und die Felsen sind so beschaffen, daß sie dem Auge ebenso viel Vergnügen gewähren, als wenn sie gefahrvoller wären. Thäler und Hügel sind mit den ehrwürdigsten Bäumen und andern Gezeiten von Bäumen bedeckt,

die, wie viele andere alte Leute, ihre alten Geschichten den Wälden vorträumen, und, indem sie ihre grauen Häupter herabhangen, in murmelnden Tönen die dunkeln Rathschlüsse des Geschicks (the dark decrees of the fate) erzählen, während, wie Dichtungen wahrnehmen, Erscheinungen an jedem Baute hängen und auf jedem Aste tanzen. An dem Fusse eines dieser Bäume setze ich mich nieder und lehne mich den ganzen Morgen an seinen Stamm. Die schäuternsten Höfen und die lustigen Höhenchen hüpfen um mich her, wie um Adam im Paradiese, ehe er eine Eva hatte. Aber er laß, dünkt mich, daß nicht den Wälden, wie ich zu thun pflege. In dieser Lage unterhalte ich mich oft ganz laut mit meinem Horaz, d. h. ich rede mit Dir.“

Die in diesem Briefe herrschende hitere Stimmung wich wieder, seit Gray nach Cambridge zurückgekehrt war. In einem seiner damaligen Briefe besagte er sich über sein einsörmiges Leben. „Meine ganze Bewegung,“ schrieb er, „ist die Bewegung eines Pendels. Ich schwinde mich von dem Gerichtssaal (Hall) nach meiner Wohnung und aus meiner Wohnung nach dem Gerichtssaal.“

Fünf Jahre hatte Gray in Cambridge zugebracht, als sein Schicksal eine unerwartete Wendung nahm, die ihn seinen beschränkten Verhältnissen entriß und ihm Gelegenheit verschaffte, seine Welt- und Menschenkenntnis zu erweitern. Ein Jugendfreund, dessen Bekanntschaft in die Zeit seines Aufenaltats zu Gaton fällt und an dem er mit gleicher Zuneigung hing, wie an Richard West, machte ihm um diese Zeit (1738) den Antrag, ihn auf einer Reise nach Frankreich und Italien zu begleiten. Dieser Freund, zwei Jahre jünger als Gray, war Horace Walpole⁸⁾. An Richard West schrieb Gray zuvor, ehe er diese Reise antat, im September 1738: „Ich bin meinem Abschied aus dem Collegium nahe, und ich möchte meinem ärgsten Feinde keine schlimmere Lage wünschen. Wenn Du müdest, wie viel Staub, alte Koffer, Bettstellen u. m. mich her sind, so würdest Du diesen Brief als einen Beweis meiner Gefühloffenheit und meines Gleichmuths mit dem Unglück betrachten. Ich fülle den noch übrigen leeren Raum mit einer schlechten Uebersetzung der Scene im Pastor Sico aus: Care selve beati.“

Unterhalb Jahres zuvor, ehe er diese Scene übersetzte, hatte Gray Italienisch zu lernen angefangen. In seinem literarischen Nachlasse fand sich eine noch ältere

7) Weibers 1718, als Sohn von Robert Walpole, Grafen von Orford, gehörte zu London am 2. März 1797, als Schriftsteller rühmlich bekannt durch seinen Catalogue of the royal and noble authors of England etc. London 1759. 8. 2 Voll. (nach einem Postscript. Ibid. 1786. 8. Anecdotes of painting in England etc. Ibid. 1763—1771. 4. 4 Voll. Ibid. 1782. 4. 4 Voll.), als weigen Schrift durch seinen Roman: The Castle of Otranto, a gothic history. London 1765. 8.; 1791 in einer Brautausgabe bei Weiden in Parma (trattato von F. E. W. Meyer. Berlin 1794. 4. u. m. Von der Gesamtansgabe seiner Werke (London 1798. 4. 6 Voll.) veranstaltete A. W. Schlegel eine Auswahl unter dem Titel: Pöcherliche, literarische und unterhaltende Schriften von H. W. Leipzig 1800. 8. Vergl. European Magazine. April 1797. Allgem. Literaturzeitung 1797. Intelligenzblatt Nr. 170.

5) In Oxford.

6) Dejection is my genuine and true companion.

Uebersetzung von einem Theile des vierten Gesanges von Tasso's bestreutem Jerusalem. In einem Briefe an West vom März 1737 schrieb er: „Ich lerne Italienisch. In zwei Monaten habe ich den 16. Gesang des Tasso durchgelesen, den ich sehr bewundere. Du mußt auch Italienisch lernen, damit Du mir Deine Meinung von ihm sagen kannst. Einem, der schon die lateinische und französische Sprache kennt, kann keine leichter sein als die italienische, und wenige Sprachen sind so reichhaltig und so energisch.“

Mit Richard West, an den er diese Zeilen geschrieben hatte, blieb er auch während seiner Reise durch eine fortgesetzte Correspondenz in ununterbrochener Verbindung. Aber auch seinen Aeltern und Verwandten, sowie einigen andern Freunden verschieg er seinen einigermaßen wichtigen Vorrath in zahlreichen Briefen, die sich durch Reichthum und Mannich des Stils auszeichnen. Da sie ohne die entfernteste Rücksicht der Berücksichtigung geschrieben wurden, so unterscheiden sie sich dadurch von den meisten andern ältern und spätern Reisewildlungen. Dazu kommt noch, daß sie mitunter lateinische Gedichte enthalten, die Gray zur Unterhaltung seines Freundes verfertigte.

Sein erster Brief an diesen, aus Paris 13. April 1739 geschrieben, schildert seine Unzufriedenheit mit der französischen Küche, die mit seiner Mäßigkeit in allen Genüssen durchaus nicht harmonisire. Er berichtet, daß Walpole der Einladung zu einem Souper gefolgt, er aber zu Hause geblieben sei. „Glaube mir,“ fügt er hinzu, „daß es mir kein Dyrer kostete, dabei zu bleiben, und daß ich weit lieber an Dich schreibe, als zu einem Souper gehe. In den drei Tagen, seit wir hier sind, habe ich überhaupt eine Abneigung gegen das Essen bekommen. Wenn der Hunger die beste Würze der Speisen ist, so sind die Franzosen unstreitig die eisenbesten Küche in der ganzen Welt. Wo wir bisher gespeist haben, sind die Tischen immer mit einer so großen Menge der ausgefeiltesten Federhissen besetzt gewesen, daß, wenn man von einer dieser Tischen aufsteht, man wirklich glaubt, es sei unmöglich, jemals wieder zu essen.“

Nicht viel zufriedener war Gray mit der französischen Bühne. Die Bandora, die er dort aufführen sah, nennt er ein Schauspiel im eigentlichen Sinne des Wortes. „Es ist,“ schrieb er, „Nichts als ein schönes Stück voll Maschinen in drei Scenen. Die erste stellt das Chaos und nach und nach die Absonderung der Elemente, die zweite Scene den Tempel des Jupiter und die Uebergabe der Bühne an die Bandora. Der dritte Auftritt stellt die Eröffnung der Bühne und aus darauf erfolgenden Uebel vor. — Ein abgeschmackter Plan, aber —“ fügt Gray hinzu — in der größten Vollkommenheit ausgeführt und auf einer der schönsten Bühnen, einem großen Saal im Palais der Luitierien.“

Eine Vorlesung des Racinomet, einer Tragödie, die großen Beifall fand, verführte ihn wieder mit dem theatralischen Geschmack der Franzosen. „Das Stück an sich,“ schrieb er, „hat seine Schönheiten, aber die Kunst des Schauspielers ist wahrhaft groß. Mademoiselle

Gauffin“) hat bei einer reizenden, obgleich keinen Gehalt den effectvollsten Ton der Stimme, den vollkommensten Ausdruck in den Gesichtszügen und das kunstreichste Spiel, das ich nur denken läßt. Sie haben auch einen Dufresne), der die ersten Rollen spielt, ein schöner Mann und ein Wunder von einem vortrefflichen Schauspieler.“

Das Gray nach einer Vorstellung der Oper: Le jugement de Paris seinem Freunde Beck anfertigte, stimmt denab völlig überein mit dem spätern Urtheile Rousseau's in seiner bekannten Lettre sur la musique française. „Stelle Dir vor,“ schrieb er, „daß Alles mit heulenden Stimmen, mit Trillern auf zwei und einer halben Note hergefangen und von einem Orchester von Stämmen begleitet war, und daß gleichwohl das ganze Haus aufmerkamer war, als wenn Parinelli“) gesungen hätte, so wirst Du Dir einen richtigen Begriff von der Sache machen können. Unser Ersinnen über diese Geschmackslosigkeit kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Wir hatten genug zu thun, daß wir darüber nicht eine Stunde lang noch lauter schrien, als alle Personen des Drama's“ 11).

In eben diesem Briefe gedenkt Gray der zahlreichen Kunstschätze in der Hauptstadt Frankreichs. „Ein großer Theil unserer Zeit,“ schreibt er, „wird dazu verwendet, die Kirchen und Paläste zu betrachten, die voll von schönen Gemälden sind. Noch kaum mit dem vierten Theile sind wir fertig. Ich meine Theile würde mich diesen Monat bloß mit den gewöhnlichen Straßen und den Renten darin unterhalten können.“

Ein scherzhafter Ton charakterisirt, ungeachtet des ernstlichen Eingangs, einen an seinen Freund West geschriebenen Brief vom 22. März 1739. „Ich habe,“ heißt es darin, „viel Ursache, mit Deinem letzten Briefe unzufrieden zu sein. Ich trinke mich, wenn Du, auch in Deiner übelsten Laune, mich für fähig halten kannst, so dissipe, so evapore zu sein, daß ich nicht an Allem, was Du mir schreibst, Weichmad finden könnte. Ist es Dir darum zu thun, mich mit Dich zu versöhnen, so erwache von Deinem Kopfschmerz und Deiner Schwermuth, wirf Deine Nachtmüde fort, laß Dir Deine Kleinfieseln

8) Joanne Katharine Gauffin, geboren 1711 zu Paris, betrat 1731 zum ersten Mal die Bühne, die sie sechs aus miteinander verheiratet 1767 verließ und auf alle Vertheile ihrer bisherigen Stellung verzichtete, 1768 in Dürftigkeit starb. Vergl. H. Blum's Allgem. Theater-Lexikon. Bd. 4. S. 13 fg. 9) Abraham Hiero Duvaunt Dufresne, von Paris mit Allem angefaßt, was auf der Bühne glänzt und gefällig, betrat schon in früher Jugend (1712) das Theater in Paris. Er starb dort 1780 allgemein betrauert. Vergl. Blum a. a. O. Bd. 3. S. 87 fg. 10) Mit seinem eigentlichen Namen Carlo Broschi, geboren 1705 zu Andria, gestorben 1782 zu Bologna, allgemein anerkannt als einer der größten Sänger Europas. Vergl. seine Biographie von Sachi. Venedig 1788. Corbelli's Musikalisches historisches Bibliothek. Bd. 2. S. 233 fg. Gerber's Musik-Historikon. Th. 1. S. 209 fg. 11) In ähnlicher, fast noch härteren Ausdrucksart ärgert sich Gray über diesen Mangel in einem bald nachher geschriebenen französischen Briefe. Er nennt dort jene Musik: des maux-être et des horreurs effroyables, melle avec un instant du diable, voilà la musique française en abrégé.

bringen und mache Dich mit mir auf dem Weg nach Versailles. So kommen wir denn auf einem Wege, der mit Weindergen und Landhäusern und Häfen und Rebhühnern besetzt ist, so kommen wir denn Abends 8 Uhr an eine große Aile, die eine halbe Meile lang auf jeder Seite doppelte Reihen von Bäumen hat und sich am Palaste endigt."

Dieser Palast mit seiner wunderlichen Banart, seinen verblüdhenden Farben und einer übermäßigen Verschwendung von Vergoldungen gewährte ihm seinen imposanten Anblick. „Man kann," schrieb er, „nicht leicht ein unangenehmere Gegend sehen, und, um die Sache vollständig zu machen, sind hier und da zwischen jedem Fenster kleine Brustbilder angebracht. — Mit dem daran stoßenden Garten verhält es sich in der That ganz anders. Nichts kann größer und prächtiger sein als der hintere Theil, wo sich eine sehr geräumige, mit zwei großen Bassins gezierter Terrasse weit ausbreitet. Die Bassins sind mit weißem Marmor eingefast und mit schönen Standbildern von Bronze. In den Fontänen, die in Nischen geschnitten sind, befinden sich schöne Copien der berühmtesten antiken Statuen von weißem Marmor u. s. Alles dies überseht man mit einem Blick, wenn man in den Garten tritt, der in der That groß ist. Ich kann aber," fügt er hinzu, „von dem Gesichtswinkel überhaupt Nichts sagen. Alles, was man sieht, schmeckt zu sehr nach der Kunst; Alles ist zu gesucht zu gezwungen. Statuen und Vasen sind, ohne Unterschied, überall hingefast: Zuckerrübe und Pasteten von Eisenblei, kriechende Kunstwerke von Buchsbaum, kleine Wasserfälle, eine große Einförmigkeit in den Gängen — Alles muß bei dem ersten Anblick auffallen; der abernächste Labyrinth und der Hesiodischen Fabeln im Wasser nicht zu gedenken, denn die letzteren sind bloß in usum Delphini vorhanden."

Eine merkwürdige Schilderung entwirft Gray von dem geselligen Tone in Rheims in einem Briefe an seine Mutter vom 21. Juni 1739. „Was die geselligen Vergnügungen anlangt," schreibt er, „so ist hier unter Leuten von Stande nicht die Ungezogenheit im Umgange, die man in andern Theilen Frankreichs findet. Dagegen ihrer wenige an diesem Orte sind und sie folgen sich einander oft sehen müssen, findet doch keine große Vertraulichkeit unter ihnen statt. Durch den hier anwesenden Lord Conway wurden wir bald in die meisten Circel eingeführt. Gleich beim Eintritt erzählt man von der Frau des Hauses eine Partie und wird zu einer Partie Quadrille eingeladen. Man setzt sich, spielt ununterbrochen 40 Spiele, eine Viertelstunde ausgenommen, wo Jedermann aufsteht, um Vesperbrod zu essen, welches die Stelle unseres Thees vertritt und in Wein, Früchten, Gemüsen, Kreben, Confituren u. s. besteht. Man nimmt, was man beliebt, und setzt sich wieder an den Spieltisch. Hieraus gehen sie mit einander ein wenig spazieren und abdahn begibt sich Jeder nach seiner Wohnung. Sehr selten werden Mittag- oder Abendmahleiten gegeben. Auf diese Art leben sie unter einander, nicht so wol aus Abneigung gegen das Vergnügen, als aus einer

Art von Formalität, die sie angenommen haben, weil sie wenig Leute, die die Lebensart in Paris kennen, bei sich sehen. Es ist gewiß, daß sie die Munterkeit so wenig hassen als ihre übrigen Landsleute, und auf Lustbarkeiten, die man vorschlägt, mit vielem Anstand einzugehen wissen. Vergleichene Beispiele könnte ich mehrere anführen."

Von historischem Interesse war für Gray die eine Viertelmeile von Dijon gelegene Karthäuserabtei. „In der Kirche derselben," schrieb er, „sind die Begräbnisse der alten Herzoge von Burgund, die so mächtig waren, bis nach dem Tode Karls des Kühnen, der der letzte von ihnen war, dieses Land durch Ludwig XI. mit der Krone Frankreichs vereinigt ward."

Den raschen Uebergang einer oft düstern Gemüthsstimmung zum festesten Humor zeigt ein Brief, den Gray am 18. Sept. 1739 aus Lyon an seinen Freund West schrieb. Er beginnt mit den Worten: „Weißt Du wol, daß ich Dich hasse, daß ich Dich verabscheue? Das sind Ausdrücke, die ich wenig stark finde, und die mir, nach einer richtigen Berechnung, eine Seite Papier und sechs Tropfen Tinte ersparen würden. Denn so viel würde ich, wenn ich Dir gemäßigtere Vorwürfe hätte machen wollen, wenigstens aufzuwenden gehabt haben, um Dich, wie Du es verdienst, zu behandeln. Ist das recht und billig, unter einen drei ganze Monate in Rheims zu bringen zu lassen, ohne mehr als ein einziges Mal zu schreiben? Welche den Cicero de amicitia nachzuschlagen, und Du wirst finden, daß da mit ausdrücklichen Worten geschrieben steht: ad amicum inter Kemos relegatum mense uno quinquies scriptum esse. Nichts ist deutlicher, Nichts ein falschen Auslegung weniger fähig. Weil Du nun, wie ich voraussetze, Dich bemühen wirst, zu erfahren, wo wir existiren, so ergriffe ich diese Gelegenheit, Dir zu sagen, daß wir in dem alten und berühmten Lugdunum sind, einer Stadt, die beim Zusammenströmen der Rhone und Saone liegt (Arax sollte ich sagen). Diese beiden Leute von außerordentlich ungleichem Temperament sind dennoch sehr gut, sich hier einander die Hände zu reichen und mit einander eine kleine Reise nach dem mitteländischen Meere zu machen. Die Dame gleitet durch die fruchtbarsten Gegend von Burgund incredibili lenitate, ita ut oculis, in utram partem suat, judicari non possit. Der Herr fängt sich ungestüm und brausend von den Schweizerbergen herab, um zu ihr zu kommen. Ihrer sanfteren Miene ungeachtet, will sie von ihm doch Nichts wissen. Sie geht mit ihnen durch die Stadt und er nimmt seinen Lauf incoegitum außerhalb der Mauern, aber ein wenig unten erwartet er sie."

Die Stadt Lyon, „mit ihren hohen Häusern und engen Straßen," meinte Gray, würde der traurigste Ort in der Welt sein, wenn nicht die zahlreiche Bevölkerung und der blühende Handel sie zu dem lebhaftesten Orte machten. „Die Umgegend aber," fährt er fort, „ist über allen Ausdruck schön. Lyon ist mit Bergen umgeben, und diese Berge sind ganz mit Häusern, Gärten und Plantagen der reichen Bürger besetzt, die auf der einen

Seite die Aussicht auf die unten im Thale liegende Stadt haben und auf der andern Seite in die fruchtbaren Ebenen, durch welche sich Bäche schlängeln. Die Gebirge der Dauphiné begrenzen die Aussicht. Den ganzen geistigen Morgen waren wir beschäftigt, den Berg Jourvière zu bestiegen, wo die alte Stadt gestanden hat, die so hoch lag, daß Nichts als die Hoffnung des Gewinnsthes ihre Ruinen veranlassen konnte, sie zu besuchen. Hier sind die Ruinen von den Palästen der Kaiser, die hier residirten, nämlich des Augustus und Severus. Sie bestehen in Nichts als in Häufen alter Mauern, die bloß Ehrfurcht erwecken. In einem Weinberge der Franziskaner sind noch die Ueberreste eines Theaters."

Ueber einen Ausflug, den er von Lyon nach Genf unternahm, schrieb Gray, am 25. Oct. 1739 seinem Vater: „Ich wundere mich nicht, daß so viele Engländer diese Stadt zu ihrem Aufenthaltsorte wählen. Sie ist klein, artig, schön gebaut und ungemein vortheilhaft. Die Rhône fließt mitten durch die Stadt und sie ist mit neuen Festungswerken umgeben, wodurch sie ein kriegerisches Ansehen erhält. Dies und die glückliche Lage, die sie in den Weichern der Bewohner zeigt, nebst der strengen Disziplin, die fortwährend, wie in Kriegszustand, genau beobachtet wird, scheint diese kleine Republik mit einer viel größeren Macht in eine Art von Gleichgewicht zu bringen; denn Genf und Alles, was dazu gehört, ist kaum von so großem Umfange als Windsor und seine beiden Parke."

Den anfänglichen Plan, den Winter im südlichen Frankreich zuzubringen, veränderte ein Brief, den Walpole von seinem Vater erhielt. Dieser wünschte, daß er nach Italien gehen möchte, wozu sich Walpole auch entschloß. Gray schrieb darüber seinem Vater: „Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nicht unzufrieden damit bin, eine Weltgegend zu sehen, die es am meisten verdient, besonders da der Paps 13), der 88 Jahre alt und vor Kurzem dem Tode nahe gewesen ist, wahrscheinlich nicht lange mehr leben kann, und wir also vielleicht das Glück haben, bei der Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche zugegen zu sein und Rom in seiner ganzen Herrlichkeit zu sehen. Nächsten Freitag werden wir unsere Reise antreten und in zwei Tagen am Fuße der Alpen sein. Sechsz Tage werden wir nöthig haben, darüber zu gehen. Schon hier in Lyon hat der Winter begonnen, wie viel mehr auf jenen Schneegebirgen, wo es fast nie Sommer ist. Indessen haben wir uns mit Mägen, Kappen, Mänteln, Pelzkleidern, Thierhäuten etc. so gut gegen die Kälte versehen, als es irgend möglich ist."

Ein Brief, den Gray aus Turin, wo er am 7. Nov. angelangt war, an seine Mutter schrieb, enthält die Schilderung einer Lebensgegend. „Wir begannen," heißt es in jenem Briefe, „einige der hohen Berge zu bestiegen und hatten auf dieser Wanderung einen sonderbaren Vorfall. Walpole hatte einen kleinen schwarzen Hund, den er sehr liebte, und den er zuweilen neben der Chaise

laufen ließ. Wir befanden uns auf einem sehr gefährlichen Wege; auf der einen Seite war ein großer Fichtenwald und auf der andern ein tiefer Abgrund. Es war eben Mittag und die Sonne schien hell, als auf einmal vom Walde her ein großer Wolf hervorbrang, nahe bei den Pferden den Hund ergriff und mit ihm bergan nach dem Walde zurücklief. Dies war in weniger als dem vierten Theile einer Minute geschehen. Wir saßen es Alle, und doch hatte keiner von den Bedienten Zeit, die Pistolen zu ergreifen oder sonst etwas zur Rettung des Hundes zu thun. Wäre der Hund nicht da gewesen und der Wolf hätte eins von den Pferden angefallen, so hätte der Wagen und wir alle unvermeidlich über 50 Klaftern tief senkrecht in den Abgrund stürzen müssen."

Einen tiefen Blick in seine Empfindungsweise gestattete folgende Stelle eines Briefes, den Gray aus Turin den 16. Nov. an Stelle schrieb: „Auf einer früheren Reise nach dem Kloster La Chartreuse erinnere ich mich, nicht zehn Schritte gehen zu haben ohne einen Ausbruch von Bewunderung der Werke der Natur. Jeder Abgrund, jeder Strom, jede Klippe erfüllte mich mit religiösen Empfindungen und poetischer Begeisterung. Es gab dort Szenen, die furchtbar genug waren, ohne alle Beihilfe eines andern Arguments einen Menschen zu einem Gläubigen zu machen. Dort hat keine phantastischen Vorstellungen nöthig, um dort am hellen Mittag Geister zu sehen: man hat den Tod fortwährend vor Augen und er ist nur soweit entfernt, daß die Seele sich in die Fassung versetzen kann, vor ihm nicht zu erschrecken. Ich bin überzeugt, der heilige Bruno war ein Mann von nicht gewöhnlichem Genie, weil er zu seinem einsamen Aufenthaltsorte eine solche Gegend wählte, und vielleicht wäre ich einer von seinen Anhängern gewesen, wenn ich zu seiner Zeit gelebt hätte."

Ueber Genua berichtete Gray seinem Freunde: „Stelle Dir ein großes weites Bassin vor, das die Figur eines Halbkreises hat und voll von der schönsten blauen See ist; Schiffe von aller Art und Größe, die theils unter Segel gehen, theils in den Hafen einlaufen, theils vor Anker liegen, und rings umher Paläste und Kirchen, deren Spitzen über einander hervorragen, Gärten und Terrassen voll Drangen- und Cypressenbäumen, Springbrunnen und Gitterwerk mit Weinböden überzogen, was zusammen den größten aller Schauplätze bildet. — Dieser Ort ist so schön, daß wir fürchten, nichts Schöneres zu finden. Wir haben uns ordentlich verliebt in das mitteländische Meer und verachten dagegen unsere Seen und unsere Flüsse. Dies ist, wie Waller 14) sagt, das glückliche Land, wo treffliche Citronen wachsen 15), und ich bin betruht, wenn ich daran denke, daß ich es in einer Woche mit Parma vertauschen soll, obgleich dies das glückliche Land ist, wo treffliche Käse wachsen."

13) Edmund Waller, englischer Staatsmann und Dichter, geboren 1656 zu Colchester, gestorben 1687 zu London. Vergl. über ihn Johnson's *Lives of the English Poets*. Vol. I. p. 328 seq.

14) The happy country, where excellent lemons grow. Diese Worte erinnern an Goethe's Lied: „Komm zu das Land wo die Zitronen blühn etc."

15) Clemens XII. Er starb am 6. Febr. 1740. Vergl. über ihn Schlegel's *Kirchen Geschichte* des 18. Jahrh. Bd. I. S. 520ff.

Aus Florenz schrieb Gray den 19. Dec. 1739: „Es ist unmöglich, daß es uns hier, wo an Säulen, Öpern, Illuminationen u. c. kein Mangel ist, an Unterhaltung fehlen sollte. Die berühmte Galerie allein kann uns auf einige Monate Vergnügen verschaffen. Wir bringen daselbst gewöhnlich jeden Morgen zwei oder drei Stunden zu und man kann alle ihre Schönheiten mit Bequemlichkeit betrachten. Sie enthält 100 Statuen, die in der Welt nicht ihres Gleichen haben, außer der zahlreichen Sammlung von Gemälden, Medaillen und kostbaren Steinen, wie sie schwerlich jemals ein Fürst besessen; kurz Alles, was das reiche und mächtige Haus der Medici in so vielen Jahren gesammelt hat.“

Zu Ende des März 1740 war Gray in Rom angekommen. Von dort schrieb er am 2. April an seine Mutter: „So groß auch meine Erwartung war, muß ich doch bekennen, daß die Herrlichkeit dieser Stadt sie unendlich übertrifft. Man kann in keiner Straße gehen, ohne die Aussicht auf einen Palast oder eine Kirche, oder einen großen freien Platz, oder einen Springbrunnen zu haben, so malerisch als man sich nur vorstellen kann. Wir haben noch nicht angesehen, die alten und neuen Schönheiten dieser Stadt zu betrachten, aber wir haben auf die merkwürdigsten bereits einen flüchtigen Blick geworfen. Die Peterskirche sah ich den Tag nach unserer Ankunft, und ich war sprachlos vor Verwunderung! — Ich habe kaum Philosophie genug, eine unendliche Menge schöner Sachen zu sehen, die man hier täglich haben kann, wenn man Geld hat, ohne mich darüber zu beklagen, daß ich nichts habe; aber die Gewohnheit hat die Gewalt, uns Alles erträglich zu machen.“

Einer eigenthümlichen religiösen Ceremonie wohnte Gray während seines Aufenthaltes in Rom bei. Den 15. April 1740, am Charfreitage, schrieb er darüber an seine Mutter: „Eben komme ich aus der Peterskirche, wo ich drei außerordentliche Reliquien verehrt habe, die im ganzen Jahre nur um diese Zeit dem Volke gezeigt werden. Alle Bruderschaften in der Stadt kommen in Procession, um diese Reliquien zu sehen. Es war mir etwas ganz Neues, diese große Kirche, die unfehllich die prächtigste in der Welt ist, von vielen Tausenden kleiner kupfelter Lampen erleuchtet zu sehen, die bei dem Hochaltare in der Figur eines großen Kreuzes hingen und in freier Luft zu schweben schienen. Alles Licht kam davon her und machte die sonderbarste Wirkung, wenn man durch die große Kirchthür hereintrat. Bald darauf kamen nach einander 30 Processionen, alle in kleine Kleider gehüllt, mit einem Stuch umgürtet und den Kopf mit einer Kappe bedeckt, an welcher sich bloß zwei Fesslungen befanden, durch die sie sehen konnten. Einige waren ganz schwarz, andere roth, andere weiß, andere violettfarbig gefleckt; diese gingen mit ihren Häckeln und Crucifixen voran. Einer jeden dieser Bruderschaften wurden, wenn sie an den Hochaltar kamen, von einem hohen Balcon die drei Wunder gezeigt: die Spitze des Speers, womit Christus verwundet ward, das Schwelldur der heiligen Veronica und ein Stuch von dem wahren Kreuze Christi. Beim Anblick dieser

Reliquien schlug alles Volk sich heftig an die Brust und lästete mit großer Andacht den Fußboden. Der tragische Theil dieser Ceremonie war, daß in einer Seitenkapelle ein halb Duzend elender Gesöpfe, mit verhäultem Gesicht, aber nackt bis an die Kenden, sich mit Geiseln und spitzigen Haken züchtigte, und zwar, wie wir den zeugen konnten, in wahrem Ernst; denn wir sahen mit unsern Augen ihre Rücken und Arme so wund, daß wir sie für ein rothes zerfetztes Bandm, durch welches die Haut hindurchblitzte, gehalten haben würden, wenn wir nicht durch das häufig aus den Wunden fließende Blut von dem Gegenheil überzeugt worden wären.“

Das antiquarische Interesse seines Freundes West berücksichtigte Gray in einer aus Livoli am 20. Mai 1740 geschriebenen Mittheilung: „Man sieht hier, ein wenig unter dem ersten Wasserfalle, an der Seite des aber den Anio hangenden Felsens noch kleine Ruinen, die für die Villa des Horaz gehalten werden. Eine merkwürdige Lage, die die Stelle erläutert:

*Propeque Anio, ac Tiburati lucus, et unda
Mobilibus pomariis rivis.*

Mäcenas liebte, wie es scheint, ein solches Geräusch nicht, und baute sich eine Villa, die man auch noch jetzt und die so gelegen war, daß er Nichts von der ganzen Sache sehen konnte, und er mußte gleichwohl, daß kein solcher Fluß weiter in der Welt sei. Horaz hatte ein anderes Haus auf der andern Seite des Tiberone, der Villa des Mäcenas gegenüber. Man sagte uns, daß da eine Brücke wäre über die andava il detto Signor per trastullarsi coll' istesso Orazio. — Den Wahrschalter des Quintilius Varus muß ich noch erwähnen, wo er kleine Fische zu fangen pflegte. Er ist noch ganz, auch ist da ein Stüd einer Wasserleitung, die das Wasser dahin brachte. Unten im Garten ist das alte Rom im Kleinen vorgestellt, gerade so, wie es war; wenigstens ward uns dies versichert. Es sind sieben Tempel darin und gar keine Häuser. Man sagte uns, es wären keine darin gewesen.“

Aus Neapel, wohin er durch Velletri, Cisterna, Terracina, Capua und Aversa gereist war und nach seinen eigenen Worten „den schönsten Theil des schönsten Landes“¹⁵⁾ gesehen hatte, schrieb er den 17. Juni 1740: „Keine Verwunderung war groß, als ich in die Stadt kam, die in Abicht auf die Menge der Bewohner Paris und London noch übertrifft. Alle Straßen und Märkte sind so voll von Menschen, daß kaum eine Rutsche hindurch kommen kann. Die gemeinen Leute sind muntere fröhliche Gesöpfe und arbeitssamer, als die Italiener gewöhnlich zu sein pflegen. Sie arbeiten bis zum Abend; dann nehmen sie ihre Cithren (denn sie spielen alle) und gehen vor die Stadt oder an die See, um die Kühle zu genießen. — Außer den Schönheiten der Natur hat Neapel noch andere. Wir haben zwei Tage zugebracht, die merkwürdigsten Orte der Umgegend zu besuchen: Bald und die dort befindlichen Ruinen, den Avernussee, die Solfatara, die Grotte des Charon u. c. Wir sind in

15) The most beautiful part of the most beautiful country.

der Höhle der Sibylle und in andern unterirdischen Höhlen gewesen. Die sonderbarste von allen, die ich jemals sah, ist die, worin ich heute zu Portici gewesen bin. Man hat beim Nachgraben einige Theile alter Gebäude über 30 Fuß tief in der Erde entdeckt, unter andern eines Amphitheaters, auch einige Häuser mit marmornen Säulen, die Facade eines Tempels, Gemälde, Statuen, Münzen u. dgl.¹⁾ Es ist bekannt, daß dies eine römische Stadt war, die zur Zeit des Kaisers Titus durch heftige Ausbrüche des Vesuvus verödetet ward."

Den Schicksalen seines Freundes West, an den Gray diesen Brief schrieb, hatte er bisher zu lebhaften Theil gelohnt, um gleichgültig zu bleiben, als dieser, oft durch Kränklichkeit und üble Laune verstimmt, sich in einem Briefe über die Trostlosigkeit der Jurisprudenz beklagte, und gleichwol schwante, welchen andern wissenschaftlichen Zweig er zu seinem Lebensberuf wählen sollte. Gray bot Alles auf, um den misanthropischen Freund mit dem von ihm gewählten Stande zu versöhnen. Daraus bezogen sich die in einem Briefe aus Florenz vom 16. Juli 1740 enthaltenen Reflexionen, die als höchst charakteristisch hier eine Stelle verdienen. „Es ist," schrieb er, „wie mich dünkt, eine ausgemachte Sache, daß es nothwendig ist, sich zu einer bestimmten Wissenschaft zu halten, wenn man in der Welt einigen Nutzen stiften will. Diese Nothwendigkeit ist, wie alle Nothwendigkeiten, unangenehm, aber ich fürchte, unermidlich. Jeder weiß, wie viele Zweige der Wissenschaften sich in England ausbreiten. Es war unmöglich, lange zweifeln zu sein, welchen Du und ich zu wählen hatte. Beispiels halber weissen, daß es nicht durchaus nothwendig ist, ein Dummkopf zu sein, um in diesem Theile der Belehramtheit etwas zu leisten. Die Arbeit ist langwierig und die Anfangsgründe sind trocken und ununterhaltend. Vielleicht hat die Jurisprudenz keinem von allen, besonders von denen, die es nachher weit darin brachten, Anfangs sonderlich behagt, vielleicht gar Widerwillen eingefloßt, aber bei einer näheren Bekanntschafft mit ihr findet man doch manchen Stoff zu weitern Forschungen und zum Nachdenken. Es wäre doch sonderbar, wenn unter diesem Vorwurfe allein einiger Gedanke anstreifen würde. Die Gesetze sind Früchte einer langen Ueberlegung, und gewiß nicht der Ueberlegung hirnloser Köpfe, sondern gerade das Gegentheil. Sie stehen in so genauer Verbindung mit der Geschichte, ja mit der Philosophie selbst, daß sie von dem, was beiden angehört, etwas annehmen müssen. — Ich weiß, wie sehr und eine üble Laune hindert, einen Entschluß zu fassen. Glaubst Du wirklich, daß, wenn Du jeden Morgen zehn (englische) Meilen rittst, Du in der Zeit von einer Woche nicht härtere Forschungen, einst Kanzler zu werden, unterhalten und dies für eine viel wahrscheinlichere Sache ansehen würdest, als Du jetzt thust? Die Vortheile, deren Du in Dei-

nem Briefe gedenkst, sind allerdings Etwas. Unsere Reigungen sind mehr in unserer Gewalt, als wir glauben. Vernunft und Entschlossenheit bestimmen sie und kommen ihnen bei so manchen Schwierigkeiten zu Hülfe. Mir scheint zwischen einem öffentlichen Leben und einem Privatleben keine mittlere Lebensweise hant zu finden. Wer das erstere vorzieht, muß sich in Stand setzen, seinen Nebenmenschen nützliche Dienste leisten zu können, wenn er unter ihnen etwas gelten will; ja, er muß sich nicht weigern, in gewisser Art von einigen Menschen abhängig zu sein, die es schon sind. Ist er so glücklich, mit solchen zu thun zu haben, die von seiner Herablassung keinen übeln Gebrauch machen, so hat er nicht Ursache sich zu schämen; wo nicht, so kann sein Gehörg einem vernünftigen Stolz Maß machen, und dann darf er bloß zur bessern Ausbildung seines Geistes alle die Fähigkeiten anwenden, die man zum Dienste Anderer anzuwenden ihm nicht gestattet. — Eine solche Privatglückseligkeit, wenn man den Besitz von einigen Vermögen voraussetzt, ist fast immer in unserer Gewalt und gehört eigentlich dem reifen Alter an, wie die Zeit der Jugend dem öffentlichen Leben gewidmet sein soll. Wähle Dir einige Stunden aus, wie Du die das erste Jahr geküßt; am Schluß desselben kannst Du allemal thun, was Du willst. Wendest sich alsdann Deine Ansicht, so hast Du Dir bloß eine flüchtige Kenntnis von etwas erworben, das Dir nicht schaden kann und das Du keine Ursache hast zu bereuen. Wenn Deine Neigung nicht auf etwas Anderes gerichtet werden kann, so ist es ein Zeichen, daß Du nicht durchaus gegen diese Art von Beschäftigung eingenommen bist, und erhältst dadurch eine Warnung, bloße Unthätigkeit nicht für Unfähigkeit zu halten. Ich merke, daß mein eigenes Beispiel meiner Ueberredung kein Gewicht gibt, und Du wirst glauben, daß ich anders denke, als ich rede. Wohl dem ist nicht so. Ich handle anders, als ich denke, und ich will lieber der Gegenstand Deines Mitleids sein, als zulassen, daß Du der Gegenstand des meinigen wirst. Sei versichert, daß, so vortheilhaft auch meine jetzige Lage ist, sie dennoch den Kummer über die Nachricht nicht vermindert, daß Dir ein Freund fehlt, gegen den Du Dich offen äußern und dessen guten Rath Du augenblicklich einholen könntest."

In eben diesem Briefe meldet Gray seinem Freunde: „Wir sind nun am Ende unserer südlischen Reisen. Wir haben ungefähr neun Tage in Neapel zugebracht. Es ist die größte und volkreichste Stadt und die ganze Umgegend die anmuthigste und fruchtbarste von ganz Italien. Wir schiften im Meerbusen bei Bajä, schwippen in der Solfatara, sahen die Procession am Froheleichenamuse und den König und die Königin und die unterirdische Stadt — ein Wunder, wovon ich Dir ein andermal zu erzählen mit vorbehalte — und sind nach Rom zurückgekehrt, das wir nach 14 Tagen verlassen und nun in Florenz angekommen, um den Sommer hier zuzubringen."

Ein Brief, den Gray aus Florenz den 21. April 1741 an West schrieb, ist merkwürdig wegen einer darin enthaltenen Selbstcharakteristik. „Mich dünkt," schrieb

1) Vergl. Windelmann, Von den Herculanischen Unterirdungen an den Grafen von Brühl (Dresden 1762) und dessen Nachrichten von den neuesten Herculanischen Unterirdungen (Göttingen 1764).

er, „es wäre wol schädlich, die mein Bildniß zu senden; dran ich bin nicht mehr, der ich war. Du mußt zu der Idre, die Du bisher von mir hastest, noch zwei Jahre hinzufügen, denn eine gute Portion Unthätigkeit, eine starke Dosis Verschlossenheit und etwas, das mehr als diese, dem Tiefsinn ähnlich sieht; dunkle Begriffe von vielen feisamen und schönen Dingen, die eine Zeit lang vor meinen Augen schwebten; Mangel an Liebe zu großer Gesellschaft, oder vielmehr gänzliche Unfähigkeit dazu. Auf der guten Seite magst Du hinzufügen: Mitempfindung alles dessen, was Andere fühlen, Nachsicht gegen ihre Fehler oder Schwächen, Liebe zur Wahrheit und Abneigung gegen alles Andere. Dann wirst Du noch ein wenig Unbescheidenheit, ein wenig Gelächter, einen großen Theil Stolz und etwas Raune abziehen. Das sind die Veränderungen alle, die mir bekannt sind. Vielleicht findest Du noch einige mehr. Glaube nicht, daß ich diese Reformation dem Nachdenken schuldig bin; ich habe sie einer strengern Lehrmeisterin, der Erfahrung, zu verdanken. Es ist ein geringes Verdienst, ihr Lehren zu behalten, denn man kann es fast nicht anders machen. Aber sie sind doch nützlicher als andere und brüden sich tiefer ins Herz ein. Ich fühle, daß ich in dem Style von Strach's Sohne predige und will hier enden.“

Am Schlusse dieses vom 21. April 1741 datirten Briefes heist es: „Hier sende ich Dir den Anfang eines metaphysischen Lehrgedichts“). Gedichte und Metaphysik, wirst Du sagen, sind Dinge, die sich mit einander nicht vertragen. Ein metaphysisches Gedicht ist ein offener Widerspruch. Es ist wahr, aber ich will noch weiter gehen. Das metaphysische Gedicht ist lateinisch und das vernimmt die Ungereimtheit. Es wird Dich, vermuthet ich, an den Gelehrten erinnern, der eine Abhandlung über das kanonische Recht in Hexametern schrieb. Ich bitte, hilf mir zu der Beschreibung eines *modi mixti* und zu einer Episode vom Raum.“

Nicht so rein und ungetrübt als Gray's Freundschaftsbund mit West erhielt sich das Verhältniß zu seinem Reisegefährten Walpole. Das Band, das sie an einander knüpfte, war allmählig lockert geworden. Gegen das Ende ihres Aufenthaltes in Florenz trennten sie sich förmlich. Gray begab sich allein nach Venedig, von wo er über Padua, Verona, Mailand, Turin und Lyon nach London in seine Heimath zurückkehrte. Verschlossenheit der Charaktere scheint die Hauptursache ihres Freundschaftsbruchs gewesen zu sein. Der anonyme Verfasser einer Biographie Walpole's¹⁷⁾ erzählt die Ursache ihrer Trennung mit den Worten: „Als sie nach Reggio gekommen waren, kam das schon früher

entstandene Mißverhältniß zwischen beiden Freunden zum völligen Bruch. Walpole nahm zuweilen gegen seinen ärmern und daher abhängigeren Reisegefährten eine vornehme Miene an. Gray war schon damals ein melanholischer Schwärmer, Walpole stets aufgeräumt und witzig. Auch dieses ward eine Ursache ihrer Trennung. Gray lebte aus dem kürzesten und wohlfeilsten Wege über Frankreich in seine Heimath zurück. Im folgenden Jahre (1742) kam auch Walpole wieder nach London. Beide versöhnten sich durch die Vermittelung einer gemeinschaftlichen Freundin. Doch hinterließ diese Wunde für immer eine Narbe, und als Gray starb, vermachte er an Walpole sein Andenken in seinem Testamente. Walpole nahm indessen alle Schuld des Mißverhältnisses ganz allein auf sich, druckte in der Bruderei, die er in London errichtet hatte, die erste glänzende Ausgabe von Gray's Gedichten 1757 in Folio und ehrte sein Andenken bei jeder Gelegenheit.“

Als Gray von seinen Reisen am 1. Sept. 1741 in London eintraf, fand er seines Vaters Gesundheit völlig untergraben durch wiederholte Gichtanfälle, die, wie bereits früher erwähnt, seinen Tod am 6. Nov. 1741 beschleunigten. Zu seiner Verschlossenheit und Unthätigkeit hatte sich in den letzten Jahren seines Lebens noch ein unruhndes und störrisches Benehmen gesellt, wahrscheinlich eine Folge seiner fortwährenden Leiden, wenn es nicht in seiner Gemüthsart lag. Seine Handelsgeschäfte hatte er seit längerer Zeit demage gänzlich vernachlässigt. Desswegen mußte er unternehm, er, ohne sich vorher mit seiner Familie beraten zu haben, den höchst kostspieligen Bau einer prachtvollen Villa zu Westend. Nach seinem Tode mußte dies Gebäude um 2000 Pf. St. weniger verkauft werden, als es ihm kostete.

Unter diesen Umständen fand Gray sein Erbtheil so geschmälert, daß er Bedenken trug, die Laufbahn eines Juristen weiter zu verfolgen, ohne seiner Mutter und Tante zur Last zu fallen. Diese beiden Schwwestern hatten mehrere Jahre für sich einen eigenen Handel betrieben und sich dadurch so viel erworben, daß sie anständig leben konnten. Nach Philipp Gray's Tode gab sie ihre bisheriges Gewerbe auf und wandte sich zu ihrer dritten Schweser, der Witwe eines Hrn. Rogers, die in der Nähe von Windsor lebte. Ihr Wunsch, das Gray sich der Fortsetzung seiner juristischen Studien widmen möchte, wozu sie ihm alle in ihren Kräften stehende Unterstützung versprochen, harmonierte zwar keineswegs mit seinem längst gefaßten Entschlusse, nach welchem er dem Leiden eines Privatgelehrten den Vorzug gab. Doch wollte er sie durch eine offene Erklärung nicht kränken, und erwarb sich daher zu Ende des folgenden Jahres (1742) den Grad eines Baccalaureus der Rechte (Bachelor of Laws).

Mit der Jurisprudenz scheint es ihm jedoch wenig Ernst gewesen zu sein. Er fühlte, daß er durch seine Reisen zu viel Zeit für sein Rechtsstudium verloren, und das diesen Verlust der anhaltendste Fleiß kaum ersetzen konnte. Die Kenntnisse, die er sich erworben, waren für ihn in dem gewählten Berufsfache von seinem

17) De principiis cogitandi. Liber primus. Ad Favonium (West). Das Fragment, nebst einem Theil des vierten Buchs, befindet sich in einem Abzuge zu den Poems of Mr. Gray, to which are added memoirs of his life and writings by W. Mason in four Volumes. York 1778. 8. Hier findet man auch noch eine lateinische Dje, zu der Zeit gedichtet, wo Gray im November 1739 das Kloster La Chartreuse zum zweiten Mal besuchte: enthält eine Geißel mit der Überschrift: Sophomaba Masturbatio. 18) Im April, Mal- und Junifeste des European Magazine 1797.

wesentlichen Nutzen. Der offenbarste Beweis, daß er sich mit ganz andern Studien und Arbeiten beschäftigt als mit der Rechtswissenschaft, deren Trockenheit ihn ermüdete, liegt in den Briefen an seinen Freund West, der, um seine noch immer sehr leidende Gesundheit zu härten, im März 1742 London verlassen und sich aufs Land, nach Wobes bei Hatfield in Hertfordshire, zu einem seiner Freunde, David Mitchell, begeben hatte.

Wie sein Freund West widmete auch Gray den größten Theil seiner Zeit philologischen Studien, namentlich dem Lesen der alten Classiker, mitunter auch wol manchen poetischen Arbeiten. Durch einen gegenseitigen Austausch der Ideen suchten die beiden Freunde ihre von einander abweichenden Ansichten zu berichtigen. Das erste Buch der *Annalen des Tacitus*, in welchem er den Ausfall in Pannonien beschreibt, hatte seinen Freund ermüdet. Darüber erhielt er von Gray eine Zuschrift. „Ich begreife nicht,“ schrieb er, „wie unter alten Autoren in der Welt Tacitus langweilig sein könnte. Ein Annalist ist, wie Du weißt, nicht Herr seines Stoffes, und mich dünkt, man kann sagen, wenn die Begebenheiten in Pannonien in seiner Schilderung langweilen, lie in der eines Andern unaussprechlich sein würden. Ein Mann, der mit dem schimmernden Wig und der sententiösen Kürze, die dem damaligen Zeitalter eigen war, die Wahrheit und die Würde öfterer Zeiten und die tiefe Reflexion der Neuern zu vereinigen wußte, muß nothwendig für sich einnehmen. Was ich aber noch mehr als alles dies an ihm bewunderte, ist sein Absehen gegen die Tyrannei und der hohe Geist der Freiheit, der sehr oft, er mag wollen oder nicht, aus ihm redet. Ich erinnere mich einer Sentenz in seinem *Agricola*, die ich stets wegen der gebrungenen Kürze, mit der sie gleichwol so viel sagt, bewundert habe. Er spricht vom *Domitian*, der sich über das Testament des *Agricola* freute, worin ihn dieser zum Mörder seiner Gemahlin und Tochter ernannt hatte: *Satis constabat laetatum eum, velut honore judicioque: tam caeca et corrupta mens assiduus adulationis erat, ut nesciret, a bono patre non scribi haereditem, nisi malum Principem.*“

Von besonderem Interesse war für Gray die schönwissenschaftliche Literatur seines Vaterlandes. Der eben mitgetheilte Brief enthält sein Urtheil über ein Gedicht, das allgemeine Sensation erregte. „Die *Dunciade*“¹⁹⁾, schrieb er, „wird allgemein bewundert. Die Genien der Opera und der Schulen mit ihrem Gefolge, die Vertheidigungen der Alterthumsforscher und der Blumisten und das Gähnen der Dummheit ist so fein als irgend etwas, das der Verfasser jemals geschrieben. Die Rolle der Metaphysiker scheint mir die schlechteste; hier und da sind einige unrichtig ausgedrückte und kaum „*phandische*“ Zeilen.“

In eben diesem Briefe heißt es: „Ich sende Dir hier eine lange Rede der *Agrippina*. Sie ist viel zu lang,

und ich würde mich freuen, wenn Du sie abkürzen wollest. Ich bilde mir ein, daß mein Trauerspiel, wenn es jemals vollendet werden sollte, einer Tragödie des *Karibanael Lee*²⁰⁾ gleichen würde, die 25 Acte und einige alberne Scenen hat.“ Die in diesem Briefe erwähnte Rede war der Schluß von den ersten Scenen eines Trauerspiels, das er im Winter 1741 begonnen hatte. Die treffliche Vorstellung des *Briannicus* von Racine veranlaßte ihn wahrscheinlich, den Tod der *Agrippina* zu seinem ersten und einzigen dramatischen Versuche zu wählen. Das noch erhaltene Fragment ist ganz im Geschmack des genannten Dichters geschrieben.²¹⁾

„Auf Deine Empfehlung,“ schrieb Gray im April 1742 an West, „habe ich den *Joseph Andrews* gelesen“²²⁾. Die Begebenheiten sind übel herbeigeführt und ohne alle Erfindung. Der *Pfarrer Adams* ist gut gezeichnet, auch die *Elisiplo* und die *Geschichte Wilson's*. Der Verfasser scheint auf den Landfätschen, mit den Landjüngern und in den Gasthäusern wohl bekannt zu sein. Seine Bemerkungen über die große und kleine Welt, über Gerten und Dornen sind immer sehr treffend. So sehr auch die Erbarmlichkeit gewisser Seelen (oder, wie ich es lieber nennen möchte, ihre Unfähigkeit zu fühlen und zu beobachten) sie gegen solche Kleinigkeiten wie Charaktere und Naturgemälde gleichgültig macht, so sind dieselben doch gegen ebenjo wichtig und weit nützlicher als die tiefsinnigen Abhandlungen von der Seele, von den Leidenschaften und von dergleichen mehr. Die Freuden des Paradieses der *Ruhamebaner* bestehen darin, daß sie die Klöße spielen und bei Mädchen liegen; und die meinten sollen sein, fortwährend neue Romane von *Martivour* und *Erdbillon* zu lesen.“

In Bezug auf den dramatischen Versuch, den Gray seinem Freunde gesendet, äußerte er in diesem Briefe: „Du bist sehr gütig, daß Du Dir die Mühe gibst, meine langen Reden zu lesen und die Fehler darin zu bemerken. Deine Freimüthigkeit, wie Du es nennst, bedarf so wenig einer Apologie, daß ich es Dir kaum verzeihen würde, wenn Du auf eine andere Weise mit mir verfuhrst. Das würde vielleicht meiner Eitelkeit schaden, aber meinem Verstande ein schlechter Compliment machen. Was den Styl betrifft, so behaupte ich, daß die Sprache des Zeitalters nie die Sprache der Dichtkunst ist, ausgenommen bei den Franzosen, deren Verse, wenn nicht der Gedanke oder das Bild sie ein wenig erheben, gar nicht von der Prosa verschieden sind. Unsere Poesie dagegen hat ihre eigene Sprache, die fast von Allen, die geschrieben haben, mit Idiotismen fremder Sprachen, ja zuweilen mit Worten von ihrer eigenen Zusammenziehung und Erfindung“²³⁾ verunreinigt worden ist. Schakspere und Milton sind in dieser Hinsicht große Schöpfer gewesen,

20) Geboren 1657 zu Gorkeld, gestorben 1692.
21) Wie das Fragment in dem Anhange zu dem vierten Bande der *Moderns of the life and writings of Mr. Gray* by William Mason (York 1778).
22) Ein zweibändige Roman von Henry Fielding (geboren 1707 zu Wetherhampton in Somersetshire, gestorben 1754 zu London).
23) Vergl. über Fälschung des Britischen Parlament. Bd. 6. S. 309 fg. Bd. 7. S. 102 fg.

19) Von Alexander Pope, geboren in London am 8. Juni 1688, gestorben den 30. März 1744.
20) *Gray's Works*. LXXXVIII.

und keiner hat sich dieser Freiheit so sehr bedient, als Pope oder Dryden²³⁾, der behändig von Shakspeare Ausdrücke entlehnt. In der That hat unsere Sprache, die nicht so abgemessen ist wie die französische, ein unpreissbares Recht auf Wörter, wenn sie auch hundert Jahre alt sind, in sofern nur nicht das Alterthum sie unverständlich gemacht hat. Unstreitig ist Shakspeare's Sprache eine seiner größten Schönheiten, und er hat darin vor unserm Addison's²⁴⁾ und Pope's²⁵⁾ nicht weniger Vorzüge als seiner übrigen Vortreflichkeit wegen. Jedes Wort bei ihm ist ein Gemäld. — In dessen wird das Streben, Shakspeare nachzuahmen, unstreitig zu weit getrieben. — Aber auch ich selbst habe mich in meiner Die gefandten Rede von Nachahmung nicht ganz frei erhalten. Die ersten Zeilen sind, wenn ich mich nicht irre, die besten; zu den übrigen hat mich Tacitus verleitet, nur daß ich das, was er mit fünf Zeilen gesagt, in fünfzig gesagt habe. So gefährlich ist die Nachahmung eines Unnachahmlichen. Wenn Du meiner Meinung bist, so wird es besser sein, der Sache mit Einem Durchsicht zu sehen, als mit einem Tugend; und Du darfst kein Bedenken tragen, mein Genetbe aufzulösen. Ich bin eine Art von Spinnen und habe sonst Nichts zu thun, als wieder darüber zu spinnen oder an einen andern Ort zu kriechen und von Neuem zu spinnen. Ach! für Einen, der Nichts zu thun hat, als sich zu vergnügen, sind, glaub' ich, meine Vergnügungen ebenso wenig unterhaltend als die meisten Leute."

In einem nicht lange nachher, im April 1742, geschriebenen Briefe schrieb Gray nochmals aus den eben erwähnten Gegenstand zurück. „Was die Agrippina betrifft," schrieb er, „so fange ich an, Deiner Meinung zu sein. Es geht mir mit meiner, Wesen so, wie den Müttern mit ihren Kindern. Meine Liebe zu ihnen nimmt ab, je älter sie werden. Ich habe die Agrippina niedergelegt, damit sie schlafe bis zum nächsten Sommer. Wir wollen ihr eine gute Nacht wünschen."

Gray erwedte sie nie wieder, wozu vielleicht die nicht ganz günstigen Bemerkungen über seinen dramatischen Versuch beigetragen haben mochten. So letzte er auch ein bald nachher begonnenes Gedicht²⁶⁾ bei Seite,

als einer seiner Freunde äußerte, diese Ode werde, so sehr sie auch Pindar's Geist atme, dem Geschmack des Publicums nicht entsprechen. Auf eine Erinnerung seines Freundes, die Ode zu vollenden, antwortete Gray: „Nein! Sie haben kaltes Wasser darüber gegossen."

Ueber die Probe einer Uebersetzung des Tacitus, mit der sich sein Freund West beschäftigte, äußerte Gray: „Es ist recht, daß Du den Tacitus frei übersest und seine Gedanken den Wendungen und dem Genus unserer Sprache zu accommodiren gesucht hast. Ich lobte die Einfachheit, mit der Du das gethan; aber es ist seine Empfehlung der englischen Sprache, die zu weisshalbig ist und täglich trassloser wird. Das wird, man gar sehr gewahr bei der Uebersetzung eines Schriftstellers wie Tacitus. Ich habe es mit einigen Stellen des Thucydides, der in Aufhebung der gedruckenen Kürze dem Tacitus einigermaßen gleich, versucht. Aber durch mein Bemühen, recht treu zu übersetzen, bin ich unverständlich gewesen."

Seine zurückgezogene Lebensweise und seine literarischen Beschäftigungen schildert folgende Stelle in einem Briefe an West vom 8. Mai 1742: „Aus dem, was ich Dir sende, wirst Du wahrnehmen, daß ich, wie gewöhnlich, mit Niemandem, außer mit Todten, Umgang pflege. Sie sind meine alten Freunde, und immer sehne ich mich, bei ihnen zu sein. Du wirst Dich daher nicht wundern, daß ich, der ich stets in vergangenen Zeiten lebe, nicht im Stande bin, Dir aus den gegenwärtigen Nachrichten mitzutheilen. Ich habe den peloponnesischen Krieg des Thucydides beendet; es war ein sehr hitziges Geschäft, ich gebe Dir mein Wort. Die letzten vierzehn Tage habe ich mit Anacreon getrunken und gesungen, und jetzt weide ich mit Theophrast die Schafe. Uebrigens habe ich die Briefe des Minius und den Martialis *επαποδον* durchblättert, des Petrarca nicht zu gedenken, den ich mitunter sehr stark und natürlich finde. Aber auch drei Stellen des Anacreon in der 29. Die sind unachahmlich schön. Er beschreibet die Haare, die er gemalt haben will."

Ueber seine Gemüthsstimmung äußert sich Gray in einem vom 27. Mai 1742 datirten Briefe an seinen Freund mit den Worten: „Du mußt wissen, daß meine Melancholie meistens weiß, oder besser gesagt, eine Leukocholie ist, die, wenn sie gleich selten lacht oder tanzt und nie bis zur Freude oder zum Vergnügen emporsteigt, doch ein ganz bequämlicher Zustand ist. — Es gibt aber auch eine andere Art von Melancholie, die wirklich schwarz ist, und die ich zuweilen empfunden habe. Sie hat einige Ähnlichkeit mit Tertulian's Gläubensregel: Credo, quia impossibile est. Denn diese Melancholie, ja, sie weiß völlig gewiß Alles, was ganz unwahrscheinlich, wie es nur fürchtlich ist; und auf der andern Seite schließt sie ihre Augen vor den wahr-

23) John Dryden, geboren 1631, gestorben 1701. Vergl. über ihn den Briefwechsel Hatzfeld, Bd. 4. S. 204 ff. *Göttinger Briefwechsel* Hatzfeld, Bd. 5. S. 359 ff. 24) Joseph Addison, geboren 1672, gestorben 1719. Vergl. R. Steele, *Memoirs of the life and writings of J. A. London* 1724. 8. 25) Nicholas Rowe, geboren 1673, gestorben 1718. Vergl. Hatzfeld's *Essay on Pope's Genius*, Vol. I. p. 282 sq. *Göttinger Briefwechsel* Hatzfeld, Bd. 7. S. 645 ff. 26) *The Progress of Poetry*, in den von W. Mason herausgegebenen *Poems of Mr. Gray* (York 1778). Seinen Lieblingsgedicht Shakspeare's liest Gray in diesem Gedichte in den schönen Versen:

Far from the sun and summer-gale
In Albion's green lap was Nature's darling laid,
What time when lucid Avon stray'd;
To him the mighty mother did unveil
Her awful face; the dauntless child
Stretch'd forth his little arms, and smil'd.

This pencil take (she said) whose colours clear
Richly paint the vernal year;
Thine too these golden years, immortal boy!
Thine can unlock the gates of Joy!
Of Horror that, and thrilling Fears,
Or ope the sacred source of sympathetic Tears.

schneidlichsten Hoffnungen, und vor Allem, was Vergnügen gewähren konnte. Vor dieser behüte uns der Himmel! Denn Niemand als er und heitere Witterung kann es. In der Hoffnung, eine solche Witterung zu genießen, will ich auf einige Wochen aufs Land gehen, aber ich werde dort in seiner größten Gesellschaft sein. Du wirst also, wenn Du einige Liebe für mich hast, fortfahren, an mich zu schreiben. Mein Leben gleicht Heinrich's IV. Abendmahlzeiten von Hühnern. Poulets à la broche, poulets en ragout, poulets en hâche, poulets en friandises. Ich lese hier, ich lese dort; Nichts als Bücher mit verschiedenen Brühen. Laß mich daher das Defect nicht verlieten; denn obgleich ich es auch lesen muß, ist es doch von einem ganz verschiedenen Geschmack."

Unmittelbar, nachdem er diesen Brief geschrieben, begab sich Gray nach Stole²⁷⁾, um seine Freunde und zu besuchen. Eine kleine Ode, die in der Sammlung seiner Gedichte die erste ist, ward dort von ihm geschrieben. Er sandte sie sofort seinem Freunde West nach Hertfordshire; sie fand ihn jedoch nicht mehr am Leben. Er war, wie bereits früher erwähnt worden, am 1. Juni 1742 gestorben²⁸⁾. Drei Wochen zuvor hatte er seinen letzten Brief an Gray mit den Worten geschlossen: „Vale, et vive paupers cum vivis.“ So wenig schien er seinen nahen Tod geahnt zu haben. Um den Schmerz, den er empfand, als der Brief, in welchem die Ode lag, uneröffnet zurückkam, einigermaßen zu lindern, nahm er seine Zuflucht zur Poesie. Einige seiner trefflichsten Gedichte sollen in diese Zeit, in das Jahr 1742. Dahin gehören die Ode to the Spring, eine andere: To adversity und das Gedicht: A distant prospect of Eaton College. Willkürlich ward auch eine seiner berühmtesten Gedichte: An Elegy auf einem Dorfkirchhofe (Elegy written in a Country-Church-yard), in Stole bekommen. Gray vollendete sie jedoch erst später im Jahre 1750.

Werkwürdig war es, daß Gray seit 1742 fast 30 Jahre bis zum Ende seines Lebens Cambridge zu seinem bleibenden Aufenthalts wählte, wo es ihm in seiner Jugend wenig behagt hatte, und wohin er auch mit noch härteren Verurtheilen von seinen Reisen zurückgeführt war. Was ihn dort festhielt, war die Benutzung der Universitätsbibliothek. Sie selbst eine kleine Büchersammlung anzuschaffen erlaubten ihm seine Verhältnisse nicht. Der Beschäftigung mit der Poesie entsagte er bald wieder, als er von Stole wieder nach Cambridge zurückgekehrt war. Mit rastlosem Fleiße studirte er die besten griechischen Schriftsteller und unternahm die interpolirten Stellen in ihren Werken einer scharfen Kritik. Aber auch der Rechtswissenschaft, die er bisher vernachlässigt hatte,

schien er ein neues Interesse abgewonnen zu haben. „In 30 Jahren,“ schrieb er in einem seiner damaligen Briefe (den 27. Dec. 1742), „hoffe ich die Welt zu überzeugen, daß ich ein tüchtiger Jurist bin, und ich werde mich in einer Wissenschaft hervorheben, die vielleicht die edelste von allen ist.“

Ohne daß sich ihm eine besondere Gelegenheit darböt, entsagte Gray selten seiner einsamen Lebensweise. Aus Cambridge schrieb er am 11. Dec. 1746 einem Freunde: „Ich sollte wol mein langes Schweigen entschuldigen. Aber Entschuldigungen haben für mich keinen Werth, weil sie nie wahr sind. Nichts ist so albern als die Trübselt, wenn sie hofft sich zu verbergen. Jedermann erkennt sie an ihrem schlechenden, unsichern Gange, wie man auf der Mollstrade den König an seinem festen Fußtritt und an seinem erhabenen Sinn erkennt. Indessen habe ich doch etwas zu sagen, das den Schrein eines trübsigen Grundes hat. Ich bin, wie Sie hoffentlich wissen, in London gewesen und habe mich mit zwei Freunden, die vor Kurzem von Reisen zurückgekehrt sind, an allen öffentlichen Orten getroffen. Die Welt hat selbst für einen sechsjährigen Einsiedler noch etwas Anziehendes und angenehme, wohlgefunnte Menschen (Dank sei es dem Himmel, daß es deren so wenige gibt) sind mein vorzüglichster Wagnet. Es ist daher kein Wunder, wenn es mir etwas schwer fiel, mich wieder von ihnen zu trennen, oder wenn mein Geist, bei der Rückkehr in meine Einsiedler, auf einige Zeit zwar nicht bis auf Gewitter und Sturm, aber doch bis unter Veränderlich herabkam. Ueberdies sagt Seneca (und meine Philosophie dünkt sich nicht über Seneca erheben): Nuncquam mores, quos extuli, refero. Aliquid ex eo, quod composui, turbatur: aliquid ex his, quae fugavi, redit. Und dies wird uns, die wir bloß eingekerkerte Knechte der Wissenschaften sind, bezeugen.“

Dieser Brief enthält zugleich das Geständniß: „Es ist doch eine wunderliche Sache, daß wir ohne Geld nicht leben können, wie es uns gefällt. Swift²⁹⁾ sagt irgendwo: Geld ist Freiheit, und ich denke: Geld ist Grundbesitz und Gesellschaft und jede andere Glückseligkeit. Es ist ein großer, aber in der That ein schlimmer Trost, wenn man sieht, daß die, die es im Ueberflusse besitzen, meist ohne Vergnügen, ohne Freiheit und ohne Freunde sind. Hinsichtlich Ihrer historischen Tröstungen bin ich mit Ihnen nicht einerlei Meinung. Eine stille Melancholie können sie gewähren, eine ruhigere Art von Verzweiflung, und zwar bloß unter gewissen Umständen und bei gewissen Gemüthsarten. Wahrer Trost aber, wahrer Friedenheit kann in der menschlichen Seele nur aus der Hoffnung entspringen.“

Am dem Dr. Wharton, einem geschätzten Freunde in London, fand Gray damals einen jungen Mann, der seinem Interesse an den alten Classikern mit gleicher Neigung entgegen kam. Mit ihm unterließ Gray einen

27) Ein drei englische Meilen von Windsor gelegener Flecken, auf dessen Besitzthum Gray's Mutter verstorben war. 28) Zu Gray's literarischem Nachlass fand sich eine Stelle seiner Ode mit den in englischer Sprache an den Rand geschriebenen Worten: „Ich habete diese Ode im Anfang des Juni 1742 und sandte sie meinem Freunde Richard West. Ich wußte nicht, daß er damals schon todt war.“

29) Jonathan Swift, geboren 1667 in Dublin, starb den 1744. Vergl. The life of Swift by Th. Sheridan, Dublin 1787 (franz. Uebersetzung 1795). Johnson, Lives of the English Poets. Vol. III. p. 363 seq.

längere Zeit fortgesetzten Briefwechsel. „Ich lese jetzt,“ schrieb Gray im December 1746, „den Aristoteles, seine Poetik, Politik und Moral, obgleich ich nicht recht weis, was ich aus ihm machen soll. Erstens ist er offenbar der schwerste Schriftsteller, den ich je gelesen habe. Zweitens hat er eine so trockne Kürze, daß man eher ein Regliser zu lesen geglaubt hat, als ein Buch. Er hat eine starke Neigung zur Logik, die in gewisser Art seine eigene Erfindung ist. Dadurch verliert er sich oft in kleinen unbedeutenden Einstellungen und in allerlei Subtilitäten; und was das Schlimmste ist, er überläßt es nachher dem Leser, sich selbst herauszuwickeln, so gut er kann. Drittens hat er viel durch die Abschreiber gelitten, wie es bei allen Schriftstellern von ungewöhnlicher Kürze nothwendig ist. Viertens aber hat er endlich eine Menge von guten und nicht gewöhnlichen Dingen, das es wol der Mühe lohnt, sich mit ihm abzugeben.“

In einem Briefe an Walpole, mit dem er sich längst wieder versöhnt hatte, gedankt Gray nochmals seinem früher erwähnten dramatischen Versuche. Er schrieb 1747 aus Cambridge: „Ich freue mich zu hören, daß eine so große Menge dramatischer Producte auf die Bühne gebracht wird. Meine Agrippina kann sogleich zurückziehen. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie von der Ihnen gesandten Scene gegen Niemanden etwas erwähnt, am wenigsten die Jemandem gezeigt haben. Ich hielt sie für so schlecht, daß ich vergaß, Sie um die Geheimhaltung zu bitten. Indessen hörte ich vor einigen Tagen, daß ich mich mit einem Schauspieler beschäftige. Man sagte mir den Namen, den doch hier, wie ich überzeugt bin, Niemand wissen konnte. Meiner Neigung gemäß ist Ihr Vorschlag, eine Sammlung der Gedichte meines Freundes West zu veranstalten. Ich fürchte aber, unser gemeinschaftlicher Vorrath würde kaum einen kleinen Band füllen. Was ich davon besitze, ist minder betrüblich, als Sie sich vorstellen, und von dem Wenigen würden wir nicht Alles drucken lassen wollen. Sie müssen weit mehr haben als ich. Ich würde mich wenig darum kümmern, wenn die gewöhnliche Gattung von Lesern meinen Freundschaftsdiens nicht mißbilligte, wenn nur die Wenigen, die jemals irgend einen Freund geliebt, oder von irgend einer Sache richtig geurtheilt haben, durch diese kleinen Uebersetzungen veranlaßt würden, sich vorzustellen, was West hätte werden können, und zu wünschen, daß der Himmel ihm ein längeres Leben und ein ruhigeres Gemüth gegeben haben möchte.“

Diezen Brief begleiteten einige Verse. „Sie sind,“ schrieb Gray, „lateinisch und werden Ihnen daher nicht gefallen. Aber ich sende sie Ihnen des Gegenstandes wegen. Sie sind ein Theil eines größten Werkes³⁰⁾ und der Anfang des vierten Buches, worin von den Leidenschaften gehandelt werden sollte. Entschuldigen Sie die drei ersten Verse³¹⁾. Sie wissen, daß die Gitteltzeit bei den Römern eine *licentia poetica* war.“

Vielen Genuß verschaffte ihm damals die Lectüre eines französischen Dichters, den er in einem am 19. Aug. 1748 an Wharton geschriebenen Briefe einen der schönsten und anmutigsten Schriftsteller nennt. Es war Gréffet³²⁾. „Was mir,“ schrieb er, „ein ganz ungemeines Vergnügen gemacht hat, ist sein neues Lustspiel: *Le Méchant*. Kaufen Sie, wenn Sie sie nicht besitzen, seine Werke in zwei kleinen Bänden, die von den Buchhändlern in Holland gesammelt wurden, und mithin einige unbedeutende Stüde enthalten³³⁾. Aber sie finden darin den Vert-vert, die Eptire à Mr. Bougeant, die Chartrousse, die Ode à la médiocrité und noch ein Lustspiel, Sidney betitelt. Alle diese Stüde haben große Schönheiten. Ich habe schon bemerkt, daß die Sammlung von holländischen Buchhändlern veranlaßt worden. Sie enthält daher manche unvollendete Stüde, oder auch solche, die Gréffet in seiner Jugend geschrieben, oder die er nie für die Welt, sondern zur Belustigung seiner Freunde verfertigte, wie unter andern den *Lutrin vivant*.“

Noch ein anderer französischer Schriftsteller erregte in Gray ein sehr lebhaftes Interesse. Am 9. März 1749 schrieb er an Wharton: „Das Vorzüglichste, was ich Ihnen von einer Lectüre mittheilen kann, ist ein Werk von Montesquieu³⁴⁾, die Frucht einer zwanzigjährigen Arbeit. Es ist der *Esprit des Loix*. Er zeigt darin die Principien, auf denen die drei Regierungssysteme beruhen: das despotische, die beschränkte Monarchie und die republikanische Verfassung. Er zeigt, wie daraus die Geseze und Gewohnheiten entspringen sind, durch die jene Principien geleitet und aufrecht erhalten werden. Er zeigt die jeder Regierungsform eigene Erziehung, den Einfluß des Himmelsstrichs, der Lage, der Religion auf das Gemüth jeder besondern Nation und auf ihre Politik. Der Styl ist lebhaft und von einer gedungenen Kürze, daher mitunter ein wenig dunkel. Montesquieu hat den Ernst des Tacitus, den er bewundert, mit der Munterkeit und dem Feuer eines Franzosen zu mildern gewußt.“

Durch das Erscheinen des *Esprit des Loix* ward Gray veranlaßt, ein ähnliches Werk, mit dem er sich damals beschäftigte, aufzugeben. Auch der große Umfang, den es haben mußte, schreckte ihn. In seinem literarischen Nachlasse fand sich kein Entwurf des Ganzen. Wegen eines seiner Freunde äußerte er: Montesquieu sei ihm hinsichtlich seiner besten Ideen zuvorgekommen. Einige Zeit nachher wollte er das Werk wieder zur Hand nehmen und es mit einer Ode dem Verfaßer des *Esprit des Loix* zujuelgen. Montesquieu's Tod brachte ihn indessen von diesem Entschlusse für immer zurück.

32) Jean Baptiste Louis Gréffet, geb. 1709 zu Amiens, geb. 1777 zu Paris. Vergl. Vie de Mr. Gresset par L. D. (Louis Douine). Paris 1779. 33) Sie erschienen zu Amsterdam 1787. 2. 2 Voll. 34) Charles de Secondet, Baron de la Breche-Montesquieu, geb. 1689, geb. zu Paris im Februar 1756. Vergl. sein Leben vor den Oeuvres complètes de M. Baillet. 1800. 8. 8 Voll. und die Eloges de Solignac, Maupersuis, d'Alembert u. a.

30) Des selber erwähnten Gedichte: *De principis cogitandi*. 31) *Hactenus haud signis Naturae aroma retexit Maenurum interpres, primaque Britannae per arva Romanae liquidum deduxit summe rivum.*

So unermüdet thätig auch Gray war, machte er sich doch in dieser Beziehung mitunter Vorwürfe, die aber wol nicht ernstlich gemeint waren. Charakteristische Aeußerungen hierüber enthält ein an Wharton aus Cambridge am 26. April 1749 geschriebener Brief: „Der Geist der Trägheit (der Geist dieses Orts) sängt an, auch mich zu besorgen, mich, der ich so lange gegen ihn gekämpft habe. Doch hat er über mich noch nicht so viel Gewalt, daß ich mit mir selbst nicht den Unmuth fühlen sollte, wovon er stets im Anfange begleitet zu werden pflegt. Die Zeit wird mein Geißen beruhigen, die Zeit wird mich mit diesem kraftlosen Gesellschaftler versöhnen.“ Einen Brief schließt Gray mit der humoristischen Aeußerung: „Wir werden mit einander rauchen, trinken, einschlafen. Wir werden, wie andere Leute, unsere kleinen Scherze, unsere alten Geschichten haben; was der Portwein angeht, wird ein anderes Getränk vorkommen, und vielleicht lesen Sie in einem Monat in irgend einer Zeitung: Gestern starb Herr Thomas Gray, ein angenehmer Gesellschaftler, von allen seinen Bekannten hochgeachtet. Man glaubt, er sei an einem Schlagfluß gestorben, weil man ihn aus dem Bette gefallen fand.“

Worüber Gray nach diesem Briefe mit sich selbst schmeibend unzufrieden war, die literarische Thätigkeit, in sofern sie nicht in leichte Welschreibererei ausartete, stößte ihm Achtung ein. An Wharton schrieb er darüber in dem eben erwähnten Briefe: „Birch, der Unermüdete“, hat so eben einen starken Octavband von Originalbriefen aus der Zeit der Königin Elisabeth herausgegeben. Es sind viel gute Sachen darunter, besonders Briefe von Sir Robert Cecil (Salisbury) über die Unterhandlungen mit Heinrich IV. von Frankreich, des Grafen von Nonmouth wunderliche Nachricht von dem Tode der Königin Elisabeth, verschiedene besondere Nachrichten von Jacob I. und dem Prinzen Heinrich, und überdies eine vortreffliche Staatsgeschichte Frankreichs, mit dem Charakter des Königs, seines Hofes, seiner Minister, von Sir Georg Carew, Gesandter an diesem Hofe.“

In eben diesem Briefe heißt es: „Sie erkundigen sich nach meiner Chronologie“. Es sind fast zwei Jahre, daß ich sie angefangen habe. Ich war damals eben in voller Beschäftigung mit dem Diogenes Laertius und seinen Philosophen. Die Chronologie sollte ein Prooemium zu ihren Werken abgeben. Bei Vervollständigung der Tabellen war meine Absicht nicht sowohl auf öffentliche Begebenheiten gerichtet, obgleich auch diesen eine eigene Columne angewiesen war, als vielmehr auf eine

literarische Vergleichen der Zeiten aller großen Männer, ihrer Schriften und Thaten. Ich habe diese Chronologie von der 30. Olympiade, mit der sie beginnt, bis zu der 113. fortgeführt, d. h. durch 332 Jahre. Von den neuern Schriftstellern haben mir wenige etwas geholfen, außer Ransham, Dobson und Bentley. Ich habe seitdem den Pausanias und Athenäus ganz durchgesehen und noch einmal den Vespasianus. Jetzt beschäufte ich mich mit dem Pindar und Lykias; denn ich nehme Verse und Prosa zusammen, wie Butter und Käse.“

Von einer akademischen Freierlichkeit in Cambridge, der Einführung des Herzogs von Newcastle, lieferte Gray in einem Briefe an Wharton eine humoristische Beschreibung. „Ich erlaube mir,“ schrieb er am 8. Aug. 1749, „Ihnen zu sagen, weil es wahrscheinlich Niemand sonst gethan hat, daß des Herzogs Eifer und Verdämselkeit über allen Ausdruck war. Ein Ausdruck des Bewußt war nie so brausend als seine Sprache, und (weil ich einmal auf meinen Bergen bin) Belien mit allen seinen Züchten war bei einem Sturm minder ungemüth als seine Bewegungen. Und doch steht das Rathhaus noch, und wir Alle, Dank sei dem Himmel, sind frisch und gesund. — Ich darf schwören, daß hier nicht drei Personen waren, die den Herzog nicht für ein Muster der Verdämselkeit hielten. — Jedermann war, so lange die Freierlichkeiten dauerten, des Morgens munter und geschäftig, am Abend lässig und berauscht.“

Einer Ode, die sein nachheriger Biograph, William Mason ³⁷⁾, bei dieser Gelegenheit verfertigt hatte, sollte Gray entzückenden Beifall. „Der Verfasser,“ schrieb er, „erwirbt sich meine Achtung, je mehr ich ihn kennen lerne. Er ist sanftmüthig, gutmüthig und ungekünstelt; etwas eitel, aber in so unschädlicher und komischer Weise, daß es Niemand beleidigt. Er ist etwas ehrgeizig, aber dabei so unbekannt mit der Welt und ihrem Lauf, daß er dadurch keine nachtheilige Meinung gegen sich erweckt; so aufrichtig und so ohne alle Verstellung, daß seine Seele, die nur den geringsten Egoismus besitzt, niemals daran denken könnte, ihm wehe zu thun. Dabei ist er aber,“ fügt Gray hinzu, „so lässig, daß, wenn er diesen Flehen nicht ablegt, alle seine guten Eigenschaften gar Nichts bedeuten werden. Dessenungeachtet bin ich ihm so gut, daß ich wünschte, Sie möchten ihn kennen.“

Ungefähr um diese Zeit (1750) schrieb Gray eine seiner berühmtesten Gedichte, die bereits früher erwähnte Elegy, written on a Country-Church-yard, vollendet zu haben. Er sandte sie seinem Freunde Walspole, der, davon entzückt, das Manuscript mehreren seinen Bekannten mittheilte. Später, im December 1750, schickte er sie auch dem Dr. Wharton. Beiden dankte er sich in einem Briefe an diesen mit den Worten: „Meine

³⁵⁾ Thomas Birch, geb. 1705 in London, geb. darselbst 1766, rühmlich bekannt durch die Herausgabe der Werke Bae's, Tillotson's, Milnes's, Raleigh's u. a. Schriftsteller, auch als Verfasser mehrerer schätzbaren historischen Schriften. Vergl. über ihn Hamberger's Biographische Anecdoten von englischen Gelehrten. Bd. 1. S. 160 fg. ³⁶⁾ Jede Seite dieses unvollendeten Werkes hatte neun Columnen. Eine war für die Olympiaden bestimmt, die folgende für die Archonten, die dritte für die öffentlichen Angelegenheiten Griechenlands; die drei nächsten Columnen für die Philosophen und die drei letzten für die Dichter, Geschichtsschreiber und Redner.

³⁷⁾ Siehe die Memoirs of the life and writings of Mr. Gray by William Mason vor der Sammlung von Gray's Gedichten. (York 1778. 8. 4 Völl.) Mason, geb. 1716 zu Hull, geb. 1797 zu Alton, machte sich außer mehreren andern Werken besonders rühmlich bekannt durch sein idyllisches Gedicht: The English Garden. Vergl. Allgem. Literaturzeitung. December 1797. Intell.-Blatt S. 1411.

Elegie ist durch Walpole's Schuld bekannter geworden, als sie es, ihrer Bestimmung nach, werden sollte. Man hat sie so sehr gelobt, daß ich mich schäme, es zu wiederholen. Ich will nicht für unbescholten gehalten sein; aber ich schäme mich im Namen derer, die diesem Gedicht so übertriebenes Lob gesendet haben. Ich wäre zufrieden gewesen, wenn es Ihnen und noch zwei oder drei Andern gefallen hätte. Das würde meinen Ehrgeiz völlig befriedigt haben."

Neuflände Auszehrungen enthält ein Brief an Walpole vom 11. Febr. 1751. Die Herausgeber einer vielgelesenen Zeitschrift, des *Magazine of the Magazines*, äußerten in einem an ihn gerichteten Schreiben, daß sie gehört, er sei der Verfasser der vorzüglichsten Elegie, und daß sie dieselbe sofort mit seiner Erlaubnis in ihrem Journal abdrucken lassen würden. Sie baten zugleich um die Ehre seines Briefwechsels. Damit war aber Gray durchaus nicht einverstanden. „Ich bin,“ schrieb er an Walpole, „ganz und gar nicht genehm, eine solche Erlaubnis zu geben und in eine solche Correspondenz mich einzulassen. Es bleibt mir nur ein schlimmer Weg übrig, der Ehre zu entgehen, mit der man mich strafen will. Ich muß Sie bitten, das Gedicht sofort nach Ihrer Copie durch Dodsley ohne meinen Namen abdrucken zu lassen, in welchem Format er es für gut befindet, aber auf sein bestes Papier und mit seiner besten Schrift. Er muß die Correctur selbst besorgen und zwischen den Stangen seinen Raum lassen, weil das Verständniß in einigen Stellen aus einer in die andere übergeht. Der Titel muß lauten: Elegie, auf einem Dorfschloß geschrieben. Könnte er in ein Paar Worten sagen, daß das Gedicht ihm zufällig in die Hände gerathen sei, so wäre es mir noch lieber."

Wie viel Gray von Giteitler war, zeigt folgende Stelle in einem spätern Briefe an Walpole, im Januar 1753 geschrieben: „Ich weiß, daß ich unsehbar meinen Verstand verlieren würde, wenn Sie es zugeben sollten, daß mein Willniß getochen würde. Ich beschwöre Sie, unverzüglich dies Vorhaben zu hinterreiben. Es ist mir unbekannt, auf welchen Kosten es getochen wird; ist es auf Dodsley's, so will ich ihm den Schaden ersetzen. An der Spitze meiner Werke, die 30 Seiten stark sind, in eigener Person zu erscheinen, das wäre für mich ärger als der Bräutigam. Ich versichere Sie, wenn ich ein solches Buch mit einem solchen Titelkussper unerwartet erhalten hätte, würde mich die Starnsucht befallen haben."

Auf die Nachricht von einer gefährlichen Krankheit seiner Mutter, die er zärtlich liebte, hatte sich Gray um diese Zeit, im Januar 1753, nach Stole bei Windsor begeben, wo sie sich seit dem Tode ihres Vaters aufhielt. Gray glaubte sie nicht mehr am Leben zu finden. Sie verstarb zwar seit Kurzem einige Besserung, starb jedoch bereits im März. Sie ward neben ihrer Schwester beerdigt, die einige Jahre vor ihr gestorben war. Ihr Gedächtnis erhielt die Inschrift: „In dieser Gruft ruhen, in der Hoffnung einer freudigen Auferstehung, die seltsamen Ueberreste von Maria Antrobus; sie starb unvermählt den 1. Nov. 1749, alt 60 Jahre. In gleichem

frommen Vertrauen ruhen hier die Gebeine von Dorothea Gray, einer Witwe, einer lieben zärtlichen Mutter vieler Kinder, von welchen nur eins das Unglück hatte, sie zu überleben. Sie starb den 11. März 1753, alt 67 Jahre."

In dem Schmerz über seinen Verlust behielt Gray noch Fassung genug, um seinen Freund Mason zu trösten, dem sein Vater um diese Zeit, im December 1753, gestorben, und der dadurch in eine beschränkte Lage versetzt worden war. „Ich verlasse nicht,“ schrieb Gray, „Sie hinsichtlich Ihrer Glückseligkeits zu trösten. Die gute Meinung, die ich von Ihnen habe, läßt mich gewiss glauben, daß, wenn dieselben auch noch schlechter wären, Sie dennoch nie Ihrer unwürdig handeln würden. Ich kann Ihnen daher über diesen Punkt kein Mitleid zu erkennen geben. Wol aber bezeuge ich Ihnen mein aufrichtiges Beileid eines guten und freundschaftlichen Mannes, dessen Andenken ich ehre. Ich habe die Scene, die Sie mir beschreiben, selbst gesehen, und weiß, wie schrecklich sie ist. Ich weiß aber auch, daß sie mich besser gemacht hat. Wir sind alle lässige und gedankenlose Geschöpfe. Nur so lange haben wir Vernunft, nur so lange sind wir einigermaßen nützlich in der Welt, als dieser traurige Eindruck währt. Je tiefer er ist, desto besser wird wir."

Wie mehrere seiner Briefe zeigt auch der nachfolgende an Wharton, wie wenig ein Selbstgefühl seines Dichtervertriebes ihm eigen war. Aus Cambridge schrieb er am 9. März 1755: „Die Giteitler Anderer zu kränken, ist eine zu leichte und zu kleine Sache, als daß ich daran Vergnügen finden sollte. Was mich selbst betrifft, so seien Sie versichert, daß mein Geschmack am Lobe nicht dem Geschmack der Kinder an Früchten gleicht. Gabe es nichts Anderes als Nüßeln und Brombeeren in der Welt, so würde ich auch sehr gern ansetzen. — Was die Herausgabe meiner Gedichte anlangt, so bin ich nicht sowohl überhaupt dagegen, als vielmehr gegen die Herausgabe einer einzelnen Ode. Ich habe zwei oder drei Ideen im Kopfe. Was soll ich damit anfangen? Sollen meine Oden auch so in der Gestalt kleiner wohlfeiler Gedächtnisse hinter einander heranschleichen, bis es Dodsley gefällt, sie in Gesellschaft von Liedern anderer Verfasser in einem gefälligen Bande herauszugeben? Ich bin überzeugt, daß Mason, der sie eifern will, das wohl fühlt, und nicht bedenkt, was er sagt."

Zu den poetischen Ideen, mit denen sich Gray nach diesem Briefe damals beschäftigte, gehörte unter andern eine Ode im Geschmack *Windsor's*, *The Bard*, a *Pindaric Ode* betitelt. Das Gedicht bildet Fragment 29).

39) Es befindet sich in der von William Mason veranstalteten Sammlung der Poems of Mr. Gray (York 1778). Eine deutsche Bearbeitung dieses Gedichts hat Kriegerlein geliefert; s. dessen *Diagenen* (Weilshaus 1824). Bd. 9. S. 203 ff. Die hier folgende Stelle enthält eine Anspielung auf Gray's Lieblingsdichter Virgile:

The verse adorn again
Pierced war, and faithful Love,

Bemerkte zu werden verdient, daß Gray sie nicht eher, als bis er sie im Kopfe völlig ausgearbeitet, auf Papier hinwarf, sodaß ihm nachher wenig mehr zu thun übrig blieb, als die Vertauschung eines Wortes mit einem andern. Nie pfliegte er einen allgemeinen Entwurf in schriftlichen Versen niederzuschreiben. Er wandte sich vielmehr von einem Theile seines Entwurfs nicht eher zu einem andern, als bis er jenen vollkommen ausgebildet hatte. Von dieser Methode konnte er aber nur bei kleinern poetischen Arbeiten Gebrauch machen, und darin scheint die Ursache zu liegen, weshalb Gray mehrere Werke, deren Anlage von größerem Umfange war, meist unvollendet ließ. Die Idee zu einer andern Ode scheint durch die Lectüre eines Werkes von d'Alembert, den er sehr schätzte, in Gray gerührt worden zu sein³⁹). Ueber diese Idee, die er nie realisirte, findet sich folgende Aeußerung in einem seiner damaligen Briefe: „Alles, was angesehene und vorsehendernde Männer für Leute von Genie thun können, besteht darin, ihnen ihre völlige Freiheit zu lassen; denn sie gleichen den Vögeln, die eingeschlossen nur den Verlust ihrer Freiheit in melancholischen Gesängen beklagen und die anmuthige Wildheit und Ueppigkeit ihrer Töne verlieren, von denen sie die Wälder widerhallen lassen.“

In einem Briefe an Wharton vom 25. März 1756 gedenkt Gray mit dunkeln Worten eines „Streits“, der ihn zwang, seine bisherige Wohnung in Peterhouse in Cambridge mit einer andern zu vertauschen. Gray legt auf diese Veränderung ein gewisses Gewicht. „Sie laun“, schreibt er, „in einem an Begebenheiten so armen Leben, wie das meinige, als eine Art von Epoche betrachten werden. Ich werde es aber machen, wie es Voltaire zu machen pflegte, und Ihnen bloß sagen, daß ich meine Wohnung verließ, weil es darin zu unruhig und die Leute im Hause unhöflich waren. Das ist Alles, was ich Ihnen davon sagen kann; mehr darüber Ihnen mitzutheilen ist der Ueberdring dieses Briefes, der von Allem ein Zeuge war, beausragt. Alles, was ich noch hinzufügen kann, ist, daß ich hier sehr gut und so ruhig wohne, wie in der grande Chartreuse, und daß man hier ungemein höflich ist.“

In buskin'd measures move
And Truth severe, by airy Fiction dress'd.
Fair Grief, and pleasing Pain,
With Horror, tyrant of the throbbing breast.

39) Jean le Rond d'Alembert, geb. 1717 in Paris, geb. heißt am 28. Oct. 1783; s. dessen Essay sur la société des Grands avec les Gens de lettres. Darin findet man unter andern die Stelle: „Parmi les grands Seigneurs les plus affables il en est peu qui se dépoüillent avec des Gens de lettres de leur grandeur; vrai on prétendait jusqu'au point de l'oublier tout-à-fait. C'est ce qu'on aperçoit surtout dans leurs conversations, où l'on n'est pas de leur avis. Il semble qu'à mesure que l'homme d'esprit l'écoute, l'homme de qualité se montre, et paraisse exiger la déférence, dont l'homme d'esprit avoué a le droit de dispenser. Ainsi le commerce intime des Grands avec les Gens de lettres ne fait que trop souvent par quelque rupture éclatante, rupture, qui vient presque toujours de l'oubli des regards reciproques.“

Ein späterer Brief an Wharton vom 14. Juni 1756 enthält Klagen über seinen Gesundheitszustand. „Ich bin“, schreibt er, „diese ganze Zeit in einer unthätigen und unangenehmen Lage gewesen. Ich bitte Sie, mir stärkende Mittel zu verordnen, damit dieser Zustand nicht in eine völlige Heiligkeit ausarte. — Längst hätte ich Ihnen schon für Ihr freundschaftliches Anerbieten, eine Zeit lang bei Ihnen zu wohnen, meinen Dank sagen sollen. Ich bin gefonnen, es bald anzunehmen. Von meiner geistigen Unpäßlichkeit habe ich Sie schon oft in Kenntniß gesetzt. Es wäre aber möglich, daß ich auch wieder körperlich recht krank werden könnte, wenn ich genöthigt wäre, nach London zu gehen. Da möchte ich denn nicht gern in einer unruhigen, unbequemen Wohnung mich aufhalten, wo mich vielleicht meine Wärterin mit einem Kopfkissen erlösen könnte. Es ist daher sehr natürlich, daß ich Ihr Haus vorziehe. Aber ich sage Ihnen das bei Zeiten, damit Sie, wenn Sie sich der einem kranken Körper fürchten, mit einer guten Aufschubung dieser Unruhe vorbeugen können. Inzwischen“, fügt Gray hinzu, „dürfen Sie sich nicht vorstellen, meine Krankheit sei in esse, nein, sie ist nur in posse, sonst würde ich zu gewissenhaft sein, sie Ihnen ins Haus zu bringen. Ich denke ungefähr in 14 Tagen bei Ihnen zu sein.“

Das seine angebliche Kränklichkeit meistens eingebildet war, scheint aus einem Briefe an Mason hervorzugehen. Gray entschuldigt sich darin am 25. Juli 1756 wegen seines langen Schweigens. „Ich bin“, schreibt er, „wie Sie wissen, in Eisle. Aber ich höre, sehe, thue durchaus Nichts. Das ist aber nicht ein solches Nichts, wie in Lunbridge, das mit vielen süchtigen, mannichfachen Farben, wovon immer eine die Stelle der andern einnimmt, abwechselte, sondern ein schwerfälliges lebloses Nichts, das fast so schwarz ist als die Moral in Voltaire's Gedicht auf den Untergang von Elysium, worüber Sie sich so ärgern⁴⁰). Ich habe kein Anschwellen der Nusteln mehr. Sie werden daher keine Nachricht von meiner Verve (Begeisterung) erwarten, die, wie Sie wissen, von so delicater Natur ist und so schwache Nerven hat, daß sie jährlich ihr Zimmer nicht über drei Tage verläßt.“

Die literarische Thätigkeit, die Gray an seinen Freunden bewunderte, schien auf seine eigene keinen besonderen Einfluß zu üben. Aus Eisle, seinem öftern Aufenthaltsorte, schrieb Gray an Furd⁴¹) den 25. Aug. 1757: „Ich freue mich, daß Sie für die Presse so beschäftigt sind, nicht bloß um meinem, da Sie mit Hoffnung machen, daß ich alle Ihre Arbeiten, die öffentlichen, wie die geheimen, sehen soll, sondern auch um Ihrer selbst willen; denn etwas zu schaffen haben, heißt

40) Es erschien anonym 1756 unter dem Titel: Poème sur la destruction de Libanone, ou Examen de cet Axiome: Tout est bon.

41) Richard Furd, Bischof von Worcester, geb. 1718, geb. 1808 im 90. Jahre, ein gelehrter Theolog, Philolog und Historiker, erstlich durch seine Ausgabe der Art poëtica des Horaz, durch seine Dialogues moral and political (deutsch von Götz und Beck, Leipzig 1775, 8. 2 Theile.) u. a. m. Bergr. J. D. Reuß in dem Gelehrten England.

glücklich sein. Dieser Grundsatz, von dessen Wahrheit ich völlig überzeugt bin, hat gleichwohl keinen Einfluß auf meine Beschäftigungen. Ich bin einfach, habe im höchsten Grade Langeweile und thue dennoch Nichts. Eine Geschäftsbildung habe ich allerdings anzuführen. Meine Gesundheit, nach welcher Sie sich so angelegentlich erkundigen, ist nicht die beste. Ich habe keine große Krankheit, aber verschiedene kleine, von denen ich mir nichts Gutes verspreche.“

In dieser trüben Stimmung ertheilte ihn eine Dichtung seines Freundes Mason. „Ich habe,“ schrieb er aus Etope am 8. Sept. 1757, „Ihren Catoactus“⁴²⁾ zweimal durchgelesen, nicht bloß mit Vergnügen, sondern auch mit Rührung. Die Erfindung, die Sitten, das Interesse, die Leidenschaft, der Ausdruck — Alles übertrifft weit den dramatischen Theil Ihrer Elfrida. Ich behaupte sogar (wenn Sie mich auch hierin für einen schlechten Ausrichter halten werden), daß das Publicum an dieser Dichtung mehr Gefallen finden werde. Ich bin entzückt von den Chören, die nicht bloß singen und tanzen, sondern auch an der ganzen Handlung thätigen Antheil nehmen, und außer dem vortheilhaften Gostüm, ebenso wol ihren eigenen Charakter haben, als die übrigen handelnden Personen. Ich bin entzückt von Ihrem Priesterhofs und von der Heringsdichte, womit sie, nachdem Alles verloren ist, den Entschluß fassen, den römischen Felschern zur Rede zu stellen.“

Seine Gemüthsstimmung, in der oft Trübsinn und eine Art von Indifferentismus abwechseln, charakterisirt ein späterer Brief an Mason aus Cambridge vom 19. Dec. 1757. Darin heißt es: „Ein einfaches Leben hat eben so viele Stunden des Unmuths, ebenso viele und wirkliche Unbequemlichkeiten und Leiden, als ein Leben mitten in der großen Welt. Die Gewalt, die wir, wenn wir wollen, über unser Herz haben, verbunden mit ein wenig Muth und Trost, ja mit einem kleinen Stolze, wozu wir durch die, die uns zu lieben scheinen, gelangen, ist in beiden Zuständen unsere einzige Unterstützung. Es thut mir leid, daß ich Ihnen diesen Versuch nicht besser leisten kann, als Sie mir ihn geleistet haben, und daß ich Ihnen bloß sagen kann, daß Einer, der weit mehr Umrath hat, als Sie hoffentlich je haben werden, das Leben mit Gleichgültigkeit zu betrachten, gleichwohl dem Leben nicht feind ist, sondern auf manche trübe Augenblicke theils zu frieren, theils geduldig zurückblickt, belebt von einiger Hoffnung besserer Tage. — Freilich kann ich, was mich betrifft, weder meiner Munterkeit, noch meiner Lage, noch meiner Beschäftigungen, noch meiner Productivität mich rühmen. Tage und Nächte vergehen, und nie komme ich etwas Anderem näher, als dem Ziele, nach welchem wir Alle hingehen. Dennoch sind mir Menschen lieb, die einige Spuren ihrer Geistesreise zurücklassen und Muth genug haben, Andere daran zu erinnern, daß sie ein Gleiches thun sollten, so lange sie es noch können.“

Mit diesem Briefe sandte Gray zugleich eine von Mason in dem Garten eines Freundes geschriebene Elegie zurück. „Meine Erinnerungen,“ äußerte Gray, „können Sie allemal nach Gefallen benutzen oder verworfen. Sie wissen, daß ich der Kritik nicht gewogen bin, und daß ich noch viel weniger mich damit befasse. Ein schlechter Vers scheint mir ebenso gut und noch besser zu sein, als die beste Anmerkung, die man jemals darüber gemacht.“ Nach einem ungemainen Tode, das Gray dem Entwurfs und der Ausarbeitung jenes Gedichts zollt, fügt er hinzu: „Die einzelnen Ausdrücke, an denen ich etwas zu erinnern finde, habe ich in dem Manuscript bezeichnet. Ich bitte Sie aber, mich nicht für einen strengen Kritiker zu halten und auf meine Bemerkungen durchaus nicht zu achten, wenn sie nicht mit Ihrem eigenen Urtheile übereinstimmen. Dies Kind verdient Ihre parteiische Zärtlichkeit. Es ist ein gesunder, wohlgehaltener Knabe mit einer offenen Miene, und er verspricht lange zu leben. Ich möchte ihn nur das Gesicht waschen und ihn ein wenig putzen, ihn an einen aufrechten und festen Gang gewöhnen, und vorbeugen, daß er nicht gemeine Worte (vulgar words) sagt.“

In einem Briefe an Wharton vom 21. Febr. 1758 äußerte Gray: „Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen melde, womit ich mich jetzt beschäftige. Ich bin aber der Meinung, Jedem muß seine Fähigkeiten am besten selbst beurtheilen können und bei seinem Zeitvertrieb seiner eigenen Neigung folgen. Der Zweck meines jetzigen Fleißes besteht darin, wo ich auch sei, alles Sehenswerthe in der Umgegend kennen zu lernen, mögen es nun Gebäude, Ruinen, Parks, Gärten, Prospective, Gemälde oder Denkmäler sein. Dabei möchte ich Erkundigungen darüber einziehen, wem alle diese Dinge gehören oder gehört haben, und wie sich von Zeit zu Zeit Sitten und Geschmack verändert haben.“ Mit einigem Selbstgefühl fügt Gray hinzu: „Sagen Sie darüber, was Sie wollen. Ich bin überzeugt, daß Sie meinem Vergnügen, wenn es vollendet sein wird, Ihren Beifall nicht versagen und es für sehr nützlich halten werden. Meine Lebensgeister sind dem Gefirtpunkt sehr nahe, und diese Uebung, die mich erwidert und wie eine mäßige Bewegung verschafft, dient dazu, daß sie täglich um einige Grade steigen.“

Den eben erwähnten Gegenstand berührte Gray in einem bald nachher (am 8. März 1758) geschriebenen Briefe an Wharton. „Sie haben Recht,“ äußerte er, „wenn Sie vermutheu, daß ich bloß aus Mangel an Geist meinen Fleiß auf Kathedralen, Grabmäler und Ruinen richte. Immer ist es die höchste Freude meines Lebens gewesen, zu denken, obgleich nicht immer über erhebliche Gegenstände, und wenn ich weder denken will noch kann, so träume ich. Ich bin jetzt beschäftigt, einen Catalog anzufertigen und dabei das Verzeichniß der Parks zu lesen oder Wälder's Gärtnereien, und ich bin sehr ercentnisch dafür, daß es solche Werke und solche Schriftsteller in der Welt gibt. Manche Leute, die mich doch halb geringschätzen, beschäftigen sich vielerlei mit Dingen, die nicht halb so viel werth sind. Was die Nachwelt des

42) Catoactus, a dramatic poem. 1759. 4. Edit. III. 1776. 8.

trifft, so darf ich mit Jemand, den ich vergessen habe, fragen: Was hat sie mir jemals für Gefälligkeiten erwiesen?"

Werkwürdig ist ein vom 8. Aug. 1758 datirter Brief, in welchem Gray seine religiöse Ueberzeugung niederlegte. Vom Atheismus war er so weit entfernt, daß er gar nicht begreifen konnte, wie es möglich wäre, Gottes Dasein geradezu zu leugnen. In dem erwähnten Briefe suchte er die Ansichten eines Freundes zu berichtigen, der sich zum Materialismus neigte. „Das will“ schrieb Gray, „wirklich mechanische und abhängige Wesen sind, davon habe ich keinen weitem Beweis nöthig, als mein eigenes Gefühl. Aber durch eben dieses Gefühl bin ich auch ebenso sehr überzeugt, daß wir nicht einzig und allein solche Geschöpfe sind, daß eine Kraft in uns ist, die gegen die Einflüsse und den Gang dieses Mechanismus kämpft, über seine Bewegungen gebietet und durch öftere Uebungen sie endlich zu dem willigen Gehorsam bringt, den wir Fertigkeit (readiness) nennen, und alles dies conform mit einer vorgefaßten Meinung, die sei wahr oder falsch, mit dem geringsten Material eines wirkenden Wesens, mit einem Gedanken. Ich habe Mande gefandt, die, indem sie ein altes Vorurtheil überwinden zu haben glauben, nicht gewahrt wurden, daß sie sich einem weit gefährlicheren unterworfen, einem Vorurtheil, das und stets zu einer Apologie für unsere schlechtesten Handlungen dient und uns den Weg zu der vollkommenen Freiheit öffnet, Alles zu thun, was und gefällt. Aber eben diese Leute waren nicht im mindesten nachsichtig gegen andere Menschen, wie sie es doch natürlicher Weise hätten sein sollen. Ihr Zorn gegen diejenigen, die sie beleidigten, ihre Rache gegen Jeden, der ihnen schadete, war nicht im mindesten gemäßigt. Mit Einem Worte, es ist gewiß, daß sie von dieser Meinung, um ihrer Convenienz willen, überzeugt zu werden wünschten. Sie waren es aber keineswegs, und sie würden, falls eine solche Ueberzeugung stattgefunden hätte, gleichwohl nach der allgemeinen Klugheit sehr froh gewesen sein, bei Andern keine ähnlichen Grundzüge zu wissen, aus Furcht vor nachtheiligen Folgen, die für sie selbst daraus entstehen könnten. Ich habe wol sunstig französische Schriftsteller gelesen, die denselben Ton anstimmten, und ich will keinen mehr lesen. Ich kann ohne sie elend genug sein. Diese Herren erinnern mich an den griechischen Sophisten, der sich unsterbliche Ehre erwarb, weil er über das Gland unseres Zustandes so rührend sprach, daß sunstig von keinen Zuhörern heimgingen und sich hängten. Er selbst aber besand sich, wie ich vermuthet, noch viele Jahre nachher bei guter Gesundheit.“

Vervandten Inhalts ist ein bald nachher geschriebener Brief. „Ich will“, heißt es darin, „dem Lord Bolingbroke“⁴³⁾ zugeben, daß sowohl die moralischen als die physischen Eigenschaften Gottes und bios a priori

bekannt sein können, und daß dies die einzig wirkliche Kenntniß ist, die wir von beiden zu haben im Stande sind. Ich will ihm auch einräumen, daß es vergeblich sei, einen Unterschied zwischen diesen Eigenschaften zu machen. Die moralischen gehören aber so zu seiner Natur und zu seinem Wesen, als die, die wir seine physischen nennen. Aber die Veranlagung, diesen Unterschied zu machen, ist unstreitig diese: Seine Unendlichkeit, Unendlichkeit, Allwissenheit und Allmacht vereinigt ihn nicht, wenn ich so sagen darf, mit uns, seinen Geschöpfen. Wir beten ihn an, nicht weil er immer überall existirt und stets kritiken wider, sondern weil es eine Wirkung seiner Güte ist, daß er uns unser Dasein gab und es beständig erhält. Wir beten ihn an, nicht weil er alle Dinge weiß und Alles thun kann, sondern weil er uns fähig macht, Alles zu wissen und zu thun, was uns zu unserer Glückseligkeit führen kann. Nicht seine Größe und Macht beten wir daher an, sondern sein Wohlwollen; und wenn wir bios an einem Systeme, das auf unsere eigene Glückseligkeit keinen Bezug hat, Antheil zu nehmen bestimmt sind, so können wir Gott nicht länger als unsern gütigen Vater verehren. Es liegt sein Sinn in diesem Ausdruck. Der Begriff seiner Feindseligkeit (hostility) — eine Erklärung, die ich niederzuschreiben zittere — muß daraus entspringen. Es bleibt uns Nichts übrig als unsere Furcht, und auch diese ist vergeblich. Wohin kann sie uns bringen, als zur Verzweiflung, zu dem trostlosen Verlangen nach Vernichtung? — Was kann Bolingbroke meinen, wenn er sagt: jedes Ding zeigt die Weisheit Gottes, und doch hinzusetzt: jedes Ding zeigt nicht in gleicher Weise die Güte Gottes nach unsern Begriffen von dieser Eigenschaft? Unter der Weisheit muß er bios verstehen, daß Gott die geschicktesten Mittel zu irgend einem Endzweck, er sei, welcher er wolle, fenne und anwende. Dies ist in der That ein Beweis von Verstand und Einsicht, aber diese allein machen seine Weisheit nicht aus. Das Wort begreift in sich die Anwendung der geschicktesten Mittel zu dem besten Zwecke. Wer würde es sonst rechte Weisheit nennen? Selbst unter den Menschen wird sie dafür nicht gehalten. Alle Eigenschaften, die Bolingbroke in der Einrichtung der Dinge wahrzunehmen scheint, sind Gottes Einheit, Unendlichkeit, Unwissenheit und sein Verstand. Ich darf fahn behaupten, daß von irgend einer dieser Eigenschaften dem Menschengeschlechte die Rücksicht der Dankbarkeit oder der Anbetung ebenso wenig auferlegt wird, als wenn Gott und alle Dinge, wie Einige zu behaupten sich unterfangen haben, durch das notwendige Wirken einiger Materie in einem unendlichen Raume hervorgerbracht worden wären. Was hilft es, zu den übrigen physischen Eigenschaften den Verstand hinzuzufügen, wenn nicht dieser Verstand sowol auf das Wohl des Ganzen, als auf das Wohl eines jeden der einzelnen Wesen gerichtet wird, aus denen dieses Ganze zusammengesetzt ist? — Es ist daher nicht gottlos, sondern gerade das Gegentheil, wenn man sagt: die menschliche Gerechtigkeit und andere menschliche Tugenden, die im Grunde bios verschiedene Anwendungen der mensch-

43) Henry St. John Lord Viscount Bolingbroke, geb. 1672 in Battersea in Surreyshire, gest. dort am 16. Nov. 1751. Vergl. The life of Bolingbroke. London 1770. 8. Hamberger's Nucleus von Grobphilosophischen Gelehrten. Th. 2. S. 412 fg.

lichen Güte sind, hätten einige Ähnlichkeit mit den moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens. Dies vermittle diese Analogie erkennen wir sie in Gott, oder ihre Wirkung in seinen Werken. Auf eben diesem Wege erkennen wir die physischen Eigenschaften, deren Erweislichkeit Bollingbroke jagt. Wir können uns seinen Begriff von Gottes Einheit bilden, als durch die Einheit, deren wir uns selbst bewußt sind. Wir können uns sein Dasein und seine Kraft auf seine andere Weise vorstellen, als vermöge des Bewußtseins unserer eigenen Existenz und vermöge der Erfahrung von unserer eigenen Kraft. Gleichwohl hat weder Bollingbroke, noch irgend Jemand, der über diese Gegenstände nachgedacht, jemals geglaubt, daß diese unsere Begriffe wirkliche und vollständige Vorstellungen dieser Eigenschaften der Gottheit sind. — Wir sagen: Gott ist allmächtig und ewig. Aber worauf gründen sich unsere Begriffe als auf unsere beschränkten Vorstellungen von Raum und Dauer, wenn wir sie über die Grenzen des Orts und der Zeit ausdehnen. Es ist also entweder eine Ähnlichkeit oder Analogie, sie sei so unvollkommen und entfernt, als sie wolle, zwischen den Eigenschaften der Gottheit und unsere Vorstellungen davon, oder wir können gar keine Vorstellungen davon haben. Bollingbroke gibt zu, daß wir von der Erde, die wir kennen, auf den Himmel schließen, den wir nicht kennen. Wie kann das aber anders geschehen, als mittelst der Gleichheit, die uns zwischen beiden haltfinden scheint? Umsonst versucht daher die warme, oder melandolische Phantasie in einem vortrefflichen Selbstgespräche Wollaston⁴⁴⁾ lächerlich zu machen. Muß ich denn, sagt Wollaston, diesen Spaziergängen mein letztes Erbemöhl sagen, wenn ich diese Augen schließe, wenn jene blauen Luftpuden und alle Scenen vor mir sich verduffeln und verschwinden? Muß ich bloß dazu dienen, daß mein Staub sich mit der Asche dieser Heerden und Pflanzen, oder mit dem Roth unter meinen Füßen vermischen könne? War ich in meinem Leben bloß deshalb so weit über sie erhoben, um im Tode ihnen gleich zu werden? — Jeder denkende Kopf, jedes Herz, das die mindste Empfindung hat, muß eben diese Betrachtung gemacht haben, oder doch wenigstens nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihre Wahrheit fühlen; wenn er sie aus dem Munde eines Andern hört. Was für eine Antwort wird aber Bollingbroke auf diese Fragen, die ihm nicht bloß von Wollaston, sondern von dem ganzen Menschengeschlechte vorgelegt werden, geben? Er wird sagen, daß wir, d. i. die Thiere, die Pflanzen, die Steine und andere Erdklöße (clods), alle in einem unermesslichen Plane vereinigt, daß wir insgesamt Personen eines Drama's von verschiedenem Charakter, und

nicht für uns selbst, sondern für die Handlung geschaffen sind; daß es thöricht, stolz und geistlos ist, gegen den allmächtigen Urheber zu murren, wenn wir uns unvernünftig unglücklich fühlen. Im Gegentheil sollen wir unser Haupt auf das sanfte Kissen der Resignation, auf den Heil der Gelassenheit legen, in der gewissen Zuversicht, daß, wenn unsere Leiden und Besümmnisse uns zu sehr drücken, unser elendes Dasein ein unvergängliches Ende erreichen und wir mit dem Staube unter unsern Füßen vermischt werden — ein Schicksal, das allen besetzten Geschöpfen gemein ist, und worüber sich nur der beklagen kann, der durch seine Vernunft sich im Leben nicht über sie erhoben hat, um zu verdienen, mit ihnen im Tode vermischt zu werden. Das ist der Trost, den Bollingbroke's Philosophie uns gibt, und das ist die Hoffnung, auf die seine Verübung sich gründet."

Auf seine früher erwähnten antiquarischen Beschäftigungen bezieht sich ein damaliger Brief Gray's an einen Freund, der auf einer Reise durch Schottland begriffen war. Der Brief, aus Stokely vom 6. Sept. 1758 datirt, ist in einem scherzhaften Tone abgefaßt. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen Ihre mannichfachen Beschäftigkeiten vergelten soll, da ich weder Heilen, noch Ruinen, noch Abgründe in der Nähe habe, die ich Ihnen senden könnte. Vergleichene Dinge wachsen nicht gegen Süden. Wenn Sie aber ein kleines, niedliches Haus von rothen Ziegeln mit Schieferndaken, oder eine Grotte von Kieselsteinen oder Muscheln, oder einen Kuckbaum mit drei Raumnurfsbügeln darunter und vergleichen verlangen, so dürfen Sie nur ein Wort sagen, und Sie sollen befriedigt werden. Ich will Alles mit der einburger Kutsche schicken. — Fast möchte ich Sie beneiden, denn ich selbst befinde mich in einer albernern Lage. Ich wünschte, Sie schickten mir einiges Hausgeräth für meine gothische Wohnung, die gegenwärtig sehr kalt ist. Es wird Ihnen um so weniger Mühe machen, da Sie nur Ihre Schreibtisch (table-book) abschreiben dürfen, wenn Sie nicht aufgemischt ist. Denn ich stelle mir vor, daß Sie nicht Alles Ihrem Gedächtnis anvertrauen werden, das je einmal geschrieben ist als ein Bleistift. Ein halbes Wort auf der Stelle aufgezeichnet, ist mehr werth, als eine ganze Labung von Erinnerungen. Wenn wir uns auf die Bilder verlassen, die die Gegenstände von sich selbst in unsere Seele malen, so täuschen wir uns oft. Ohne eine genaue und besondere Beobachtung werden sie Anfangs nur sehr schlecht antworten; die Umrisse vermischen sich, die Farben werden täglich schwächer, und endlich, wenn wir sie vorgeizen wollen, sind wir genöthigt, die Mängel durch unsere Phantasie zu ergänzen. Der Himmel verzeihe es mir, ich habe es ebenfalls nicht besser gemacht und manchen christlichen Mann hintergangen, der Vertrauen in mich gesetzt hatte."

Ein Brief, den Gray um diese Zeit, im Juli 1759, an einen Freund schrieb, enthält eine Anzeige seiner Ortsveränderung. In London, wo er sich über ein Jahr aufhielt, scheint es ihm sehr bedrückt zu haben. „Ich habe," schrieb er, „mein neues Territorium in Besitz genommen. Von da bestreife ich Bedfordgärten und alle

44) Siehe dessen Religion of nature. Ed. VI. London 1788. 4. William Wollaston, geb. 1659 zu Gaten-Glasford in Graffshireshire, gest. 1724 zu London. In dem oben erwähnten Werke hatte er die christliche Moral lediglich auf die Vernunft als Erkenntnisgrund gegründet, in sofern der Mensch das Wahre und Richtige der Vernunftkenntnis auch in seinen Handlungen ausdrücken könne. Vergl. Weltliches theologisches Magazin. Bd. 1. St. 2. S. 187 fg.

Selbst bis an Highgate. Da ist Alles so köstlich-süßlich (town- and countrylike), daß ich denke, ich werde, einige Ausflüge abgerechnet, ein ganzes Jahr mich hier aufhalten. Wenn ich gleich von der großen Welt getrennt bin, so ist doch hier Lust, Sonnenschein und Ruhe, sich zu stärken. Ich muß gestehen, daß ich hier den ganzen Sommer vor Hitze schwächte, und ich stelle mir vor, daß ich den ganzen Winter Stürme ausgehalten haben werde, die Gefahr ungerne, beschrien zu werden. Aber das Museum mit allen seinen Handschriften und vielen Seitensteinen wird mich, hoff ich, für alle diese Unbequemlichkeiten entschädigen."

Charakteristisch ist in dieser Beziehung folgende Stelle in einem Briefe an Wharton vom 22. Juni 1760. "Seinen Geschäftsfreud ausfindig zu machen", äußerte Gray, "ist nach meiner Uebersetzung die größte Kunst des Lebens. Nichts hat mich mehr empört, als wenn ich meine Bekannten wünschen hörte, daß sie ein Handwerk gelernt oder der Arbeit eines Diensthens sich unterzogen haben möchten, als ob es angenehm wäre, von dem Besuche Anderer abzugeben, als sehr eigener Herr zu sein, und als ob sie nicht fortzukommen vermöchten, wenn sie nicht fortgezogen würden. Doch ich weiß und fühle es, was sie mit dieser Klage wollen. Sie beweist, daß ein gewisser Geist, ein etwas mehr als gemeines Genie erforderlich ist, einen Mann zu lehren, wozu er sich beschäftigen soll. Ich sage einen Mann; denn Personen vom andern Geschlecht fühlen gewöhnlich diese Krankheit nicht. Sie haben immer etwas zu schaffen, die Zeit wird ihnen nie lang, wenn es nicht vornehm Frauenzimmer sind. Mannische kleine Erfindungen und Beschäftigungen fällen die Leere aus und öffnen die Augen nie vergeblich."

Ein nicht sonderliches, ja beinahe wegworfendes Urtheil fällt Gray über Friedrich II. als Dichter. "Die ganze Stadt (London)" schreibt er an Wharton, "liest jetzt die Gedichte des Philosophen von Sanssouci, und ich habe es gemacht wie die ganze Stadt. Aber sie scheint sich davon nicht so übel zu befinden, als ich. Es ist doch Nichts weiter als der Schaum von Voltaire und Bollingbroke, der wieder aufgewärmte Kohl unserer eklektischen Aristen, in teuflich-französischen Reimen vorgetragen. Tristram Shandy⁴⁵⁾ ist stets ein größerer Gegenstand der Bewunderung, der Mann sowohl als sein Buch. In den Theilen, die wir davon haben, ist viel Humor und mitunter treffende, ja selbst aber auch verfehlte Laune. Haben Sie seine Verborgten gelesen, die mit seiner komischen Figur nach einem Gemälde von Reynolds heraufgekommen sind? Ich finde darin den Styl, der der Kanzel am angemessensten ist; sie veratmen aber auch eine sehr lebhaft Phantasie und ein empfindames Herz."

Gray war der Meinung, daß jene, die Einbildungskraft, in der Kanzelberedamkeit Niswollen am unrechten

Orte sei. In einem Briefe an Mason äußert er sich darüber mit den Worten: „Ich bin überzeugt, daß die Kanzel der Dicht nicht ist, wo man disputiren soll. Phantasie und Wärme des Ausdrucks müssen zwar dort ebenso gut ihren Platz finden, als im Drama, oder ein wenig gemäßigter und gegügelt durch die Reinheit und den Ernst der Religion.“

Unter den französischen Schriftstellern, die Gray damals las, scheint ihn V. Marmont in seinen *Mélanges de littérature et philosophie* am wenigsten befriedigt zu haben. „Ich konnte“, schreibt er, „von diesem Werke nur ein wenig kosten. Es war trocken wie Keilg, hart wie Stein und kalt wie Euren. Am besten hat mir sein Brief an Rousseau und seine Elocution sur la liberté gefallen. Er hat seine Uebersetzungen aus dem Tacitus hinzugefügt. Merkwürdig ist es, daß, obgleich die Manier dieses Autors mit der von den besten französischen Schriftstellern heutiger Zeit harmonirt, ihm dennoch jener Versuch nicht gelungen ist. Ist das sein Fehler, oder der Fehler der Sprache?“

Ein Gegenstand von besonderem Interesse waren damals für Gray die Fragmente erfrischer Gedichte, von denen er viele im Manuscript las, ehe sie unter dem Titel: *The Poems of Ossian*⁴⁶⁾ gedruckt wurden. In einem an Wharton im Juli 1760 geschriebenen Briefe äußert er sich darüber mit den Worten: „Sie werden wol schon etwas von den schottischen oder vielmehr irischen Gedichten gehört haben. Ich interessire mich ungemein dafür. Man hält sie für buchstäblich und prosaische Uebersetzungen aus der erfrischen Sprache, die von einem jungen Geistlichen von Northscotland, Macpherson⁴⁷⁾, herrühren sollen. Er ist gefonnen, diese Sammlung herauszugeben, die er von diesen Antiquitäten besitzt, wenn sie anders Antiquitäten sind; denn über diesen Punkt kann ich zu keiner Gewissheit gelangen. Ich wurde von der Schönheit dieser Gedichte so hingerissen, daß ich nach Schottland schrieb und viele Nachforschungen veranlaßte. Die Briefe, die ich erhielt, waren unbefriedigend und schienen auf eine ungeschickte Art täuschen zu wollen. Kurz, nach allem äußern Anschein würde man diese Fragmente für untergefallen halten. Aber auf der andern Seite ist der innere Werth so groß, daß ich fast glaube, sie sind echt. Es ist unmöglich, sich vorzustellen, daß eben der Mann, der mir

45) Translated from the Galic Language by James Macpherson. To which is subjoined a Critical Dissertation on the poems of Ossian by H. Blair. London 1765. 8. 2 Voll. 1772. 8. 2 Voll. (deutsch von Denis, Savall, Götting, Martin u. A.). Aus dem Schottischen von Herrn Graf überf. von G. W. Alwardt. Leipzig 1811. 8. 3 The. Ein Verzeichniß der verschiedenen Streitschriften über die Echtheit der Ossian'schen Gedichte liefert Blankenburg in den *Büchlen zu Ossenburg's* Theorie der schönen Wissenschaften, unter dem Artikel Ossian. Vergl. Lenz (Therese Rodinson). Die Unrichtigkeit der Bücher Ossian's und des Macpherson'schen Ossian insbesondere. Leipzig 1840. gr. 8. S. 8. Einl. Ueber die Echtheit der Ossian'schen Gedichte. Berlin 1843. gr. 8. 47) James Macpherson, geboren 1736 in Kintyre in der Grafschaft Argyre, gestorben auf seinem dortigen Landstuhle zu Kellermur am 17. Febr. 1796. Vergl. Daur's *Galerie historischer Gemälde*. Bd. 6. S. 288 fg.

einige Briefe geschrieben, Verfasser davon sein sollte. Jedoch ist es fast ebenso schwer, anzunehmen, daß er habe fähig sein können, diese Gedichte so meisterhaft zu übersezen.“

Des geräuschvollen Lebens müde, dem er sich, so wenig es seiner Neigung entsprach, doch in London nicht ganz entziehen konnte, hatte sich Gray im August 1760 wieder nach Cambridge begeben. „Ich bin,“ schrieb er am 12. Aug., „wieder an meinen Ruheort gelangt, und ich finde es sehr nöthig, nachdem ich einen Monat in einem Hause mit drei Frauenzimmern gelebt habe, die vom Morgen bis zum Abend lachten und mir nicht erlaubten, ernsthaft zu sein. Gesellschaften und Karten zu Hause, Lustreisen zu Lande und zu Wasser und, was bei ihnen etwas thun heißt (to do somewhat), den ganzen langen Tag Ball spielen — das sind Beschäftigungen, die meine Lebensgeister ermüden, besonders in einer Situation, wo man gern still läge und mit Vergnügen allein wäre; denn man sieht da von einer Anhöhe in eine weit sich ausdehnende und sehr mannichfaltige Landschaft mit der schiffbaren Themse. — Ich wünschte, daß ich, nur in einer andern Lage, die Michaelis hier bleiben könnte. Aber ich fürchte, ich werde eher nach London gehen müssen. Cambridge ist ein angenehmer Ort. Jetzt ist kein Mensch hier. Ich glaube, der Ort würde Manchem gefallen, wenn er wüßte, daß er ohne Einwohnern ist. Denn durch diese, das kann ich versichern, ist er in äbeln Ruf gekommen und verdorben worden.“

In einem Briefe, den Gray im Januar 1761 an Wharton schrieb, herrscht eine trübe Stimmung. Er wirft darin einen Blick auf seine beschränkte Lage. „Glücklich,“ schreibt er, „sind die, denen es gegönnt ist, einen Rosenstrauch zu pflegen, oder eine Geißblattlaube zu wäiden; die Abkömmlinge einer Henna pflegen oder eine Flotte eigner junger Enten ins Wasser auslaufen sehen zu können. Mit einem Gefühl von Neid sage ich das — ich, der ich nie auch nur ein eigenes Strohhack haben, noch je irgendwo eine Erdberecke ernten werde, als in Coventgarden.“

In einem bald nachher, am 22. Jan. 1761, an Wharton geschriebenen Briefe macht Gray sich Vornahme über die Wahl seiner Lectüre. „Ich war thöricht genug,“ äußert er, „die sechs Bände der *Novvelle Heloise*“ durchzulesen. Alles, was ich zu meiner Entschuldigang anführen kann, ist, daß mich ein heftiger Katharr drei Wochen lang in mein Zimmer einsperrte und ich nichts Besseres zu thun wußte. Auch nicht ein einziger Vorfall ist in diesem Buche, der nicht jeden Tag in einer

jeden Familie sich zutragen könnte. Und diese Begebenheiten sind so verbunden, daß die Reihe, in der sie auf einander folgen, ungereimter und unwahrheitlicher ist als im *Amadis*. Die Personen des Drama's, sagt der Verfasser, sind alle gute Charaktere. Es thut mir leid, das zu hören. Wären sie am Ende des dritten Bandes alle gehängt worden, so würde, glaub' ich, kein Mensch etwas darnach gesagt haben. Kurz, ich las und las, in der Hoffnung, eine wunderbare Auflösung zu finden, die Alles vergütet und aus Ungereimtheiten und Widersprüchen irgend etwas Natürliches und Interessantes hervorzubringen würde. Aber Nichts von dem Allen fand ich. Es ward immer schlimmer und schlimmer; und wenn Rousseau Verfasser dieses Werkes ist, woran man kaum zweifeln kann, so ist es der stärkste Beweis, wie ein außerordentlicher Kopf sein Talent verfehlen kann. Aus dem Motto und der Vorrede ist es klar, daß dies Buch Rousseau's eigene Lebensgeschichte ist, oder doch mit derselben einige Aehnlichkeit hat.“

Gefühltheit füllte sich Gray durch das Lob, das einer der berühmtesten italienischen Schriftsteller in einem Briefe seinen Gedichten, vorzüglich seiner Elegie auf einem Dorfschloße, spendend hatte. Einem Freunde schrieb Gray darüber am 17. Febr. 1763: „Ich bin in keiner so großen Entfernung von der Sonne geboren, daß ich den Namen und den Ruhm des Grafen Algarotti“ nicht kennen sollte. Auch bin ich weder so tief in die Jahre, noch in der Philosophie so weit gekommen, um nicht die Wärme seines Beifalls zu fühlen. Die Dden sind, wie ihr Motto zeigt, bloß für die Kenner (*connoisseurs*) angethimmt. Wie wenig deren in meinem Vaterlande sind, brauch' ich kaum zu sagen, und doch war mein Ehrgeiz auf diesen kleinen Cirkel eingeschränkt. Ich habe große Ursache, stolz zu sein, wenn meine Stimme das Ohr und die Einsicht dieses Ausländers erreicht hat, der einer der besten Kunststichter in Europa ist.“

Mit Rousseau, dessen „*Neue Heloise*“ er, wie früher erwähnt, bitter getadelt hatte, schrieb Gray durch den „*Emil*“ dieses Schriftstellers“ auch wieder einigermaßen versöhnt zu haben. An Wharton schrieb er darüber den 5. Aug. 1763: „Jedermann, der Kinder hat, sollte dies Buch mehr als einmal lesen. Zwar ist es voll von gewöhnlichen Mißbräuden; zwar ist sein Erziehungssystem überhaupt ein unaussprechbares Hirngespinnst; aber dennoch bringen daraus tausend Lichtstrahlen hervor; tausend wichtige Wahrheiten sind darin besser ausgedrückt, als irgend wo, und zwar Wahrheiten, die dem weiseften Menschen nützen können. Besonders scheint mir Rousseau die Kinder aufmerksamer beobachtet zu haben und ihre Sinnesart und die Wirkungen ihrer Nei-

48) *On Lettres de deux amans, par Jean Jacques Rousseau* (geb. 1712 zu Genf, gest. am 2. Juli 1778 zu Ermenouville bei Paris). Amsterdam. 1761. 12. 6 Voll. Paris 1790. 18. 6 Voll. und hier angelegt (deutsch von F. R. Gramer. Berlin 1788. 8. 4 Bde., von Theodor Grill (Windler) Leipzig 1826 u. 8.). Bregl. *Confessions de J. J. R. Geneve 1781. Lettres aux les C. de R. par Goussier. Paris 1790. 8. Lettres sur les ouvrages et le caractère de R. par Madame de Staël. Paris 1789 (deutsch) Leipzig 1789. 8.).*

49) Francesco Algarotti, geboren am 11. Dec. 1712 zu Venedig, gestorben zu Pisa am 8. Mai 1764. Bregl. *D. Michelone, Memoria etc.* Vened. 1770. 8., auch vor der Ausgabe von Algarotti's Werken. Gremma 1778—1784. 8. 10 Bde. 50) *Emilio, ou de l'éducation. A Amsterdam 1762. 12. 4 Voll.* (deutsch von F. R. Gramer. Braunschweig 1789. 4 Theile, von R. Kross, Leipzig 1840. 12. 8 Bde. u. 8.).

nen Leidenschaften besser zu kennen, als irgend ein anderer Schriftsteller. Seine religiösen Grundzüge, die in der Welt so große Sensation machen und mehr zum Nachdenken angeregt haben, als irgend ein anderer Theil seines Buches, achte ich geradezu für Nichts, und wünschte, er hätte sie weggelassen."

Hierher gehört folgende Stelle in einem gleichzeitig geschriebenen Briefe an Raison: "Ich würde mir es verdient haben, wenn ich Rousseau's *Lettres de la Montagne*⁵¹⁾ nicht gelesen hätte. Es ist ein schwacher Versuch, die Wunder von der Moral des Evangeliums zu trennen. Rousseau nimmt an, die letztere sei von Gott, die erstere erklärt er für Betrug; bloß zum Beweise des grausamen und ungerechten Verschandens der gesunden Republik, die seinen „Emil“ verbrennen ließ. Der letzte Theil seines Buches zeigt die Widersprüche, die sich in der Verfassung seines Vaterlandes eingeschlichen haben, und seine Absicht dabei ist offenbar, eine Volksaufregung zu erregen und sich für das Urtheil zu rächen, das seine Schriften zum Feuer verdammt."

Die Reise eines seiner Freunde nach Italien weckte in Gray mehrfache Erinnerungen an dies Land, die er in einem im März 1765 geschriebenen Briefe mit den Worten schloß: „Ich vermute, wenn der Winter vorüber sein wird und Sie Rom und Neapel gesehen haben, werden Sie von dem gewöhnlichen Wege der reisenden Engländer abweichen und ein wenig das Land sehen, sich mitten in die aventinischen Gebirge begeben, den furchtbaren See Anagnino betrachten, die kühlen Lüste an den Ufern bei Tarento und Salerno einatmen, die Höhe des festen Landes erklimmen, nachher vielleicht über den Faro di Messina streifen und die gigantischen Säulen des Giganti und die schrecklichen Höhlen von Evraus messen, alldann aber in dem süßendsten Thale von Enna sich erquicken."

Durch das Bedürfnis der Zerstreuung ward Gray von Zeit zu Zeit zu kleinen Reisen veranlaßt, die sich in seiner beschränkten Lage selten weit erstreckten. Im September 1765 hatte er einen Ausflug nach Arbroath⁵²⁾ unternommen. Von Olomes-Castle aus beantwortete er einen für ihn sehr schmeichelhaften Brief des Professors der Moral und Logik Beattie⁵³⁾ in Aberdeen, der ihn dahin eingeladen hatte. „Ich fürchte“, schrieb Gray, „daß ich mir das Vergnügen, Sie in Aberdeen zu besuchen, nicht werde verschaffen können. Ich habe mich verbindlich gemacht, morgen nach Taymouth, und wenn es die Witterung erlaubt, nach Blair in Athol zu gehen. Das wird vier bis fünf Tage wegnehmen, und nach meiner Rückkehr wird die Annäherung des Winters mir kaum gestatten, mich noch weiter nordwärts zu wenden. Mein derzeitiger Aufenthalt wird sich insofern um 14 Tage oder drei Wochen verlängern, und wenn in dieser Zeit

ein Geschäft oder eine Einladung Sie diesen Weg führen sollte, so würde es mich sehr freuen, Sie hier in Olomes-Castle zu sehen." — Ein von dort am 14. Sept. 1765 geschriebener Brief an Wharton enthält eine sehr ausführliche, bis auf die kleinste Vocalität sich erstreckende Reise nach Schottland.

Er besand sich noch dort, als er durch Beattie die Nachricht erhielt: das Marshall-Collegium zu Aberdeen beabsichtige, ihn zum Doctor der Rechte zu ernennen. Er glaubte jedoch auf diese Auszeichnung, so schmeichelhaft sie auch für ihn war, verzichten zu müssen. Seine Gründe enthält ein aus Olomes-Castle den 2. Oct. 1765 geschriebener Brief an Beattie. Darin heißt es: „Ich bin mehrere Jahre ein Mitglied der Universität Cambridge gewesen und bin daselbst, weil ich meine Verdienste auf eine Professur richtete, Barralaurer⁵⁴⁾ der Rechte geworden. Seitdem habe ich es immer ansehnlich lassen, meinen cursus zu vollenden und Doctor zu werden, ungeachtet mich meine Stelle dazu berechtigte. Urtheilen Sie selbst, ob es nicht eine Geringschätzung sein würde, wenn ich auf einer andern Universität den Doctorgrad annähme. Ich möchte nicht gern eine Societät beleiden, bei der ich so manche ruhige, und ich darf sagen glückliche Stunden verlebt habe."

Hervorzuheben verdient aus diesem Briefe eine Stelle, welche den Standpunkt zeigt, von welchem Gray die Beschäftigung mit der Poesie betrachtete. „Sie haben“, schrieb er an Beattie, „meine Worte zu buchstäblich genommen, wenn Sie glauben, es sei meine Meinung, Ihnen von poetischen Arbeiten gänzlich abzurathen. Meine Absicht war bloß, zu sagen: wenn Gittelfest, d. h. ein allgemeines und unbefimmtes Verlangen nach Beifall, oder Eigennutz oder Ehrgeiz in dem Gemüthe eines Dichters wohne, so würde er heutzutage leicht Gefahr laufen, sein Ziel zu verfehlen. Immer aber könnte doch, nachdem alle diese Leidenschaften unterdrückt wären, in dem Herzen eines Mannes, der ingenti perculsus amore ist (und für einen solchen halte ich Sie), noch Reizungen besserer Art übrig bleiben, die stark genug wären, ihn zu veranlassen, sein ganzes Leben hindurch sowohl zu seinem eigenen Vergnügen als zum Vergnügen Anderer Verse zu machen."

In einem vom 5. Mai 1766 datirten Briefe an Wharton, in welchem er schildert, wie glücklich sich sein Freund Watson fühlte, seit er verheiratet sei, sagt Gray in Beziehung auf seinen eigenen Zustand hinzu: „Ich meinestheils bin weder glücklich noch elend gewesen. Meine Seele befindet sich in einer sanften Apathie (sensualness) und mein Körper in einer leidlichen Gesundheit. Wenn das so fortwähret, habe ich nicht Ursache zu klagen."

Auch auf den Zustand der Literatur wirft Gray in diesem Briefe einen Blick. „Alles“, schreibt er, „ist politisch. Es gibt gar keine literarischen Producte mehr, die betrachtet zu werden verdienen, wenigstens in unserem Vaterlande. Die Franzosen haben ihre große Encyclopédie in 17 Bänden vollendet; aber es sind manche sehr schlechte, flüchtig behandelte Artikel darin und viele Druckfehler.

51) Amsterdam 1764. 8. Rousseau hatte darin seine im „Emil“ enthaltenen Glaubensmeinungen ausführlicher entwickelt.

52) In Schottland. 53) James Beattie, geboren 1735 zu Inverardoch in Schottland, gestorben zu Aberdeen am 18. Aug. 1808. Vergl. *Public Characters of 1801* — 1802. London 1801. 8. Morgenblatt 1800. Nr. 211.

Basson's Naturgeschichte ist nun schon zu 13 Bänden angewachsen, und noch ist er nicht bis zu den Affen gekommen, die ein sehr zahlreiches Volk sind. Das Leben des Petrarca⁵⁴⁾ hat mich unterhalten. Es ist nicht gut geschrieben; aber aus seinen Briefen und aus den Originalschriften des 14. Jahrh. mit großem Fleiß zusammengetragen, sodaß es viel von der Geschichte dieser dunkeln Zeitperiode und die Charaktere mancher merkwürdigen Personen enthält."

Einen tiefen Eindruck machte auf Gray ein Gedicht Beattie's, das einige rührende Betrachtungen über den Tod enthielt. Es harmonirte mit seiner Gemüthsstimmung. Er schrieb darüber am 22. Aug. 1767: "Die Empfindungen sind gerade von der Art, wie sie eine melancholische Phantasie in einem einsamen und stillen Raum einführt, und die, wenn auch irgend eine heitere und gesellige Stunde sie auf einige Zeit unterbricht, bei ihrer Rückkehr um so stärker aus ein süßendes Herz wirken. Die Sprache ist rein und natürlich, mit Bildern und Metaphern überladen, noch zur Prosa herabsinkend. Die Versifikation ist leicht und harmonisch."

Während eines kurzen Aufenthaltes in London hatte Gray einen Anfall von Gicht, der ihn nöthigte, einige Zeit das Zimmer zu hüten. "Jetzt," schrieb er an Beattie den 24. Dec. 1767, "bin ich wieder hergestellt und in meiner Ruhe zu Cambridge." In Bezug auf eine Einladung bemerkte er: "Wenn mein Körper so folgсам und leicht zu bewegen wäre wie meine Seele, so würden Sie mich Morgens in dem Zimmer sehen, das Sie mit so vieler Gastfreundschaft in Aberdeen für mich bereit halten. Aber ach! ich bin ein Sommervogel, und ich kann Nichts als frastlos dastehen und warten, bis die Sonne zurückkehrt. Auch dann sind die Flügel mir vielleicht beschnitten und nicht vermögend, mich einen so weiten Weg zu tragen."

Obne seine große Genügsamkeit würde Gray in seiner oft an Dürftigkeit grenzenden Lage, die oft wiederkehrenden physischen Reiben sich unglücklicher gefühlt haben, als es der Fall war. Sein Schicksal nahm jedoch unerwartet eine günstigere Wendung. An dem Kanzler der Universität Cambridge, dem Herzoge von Grafton⁵⁵⁾, fand er einen Gönner, der ihm die Stelle eines Professors der neuen Geschichte auf der erwähnten Hochschule verschaffte⁵⁶⁾. Seinem Freunde Beattie meldete Gray diese Verbesserung seiner Lage in einem vom 31. Dec. 1768 datirten Briefe mit den Worten: "In der Mitte des vergangenen Sommers hat der König mich zum Professor der neuen Geschichte auf dieser Universität ernannt. Die Krone kann hier einem Laien nichts

Besseres geben. Der Gehalt beträgt jährlich 400 Pf. Sterl. Aber die mir übertragene Stelle erhält noch dadurch für mich einen erhöhten Werth, daß ich sie, ohne mich darum zu bemühen, erhalten habe. — Ich bin dem Herzoge von Grafton wenig bekannt und habe ihn nie gesehen, weder vor dieser Auszeichnung, noch nachher. Beispiele von Wohlthaten, auf diese Art erzeigt, sind selten, und darum erzähle ich Ihnen dies als eine Sache, die nicht nur mir, sondern auch dem Minister Ehre macht. Ehemals," fügt Gray hinzu, "lebte ich hier in Cambridge aus Wahl, und nun bleibe ich hier aus Pflicht."

Seine heitere Stimmung zeigt ein Brief, den Gray damals, im Juni 1769, an einen seiner Freunde schrieb. "Sie haben," heisst es darin, "Ihren eigenen Garten, können pflanzen und verspflanzen, und sind doch nicht vergnügt? Schamen Sie sich! Ich habe Nichts dergleichen, und soll doch vergnügt sein, so lange ich lebe? Mein Garten ist, wie die Gärten der Reute, die in engen Straßen drei Treppen hoch zur Wieche wohnen, in meinem Fenster, und er schließt mit mir unter Einem Dache. Wie angenehm ist es, in seinem eigenen Garten spazieren zu gehen, auf einer Bank unter freiem Himmel zu sitzen bei einem Springbrunnen, einer Bildsäule und einem Baume. Indessen sollen Sie wissen, daß ich, obwohl ich keinen Garten habe, dennoch 1000 Guineen besitze, und 80 Pfund jährlich für meine alte Tante, und 20 Pfund, die ich in der Lotterie gewonnen, und daß ich ein Mann bin, der reich genug ist, der zwei Röde hat und andere hübsche Sachen, und der in wenig Tagen neue Fenstervorhänge haben wird. Wollen Sie noch mehr wissen? Auch eine neue Matraze."

Mit einer akademischen Feierlichkeit, die in diese Zeit fiel, entschuldigte Gray seine verzögerte Antwort auf einen von seinem Freunde Beattie empfangenen Brief. "Ich bin," schrieb er am 16. Juli 1769, "dem Herzoge von Grafton so sehr verpflichtet, daß ich anaufgefordert die Mühe übernahm, einige Verse zu machen, die bei einer solchen Gelegenheit gewöhnlich in Musik gesetzt werden. Ich hätte sie nicht für werth, sie Ihnen zu schicken, weil sie, Ihrer Natur nach, nur einen einzigen Tag zu leben bestimmt sind, oder, wenn ihr Dasein länger währt, sie doch nie nur den Zeitungen und wisslosen Kritiken verfallen. Diesen Mißbrauch zu vermeiden, hatte ich hinreichenden Grund, aber ich hielt es nicht für die Werth, ihn zu vermeiden."

Am 18. April 1770 meldete Gray seinem Freunde Wharton: "Ich hoffe diesen Sommer Wallis zu sehen. Wie habe ich mich so übel befunden, als jetzt. Ich fühle, daß mir Bewegung und Veränderung der Gegenstände durchaus nothwendig ist." In einem spätern Briefe (vom 2. Juli 1770) äußert er sich mit den Worten: "Die ermüdete Zerkürzung und Bewegung, zu welcher wir, wie zu einem Kräfteinstrument, unsere Zuflucht nehmen müssen, wenn diese Kräfte flucht, ist oft so eben schlimm, als die Krankheit, die wir heilen wollen. Aber auch ich bin genöthigt gewesen, mich einer gleichen Cur zu unterwerfen wegen sehr schmerzlicher Empfindungen im

54) Mémoires sur la vie de Petrarque (par l'Abbé du Sade). Amsterdam. 1767. 4. 3 Voll. Teutsch (aber abgekürzt) Rompe 1774 — 1779. 8. 3 Bde. Vergl. (Jagmann's) Entschreiben über diese Mémoires im Deutschen Museum 1779. St. 6. S. 120 fg. Später erschien auch eine englische Biographie des Dichters unter dem Titel: Essay on the life and character of Petrarch. London 1784. 8. 55) Wharton 1768, gestorben 1811. Vergl. über ihn: 3. Göt. 814's Lebensbeschreibung der berühmten Männer in Großbritannien. (Gießen 1806.) Bd. 2. S. 106 fg. 56) Götze a. a. D. S. 112.

Köpfe — Empfindungen, die mir bisher ganz unbekannt waren — und wegen einer großen Entkräftung.“

Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich. „Seit drei Wochen,“ schrieb er den 24. Mai 1771 an Wharton, „leide ich an einem unheilbaren Husten. Zuweilen hatte ich den Plan, den Sommer auf dem Lande zuzubringen. Ich habe diese Idee aber wieder aufgegeben. Vielmehr verweile ich einige Zeit in Old-Parl. Doch ich verpasse die Nichts und kann sich Nichts sehen. Mein Amt liegt mir am Herzen, und doch muß ich reisen, oder aufhören zu sein. Bis in dieses Jahr wußte ich faun, was körperliche Entkräftung sei, aber jetzt macht mich ein Ohnwind zittern.“

Die Vorlesungen, zu denen ihn sein akademisches Lehramt verpflichtete, hatte Gray, ungeachtet er dasselbe schon fast drei Jahre beendete, noch immer nicht beginnen können, da ihn sein Gesundheitszustand zu öfteren Reisen nöthigte. Seine Antrittsrede hatte er schon seit längerer Zeit niedergeschrieben und außerdem dem Herzoge von Grafton als Kanzler der Universität mehrere Pläne vorgelegt, wie er seine Vorlesungen einrichten wollte. Immer näherte er sich der Hoffnung, seine Vorlesungen be-
ginnen zu können. Als ihm die Abnahme seiner Kräfte immer fühlbarer ward, sagte er den Entschluß, sein Lehramt niederzulegen. Die Ausführung dieses Entschlusses verhin-
derte sein Tod.

Mit Wichtanfällen hatte Gray seit mehreren Jahren gekämpft, ohne dies angereichte Uebel völlig beseitigen zu können. Zu Ende des Mai 1771 hatte er sich nach London begeben. Ein Fieber, das ihn dort befiel, ließ eine sehr große Körperschwäche zurück. Auf den Rath des königlichen Leibarztes Dr. Gibberne begab er sich nach Kensington, am dort die warme Winterung im Freien zu genießen. Einigermassen gestärkt, kehrte er nach Cambridge zurück. Von einer Reise nach Old-Parl. hoffte er völlige Wiederherstellung seiner noch immer leidenden Gesundheit. Am 24. Juli beschloß ihn jedoch bei der Mittagsmahlzeit ein Unwohlsein, das ihn nöthigte, sich zu Bett zu legen. Der herbeigerufene Arzt, Dr. Gibberne, erklärte seinen Zustand für lebensgefährlich. Alle angewandten Mittel blieben ohne Erfolg. Am 29. Juli stellten sich Krämpfe ein, die sich am folgenden Tage noch heftiger wiederholten. Er starb am 30. Juli 1771 im 55. Jahre. Bis zum letzten Augenblick bei vollem Bewußtsein, schien er seine nahe Auflösung zu ahnen, die er jedoch mit ruhiger Ergebung in sein Schicksal erwartete. Den Tag, wo er beerdigt sein wollte, hatte er in seinem letzten Willen beigemeldet. Unter seinen Freunden betrauereten wenige seinen Tod tiefer als Walpole, der, längst mit ihm wieder versöhnt, den Dichter durch eine Prachtausgabe seiner Werke ehrte, die er in seiner eigenen Druckerei in London veranstaltete⁵⁷⁾.

57) Gray zu Glasgow 1768 in Quart erschienenen Ausgabe⁵⁸⁾, die 1787 auch in Folio gedruckt wurde, folgten

nach des Dichters Tode noch mehrere Editionen: zu York 1775. 4.; zu London 1789. 4. Ebenfalls, 1800. 8. (to which are added memoirs of his life by W. Mason). York 1778. 4.; London 1807. 8. 2 Voll. (with additions by Th. J. Matthias). London 1814. 4. 2 Vol. Mit Kupfern; with notes by G. Wakefield. Cambridge 1786. 8.; with notes by W. Mitford. London 1816. 8. Ibid. 1819. 4. 2 Voll. Auch in mehreren englischen Anthologien befindet sich der größere Theil von Gray's Gedichten, in der Johnson'schen Sammlung im 50. Bande, in der Bell'schen im 103., in der Anderson'schen im 10. Bande⁵⁹⁾.

Gray war einer der feurigsten, in Empfindung und Ausdruck gehaltvollsten Dichter, welche die englische Literatur des 18. Jahrhunderts aufzuweisen hat. Sein poetischer Nachlass war nicht groß, und mehrere Gedichte, die er angefangen, sowohl in englischer, als in lateinischer Sprache, wie unter andern das bereits früher erwähnte Gedicht: *No principium cogitandi*, sind unvollendet geblieben. Unter den einzelnen Sattungen der Poesie gab er den lyrischen und epischen den Vorzug. Keinem seiner durch den Druck bekannt gewordenen Gedichte fehlt es an poetischem Feuer und Wärme des Gehalts, vereinigt mit frischen Gedanken und einer klassischen Eleganz der Sprache und des Stils. Die meisten seiner im Geschmack Pindar's gedichteten Oden⁶⁰⁾ haben eine philosophische Tendenz durch eingeleitete Betrachtungen über den Gang des menschlichen Lebens. In des Dichters Gemüth lag der melancholische Ernst, der die meisten dieser Gedichte charakterisirt, mit denen sich die meisten früheren in der englischen Literatur kaum messen können. Merkwürdig war es, daß in seine Bewunderung der alten Classiker, mit denen er sich Zeit Lebens vorzugsweise beschäftigte, sich kein Pessimismus mischte. Eines seiner frühesten Gedichte war die Ode on the Spring. Er versuchte sich noch mehrfach in dieser Gattung der Poesie. Hervorzuheben sind besonders die Oden: *On a distant prospect of Eton-College; To Adversity; The progress of Poesy; The Bard u. a. m.*⁶¹⁾.

Durch Zartheit und Gemüthslichkeit empfahl sich Gray als Elegiker. Wenige Gedichte erregten so allgemeine Entzückung und wurden mit so großem Enthusiasmus als die mehrfach erwähnte „Elegie auf einem Dorf-

Gray erst nach mehreren Beendigungen dem Buchhändler Beale in Glasgow, die Erlaubnis, diese Ausgabe zu veranlassen, weil er bereits mit einem Londoner Verleger (Dobson) wegen einer Sammlung seiner Gedichte Unterhandlungen angeknüpft hatte.

59) Auch in mehreren trefflichen Anthologien englischer Gedichte findet man einige von Gray im Metrum abgedruckt: f. in *Gleichenburg's* Beispielsammlung zur Poetik und Literatur der schönen Wissenschaften. Bd. IV. S. 45 fg. (Elegy on a country-churchyard) S. 192 fg. (Hymn to adversity) S. 278 fg. (The progress of poetry). Vergl. in *Wolfe's* und *Jeffer's* Handbuch der englischen Poesie. Zweite Aufl. S. 409 fg. (Elegy etc.); Ode on a distant prospect of Eton-College; the Bard; a Pindaric Ode.

60) Gray selbst nennt sie Pindarische Oden. 61) Von dem Ernst in dieser poetischen Gattung zeugt seine Ode on the death of a favourite cat, drowned in a tal of gold-fishes.

57) Sie erschien dort 1767 in einem Foliobande unter dem Titel: *The Poems of Th. G. published by Horace Walpole*. 58) Nach einem Briefe von Beattie vom 24. Dec. 1767 erhielt

übri gen Gemälden verdient noch angeführt zu werden eine Verklärung in einem Kapellen der Kanoniker zu Lucca. Unter diesem Bilde, welches eines Rafael's würdig ist, liest man die Unterschrift: Leonardus Gratia Pistoriensis fecit, woraus der Familienname des Künstlers hervorgeht. Zu Casal Guidi, im Sprengel von Pistoja, befindet sich in der Kirche des heil. Petrus ein Gemälde Grazia's, welches den Schutzheligen und drei andere Heiligen, die den Thron der Madonna umgeben, darstellt. Auf einem Bilde im Dome zu Volterra steht man eine ähnliche Zusammenstellung und die Unterschrift: Opus Leonardi Pistoriensis 1519, welches aber von einem andern Leonardo von Pistoja sein soll, weil, wie Rauche sagen, Grazia's Meister Penni in dem genannten Jahre noch Rafael's Schüler gewesen sei und noch keinen so angenehmen Schüler gehabt haben könne. Grazia kam aber schon als fertiger Maler nach Rom und war mehr Penni's Schille als Schüler. Zu Pistoja kennt man noch zwei Madonnen von Grazia, die eine in der Kirche der Carmeliter, die andere in dem Prunksaale des Gonfaloniere. In dem Museum zu Berlin bewahrt man ebenfalls eine Madonna von Grazia, in welcher sich, wie man angibt, die Manier Leonardo's da Vinci mit der tömischen Weise verbindet. (Ph. H. Kälb.)

GRAZIA (Vincenzo), italienischer Philosoph und Naturforscher, gegen das Ende des 16. Jahrh. zu Florenz geboren, zeichnete sich unter den Gelehrten seiner Vaterstadt durch Fleiß und Talent aus und widmete sich, ob schon ihm auch das theologische Fach nicht fremd war, dem Studium der Naturkunde, welche er vom philosophischen Standpunkte aus aufzufassen bemüht war, ohne sich jedoch von den alten Vorurtheilen, welche eine freiere Bewegung seines Geistes hinderten, loszulegen zu können. Die Ergebnisse seiner Forschungen waren daher nicht im Stande, die bereits auf einem höheren Standpunkte angelangten Fachgenossen zu befriedigen und zu fesseln, weshalb sein erster Versuch (*De rerum naturalium principis libri sex. Florentiae 1629. fol.*), worin er die Grundlagen seiner naturphilosophischen Ansichten entwickelte und worin er noch mehrere Werke (*De mundo, de fabricatione mundi, loci meteorologici, de anima, de operationibus animalium*) versprach, vereinzelt blieb. Seine sonstigen Lebensverhältnisse sind nicht bekannt. (Ph. H. Kälb.)

GRAZIANI *) (Antonmaria), italienischer Prälat und Historiker, am 23. Oct. 1537 zu Borgo San Sepolcro, einem Castell in Toscana, geboren, stammte aus einer alten und angesehenen Familie, seine Erziehung wurde aber, da er früh seine Aeltern verlor, sehr vernachlässigt. Er lebte unbeschäftigt und sich selbst über-

lassen in dem väterlichen Hause auf dem Lande, bis er von seinem älteren Bruder Luigi, welcher die ungewöhnlichen Anlagen des Jünglings bei einem längeren Besuche bemerkte, in die Schule einer kleinen Stadt in Triaul geschickt wurde, um die lateinische Sprache zu lernen. Hier machte er unter der trefflichen Leitung Giampiero Altiero's, eines einflussreichen Lehrers, so rasche Fortschritte in den zur Ergründung eines Fachstudiums nöthigen Vorkenntnissen, daß er alsbald die Universität zu Padua besuchen konnte, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Nach der Beendigung seiner Studien kam er im 3. 1560 nach Rom, wo ihn der Bischof Giampaolo Commendone, welcher mit seiner Familie verwandt war, in sein Haus aufnahm und für das Fortkommen seines Schüglings, dessen Fleiß und Kenntnisse er zu würdigen verstand, Sorge zu tragen beschloß. Der gelehrte und geistreiche Bischof machte ihn nicht nur zu seinem Secretair, sondern ließ sich auch dessen weitere Ausbildung angelegen sein. Obgleich selbst Dichter, suchte er doch die Neigung Graziani's zur lateinischen Poesie zu unterdrücken und ihn auf ernste Studien hinführen. Er unternahm es selbst, ihm die Werke der Philosophen Plato und Aristoteles zu erklären und ihn zugleich in die politischen Bewegungen der Zeit und in die Geschichte des Tages einzuführen. Als Commendone zum Cardinal erhoben und zum päpstlichen Vostschafter ernannt wurde, war Graziani bereits in alle Angelegenheiten und Geheimnisse des einflussreichen Mannes so vollständig eingeweiht, daß er diesen auf seinen Gesandtschaften nach Teutschland und Polen begleitete und ihm die besten Dienste leisten konnte. In Polen wußte er durch sein kluges Benehmen die Gunst des Königs Heinrich von Anjou in solchem Grade zu gewinnen, daß dieser ihm durch große Versprechungen in seine Dienste zu ziehen suchte; Graziani lehnte aber alle Anerbietungen aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter ab, welchem er bei seiner Abreise aus Polen folgte, ohne sich durch irgend eine Versprechung abhalten zu lassen. Auch eine Summe von 4000 Thaler, welche ihm der Cardinal während einer gefährlichen Krankheit zur Besoldung seiner Dienste übergeben wollte, wies er mit der Bemerkung zurück, daß er seinem Wohlthäter nicht für Geld diene, und selbst die reiche Abtei Safforato, welche ihm der Cardinal freiwillig abtrat, nahm er nur ungern an. Nach Commendone's Tode (1564) trat Graziani als Secretair in die Dienste des Papstes Sixtus V. und als

*) Graziani sagt selbst: „Quanto studio mea studia non iuvit modo, sed etiam rexit! Ipse mihi selectos Platonis libros, ipse Aristotelis Rhetoricam, Ethicam, Politicam est interpretatus, ipse ingenium meum fervore juvenata diffuens et dulcedine latinorum carminum, quibus facilius plus aequo indagebam, per Iannia aberrans coarctavit, ad graviora atque solidiora studia revocavit dixeritque. Suis inde testimonialis, quibus plurimum fidei tribuebat, sua commendationis aedibus prorexit, magnam nostris etiam ad summos viros opinionem fecit. Rerum suarum omnium, omnium cogitationum, omnium consiliorum participem semper habuit. Nihil tam grande, nihil tam arduum fuit, sive publicum, sive privatum, quod me celatum voluisset.“ De Scriptis invita Minerva. Vol. II. p. 4.

2) Biographie universelle. Vol. 34. p. 526. Biographie générale. Vol. 21. p. 762. 8. Ranzj, Geschichte der Malerei in Italien, deutsch von J. G. v. Waackel. Bd. I. S. 154. 569. 9. R. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. II. S. 388.

*) Gual. Negri, Storia degli scrittori Fiorentini (Ferrara 1722.) p. 529.

1) In lateinischen Schriften Gratianus genannt.

auch dieser Art (1590), kam er in derselben Eigenschaft zu dem Cardinal Alessandro Montalto und wohnte mit diesem in 14 Monaten drei Conclaven bei. In dem letzten derselben (1592) sei besonders durch Graziani's eifrige Thätigkeit die Wahl auf Clemens VIII., welcher den ihm geleisteten Dienst keineswegs vergaß, sondern Graziani am 17. Febr. desselben Jahres zum Bischof von Amelia erhob und ihn zur Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten herbeizog. So sendete er ihn zuerst an die Höfe der italienischen Fürsten, um diese zum Abschlusse eines Bündnisses gegen die nach der Grenze des staatlichen Reiches vordringenden Türken zu bewegen, später (1594) ernannte er ihn zum Legaten bei der Republik Venedig. In dieser schwierigen Stellung bewies er eine seltene Klugheit und Geschicklichkeit, und gelang es ihm auch nicht, das Recht des Papstes auf das arbeitsreiche Meer zu beweisen und geltend zu machen, so wußte er es doch durch seine rastlosen Bemühungen dahin zu bringen, daß die Republik Venedig sich nach Alfonso's II. von Ferrara Tode (1597) nicht für Gefahr aus Eile erklärte, sondern auf die Seite des päpstlichen Stuhles trat. Clemens VIII. beabsichtigte ihn wegen der gelungenen Führung dieser Verhandlungen mit dem Cardinals-hute zu bedecken, wurde aber durch seinen Neffen Pietro Aldobrandini, welcher als Jense des Großherzogs von Toskana nicht einen von dessen Untertanen als Cardinal sehen wollte, von der Ausführung dieses Vorhabens abgehalten. Im J. 1597 erhielt Graziani, dessen Gesundheit durch die ihm nicht zuträglich veranlassende Lust auf bedeutende Weise zu leiden anfang, die Erlaubniß, seinen Posten aufzugeben und sich in sein Bisthum zurückzuziehen. Er beschäftigte sich fortan nur mit der Erledigung der Angelegenheiten seiner Diocese und mit der Vervollendung mehrerer längst begonnenen gelehrten Werke und starb am 16. März 1611 in seinem bischöflichen Palaste zu Amelia. Erlangte auch Graziani nicht die verdiente Cardinalswürde, so reichen doch zur Verewigung seines Namens die von ihm verfaßten Schriften vollkommen hin. Von denselben erschien während seiner Lebenszeit nur die Darstellung der auf sein Betreiben abgehaltenen Kirchenversammlung zu Amelia (Synodus Ecclesiae Amerinae. Amerinae 1597. 4.), welche als die unbedeutendste seiner literarischen Leistungen betrachtet werden darf; alle seine übrigen Schriften wurden erst nach seinem Tode von Anderen herausgegeben. Vor allen ist hier zu nennen die Biographie seines Onkels, des Cardinals Commendone (De vita Jo. Fr. Commendonii Cardinalis libri IV), welche zuerst von dem bekannten französischen Theologen Götz. Flehier unter dem angenommenen Namen Roger Alfia herausgegeben (Parisii 1669. 4. Nachgedruckt Patavii 1685. 12.) und auch von ihm ins Französische überetzt wurde (La Vie du cardinal Commendon. Paris 1671. 4. Ibid. 1702. 8. 2 Voll.). Sie liefert eine zuverlässige Schilderung der von dem Cardinale geführten diplomatischen Verhandlungen und der Zeitgeschichte, vom Standpunkte des päpstlichen Stuhles ausgesetzt. Flehier gab auch Graziani's Werk: De casibus virorum illustrium, von

welchem ihm eine Handschrift durch Ferdinand von Fürstenberg, Bischof von Paderborn, ausgenommen war mit einer in gutem Latein geschriebenen Vorrede heraus (Parisii 1680. 4.). Später erschien diese fleißige für die Geschichte und Literatur des 14. und 15. Jahrh. nicht unwichtige Arbeit auch nach einer andern Abschrift unter dem Titel: Theatrum historicum et virtutibus et vitis illustrium virorum et foeminarum eorumdemque casibus, maximam partem fuenestis (Francofurti 1680. 8.) und Lepelletier lieferte eine französische Uebersetzung (Paris 1682. 4.). Graziani's Geschichte des Krieges der Republik Venedig wegen des Festes der Insel Cyprien (De Bello Cyprio libri V) wurde von seinem Neffen herausgegeben (Romae 1614. fol. Norimb. 1661. 12.) und ebenfalls von Lepelletier ins Französische überetzt (Paris 1683. 4.). Das sonderbarste Werk des Cardinals ist unstreitig seine Selbstbiographie, welcher er, weil er sie gegen seinen Willen und nur auf das wiederholte Verlangen seines Bruders schrieb, den Titel gab: De scriptis invita Minerva libri XX., welche einen ganz andern Inhalt vermuten läßt. Sie wurde zuerst von dem Jesuiten Girolamo Lagomarsini mit einer Vorrede und gehaltenen Anmerkungen herausgegeben (Florentiae 1725. 4. 2 Voll. Ibid. 1745 — 1746. 4. 2 Voll.). Die vier ersten Bücher des ausgedehnten und aus zwanzig Büchern bestehenden Werkes liefern eine Untersuchung über den Ursprung des Cassels Borgo San Sepolcro, die acht folgenden theilen Nachrichten über die Familie Graziani und insbesondere über Luigi Graziani, des Bischofs Bruder, über dessen Reisen in Asien und Aegypten und seine sonstigen Schicksale mit, und die acht letzten erzählen die Lebensverhältnisse des Verfassers selbst, aber mit vielen und langen Abschweifungen. Eine Sammlung von Graziani während seines Aufenthaltes zu Venedig geschriebener Briefe ließ Apostolo Zeno und Fr. Parisi hat mehrere derselben (in seiner Epistolographia. Rom. 1787.) bekannt gemacht. Auch mehrere andere Schriften Graziani's (Legationum Cardinalis Commendonii Volumina II; Itinerario Germanico; Vita Sixti V; Elogium Poggii) sollen noch handschriftlich in verschiedenen Bibliotheken aufbewahrt werden *).

(Ph. H. Kuhn.)

GRAZIANI (Ercolo), der ältere, genannt Ercolino da Pianora), italienischer Alter, im J. 1651 zu Reggiora in dem Gebiete von Bologna geboren, erhielt seinen Unterricht im Zeichnen in den sogenannten Freischulen (Scuole pie) und erlernte die Malerei bei Bartolomeo Morelli. Darauf machte er aber seine Studien nach den Werken der berühmtesten Künstlermalter, insbesondere folgte er der Art und Weise L. Aldobrandini's. So erlangte er eine große Geschicklichkeit, Verzierungen auf neuen Werten aufzutragen, und wurde zur Uebung

*) Außer der Selbstbiographie in dem Werke De Scriptis invita Minerva sind zu vergleichen: Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. I. p. 308 seq. Gir. Tiraboschi, Storia della letteratura italiana. (Roma 1784. 4.) Tom. VII. P. II. p. 305 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 364. (Nouv. ed. Tom. XVII. p. 407.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 763.

dieser Kunst in den Kirchen und Palästen vielfach zu Florenz, Venedig, Ancona und Bologna verwendet. Seine Arbeiten zeichnen sich besonders durch Sanftheit und durch einen sehr wohlthuenden Eindring aus. Er starb im J. 1726 in Bologna *).

(Ph. H. Kùlb.)

GRAZIANI (Erocole, der jüngere), italienischer Maler, im J. 1688 zu Bologna geboren, war der Sohn armer Eltern und lernte das Zeichnen bei L. Mattioli, die Malerei aber bei Donato Creti, dessen bester Schüler er wurde, denn Graziani verband mit dem Stile seines Meisters, wie L. Ruzzi ihm nachrühmt, einen besseren Vortrag, einen großartigeren Charakter, größere Freiheit des Pinsels und andere Gaben, die ihn über Creti erheben. Er näherte sich dem anmuthigen Marcantonio Franceschini und den übrigen, welche in der Manier Carlo Cignani's, eines der vorzüglichsten Maler der bologneser Schule, einander folgten. Einer seiner Redenhübler tadelt seine zu große Weichheit und kleinliches Suchen nach kleinen neuen Zierathen. Andere vermist an ihm ein Gleichgewicht der Farben, andere größere Lebhaftigkeit, dennoch müssen alle ihm Geist und Fleiß zugestehen, so daß er es mit dem Besten seiner Zeit aufnehmen und unter Vielen der erste hätte sein können, wenn er nur einen gründlicheren Lehrmeister gehabt hätte. Später machte er die Werke der Bologneser Pierantonio Torri und Lorenzo Pasinelli zum besondern Gegenstande seines Studiums und lauterte dadurch seinen Geschmack; er aber machte sich in seinen Gemälden eine Nachahmung dieser Meister bemerkbar. Man findet noch manche seiner Arbeiten, welche seines Ruhmes würdig sind, in den Kirchen und Palästen seines Geburtsortes und anderer Städte. Die hauptsächlichsten sind in seiner Vaterstadt vorhanden: sind in der Kathedrale „die heil. Anna, wie sie Maria unterrichtet“, die „Taufe des Heilandes“ und „der Apostel Petrus, wie er den heiligen Apollinaris einsetzt“, ein reiches und würdevolles Bild, welches Graziani auf Kosten des Cardinals Lambertini malte und welches er, als dieser unter dem Namen Benedict XIV. den päpstlichen Stuhl bestieg, auf dessen Bestellung für die Apollinariskirche zu Rom wiederholen mußte, in der Kirche Santa Maria de' Servi den „Tod der heiligen Juliana“ und einen messiasförmigen Heiligen, an welchem Bilde besonders die herrliche Auswahl in dem Charakter der Köpfe auffällt und in der Kirche des Klosters der Bettelmönche der heil. Franciscus Regis, der heil. Ludwig von Gonzaga und der heil. Franciscus Borgia. Zu rühmen sind außerdem noch der heil. Pellegrino zu Sinigaglia, die Apostelfürsten Petrus und Paulus, wie sie mit dem süßesten Ausdrucke von einander scheiden, um dem Martyrium entgegen zu gehen, in S. Pietro zu Placenza und der selige Nicolo Albersper in der Kirche unserer lieben Frau von den Engeln zu Rom. Mehrere seiner Gemälde sind von G. Bianchi, S. Benedetti und B. Franceschini in Kupfer gestochen †).

(Ph. H. Kùlb.)

GRAZIANI (Giovanni), italienischer Historiker und Naturforscher des 17. Jahrh., um das Jahr 1670 zu Bergamo geboren, widmete sich den Naturwissenschaften, der Mathematik und Geschichte und beschloß, nach der Beendigung seiner Studien, sich um ein Lehramt zu bewerben. Er erhielt zuerst die Professur der Astronomie an der Universität zu Padua, welche er aber später mit dem Lehrstuhle der Philosophie daselbst vertauschte. Seine Vorlesungen in beiden Fächern erregten sich eines so großen Beifalls und zogen so viele Zuhörer nach Padua, daß die Behörden dieser Stadt ihm mehrfache ihm Zufriedenheit über seine Leistungen sund gaben. Er starb um das Jahr 1730 zu Padua. Einen vortrefflichen Beitrag zur Gesundheitslehre lieferte er in seiner Schrift über die berühmten Heilbäder zu Padua (Thermarum Patavinarum Examen, cui accessit dissertatio de fonte Coelio acido Recobarii. Patavii 1701. 8.)¹⁾, welche auch in Teutschland die ihr gebührende Anerkennung fand und worin er über den Ursprung, die Beschaffenheit und die Wirksamkeit dieser schon seit vielen Jahrhunderten gebrauchten Quellen genügende Auskunft gibt. Neben der Pflege der Naturwissenschaften scheinen historische Forschungen das bevorzugte Studium Graziani's gewesen zu sein. Von seiner Geschichte Venedigs (Historiarum Venetarum libri XXXII. Patavii 1728. 4. 2 Voll.), welche er selbst als eine Fortsetzung der Geschichte dieses Staates von Andr. Morosini betrachtet wissen will, erschienen nur die ersten 24 Bände, welche vom Jahre 1615 bis zum Jahre 1700 reichen und die Thatfachen ziemlich genau und unparteiisch erzählen, aber zu viele und lange nicht zur Sache gehörende Abschweifungen enthalten, also daß sie einen selbst gedulbigen Leser fortwährend zu jesseln vermögen, obgleich sie in einem reinen und schönen Stile geschrieben sind. Der venetianischen Geschichte ist aber, was Inhalt und Darstellung betrifft, weit vorzuziehen die Biographie Fr. Morosini's, des berühmten venetianischen Admirals und Feldherrn (Fr. Mauroceni Peloponnesiaci, Venetiarum principis, gesta ab anno natali 1618 ad annum 1694. Patavii 1694. 4.), welche als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte Venedigs und jener Zeit überhaupt betrachtet werden muß, da der Verfasser nach guten officiellen Actenstücken und den genauen Berichten zuverlässiger Augenzeugen arbeitet²⁾.

(Ph. H. Kùlb.)

GRAZIANI (Giovanni Battista Ballanti genannt), italienischer Bildhauer der neuern Zeit, im J. 1762 zu Faenza geboren, wurde von seinem Vater, nachdem er in der Schule kaum den nöthigen Elementarunterricht erhalten hatte, zur Kupferstechkunst bestimmt und in die Zeichenschule Boschi's, genannt Carloncini, welcher sich durch seine rabrinen Blätter bereits Beifall erworben

von J. G. v. Duguet, Bd. 3. S. 156. Biographie générale, Tom. XXI. p. 765.

1) Uebrigens genauer Angabe der Inhalts und eine eingehende Beschreibung liefern die Acta Enciclicorum des Jahres 1702, p. 1 seq.

2) Biographie universelle, Tom. XVIII. p. 367. Biographie générale, Tom. XXI. p. 764.

*) Bergl. Zanotti, Storia dell' Accademia Clementina. Tom. I. p. 258. Biographie générale, Tom. XXI. p. 765.

†) Bergl. E. Ruzzi, Geschichte der Malerei in Italien, überf.

hatte, geschickt. Anstatt aber dem Unterrichte die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, formte er zum Zeitvertreib seine Figuren aus Erde oder aus Wachs. Da er in diesen Spielereien ein ungewöhnliches Talent verrieth, so waren seine Vorgesetzten klug genug, seiner Neigung seine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern dieselbe auf jede Weise zu fördern. Nachdem er also die Bildhauerkunst bei einem tüchtigen Lehrmeister nach den Regeln erlernt hatte, besuchte er Rom und die andern durch ihre Kunstwerke berühmten Städte Italiens, um durch das Studium der schönsten antiken und modernen Muster zu möglichst großer Vollkommenheit zu gelangen und zugleich seine Geschicklichkeit durch die Ausführung größerer Werke zu zeigen. Man findet deswegen an vielen Orten Italiens von ihm verfertigte Statuen von Madonnen und Heiligen von übermaltem Gyps. Zu seinen schönsten Bildwerken gehören die Statue des heil. Michael in der diesem Engel geweihten Kirche zu Gaenza, welche besonders wegen ihrer Stellung und der Richtigkeit ihrer Zeichnung gerühmt wird, zu Imola in der Kirche zum heil. Cassian eine Himmelfahrt Mariä, zu deren Verfertigung er nach dieser Stadt berufen wurde, zu Assisi, wo er sich längere Zeit aufhielt, in der Kirche unserer lieben Frau von den Engeln ein heiliger Franciscus, von einem Engel unterstützt, zwölf Statuen von außerordentlicher Schönheit in dem Kloster von Sagvano, an welches ihn die Freundschaft der Mönche und die Schönheit der Gegend seßelten, und zu Bologna in der Kirche Annuncziata eine unbeschnittene Jungfrau und eine heilige Margaretha. Der Künstler starb im Juli 1835 zu Gaenza. Bei der Ausfertigung seiner Bildwerke leistete ihm gewöhnlich sein Bruder Francesco Hilfe. Als seine vorzüglichsten Schüler sind Pietro Biani und Pascale Lavioletti zu betrachten. — Ein noch jüngerer Künstler, welcher den Namen Graziani führt und um das Jahr 1790 geboren ist, ging aus der Schule Canova's zu Rom hervor und ließ sich zu Florenz nieder, wo er Professor an der Akademie der Künste ward. Seine Arbeiten, sowohl Statuen, als auch Büste und Basreliefs, offenbaren ein hohes Kunsttalent. Besonders ward eine von ihm im J. 1820 verfertigte Statue der Hoffnung gerühmt. Der Ausdruck des Gesichts dieser Statue ist, wie die Kritik sich ausdrückt, von himmlischer Ruhe, das Gewand fließt leicht und anständig herab und die Stellung ist lebendig und würdevoll. Auch mehrere Basreliefs dieses Künstlers sind Meisterwerke, in welchen er den größten Fleiß mit vollkommener Kunstfertigkeit vereinigt. (Ph. II. K. 1.)

GRAZIANI (Girolamo), italienischer Dichter des 17. Jahrh., von J. 1604 zu Pergota, einer kleinen Stadt des ehemaligen Herzogthums Urbino, geboren, zeigte schon in früher Jugend Talent zur Poesie und widmete sich, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, an den Universitäten zu Bologna und Padua der Geschichte und der schönen Wissenschaften. Nach der Beendigung seiner

Studien versuchte er sein Glück als Dichter und seine ersten kleineren Werke wurden von seinen Zeitgenossen mit großem Beifall aufgenommen, obgleich sie dem schon allgemein verordneten Geschmacke huldigten. Sein erstes größeres Gedicht, das Epos „Cleopatra“, welches er in seinem 22. Jahre herausgab, begründete aber hauptsächlich seinen Ruhm und lenkte die Aufmerksamkeit Francesco's I., Herzogs von Modena, auf ihn, welcher den jungen Mann, um sein Talent zu ermuntern, an seinen Hof rief, ihn im J. 1637 zu seinem Secretair ernannte und ihm die Grafschaft Sargano, eine reiche Domäne im Herzogthume Reggio, schenkte. Unter dem Schutze seines großmüthigen Gönners lebte Graziani jetzt ausschließend der Poesie und seine meisten Werke fallen in die Zeit seines glücklichen Aufenthaltes zu Modena. Man betrachtete aber fortwährend als das vorzüglichste Verdienst die Cleopatra (Cleopatra, poema in XIII canti. Bologna 1626. 12. Ibid. 1653. 12.), welches von den italienischen Kunstschreibern seiner Zeit als die gelungenste poetische Erscheinung des 17. Jahrh. bezeichnet wird. Man kann auch wirklich nicht umhin, die Reinheit des Stils und die leichte und harmonische Versification anzuerkennen, aber der Geist der Poesie und insbesondere der epischen durchdringt nicht das Ganze. Auch geringeren Werth hat sein zweites Epos, die Eroberung von Granada in 26 Gesängen (Il conquisto di Granada. Modena 1650. 4. Paris 1654. 12. 2 Voll. Bologna 1672. 4. Venetia 1789. 8. 2 Voll., auch in dem Parnasso italiano, Tom. 38 et 39), obgleich es von Manchen wegen des wohlgeordneten Planes, welcher jedoch Mendoza's Epos: Las guerras de Granada, entlehnt ist, der Cleopatra vorgezogen wird. Das Gedicht hat auch in der That einzelne ausgezeichnete Stellen, der Styl ist rein und würdig, und die Charaktere, Ferdinand's und Isabella's sind mit Meisterhand durchgeführt, aber unnöthige und schlecht angebrachte Wortspiele verüben unangenehm, und man muß trotz aller dem Dichter gespendeten Lobsprüche gestehen, daß beide Epopöen den Dichtungen Ariosto's und selbst Berni's nicht nahe kommen. Auch die Tragödie Cromwell (Il Cromvello, tragedia. Bologna 1671. 4.), welche lange wegen der Wahrheit der Charaktere und wegen der strengen Beobachtung der Kunstregeln als ein Meisterwerk betrachtet wurde, erscheint uns als ein gekünsteltes und heissel Nachwerk, und am geschicktesten hat jetzt noch seine Iliade, Sonnette, Madrigale und andere kleine Gedichte, welche in einer nicht sehr häufigen Sammlung (Varie poesie. Modena 1662. 12.) vereinigt sind. Im J. 1655 machte Graziani eine Reise nach Frankreich und suchte während seines Aufenthaltes zu Paris die Gunst des Cardinals Mazarin durch das Lobgedicht: Il Colosso (Paris 1656. fol.), worin er die Vorzüge und Verdienste dieses Ministers aufweist, zu erlangen. Die Schwermelch vertheilte übrigens, da dieselbe zu übertrieben und plump war, ihre Wirkung und der enttäuschte Lobehörer kehrte verdrüsslich nach Modena zurück. Doch konnte er nicht unterlassen, später auch Ludwig XIV. auf ebenso unverdächtige Weise, aber mit ebenso wenig Erfolg in

1) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 51.
Magler, Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 346.

2) G. R.

einem ähnlichen Nachwerke (*Applicazione profetica delle glorie di Luigi XIV.* Modena 1673. 4.) zu preisen. Eine Krankheit zwang ihn kurz nach dem Erscheinen dieser poetischen Kriecherei den Hof von Modena zu verlassen und sich in seine Heimat zurückzuziehen, wo er am 10. Sept. 1675 starb. Seine Werke sind jetzt, da sie der Zeit des Verfalls der italienischen Poesie angehören, vergessen und, außer einigen Alterathistorikern, wird wohl nicht leicht Jemand Beschäftigung finden, sie wieder aus dem Staube hervorzuheben und sich mit ihnen zu beschäftigen *).

GRAZIANI (Giuseppe), ein italienischer Maler, gegen das Ende des 18. Jahrh. zu Padua geboren, bildete sich in der Schule des Veronesers Antonio Balestra zum Künstler und ließ sich dann zu Bassano nieder. Er verfertigte für die Kirchen und Paläste dieser Stadt und der Umgegend viele Gemälde, in welchen er ein glückliches Genie und großen Verstand zeigte; sein Talent kam aber nicht zur völligen Reife; besonders ist sein Colorit zu manierirt und aussehend; auch wußte er das Hellbunzel nicht wohl auszubilden und von demselben einen lebendigen Gebrauch zu machen. Er starb im J. 1752 zu Padua †).

GRAZIANI (Paolo), italienischer Kupferstecher des 16. Jahrh., welcher um das Jahr 1580 zu Rom arbeitete. Die von ihm geschrittenen Blätter werden von den Kunstsenkern sehr gesucht, besonders die berühmte Composition in Raphael's Villa zu Rom, das Schiffschiffchen, angeblich nach Mich. Angelo's Zeichnung, und der Triumph der Salustiana. Seine Arbeiten erschienen im Verlage des berühmten Kunsthändlers B. de Nobilius, für welchen er fortwährend thätig gewesen zu sein scheint ††).

GRAZIANI (Pietro), ein italienischer Maler, von dessen Lebensverhältnissen man aber nichts Näheres weiß, als daß er von Rapell kamme und zu Anfang des 18. Jahrh. arbeitete und besonders als Schlachtenmaler einen ausgebreiteten Ruhm erlangte. In seinen Gemälden herrscht eine ungemein große Lebendigkeit und er gab sich eine besondere Mühe, die Schreden der Schlacht auszudrücken, so daß man fast die Wuth der Kämpfenden zu sehen glaubt; auch zeigt er eine seltene Meisterhaftigkeit, die Farben mit Bewußtsein und in großer Manier zu behandeln. Wahrscheinlich ist dieser Maler derselbe Graziani, welchen man als einen Schüler des sogenannten Schlachtenmichelangelo's, des Jesuiten Jacopo Cortese, von seinem Gedarborte il Borgognone genannt, betrachtet, von dem aber L. Lanzi sagt, daß er von seinem Meister nur das Anbilden von Farbe und das Aufnehmen vom fernsten Standorte gelernt habe. Man weiß nicht, in welcher Beziehung Pietro Graziani mit einem Clelio

Graziani von Rapell steht und ob er ein Sohn oder ein Anverwandter desselben war. Mehrere Gemälde des erwähnten Clelio befanden sich in Rom, so in der Kirche St. Groce della Pentenza eine Maria Magdalena und in der Kirche St. Antonio de Portoghesi die Heilige St. Johannes des Täufers *).

GRAZIANI (Thomas), italienischer Componist aus der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man aber Nichts weiter weiß, als daß er zu Vagnacavallo, einer kleinen Stadt im Kirchenstaate, geboren war und sich dem geistlichen Stande widmete. Er trat früh in den Franziskanerorden und lebte in dem Kloster desselben zu Mailand, in welchem er zugleich die Stelle eines Kapellmeisters bekleidete. Seine Kirchenmusik war bei seinen Zeitgenossen beliebt und in Italien sehr verbreitet; die verschiedenen Werke jedoch, worin sie niedergelegt ist und von denen besonders angeführt werden: Messe a cinque voci, libro primo (Venezia 1569. 4.); Psalmi omnes ad vespas, quatuor vocum (Venetis 1587. 4.); Completio a otto voci (Venezia 1601. 4.); Vesperti per tutto l'anno a otto voci (Ibid. 1603. 4.); Sinfonie partonice, litanie a 4, 5, 6 e 8 voci (Ibid. 1617. 4.); Responsoria in solemnibus S. Francisci 4 Vocibus et Salvo Sancto Pater, concert. (Ibid. 1627. 4.) und Libro primo di Madrigali a cinque voci (Ibid. 1588. 4.) sind jetzt selten geworden †). — Ein anderer italienischer Componist dieses Namens und Violoncellvirtuose fand auf seiner Kunstreise durch Teutschland großen Beifall und kam nach dem Tode des Hambischen Haffes an dessen Stelle zu Potsdam als Lehrer des Kronprinzen von Preußen (nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II.). Sein Spiel ward ausgezeichnet gefunden, bis der ältere Dupont zu Berlin erschien und es durch seine meisterhaften Leistungen weit übertraf. Man entfernte deshalb den nicht mehr beliebten Künstler vom Hofe und beorderte ihn auf die Leistungen eines einfachen Kapellmeisters. Graziani fand sich, obgleich er seinen vollen Gehalt erhielt, durch diese Zurücksetzung so sehr gekränkt, daß er schnell an Körper und Geist abnahm und noch in den besten Jahren 1687 zu Potsdam starb. Seine Frau, welche längere Zeit an den Operntheatern Vorstellungen der Kronprinzessin Theil genommen hatte, behielt deshalb die Hälfte des Gehalts ihres verstorbenen Gemahls als lebenslängliche jährliche Pension. Eine seiner Töchter, welche ihrer schönen, starken Contraltostimme von der Mutter zur Sängerin ausgebildet worden war, betrat um das J. 1696 das Theater, scheint aber kein besonderes Glück gemacht zu haben. Graziani's Compositionen (etwa zwölf Violoncell-Soloes), welche ganz dem Geschmack seiner Zeit entsprechen, sind jetzt

*) *Recl. Gir. Tiraboschi*, Storia della letteratura italiana. (Roma 1795. 4.) Tom. VIII. p. 383. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 366. Biographie générale. Tom. XXI. p. 764.

†) *Gin. Bat. Fiesi*, Notizie de' pittori di Bassano (Venet. 1776. 8.) p. 271.

††) *W. R. Wagner a. a. D.* S. 345.

*) *L. Lanzi*, Geschichte der Malerei in Italien, deutsch von J. v. Oudart. Bd. 1. S. 489. 3te. Ausg. Hegel's Künstler-Zeichen. S. 293. *W. R. Wagner's* Künstler-Zeichen. Bd. 6. S. 344.

†) *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 91.

der Vergessenheit anheingefallen?). — Denselben Namen führt auch ein italienischer Sänger der neuen Zeit, Francesco Grazioli, am 26. April 1829 zu Fermo im Kirchenstaate geboren. Er erhielt seine Ausbildung durch Cellini und trat zum ersten Mal auf dem Theater des Bentivoglio Bassus in Rom als Barytonist in Donizetti's Gemma di Vergy mit Beifall auf. Nachdem er noch eine Zeit lang seine Studien fortgesetzt hatte, spielte er in den Jahren 1851 und 1852 auf den Bühnen von Macerata und Glati in den Opern: I Masnadieri, Don Pasquale, Luisa Miller und Maria di Rohan mit Erfolg und ließ sich in denselben Opera, sowie auch in den später einkubierten Rollen in Lucia, Ernani, Elisire d'Amore, La Favorita und Trovatore zu Pisa und im Theater La Pergola zu Florenz beifassen. Im J. 1853 wurde er nach Paris berufen, wo er im Théâtre Italien durch seinen Gesang in Lucia, La Donna del Lago, Otello, I Puritani, Beatrice di Tenda und La Sonnambula die Zuhörer stets zur Bewunderung hinriß. Im J. 1854 ging er nach Neu-York, kehrte aber noch in demselben Jahre nach Paris zurück, um in Mary's Tre Nozze zu singen. Im Frühling des Jahres 1855 ließ er sich zu London im Covent-Garden-Theater hören, sah sich aber bald wieder bewegen, um guten Sold nach der Hauptstadt Frankreichs zurückzukommen, wo er von Neuen in Giovanni Bottefini's Assedio di Firenze in Bonifazio's Rolle das Publicum entzückte. Sein Bruder Roberto Grazioli, im August 1823 geboren, bildete sich ebenfalls zum Sänger aus und trat zuerst in dem Theater Valle zu Rom in Donizetti's Don Pasquale auf. Darauf ließ er sich auf den Bühnen der bedeutendsten Städte Italiens, sowie auch zu Wien und Paris hören und erntete allenthalben Beifall²⁾. (Ph. H. Kultb.)

GRAZIANO von Florenz (Gratianus Florentinus), ein italienischer Theolog des 14. Jahrh., welcher dem Augustinerorden angehörte und zuletzt Regens des Klosters desselben zu Florenz war. Er erwarb sich durch seine gründlichen Kenntnisse sowohl in der Theologie als auch in der Philosophie einen weit verbreiteten Ruhm und bewies zugleich eine solche Gewandtheit in weltlichen Geschäften, daß die Behörde seiner Vaterstadt ihn an verschiedene Fürsten, insbesondere aber an den Herzog Cosimo nach Mailand und im J. 1380 an den Papst Urban VI. als Gesandter und Rechner schickte, bei welchen Gelegenheiten er sich seiner Aufträge in der ehrenvollsten Weise entledigte. Auch als Schriftsteller war er thätig, seine Werke (Locutiones theologicae. Quaestiones super Libros Sententiarum) sind aber nicht gedruckt, sollen aber in mehreren Bibliotheken zu Florenz noch vorhanden sein³⁾. (Ph. H. Kultb.)

GRAZIE (die), **GRAZIOS.** Aesthetischer Begriff. Das Wort „die Grazie“, welches von dem

lateinischen gratia, beziehungsweise dem französischen la grâce herkommt und wol noch nicht 200 Jahre lang in der deutschen Sprache eingebürgert sein dürfte, bezeichnet die einen wohlthuenden, sinnlich-jarten Eindruck machende Schönheit. Grazie wird meist nur Menschen in ihrer sinnlichen Erscheinung (Erlangung, Bewegung, Miene u. s. w.), und daher auch Engeln und ähnlichen Geistesbildern beigelegt, sobald man sagen darf, sie werde wesentlich durch das Auge, den Blick verleiht. Doch spricht man zuweilen auch von anderen graziosen Wesen, z. B. von einem graziosen Tonstuck, und in diesem Falle geschieht die Perception vermittelt des Gehörs. Das am meisten entsprechende deutsche Wort ist ohne Zweifel Anmuth (anmuthig). Weiter als stehen: Liebreiz als die Eigenschaft des Schönen, welche zur Liebe reizt; Lieblichkeit, welche indeß allgemeiner ist, und auch auf Dinge Anwendung findet, denen man keine Grazie beilegt, z. B. dem Weine; Goldseligkeit, eine Eigenschaft, welche zwar das Gegenbild des Schönen ausschließt, aber die Schönheit zu einer mehr überflüssigen, verklärten Erscheinung potenzirt, wobei von selbst die materielle Sinnlichkeit mehr in den Hintergrund tritt und sogar an etwas nicht Sinnliches gedacht werden kann, z. B. an den Inhalt einer Züchtersung; Gnade, jedoch nur in beschränkter Anwendung vorkommend, z. B. in Luther's Uebersetzung der *gracia* im Evangel. des Johannes I, 14, wo man indeß, da von Christi Angesicht die Rede ist, sicherlich nicht Grazie, sondern Goldseligkeit dafür sagen dürfte. Während von diesen Synonymen Substantiven die Abstracta anmuthig, liebreizend, lieblich, goldselig, gnadenvoll gleichwerthig vorhanden sind, steht dem Adjectivum reichend der Reiz nicht gleichwerthig zur Seite; denn nur in gewissen Verbindungen, z. B. „voller Reiz“, kann er mit Grazie als sinnverwandelt auftreten. Aber auch reichend congruirt nur zum Theil mit grazios; denn woran der Reiz haftet, z. B. an einer Landschaft, muß nicht immer auch grazios sein; denn die Grazie hat vor allen Synonymen, selbst vor der Anmuth, das Specificum der Zartheit als eigenhümlich und das Wesen des Begriffes konstituierend voraus, was übrigens auch in der Zartheit (zierlich) liegt, nur daß bei ihr das Moment der Schönheit nicht so stark hervortritt wie bei der Grazie. (J. Haemann.)

GRAZIEN (Gratie, *ἁγίες*).

§. 1. Literatur.

Em. Braun, Griech. Götterlehre S. 376 — 381. S. 283 — 290; J. T. Cerguand, Les Charites, in der Revue archéologique 1862. 1863. p. 52 — 64; Gerhard, Griech. Mythologie S. 563 — 565; Jacobi, Mythologie, Handwörterb. S. 202 — 205; D. Zahn, Pelio, die Göttin der Ueberrückung, Greifswalder Winckelmannsfestprogramm 1846. S. 9 — 12; Köhler, Description d'un camée du cabinet des pierres gravées de sa Maj. l'Emp. de toutes les Russes. St. Petersburg. 1810. 8.; auch in f. Gesammelten Schriften von Steinhilber. Bd. V. S. 63 — 90. Taf. I — III; Ranke, Ueber die Grazien, in f. Versuch über einige Gegenstände

²⁾ Jul. Schladbach und Ch. Bernsdorf, Universal-Zeichen der Kunst. Bd. 2. S. 290. ³⁾ Biographie générale. T. XXI. p. 766.

⁴⁾ Bergl. Giv. Neri, Istoria degli scrittori Fiorentini (Ferrara 1728. 8.). p. 315.

aus der Mythologie der Griechen und Römer. Leipzig 1794. S. 422—462; Preller, Griech. Mythologie I. S. 275—278; Rüdels: Artifel Charites in dieser Encyclopädie I. Sect. Bd. XVI. S. 166—169; Schömann, Das Ideal der Hera. Greifswald 1847. S. 34—36; Schwend, Griech. Mythologie I. S. 446—449; Weider zu Schwend's Enimol. mythol. Andeutungen S. 288 fg. und in f. Griech. Götterlehre I. S. 372—374. 696 fg.; III. S. 111—113. 200—202.

§. 2. Abkunft.

Hesiod¹⁾ nennt als Vater der Grazien Zeus, als Mutter Eurynome, eine Tochter des Oceanos, welchem letztern auch vereinigt die Vaterchaft zugeschrieben wird²⁾. Der Hesiodischen Angabe folgen viele Schriftsteller³⁾, nur daß der Name der Mutter mehrfach verstimmt oder der spätern Bedeutung der Grazien angepaßt, verändert wird⁴⁾. Diefem letztern Bestreben entspringen auch ausnahmslos die vielen andern Genealogien, wie wenn diese Göttinnen von Helios mit der Eranthe⁵⁾, der Aiglaia oder Aegle⁶⁾ erzeugt sein sollen, oder wenn Dionysos ihr Vater genannt wird, dem sie von der Aphrodite⁷⁾ oder Koronis⁸⁾ geboren seyen, oder auch wenn Hera⁹⁾ oder Lethe¹⁰⁾ ihnen zu Müttern gegeben sind.

§. 3. Zahl.

Pamphos, der zuerst von ihnen gesprochen haben soll, gab weder Zahl noch Namen an¹¹⁾. Homer kennt die Charis als Gattin des Hephaistos¹²⁾, weiß aber, wie seine Anführung mehrerer jüngeren Grazien bezeugt, von einem ganzen Geschlecht dieser Göttinnen¹³⁾, aus welchem jene Charis, etwa wie der Eilen von den Eilen, der Triton von den Tritonen, sich abzweigt. Schon bei Hesiod¹⁴⁾ finden wir die Chariten zu einer Dreizahl tritt, wie ihnen als Trias Geosles von den uralten Dichtern zu Ordomenos errichtet hatte¹⁵⁾. Diese Dreizahl, wol durch die enge Verwandtschaft der Grazien mit den Horen (§. 6) beeinflusst, wurde in der Folgezeit selten angetastet¹⁶⁾, allein die Localculte zu Athen und Sparta erkannten nur

zwei an¹⁷⁾. Neben diesem geschlossenen Dreiverein kommt aber auch vielfach die Charis selbständig vor, als stete Begleiterin und Dienerin der Aphrodite, so eng ihrer Herrin verknüpft, daß dieselbe hin und wieder selbst Charis genannt wird (§. 8). Scherze der Epigrammatisten, die schöne Sterbliche den Grazien zugefesselt, deren 4, ja 15 und selbst hundert nennen¹⁸⁾, kommen natürlich nicht weiter in Betracht.

§. 4. Namen und deren Bedeutung.

S. Sonne in Kuhn's Zeitschrift X. S. 96—136. 321—366. Homer¹⁹⁾ macht unter ihnen nur die Paphia namhaft; ihre Benennung bei Hesiod²⁰⁾ als: Euphrosyne, Aiglaia, Thalia ist fast durchgängig adoptirt, nur daß einzeln an die Stelle der Euphrosyne²¹⁾ oder der Thalia²²⁾ die, wie Schriftsteller und Bildwerke bezeugen, ihnen aus Engle verbundene Psitho²³⁾, vereinzelt auch die Homerische Paphia²⁴⁾, tritt. Athen und Sparta haben dagegen in ihren Localculten, neben der abweichenden Zweizahl, auch völlig verschiedene Benennungen gewahrt; dort hießen sie Phaenna und Kleia, hier Auro und Hegemone.

Ihre Sammelnamen Gratias und Xáρες²⁵⁾ können sie als: Besiegerinnen alles Reizes, aller Anmuth und Lieblichkeit an, und dieselbe Bedeutung spricht aus ihrer Einzelbenennung, sei es, daß man die selbe als splendor vitor, festiva laetitia, hilaritas animi²⁶⁾ oder als „Heiterkeit, Glanz und Muth“²⁷⁾ oder als „Glanz, Heiterkeit, Blüthe, Herrlichkeit des Lebens, besonders das festliche Muth“²⁸⁾, als „Gebete, Frohsinnige, Lebensfreude“²⁹⁾ oder als „festliche Freude, festlicher Glanz, blühendes Glück“³⁰⁾ auffassen will. Denselben Gedankenkreis gehören Kleia und Phaenna als „Schall und Schimmer“³¹⁾, Hegemone und Auro als „Führerin und Mehrerin“³²⁾, endlich die „wunderschöne“ Paphia³³⁾ an.

§. 5. Ursprüngliche Bedeutung.

Zur weiteren Feststellung des Lebens der Grazien gibt den ersten Anhalt die Meeresthür ihrer Mutter, der

1) Theog. 907—911. 2) *Didasides*, *Arta* I, 14. p. 126, nach *Röhler*, *Gef. Asiatika* V. S. 75, *Nam* 8. 3) *Pind.* *Ol.* XIV, 19 seq.; *Apollodor*, I, 3, 1; *Onomakritos* bei *Paus.* IX, 35, 1; *Hygin*, *fab.* I Genealogia; *Phurmona*, *De Nat. Doctr.* IX, 151; XV, 161. 4) *Phurmon*, an letzter Stelle: *Eury-nome*, *Eurydomeus* oder *Eurymedusa*; *Lactat*, *in Stat.* *Thebais* I, 286; *Harmion*; *Orph.* *Hymn.* LX (59); *Eumonia*; *Anthol.* *Lat.* I, 77, 10. p. 54 mit *Eurymene*; *Hemonia*. 5) *Pausan.* I. c. 6) *Antimachos* bei *Paus.* I. c.; cf. *Antimachos* reliq. ed. *Schellensberg* p. 100. 7) *Servius* *in Virg.* *Aen.* I, 724; *Nannos*, *Dionysyria* XVI, 131 seq.; *Alkiphron* I, 3; *Menoeke*, *Anal.* *alex.* p. 282. Bei *Nannos* XV, 91; XXXIII, 4 seq. ist die mehrfach als *Grazie* genannte Psitha Tochter des Dionysos. 8) *Nannos* XLVIII, 556. 9) *Phurmon*, I. c.; *Colektus*, *Raptus Holense* 87 u. 172. 10) *Euanthos*, *in Homer* p. 982, 46. 11) *Paus.* I. c. 12) II. XVIII, 382. 13) II. XIV, 267 seq.; vergl. *Museus* VII; *Stuidas* s. v. *inlōtēpoc*. 14) *Theog.* 907 seq. 15) *Paus.* I. c. 16) *Euripid.* *Trach.* 924: *ῥαυδὸν ῥεύον ῥαυδὸν ὄντων*; id. *Hokan* 647 seq.: *ῥαυδὸν ῥαυδὸν ῥεύον*; cf. *Charypsos* bei *Senece*, *De benef.* I, 3; *Horat.* *Od.* IV, 7, 6.

17) *Paus.* I. c. vergl. *Kantabitz* 1895. S. 67 und *Gers.* *Sait's* *Supernatürlich-Römische Studien* II. S. 152 fg. 18) *Anthol. Palat.* IX, 515; XII, 181; *Kallimachi* *Epigr.* 54; *Museus* 64. 65; *Aristotle*, I, 10. 19) II. XIV, 269 seq. 20) *Deidask* *Stat. Theb.* II, 256; *Paithon* *prima blandum amorum*; vergl. *Nannos* XXIV, 263 seq. *Bras* hat II. XVIII, 383 mit Bezug auf *Ekstrate* bei *Euanthos*, *in Hom.* p. 1665, 58: *Kaly* als Eigennamen fassen wollen. 21) *Hermenaeor* bei *Paus.* I. c.; *Suidas* s. v. *Xáρες*, *Schol.* *in Aristotle*, *Nubes* 773. 22) *Proclus* *in Homod.* *Ex.* s. *gn.* 74; *Nannos* I. c.; *Orph.* *Hymn.* X (9), 13. 23) *Eieie* im *Willegerin* D. *Jahn*, *Psitho* S. 9 fg. und unten S. 8. 24) *Soustras* bei *Euanthos*, *neut* *Psithos*, *Kaly* und *Euphrosyne*. 25) *Bras* ganz die *Bras* nach *Apollodor*, *Fragn.* p. 1044, *deidask* *ganz* genannt in einer *Stelle* des *Sophokles*, nach *Weider*, *Gr.* *Götterl.* I. S. 696. 26) *Bras* s. a. a. D. S. 436. *Nam* x. 27) *Weider* s. a. a. D. III. S. 111. 28) *Schwend* s. a. a. D. S. 446. 29) *Gm.* *Brann* s. a. a. D. 287. 30) *Jacobi* s. a. a. D. 202. 31) *Gers.* *Bras*. 32) *Bras*, *Antiquarische* *Ausgabe* I. S. 9. 33) *Preller* s. a. a. D. I. S. 276.

Okeanide Eurynome³⁴⁾. Sie hatte, mit Thetis vereint, den kleinen von Hera verführten Hephaistos aufgenommen und neun Jahre im Meereshosee beherbergt³⁵⁾; sie galt nach Orphischen Theogonien als Gemahlin des Erythion und erste Weltbeherrscherin³⁶⁾. Man verehrte sie zu Phigalia in einem dunklen Grotte. Ihr jährlich nur an einem bestimmten Tage geöffneter Tempel zeigte ihr wunderliches, von goldenen Ketten umgebenes Goldschmuckbild, oberhalb als Weib, das aber von den Hüften abwärts in einen Fischschwanz endigte³⁷⁾. Von dieser auf den Besuche gerichteten Natur der Mutter finden sich noch bei den Grazien mehrfache Spuren³⁸⁾. Sie gestellen sich den ihnen ähnlich genannten³⁹⁾ Nymphen⁴⁰⁾; ein ihnen geweihter Brunnen fand sich in Orchomenos⁴¹⁾, wo man auch eine Quelle zeigte, in der sie sich gebadet haben sollten⁴²⁾, schöne Bäder hießen Bäder der Grazien, und ein von einem Genesenen dargebrachtes Weihrauchgefäß zeigt sie neben andern Lustgötterinnen⁴³⁾; auch mit Wassergeräthen in den Händen bringt sie ein geschnittener Stein vor Augen⁴⁴⁾.

Nicht allein dem feuchten Elemente aber wandten sie ihre Thätigkeit zu, auch andere Naturkräfte begünstigen sie. Sie lieben Flora und ihre Gesilde⁴⁵⁾, schöne Hügel tragen ihren Namen⁴⁶⁾, die bildende Kunst zeigt sie häufig genug, in ihren Händen Wohnbüßel⁴⁷⁾, Aehren⁴⁸⁾ und Blumen⁴⁹⁾ haltend, von denen die Rosen ihnen vornehmlich werth waren⁵⁰⁾. Sie gestellen sich gern zu den Frühlingsgötterinnen⁵¹⁾; mit den Horen vereint schmücken sie Aphrodite, wenn sie ihren legendreichen Lauf über die Erde beginnt⁵²⁾, und der Frühlingskünstler bringt zwischen seinen Hörnern die Grazien mit⁵³⁾. Sind nun auch auf dem Gewande der vielbrüstigen großen Naturmutter, der Artemis von Ephesos, neben mancherlei Hülle und Zeugungslust symbolisch darstellenden Wesen die Chariten ein beliebter Gegenstand⁵⁴⁾, und erscheinen sie, wenn auch vereinzelt, mit den den Naturkräften spendenden Göttern⁵⁵⁾, so darf man ihnen ihren Rang

als Personifikationen des Reizes allen sinnlichen Naturerscheinungen nicht vorzuziehen⁵⁶⁾.

Scheint eine solche Bedeutung als Naturgötterheiten ihnen auch schon das augenscheinlich hohe Alter ihrer Gulte in Argolis und Orchomenos⁵⁷⁾ zu sichern, so tritt dieselbe doch noch stärker in Äthen hervor, sowohl in ihren Namen Kuzo und Hegemene, als auch in dem Vereine agrarischer Götterheiten, mit denen sie in einer geheimen, dem Volke unverständlichen Weise vereint wurden⁵⁸⁾, wie sie denn auch der antische Ephebeide, etwa „als Segen der Natur, dessen der Mensch zum Gedeihen und Wohlfühlen bedarf“⁵⁹⁾, neben der Hore Thallo anrief⁶⁰⁾.

§. 6. Verhältniß zu den Horen.

Der Zusammenhang mit den Horen ruft sich es aber, der uns für die Feststellung der speziellen Naturbedeutung der Grazien eine sichere Stütze gewährt.

Die Grazien sind aufs Engste ihnen verbunden, mit ihnen vereint befrachten sie die Aphrodite⁶¹⁾, weben ihr schöne Kleider⁶²⁾, schmücken die Pandora⁶³⁾, mit ihnen standen sie auf dem Siegesban der Polytrophen Hera zu Argos⁶⁴⁾; mit ihnen und den Moiten leiten sie die Persephone aus der Unterwelt zurück⁶⁵⁾, führen ihre Attribute⁶⁶⁾ und sind auch sonst mehrfach mit ihnen geschaßig⁶⁷⁾. Besonders aber gleichen sie sich in dem festlichen Reigen tanzen, den die jahrmessenden Horen ebensoviel ausführen, als er bei den Chariten oftmals betont wird⁶⁸⁾. Volkste und Pantomimen liebten, denselben wiedergeben und mögen manchem Werke der bildenden Kunst zum Vorbild gedient haben⁶⁹⁾.

Bei dieser völligen Uebereinstimmung können die Grazien in der That als „nur provincieel verschieden von den Horen“⁷⁰⁾ genannt und als „Spendenrinnen erfreulicher Naturgaben im Umlaufe des Jahres“⁷¹⁾, als „Reize der Jahreszeiten“⁷²⁾ aufgefassen werden⁷³⁾.

34) Siehe im Allgemeinen Schömann, Das Idol der Hera S. 18 u. 34 und De Oceanis, et Neceid. catalogi Hesiod. p. 14. 35) II. XVIII, 397. 36) Apollon. Rhod. Argon. I, 503 seq. 37) Paus. VIII, 41, 4. 38) Siehe im Allgemeinen Wieseler in den Annal. d. alt. Kunst II. IV. S. 27. 39) Xopitros opoiata Schol. in Arat. Phainomena 172 und in Hesiod. l. u. h. p. 615. 40) Herod. Od. IV, 7, 1; 4, 5 seq., mit eigenständiger Erklärung des Aero bei Hesiod. l. p. 19. 41) Paus. IX, 38; 2. 42) Strab. p. Virg. Aen. I, 724. 43) Anthol. Palat. IX, 609; f. das Relief Mus. Pio Clement. VII. ex. X. 44) Eilfen, gefärbtes Vergleichs der Berl. geschnittenen Stein III, 5, 1308. 45) Ovid. Fast. V, 129. 46) Kallimachos fragm. 266; Nonnos XIII, 341. 47) S. G. Kühler l. u. p. I. p. 1 seq. 48) Rosat. ed. Barri, Herod. et Pompeii II. p. XCI. 49) Millin, Gall. Mythol. pl. CXXVII. n. 475. 50) Sappho, fragm. 69 (22); Anacreon 47, cf. 56. 51) eine der Chariten in der Ektatekronen in Wilt trug eine solche, Paus. VI, 24, 5. 52) Athen. XV, p. 682 E. 53) Kühler l. c. pl. V, B; f. R. O. Müller, Handb. d. Arch. S. 399, 2. 54) a) in Wien: Marcure n. 137, vgl. Werckhard's Archäol. Beitr. 1854. S. 404; b) in München: Kallimachos in Antiquarium; c) in Paris, wo in beiden Stellen Götterbilder sich befinden, Clavos, Museo de sculpt. pl. DLXI. 55) In der Auffassung Sammlung VII, 33, 34, vgl. die Statuen Rom 55 b u. c.

II. Werckh. v. M. u. R. Erste Edition. LXXXVII.

56) Im Allgemeinen kann verwiesen werden auf Niebuhr, Reisen und Forschungen in Griechenland, I. S. 180 und Welcker zu Schömann S. 288 f. 57) Siehe R. O. Müller, Orchomenos S. 179. 58) Arinoph. Theophrastus. 292. 59) Pollux VIII, 106. 60) Athen. XV, p. 682 E; Hom. Od. VIII, 364 seq. 61) II. V, 338. 62) Herod. l. u. h. p. 73 seq. 63) Paus. II, 17, 4. 64) Orph. Hymn. XLIII (42), 7; Wolf, Anecd. gr. III, p. 252. 65) Siehe §. 6. Anm. 47—49 und Monum. del. Instit. di corp. arch. IV. cv. IV; Ann. 1846. p. 47 seq. 66) Götterbildnis genug Anthol. Palat. XII, 38. 67) Zomer, Hymn. XXVII, 161; Orph. Hymn. XLIII (42), 7; Arinoph. in der zweiten Theophrastus. fragm. 22; Xenophon, Sympos. VII, 6; Philostrat, Vit. Apollon. IV, 21; Anthol. Palat. XI, 321; Hor. Od. I, 4, 5 seq.; Seneca, De benef. I, 2. 68) Siehe Böttger, Proloquo IV aetatis rei aemulorum apud vatores design. p. 17; R. O. Müller, Handb. d. Arch. S. 399, 1; Weisser und Kury, Lebensbilder aus dem class. Alterthum Taf. XVI, 5. S. 62 ff. Pietro San Bartol. t. XXXI, 7. 69) Werckhard, Gr. Mythol. I. S. 565. 70) Kallimachos a. d. S. 167. 71) Oedermann, Melampus S. 3; Göd, Kretz II. S. 84—87. 72) Bergl. noch Oedermann, Mythol. der Epiker S. 298. Anm. 466; Preller a. a. O. I. S. 277; Welcker a. a. O. I. S. 378.

§. 7. Ethische Bedeutung.

Trotz nun diese physikalische Bedeutung der Grazien auch in späterer Zeit nicht völlig zurück, so verlor sie sich doch fast in der unendlich großen Ausdehnung, die ihre Thätigkeit auf dem ethischen Gebiete gewann, indem man die lieblichen Götinnen, welche den Jahreszeiten verlehnen, nun auch zu Spendenrinnen alles sinnlich Reizenden, aller geistigen Anmuth, zu reizvollen Vorseherinnen von Tanz, Spiel, Gesang und Mahl machte, kurz: sie zu Götinnen alles Erfreuenden, zu Huldgöttinnen schuf, deren Gesänge auf des Kadmos Hochzeit erschallen nach dem Thema: *dei kalon philon loti, to d' ou kalon ou philon loti* ⁷³⁾. So wurden sie zu Lieblingswesen des griechischen Völkers, gleich geschätzt von allen Unterthänen ⁷⁴⁾, wie von den Menschen, denen alles Liebe von ihnen kommt ⁷⁵⁾, und denen ihr Erscheinen Gegenstand der Sehnsucht ist ⁷⁶⁾.

Die den Sinnentrügen des Lebens ergebenden Hellen nahmen schon früh die Grazien als einheimische Gottheiten in Beschlag ⁷⁷⁾, und die Dichter wetteiferten, den Kreis der Thätigkeit derselben auf immer mehr Gegenstände sich erstrecken zu lassen und sie so weiterführend zu machen, daß auch der Name der Mutter Eurynome ihrem Wesen sich zwanglos fügte. So wenig diesen Spielen didaktischer Phantasie tiefer mythologische Bedeutung ⁷⁸⁾ bewohnt, ein so bereichert Zeugnis legen sie ab für den Reichtum und die Zartheit der Empfindung, für die Fülle und Freiheit des Humors, für die Treue seit des Unterordnens und des Tansens gegen die Himmisken, die selbst die spätere Zeit bewahrte.

Unter den Wohlthaten, die den Grazien zu verdanken seien, rühmten die Menschen besonders folgende:

1) Sie geben Körperpersönlichkeit und den dieser innewohnenden Liebreiz; denn Schönheit ohne Grazien erfreut nur, umgibt nicht ⁷⁹⁾. Sie schmücken die Nüchtern der Kausifaa mit Liebreiz ⁸⁰⁾, gießen ihn aus über die Pandora ⁸¹⁾; der schöne Eurypolos wird bezeugen als von den Grazien begünstigt ⁸²⁾, von Kypris und Peitho genährt, glänzt Daphneus von Schönheit der Chariten ⁸³⁾; selbst Gellisten Hintern selbst nennt ein begünstigter Liebhaber von Horen und Grazien gelobt ⁸⁴⁾. Sie haben

ihren Sitz auf dem Antlitz schöner Mädchen ⁸⁵⁾, aus deren Augen nicht drei, sondern hundert Grazien lachen ⁸⁶⁾. Schöne Menschen sind Lieblinge der Chariten ⁸⁷⁾, die sich sorglich um sie bemühen, sie waschen, parfümieren und lieblosen ⁸⁸⁾, weshalb junge schöne Sterbliche mit dem Namen *Kaprosen dailos* ⁸⁹⁾ oder *Egrotan kal X. dailos* ⁹⁰⁾ oder auch *X. igor grotis* ⁹¹⁾ geschmückt werden.

2) Sie lehren Wohlthätigkeit und Gefälligkeit ⁹²⁾ und beschämen sie; deshalb heißt nach ihnen das Geschenk *charis* ⁹³⁾, charistieum ⁹⁴⁾, und die Worte *charisma*, *charidreion*, *charidreia* gehören in diesen Theil ihrer Wirkfamkeit.

3) Sie verleihen den Sieg ⁹⁵⁾, weshalb die attischen Seidaten bei ihnen schwören ⁹⁶⁾.

4) Sie mildern die Strenge, und fanden deshalb ihre Bilder verhöndend neben dem der Nemesis zu Smyrna ⁹⁷⁾, neben denen der Erinyen zu Megalopolis ⁹⁸⁾; allzu strenge Menschen werden aufgefordert, den Grazien zu opfern ⁹⁹⁾.

5) Sie sind Vorseherinnen der Ehe ¹⁰⁰⁾.

6) Sie versüßen das Mahl. Ihnen wurde der erste Becher wel gebracht ¹⁰¹⁾; sie regierten das Trinkelag ¹⁰²⁾, und um sie nicht durch Unmäßigkeit zu derleiden und zu verschenden, mischte man 9 Theile Wasser zu nur 3 Theilen Wein ¹⁰³⁾; auch das Salz wurde eine Gabe der Grazien genannt ¹⁰⁴⁾. Daneben betraufeten sie, mit den Horen vereint, alles Anmuthliche mit süßem Del, wie sie Wohlgerüche gesprengt hatten bei des Amors und der Psyche Hochzeit ¹⁰⁵⁾.

Dankbar für so viele freundliche Gaben stellte man die Heiligthümer der Grazien an dem besuchtesten Plage der Stadt, am Markte, auf, als eine Wiedervergeltung empfangener Wohlthat ¹⁰⁶⁾, und brachte ihre Bilder als Weihgeschenke ihnen dar ¹⁰⁷⁾. Dergleichen Dankesbezeugen aus dem Alterthum sind uns mehrfach noch erhalten. Eine um einen Pfeiler gestellte Graziengruppe aus Marmor im Louvre zeigt an der Basis die Weinschrift: *TAIS XAPIEI AEONTIOES* ¹⁰⁸⁾; ein Dankefest bringt, außer dem Asklepios, vor dem der Kranke unter

73) Theognis 15. 74) Hom. Hymn. in Venerem 11, 95 seq.: *η μοδ τε καρεσση δειφ' ηνιδος αι τε θοισιν αιδωσιν κρησσομεν.*

75) Zertus, Chyllados X, 337. 515. p. 193: *Ενδ' οδ' ναυ' εμεργεισ' αλαρεσ' ερωσας; Find. Ol. 1, 30: *Αλας δαυενν' ερεση τε πικλην θναροισ; cf. 48—59, XIV, 5. Theocrit. XVI, 108 seq.: *η νιν καρεσση εμεργεισ' ερωσας δαυενν' δειφ' αλαρεσση ερωσας; cf. Soph. in Arist. Pax 41; Find. Pyth. II, 42 und Pöitiger. Wasenemalte 1, 8, 6, 118.***

76) Orph. Hymn. LX (55), 5: *X. θρησσαι μαθεσθαι.* 77) Herodot. II, 50. 78) Manfo a. a. D. S. 496: „Ihre Freunde haben sich gleichsam um die Wette be-
eifert, ihnen die mannichfaltigsten Grabschäfte und Kränze zu über-
tragen und sie Göttern und Menschen anzuwenden zu machen.
Ist es ein Wunder, wenn man sie zuweilen in ganz eigenen Ges-
chäften und Beschäftigungen findet und die Rechenheit nicht immer so
klar aus der Hauptstadt ableiten kann?“ 79) Capito bei
Brunek, Anal. II, 195. 80) Odyss. VI, 18. 81) Herodot.
I, a. 7a. 7b seq. 82) Ibycus bei Dörck, Lyr. gr. p. 396.
83) Odyss. VI, 237. 84) Anthol. Palat. XII, 85.

85) Alkibiades. Ep. III, 65. 86) Aristot. III, 1: 1, 10; Musaeus 64. 85. 87) Anthol. Pal. XII, 95. 88) Ibid. XII, 91. 122; V, 122. 89) Ibyl fragm. 4 cum Schneideris p. 109 seq.; Nonnus XLII, 250. 90) Anthol. Pal. VI, 292. 91) Theocrit. Idyll. XXVIII, 7. 92) Diodor. V, 73. 93) Proclat. Proem. Apoth. II, 94. 94) Cyprian. D. 48, 10, 6. 95) Cf. Boeckh zu Find. Ol. II, 55. p. 127. 169, in VII, 1—12. p. 412. 96) Pollux VIII, 106. 97) Libanius. Ephras. de palicrit. IV, p. 1068. Reiske. 98) Pausan. VIII, 24. 99) Diog. Laert. IV, 6, 231; Plutarch. Conjug. Praec. I, p. 168, 28. Dübner; Aelian. Var. Hist. XIV, 9, 943; Eusebius. Vita Philoa. p. 209 und Synesios in Pione.

1) Plut. l. c. Proem. 3) Athen. I, 1. 3) Find. Olymp. XIII, 18; Hor. Od. III, 19, 15. 4) Athen. X, 7. 5) Plutarch. II, p. 833, 24. 6) Apuleius Metamorph. VIII, 34. 7) Arust. Nikom. Ethic. 5, 15. 8) Ibid. und Joseph. Antiqu. Jud. IV, 8, 5, neß Manfo a. a. D. S. 445 u. 448; Köbler a. a. C. S. 76 1/2; Heider, Griech. Göttertheilch. S. 224; cf. Simonides, Epigramm. n. 207. Schneiderius, Flur-
mus 15; Scaevola. De benefic. I, 8. 9) Claron. Mus. de Sculpt. pl. DCXXXII E. n. 1427 B und unfern S. 14.

Ihre Abkunft vom Dionysos ist schon berührt, doch kommen sie auch bei seiner Geburt schon vor⁷⁴⁾; sie werden ihm einen Peplos⁷⁵⁾ und erschienen viefach als seine Gefährtinnen und in seinem Gefolge⁷⁶⁾, mit ihnen feiert er seine Orgien auf dem Olympos⁷⁷⁾, tanzt feierlich mit ihnen⁷⁸⁾, vereint bilden sie einen Komos⁷⁹⁾; gemeinsame Mäute waren ihnen in Olympia errichtet⁸⁰⁾, vereint verehrte man sie in Athen⁸¹⁾. In Etrien aber riefen bei Beginn des Frühlings die Frauen: *Idiviv hōw Aōvovs* *εἰς ναὸν ἁγίου οὐκ ἁγνέσσας* *εἰς ναὸν τῶν πόλεω* *νόμι* *ὄντων*⁸²⁾, wozu ein geschnittener Stein den erwähnten Kommentar liefert, der den Dionysischen Frühlingsfeier mit den Bildern der Grazien zwischen den Hörnern zeigt⁸³⁾.

§. 11. Verhältniß zu andern Gottheiten.

a) Hera. Der höchsten unter den olympischen Götinnen, deren Reizen es selbst gelang, den unbesändigen Zeus zu dauendem Bunde zu fesseln, schloß natürlich der Beistand der Chariten nicht, und Polyklet setzte auf dem Stephanos seiner goldbetheurnen Hera zu Argos, deren zukunftsgeheimdes Szepter sie als anmuthreiche Gattin des Zeus noch besonders charakterisirte, neben die Horen die Grazien⁸⁴⁾, die auf einer Kränze der Rankina sich auf der Hand der Göttin befinden⁸⁵⁾; nicht minder bedeutungsvoll gewiss war der Platz, den auf der Basis des Phidias'schen Zeusbildes zu Olympia Charis neben Juno einnahm⁸⁶⁾. Auch sonst sind die Grazien der Hera eng verknüpft, sie galten, wie berührt, als ihre Töchter und Dienerinnen.

b) Hephaistos. In richtiger Erkenntniß, daß auch in der bildenden Kunst, damit ein Werk vollkommen sei, zu der technischen Fertigkeit die Anmuth und der Geschmack sich gesellen müsse, gaben die Griechen dem Hephaistos eine Charis zur Gemahlin, die entweder Charis selbst war oder Kala⁸⁷⁾, Hagla⁸⁸⁾, oder Thalia⁸⁹⁾ genannt wurde, wobei Kallias den Unterschied zwischen Aphrodite und Charis macht, daß jene im Olympos, diese nur auf Semnos den Rang der göttlichen Ehefrau einnimmt⁹⁰⁾. Als Erosien dieser Ehe wurden Enkleia, Eukheneia,

Euphene und Philophrosyne angegeben⁹¹⁾. Mit ihrem Gemahl vereint ist Charis auf einem Vasengemälde erhalten⁹²⁾; unter ihren Schwestern wird sie auf einem geschnittenen Steine als Gemahlin des Hephaistos durch die Handwerksmerkmale des Schmiedegottes auf ihrem Haupte bezeichnet⁹³⁾. Die Chariten werden aber auch selbst in der plastischen Kunst thätig gedacht, indem sie ein Götzeßgeschmeide für die Pandora gefertigt haben sollten⁹⁴⁾.

c) Hermes. Hin und wieder erscheint dieser Gott als Führer der Grazien⁹⁵⁾, deren Bild er gern neben die seinigen gesetzt wurden⁹⁶⁾. Er stand zwar schon im Allgemeinen als Freudengeber ihnen nahe⁹⁷⁾, doch dürfte dieser Verein vielleicht noch specieller auf die der Rede nöthige Anmuth bezogen werden können.

d) Sonstige. Dem Hypnos verpfichtet Hera als Lohn für seine Willkürigkeit eine der jüngsten Grazien zur Gattin⁹⁸⁾, weniger als Eustherin der Ehen⁹⁹⁾, als weil dem Traume Anmuth sich paaren, süße Träume den Schlafenden umgaukeln sollen. — Mit Athene wurden sie schon als fundige Weberinnen und Häberinnen¹⁰⁰⁾ in Verkehr zu treten geeignet sein; mit ihr vereint hat man sie in einer altplumpon attischen Lehngruppe erkennen zu können geglaubt¹⁰¹⁾. — Dem Tanz der Artemis geseilen sie sich¹⁰²⁾, den Nymphen ähnlich; andere Bezüge, wie zu den Mäcen, der Remeis und den Geinen, sind schon erwähnt; manches Weitere geben noch die Gebirge der Anthologie¹⁰³⁾.

§. 12. Verehrung.

a) Orkomenos¹⁰⁴⁾. Uralt¹⁰⁵⁾ und ursprünglich gewiß ihrer Bedeutung als Naturgottheiten geltend¹⁰⁶⁾, war der von Pindar in einem Hymnos¹⁰⁷⁾ besungene Dienst der Chariten in Orkomenos, wo sie Götzeis in der

76) Baulet, d. Inst. 1858, p. 128. 77) Apollon, Rhod. IV, 424. 78) Nonnos, Dion. methras: vergl. Gerhardt, Aesthet. Vasen. Taf. XXXIII. a. XXXIV. S. 125 u. 211. 79) Eurip. Bakch. 410—416; vergl. Schol. zu Pind. Ol. VII, 10. 80) Orest. bei Bruck, Anal. II. p. 289. 81) Anthol. Pal. XI, 32. cf. 37. 82) Paus. V. 4. u. Schol. zu Paus. a. O. S. 465 spricht von goldenen Götterbildern, die kleine Bilder der Göttergötinnen enthalten. 83) Aristoph. Ranos 337. Vergl. die Verhältnisse in Koriath. Paus. I. c. 84) Pind. Ol. XIII, 19 seq. mit Boeckh. Phylarch. Quaest. G. 36. 85) Siehe Köhler u. a. O. Taf. III. S. 84 fig. die rechte Literatur darstellend S. 85. Bam. 2: vergl. Girtl. Mythol. Bilderbuch Taf. XVI, 4; Tausch II. pl. XXXVI. n. 13082, p. 695. 86) Paus. II, 17, 4; Schömann, Bezel der Hera S. 34 fig. 144 fig. sie als Übergängerin quaeferen, um ihren Götze zu mildern. Abeken, Annot. d. Inst. X. p. 24. 25 theilt sie ihr ursprünglich als mütterlichen Schutzgötze. 87) Visconti zum Mus. Pio Clement. IV. p. 23. 88) Paus. V, 12, 4. 89) Hom. Il. XVIII. 382. 583; Pharnuchus 15. 90) Hom. Theog. 946. 91) Eusebius, in Il. 1148, 57. 60. 92) Lukian, Dial. Deor. 18.

93) Procul. in Tim. II, 101. 94) Siehe Anal. dell' Inst. 1847, p. 383. iv. d'agg. V. 95) Mus. Worsleyanum II. Taf. V; Delon, d. alt. Kunst II. IV. Taf. LVII. n. 726; R. D. Müller, Götterbuch d. Griech. S. 392, 3. 96) H. v. a. Müller, Philol. XVI, 181. 97) Pharnuch. II, 15. 98) Eurip. Iphig. in Taur. 153; Kapellmann, Hypnos. 99) Plat. De audit. 13; Socrates, De beatif. I, 3; vergl. Mus. Pio Clement. IV. Taf. XIV. 100) Xenokrates in Samos Plat. Quaest. G. 65; Hom. Hymn. XVII, 12, non ihm gäpov dōgōn.

1) Hom. Il. XIV, 267—269. 2) Städtig, Griech. Vasengemälde III. S. 118 sq.; andere Bezeugungen Annot. d. Inst. 1852, p. 46. 3) S. B. II. V, 338; Ap. Rhod. IV, 424; Athen. XV, 3, 682 D. 4) Weidert, Gr. Götterl. I. S. 299. Num. 105; Etzoldberg, Gräber der Götzen S. 43; die Abbildung bei Gerhardt, Münzkunde Taf. I. n. L. 6. 5) Hom. Hymn. XXVII, 15; vergl. G. d. A. R. II. S. 86. 6) Bergl. Gerhardt, Gr. Mythologie S. 655, 2. 7) Siehe im Allgemeinen Ulrich, Wesen und Verhältnisse in Gr. I. S. 180 fig.; Boeckh zum Pindar, p. 221. 222; R. D. Müller, Orkomenos S. 177—183. 8) Paus. IX, 38, 1: *τὸ δὲ ἀγνέσσας* *Καρίων* *λέγουσιν*. Auf das hohe Alter deuten auch schon die Metrokrone aus alter Zeit, unter deren Beistand die Grazien in Orkomenos vereint wurden (Bam. II); f. R. D. Müller u. a. O. S. 179. 9) Strabo IX, 414 überträgt meint: „und Danthas leit für Reichthum und Wohl: habe Götzeis die Grazien vereint.“ 10) Olympos. XIV. Dem Apollonios aus Orkomenos, der im Weltlammie festsetzt, geweiht, eigentümlich mehr ein Beisitzer der Orkomenischen Chariten.

εἰκόνα χαλκῆν ἐν τῷ τεμένει τοῦ Ἀθμῶν καὶ τῶν
Χαρίτων ἱστ., nach Köhler's ³⁰⁾ Erweis, eine geschmiedete
übertragende Gölzung des Beschlusses der Ebertsonisten,
Kath und Volk der Athener mit einem goldenen Kranz
zu beschenken, καὶ ἰδρύνεται Χάριτος βαμὼν καὶ Ἀθ-
μῶν Ἀθηναίων ³¹⁾.

Den spartanischen Dienst der Chariten richtete ein und nannte sie Phaenna und Klea: Lakeldaimon, wie schon Alfman gefungen ²⁷⁾. Ihr Hauptheiligtbum lag an dem Flusse Tafia auf dem Wege nach Amyklä, ein anderes bei der Rennbahn ²⁸⁾.

c) Sonstiges. In Argolis war auf dem Plage, wo früher Hermione stand, *καὶ Ἡμίονος καὶ Ἰλίου Καπνίου* ³⁹⁾, in Elis wurden sie in einem Tempel auf dem Markte verehrt ⁴⁰⁾, welcher Platz ihren Heiligthümern auch sonst gern angewiesen wurde ⁴¹⁾. Auf einem der sechs mit Götterbildern besetzten Doppelaltäre zu Olympia fanden nach Herodot die Graien und Diemels ⁴²⁾; auch in Smyrna, wo Apelles die Charis im Dodekanester ⁴³⁾, scheinen sie speciell verehrt zu sein, wie Schriftsteller ⁴⁴⁾ und Bildwerke zeigen ⁴⁵⁾; den Namen der Stadt Charisia in Arkadien endlich hat man von den Chorieren und ihrem Dienste herleiten wollen ⁴⁶⁾.

Manche andere einschlägige Notizen, wie, daß Eikhon von den Graylen betanzt wird⁴⁷⁾, scheinen ebenso wenig wie das Vorkommen von Eharthenbildern in Tempeln anderer Gottheiten einen wirklichen Localcult voraussetzen.

§. 13. Bildliche Darstellungen.

A. Vetteren Kunststils (s. im Allgemeinen Bieseler, *Denkm. d. alt. Kunst* II. IV. Taf. LVII; K. D. Müller, *Handbuch der Archäologie* S. 392, 3; Köhler a. a. O.).

Die Schriftsteller wetteiferten, die Chariten, ihrem Wesen gemäß, auch körperlich mit allen Reizen und aller Anmuth in schmücken; *ridentes, juvenes et virgines* nennt sie Seneca ⁴⁰⁾, als die lachenden bezeichnet sie auch Anakreon ⁴¹⁾ und bilares (ist ihr stehendes Beiwort ⁴²⁾, *ἐλαφίσαι, εὐφροσύναι ἀειδάλαι* heißen sie der Dichters, *ἁγνὰι* bei Heraklit ⁴³⁾, *ἀφροαὶ* bei Sappho ⁴⁴⁾.

decentes bei Horaz ²²); von den blandis sororibus redet Statius ²³), als rosenarmige preist sie Sappho ²⁴). Ganz besonders aber wird betont ihre Unzertrennlichkeit ²⁵), ihr fester Complex ²⁷).

Dem Bestreben der Dichter schlossen sich die bildenden Künstler an und gaben, nachdem man die alte symbolische Weise, die die Grazien, wie in Orpheus' als rohe Steine, oder wie in Knydos als dreieckigen Pfeiler verdreht, verlassen, denselben die Gestalt anmutiger Jungfrauen. Die Charitenbilder älterer Epoche waren ausnahmslos, und zwar völlig bescheid. Unter denen, die wir nur durch die Schriftsteller kennen, sind die bedeutendsten:

1) Die am Eingange der Akropolis von Athen neben dem Hermes Propylaios stehenden ²²⁾, weit eher in Statuen ²³⁾ als in Relief ²⁴⁾ ausgeführten Skragien, die man zu Pausanias' Zeit dem berühmten Philosophen Sokrates, dem Sohne des Sophroniskos, zuschrieb ²⁵⁾, während Andere sie ein Werk des gleichnamigen Malers nannten ²⁶⁾, welcher Controversé auch in der Kunst vielfach, doch ohne sicherer Resultat, ventilirt worden ist ²⁷⁾. Ueber die Art ihrer Darstellung wissen wir Nichts, man hat sie mit dem besagten Hermes zu einer Gruppe von des Sokrates Hand vereinigen und sie als Pflögerinnen des Dionysios erkennen wollen ²⁸⁾, doch spricht der Beiname Propylaios des Hermes, der an dem Orte seiner Aufstellung doch bedeutend war, durchaus dafür, daß er als solcher stand.

2) An dem von Paphos gearbeiteten Throne des amykläischen Apollon: ἀνίστασθαι ὑμνοῦσθαι αὐτὸν κατὰ ταῦτα δὲ καὶ ὁμῶς Χάριτες τε δύο καὶ Ὁραὶ δύο²³).

3) Derselbe Bathylies weihte in denselben Tempel

35) *Gecl. Gesellen V. a. C.* 906 f. 26) *Demosth. De Cor.*
pe 256, 25, 37) *Paul. Nisi*, 18, 51, c. *Annali d. Inst.*
II. 1830. 38) *Id.* 344 seq. tr. d'agg. M. 39) *Paul. Nisi*, 14, 6,
 39) *Paul. Nisi*, 14, 6, 40) *Ibid.* VI, 24. 41) *Ibid.*,
 „*Stultitia per Stultitiam*“, f. R. D. *Waller*, *Geist. Pöten.*
Städte I. S. 182; Derier I. S. 353. Num. 3. *Wanderer ab*
Niet. (vergl. *Wanderer a. C.* 457, Num. 4) *verini*: „um
 Jedermann zu warnen, daß der Weg, sich *Wanderer* zu verschaffen,
 leicht und angenehm sei, und der Zeit der *Donnerst* ohne Be-
 schwerde entfallen werden könne.“ 42) *Richt im Ginklam* mit
Paul. V. 14, 5. 43) *Paul. IX, 85, 6: Xagapre Xagapre*
stasie, Anallot young. 44) *Arist. Arist. XX, p. 427; XLI.*
 p. 774. 45) *Wanderer* *per Senneca* *de Coudem*, *Spiteler*,
numism. p. 174 n. 173. 46) *Paul. VIII, 3, 1; 35, 5* *per*
Plautus *a. C. II. S. 21.* 47) *Antioch. Palat. XI, 32,*
 48) *De benef. I. 3.* 49) *Fr. 4. p. 415. Bergk*, *f. per* *Wanderer*
becher *mit der* *Stellia* *bezeichneten* *Geographie* *de* *Milano* *I. a.*
p. XXXIII. n. 201. 50) *Verat. Plautus* *in* *de* *Wanderer*
Geitner *1853.* c. 112. 51) *Nisi* *der* *Wanderer* *a. C.* 10.
 52) *Fr. 60. p. 369. Bergk.*

53) Oet. I, 4, § 56. 54) Theubald II, 296. 55) Fr.
65. p. 369. Barch. 56) Hor. Od. III, 21, 21: cognosce
solvere nodum, mihi futo: quae nodum non solvunt quae connexae
sunt; bahis zielen der Dithyren *xwaxidēs*; in fides Reichen für-
breiten; vergl. Seneca l. c. Eintheil der Schale fünf ihre Umarm-
ung nicht. Claudian, 81, 9. 57) Eurip. Hippolyt. 1147:
συνεργός τῃ; Ἠρώ; s. v.: *τὴν αὐτῆς τεταμένην, ἐκείνην;
ἐξερχέται Σωφροδία;* *καίτοι καὶ ἀποβύτων;* Seneca l. c.:
tres Gratian sorores manibus implexit. 58) Paus. I, XXII,
8: *καρὰ δὲ τῇς εὐδοίας ἀντίθῃ τῇς τῇς ἐλπίδος;* *ἐκείνης
δὲ Πρωτανόρας ἀναπαύουσαι καὶ Ἀδράστας;* Plin. Nat. Hist.
XXXV, 5: in propylaea Atheniensium. 59) Sicut dicitur
a. C. V. § 7; Schwend a. C. E. 448. 60) Rüllet-
tings der Schellitz in Arist. Nub. 773: καὶ οὖν ἐλευθερίαν
ἀπὸ τῆς ὑπερβολῆς τοῦ φοιτοῦ; ihn brangt Uffing. O. Reiche-
sen und Studier S. 127 fg.; cf. Bulletin d. Inst. 1868. p. 127
seq., ohne Beifügung von D. Zaba in der Metakel. Striano 1860.
S. 127. 61) Paus. l. c.: *Ζαυπέτης ποταμὸς τὸν Ζαυπό-
νομον λέγουσαν* (dieser unheimlich! Hoeg. Leht. II, 19 und
Seidler; vergl. Scholl. in Aristot. l. c. und Seider, Der Götter-
lehre III, S. 202. Num. 8.) *οὗ ποταμοῦ γένεσις παλαιὰ καὶ ἀν-
τισταίοντος λέγει τὸν ποταμόν.* 62) *ἀντικεινόν* a. i. quas Som-
merfeldt illa quae postea dicitur *ἀντικεινόν*. 63)
Einle im Wörtermaße. D. Rüllet. *καὶ οὖν ἐλευθερίαν*
§. 336, 7. Braun (H. Myth. S. 286) will sie ihm beifügen
aufschreiben, „der vorzugsweise die stützende Bedeutung des Bruchstü-
cks enthält im Worte *βασις*“ 64) Besonders Uffing a. C.
D. Zaba erhebt 1860. S. 127. 65) Paus. III, 18, 6.

als Dank für den glücklich vollendeten Thron des Apollo Statuen der Chariten ⁶⁶⁾.

4) Polydoras von Paros, wahrscheinlich derselbe mit dem großen samischen Künstler ⁶⁷⁾, malte bei dem sogenannten Pythion besetzte Grazien ⁶⁸⁾.

5) Polykalos arbeitete sonst im Heiligthume der beiden Kemeis als für das Gemach des Alkaios Charitenstatuen ⁶⁹⁾.

6) Im Pronaos des Heraion zu Argos standen *Χαρίτες ἑκάκαρα ἄρτια* ⁷⁰⁾.

7) Endolios arbeitete in Erythrai in Kleinaen ein großes Goldbild der Athena Polias für ihren Tempel, vor dem von demselben Künstler gefertigte marmorne Hören und Chariten standen ⁷¹⁾.

8) Die Chariten auf dem Stephanos der Polykretischen Hera werden besetzte gewesen sein.

9) In Elis waren in ihrem Tempel ihre Bilder, nur die Extremitäten von Marmor, der übrige Körper besetzt und von vergoldetem Holz. Die eine hielt eine Rose, die zweite einen Nitragalos, die dritte einen Myrthenzweig; neben ihnen stand rechts auf derselben Basis Erös ⁷²⁾.

10) Oben an den Seiten der Thronlehne des olympischen Zeus des Phidias waren auf der einen Seite die Hören, auf der andern die Grazien angebracht ⁷³⁾; auf der Basis desselben Bildes aber war Erös neben Zeus und Hera ⁷⁴⁾, vielleicht mit Hephaistos verbunden ⁷⁵⁾, dargestellt.

Bei der verhältnismäßig geringen Zahl von Bildwerken älterer Style, die auf uns gekommen, kann auch die geringe Zahl von Darstellungen besetzter Grazien wenig überraschen. Auf manden Monumenten, die alle aufzählen hier nicht der Ort ist, sind sie ohne Gewähr der Richtigkeit vermuthet, doch wird wol gekartet sein, die im Gefolge der Venus so oft vorkommenden zwei oder drei weiblichen Gestalten für Grazien zu erklären, falls keine bestimmten Gegenstände vorliegen; ebenso darf Brunn zugegeben werden, daß auf etruskischen Denkmälern unter den sogenannten Schicksalsgottheiten, Genien u. s. w. manche den Grazien ähnliche Wesen vorkommen ⁷⁶⁾; nicht leicht wird in den einzelnen Fällen zu entscheiden sein, ob man attributlose besetzte Frauen in der Rasse des Apollo in Vasengemälden auf Mäusen oder Chariten zu beziehen habe ⁷⁷⁾.

Die bedeutendsten der hier in Anschlag zu bringen- den, uns erhaltenen Bildwerke mögen folgende sein:

In Marmor: a) Drei langbesetzte jugendliche Frauen, sich an den Händen haltend, um einen Pfeiler in ihrer Mitte gruppiert. Durch die an der Basis befindliche Inschrift: *ΤΑΙΕ ΧΑΡΙΕΙ ΑΕΟΝΤΙΟΣ* als den Grazien dargebrachten Weibchen bezeichnet (*Montfaucon*, Antiq. expl. I. pl. CIX: *Clarae*, Mus. de Sculpt. pl. DCXXXII E. n. 1427 B) ⁷⁸⁾. b) Marmorrelief im Vatikan: Drei schwermüthig verbundene, attributlose, vollständig besetzte Frauen (*Caesoppe*, *Raccolta* III, 13; Beschreibung der Stadt Rom II, 2. S. 62. n. 358; Ann. d. Inst. 1865. p. 267. n. 1; Friederichs, *Baukunst zur Geschichte der Griech. und Röm. Plastik* I. S. 95. n. 79) ⁷⁹⁾. c) An der berühmten Vra Borghese sind die Chariten durch wechselseitiges Händegeben charakterisirt (s. Wieseler zu den Denkm. der alten Kunst I. S. 8). d) Chariten erkannte A. D. Müller auf dem ionischen Brunnennrand, Wieseler (a. a. D. S. 7) nennt Charis die die Hebe schiebende Frau mit Birne, während Weitho die Jagende fortziele.

Auf Münzen: e) Tetradrachme von Athen: Gule, rechts von ihr drei besetzte Jungfrauen, eine hinter der andern schreitend, alle im Profil, die erste mit erhabener Rechte (*Hunter*, Num. Popul. IX, 5; *Müller*, Gal. mythol. pl. XXXIII. n. 200), vergl. die Ath. Münze S. 14. f) Münze des Caracalla von Serme in Galatien. Anmuthig besetzte Chariten, alle drei von front, die beiden an den Händen zeigen das Gesicht im profil (*Müller* l. c. n. 202; auch bei *Theil*, *Dictionn. de Biogr. Myth. Géogr. anciens* p. 177).

Auf Basen: g) Auf der Grandosasse im vierten Bogen zu vermuthen (Gerhard, *Archäol. Zeitung* 1850. S. 262. Ann. d. Bullett. d. Inst. 1845. p. 212); andere Beispiele bei Panofka, *Archäol. Zeitung* 1848. S. 218. 220.

8. 14. Bildliche Darstellungen.

B. Späteren Kunststils.

Die fortgeschrittenen Kunst konnte der Verlockung nicht widerstehen, die reizenden Körper der jugendlichen schönen Grazien unverhüllt zu zeigen und lästete ihre Gewänder, wenn sie ihnen dieselben auch nicht ganz entzog. Manche Beispiele davon sind uns noch erhalten, z. B. auf einer athenischen Münze, wo sie, sich an den Händen haltend, um eine in ihrer Mitte sich befindende, sie überragende Säule gruppiert, nur oberhalb besetzt sich zeigen ⁸⁰⁾, auf geschnittenen Steinen ⁸¹⁾ u. s. w. Diese Bildwerke entsprechen den *παρὰ τὸν αἶμα* X. des Pindar ⁸²⁾, den Grazien *solutis zonis* des Horaz ⁸³⁾, den *soluta*

66) Ibid.: *ἑκακάρων ἀρτίων τῶν Χαρίτων* (nach dem Codex Mosq. *ἑκακάρων ἑκακάρων*) τῶν Χαρίτων.

67) Wie, nach Eilich, Brunn (Gesch. der Griech. Künstler I. S. 116) anzunehmen geneigt ist.

68) Paus. I. S. 35. d. 69) Ibid. 70) *Idem* II, 17. 3. 71) *Idem* VII, 5. 4; vergl. Schaubart in der Zeitschrift für Alterthumskunde.

1850. S. 111—129, mit Beistimmung von Brunn a. a. D. I. S. 99. 72) *Idem* VI, 24. 5. 73) *Idem* V, 11. 7. 74) *Idem* V, 11. 8. 75) Wie Brunn (in der *Archäol. Zeitung* 1849. S. 34; vergl. Gesch. der Griech. Künstler I. S. 175) mit Annahme einer Zade im Terte des *Caesoppe*, zu erklären sucht.

76) In der *Archäol. Zeitung* 1863. S. 7. Ueber etruskische Grazien f. Gerhard, *Gef. Mus. Abhandl.* I. S. 325. 77) Oben-
bas. 1846. S. LXXI.

78) Ähnlich drei Frauen um eine Säule im Vatikan, *Clarae* pl. CDXLVI. n. 815: *heures ou saisons*. 79) Derselbe führt ähnliche in Athen befindliche Reliefsfragmente an. 80) Siehe Gerhard's *Minervendile* Athens Taf. IV. n. 6. 81) *Ogile*, Gemmae ant. oel. p. 167; Deuts. der alt. Kunst II. IV. Taf. LVII. n. 722; *Chaboudier*, Catalog. général et raisonné n. 46. p. 10. 82) *Pyth.* IX am *Alpheion*. 83) *Hor. Carm.* I. 30, 5. 6 mit *truce* (*Hauskall* p. 118).

ac pallucida veste des Seneca⁸⁴⁾, und auch die Chariten des Theophrast⁸⁵⁾, die mit nackten Füßen und erkaltenen Knien zu ihrem Herrn zurückkehren, scheinen als leicht bekleidete Wesen gefügt werden zu müssen.

Allern man blieb bei diesem ersten fühnen Schritte nicht stehen, sondern enthielt die Chariten ganz; nicht wenig Panofias den Künstler anzugeben, der dieses Wagnis unternommen; sicher aber ist jetzt nicht viel später zu suchen, als da Parastoteles schon gewagt, der Aphrodite das Gewand zu entreißen⁸⁶⁾. Nun wurde bei der Bildung der Grazien die Nachhilfe (ex reptione⁸⁷⁾) in Anwendung gebracht, daß auf Käpores pyrrhal⁸⁸⁾ sprüchwortlich wurden und die Schriftsteller sich abmühten, die Gründe für diese Bildung in dem Wesen der Grazien tief verborgen zu finden. Die Art der Darstellung aber in einer Gruppe, die drei unbekleidete Mädchen mit verschlungenen Armen⁸⁹⁾, zwei ans Jüngste, die eine abgewandt⁹⁰⁾, in leichter oder fester Verbindung zeigt, wurde als so mustergering anerkannt, daß auch neuere Künstler, wie Raphael, Thorwaldsen, Canova, nicht davon abgewichen sind⁹¹⁾.

Aus dem Alterthume sind die bedeutendsten einschlägigen Werke:

1) Speusippos stellte die Chariten im Museum der von Plato gestifteten Akademie auf⁹²⁾.

2) Ptochos malte Venus zwischen Chariten und Amoren⁹³⁾.

3) Apelles malte sie neben der Lyche⁹⁴⁾.

Die Zahl der auf und gekommenen nackten Grazienbilder ist, vornehmlich auf Anticaglien, besonders auf geschnittenen Steinen⁹⁵⁾, außerordentlich groß; sie sämtlich aufzuzählen, wäre um so unlosler, als die Darstellungen sich fast völlig wiederholen, viele dieser Monumente ferner nackt sind⁹⁶⁾, endlich die Verzeichnisse zum nicht geringen Theil so lästige Angaben machen, daß man nicht daraus erkennen kann, ob die Grazien nackt oder bekleidet zu denken sind.

Hier genügt die Rambschastmachung der Hauptrepräsentanten der einzelnen Kunstgattungen:

84) Da beneq. I, 3. 85) Idyll. XVI, 8 seq. 86) Siehe Bilder, Gr. Götterlehre III. S. 202. 87) Auch die drei Göttinnen von Paris, ganz als Grazien gestellt bei Overbeck, Gal. heroischer Bildwerke Taf. XI, T. 9. 88) Siehe in den Paroemiographi Gr. von v. Persich und Scherzheim: Gregorius Cyrenus I, 33; Apostol. I, 82 seq.; Zenobius I, 36; Diogenian I, 84; Mantianus Proverb. I, 8, mit Übersetzung auf Philostor. Ep. 44; Libani. Epist. 364; Schol. zu Aristides III, p. 55; Aristoteles. Epist. II, 11; Suidas s. v. Käpores. Euphorion: L. d'agaptes, f. Meinesis. Anal. p. 106; vergl. Fulgent. Mythol. II, 4 k; Horat. Od. III, 19, 15 und sonst. 89) Sen. Da beneq. I, 3: manibus amplexa. 90) Fulgent. I, c.: duas ad nos conversas unam a nobis avercam. 91) Vergl. G. M. Traube, Gr. Mythol. S. 284 f. 92) Diog. Laert. IV, 1. 93) Plin. Nat. Hist. XXXV, 40, 36. 94) Libanius I, c. IV, p. 1068. Reiseke. 95) Siehe z. B. Rippert, Dalmatien II, S. 271. 272. n. 763—767; Tassie II, p. 380. n. 6432—6443. 96) Köhler a. a. D. V. S. 65. Nam. 3 weist fast ganz außer einem trierischen Säulen als Grazienverstellungen auf erhalten gebliebenen Steinen ab.

n. Gracil. v. D. n. S. 798 Section. LXXXVIII.

A. Statuen. 1) Die berühmteste und schönste Gruppe in der Sacristie der Kathedrale von Siena (eigener Stich von Laffino, Clarac, Mus. d. Sc. pl. DCXXXIII. n. 1427 A; Denkm. d. a. Kunst II. IV. Taf. I. VII. n. 723). 2) Gruppe des Louvre; zu den Seiten zwei Badegefäße mit Tüchern darüber; die Chariten tragen in den Händen Früchte und Blumen (Bowlon I. pl. XXII; Clarac I. a. pl. CCCI. n. 1423). 3) Gruppe, früher im Palazzo Ruspoli, jetzt im Vatican (Windelmann, Kunstgeschichte S. 307; f. v. Ramdohr, Ueber Malerei und Bildhauerarbeit III. S. 56; Guattani, Memorie V. p. 113; Beschreibung der Stadt Rom II, 2. S. 97), halb lebensgroß. 4) Drei Grazien, eine zwischen ihnen befindliche Schale in die Höhe hebend und tragend, in Villa Borghese (f. Ranfo a. a. D. S. 451; Voßmann, Reise in Italien II. S. 810).

B. Wandgemälde. 5) In Civitá gefunden, die Grazien mit Blumen und Kapseln, verschiednen befrucht (Real Mus. Borbon. III. tv. III; Roux et Barré II. pl. XCI; Pitture d'Ercolano III. tv. XI). 6) In Catania gefunden (Monum. dell' Instit. II. tv. XLVII).

C. Geschnittene Steine. Außer den vielen, im Verlaufe dieses Aufzuges erwähnten: 7) Die Grazien, mit Rosenbüscheln, Blumen, Kapseln in den Händen (Köhler a. a. D. Taf. V; Denkm. d. a. Kunst a. a. D. n. 724). 8) Die Chariten, Aglaia mit der Wölge ihres Gemahls Hephaistos, eine der Schwärmer hält Wehren (Mus. Worsleyanum II. tb. V; Denkm. d. a. Kunst a. a. D. n. 725). 9) do. zwei nackt, doch mit Schleier, die dritte halbnaht (Chabouillet, Catal. génér. et rais. n. 46. p. 10). 10) do. jede mit einem verschiedenen Gefäß versehen (Tölkens, Erklärung des Verzeichnisses III, 5, 1308). 11) Allegorischer Stein: zwei Erisen; oben Aphrodite, Athena, Lyche, unten die Chariten, die links trägt Wehren, die Attribute der andern sind nicht zu erkennen (Köhler a. a. D. Taf. II. S. 66 f.). Dazu 12) gemaltes Glas, Boden eines Bechers, drei Grazien nackt mit Armaband und Fußspangen; die beiden in den Seiten halten jede eine Art Band, etwa einen Fagel, neben jeder der drei wächst auf hohem Stengel eine Blume. Umher eine Umschrift, halb Griechisch, halb Latein: Gelasia (sanfter Lächeln). Leocori (glänzende Schönheit). Comasia (liebenwürdige Göttergattin). Pictio Zeros, Multis annis vivatis (Fabretti, Inscr. antiq. p. 539; Millin I. c. pl. XXXIII. n. 201. p. 32).

D. Lampen. 13) Drei Grazien in einem Becherram, auf der Rückseite: L. Gafae (Ulrichs, Verzeichniß der Antiken der Universität Würzburg I. S. 39. n. 39).

14) Drei Grazien. Berlin (Gerhard, Verzeichniß der Vasen, T. C. und Mittelasiensammlung S. 66. n. 356). (Rud. Gudeckens.)

GRAZINI (Angelo Lorenzo), italienischer Geschichtschreiber und Dichter des 18. Jahrh., im J. 1701 zu Krezzo geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt bald nach der Beendigung seiner theologischen

Studien die Leitung des bischöflichen Seminars seiner Vaterstadt, in welchem er die Muse, welche ihm seine Amtsgeschäfte ließen, zu historischen Forschungen benutzte. Er versuchte sich auch in der Poesie und die Versuche (Bizzari Contrasti), welche er in der Akademie der Arcadi zu Arezzo, deren Mitglied er war, im J. 1761 vortrug, beweisen ein nicht unbedeutendes Talent zur scherzhaften und satirischen Geltung der Dichtkunst. Seine Untersuchungen über die Heiligen, welche in früheren Jahrhunderten zu Arezzo den Martyrertod erlitten haben sollten (Vindicine S. Martyrum Aretinorum. Florentiae 1755. 4.), sind ein schönes Zeugnis seines Fleißes, wenn auch vielfach die Handhabung einer strengeren historischen Kritik zu wünschen wäre. Brauchbare Beiträge zur gleichzeitigen Kirchengeschichte liefert seine Lobrede auf Joli. Incontri, Bischof von Arezzo (Le Lodi di Monsignore Fil. Incontri, vescovo d'Arezzo. Firenze 1754. 4.); am meisten zu bedauern aber ist, daß seine Geschichte der Bischöfe von Arezzo (L'istoria chronologica di Vescovi di Arezzo), bei welcher er gute Quellen benutzte und welche er im Manuscript völlig ausgearbeitet hinterließ, nicht gedruckt wurde. Er starb am 20. Febr. 1790 in seiner Vaterstadt *).

(Ph. H. Kälb.)

GRAZIOLI (Domenico), italienischer Musiker, um das Jahr 1745 zu Venedig geboren, war ein Schüler des berühmten Organisten Bertoni und wurde von den Procuratoren der Kirche San Marco zum Erbsmann desselben bestimmt, als dieser Urlaub zu einer Reise nach London erhalten hatte. Später bekam er Bertoni's Stelle. Sein Sohn Giovanni Battista, um das Jahr 1770 geboren, folgte ihm in seinem Amte nach. Er hat zwölf Sonaten für das Clavier und sechs Sonaten für Clavier und Violine geschrieben, welche um das Jahr 1799 in Teufelsdorf gedruckt wurden. Er ließ auch auf dem Theater San Benedetto zu Venedig eine komische Oper (Il tempo scopre la verità) auführen, welche aber wenig Glück machte. — Ein anderer Componist Grazioli lebte um das Jahr 1830 zu Rom, wo er für Kirchen und Theater schrieb. Seine Kirchenmusik hat nicht den ersten, dem Gegenstande entsprechenden Charakter; besser gelangen ihm Opern und zwei derselben: Il Pellegrino bianco und Il Taglia legno di Dombas (1828) wurden mit Beifall aufgeführt).

(Ph. H. Kälb.)

GRAZIOLI (Pietro), italienischer Theolog und Archäolog, im J. 1700 zu Bologna geboren, wohin er sich dem geistlichen Stande und trat nach der Beendigung seiner Studien in den Orden der Barnabiten, in deren College zu Lodi er zwei Jahre die Theologie und Philosophie mit so großem Beifall lehrte, daß man ihm die Professur der Rhetorik und Poetik an der Universität zu Mailand übertragen zu müssen glaubte, welche Stelle er

auch ganz den von ihm gehegten Erwartungen entsprechend zwölf Jahre bekleidete. Da ihm aber doch allmählig das Lehramt beschwerlich wurde, so ernannten die Oberen seines Ordens ihn zum Probst von San Paolo in Bologna. Er leitete dieses Kloster, bis der Paps Benedikt XIV. ihn zum Regens des Seminariums zu Bologna bestimmte, welches Amt er mit der größten Gewissenhaftigkeit bis zu seinem Tode versah. Er starb im J. 1753 in seiner Vaterstadt in der Blüthe seiner Jahre und ohne alle Pläne zu gelehrten Werken, die ihm noch größeren Ruhm bereitet hätten, ausführen zu können. Er muß jedenfalls als einer der gelehrtesten Männer seines Ordens betrachtet werden, auf welchen dieser mit Recht stolz sein kann. Grazioli's geringstes Verdienst ist es übrigens nicht, daß er in den Unterricht der Wissenschaften in den Schulen der Barnabiten eine strengere, den Anforderungen der Zeit mehr genügende Methode und einen besseren Geschmack einführte. Unter seinen zum Theil noch nicht gedruckten Schriften nimmt ohne Zweifel das Werk über die Geschichte, Topographie und Alterthümer der Stadt Mailand (De praeciaris Mediolani aedificiis quae Aenobarbi cladem antecesserunt dissertatio; cum duplici appendice, altera de sculpturis ejusdem urbis, in qua nonnulla usque hae inedita monumenta proferuntur, altera de carceris Zebedio, ubi nunc primum S. Alexandri Thebis martyris acta illustrantur; accessit Rythmus de Mediolano jam editus vero emendatus et notis auctus. Mediolani 1735. 4.) den ersten Rang ein und wird, obgleich die strenge Kritik der jetzigen Zeit Manches an der Untersuchung, sowie an der Ausführung zu tabeln findet, seinem Namen in der Geschichte der Gelehrsamkeit die Unsterblichkeit sichern. Von seinen übrigen literarischen Leistungen sind noch zu erwähnen einige während seines Lehramtes entstandene Handbücher (Trattato di poesia und Eloquiae praedicta), die auf die Geschichte und die Leistungen seines Ordens in Kunst und Wissenschaft bezüglichen Arbeiten (Praestantium virorum qui in congregatione S. Pauli vulgo Barnabitarum memoria nostra floruerunt und Vita di Carlo Giuseppe Fideli professore Barnabita) und die auf die Hagiographie bezüglichen Abhandlungen: S. Alexander e Thebana legione martyr, Bergomensium tutor, secundis curis illustratus und Della vita, virtù e miracoli del B. Alessandro Sauli. (Bologna 1741. 8.). Auffallend erscheint es, daß in neueren Geschichten der Literatur und bibliographischen Wörterbüchern sich der Name Grazioli gar nicht findet, während die Verfasser mancher bedeutender Nachwerke nicht vergessen sind *).

(Ph. H. Kälb.)

GRAZZINI (Antonio Francesco), italienischer Dichter, am 22. März 1503 zu Florenz geboren, gehörte einem Adelsgeschlechte an, welches aus dem Flecken Staggia in Val d'Elle 25 Meilen von Florenz auf dem

*) Bergl. Tizpado, Biografia degli Italiani illustri. Tom. IV. Biographie générale. Tom. XXI. p. 766.

†) F. J. Freix, Biographie universelle des Musiciens. (Paris 1862. 8.) Tom. IV. p. 92. Universal-Lexikon der Tonkunst von J. Schiönbach und G. Bernsdorff. Bd. II. S. 230.

*) Bergl. G. Fantuzzi, Notizie degli scrittori Bolognesi. (Bologna 1781. 4.) Tom. IV. p. 269. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 367. (Nov. ed. Tom. XVII. p. 409.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 766.

Wege nach Rom kamnte, wo die Mitglieder desselben schon seit dem 13. Jahrh. vorkommen. Man weiß nicht wo und durch wen Antonio Francesco seinen Unterricht erhielt und kann ebenso wenig mit Bestimmtheit behaupten, ob die Nachricht, daß er in seiner Jugend zu einem Apotheker in die Lehre gegeben worden sei, auf Wahrheit beruht oder als eine Sage betrachtet werden muß. Dieser Stand verräth sich übrigens mit literarischen Studien und man darf auch voraussetzen, daß Grazzini dieselben freundschaftlich vernachlässigte und sich durch den Erfolg derselben bald so weit emporklimmte, daß er das Apothekergeschäft aufgeben konnte, denn Nichts läßt vermuthen, daß er dasselbe noch später betrieb, nachdem er sich bereits einen Namen als Schriftsteller erworben hatte. In einem Alter von 37 Jahren hatte er gewiß eine achtbare Stellung unter seinen Mitbürgern erworben, denn zu dieser Zeit ward er einer der Stifter der Akademie zu Florenz, welche am 1. Nov. 1540 ihren Anfang nahm und sich den Namen Akademie der Freuden (Accademia degli Umidi) beilegte, welchem entsprechend die Mitglieder verschiedene Benennungen erhielten; Grazzini hieß Pfeilscharpen (il Lancia), unter welchem Namen er auch in der Geschichte der italienischen Literatur bekannt ist. Seine Prose bestand in einem Pische der erwählten Art, welcher seinen Pfeil über das Wasser erhebt, nebst einem darüber flatternden Schmetterlinge, wodurch er den wunderlichen und launischen Charakter seines Geistes andeuten wollte, wie denn auch wirklich der Pfeilscharpen sich zuweilen aus dem Wasser erhebt, um nach Schmetterlingen, welche gewöhnlich als Sinnbild der Tugenden und Einfälle der menschlichen Phantasie dienen, zu haschen. Grazzini war seit dem Entstehen der Akademie Kanzler derselben, woraus sein Einfluß bei der Eristung derselben hervorgeht. Als einige Monate später der Großherzog der Akademie den Namen florentinische Akademie beizulegen sich veranlaßt sah, wurde Grazzini zum Schöfner (Provveditore) derselben ernannt, welche Stelle er in der Folge noch dreimal bekleidete. Da indessen die Zahl der Akademiker bald sehr zunahm, so erlaubten sich die später hinzutretenden, statt die nöthige Achtung und Rücksicht für die Stifter zu zeigen, ohne diese um Rath zu fragen, mancherlei Neuerungen und machten lästige Bestimmungen und Vorschriften in Bezug auf die Vorlesungen, auf die Censur der zum Druck bestimmten Werke und auf andere Rebrnunge. Grazzini, welcher sich diesen Annahmen ernstlich widersetzen zu müssen glaubte, wurde nach wiederholten Streitigkeiten durch einen Beschluß der Mehrzahl der Mitglieder zu Anfang des Jahres 1547 von der durch seine Mitwirkung gegründeten Akademie ausgeschlossen, worüber man um so mehr erstaunen muß, da er sich bereits den Ruhm eines ausgezeichneten Dichters erworben hatte. Um diese Zeit erschienen seine Lustspiele, seine satirischen Gedichte, in welchen die Mitglieder der Akademie der Freuden freundschaftlich verpöffen waren. Man hätte glauben sollen, nach solchen Erfahrungen sei ihm die Lust zur Eristung von Akademien verschwunden, dies war aber keineswegs der Fall, denn wir finden ihn wieder bei der Eristung der Akademie von der Reie (Acca-

demia della Crusca) um das Jahr 1550 thätig. Ob schon auch die Mitglieder dieser Akademie nach der herrschenden Sitte und nach dem damals allgemeinen Vergnügen an solchen Spielereien sich besonders von dem Wohl und Badewerte hergenommene Namen beizulegen hatten, so glaubte doch Grazzini den seinigen nicht ändern zu sollen, da er ihn ganz passend hielt, weil man ja auch die Pfeilscharpen mit Wohl bestreue, ehe man sie brate. Die Aufgabe der neuen Akademie war übrigens, die Reinheit der italienischen Sprache durch Ausschreibung der ungebührlichen und solchen Ausdrücke und Worte zu befördern, wie man die Reie von dem Wohl sondert, und sie hat ihre Aufgabe nach dem Urtheile der italienischen Sprachforscher getreulich erfüllt. In der Akademie der Freuden hatte Grazzini noch einen alten Freund, den Ritter Leonardo Salviati, mit welchem er fortwährend im Verkehr blieb, und als dieser Consul der Akademie wurde, suchte er sich mit derselben dadurch zu verbinden, daß er sich scheinbar einigen Höflichkeitstücken unterwarf. Grazzini wurde im 3. 1566 wieder aufgenommen, nachdem er länger als 20 Jahre ausgeschlossen gewesen war. Er vermittelte dagegen den Eintritt Salviati's in die Accademia della Crusca und dieser Salviati ist derselbe, welcher unter dem akademischen Namen Insartuato Tasso's des freies Jerusalem so heftig angriff, ohne durch seine Kritik den geringsten Anlaß finden zu können. Auf die Mitwirkung bei der Eristung der beiden erwähnten Akademien beschränken sich die Thatfachen, welche uns aus Grazzini's Leben bekannt sind, was man um so auffallender finden wird, da dieser Dichter zu den besten und geistreichsten Schriftstellern jener Zeit gehört. Er starb im Februar 1583 zu Florenz und wurde zu San Pier Maggiore in dem Grabmale seiner Ahnen beigesetzt. Er war ein wohlgestalteter Mann von starkem Körperbau und trotz seinem heiteren Temperament von ernstem Aussehen, was jedoch seinem fahlen Haupte und seinem dichten Barte zugesprochen werden muß. Trotz den freien Stellen, die häufig in seinen Werken vorkommen, war er ein Mann von strengen Sitten, und er galt sogar bei seinen Zeitgenossen für sehr fromm; auch führte er, ob schon er nie verheiratet war, ein so regelmäßiges Leben, wie man es kaum von einem in seinen Schriften so üppigen Dichter erwarten kann. Sein Geist zeigte bei aller Sonderbarkeit eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Munterkeit und die unermüdbliche Sorgfalt, diesen durch fortwährendes Studium und den Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit auszubilden, gab ihm jene Vollkommenheit und Feinheit, welche man an seinen Erzeugnissen bewundert. Francesco Berni hatte der butelosen Poesie der Italiener dadurch, daß er die Redheit und den Uebermut des genialen Volksdichters Burchiello mit Aristophiles Leichtigkeit und Annuth verminnte, eine so völlig neue Gestalt gegeben, daß sie nach ihm fortan die berneske (poesia Bernesca) hieß, und sie war auf diese Weise durch ihn ästhetisch, wenngleich eben nicht moralisch veredelt in der italienischen Literatur classisch geworden, so daß man bis auf die neuesten Zeiten Berni's Gedichte als Muster in ihrer Art ehrt. Unter seinen

Zeitgenossen hatte Berni keinen eifrigeren Bewunderer als Grazzini. Sein heller Verstand und sein unbegannener Sinn verleiden ihm die monotone Epithetkette der Petrarchisten und die fleißige Heiterkeit der Nachahmer der Alten. Er war sehr entschlossen, diesen Verirrungen des Geschmacks seiner Zeitgenossen entgegen zu arbeiten. In dieser Absicht veranfaltete er auch eine Sammlung von Gedichten im barocksten Style (Opere barlesche), welche seit dem 16. Jahrh. oft gedruckt wurde¹⁾ und uns als ein seltsamer Haufe von Roth und Blumen unter einander erscheint. Als eine Ergänzung kann man die ebenfalls von Grazzini veranfaltete Sammlung von Carnivalskithern (*De' tutti trionfi, carri, mascherate o canti Carnascialeschi del tempo di Lorenzo de Medici a questo anno 1559. Flor. 1559. 8. Cosmopoli 1750. 8. 2 Voll.*) betrachten. Die eigenen Gedichte Grazzini's gehören größtentheils in dieselbe Klasse. Sie haben wenig Eigenthümliches, aber sehr viel Natur, Leichtigkeit und Präcision des Ausdrucks. Sie führen verschiedene Benennungen und werden uns vorgestellt bald als Stangen (Stanze in dispregio delle Sberattate. Firenze 1579. 4.), bald als Sonette und Capitel (Sonetti e Capitoli. Firenze 1584. 8. 2 Voll.), unter denen besonders die satyrischen Capitel sehr anjehend sind, obgleich sie zuweilen sich auch mit akademischen Epigrammatischen beschäftigen, bald als Elogien (*Eloghe ed altre rime. Livorno 1799. 8.*), welche indessen erst lange nach seinem Tode von Domenico Moreni aufgefunden und bekannt gemacht wurden, und bald als Rime (*Rime. Firenze 1741—1742. 8. 2 Voll.*) mit einer guten Biographie des Dichters von Antonio Maria Biscioni. Grazzini ist auch der Erfinder einer neuen Art von scherzhaften Gedichten, welche er *Madrigalasse* nennt, welche mit den Madrigalen die ungleiche Länge der Verse und die freie Vermischung der Verse gemein haben, sich aber von ihnen dadurch unterscheiden, daß sie ungleich länger und scherzhafter oder satyrischen Inhalts sind²⁾. Zur satyrischen und burlesken Gattung der Poesie darf wohl auch Grazzini's scherzhaftes Gedicht: „Der Krieg der Ungeheuer“ (*la guerra de' mostri*) gerechnet werden; um dieses aber recht zu verstehen, können einige Bemerkungen nicht umgangen werden. Benedetto Urtigli, ein Florentiner,

hatte ein burleskes Gedicht über den Krieg der Riesen gegen die Götter aufgearbeitet; aber Girolamo Amelunghi, ein Pisaner, wegen seines misgefallenen Körpers der Budel von Pisa (*il gobbo da Pisa*) genannt, entwendete es ihm und gab es unter dem fingierten Namen Horabosco heraus. Obgleich nur aus den lächerlichsten Abenteuerlichkeiten zusammengekeilt, erregte es dennoch Aufsehen und man bejaurete den um sein Eigenthum betrogenen Dichter; es erschien sogar eine Parodie unter dem Titel: *Ranea oder der Krieg der Zwerge* (*La Nanea. Firenze 1556. 4.*), welche man gewöhnlich Grazzini zuschreibt, welche Behauptung aber auf keine Weise bewiesen werden kann, obgleich sie von italienischen Literaturhistorikern eifrig verteidigt wird. Als Fortsetzung beider Gedichte erschien nun „Der Krieg der Ungeheuer“ (*La guerra de' mostri. Firenze 1584. 4.*), zu welcher sich Grazzini offen bekant. Es beginnt sogleich mit einer Verhöhrung Amelunghi's. Die Riesen, welche den Göttern den Krieg erklärten, wurden bestraft und durch Blitze niedergeschmettert, das weiß Jedermann, aber ein gewisser Budel von Pisa sammelt um sich ein Geschlecht ungeheurer und lächerlicher Riesen, mit denen er den Göttern den Himmel zu entreißen gedenkt. Die Götter würden in Verzweiflung gerathen sein, wenn nicht das Volk der Zwerge zu ihrer Hilfe herbeigekommen wäre und sie gereizt hätte. Es erhebt sich nun ein Geschlecht von Ungeheuern, welches ebenfalls von sich reden machen will, und zieht gegen die Götter zu Felde. Obgleich nun die Zwerge sich wieder theilen, denselben beizugehen, so gibt doch der alte Saturn, ein an Erfahrungen reicher Gott, dem Jupiter den Rath, die Riesen wieder aufzuwecken, Friede mit ihnen zu schließen und vereint mit ihnen gegen die Ungeheuer zu kämpfen. Dieser Rath gefallt allen Göttern. Ihr werdet nun, sagt der Dichter, vernehmen, wie Jupiter die Riesen in das Leben zurückruft, wie diese ihre Banner mit denen der Zwerge vereinigen, wie die verwünschten Ungeheuer jedoch die Riesen und die Zwerge besiegen, wie sie sich des Himmels bemächtigen und die Götter daraus vertreiben, wie sie selbst die Regierung an sich reißen und warum seit dieser Zeit die Welt von Stürmen, Ueberschwemmungen und Hungersnoth leiden muß, warum man den Mal nicht mehr von dem December unterscheiden kann. „Ja“, fährt er fort, „man könnte darüber sehr schöne Dinge sagen, aber die Klugheit verschließt mir den Mund. Gewisse Leute, voll Bosheit und Haß, lauern mir auf und traasiren meine Verse und Prosa auf weit ärgere Art, als Circe und Medusa die Menschen in der alten Welt verwandelten. Ich schweige deshalb und werde Nichts weiter sagen.“ Eine Anspielung ist hier nicht zu verkennen und sie wäre noch klarer geworden, wenn der Dichter mit dem zweiten Gesange, welchen er anfänglich, hervorgerufen wäre, aber er dächte ihn ohne Zweifel gerade aus dieser Ursache nicht. Die italienische Literatur hat dadurch keinen sehr großen Verlust erlitten, denn Grazzini's Versuche in der epischen Gattung der Poesie sind nur unvollkommene, durch einzelne burleske Züge anjehende Bruchstücke. Größeren Anspruch auf Kunstwerth machen dagegen seine

1) Eine der besten Ausgaben erschien zu Uscchi (wahrscheinlich Uscchi) al Reno. (Napoli) 1726. 8. 3 Voll. In der Vorrede zu dieser Sammlung ruft Grazzini aus: „Ma io, o Berni debbono, o Berni gentile, o Berni divino, non c'incampano, non c'incampano, non c'incampano per lanterne, ma con parola, non stitiche o forestiere, ma sante e naturali, non veri non gonfiati occulti, ma sensuosi e chiari, con rime non strascinate e aspre, ma dolci e pure, ei sal mostrare la perfezione.“ Unter den früheren Ausgaben dieser Sammlung sind zu nennen: Flor. 1548—1555. 8. 3 Voll. Venezia 1564. 8. 2 Voll. Lond. 1721. 8. 2 Voll. Flor. 1728. 8. 2 Voll.; auch bildet sie den 18. Band des Parnaso italiano. 2) Eine Probe dieser Madrigalasse findet man in G. Fr. Bürger's Geschichte der semitischen Literatur. Bd. II. S. 193. Ein artiges Sonett Grazzini's, welches dessen Theorie der wahren Dichtkunst enthält, theilt Fr. Heuermann in seiner Geschichte der südlichen Dichtkünstler. Bd. II. S. 218 mit.

in Prosa geschriebenen Lustspiele, welche nicht weniger komisch, als die Lustspiele anderer gleichzeitiger Dichter, aber nicht so unabhängig und Kinder eines etwas edleren Geistes sind. Mit fester Hand zeichnet auch er Thorheiten und Charaktere seiner Zeit nach der Natur und sein Dialog zeigt ganz die komische Lebhaftigkeit und Gewandtheit, welche Ariosto und der Cardinal Bibiena eingeführt hatten, aber seine Art und Weise ist zu geschwätzig und wirkliche komische Situationen und Einfälle sind durch unbedeutende gauloise Conversation zu sehr geschwächt. In seinen Scherzen ist der Dichter unstreitig stärker, als in treffender Satire und diese richtet sich oft gegen unbedeutende Auswüchse der Pedanterie, welche zum Theil jetzt fast unverständlich geworden sind. Die von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Lustspiele (*Commedie di Anton-Francesco Grazzini*, detto il *Laoco*. Venezia 1582. 12. 6 Part. in 1 Vol.) enthält sechs Stücke, deren Inhalt sich im Allgemeinen fast auf denselben Stoff beschränkt, nämlich auf einen Narren, welchen man prellt, indem man ihm einen lustigen Streich spielt oder ihn durch eine Verkleidung betrügt, wodurch dann der Zweck anderer Liebenden befördert oder erreicht wird. In der „Eiserlust“ (*La Gelosia*)³⁾ will der Dichter keineswegs diese Leidenschaft und ihre Qualen schildern, sondern das Lustspiel führt nur deshalb diese Ueberschreift, weil man darin einen eifersüchtigen Alten spott, welcher leicht besesselt eine kalte Nacht im Freien zubringt, um den Liebhabern aufzulauern, und welcher gerade durch diese Anstrengung, durch den Frost, der ihn schüttelt, und die Schlinge, die er den Liebhabern legt, denselben zur Erreichung ihres Zweckes hilft. Die „Beifesse“ (*La Spiritata*)⁴⁾ ist ein junges verliebtes Mädchen, welches man zwingen will, statt ihres jungen Geliebten einen ihr verhassten Alten zu heirathen. Sie stellt sich, als sei sie vom Teufel befallen und erreicht durch diese List, in welcher sie von ihrer Amme, ihrem Liebhaber und dem Hausarzt getreulich unterstützt wird, ihre Absicht. Der Inhalt der „Herr“ (*La Striga*) ist, wie man sich leicht denken kann, kein anderer, als daß eine dienfertige Kupplerin sich mit den Gerächtschaften und Blendwerken der Zanderei umgibt, um die Intrigue eines Liebespaares zu dem erwünschten Erfolge zu führen und einen alten im Wege stehenden Nebenbuhler zu entfernen. Dieses Lustspiel ist auch deshalb merkwürdig, weil statt der gewöhnlichen Vortreiber der Prolog und der Inhalt, komisch personifiziert, von verschiedenen Seiten zugleich auftreten und einander beweisen, daß sie im Grunde beide überflüssig sind. Der Dichter hat dabei die köstliche Absicht, die Prologe nach dem Vorbilde des Plautus und des Terenz und die Inhaltsanzeigen, die damals noch vor dem Stücke gesprochen wurden, von der italienischen Bühne zu verschwinden. In der Sibylla

(*La Sibilla*) ist keineswegs, wie man nach dem Titel glauben könnte, von einer wahrhaftigen Sibylla die Rede, sondern Sibylla ist der Name der Pflügerin Michelozzo's und seiner Frau, deren Sohn Alexander in das Mädchen verliebt ist, um welches ein alter Doctor streit. Dieser hat Michelozzo auf seiner Seite, die beiden Liebenden werden aber von der Frau auf jede mögliche Weise unterstützt. Endlich entdeckt Sibylla ihren wirtlichen Vater in Diego, einen alten Spanier, welcher als zärtlicher Vater seiner Tochter Neigung billigt und endlich auch Michelozzo dahin bringt, in die Wahl seines Sohnes einzuwilligen, obschon dieser weniger durch die Zärtlichkeit seines Sohnes und die Liebendwürdigkeit der Braut, als durch den Reichtum und durch die Großmuth des Spaniers zu diesem Schritte bewogen wird. In *La Pinzochera* ist eine alte Beguine für Geld die Hauptträgerin der Intrigue. Diese Beguinen, in Italien Pinzochere genannt, scheinen sich überhaupt, was solche Kuppelien betrifft, seines guten Rufes freut zu haben und erscheinen oft in italienischen Lustspielen trotz ihres Nonnengewandes und des Rosenkranzes, den sie stets mit sich führen, als verdächtige Unterhändlerinnen in Liebesfachen. Die Entdeckung der „Verwandtschaften“ (*I Parentadi*) beruht auf einem vielgebrauchten Auskunfts mittel, dem Wiederfinden verlorren geglaubter Mittern und auf Wiedererkennungen, ist aber nicht ungeheißt durchgeführt. Außer diesen sechs Lustspielen Grazzini's wurde im 18. Jahrh. noch ein hiebetes aufgefunden, welches den Titel: *Argizogolo* führt⁵⁾, von einem Bauer, welcher sich so nennt und in dem Stücke eine Rolle spielt. Die Hauptperson ist ein alter verliebter Procurator, welcher die Versicherung seines Dieners, daß er ihn verjüngen könne, bereitwillig hinnimmt und einen Kranf verlißt, welchen dieser von einem gelehrten Arzte gekauft haben will und der aus einer Quelle auf dem Gipfel des Caucasus geschöpft sein soll. Der Diener läßt sich dafür von dem Alten 100 Thaler bezahlen. Der Scherz ist ziemlich gewöhnlich und nicht besonders komisch, der Verlauf ist es indessen mehr. Die Familie und das Hausgeheiß des alten Ser Alfio wollen nach der Verabredung ihren Herrn nicht erkennen, wenn er seinen Namen nicht nennt, und sind außer sich vor Entziden über das Augenbleich seiner Jüge und die frühe seiner Gesichtsfarbe. Die ganze Verjüngung geschieht indessen nur wegen einer gewissen Mona Papera, in welche der Alte verliebt ist, und welcher er gefallen will. Diese nimmt jedoch die Verwandlung sehr übel auf, weil sie nach ihrem Gefändnisse einen alten und deshalb ruhigen und verständigen Gemahl einem jungen Raffen vorgeht. Der Alte geräth in Verzweiflung, aus welcher ihn jedoch wieder sein Diener rettet, indem er ihm für weitere 100 Thaler einen andern Kranf besorgt, der ihm sein Alter, seine Runzeln, seine grauen Haare, seinen Husten und seine Steinschmerzen zurückbringt. In der andern Abtheilung des Stückes erscheint der Bauer Argizogolo und fragt den Procurator

3) Die ersten Ausgaben der *Gelosia* (Firenze 1551. 8. Venezia 1552. 8.) werden gefucht, weil sie vollständiger sind; das Stück ist in der erwdnteten Ausgabe der Lustspiele verändert und verhörmlich. Die Ausgabe, Firenze 1558. 8., hat ebenfalls manche Verönderungen enthalten. 4) Am besten und vollständigsten in der Originalausgabe: Firenze 1561. 8.

5) *L'Argizogolo*, comedia di Grazzini. Firenze (Venezia) 1750. 8.

um Rath, wie er sich aus der Verlegenheit heissen soll, da er in einen Proceß wegen zwei Ochsen, die er gestohlen habe, verwickelt sei. Der Alessio gibt ihm den Rath, den Verräthten zu spielen und auf alle Fragen des Richters nur durch Pfeifen zu antworten. Arzigoletto folgt diesem Rathe und wird ungekürzt entlassen. Als nun der Procurator seine Bezahlung verlangt, kann er aus seinem Klienten nur Pfeifen herauslocken und erhält so den für seinen Rath verdienten Lohn. Sämmtliche sieben Lustspiele, welche immer ihre komische Kraft noch nicht verloren haben, sind in das komische Theater der Florentiner (Teatro comico Fiorentino. Firenze 1750. 8. 6 Voll.) aufgenommen, dessen 3. und 4. Band sie bilden. Mehr als alle bis jetzt erwähnten Werke Grazzini's, welche von den Geschichtschreibern der italienischen Poesie gepriesen, aber wenig gekannt sind und noch weniger gelesen werden, entsprechen dem Geschmade unserer Zeit seine Novellen, welche erst in der Mitte des 18. Jahrh. wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen und den Freunden dieser Dichtungsart zugänglich gemacht wurden. Grazzini schrieb 30 Novellen, welche er in drei Abtheilungen (Cene) eintheilte, weil sie bei drei solchen Gelegenheiten erzählt sein sollten. Die jetzt sind aber nur 21 derselben aufgefunden worden; denn die Nachricht, daß auch die übrigen neun in einer von ihm selbst herrührenden Handschrift noch vorhanden seien, hat sich nicht bestätigt, denn diese von Domenico Moreni entdeckte Handschrift enthält nach genauer Untersuchung nur die Cologen und andere ungedruckte Gedichte, von deren Bekanntmachung schon weiter oben die Rede war. Grazzini, welcher nach dem Vorbilde Boccaccio's und anderer berühmter Novellisten seinen Erzählungen eine bestimmte Veranlassung geben und sie in einen Rahmen fassen wollte, fährt sie auf folgende Weise ein. Zur Zeit Paul's III., Karl's V. und Franz I. fanden sich nach einer Wahlzeit, zu welcher sie eingeladen worden waren, einige junge Edelleute und einige Damen bei einer schönen und reichen Witwe zu Florenz, und da sie von einem Schmeicheleßer überrascht wurden, so benutzten sie diese in Italien seltene Gelegenheit, sich einander mit Schmeicheleßern zu werfen. Als aber das Wetter immer schlechter wurde und diesen Zeitvertreib unbehaglich machte, so lud die Herrin vom Hause alle ein, den Abend bei ihr zuzubringen. Sie ergötzen nun nach der Reihe, jeder Herr und jede Dame, eine Geschichte und geben sich das Versprechen, sich an den zwei nächsten Donnerstagen zu demselben Zwecke wieder einzufinden. Die frühliche Gesellschaft besteht aus fünf Edelleuten und ebenso vielen Damen, das Loos entscheidet die Reihenfolge, nach welcher sie erzählen sollen. Giocinto macht am ersten, Amaranta am zweiten Abend den Anfang; beide beginnen fromm ihr Werk mit der Anrufung des Allmächtigen und bitten ihn, sie in solche Stimmung zu versetzen, daß sie Nichts sagen mögen, was nicht zu seinem Ruhme und nicht zur Unterhaltung der Gesellschaft diene; Giocinto fügt aber zugleich die Bemerkung hinzu, daß seine Erzählung etwas droßig und üppig ausfallen dürfte, um dadurch die nach ihm Kommenden durch sein Beispiel zu ermuntern. Der Hauptinhalt der

ersten Novelle bezweckt in der That die Heilsamkeit der eheichen Vergnügungen darzuthun, indem er zeigt, wie Eustrochio Bisdomini seine Gemahlin auf diese Weise von einer langwierigen Krankheit geheilt habe. Amaranta will ihrem Vorgänger nicht nachstehen und die bei ihrem Geschlechte voraussetzende Züchtligkeit hindert sie nicht, das ärgeliche und lächerliche Mißgeschick eines Schulmeisters mitzutheilen, welcher, um sich aus großer Verlegenheit zu ziehen, mit eigener Hand einen wichtigen Theil seines Körpers opfern muß. Sileno und die übrigen Gäste lösen mit eben solcher Freiheit und mit ebenso wenig Zurückhaltung ihre Aufgabe, und man scheint zu jener Zeit nichts Anstößiges in einer solchen Unterhaltung gesehen zu haben. Die Novellen sind übrigens nicht alle scherzhaft und üppig, manche sind sogar sehr ernst; so erzählt die fünfte der ersten Wahlzeit den Tod Guglielmo Grimaldi's, welcher durch die Eifersucht seiner Frau herbeigeführt wurde und die sich, nachdem sie ihren Gemahl angeklagt hat, sich selbst und ihre Kinder umbringt; die fünfte der zweiten Wahlzeit schildert die Gramsamkeit Corrado's, des Tyrannen von Fiesole, welcher, nachdem er seine Frau und seinen Sohn hat blüthigen lassen, selbst von dem Volke ermordet wird. Die übrigen Novellen jedoch, welche gewöhnlich gegen die Pfaffen und Schulmeister gerichtet sind, entschädigen den Leser hinlänglich für den Ernst und die Traurigkeit der wenigen anständigen. So wird ein Pandpflatter, welcher ein junges Mädchen verführen wollte, in einem sehr anstößigen und lächerlichen Zustande seiner Gemeinde vorgeführt, der fromme Mann überredet aber das Boff, der Boffe habe ihm diesen Streich gespielt und wird für seine Angst durch reichliche Almosen entschädigt. Alle diese komischen und anziehenden Bilder und Erzählungen werden noch durch den Geist und den Charakter der italienischen Sprache, welche Grazzini meisterhaft zu handhaben weiß, und die ihm unendlich viel an Anmuth, Corretheit und neuen Wendungen verdankt, gehoben. Man findet durchaus jene bildlichen Ausdrücke und jene geistreichen Züge, welche man nicht übersehen kann, ohne ihre Kraft zu schwächen oder die Ehrbarkeit zu verletzen. Es ist nicht zu leugnen, daß man manchmal etwas mehr Ernstbedeutung und Lustigkeit wünscht, aber die Reinheit und Schönheit des Styls entschädigen für diese Mängel. Die Novellen des zweiten Abends erscheinen zuerst unter dem Titel: La seconda Cena. Stambul (Firenze) 1743. 8. Diese Ausgabe ist aber sehr selten geworden, weil der Cardinal Borromeo alle Exemplare, die er erreichen konnte, zu Florenz öffentlich verbrennen ließ. Sodann wurden die erste und zweite Wahlzeit mit einer Novelle der dritten veröffentlicht (La prima et la seconda Cena. Novelle. Con una novella della terza Cena. Londra [Parigi]. 1756. 8.). Diese von G. Nicolo B. Pagliarini besorgte Ausgabe wurde in demselben Jahre zu Lucra nachgedruckt. Eine von Ant. M. Salvini besorgte Ausgabe (Londra [Livorno]. 1793. 8. 2 Voll.) ist mit einigen Anmerkungen bereichert und ebenfalls nachgedruckt (Leida [Lucca]. 1793. 8. Zum Handgebrauche dient am besten die mit zwei neuen No-

neuen bereicherte Ausgabe (Novelle ossia le cene con giunta inedita. Milano 1816. 16. 3 Voll.); auch findet man diese Erzählungen im zweiten Bande der Sammlung italienischer Novellisten. Die französische Uebersetzung dieser Novellen von J. B. Lefebvre de Villebrune (Berlin et Paris. 1776. 8. 2 Voll.) kann ebenso wenig, als die teutsche (Leipzig 1788. 8. 2 Bde.), einen richtigen Begriff von dem Original geben. Eine gute teutsche Bearbeitung der vorzüglichsten Dichtungen Grazzini's würde eine schätzenswerthe Bereicherung unserer Literatur sein *).

(Ph. H. Kütz.)

GRAZZINI (Giovanni Paolo), italienischer Maler der ferratischen Schule, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Ferrara geboren, war seines Geschäftes ein Goldschmied, aber ein vertrauter Freund des ferratischen Malers Carlo Bonone. Er hatte eine gewisse Neigung zur Malerei, lernte aber erst im vorgerückten Alter von Bonone und andern Bekannten die Grundzüge dieser Kunst gesprächsweise. Da er indessen Lust fühlte, sie auch in Ausübung zu bringen, so fing er an, für die Kapelle der Goldschmiedgenossenschaft das Bild des heil. Vitellus zu malen. Er brauchte zu dieser Arbeit nicht weniger als acht Jahre, lieferte sie aber nach dieser Zeit fertig und so meisterhaft, daß sie allein genügt, ihn trefflich zu nennen, indem er darin Bordenone's Style näher kam, als irgend ein Anderer. Er war damals beinahe 50 Jahre alt und setzte durch sein Meisterwerk ganz Ferrara in Staunen. Er versuchte sich auch nicht mehr an einem zweiten größeren Bilde, sondern malte nur noch kleinere Sachen in demselben Geschmache, welche in den Besitz kunstliebender Privatleute gelangten und jetzt als große Seltenheiten zu betrachten sind. Grazzini starb im J. 1632 zu Ferrara *).

(Ph. H. Kütz.)

GREARD (Guillaume, Sir du Montier), im J. 1641 zu Deville, eines Ritterlehen in der Nähe von Rouen, geboren, widmete sich der Philosophie und Geschichte und begab sich nach der Beendigung seiner Studien zu seiner weitem Ausbildung nach Italien, wo er die Stelle eines Hauslehrers bei Ferdinando Orsini, Herzog von Gravina, übernahm und dessen Sohn Pietro Francesco (nachheriger Papst Benedict XIII.) unterrichtete, wofür ihm dieser nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl sein Wohlwollen angedeihen ließ und ein gutes Einkommen zusicherte. Greard benutzte die ihm gewordene Ruhe zu ungezwungenen Beschäftigungen mit den Wissenschaften, besonders mit der Mathematik und der Astronomie, worin er sich schon früher durch eine Abhandlung über den Kometen des Jahres 1665 (Dissertation sur la Comète de 1665) als Schriftsteller

versucht hatte. Er starb im J. 1730. — Wahrscheinlich zu derselben Familie gehört Louis Greard aus derselben Zeit, welcher sich der Rechtsgelahrtheit widmete und Avocat an dem Parlament der Normandie zu Rouen wurde. Er schrieb mehrere juristische Abhandlungen, die jetzt selten geworden, aber auch veraltet sind. In der Abhandlung über den Zehnten (Traité du Dixième) suchte er zu beweisen, daß dieser göttlichen Ursprungs sei. Länger befaßte ihren Werth seine Denkschrift über die Bewirthschaftung der Wäldungen in der Normandie (Mémoire concernant le droit de tiers et danger sur les bois de la province de Normandie), welche von seinem Onkel L. Holand, da die erste Auflage nur schwer zu erlangen war, in einer neuen Auflage mit Anmerkungen (Rouen 1734. 4.) herausgegeben wurde *).

(Ph. H. Kütz.)

GREATHEAD *) (Robert), Bischof von Lincoln und einer der größten Gelehrten des 13. Jahrh., am das Jahr 1175 in Stadbrook, einem Kirchspiele der Grafschaft Euffolk, geboren, war das Kind so armer Eltern, daß es in seiner Jugend zu betteln gezwungen gewesen sein soll. Es gelang ihm indeß durch die Unterstützung wohlwollender Verwandten und Freunde, besonders des Bürgermeisters seines Geburtsortes, welcher von den ungewöhnlichen natürlichen Anlagen des Knaben überrascht war, sich seinen ärmlichen Verhältnissen zu entziehen und seiner Neigung zur Gelehrsamkeit zu folgen. Nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, besuchte er zuerst die Universitäten zu Cambridge und Oxford, wo er sich dem Studium der Theologie und Philosophie widmete, und begab sich dann nach Paris, um sich an der dortigen Universität in diesen Fächern weiter auszubilden und um die französische Sprache zu erlernen, welche damals in England sehr beliebt und ein sicheres Mittel war, um zu Amt und Ansehen zu gelangen. Ebe er Paris verließ, übte er sich noch fleißig als Lehrer in den Zweigen des Wissens, deren er durch unermüdblichen Fleiß mächtig geworden war, und lehrte dann nicht nur mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet, sondern auch im Besitze einer freieren Weltanschauung nach seinem Vaterlande zurück, wo er in verschiedenen Lehranstalten zu Oxford und in geringern kirchlichen Stellungen seine Brauchbarkeit bewährte, bis er im J. 1252 durch die Protection des Grafen von Montfort Erzbischof an der Kirche zu Leicester wurde, wodurch ihm nun der Weg zu höheren Würden offen stand. Seine Beförderung ließ auch nicht lange auf sich warten, denn schon am 7. Febr. 1256 wurde er zum Bischof von Lincoln gewählt und erhielt am 3. Juni desselben Jahres

6) Dr. Bouterwek, Geschichte der jüdischen Wissenschaften. Bd. II. S. 121. 126. 179. 212. P. L. Gingrand, Histoire littéraire d'Italie. II. édit. Tom. V. p. 564 seq. Tom. VI. p. 281 seq. Tom. VIII. p. 462 seq. Biographie générale. Vol. XXI. p. 767 seq.

*) J. P. Panzi, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von J. W. v. Naumb. Bd. III. S. 229. W. A. Nagler, Künstlerlexikon. Bd. V. S. 345. Biographie générale. Tom. XXI. p. 769.

*) (Ant. Nic. Serwin) Histoire de la Ville de Rouen suivie d'un Essai sur la Normandie littéraire. (Rouen 1776. 12.) Vol. II. p. 286. J. Ghr. Merzlag, Beschreibung und Ursprungsgenauigkeit der Gelehrten-Litteratur. Bd. II. S. 1606.

1) Nach Greathead, Greathead, Grosses, lateinisch Capito genannt; alle diese Benennungen, welche dem fränkischen Bischof oder Bischoffs nachkommen, teilt er von der Bildung seines Namens erhalten haben. Von seinem Bischofsstuhle führt er auch den Namen Robertus Lincolnensis.

von Edmund, Erzbischof von Canterbury, die Weihe. Er suchte vor Allem die Angelegenheiten seiner Diocese zu ordnen und die Mißbräuche, die sich allmählig in die Verwaltung eingeschlichen hatten, hinwegzuräumen. Er stieß aber hier auf nicht geringe Schwierigkeiten, da Verstockung und Repetismus die Mittel boten, den guten Absichten des Bischofs fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen. So widersetzte sich der Abt von Bardenay der von ihm angeordneten Visitation seines Klosters und leistete der Vorladung nicht nur keine Folge, sondern ließ sogar durch den Klerus des Erzbischofs von Canterbury, auf welchen er appellirte, den Bischof excommuniciren. Dieser trat aber ihr Urtheil mit Füßen, ließ den überbringenden Priester aus dem Hause jagen und setzte im J. 1243 den widerspenstigen Abt ab. Die Mönche, sagte er bei dieser Gelegenheit, sollten in Ewigkeit nicht für seine Seele beten¹⁾. Der Handel wurde bis vor den päpstlichen Stuhl gebracht, der Bischof behielt aber hier die Oberhand. Dadurch tüd gemacht, verfuhr er in Angelegenheiten, in denen er das Recht auf seiner Seite hatte, mit rücksichtsloser Entschiedenheit gegen sein Domcapitel, gegen den Abt von Westminster und den König Heinrich III. selbst, der seinem Gespannen Johann Mansel ein geistliches Amt übertrug, daß der Bischof schon einem Andern ertheilt hatte. Dieser Mansel besaß bereits 100 Pfründen und verfügte über ein unverhältnißmäßig großes Einkommen, der König nahm deshalb, um Skandal zu verhüten und weil er die Energie des Bischofs kannte, seine Bestimmung jurd. Andere Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, mit den Templern und mit den Hospitalitern bewogen ihn, da Alle, die nicht Folge leisten wollten, an den Papst appellirten, im J. 1250 selbst eine Reise nach Rom zu unternehmen, um seiner Sache Geltung zu verschaffen. Er ließ es zwar hier an reichen Geldspenden nicht fehlen, allein das überwiegende Geld der Gegner drang durch und sie gingen von der Anklage losgesprochen und frohlockend nach der Heimath jurd. Als der Bischof sich darüber bei dem Papste beklagte, antwortete ihm dieser ruhig: „Bruder, was geht das dich an? Du hast deine Seele gerettet und wir haben die Anklagen begründigt; warum schaust du so grimmig drein, weil ich gütig bin?“²⁾ Als darauf Robert für sich, aber doch so, daß er der Papst hörte, sprach: „O Geld, o Geld, wie viel vermagst du, besonders am römischen Hofe!“ bemerkte ihm der Papst ärgerlich, daß die Engländer widerliche Menschen seien, die durch ihre Streitsucht sich selbst und Andern schädeten. Auch dem Bischofe verrieth er sein herrschsüchtiges Betragen und verabschiedete ihn mit ern-

sten Mahnungen zu einem friedlichen Benehmen³⁾. Gedrückt und erlittet verließ Robert Rom, ohne seine Bestimmungen zu ändern; er trat im Gegentheil noch mit größerer Strenge gegen Alles, was ihm Unrecht schien, auf und gerieth dadurch mit dem Papste selbst in eine sehr ernsthafte Zwistigkeit. Innocentius IV. machte ihm nämlich die Zumuthung, einem päpstlichen Vertreter, der überdies noch ein Kind war, eine einträgliche Pfründe an der Kirche zu Sinceln zu geben, und da er trotz der Weigerung des Bischofs auf seinem Ansinnen bestand, so richtete dieser ein Schreiben an ihn, worin er ihm unverhohlen sein Mißfallen über die Eingriffe in die Rechte der englischen Bischöfe fundgab. Aus solchen ungerechten Vergünstigungen des päpstlichen Stuhles, sagt er, entsteht eine Sündfluth von Unfeindschaft, Unverschämtheit, Lügen, Betrug, Mißtrauen, Haß und allen möglichen Kahren und Verbrechen, welche die Reinheit der christlichen Religion und die Nähe der menschlichen Gesellschaft tödtet. Ueberdies gibt es nach der Sünde Zuzers und nach der der Antichrist, welche dieselbe sein wird, keine andere, welche so sehr der Lehre Christi und seiner Apostel widerspricht und so abschneidend ist, als die Sünde, welche die Seelen durch die Entziehung des priesterlichen Amtes tödtet und ins Verderben stürzt. Da aber die Urursache des Uebels schlimmer ist als dessen Wirkung, so sind offenbar die Gewaltthäter, welche diese satanischen Sitten und Mörder der Seelen in die Kirche einführen, noch weit ärger, als Lucifer und der Antichrist, da sie ihre Macht deshalb von Gott erhalten haben, solche Todsünden auszuerothen. Der heilige Stuhl hat von Christus seine Macht zur Erbauung und nicht zur Zerstörung erhalten, er mißbraucht dieselbe also, wenn er solche sündhafte Handlungen gebietet und es ist Pflicht jedes getreuen Sohnes der Kirche, solchen Befehlen den Gehorsam zu verweigern, weßhalb auch ich aus Achtung gegen den apostolischen Stuhl nicht gehorche, sondern widerspreche und mich empöre⁴⁾. Der Papst gerieth über den Inhalt dieses allerdings derben Briefes vor Wuth fast außer sich und rief mit jorgnlichem Besatz: „Wer ist denn dieser wahnwitzige und alberne Alte, der so fed wagt, unsere Handlungen seiner Beurtheilung zu unterziehen? Bei Petrus und Paulus, wenn unsere angeborene Großmuth und nicht hinderte, so wollten wir ihn

1) „Non quæro, ut aliter orent monachi pro anima mea in æternum.“ *Mathæa Paris*, *Historia major* (Paris, 1644, fol.) p. 408.

2) „Papa dicitur respondisse: Frater, quid ad te? liberasti animam tuam, fecimus eis gratiam. Numquid oculis nequam est, quia bonus sum; et cum Episcopus mepinas in seipso diceret, tamen audias a Papa: O pecunia, pecunia, quantum potes, præcipue in curia Romana, exasperas Dominum Papam respondit: O Angli, hominum estis miserissimi etc.“ *Math. Paris*, l. c. p. 517.

3) Vergl. J. W. Schöds, *Christliche Kirchengeschichte*, B. XXVII. S. 438.

4) „Fractores post peccatum Luciferi, quod idem erit in fine temporum ipsius ipsi perditionis Antichristi non est, nec esse potest alterum genus peccati, tam aduersum et contrarium Apostolorum doctrinæ et evangelicæ et ipsi Domino Jesu Christo tam odibile, detestabile et tam abominabile, quod animas curas Pastoralis officii et ministerii defraudationis mortificare et perdere. . . . Manifestum, quoniam talium pessimorum interemptorum deformitatis in ovis Christi in ecclesia Dei intro ductores ipsi pessimi interemptores sunt potiores, Luciferi et Antichristi proximiores et in fine perditionis gradatim, quanto magis superexcellentiores, qui ex maiore et diuiniore potentia ibi diuinitus in soliditatem non in destructionem tradita magis tenentur ab ecclesia Dei tales interemptores pessimos excludere et extirpare. . . . Propter hoc exorbito obedientiam et fidelitatem, qua tenetur. . . . unice filialiter et obedienter non obedio, contradico et rebello.“

in eine solche Beschämung stürzen, daß er aller Welt zum Gespöche, zum Erstaunen und zur Warnung dienen würde. Ist nicht der König der Engländer unser Vasall, ja, um noch besser zu sagen, unser Leibeigener, der ihn auf unsern Wink einkerkert und ihn der Schande und Schmach anheimfallen lassen kann?" 9) Die Cardinale, welche inebren klüger und unparteiischer waren, suchten das Ungeheuer des Papstes zu mäßigen, indem sie ihn auf die Folgen aufmerksam machten, die ein hartes Verfahren gegen einen so frommen und gelehrten Mann, der überdies nicht ganz Falsches sage, haben müßte. Als der Papst ruhiger wurde, sah er ebenfalls das Nützliche eines solchen Handels, der leicht zu großem Aergerniß und zu einer Spaltung in der Kirche führen konnte, ein und ließ die Sache auf sich beruhen 10). Werthwürdig ist, daß Greathead bei diesem bewegten Leben und bei diesen fortwährenden Streitsigkeiten noch Ruhe genug finden konnte, seine wissenschaftlichen Forschungen fortzusetzen und sich in verschiedenen Zweigen der Literatur als Schriftsteller berühmt zu machen. Seine Schriften sind bis jetzt noch bei weitem nicht alle gedruckt und doch ist die Zahl der bis jetzt zur öffentlichen Kenntniß gelangten keineswegs gering. Die Mehrzahl derselben sind theologischen Inhalts; und besonders dürfen hervorzuheben sein die ergetischen Schriften, nämlich der Commentar über das Buch des Dionysius Areopagita über die mystische Theologie (*Commentarius in librum Dionysii Areopagitae de mystica theologia*), welchen man in der Ausgabe der Werke des Dionysius (Argent. 1503. fol.) findet. Er soll alle Worte dieses Kirchenvaters ins Lateinische übersetzt und sie durch Commentare erläutert haben; diese Arbeiten wurden aber bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden. Bekannt, aber noch in Bibliotheken verborgen liegen seine Erklärungen über verschiedene Bücher und Stellen der heil. Schrift (*Qualiter homo factus est ad imaginem Dei, Morales expositiones in operibus sex dierum, Expositio prologi S. Hieronymi super Biblia, Expositio in primum caput Genesios in Hexameron, Expositio in ista verba Cantorum: Unguentum effusum est nomen tuum, et Nigra sum et formosa, De acceptione mannis pro executione operis in S. Scriptura, De Levitis ex libro Numerorum, Moralitates super quatuor Evangelia, Expositio in haec verba Lucae: Exit edictum a Caesare, Commentarius in Epistolam ad Galatas und Correctorium totius Bibliae*). Zahlreich und ergiebig für die Sittengeschichte seiner Zeit sind seine Reden; einen Theil derselben (*Sermo ad clerum de triplici regis officio, De bono pastore, Contra pastores et*

praelatos malos, Ad sacerdotes in synodo de verbis Genesios I, 17, In celebratione ordinum, De bono iudice, De prophetis veris et falsis, De fide et eius attributis, De superbia et de detractatione, Sermones tres de humilitate, De patientia, misericordia et iustitia in omni Dei opera conjuncta, De verbis Apostoli I Timoth. IV, 12, Sermo ad verba psalmi 132, 9: Sacerdotes tui induantur iustitia, Sermones VII ad clerum) hat Ed. Brown (*in sinem Fasciculus rerum expendarum et fruendi* Lond. 1690. fol. Tom. II. p. 244 seq. und App. p. 256 seq.) herausgegeben. Noch wichtiger sind seine Briefe, welche jedoch entweder noch nicht gedruckt oder in verschiedenen Werken (wie in *Matth. Paris Chronik*) zerstreut sind und von denen Ed. Brown in dem angeführten Buche nur hundert und einen (*Epistolae CI*) gesammelt hat, und die auf kirchenrechtliche Fragen bezüglich sind. Hierher gehören die *Constitutiones triginta novem Clericis suae dioecesis directae* (bei Ed. Brown a. d. a. D.), *Sermo de corruptelis ecclesiae propositus coram Papa Innocentio IV. et Cardinalibus Lugduni 1250* (in *G. Wharton's Anglia sacra*. Lond. 1691. fol. Tom. II. p. 347), *De cessatione Legalium* (unvollständig herausgegeben Lond. 1662. 12. Ibid. 1658. 8.), ferner mehrere ungedruckte Abhandlungen (*Tonitru contra Curiam Romanam, Epistola ad Conventum Missensem pro Abbate eligendo, De conjugio, Positio contra Papam, Qualem episcopum esse oportet ex instructione Pauli ad Titum, Constitutiones datae Priori et Conventui de Nevenham, De cura pastoralis, Contra Praelatorum ignaviam*). Am wenigsten hat man bis jetzt die theologisch-moralischen und ascetischen Schriften Greathead's beachtet, und es läßt sich, da sie noch alle ungedruckt sind, sein bestimmtes Urtheil über ihren Werth fällen, doch sprechen sich die Zeitgenossen über denselben nur anerkennend aus. Außer den dem Titel nach bekannt gewordenen (*De articulis fidei et fide catholica, De confessione, De cura pastoralis, De decem praeceptis, De poenis purgatorii, De poenitentia, Scala voluptatis, Summa iustitiae, Templum Domini, De triplici gratia et justificatione, De veritate Christi, De lingua et corde moraliter, De oculo moraliter, De venenis moraliter, Summa theologiae, De septem sacramentis, De modo confitendi, De libero arbitrio, De veritate futurorum contingentium, De ordine emanandi causarum a Deo, De conceptione et excellentia B. Mariae, Quare spiritus sanctus descendit super Christum in specie columbae, Quomodo spiritus, ubi vult, spirat, De signis in sole et luna in die iudicii, De incarnatione Christi, De certitudine pauperum in spiritu, De laudibus paupertatis ad Minores, De pollutione nocturna, De Summa iustitiae*) dürften noch manche in den Handschriftensammlungen unbekannt verborgen liegen. Verdient erwarb er sich auch durch die Uebersetzung und Bekanntmachung einer alten apokryphischen Schrift, des sogenannten Testaments der zwölf Patriarchen (*Testa-*

6) „Qui est iste senex delirus, surdus et absurdus, qui facta audent, imo temerarius indicat. Per Petrum et Paulum, nisi moveret nos inanis ingenuitas, ipsum in tantam confusione precipitarem, ut toti mundo fabula foret, stupor, exemplum et prodigium. Nomen Rex Angl. noster est Vasallus et, ut plus dicam, mancipium, qui potest sub manu nostro incarceratione et ignominiae mancipare!“ 7) *Matth. Paris l. c. p. 568. Fleury, Histoire ecclesiastique, livr. 83. §. 43. 3 R. 646 d. 6, Uebersicht Kirchengeschichte, Br. 26. S. 438 fg.*

8) *Geoff. d. B. u. R. Geschichte. LXXXVIII.*

mentum XII Patriarcharum). Die lateinische Uebersetzung, welche nach einer griechischen Uebersetzung des Chrysostomus aus dem Griechischen gearbeitet sein soll, erschien zuerst allein (Ang. Vind. 1483. fol. Hagenaose 1532. 8. Parisiis 1549. 12.) und wurde später mit der griechischen Uebersetzung herausgegeben von J. E. Grabe (in dem ersten Bande seines Spicilegium sanctorum patrum. Oxon. 1698. 8.) und von J. A. Fabricius (in dem Codex pseudepigraphus Veteris Testamenti. Hamburg. 1722. 8. p. 619). Die wissenschaftliche Thätigkeit Greathead's beschränkte sich aber nicht nur auf das Gebiet der Theologie, sondern erstreckte sich auch auf das philosophische Fach; besonders war Aristoteles der Gegenstand seiner Forschungen und ihm wird die noch ungedruckte erste lateinische Uebersetzung der Ethik dieses Schriftstellers und des Commentars zu diesem Werke von Eusthatus und nicht zu vernachlässigen Gründen zugeschrieben⁸⁾. Gewiss ist, daß er viel zur Erläuterung der Schriften des Aristoteles beitrug, wie seine gedruckten Commentare über den zweiten Theil der Analytik (Commentarius in libros Posteriorum Aristotelis. Patavii 1497. fol. Venetiis 1504. 1537. 1552. fol.) und über die Physik (Summa super VIII libros Physicorum. Venet. 1500. fol.) beweisen. Die übrigen philosophischen Schriften Robert's (Summa philosophiae, De Intelligentia, De Veritate, De statu caesarum, De sapientia et scientia) standen bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen, sind aber nur noch in Handschriften zu finden und haben auch ihre Bedeutung verloren; seine physikalischen Abhandlungen aber (De prognosticationibus aëris, De impressione aëris, De lride et speculo, De luce et colore ejusdem, De generationibus impressionum humidarum) dürften, da sie noch in manchen Handschriften erhalten sind, eine nähere Untersuchung verdienen und für die Geschichte der Wissenschaft lobnende Ausbeute gewähren, besonders da Robert von zuverlässigen Gewährsmännern, wie Roger Bacon, zu den Gelehrten gezählt wird, welche mit Hilfe der Mathematik die Ursachen aller Dinge zu erklären und die menschlichen und göttlichen Wissenschaften in einer genügenden Weise aus einander zu setzen verstanden haben⁹⁾. Die mathematischen Wissenschaften, und besonders die Astronomie, scheint er mit besonderer Vorliebe gepflegt zu haben, doch ist nur eine einzige seiner hierher gehörenden Schriften gedruckt, nämlich sein Werk über das Weltall (Compendium sphaerae mundi. Venet. 1508. fol., ed. Luc. Gauricus. Venet. 1531. 4.). Andere in dieses Fach schlagende Abhandlungen von geringerer Bedeutung (Computus ecclesiasticus, Quod motus si simpliciter sit in forma prima, De motu circulari) sind noch nicht gedruckt. Merkwürdig ist, daß dem Bischofe auch die eigentlich philosophischen Studien nicht fremd waren, wenigstens findet sich die Bemerkung, daß er das

Wörterbuch des Euldas ins Lateinische übersehte. Alle bis jetzt angeführten Werke und Abhandlungen sind in lateinischer Sprache geschrieben, doch sollen sich auch einige Aufsätze in englischer Sprache handschriftlich erhalten haben, gewiss ist, daß sich unter seinem Namen ein französisches Gericht von beinahe 2000 Versen über Adam's Sündenfall und über die Erlösung findet, welches die Ueberschrift: Roman des romans oder Chastel d'amour führt¹⁰⁾ und aus welchem ein Auszug bekannt gemacht worden ist¹¹⁾. Aus der großen Anzahl dieser Schriften, welche Robert bei seinem vielfach bewegten Leben vollendete, geht hervor, daß er einer der fleißigsten Männer seiner Zeit gewesen sein muß, und daß diese Regsamkeit ununterbrochen fortbauerte, bis er im J. 1253 von einer gefährlichen Krankheit ergriffen wurde und auf seinem Landhause Eulodan darnieder liegen mußte. Er ließ deshalb den Predigermonch Johann von St. Megidius (St. Gilles), einen ebenso gelehrten Theologen als erfahrenen Arzt, zu sich kommen, um von ihm geistigen und körperlichen Trost zu erlangen. Er unterließ sich mit ihm über den schlimmen Zustand der Kirche und das ihn, sowie alle seine Genossen eifrig auf die Freiheiten der englischen Krone gegen die Inerlichkeit des römischen Hofes zu wachen und Zeden, der einen Angriff auf diese Freiheiten kräftigste, sogleich mit dem Kirchenbanne zu bestrafen, wenn sie nicht das Verbrechen der Ketzerei auf sich laden wollten, wie die römischen Würdenträger, welche in Wahrheit Ketzer heißen müßten, weil sie ihren Verwandten, auch wenn sie unwürdig und noch Kinder seien, die Seelsorge anvertrauen und sich dadurch des ewigen Lebens schuldig machen. Noch in der letzten Nacht seines Lebens versammelte er um sich einige Geistliche seines Ordens und ermahnte sie, seinem Beispiele zu folgen und den Uebergriffen der römischen Curie harnüchigen Widerstand entgegen zu setzen. Er klagte ihnen, wie ihm der Verlust so vieler Seelen schmerze, der durch die Handlungswelle des Papstes verursacht werde, den man deshalb mit Recht den Antichrist nennen könne. Besonders schändlich sei der Wucher, den der päpstliche Hof durch seine Kleriker treibe; den Predigermonchen habe er aufgetragen, sie sollten die Sterbenden beehren, Testamente zum Vortheil des heiligen Landes zu errichten, er verordnete dann das Geld zu andern Zwecken und ertheile dafür Ablass, und die geistlichen Aemter verkaufe er an die Weisthetenden oder gebe sie seinen Günstlingen. Ferner sprach er mit Abscheu von andern Lasten, die am römischen Hofe herrschten, nämlich von allen Arten von Gabulst, Wucher, Simonie und Raub, von allen Arten von Leppigkeit, Bracht, Schmauserei und Wollust, sodas die ganze Welt nicht seinen Geldgeiz beschreiben könne und für seine Geilheit alle seine Diener nicht hinreichen würden¹²⁾. Er wollte noch weiter

8) Bzgl. Jourdain, Geschichte der Kirchengeschichte in Mützelian, aus dem Französischen von H. Stahr. Halle 1831. 8. 60. Man findet hier (S. 398 ff.) auch eine Probe dieser Uebersetzungen. 9) Rog. Bacon. Opus majus p. 48.

10) Bzgl. Histoire littéraire de la France. Tom. XVIII. p. 437.

11) Von dem Abt J. B. de Sa Rue in den Essais historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères normands et anglo-normands. Caen 1834. 8. Tom. III. p. 107.

12) Et cum haec et alia enormia, videlicet omne genus avaritiae, usuram, synoniam et rapinam, omne genus

sprechen und voraussagen, welches Unheil in kurzer Zeit über die Kirche hereinbrechen werde, aber seine Stimme erlosch unter Seufzern und Thränen und er starb in den Armen der Umstehenden am 9. Oct. 1253. So wanderte, sagt Matthäus Paris, der heilige Bischof von Lincoln aus dem Geil dieser Welt, welche er nie geliebt hatte. Er sprach stets offen seinen Tadel sowohl gegen den Papst als auch gegen den König aus, war ein strenger Sittenrichter gegen die Prälaten, züchtete die Mönche, leitete die Priester, unterrichtete die Geistlichkeit, unterstützte die Studirenden, predigte dem Volke und bestrafte die Unmäßigkeit. Dabei war er unermüdlich in der Erforschung der heiligen Schrift und bewies sich stets als ein Hammer und Bräcker der Römlinge. Bei der körperlichen Erholung der Tafel war er ein freigelegter Brith, gesprächig und heiter, an dem geistigen Lichte des Herrn erschien er fromm und zerknirsch; in der Verwaltung seines bischöflichen Amtes war er unermüdlich und erwarb sich durch seine strenge Unparteilichkeit die allgemeine Achtung¹³⁾. Sein Ansehen ist seinen Landsleuten ganz besonders wegen seines energischen Widerstandes gegen die Uebergriffe des römischen Hofes in der Besetzung der kirchlichen Stellen in England mit seinen Anverwandten und Günstlingen theuer. Er war übrigens nicht weniger streng gegen seine eigenen Anverwandten, welche Ungebührlichkeiten von ihm verlangten. So entgegnete er eines Tages einem seiner Vettern, der ihn bat, ihm eine Anstellung zu verschaffen: „Mein lieber Vetter,“ sprach er zu ihm, „wenn dein Flug zerbrochen ist, will ich dir ihn ausbessern lassen, klagt er Nichts mehr, so will ich dir einen neuen kaufen, auch Saatkorn will ich dir geben zur Bestellung deines Feldes, aber als Ackermann habe ich dich gefunden und als Ackermann will ich dich auch verlassen.“ Als Gelehrter ist er den vorzüglichsten Theologen, Philosophen und Naturforschern seiner Zeit beizuzählen und manche seiner Schriften sind jetzt noch brauchbar, aber schwer zugänglich, weshalb schon John Williams, ein gelehrter Theolog des 17. Jahrh., mit vieler Mühe und Kosten eine Sammlung derselben veranstaltet hatte und sie in drei Folianten herauszugeben gedachte, die Bürgerkriegse heinerten aber die Verwirklichung seines Vorhabens. Die bis jetzt bekannt gewordenen Schriften zeichnen sich durch Reichthum des Inhalts und gesunde

Urtheil aus, der Styl ist aber ebenso schwülzig, breit und hart, wie man ihn bei allen Schriftstellern seiner Zeit findet und tabelt. Robert's Tod erregte am römischen Hofe seine Trauer und Innocentius soll sogar an den König von England geschrieben haben, er möge die Gebeine dieses keuschen Bischofs aus der Kathedrale von Lincoln herausnehmen lassen, aber dieser hatte, wie Matthäus Paris erzählt¹⁴⁾, noch nicht mit seinem Leben den Haß gegen den Papst ausgedauert, sondern erschien diesem des Nachts und stieß ihm mit dem Spize seines Hirtenstabes so unfsant und unter so heftigen Drohungen in die Seite, daß er laut aufschrien und lange von diesem Schmerze nicht frei werden konnte, weshalb er weitere Schritte gegen den Bischof unterließ. Richard, ein Mönch des Klosters Bardeney, schrieb in der Mitte des 13. Jahrh. eine Biographie des Bischofs von Lincoln in lateinischen Versen, welche jedoch von Unfals und albernen Aabeln strotzt, weshalb sie G. Wharton in seiner *Anglia sacra* (London 1691. fol.) auch nur (Tom. II. p. 323 seq.) im Anzuge mittheilt. Eine bessere Lebensbeschreibung lieferte mit Peter Rüdlich auf die Geschichte des 13. Jahrh. der Theolog und Geschichtsforscher Samuel Pegge in seinem von seinen Landsleuten als Meisterstück der biographischen Kunst gepriesenen Werke: *The Life of Robert Grosseteste, the celebrated Bishop of Lincoln, with an Account of the Bishop's works.* Lond. 1793. 4., sie läßt aber namentlich in literarischer Beziehung viel zu wünschen übrig, obgleich dem Verfasser die besten Quellen zu Gebote standen¹⁵⁾.

(Ph. H. Koth.)

GREATHEAD (Bettie), englische Schöngriß und Dichterin, im J. 1759 zu Guy's Cliff bei Kenilworth in Warwickshire geboren, gehörte einer sehr angesehenen und reichen Familie an und erhielt eine den Verhältnissen derselben entsprechende glänzende Erziehung. Dadurch entwickelte sich ein entschiedener Geschmack für die Kunst und schöne Literatur; da ihm aber wirkliches Talent für die Poesie nicht angeboren war, so trug er, wie Goethe sagt, als Schöngriß das Leidste auf leichten Schultern, hat als schöner Geist das Gewichtigste leicht zu tragen, und da außerdem die in ihm tief wurzelnden aristokratischen Vorurtheile ihn abhreckten, die gewohnte Bahn des großen Hauses der Literaten zu betreten, so blieb er lange weisheitsf, ob er der seit der Mitte des 18. Jahrh. besonders am Hofe und in den höheren Kreisen beliebten conventionalen Richtung oder der neueren, nach Originalität strebenden nationalen Schule, der sogenannten Eschmie (Lake School), folgen sollte. Auf einer Reise, die er nach gewohnter Weise seiner Standesgenossen zu seiner weitem Ausbildung nach dem Continente und vorzugsweise nach

luxuriae, libidinem, gulam et ornatum, quae in curia illa regnant, detestaretur, at vero de ipsa judicavit:

Ejus avaritiae totus non sufficit orbis,
Ejus luxuriae meretrix non sufficit omnis.

13) „Migravit igitur ex hominodi mundi, quem nunquam dilexit, exilio, sanctus Lincolnensis Pileopus Robertus secundus apud Bagedonem mauerium suum in nocte S. Dionysii. Dominus Pape et Regis redarguer manifestum, praetorium corrector, monachorum corrector, presbyterorum director, clericorum instructor, scholarium sustentator, populi praedicator, taciturnitatem persecutor, scripturarum sedulus perceptorator diversarum, Romanorum malitios et contemptor. In mensa refectionis corporalis, dapilis, copiosus et civilis, hilaris et affabilis. In mensa vero spirituali devotus, inebriyosus et contritus. In officio pontificali sedulus, venerabilis et infatigabilis.“ *Matthaeus Paris* l. c. p. 596.

14) *Historia major* p. 593. 15) Außer dieser Biographie von G. Core, *Scriptorum ecclesiasticorum historia literaria* (Genevae 1694. fol.), Append. p. 248. Cuius, *Ordini Commentar. de scriptoribus ecclesiasticis*. Tom. III. p. 137—163. J. A. Fabricii *Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis* ed. J. D. Manni. Tom. VI. p. 103 seq. *Biographie universelle*. Tom. XLV. p. 61 seq. *Biographie générale*. Tom. XXII. p. 183 seq.

Italien machte, ward er in Florenz mit einer Gesellschaft von italienischen und ausländischen Dilettanten und Dilettantinnen bekannt, welche sich aus Vergnügen mit der schönen Literatur beschäftigten und nichts Geringeres beabsichtigten, als einen nachhaltigen Einfluß auf die Bildung des Geschmacks überhaupt zu üben. Die bedeutendsten Mitglieder dieses Vereins waren Rob. Merry, Pearson, Pindemonte, Alfreschi, Biondi und Rob. Wehr und fanden an dem reichen Briten, welcher sich leicht für die gewandten Improvisatoren und die mit ihnen befreundeten Blauschürpen begeisterte, einen willkommenen Mitarbeiter. Sie theilten die Ereignisse ihres Geistes auch in einer Sammlung (Florence Miscellany. Florence 1785. 8.) der Welt mit, welche aber gewiß dagegen sehr gleichgültig geblieben wäre, wenn nicht der Zufall ein Exemplar dieses Nachwerkes in die Hände des wüthigen, aber scheinungslosen Kritikers William Gifford geführt hätte, welcher die Gesellschaft zu Florenz und ihre Tendenz in der viel geleseften Satyre „Baviad“ (1794) dem allgemeinen Gesächter und Hohn preisgab und moralisch vernichtete. Mit dieser Schöngelsterei steht übrigens Greathed's philosophisch-politische Schrift: *Essay on the Right of Conquest* (Florence 1783. 4.) in seiner Beziehung, obgleich ihr ein besonderer Werth nicht beigelegt werden kann. Dagegen versuchte er sich bald nach der Rückkehr in die Heimath in der dramatischen Dichtkunst und trat mit seinem Trauerspiele *The Regent* (Lond. 1788. 8.) hervor. Er drachte es mit vieler Mühe und großen Kosten in dem Drury-Lane-Theater zur Aufsführung, aber nur die Talente eines John Kemble und einer Misses Siddons konnten verhindern, daß es nicht durchfiel, besonders da die Uebersetzung der Regent'schaft an den Prinzen von Wales während der Geisteserrüthung Georg's III. ohnehin kein lohnender Stoff für die dramatische Kunst sein dürfte. Greathed war klug genug, sich diese Lehre zu merken und verzichtete für immer auf den Ruhm, als Dichter zu glänzen. Er entsagte überhaupt gänzlich der Schriftstellerei und zog sich auf sein schönes Landhaus zu Wyke Cliff zurück, wo er auf großem Fuße lebte und glänzende Gesellschaften gab, wobei er jedoch nie aufhörte, sich als Freund der schönen Künste zu zeigen und viele auf jede Weise zu fördern. Später bemog ihn der Tod seines einzigen Sohnes, eines geschickten Zeichners und Malers, welcher auf einer Reise durch Italien bei Wenzgen von einer Räuberbande ermordet wurde, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und die ungeheuren Reichthümer, die ihm von allen Seiten durch Erbschaft zufließen, unbenutzt zu lassen. Als er am 16. Jan. 1826 starb, war er als Dichter bereits gänzlich vergessen *).

GREATI (Giuseppe), italienischer Dichter und Gelehrter, um das Jahr 1760 zu Udine geboren, widmete sich dem Studium der Philologie und wurde, nachdem er sich durch seine kritische Untersuchung der italienischen Uebersetzung der Iliade von Mich. Cesarotti (*Analisi dei*

nove primi Canti dell'Iliade tradotti dal Cesarotti, 1790), durch eine Lobrede auf Ditti (Elogio dell' Ab. Gius. Olivi) und mehrere andere Abhandlungen in den Denkschriften der Akademie von Padua, deren Mitglied er war, bekannt gemacht hatte, zum Bibliothekar von Padua ernannt, welches Amt er später mit einer Anstellung in gleicher Eigenschaft an der Brera in Mailand vertauschte, wo er um das Jahr 1820 starb. Seine Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen wurden mit Beifall aufgenommen; unter seinen eigenen poetischen Versuchen geht am meisten das Hefgedicht „Educazione“ (Padova 1796. 8.); von seinen übrigen Gedichten sind noch zu nennen: „Passeggio di Vanzo“ und „Epistola ad Elmira“; alle zeichnen sich aber mehr durch sorgfältige Behandlung der Sprache als durch Schwung der Phantasie und Gebantenreichtum aus *).

(Ph. H. Kuhl.)

GREATING (Thomas), englischer Müller und Musiklehrer, welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu London wirkte und sich durch seine Anleitung, das Flageolet zu spielen (*The pleasant companion, or new lessons and instructions for the flageolet*, Lond. 1675. 4.), verdient machte. Dieser Versuch scheint jedoch nur eine Uebersetzung des vielleicht von demselben Verfasser herrührenden lateinischen Lehrbuchs zu sein, welches den Titel führt: *Directiones ad pulsationem elegantissimam et penetrantissimam instrumenti, vulgo flageolet dicti: Socius jocundus seu nova collectio lectionum ad instrumentum flageolet* (Londini 1667. 4.). Kennen der musikalischen Literatur betrachten dieses Werk als die älteste Anleitung zur Behandlung dieses Instruments t).

(Ph. H. Kuhl.)

GREATOREX (Thomas), englischer Tonkünstler, am 5. Oct. 1758 zu North-Winsfield bei Egherfield in Derbyshire geboren, widmete sich nach dem Wunsch seines Vaters, welcher sein angeborenes Talent zur Musik schon früh wahrnahm, dieser Kunst und erhielt seine Ausbildung zu London, wo er im J. 1772 unter der Leitung des Componisten und Hoforganisten Benjamin Coof seine Studien begann. Als im J. 1776 das Institut für alte Musik gegründet wurde, wirkte er als Sänger bei den von dieser Gesellschaft veranstalteten Concerten im Chöre mit, bis er im J. 1780 auf die Empfehlung seines Lehrers als Organist an der Kathedrale zu Carlisle angestellt wurde. Im J. 1786 unternahm er zu seiner weitem Ausbildung eine Reise nach Italien. Er begab sich zuerst nach Rom, wo er bei Giuseppe Santarelli, Sänger an der päpstlichen Kapelle, die Vocalmusik zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit und große Fortschritte in derselben machte. Während seines Aufenthalts zu Rom ward er auch dem Präsidenten Charles Howard, dem letzten königlichen Abkömmling des Hauses Stuart, vorgestellt, welcher ihn bat, eine Arie zu singen. Greatorer wählte den Abschied von Lechaber (*Farewell to*

*) Vergl. *An. Albion*, Critical Dictionary of English Literature. Tom. I. p. 730. *Biographie universelle*. Tom. LXVI. p. 62. *Biographie générale*. Tom. XXI. p. 769.

*) *Const. v. Wurzbad*, Biographisches Verzeichnis des Kaisers thums Erbkaiser. Bd. V. S. 321.

†) *F. J. Fets*, Biographie universelle des Musiciens. (Paris 1862. 8.) Tom. IV. p. 32.

Lochaber) und trug das Lied mit solcher Kunst und so tiefem Gefühl vor, daß der Prinz in Thränen zerfloß und dem Sänger in heftiger Bewegung die Hand drückte. Der Künstler besuchte darauf Neapel, Florenz und Venedig, wo er sich einige Zeit aufhielt und von wo er am Ende des Jahres 1788 über die Schweiz, Teutschland, Belgien und Holland nach der Heimath zurückkehrte, um sich in London als Professor der Musik niederzulassen. Er erlangte als solcher bald einen nicht nur ungewöhnlich großen, sondern auch ebenso lobenden Beifall, da ihm sein Unterricht jährlich 2000 Pf. St. abwarf. Als er im J. 1793 diese mühselige Beschäftigung aufgab, wurde er nach der freiwilligen Abankung des bekannten Componisten Joah Bates zum Dirigenten des Orchesters bei den Concerten der königlichen Akademie für alte Musik gewählt, welche Stelle er 39 Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit bekleidete. Er soll während dieser langen Zeit nicht ein einziges Mal weder bei den Proben, noch bei den öffentlichen Aufführungen, noch bei den Sitzungen der Directoren gefehlt haben. Als ihn einst bei einem Gastmahle, welches die Directoren gaben, der Prinz von Wales (der spätere König Georg IV.) länger an der Tafel zurückhalten wollte, als seine Pflicht ihm erlaubte, antwortete er, daß er besonders in Gegenwart des Königs und der Königin seine Schuldigkeit zu thun habe, erwiderte der Prinz lachend und auf den Namen des Tonkünstlers antwortend: Mein Vater ist König (Kex), ich muß aber gestehen, daß Sie ein größerer Kex (Greator Kex) sind. Man weiß, daß Georg IV. gern die Gelegenheit ergriß, solche Wortspiele anzubringen. So sagte er einst, als gerade Thomas Moore eine Lebensbeschreibung Sheridan's veröffentlicht hatte: „Er hat ihn nicht getödtet, aber doch einen Angriff auf sein Leben gemacht,“ und von Walter Scott sagte er zu der Zeit, als dieser seine Romane ohne Nennung seines Namens herausgab: „Es ist der kleine Bekannte, welcher den großen Unbekannten zum Essen bittet.“ Im J. 1819 ersetzte Greator als Organist an der Westminsterabtei seinen früheren Lehrer Goss, ohne jedoch die Direction des Orchesters an der Akademie aufgeben zu müssen. Er verließ beide Stellen mit der größten Gewissenhaftigkeit bis zu seinem Tode, welcher am 18. Juli 1831 erfolgte. Greator war nicht nur ein geschickter Tonkünstler, sondern beschäftigte sich auch nicht ohne Erfolg mit Chemie, Botanik und Physik. Im J. 1819 machte er eine naturwissenschaftliche Reise an die Seen in Northumberland; auch besaßte er sich mit wiederholten Versuchen, die Höhe der Berge mit Hilfe des Barometers zu messen. Er stellte seine Beobachtungen in einer Denkschrift (Observations on the heights of mountains in the north of England) zusammen, welche in den Philosophical Transactions (1818) veröffentlicht wurde und den Beifall der Sachkundigen erwarb. Seine Verdienste in diesem Fache erlangten ebenfalls die verdiente Anerkennung und die königliche Gesellschaft der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede *).

GREATRACES (Valentin), berühmter englischer Wunderdoctor des 17. Jahrh., am 14. Februar 1628 zu Ailsane in der Grafschaft Waterford in Irland geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und wurde durch den Bürgerkrieg, welcher den Aufenthalt in seinem Geburtslande unsicher machte, in seinem 13. Jahre gezwungen, das Collegium zu Dublin, wo er seine Studien begonnen hatte, zu verlassen und seiner Mutter nach England zu folgen. Als er das zum Kriegsdienste erforderliche Alter erreicht hatte, trat er in das Revolutionsheer und kämpfte in Irland gegen die Katholiken. Nach der Verabschiedung des Regiments, in welchem er diente, im J. 1656 begab er sich nach seinem Geburtsorte, wo er mehrere Stellen und auch das Amt eines Friedensrichters bekleidete, welches er aber durch die Restauration des Hauses Stuart wieder verlor. Die ihm angeborene Neigung zur Einsamkeit und zur Betrachtung erwachte jept durch seine Unthätigkeit von Neuem und er folgte jept dem Gange, welcher schon die Lust seiner Jugend war, mit Bewußtsein und Entschiedenheit. Er glaubte in dieser Abgeschlossenheit in seinem Innern eine Stimme zu hören, welche ihm sagte, daß er die Gabe und die Kraft besäße, die Kräfte zu heilen. Nachdem diese Einbildung ihn mehrere Monate unabhängig verfolgt hatte, fing er an, sie für wahr zu halten, und berührte einen Trübsenkranken, welchen er, wie er versichert, wirklich durch seine Berührung von seinem Uebel befreite. Mehrere andere Versuche, die ebenfalls einen unerwartet günstigen Erfolg gehabt haben sollen, gaben ihm nun volle Zuversicht und hoben allen Zweifel an der ihm bewohnenden Heilkraft. Als bald darauf (1665) in der Gegend, welche er bewohnte, ein ansehendes Fieber ausbrach und schreckliche Verheerungen anrichtete, nahm er auch gegen dieses die ihm versicherte Gabe zur Hilfe, und alle Kranke, welche er berührte, sollen nach der Aussage vieler Zeugen wirklich dem Tode entgangen sein. Um dieselbe Zeit begann er auch nicht nur Krämpfe, Wassersucht und andere innere Krankheiten, sondern auch Wunden und Geschwüre mit Erfolg zu heilen. Der Ruf seiner wunderbaren Curen verbreitete sich schnell über das ganze Land und von allen Seiten strömten so viele Kranke herbei, daß der Bischof von Eismore sich veranlaßt sah, ihn von dem geistlichen Gerichte seines Dioceses zu laßen, bei welchem er von den über die Beinträchtigung ihres Gewerbes vertrießenen Aemtern und von den Seelsorgern angeklagt worden war, daß er ohne Erlaubnis die Heilthaten ausübe und nach Eingebung des heil. Geistes zu verfahren behaupte. Dem Wunderrare wurde von dem Gerichte unterzagt, sein Handwerk setzet zu üben, und insbesondere wurde ihm verboten, dies durch Auflegung der Hände zu thun. Während auf diese Weise sein Unwille erregt und er verhindert wurde, der leidenden Menschheit Beistand zu leisten, erfolgte aus England eine Einladung Lord Orrery, unter dessen Fehlen er früher Kriegsdienste geleistet, an ihn, zu ihm zu kommen, um seine Heilkraft an der Gicht von Conway, welche schon viele Jahre an einem eingewurzten Kopf-übel litt, zu versuchen. Er folgte bereitwillig im J.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 53. (Nouv. 64^e Tom. XVII. p. 410.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 768^e

1666 dem Rufe und die Heilung soll, wie behauptet wird, wirklich gelungen sein. Seine weitere Reise glich einem Triumphzuge. Die Behörden der Orte, durch welche er kam, eilten ihm überall entgegen mit der Bitte, ihre Kranken zu heilen, und das Rauschen, welches er erregte, war so groß, daß es bis zu den Ohren Karls II. drang, welcher ihn durch seinen Staatssecretair, den Grafen von Whitchell, zu sich beschicken ließ. Der Hof hatte zwar, wie man behauptet, seine Gelegenheit, sich von seiner wunderthätigen Kraft zu überzeugen, fand aber auch keine Veranlassung, ihm die Heilung der Kranken zu verleiern. Greatrakes nahm nun seinen Aufenthalt in London, wo er lange Zeit ungeführt seine Wirksamkeit fortsetzte und jeden Tag einen in der Nähe eines Hospitals befindlichen Saal besuchte, in welchem sich Kranke jedes Standes, Geschlecht und Alters aus allen Theilen der Stadt versammelten. Da jedoch nicht alle Leute und am wenigsten die Gelehrten vom Hache an die wunderbare Heilkraft des Irlands glauben, so fing man allmählig an über sein Treiben zu spotten und dann ihm seine Unwissenheit und seine Betrügerei vorzuwerfen. Floyd, Lehrer der Medicin am Hospitale zu Charterhouse, ließ sogar eine heftige Schmähschrift gegen ihn unter dem Titel: „Gaukeleien sind keine Wunder“ (*Wonders no miracles*. Lond. 1666. 4.) erscheinen, auf welche jedoch Greatrakes durch eine Erzählung seiner Lebensgeschichte und seiner Wirksamkeit (*A brief Account of M. Valentine Greatrakes, and divers of the strange Cures by him performed*. Lond. 1666. 4.) antwortete. Die in Gestalt eines Briefes an Robert Boyle, den Präsidenten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, gerichtete Schrift bringt eine Menge von Zeugnissen angegebener Leute von erprobter Ehrlichkeit, welche die Wahrheit seiner wunderbaren Heilungen bezeugen. Darunter finden sich auch mehrere berühmte Theologen (Wilkins, Whitchot, Endworth und Patrick), welche ihn ausdrücklich gegen den Vorwurf der Magie verteidigten. Er vermochte aber dadurch nicht den Sturm, der sich einmal gegen ihn erhoben hatte, zu beschwichtigen und selbst aus der Ferne wurden Stimmen gegen ihn laut. Der bekannte französische Dichter Graf von Saint-Exremont, welcher sich zu dieser Zeit in Holland aufhielt und viel von den Curen des Wunderdocters hören mußte, verspottete ihn in einer Novelle, welcher er die Ueberschrift: *Der irländische Prophet* ¹⁾, gab. Henry Stubbe, ein englischer Arzt, nahm ihn dagegen in Schutz und versuchte in einer zu diesem Zwecke herausgegebenen Apologie (*The miraculous conformist*. Oxford 1666. 8.) die Erfolge seiner Heilkraft zu bestätigen. Allmählig stellte es sich jedoch immer mehr heraus, daß diese wunderbaren Heilungen bei weitem zum größten Theil auf der Einbildung und der Leichtgläubigkeit der großen Menge beruhten, und als man sich endlich überzeugte, daß er Frauen und Mädchen viel lieber und mit auffallend größerer

Aufmerksamkeit betäubte, als Kranke des männlichen Geschlechts, und auch einige abentheuerliche Verhältnisse mit Weibern zuhause wurden, so hielt er es für klug und rathsam, London zu verlassen und nach Irland zurückzukehren, wo er sich wieder in seiner Einsamkeit verbarg und bald vergessen wurde. Das Jahr seines Todes ist ungewiß, doch scheint er um das Jahr 1700 gestorben zu sein. Es wäre zu vortheil und Unrecht, ein zu hartes Urtheil über Greatrakes zu fällen und ihn als Betrüger bezeichnen zu wollen; er wird einstimmig als ein ebenso ehrlicher und ernst als einfacher und bescheidener Mann geschildert und verrieth seines der Kennzeichen, durch welches sich alsbald der Betrüger offenbart. Er hatte keine verkehrten Ansichten über Religion und beobachtete gewissenhaft die Gebräuche der anglikanischen Kirche. Nicht nach Reichthum kann man ihm ebenfalls nicht vorwerfen und ebenso wenig irgend ein Hasden nach Ruhm oder Ehrenstellen, denn er pochte nie auf seine Kunst, wenn ihm die Heilung irgend einer Krankheit gelungen war. Hatte er Jemand von seinem Uebel befreit, so verabschiedete er ihn mit den Worten: „Gott erhalte dich gesund,“ und bezeugte ihm Jemand seine Erkenntlichkeit, so bedauerte er ihn ernstlich, er möge Gott allein Dank sagen. Am liebsten widmete er seine Sorgfalt den kranken oder verwundeten Matrosen und Soldaten, wozu er besonders in London oft Gelegenheit fand. Er hielt sich im Allgemeinen mehr für eine Art von Prophet und von diesem Gesichtspunkte aus wollte er auch beurtheilt sein, denn er schrieb alle Krankheiten den bösen Geistern zu und betrachtete die Kranken als Besessene; er war deshalb in der Dämonologie sehr bewandert; er kannte die Zahl, die Namen, die Rangordnung und die Verrichtungen der Geister und glaubte mit denselben in Beziehung zu stehen. Seine Heilmethode bestand darin, daß er die kranke Stelle mit der Hand betäubte, weshalb man ihn auch gewöhnlich den Betäubere nannte. Er machte mit der Hand dabei eine sanfte reibende Bewegung von Oben nach Unten, und wenn das Uebel nicht gelogen wich, so wiederholte er diese Betäubung und trieb dadurch den Krankheitsstoff aus den eileren Theilen in die weniger eben und bis in die Extremitäten, durch welche er verschwand. Es will man gesehen haben, daß er einen Schmerz aus der Schulter bis zu den Füßen trieb, bis dieser durch die Leber Abschied nahm. Als eine auffallende Erscheinung bei dieser Heilung wird erwähnt, daß der Schmerz, wenn Greatrakes in seiner Arbeit durch einen Zufall unterbrochen wurde, an der Stelle, wo die reibende Handbewegung aufgehört hatte, sitzen blieb und dann erst nachließ, wenn die Manipulation fortgesetzt und bis zu Ende geführt wurde. Georges Ruff, Predant von Connor und später Bischof von Downe in Irland, erzählt als Augenzeuge, er könne bezeugen, daß der Betäubte auf diese Weise Schwindel, schlimme Augenübel, Ohrenschmerz, Halsucht, eingewurzelte Geschwüre, Krämpfe, verhärtete Geschwülste und Krebschäden an der Brust wunderbar schnell und wie durch Zauber geheilt und Geschwüre, welche Jahre lang jedem Besuche, die zu entfernen, hartnäckig widerstanden, in fünf Tagen zur Reife

1) *Le prophète irlandais*; sie befindet sich in den verschiedenen Ausgaben seiner Werke, in der von dem Herrn von Rouleaux besorgten Ausgabe (*Oeuvres*. Paris 1758. 12). Tome III. p. 71 seq.

gebracht habe. Er berührte auch die Befessenen, welche schon, wenn sie ihn nur sahen oder seine Stimme hörten, von schrecklichen Krämpfen befallen wurden; er soll sogar, wie manche Zeitgenossen behaupten, die Gesichtlichkeit befehlen haben, den Atheismus zu heilen. Manchmal bediente er sich auch ganz gewöhnlicher Dinge als Heilmittel; so machte er Laube dadurch hörbar, daß er ihnen mit dem Finger seinen Sprichel in die Ohren einrieb, und Erseelen ließ er mit gelöschten Rüben belegen, bis sie aufgingen, worauf er das Geschwür mit seiner Hand drückte, bis es heil wurde. Manchmal hatten aber auch seine Kuren keinen vollständigen Erfolg und viele Uebel widerstanden unter gewissen Umständen allen seinen Bemühungen. Vergleicht und untersucht man alle über die Heilungen dieses Wunderdoctors vorhandenen Nachrichten, so ergibt sich eine überraschende Ähnlichkeit seiner Kunst mit dem Heilverfahren des neueren Magnetiseurs und man kann es den Züländern und Engländern des 17. Jahrh. nicht allzu sehr verargen, daß sie seiner Heilkraft unbedingten Glauben schenkten, da auch in der Zeit der iberischen Magnetismus seine gläubigen Anhänger und Verteidiger gefunden hat. Auch dürfte es gar nicht zu ungut sein, daß gewisse an den Menschen und selbst an den Vögel und Hausthieren sich zeigende ähnliche Krankheiten durch wiederholte streichende Berührung der leidenden Theile mit den Händen nach einer bestimmten Richtung hin geheilt werden können, was wissenschaftlich gebildet und nicht weniger als abergläubische Ketzerei zu gesehen. Wenn aber solche einzelne Erfahrungen zu einem Heilsysteme ausgebildet werden und wenn man ein solches als überall und in allen Fällen anwendbares aufpreißt, so dürfte mit Gewisheit vorauszusetzen sein, daß es jedem solcher Versuche, besonders wenn der Heilende seine Kunst mit abergläubischen Redensarten verbindet, nicht besser ergehen wird, als dem Heilverfahren des Ansangs so übermäßig gepriesenen und dann vollständig vergesenen irrländischen Verdorrers?). (Ph. H. Kuld.)

GREAT SALT-LAKE. Von 40° 40' bis 41° 42' nördl. Breite, von 114° 28' bis 115° 38' westl. Länge von Paris, in einer Länge von 16½ teutschen Meilen von ESD. nach NW. und in einer Breite von 4—7 Meilen von N. nach W. nimmt der Große Salzsee (Great Salt-Lake) die tiefste Stelle in einem weiten Becken der nordamerikanischen Hochlande ein. Der Flächeninhalt des Sees wird auf 78,43 teutsche □ Meilen berechnet, nach Angabe des niedrigsten Wasserstandes auf N. Petermann's Karte (Geographische Mittheilungen 1858, Taf. XI.); bei hohem Wasserstande, nach der Schneeschmelze, überflutet der See die angrenzenden Schlamm- und Sandflächen und kann dann eine Größe von nahe 100 □ Meilen erreichen. Der See spiegelt liegt bei niedrigem Wasserstande 3860 Fuß über dem Meerespiegel. Er schließt mehrere Inseln ein: Im

Nordwesten die 0,08 □ Meilen große, an einem Punkte 66 Fuß ansehende, meist niedrige Delphininsel, weiter südlich die 460 Fuß hohe Gunnisoninsel, 0,03 □ Meilen groß; die kleine Gatinsel; die 601 Fuß hohe, 0,68 □ Meilen große, aber bei höchstem Wasserstande bis auf einen einzigen Berg überflutete Carringtoninsel; an der Ostseite die lange, 890 Fuß hohe, 0,24 □ Meilen große Fremontinsel und im Südosten die 2,19 □ Meilen große Antelopeinsel, deren Berg 2617 Fuß über den See, 6567 Fuß über den Meerespiegel aufragt und auf welchem sich einige Quellen befinden. Eine Furch verbindet sie mit dem flachen Södsöfslade des Sees; die Berghänge und Thalgründe sind reichlich besetzt und bieten den Anwohnern des Sees sichere und höchst willkommene Weidplätze. Auf den Felsenklippen der sämtlichen Inseln nisten unzählbare Scharen von Möven, Kibbern, Pelikane; Im Uebrigen herrscht eine tiefe Stille über den weiten flachen See. Die Tiefe des Sees ist nicht bedeutend; sie beträgt östlich der Fremont- und Antelopeinsel nur selten über 10 Fuß, in dem westlichen Theile des Sees 12—30 Fuß; die größte gemessene Tiefe scheint 34 Fuß. Die Ufer sind sehr verschiedenartig; eine von Norden herinnagende Halbinsel hat bis an ihre Südspitze (Promontory Point) felsige Steilflur; ihr gegenüber steigt an der Westküste Strong's Knob 646 Fuß über den Seespiegel empor; besonders steil erhebt sich im Süden Stanbary-Insel, eine 1½ □ Meile große Felsenmaße von gleicher Höhe mit der Antelopeinsel, aber zur Zeit des niedrigen Wasserstandes mit dem Festlande zusammenhängend. Westlich von jener Halbinsel erstreckt sich die Bear-Riverbai ins Land; sie wird, wie die gesamte Ostseite des Sees, durch die Anschwellungen der Flüsse allmählig verkleinert. Die Nordspitze des Sees führt den Namen Springbai. Der größte Theil der Uferwände aber ist ganz flach. Das Nordufer ist eine 2—3 Meilen breite, mit kleinen inselartigen Erdhügeln besetzte, weiche und quellige Ebene, über welche kaum ein Weg möglich ist; nur an dem Fuße der angrenzenden Berge gibt es treffliches Weidland. Weit öder und einformiger stellt sich der Westen des Sees dar. Bis an die Willot-Passstraße, d. h. bis an den Ostrand des westlichen Hochlandes, erstreckt sich eine ungeborene fast horizontale Ebene — so berichtet J. G. Schmidt — aus weichem Schlamm und Sand gebildet und häufig von kleinen Bächen salzig-bittern oder schwefeligen Wassers durchzogen, die alle in den Boden versinken, noch ehe sie den Strand erreichen können. Wenn im Hochsommer die brennenden Sonnenstrahlen den bräunlichen Schlamm erhitzen haben, ist der Marsh über diese Uferfläche leicht zu bewerkstelligen, aber jeder heftige Regenguß macht den trügerischen Boden so unergiebig, daß dann das Reisen über denselben mit Lastthieren außerordentlich mühsam und oft sogar gefährlich wird. Diese Ebene ist mithin bis zu jenem an 15 Meilen weit entfernten Plateau der Cultur ganz unfähig, schrecklich öde und ohne Vegetation, ausgenommen, wo hier und da etliche Sträucher der Artemisia und Salicornia Wurzeln zu fassen vermögen. Kleine Salzpfähle

2) Vergl. Vie de M. de Saint-Evremond par M. de Mai-sonne in der oben angeführten Ausgabe seiner Werke, Tom. I. p. 8 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 367 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 770.

glisiert über der ganzen Oberfläche des jähen, blässen Schlammes und tauchen das Auge in der Ferne mit dem Anschein einer blinkenden Wasserfläche; Lustspiegelungen außerordentlicher Art verzerrten jeden Gegenstand zu den wunderbarsten phantastischen Formen. Ein Paar Felsenvorsprünge, zerstrühte Artemisstraucher, die Salzfrüchte des Uferlandes schwimmen vor dem erkaunten Blick wie schwebende Gärten, Orangenhaine, Eukalypten und romantische Gebirgsketten in der Ferne. Ein verdorrter Steden im Boden thürmt sich als Kienbaum an Horizonte auf, ein einsamer Wanderer verlost sich in langen Reize Ohnheiten, die im gemessenen Takt schwerfällig dahin wandeln, und wenige ermüdete Kelter und Paderel erschrecken das ausblühende Auge mit dem Schauspiel einer in militärischen Evolutionen anrücken den Heerich. Ähnliche Erscheinungen bietet das Südufer, nur daß hier die Sand-, Salz- und Sumpfläcker durch parallel von Süd nach Nord streichende Züge in einzelne Abschnitte zerlegt und dadurch zugleich wohlthätiger gemacht sind. Anders die Küster. Dem allerdings auch hier nicht fehlenden Schaden, öden Strände folgen landeinwärts Streden großen Weides und Ackerlandes, welche sich in ununterbrochener Folge an den Fuß des Wahlsatgebirges anlehnen, freilich zum großen Theil erst durch leicht herzustellende Bewässerung für die Cultur gewinnbar. Diese Gegenden tragen den Reiz landschaftlicher Schönheit, aber es fehlt an dem Baumwuchs, den erst der Mensch durch seine Arbeit hervorruft.

Das Wasser ist durchsichtig und außerordentlich salzig. Dr. Hale in Washington fand in demselben 20.196 Proc. Chlornatrium, 2.834 Proc. schwefelsaures Natrium (Glaubersalz), 0.252 Proc. Chlormagnesium, Spuren von Chlorcalcium; im Ganzen 22.422 Proc. feste Bestandtheile. Wenn in trockener Jahreszeit viel Wasser verdunstet, krystallisiert das Salz aus und senkt sich zu Boden. Bei dem Baden im See kann man kaum vollständig ins Wasser eintauchen; in den Augen verursacht freilich jeder Tropfen einen brennenden Schmerz; auch muß man nach dem Bade sich mit süßem Wasser abspülen, um die schnell sich bildende Salzhaut zu entfernen. Gleichwohl ist ein solches Bad eine herrliche Erfrischung und Stärkung. Der Urtasche und der Jordan gehören zu den süßesten Binnengewässern; der Europäer theilt seinen Geschmack an den trefflichen gestrichen Lauchforellen mit den Indianern und den zahllosen Schwärmen von Wasservögeln. Ein Gebiet von 5—6000 Meilen sendet seine Gewässer dem Großen Salzsee zu. Allerdings ist dieses Gebiet zum großen Theil regentlos. Die Ebenen und die Abhänge der Gebirge haben keinen, die steilen Westabhänge dagegen genügenden Regen. Der Jordan ist der Abfluß des höher gelegenen Urtasches. Dieser reizende Gebirgssee erstreckt sich von 39° 50' bis 40° 21' nördl. Breite und von 114° 10' bis 114° 28' östlich von Paris, hat eine Länge von 10½, eine Breite von 2½ Meilen und bedeckt einen Flächenraum von 6½ Meilen. Seine Höhe über dem Meere ist etwa 4000 Fuß, seine Tiefe nur bis 15 Fuß. Sein Wasser

ist süß und wird von zahlreichen, aus den nahen Gebirgen herabstauenden Gießbächen frisch erhalten. Solche Bäche sind: der in die Südspitze mündende Salt-Creek, der Pequim-ne-Creek oder Spanisch-Horn, der Pim-quan-Creek, der Tim-pan-o-gos u. a. m. Aus dem nördlichen Ende des Sees fließt der Jordan, drängt sich durch die Felsenengen des Lavastreigebirges, den sogenannten Kanjon, hinab und geht dann in die breite, fruchtbare Thalebene über, wo ihn zahlreiche kleine Bäche von Osten her verpacken. Nach einem Laufe von 2 Meilen erreicht er bereits den Großen Salzsee; sein Wasserreichthum ist für die Bewässerung, sein rasches Gefälle zum Treiben von Wasserrädern aller Art von großem Nutzen. Von Osten fließt der Weber, welcher auf dem Hochlande entspringt, weite Prärien, wie die schöne Kanadasprairie, die sich an den Timpanogos hinüberzieht, bewässert, zahlreiche Zuflüsse sammelt und seine Wässer in einem engen Kanjon zur Tiefe senkt, ähnlich wie sein Nebenfluß Ogden, der sich bei Ogden-City mit ihm vereinigt. Beide Gewässer geben zu zahlreichen industriellen Anlagen günstige Gelegenheiten. Der stärkste Zufluß des Sees aber ist der Bear-River oder Bärenfluß, der auf einem Plateau von etwa 7000 Fuß Höhe östlich von den Timpanogosbergen entspringt, bei Bear-Spring (5384 Fuß hoch) im Staate Idaho plötzlich nach Süden umlenkt, dort die höchst merkwürdigen Soda-Springs berührt, in einem engen Kanjon, dem „Thor“ (the Gates), aus dem Gebirge heraustritt und nun in einem breiten, fruchtbaren Thale, nach 60 Meilen langem Laufe, den See erreicht — die Wirt-Clay-Platz, eine Sumpf- und Schlammebene an seiner Mündung bildend. Wichtige Mineralquellen finden sich im Gebiete des Sees und namentlich an seinen östlichen Ufern. Im Thale des Bärenflusses, 2 Meilen unterhalb seiner „Thore“, 14 Meilen nördlich der Salzseestadt, kommen auf einer Entfernung von 30 Fuß aus tiefen Erddöhren drei Quellen, die ihr Wasser in einem gemeinschaftlichen Abfluß vereinigen: eine heiße Schwefelquelle, eine salzige warme Quelle und ein kaltes treffliches Trinkwasser. Andere heiße Quellen sprudeln zwischen Willard und Ogden hervor; von besonderer Bedeutung werden die bei der Salzseestadt befindlichen 40° und 25° R. warmen Schwefelquellen werden, die neben dem Wasser des Salzsees und dem klaren Wasser der Bregbäche mit der Zeit hier den anscheinlichsten Badeort des fernsten Westens schaffen werden. Endlich sind heiße Schwefelquellen nahe dem Jordan-Kanjon in schöner Gegend zu finden, ebenso warme und kalte Quellen am Nordende des Urtasches.

Das Klima am See ist das eines Hochlandes, mit all seinem schroffen Wechsel zwischen scharfen Wintern und heißen Sommern, zwischen brennender Tagesgluth und kühlen Nächten. Die bis jetzt angestellten Beobachtungen ergeben als mittlere Monatswärme:

Januar	— 23,8° R.
Februar	1,34° „
März	5,47° „
April	8,01° „

Mai	14,76° R.
Juni	18,58° „
Juli	22° „
August
September
October
November	4,20° R.
December	0,93° „

(L. Blodget, Climatology of the United States. Philadelphia 1857.) Das Minimum der Temperatur war — 16° F. R., Nachfröste dauern bis Ende Mai. Die Sonnentemperatur steigt bis über 30° R., die Hitze in den der Sonne ausgelegten, eingeschlossenen Thälern ist dann — bei völliger Windstille — drückend und wird nur durch die Verbunkung des Sees etwas gemässigt. Im Thale bleibt selten Schnee liegen, aber alle Hochpässe werden regelmäßig verschneit und das ganze Land ist während der fünf Wintermonate von der Außenwelt abgeschnitten. Alle die Berggänge und Thalgründe dieser Gegend gewähren treffliches Weideland. Vor Allem zeichnet sich die Umgebung des Utaisees aus. Während des rauhen Winters müssen die Heerden in den niedrigen Gegenden in Sicherheit gebracht werden. Sobald der Frühling anbricht, steigen die Hirten an den Berggängen empor, bis sie im Hochsommer den höchsten Bergspitzen nahe kommen. Mit Anfang October aber herrschen wieder Fröste und Winterstürme im Hochlande und gewaltige Schneemassen füllen die engen Thalschluchten, alle Wege versperren. Fruchtbares Ackerland breitet sich zwischen dem Fuße der Gebirge und den Flüssen oder Seen aus; die Mormonen haben verstanden, durch ein treffliches Bewässerungssystem dem harten und trockenen Boden, dessen Bestandtheile zergersteter Granit, Gneis, Porphyr, Sandstein und Kalkstein sind und dem nur der beschränkte Regen in der Zeit des Wachstums der Pflanzen fehlt, reichliche Ernten abzugewinnen. Weizen trägt 20- bis 40fältige Frucht; Wurzelpflanzen, Gemüße, Getreide gedeihen; nur Mais kann der Fröste wegen nicht gebaut werden; Tabak und Bataten lassen sich nur an geschützten Stellen ziehen. Die Führer des Staates haben in langer Berechnung von Anfang an nur den Ackerbau zugelassen, erst später sind einige Zweige der Woll- und Baumwollmanufaktur gepflegt worden; die sehr wahrscheinliche Existenz von Gold wird geglaubt, das im Süden massenhaft vorhandene Eisen nicht ausgebeutet. Im Ostrand des großen Centralbeckens von Utah bilden die Wahsatchberge, d. h. den Steilabfall des weiten, welligen Hochlandes an den Quellen des Colorado und des Platte. Auf dem westlichen Rande, der sich durchschnittlich 3-4000 Fuß über das Centralbecken erhebt und an den meisten Stellen ganz unzugänglich ist, bauen sich jährliche Felsengipfel auf, wie der gigantische Lone Peak, 10,563 par. Fuß über dem Meere, und die Twin Peaks oder Zwillinge, beide auf Plateauvorprüngen, die gegen das Jordanthal vorgehen; auch die Gipfel zu beiden Seiten des Ogden- und Weber-Kanjon steigen bis gegen 9000 Fuß empor. Wenige Flüsse führen an den Steilwänden oder

in den Thalschluchten empor; die Straßen vereinigen sich meist in Fort Bridger unweit des Green River und gehen dann dem östlichen Abhange zu. Ein lebhafter Verkehr bewegt sich auf diesen dürftig gebahnten Straßen. Lange Züge von Wagen und Karren, von Maulthierern und Ochsen gezogen, beleben den Weg. Leer ziehen sie nach Osten. Beladen mit Korn, mit Mälschen für die Minenregien, mit Kleidern, Nahrungsmitteln und Gegenständen des Luxus für die wachsende Bevölkerung von Utah, Nevada, Idaho und Montana kehren sie zurück. Alle diese Gebiete beziehen ihre Bedürfnisse aus den östlichen Staaten und nicht von der californischen Küste. — Die mit einer weissenen Platte bedeckten Wagen werden von 4-6 Paar Maultiern oder Ochsen gezogen; die Züge sind oft über eine engl. Viertelmeile lang. Zur Müllergasse und Nachtruhe lenken die Wagen vom Wege ab auf die Praterie; denn nur in großen Entfernungen findet man auf diesen Rinlen leere Pöschle und noch seltener dürftige Wirthshäuser zur Einkehr. Vor zehn Jahren schrieb E. R. Schmidt: „Die von Jahr zu Jahr steigende Nothwendigkeit der Anlage einer Eisenbahn nach dem Stillen Meere macht die gleichzeitige Sicherung und Cultur der öden Gegenden, welche diese Bahn zu durchziehen hat, zu einem Gegenstande von der größten Bedeutung, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn auch die Mormonen als solche nicht dazu berufen sind, einen in Eile und Polstiz abgesonderten Staat zwischen den beiden Meeren einzuführen — dennoch der Fortschritt der Civilisation nach dem Westen durch andere, mit dem Gesammcharakter des amerikanischen Volkes mehr in Harmonie stehende Kräfte bewerkstelligt werden wird.“ Heute ist diese Bahn schon im Bau begriffen, die Linie über die Salzseefest ist ihr vorgezeichnet, und obgleich der Abstieg vom Plateau der Wahsatchberge am Weberflusse die großartigsten Kunstbauten nöthig machen wird, wird doch vielleicht schon 1871 das Band vollendet sein, welche das Gebiet der Salzseefest mit den Culturstaaten des Ostens und Westens in enge Verbindung bringen und seiner bis jetzt isolirten Entwicklung eine andere, mit der Außenwelt mehr harmonisierende Richtung geben, aber auch die materiellen Hilfsquellen des Landes entscheidend fördern wird. Diese Bahn wird von Omaha-City am Missouri im Staate Nebraska, und mit einem andern Arme von St. Louis und Kansas-City ausgehend, am Südrande des Platteflusses aufsteigend, nördlich vom Longs-Peak im Staate Colorado den Ostrand des Felsengebirges erreichen, 80 tausend Meilen lang das Hochland bis zur Wahsatchette durchziehen, soll dann am Südrande des großen Salzsees vorbei über die westlichen Plateauländer hinweggehen und senkt sich fenset der Sierra Nevada zum Thal des Sacramento in Californien hinab. Das Becken des großen Salzsees, reich von der Natur geeignet, enthält alle Elemente zur Bildung eines Staates. Die Leiter der Mormonen haben diese trefflich zu benutzen verstanden, sie haben Taft und Staatsmännisches Talent gezeigt, während die Unterthanen mit Fleiß, Thätigkeit, Ehrlichkeit gesunde bürgerliche Verhältnisse herstellten — es ist aberausend, welche Fort-

schrifte, welchen Wohlstand, welche Triumphe von Industrie und Ausdauer dieser neue Staat aufzuweisen hat.

Literatur. *Capit. Gunnison*, *The Mormons or latter day Saints in the Valley of the Great Salt Lake*. Philadelphia 1853. Theodor Ditschhausen (aus Saint-Louis), *Die Geschichte der Mormonen*. Göttingen 1856. Dr. Ernst Reinhold Schmidt (Lehrer der Naturwiss. in New Jersey), *Das Thal des großen Salzsees von Utah und die Heerstraße nahe dem 41. und 42. Parallel nach demselben* (in *Petermann's Mittheilungen* 1858. S. 280—294, mit Karte). Carl Reumann, *Vom Fort Karamie nach dem Großen Salzsee*, in der *Zeitschrift für Erdkunde* 1858, Juni. S. 468 fg.

Land und Leute im fernsten Westen. I. Die Prairie, die Felsengebirge, der Mormonenstaat, in *Händler's*, *„Ueber Land und Meer.“* X. Jahrg. S. 87 fg. Stuttgart 1867. II. Nach Californien. San Francisco. Die Chinesen. Die Geysir. Das Rosenmitchal. Die „Großen Bäume.“ Ebenbas. X. Jahrg. S. 312 fg. Stuttgart 1868. Theodor Kirchhoff, *Reise von der Mormonenstadt am Salzsee nach dem Goldlande Idaho* 1868, im *Globe* von Karl Andre. Bb. XIII.

Neue und wichtige Aufschlüsse über Bodengehalt und geognostische Verhältnisse haben wir von einer wissenschaftlichen Expedition zu erwarten, welche seit 1867 (auf drei Jahre) einen Streifen Landes unter dem 40. Parallelstreif quer durch Nevada, Utah und Colorado untersuchen soll. Clarence King ist Führer der Expedition, welche aus drei Topographen, drei Geologen, einem Botaniker, einem Zoologen und einem Photographen, nebst zahlreicher Dienerschaft und militärischer Eskorte besteht.

Die Große Salzseestadt (Salt Lake City oder The City of the Grand Salt-Lake), im Sommer 1847 von den Pionieren der großen Mormonen-Emigration aus den Mississippistaaten angelegt, ist auf einer Borterrasse am Fuße der Wahsatchgebirge, 4080 par. Fuß über dem Meere, über dem rechten Ufer des Jordan, gebaut, in welchen hier mehrere Gebirgsbäche münden. Die geographische Lage der Stadt ist unter 114° 26' westl. Länge von Paris (112° 6' westl. L. von Gr.) und 40° 46' nördl. Breite; der bezeichnete Punkt trifft in die nordöstliche Ecke der 1 Stunde von Nord nach Süd, 1½ Stunde von Ost nach West ausgehenden, weitläufigen, von rechtwinklig sich kreuzenden Straßen durchschnittenen Stadt. Jedes Straßenviereck, ein Quadrat von 660' Länge und Breite, faßt acht Baustellen zu 1½ Ader Grund und Boden, die Häuser stehen 20 Fuß von den Straßenfronten zurück, der Raum vor denselben ist mit Bäumen und Fleisträuchern bepflanzt, hinter denselben liegen geräumige Gärten. Die Straßenbreite ist 130 Fuß; auf beiden Seiten geben Trottoirs von 20 Fuß Breite — Alles für den Verkehr einer künftigen Großstadt angelegt. Die Häuser sind freilich zum größten Theil klein, einködig und aus Mangel an Holz von luttrodenen Lehmziegeln erbaut; doch fehlt es auch nicht an größerer feineren Gebäuden, namentlich für öffentliche Zwecke. Bei den Mormonen zählt ein Haus so viele Thüren, als der Besitzer Frauen hat. Das Haus

Brigham Young's, des Präsidenten und ersten Propheten, nimmt ein ganzes Viertel ein und enthält verschiedene Wohnhäuser, ein Schulhaus für seine 40—50 Kinder, große Stallungen, eine Getreidemühle, eine Zimmernannswerkstätte und das Amtshaus der Ältesten. An demselben großen Platz, auf dem Viertel gegenüber, stehen das alte „Tabernakel“ und die Anfangsbauten eines neuen Tempels, welcher an Größe und Pracht „alle Tempelbauten der Erde so weit überragen soll, wie die Religion der Mormonen die des Restes der Menschheit übertrifft.“ An demselben Plage befindet sich das „Sawery“, ein ungeheures Haus von grünen Zweigen, unter dem mehrere tausend Menschen Platz finden: es ist der Platz für die gottesdienstlichen Versammlungen während des Sommers. Ein neues, massiv gebautes Sawery, 11,000 Personen fassend, ist 1868 vollendet worden. Jedes dieser Viertel wird von einer 12 Fuß hohen steinernen Mauer umschlossen. Der Mormonenstadt fehlt es nicht an einem großen und trefflich ausgestatteten Theater: dasselbe ist Eigentum des Präsidenten, die Schauspieler sind nur unbezahlte Liebhaber und das Institut gibt demnach eine ansehnliche Revenue. Nordöstlich über der Stadt liegt Camp Douglas, die Wohnstätte der am Salzsee stationirten Soldaten, die ein Dorf für sich bildet und die Stadt überwaht. Von da überblickt man die Stadt und die umgebende weite Ebene mit ihren zerstreuten Landhäusern und den jährlichen Silberbächen ihrer Flüsse und Kanäle. Denn ein ganzes System von Bewässerungen verzweigt sich von jedem Wüdschade, der aus den Felsenschluchten des Gebirges heraustritt. Auch die Stadt hat einen Bach, der nach sorgfältiger Regenerierung bald die, bald jene Straße mit seinem klaren Wasser überfließt, die Sonnenhitze kühlt, die Bäume und die Gärten trinkt. Die Bewohner der Stadt bestehen aus Mormonen und „Heiden.“ Die Mormonen oder „Heiligen des jüngsten Tags“ (i. d. Art.) sind meist Fremde, von den Missionairen angeworben: in Großbritannien, Teuschland, Finnland, Island, Dänemark sind jene Leute thätig und senden Arbeiter, Landleute und wer sich sonst findet nach dem gemeinsamen Sammelplatz. Die Mormonen zeichnen sich nicht durch Intelligenz, wol aber durch Fleiß, Ordnung, Geheerlichkeit gegen die Führer aus. Die bedeutendsten Führer sind jetzt seit der Ermordung Joe Smith's (1844): Brigham Young, der Präsident, und Heber Kimball, zweiter Präsident und Zirkelingsprophet der Gemeinde. Eigenthümlich ist den Mormonen die Viehwirtschaft, unter deren Druck die Frauen seufzen und welche für die Dauer sich nicht wird halten können, weil denn überhaupt die Mormonen, beim Ueberhandnehmen fremdartiger Bevölkerung, wahrscheinlich auch aus Utah einst werden weichen müssen. Die Gentiles oder „Heiden“ werden in der Salzseestadt immer zahlreicher. Soldaten, Beamte, Officianten an Post und Telegraphen (bald auch an der Eisenbahn), Kaufleute der Stadt und Vertreter auswärtiger Handelt Häuser bilden, von abtrünnigen Mormonen verhaßt, diese einflußreiche Classe. Sie haben eine literarische Gesellschaft, ein Tageblatt, eine Sonntagsschule gegründet und

stehen mit den Mormonen in steter Opposition. — Die Zahl der Einwohner überhaupt war 1853 gegen 10,000, 1863 wurde sie auf 20,000 geschätzt. Eine Normalschule sorgt für Vorbildung künftiger Lehrer, Mittel zur Gründung einer besonderen Universität werden eingesammelt. Die meisten Einwohner beschäftigen sich mit Landwirthschaft, doch hat auch die Industrie wesentliche Fortschritte gemacht. Die Stadt hat eine höchst bedeutende mercantile Lage, die in den nächsten Jahrzehnten sich wesentlich verbessern wird. Die große Hauptstraße vom atlantischen Meere und vom Mississippibecken muß hier von einer zweiten gekreuzt werden, welche die neueröffneten nördlichen, an Salz, Steinkohlen, Silber und Weideland reichen Gebiete Idaho, Montana, Wyoming — zugleich Industriestaaten der Zukunft — mit dem schiffbaren Colorado und den südlichen Hafenplätzen am großen Ocean zu verbinden hat. (Otto Delitzsch.)

GREAVES (auch **Grave** und **Gravius** geschrieben), **John**, englischer Mathematiker und Sprachforscher, im J. 1602 zu Colmore, einem Dorfe bei Alresford in Hampshire, geboren, erhielt nebst seinen drei jüngeren Brüdern, die sich später ebenfalls als gelehrte Männer auszeichneten, von seinem Vater, welcher Prediger und Schullehrer des Dorfes war, eine sehr gute Erziehung und den ersten wissenschaftlichen Unterricht. In seinem 15. Jahre (1617) nach Oxford geschickt, um sich der Philosophie und Alterthumswissenschaft zu widmen, machte er diese Studien in dem Balliolcollege und wurde nach Beendigung derselben (1621) Baccalaureus. Bald darauf (1624) wählte man ihn zum Mitgliede des Merioncolleges und zwar erhielt er unter fünf gleichzeitig mit ihm einretenden Bewerbern wegen seiner nicht gewöhnlichen Kenntnisse in der Philosophie und in den alten Sprachen die erste Stelle. Er faßte nun den Entschluß, sich vorzugsweise mit der Physik und mit der Mathematik zu befassen, und ward in diesem Vorhaben hauptsächlich durch Henry Briggs und John Bainbridge, Professoren dieser Fächer am Saviliancollege, und Peter Turner, einem älteren Mitgliede des Merioncolleges und späteren Nachfolger Briggs' auf dem Lehrstuhle der Mathematik, bekräftigt. Keineswegs mit der Durchforschung der vorzüglichsten in sein Fach einschlagenden Werke des Kopernicus, Regiomontanus, Purbach, Tycho Brahe, Kepler und anderer berühmten Astronomen des 17. und des vorhergehenden Jahrhunderts zufrieden, las er auch die betreffenden Schriften sowohl der griechischen und römischen, als auch, nachdem er sich hinreichende Fertigkeit in den orientalischen Sprachen erworben hatte, der arabischen und persischen Autoren. Der Ruf seiner unfaßlichen Gelehrsamkeit verbreitete sich in den wissenschaftlichen Kreisen Englands immer mehr und mehr und im J. 1630 wurde er als Nachfolger Turners, des Professors der Geometrie am Greshamcollege zu London, welcher seine Stelle niederlegte, berufen, ohne daß er seine Pfände am Merioncollege abzugeben brauchte. Turner empfahl ihn zugleich William Raub, dem Erzbischof von Canterbury und Rector der Universität Oxford, auf welchem er einen einflussreichen Gönner fand. Sein längst ge-

hegter Wunsch, zur Erweiterung seiner Kenntnisse fremde Länder und besonders den Orient zu besuchen, rieth jetzt der Bewilligung näher und um das Jahr 1635 unternahm er seinen ersten Ausflug, auf welchem er sich zu Paris und längere Zeit zu Leiden aufhielt, wo der Umgang mit dem berühmten Orientalisten Jacob Golius seinen Zwecken sehr förderlich war. Darauf kehrte er nach London zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zu einer weiteren, sich bis nach dem Orient ausdehnenden Reise zu treffen. Sein Besuch an die Behörde der Stadt London, ihn mit den zu seinen astronomischen Arbeiten dienlichen Instrumenten zu versehen, blieb zwar ohne Erfolg und er mußte sich dieselben auf seine eigenen Kosten erwerben, der Erzbischof William Raub gewährte ihm dagegen nicht unbedeutende Unterstützung, schrieb ihm Empfehlungsbriefe an den Ritter Peter Bohse, Gesandten Karl's I. bei der Hofe, und an Cyrillus Lucar, den griechischen Patriarchen zu Constantinopel, und gab ihm unbeschränkte Vollmacht, gute Handschriften, sowohl griechische als arabische, für die Universität Oxford anzukaufen. Eine Einladung des Grafen Thomas Arundel, sich ihm auf seiner Reise nach Griechenland anzuschließen, schlug er als seinen Zwecken nicht unmittelbar entsprechend aus. Greaves betrug im Juni 1637 zu London mit seinem Freunde, dem bekannten Orientalisten Pococke, ein nach dem Mittelmeere und der Türkei abgehendes Schiff und landete vorerst in Livorno. Von hier begab er sich nach Rom, wo er die Denkmäler des Alterthums in Augenschein nahm, wichtige Handschriften abschrieb, das Pantheon, die Pyramide des Cestius und andere Bauten und Säulen zeichnete und maß, die Katacomben, die Bibliotheken und die Sammlungen von Kunstgegenständen besuchte und die Bekanntschaft vieler berühmter Gelehrten machte, von denen wir Lucas Holstenius, den Vorsteher der vaticanischen Bibliothek, den Volschiffor Athanasius Kircher und den Astronomen Caspar Verrius nennen wollen. Von Rom begab er sich nach Padua, wo er mit den Universitätsprofessoren Francisco Ursini, Giovanni Rhodius und Andrea Moretti lehrreichen Umgang pflog; dann besuchte er noch Florenz, von wo er nach Livorno zurückkehrte, um seine Reise fortzusetzen. Er gelangte im April 1638 nach Constantinopel, wo er jedoch bei weitem weniger Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Studien und zur Erreichung seiner Zwecke fand, als er erwartet hatte. Die Lehrer der orientalischen Sprachen, bei welchen er eine gründliche Kenntniss derselben zu erlangen gedachte, verstanden größtentheils weniger, als er selbst; der griechische Patriarch Cyrillus Lucar, ein gefälliger und verständiger Mann, bedauerte ihn zwar sehr freundlich und versprach ihm Zutritt zu den Klöstern auf dem Berge Athos und zu den in denselben aufbewahrten literarischen Schätzen zu verschaffen; nachdem dieser aber am 27. Juni desselben Jahres als ein mit der russischen Regierung in Verbindung stehender Beräuber erschossen worden war, schwand nicht nur diese Hoffnung, sondern Greaves gerieth sogar als Freund des Patriarchen in Lebensgefahr und mußte werthvolle Handschriften, die er von einem Kloster angekauft hatte, ohne

Entschädigung wieder herausgeben; es gelang ihm jedoch, einige anwer, die er um hohe Preise erworben hatte, besonders mehrere arabische Uebersetzungen griechischer Schriftsteller und unter diesen besonders eine prächtige Handschrift des Almagest des Ptolemäus, in Sicherheit zu bringen. Ein längerer Aufenthalt in der türkischen Hauptstadt erschien ihm unter den obwaltenden Verhältnissen weder nützlich noch ratsam, und er zog vor, bei einer sich gerade darbietenden günstigen Gelegenheit im September 1638 auf einer türkischen Flotte nach Aegypten unter Segel zu gehen. Auf der Ueberfahrt berührte er Rhodus, wo er einige astronomische Beobachtungen anstellte, um die Lage der Insel genau zu bestimmen¹⁾. Ebenso versuchte er nach seiner Ankunft zu Alexandria, wo er vier oder fünf Monate verweilte und von wo er zwei Ausflüge nach Kairo unternahm, um die Pyramiden zu untersuchen und zu messen, bei welcher Gelegenheit er in einem der unten in den Pyramiden befindlichen Gemächern das bei verschiedenen Völkern gebräuchliche Fußmaß einbrug und mit seinem Namen unterzeichnete. Während dieser astronomischen und mathematischen Arbeiten sammelte er zugleich mit großer Umsicht und nicht geringerem Glück werthvolle griechische, arabische und persische Handschriften und eine Menge von Münzen, geschnittenen Steinen und andern alterthümlichen Gegenständen. Im Besitze dieser zum Theil mit bedeutenden Kosten erworbenen Schätze schiffte er sich zu Alexandria wieder nach Livorno ein, wo er im Juni 1639 ankam und bei dem Großherzoge von Toscana, Ferdinando II., eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er widmete deshalb demselben ein lateinisches Gedicht, worin er ihn aufforderte, das mittelländische Meer von den dasselbe unsicher machenden Seeräubern zu säubern. Von Florenz, wo er auch die Bekanntschaft seines gelehrten Landsmannes Robert Dudley, gewöhnlich Herzog von Northumberland genannt, machte, begab er sich zum zweiten Mal nach Rom, um daselbst seine früher begonnenen Beobachtungen zu Ende zu führen und mit neuen zu vermehren. Da ihm aber das Verlangen nach der Heimath nicht länger Ruhe ließ, so kehrte er schon nach einem Aufenthalte von einigen Monaten im Sommer des Jahres 1640 nach London zurück, um seine Vorlesungen am Greshamcollege wieder zu beginnen; die Unruhen der Revolution aber, welche den Aufenthalt in der Hauptstadt unsicher machten, bewogen ihn, nach Oxford zu entfliehen, wo er am 14. Nov. 1643 zum Professor der Astronomie an dem Saviliancollege auf der Universität zu Oxford als Nachfolger John Bainbridge's ernannt wurde, dazu aber seine Stelle als Lectur am Merioncollege behielt, weil die Einkünfte seiner Professur durch den Bürgerkrieg sehr vermindert

worden waren. Im J. 1645 machte er den Vorschlag, durch Hinweglassung der Schalttage während der nächsten 40 Jahre den in England gebräuchlichen Kalender zu verbessern und ihn mit dem Gregorianischen in Einklang zu bringen²⁾. Im folgenden Jahre erschien sein längst vorbereitetes Werk über die Pyramiden unter dem Titel: *Pyramidographia: or, a Description of the Pyramids in Egypt* (London 1646. 8.), jedenfalls bis dahin die vollständige und genaueste Beschreibung dieser merkwürdigen Bauwerke des Alterthums. Sie beschäftigt aber nur die drei berühmtesten Pyramiden in der Sandebene am westlichen Ufer des Nils, erzählt die Geschichte ihrer Erbauer und gibt über ihre Gestalt und ihr Maß ausführliche Auskunft. Greaves hält die Ansicht fest, daß die Pyramiden weder zum Prunk noch zur Beschäftigung der arbeitenden Classe erbaut seien, sondern als Begräbnisplätze für die Könige, welchen man dadurch die Unsterblichkeit zu sichern suchte, indem nach dem Glauben der Aegypter die Seele so lange im Körper wohnte, bis dieser in Häuflin übergeht. Ein gelehrter Zeitgenosse zog weniger jedoch aus Liebe zur Wissenschaft und zur Wahrheit, als aus Unmuth gegen den Astronomen, welcher ihm auf seine Bitte zur Erlangung einer Anstellung nicht beifällig sein wollte, die Genauigkeit der angegebenen Maße in Zweifel. Greaves benutzte übrigens manche nicht unbedeutende Bemerkungen seines Gegners zu einer zweiten verbesserten Ausgabe seiner Schrift, welche jedoch erst nach seinem Tode in seinen von Th. Birch zum Druck besorgten *Miscellaneous Works* (Tom. I. p. 1 seq.) erschien. In dieser Gestalt ging sie auch in Churchill's *Collection of voyages and travels* (Lond. 1744. 4. Vol. II. p. 605 seq.) und Michx. Thorens's *Relation de divers voyages curieux* (Tom. I. P. I.) in französischer Bearbeitung über. Als Ergebnisse seiner Untersuchungen über die alten Maße und Gewichte und ihr Verhältniß zu einander machte Greaves bald nach dem Erscheinen seiner *Pyramidographie* seine Abhandlung über den römischen Fuß und Denar (*A Discourse of the Roman Foot and Denarius: from whence, as from two Principles, the Measures and Weights used by the Ancients may be deduced*. Lond. 1647. 8.) bekannt, welche wegen der Genauigkeit der Angaben und wegen ihres praktischen Nutzens lange eines der geliefetsten Hülfsmittel bei Bestimmung der alten Maße war und auch in seinen *Miscellaneous Works* und in Churchill's *Reisensammlung* wieder abgedruckt wurde. Greaves sollte aber auch zu Oxford die Ruhe nicht genießen, deren er zur Ausarbeitung und zur Herausgabe seiner Schriften, wozu bereits der Stoff gesammelt war, bedurfte; denn als die Stadt im J. 1648 in die Hände der Parlamentstruppen fiel, wurde er als getreuer Anhänger und Vertheidiger der königlichen Sache unter dem Vorwande, daß er das Saviliancollege zum Vortheil des Königs, des Hofes und der Hespertei be-

1) Ein Notizbuch, worin Greaves diese Beobachtungen verzeichnete, befindet sich noch in der Universitätsbibliothek zu Oxford und der Inhalt derselben ist zum Theil in den Schriften der königlichen Society der Wissenschaften mitgetheilt. Seine Beobachtungen über die Breite von Rhodus und Constantinopel findet man im Decemberhefte des Jahres 1686 der *Philosophical Transactions* und ins Französische übersetzt in dem *Journal des Savants*, September 1689.

2) Dieser Vorschlag wurde erst lange nach dem Tode des Verfassers in den *Philosophical Transactions* (Oct. 1699) mitgetheilt.

einträchtigt habe, seiner Stelle entsetzt und gezwungen, augenblicklich seine Wohnung im College zu räumen. Die Risiken, welche seine Handschriften und Bücher enthielten, wurden auf dem Transporte erbrochen und geplündert, so daß sein Freund Selden trotz aller Mühen nur einen kleinen Theil des Inhaltes wieder aufzufinden vermochte. Greaves zog sich tief betrübt über den erlittenen Verlust nach London zurück, wo er sich, um die gewohnte Pflege nicht zu entbehren, verheiratete und Trost in wissenschaftlichen Arbeiten suchte. Zuerst veröffentlichte er das von ihm benötigte astronomische Werk seines Freundes Bainbridge über die Hundstern und die Hundsternperiode (*Canicularia*. Oxford. 1648. 8.), welchem er seine Abhandlung über den Ausgang des Sirius in Unterägypten (*Demonstratio ortus Sirii Heliaci pro parallelo inferioris Aegypti*) und die von ihm aus dem Arabischen ins Lateinische überetzten Bemerkungen des Astronomen Ulugh Begh, eines Enkels des großen Tamerlan, über die Längen und Breiten einiger ausgezeichneten Sterne (*Insigniorum aliquot stellarum longitudo et latitudines ex astronomiis observationibus Ulug Beigi*) beifügte. Sodann ließ er aus einer von ihm zu Constantinopel aufgefundenen Handschrift das *Chmo* klar als genaue Werk eines ungenannten Persers über die astronomischen Abkürzungszeichen der Araber und Perser (*Anonymus Persa de Siglis Arabum et Persarum astronomica*. Lond. 1648. 4.) im Driginal mit lateinischer Uebersetzung erscheinen und gab es auch als Beilage seiner schon vor der Reise nach dem Orient fertig, aber jetzt erst dem Druck übergebenen Anfangsgründe der persischen Sprache (*Elementa linguae Persicae*. Lond. 1649. 4.). Großer Verdienst erwarb er sich um die Chronologie durch die Bekanntmachung der Geschichtsepochen Ulugh Begh's im arabischen Original mit lateinischer Uebersetzung und Erläuterungen (*Epochae celeberrimae astronomiae, historicae et chronologicae Chataiorum, Syro-graecorum, Arabum, Persarum, Chorasimiorum usitatae, ex traditione Ulug-Beigi, Indiae principis*. Lond. 1650. 4.). Diese Epochen, welche der Herausgeber zum besseren Verständniß auf die Julianische Periode und die gewöhnliche christliche Zeitrechnung reducirt hat, leisten wichtige Dienste bei der Verichtigung chronologischer Fehler in vielen der berühmtesten Geschichtsbücher. Der Werth dieses Werkes wird noch bedeutend erhöht durch eine Zugabe, welche Abulfeda's auf astronomischen Beobachtungen beruhende Beschreibung der asiatischen Länder Schowaren und Mawaralnahr (*Chorasimiae et Mawaralnahr, hoc est, Regnum extra fluvium Oxum Descriptio, ex tabulis Abulfeda Ismaelis, Principis Hamah*. Lond. 1650. 5.), in arabischer Sprache nach fünf Handschriften vollständig mit lateinischer Uebersetzung enthält; sie wurde auch im dritten Bande der Sammlung der kleineren griechischen Geographen von J. Hudson wieder abgedruckt. Nicht weniger verdienstlich ist des fleißigen Gelehrten Ausgabe mehrerer astronomischen Schriften der Perser Mahmud Schah Cholg, Allergani und Kusghi (*Astronomica, quaedam ex*

traditione Shah Cholgii Persae, una cum hypothesis planetarum et cum excerptis quibusdam ex Allergani elementis astronomiis et Ali Kusghii de terrae magnitudine et sphaerarum coelestium a terra distantia. Lond. 1652. 4.), welchen er noch, um nach seiner Gewohnheit einen möglichst reichen Vorrath ähnlicher Schriften auf einmal zu geben, zwei geographische Tafeln des Persers Rassi Eddin Thousi und des Tataren Ulug-Beg (*Biniae Tabulae geographicae una Nassir Eddini Persae, altera Ulug Beigi Tataris*) als Anhang beifügte. Diese Tafeln sollten als Vorläufer dienen zu einer kritischen Ausgabe der Beschreibung Arabiens von Abulfeda, welche aber wegen der Kriegsunruhen nicht zu Stande kam. Eine vollständige lateinische Uebersetzung der Geographie Abulfeda's hatte er ebenfalls zum Druck fertig, die Handschrift derselben fand sich aber in seinem Nachlasse nicht wieder. Eine arabische Uebersetzung der Wabfänge des Archimedes, deren griechisches Original nicht mehr vorhanden ist, welche er mit den Anmerkungen arabischer Mathematiker bekannt zu machen beabsichtigte, erschien erst nach seinem Tode unter dem Titel: *Leemmata Archimedis apud Graecos et Latinos jam pridem desiderata* a vetusto codice manuscripto arabico a J. Gravio traducta et cum Arabum scholiis publicata in Sam. Joster's *Miscellanea sive Lucubraciones mathematicae* (Lond. 1659. fol.). Zu den von Greaves herausgegebenen Werken, welche den Orient betreffen, gehören auch noch einige kleinere Abhandlungen, von welchen besonders anzuführen sind der Bericht über die Art und Weise, wie man in Kasbra die Hühnererier ausbrütet (*De modo pullos ex ovis in tornacibus lento et moderato igne calecentibus apud Kabirenes excludendi*, in den *Philosophical Transactions*, 1677. Jan. u. Febr.) und eine Beschreibung des Stralls (*Description of the Grand Seigneur's Seraglio*. Lond. 1653. 8.), eine sehr genaue und zuverlässige Schilderung, deren Herausgeber jedoch nur Greaves ist und als deren Verfasser sein Landmann Robert Wilkes betrachtet werden muß. Seinen mathematischen Schriften sind beizuzählen die Zusammenstellung der zu Woolwich gemachten Versuche über die Kraft und die Tragweite der Kanonen (*Experiments at Woolwich for trying the force of great guns*, in den *Philosophical Transactions* 1685. Juli). In seinem Nachlasse befanden sich noch mehrere zum Druck fertige Werke und Entwürfe zu mehreren Schriften; besonders wird ein persisches Wörterbuch erwähnt, an welchem er viele Jahre arbeitete. Er soll seine letzten Jahre in Dürftigkeit zugebracht haben und starb im October 1652 zu London. Zum Vollzieher seines Testaments bestimmte er seinen Bruder Nikolaus Greaves, welcher sich der Theologie gewidmet hatte und Mitglied des Allseelencolleges zu Oxford und Procurator der Universit., später aber Dechant der Kirche zu Dromore in Irland war. Er überließ die Bibliothek und die mathematischen Instrumente seines verstorbenen Bruders der Bibliothek des Saviliancolleges zu Oxford, wo sie sich noch befinden. Besonders für die Literatur der Astronomie und Mathematik wichtig ist sein, daselbst

ausgewählter Briefwechsel mit den in diesen Büchern berühmten Gelehrten seiner Zeit. Es soll in der Biographie des John Greaves von Th. Smith: Vita J. Gravii, in qua de illius studiis, itineribus in Italiam, ad Constantinopolim et in Aegyptum susceptis et libris editis ineditisque fuisse dissertari. Lond. 1699. 4. demüß sein?). Fast hundert Jahre nach dem Tode des J. Greaves, welcher jedenfalls zu den gelehrtesten Orientalisten gezählt werden muß, gab Thom. Birch dessen vermischte Schriften (Miscellaneous Works. Lond. 1737. 8. 2 Voll.) heraus, bei welchen sich auch verbesserte Abbildungen mehrerer der oben erwähnten Werke (wie die Pyramidographie und die Beschreibung des Serail's) befinden; außerdem enthalten sie früher nicht gedruckte Abbildungen, Beobachtungen und Gedächtnisse nebst einer Schilderung des Lebens und Wissens des Verfassers von dem Herausgeber?). (Ph. H. Kuhl.)

GREAVES (Thomas), ein jüngerer Bruder des vorhergehenden John Greaves, gleichfalls als gründlicher Kenner der orientalischen Sprachen bekannt, im J. 1610 zu Colmore geboren, widmete sich der Theologie und begann seine Studien im J. 1627 in dem Corpus Christi-College zu Oxford. Nachdem er sich in seinem Fache umfassende Kenntnisse verschafft hatte, wurde er im J. 1636 Mitglied dieses Colleges und im folgenden Jahre während der Abwesenheit des berühmten Orientalisten Edward Boece zum Lectur der arabischen Sprache ernannt. Im October 1641 ließ er sich als Baccalaureus der Theologie aufnehmen und erhielt zuerst eine Pfarrei zu Dunsby in Lincolnshire und dann in den letzten der Restauration vorausgehenden Jahren eine andere in der Nähe von London. Nachdem er sich im J. 1661 die theologische Doctorwürde erworben hatte, bedachte man ihn im J. 1666 mit einer Pfründe an der Kathedrale zu Peterborough und gab ihm zugleich die Pfarrei zu Benefield in Northamptonshire, welche er jedoch einige Jahre vor seinem Tode wieder abgab, da seine Pfründensind mit ihm unzufrieden waren, weil er trotz seiner Gelehrsamkeit keine erträgliche Predigt halten konnte. In seinen letzten Jahren zog er sich nach Welton in Northamptonshire, wo er sich Besitzthum erworben hatte, zurück und starb daselbst am 22. Mai 1676. Er setzte auch, nachdem er nicht mehr als Lehrer wirkte, seine Studien in der orientalischen Literatur fort und unterliegt mit den berühmtesten Gelehrten in diesem Fache, von denen nur J. Erden, Rich. Barter und Abrah.

Whetstone, Professor der arabischen Sprache zu Cambridge, genannt werden mögen, einen seine wissenschaftlichen Arbeiten und Pläne betreffenden Briefwechsel. Seine Rede über die Vorzüglichkeit und den Nutzen der arabischen Sprache (De linguae Arabicae utilitate et praestantia oratio. Oxon. 1637. 4.), welche er während seines Lehramtes am 19. Juli 1637 zu Oxford hielt, wird als Muster eines ebenso gelehrten als klugen Vortrags gerühmt und steht jetzt noch bei den Kennern der arabischen Literatur in verdientem Ansehen. Seine genaue Kenntniß der persischen Sprache beweisen seine in dieser Sprache geschriebenen und von Sam. Clarke ins Lateinische übersehten Anmerkungen zu der persischen Uebersetzung des Pentateuchs und der Evangelien im sechsten Bande der von Dr. Walton herausgegebenen Polyglotte (Lond. 1657. fol. 6 Voll.). Er hatte auch die Absicht, ein ausführliches Werk über den Koran zur Widerlegung der Dogmen und der Moral der Muhammedaner zu schreiben, die Ausföhrung wurde aber durch mancherlei Berufsarbeiten verhindert. Ein Aeußeres war sehr unannehmlich, aber seine Bescheidenheit war etwas groß, als seine Gelehrsamkeit?). (Ph. H. Kuhl.)

GREAVES (Sir Edward), der jüngere Bruder des vorhergehenden John und Thomas Greaves und Professor der Medicin an der Universität zu Oxford, im J. 1615 zu Grobydon in der Grafschaft Surrey geboren, widmete sich der Arzneiwissenschaft und wurde im J. 1634 in dem Allersien-College zu Oxford als Mitglied aufgenommen. Nachdem er sich am 8. Juli 1641 die medicinische Doctorwürde erworben und einige Zeit als praktischer Arzt zu Oxford gewirkt hatte, wurde er im J. 1643 zum ersten Professor der Arzneiwissenschaft am Wertons-College ernannt. Als die königliche Sache eine schlimme Wendung zu nehmen anfing, verließ er die Universität, welche sich als Anhängerin und Vertheidigerin derselben erklärt hatte, und besaß sich wieder mit der ärztlichen Praxis zu London und zu Bath. Im März 1652 unterwarf er sich einem Tramen vor dem Collegium der Aerzte zu London, worauf er zum Mitglied desselben gewählt wurde. Nach der Restauration blühten ihm wieder günstige Zeiten; Karl II. ernannte ihn zu seinem Leibarzt und erhob ihn zum Baronet. Er starb am 11. Nov. 1680. Greaves versuchte sich auch als Schriftsteller und für die Geschichte der Medicin ist nicht unwichtig seine Beschreibung der Ursache (des sogenannten Campestris morbus), welche zu Oxford während des Aufenthaltes Karls I. und seines Hofes in dieser Stadt ausgebrochen war (Morbus epidemicus anni 1643, or the hew Disease, with signs, causes, remedies. Oxford 1643. 4.). Seine Rede auf William Harvey (Oratio habita in Aedibus Collegii Medicorum Londinensium, 25 Julii 1661 die Harvey memoriae dicato. Lond. 1667. 4.) beweist, daß er der lateinischen Sprache vollständig mächtig war und seine Gedanken

3) Diese kritisch geordnete Biographie befindet sich auch in Th. Smith's Vita quorundam eruditissimorum Virorum. Lond. 1707. 4. 4) Bergl. Acta Eruditiorum. Ann. MDCC. p. 514 seq. J. P. Nicéron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Tom. VIII. p. 287 (französ. Uebersetzung Bd. VIII. S. 341). J. G. de Chausse, Nouveau Dictionnaire historique et critique. Tom. II. G. p. 76 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 369. (Nouv. éd. Tom. XVII. p. 411). Biographie générale. Tom. XXI. p. 772. Einen ausführlichen Auszug aus seiner Biographie von Th. Birch findet man auch in der Bibliothèque Britannique. Tom. XXIII. p. 243.

*) Bergl. J. G. de Chausse, Nouveau Dictionnaire historique et critique. Tom. II. G. p. 82. Biographie générale. Tom. XXI. p. 774.

in derselben sehr treffend und plastisch auszubilden verstanden *).

GREBAN oder GRESSBAN (Arnoult und Simon), französische Dichter des 15. Jahrh., zwei Brüder, über deren Lebensverhältnisse aber sich nur sehr dürftige Nachrichten erhalten haben. Wahrscheinlich sind sie zu Anfang des 15. Jahrh. zu Compiegne in der Picardie und nicht, wie Andere glauben, zu Mans geboren, denn Simon, der berühmtere von ihnen, ist den Zeitgenossen unter dem Namen Simon von Compiegne am bekanntesten. Beide Brüder widmeten sich dem geistlichen Stande, denn Arnoult, der ältere von ihnen, war um das Jahr 1450 Pfandherr an der Kirche zu Mans, wo er auch nach einer freilich unverbürgten Nachricht gestorben sein soll. Gewiss ist, daß er sich im J. 1452 zu Paris befand und einem Mitgliede der Behörde der Stadt Abbeville eine Abschrift seines Mysters zum Zweck der Aufführung verkaufte; er war also entweder zu dieser Zeit noch nicht Pfandherr zu Mans oder hatte bereits wieder diese Stelle ausgegeben, um zu Paris die Aufführungen seines dramatischen Gedichtes zu leiten. Dieses Gedicht, welches das Leben des Herrn behandelt und den Titel *Passion (La Passion)* führt, kam oft und an vielen Orten zur Aufführung, wurde aber nicht gedruckt, da es durch eine Bearbeitung desselben Stoffs von Jean Michel von Angers verdrängt und in Vergessenheit gebracht wurde. Es soll aber noch dem Urhebers berühmter Anstifter, welche die in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindliche Handschrift einzusehen Gelegenheit hatten, die spätere Bearbeitung nicht nur an poetischem Werth weit überstiegen, sondern auch die Unklarheiten, von denen Jean Michel's Werk strotzt, vermeiden. Es besteht aus 25,000 Versen und das Vorhaben Ch. d'Hericault's und L. Morand's, dieser berühmten Kenner der altfranzösischen Literatur, es herauszugeben, unterließ wol hauptsächlich wegen dieses allzu großen Umfangs. Ausser dem Mysteri schrieb Arnoult Greban noch mehrere andere Gedichte, und man macht insbesondere namhaft ein Gebet (*Oraison*) an die Jungfrau Maria und ein Klaglied (*Complaine*), welche Art von Gedichten er zuerst versucht haben soll. Zur Beurtheilung derselben mögen die drei ersten Strophen dieser *Complaine*, welche Etienne Pasquier mittheilt¹⁾, dienen. Es lautet:

A Vous Dame, je me plains,
Je vols pleurant par Vaux et Plains
Je se connois que Fleurs et Plaines
Puis que je vis.
Vostre gent et gracieux via.
J'aim mieux estre mort que vis.
Neanmoins, plus volontiers qu'envis,
Je me sous mets
Au Dieu d'Amour, qui désormais
Ne fait servir d'esiranges mets
De danger et de rose, mais
C'est pour aimer.

Simon Greban, der jüngere der Brüder, wurde Mönch zu Saint-Niquier in Ponthieu (im jetzigen Departement der Somme) und später Secrétaire Karl's von Anjou, Grafen von Maine. Er lebte wenigstens bis zum Jahre 1468, in welchem er noch unter der Dienerschaft Karl's vorfindet, und da er Doctor der Theologie genannt wird, so darf man voraussetzen, daß er eine wissenschaftliche Bildung genossen hatte. Er befaßte sich ebenfalls mit der Dichtkunst und man ist gewöhnlich der Meinung, er habe ein von seinem Bruder begonnenes Mysteri, welches die Apostelgeschichte behandelt, fortgesetzt; diese auf des schon erwähnten Pasquier Mittheilung gestützte Behauptung ist jedoch falsch, denn die beiden Brüder arbeiteten unabhängig von einander, der ältere die *Passion* und der jüngere die *Apostelgeschichte*, welche letztere nur in sofern eine Fortsetzung der ersteren genannt werden kann, als sie mit dieser ein großes Ganzes bildet, dessen beide Hälften aber in sich abgeschlossen waren und besonders zur Darstellung kamen. In der aus beinahe 80,000 Versen bestehenden *Apostelgeschichte (Actes des Apostres)* wirken 485 Personen mit und man kann wirklich nicht anders als der treffenden Bemerkung eines Geschichtschreibers, daß bei der Aufführung der Mysterien die eine Hälfte der Stadt als Schauspieler, die andere Hälfte als Zuschauer unterliege, beistimmen. Unter den darstellenden Personen der *Apostelgeschichte* befinden sich Gott Vater, Gott Sohn, der Erzengel Michael, Maria und ihre Knechte, die Apostel, Lucifer mit seinem höllischen Gefolge, Schriftgelehrte und Philosophen. Das Mysteri wurde, nachdem es schon viele Jahre seit seiner Vollendung die Zuschauer erfreut hatte, noch im 16. Jahrh. zu Bourges (1588), zu Paris (1540), zu Tours (1541) und zu Mans, Angers und in andern Städten aufgeführt und zwar mit großen Vorbereitungen und vielem Pomp. Die Unternehmer ritten in prächtiger Kleidung durch die Stadt, um die Vorstellung anzukündigen, und man verbreitete sogar eindringliche Aufforderungen, um die nöthigen Mitspieler zu gewinnen, wie die beiden noch vorhandenen Schriftchen, welche den Vorstellungen zu Bourges²⁾ und zu Paris³⁾ vorausgingen, beweisen. Was nun den Inhalt des Mysteris betrifft, so bilden wol die Begebennisse aus dem Leben der Apostel den Hauptgegenstand, welcher jedoch oft durch andere dazwischen kommende Ereignisse gänzlich in den Hintergrund gedrängt wird. Kaiser und Könige erscheinen und spielen ihre Geschichte und die Phantasie des Dichters entwickelt überhaupt eine wunderbare Fruchtbarkeit und Bileistigkeit; immer neue Wunderdinge nehmen die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Anspruch. Straßenzüge mit plötzlichen Sterbefällen, böse Geister führen

2) Relation de l'ordre de la triomphante et magnifique monstre du Mystere des Actes des Apostres qui a eu à Bourges le dernier jour d'Avril 1588 par J. Thibault. Bourges 1638. 8.
3) Le Cri et Proclamation pour jouer le Mystere des Actes des Apostres en la ville de Paris, fait le 16 Decembre 1540 par le commandement du Roy nostre Sire et Monseigneur le Prevost de Paris, enlu de venir prendre les Roolles pour jouer le diet Mystere. Paris 1541: 8.

¹⁾ J. G. de Chespié, Nouveau dictionnaire historique et critique. Vol. II. G. p. 83. Biographie générale. Tom. XXI. p. 774.

1) Recherches de la France (Paris 1596. 12.) p. 618.

mit Vörm und Unfug aus dem Körper der Befessenen; Dämonen, Fürsten und Schalksnarren lösen einander auf der Bühne ab; Märtyrer werden vor den Augen der Zuschauer gesteinigt oder ans Kreuz geschlagen und die Erde zittert und der Donner rollt bei jeder Belegenheit. Dabei führen die auftretenden Personen eine eist dem Gegenstände wenig angemessene Sprache und die Ausdrücke einer überschwänglichen Frömmigkeit sind nicht selten untermischt mit Worten, die welchen jezt Nichts weniger als jüchtige Zuschauer erschauern würden. Es wäre auf fallend, daß man zu einer Zeit, wo es dem Volke unter so war, die heilige Geschichte in dem Buche, welche sie getreu und rein erzählt, zu lesen, die Erlaubniß gab, sie auf dem Theater verunstaltet durch tausend abenteuerliche Erfindungen und eingehüllt in gemeine und schmutzige Knebel zu sehen, wenn man nicht wüßte, daß diese Caricaturen des Heiligsten neben der ersten christlichen Lehre bei dem Volke ohne schädlichen Einfluß hinführen und nur zur vorübergehenden Unterhaltung desselben dienen. Daß sie dasselbe neben der Erbauung auch heiligtigen sollte, war offenbar der Zweck der Verfasser und Stoff zur Befähigung bietet doch auch hinreichend Greban's Mystere. Schon im ersten Theile erscheint Lucifer, der Fürst der Hölle, und fordert mit großem Vörm seine Unterthanen, die Teufel, Teufelinnen und jungen Teufel, auf, zur Ausführung seiner Pläne auf der Erde zu erscheinen:

Diables mechans destines en terre estre,
Cloz à jamais dans le centre terreeste,
Viendrez vous point à mes cris et aboys,
Sortez au fou de nostre infernal estre.
Par mes haults cris vus porrez bien congnistrer
Que c'est à drolet que complainte me dolle.
Harro, harro, nul de vus je na veoyz,
Si ne venez desceperer m'en voys.
Diables mauldicts, dyablistes, dyablistons,
Coeurez en l'air, traversez champs et boyz;
Faudra geeter, accordez à ma voix,
Approchez tost dyaboliques laytons.

Satan erscheint nun ersucht und spricht besänftigend zu seinem Geleiter:

Prince d'enfer tes cris as venus estendre
Si trës-avant qu'ils sont venus descendre
Jusques au fons des noires régions,
Nus vile manoirs tu as presque fait fendre.
Que te fault-il? Est-tu prest de te prendre?
Dyables sont hors par grandes légions.

Als nun Lucifer immer noch nicht aufhört, gibt ihm Satan, welchen jezt ebenfalls der Zorn bewältigt, den Rath, zu seiner Beruhigung ein niederstlegendes Getränk von geschmolzenem Blei, Schwefel und Pech zu nehmen:

Prince damps de tenebre et byrne,
Loup ravissant, ton burlement ne fust,
Que te fault-il? as-tu la rage au coeur?
Prenez plombs fondez, chaux, souffre et pulx resine,
Métal bouillant qui seroit drogue fine
Pour destemper ta mauldiete rancœur.

Nachdem endlich die Teufel verarmt sind, erzählt ihnen Lucifer, wie die Apostel, welche er nicht sehr anständig Schelme, Schufte und Strolche nennt, die Absicht hätten,

das Christenthum in der ganzen Welt zu verbreiten, und fordert sie auf, dieses mit aller Macht zu verhindern; insbesondere gibt er Satan den Auftrag, die Hohenpriester der Juden zu diesem Zwecke zu bearbeiten und ihren Geiz zu benutzen:

Après que Christ fut au tombeau rendu,
Trois jours après de mort ressuscita
Et qui plus est tout vif se presenta
A ces amys qui ne sont pas des nostres,
Donnez coquins qui se nomment apostres,
Grans seducteurs de la loy judaïque,
Aussuils il dit: le texte evangelique
Soit sensués et presché de par vous.
Après se cleuz il monta devant tous
En les laissant tous dumez sur la terre,
Lequel présent nous meinent dunt genre
En la cite Hierusalem nomme
Et tout autour du pays de Judée
Qui est pour nous grande perplexite
Dyables obscurs chacez soit incito
Pour ces maulx à la mort faire rendre.
Si dessus nous les laissez entreprendre
Dieu pis yra pour nous dessus les rons.
Pour es Sathan vers eux le chemin preus
Pense soudain de leur livrer bataille
Pour mettre à fin la mauldiete manille.
Transporte-toy aus prestres de la loy,
Lequels toujours ayent lor et alay
En recordant leur mauldiete avarice,
De ces coquins donne bien la notice.

Auf welche Anrede Satan mit der Bezeichnung, daß er seine Schuldigkeit thun werde, antwortet:

De tous les drolets auez entends l'affaire
Pour exploier sans long temps pretenda.
Au fons d'enfer je puisse estre pendu
Si en brief temps je ne fais des merveilles,
Puis qu'il convient que je souffre es oreilles,
Bien tost montrant les coquins de Jesus.

Das Gedicht, welches durchaus in derselben Weise behandelt ist ⁴⁾, zerfällt in neun Bücher und wird von Manchen auch fälschlich Guillaume Mabat, welcher nur die erste Ausgabe zum Druck besorgte, oder Louis Choquet ⁵⁾, welcher das Gedicht fortsetzte und mit der Apokalypse vermehrte, zugeschrieben. Die Mystere der beiden Brüder Greban werden von den Dichtern des 15. und 16. Jahrh. hauptsächlich wegen ihres schönen und wohlklingenden Stils gepriesen ⁶⁾ und insbesondere wurde die Apostelgeschichte so lange aufgeführt, als überhaupt dramatische Werke dieser Art beliebt waren. Die Apostelgeschichte

4) Eine nähere Zergliederung desselben auch Auszug daraus findet man in H. et G. le Portail's Histoire du théâtre français depuis son origine jusqu'à présent. (Paris 1745 seq. 12.) Vol. II. p. 386 seq. in der Histoire universelle des théâtres. (Paris 1778. 8.) Vol. XL. p. 94 seq. 212 seq. gab in der Mélanges d'un grand bibliothèque. (Paris 1779 seq. 8.) Vol. IV. p. 360 seq. 5) In welchen Jerusum auch B. Bayle in seinem Dictionnaire historique et critique, Art. Choquet, verfiel. 6) Jean Boucher, ein Dichter des 16. Jahrh., wünscht einem Freunde, der sich der Poesie widmen will:

En priant Dieu, qu'il lui donne le Stile
De deux Greban, dont grand' deuleur distille;

und der berühmte Dichter Marot nennt den Styl der Greban's wohlklingend (bien resonant).

wurde zu Lebzeiten Simon Greban's nicht gedruckt und die erste Ausgabe⁷⁾ erschien erst lange Zeit nach dem Tode des Verfassers unter dem Titel: *Le triomphant Mystere des Actes des Apostres translate fidelement a la verité historique tout ordonne par personages* (Paris 1537. fol. 2 Voll.); sie wurde auf Kosten G. Alabars, eines Kaufmannes von Bourges, welcher das Gedicht vorher von gelehrten Theologen und besonders von Pierre Gueniet durchsehen und verbessern ließ, besorgt und in einem zweiten Abdruck (S. 1. et a. fol.) wiederholt. Auch die dritte Auflage (Paris 1540. 4. 2 Voll.) hat dieselbe Einrichtung, wie die beiden ersten; am gefuchtesten ist die vierte Auflage (*Les Catholiques oeuvres et Actes des Apostres*. Paris 1541. fol. 3 Voll.), weil sie die vollständige ist und auch die als Fortsetzung dienende Apokalypse Louis Chequey's enthält. Da sich übrigens in allen diesen Ausgaben Veränderungen des Originaltextes und Anätze, welche wahrscheinlich von den Schauspielern herühren, befinden, so dürfte die neueste, nach einer gleichzeitigen Handschrift veranlassete Ausgabe (Paris 1854. 4.), welche das Mystere, wie es im J. 1536 zu Bourges aufgeführt wurde, enthält⁸⁾, vorzuziehen sein, obwohl es auch damals vermutlich seine ursprüngliche Gestalt nicht mehr gehabt hatte, denn man scheint mit den beliebtesten Mythen Veränderungen vorgenommen zu haben, um sie als Eigentum beanspruchen zu können und ein Recht auf die Vorstellung derselben zu gewinnen, weshalb auch schon G. Alabar, der Herausgeber der Apostelgeschichte, einen Proceß gegen die Schauspielernehmer, welche das Stück mit Veränderungen auf die Bühne brachten, führte und ein königliches Verbot, es trotz der Veränderungen nachzudrucken, bewirkte. Simon Greban hinterließ außer dem Mystere der Apostelgeschichte auch noch andere Gedichte; insbesondere werden genannt Grabchriften (Epitaphes) auf den König Karl VII. von Frankreich, welche in der Form von Eclogen oder Schäfergedichten geschrieben sind⁹⁾ und von welchen eine sehr seltene Ausgabe (Paris, a. a. 4.) vorhanden ist, Elegien (Elegies), Klaglieder (Complainctes) und Trauergesänge (Deporations) auf Marie von Anjou, Gemalin des Königs Karl VII.; ferner zwei Werke, genannt die Weltkugel (*La sphere du monde ou les vertus de l'espèce du monde*) und das Herz der Philosophie (*Le cueur des secrets de la philosophie*), aus dem Lateinischen überfetzt, welche auch nach dem Tode des Verfassers zusammen herausgegeben wurden (Paris 1504. 4. Ibid. 1541. fol. Ibid. 1520. 4. Ibid. 1534. fol. und öfter), aber jetzt jede

7) Eine angeblich ältere Ausgabe (Paris 1530. 4.) beruht auf einem Irrthume. 8) Sie verglichen sind aber die verschiedenen Ausgaben und ihre Verhältnisse: J. Ch. Brunet, *Manuel du libraire*. (Paris 1858. 8.) Tom. III. p. 1977 seq. J. G. Th. Graesse, *Trésor de livres rares*. Tom. IV. p. 541. 9) Der geringe Werth dieser Grabchriften offenbar sehr hinlänglich in selbigen Werken.

Le jour dolent, que Juillet se courir
Pour vingt et deux, la mort le vier querir
Et trespassa un chasteau de Meubung
Laa mil quatre cents et soixante et ung.

H. Gurell. f. 22. a. 2. 15te Edition. LXXXVIII.

Bedeutung verloren haben und nur als Curiositäten von den Bibliomanen gesucht werden. Ein Gedicht mit der Ueberschrift: „Die Erschaffung der Welt“ (*La création du monde*) hat ebenfalls einen der Greban's zum Verfasser, es läßt sich aber nicht ermitteln, ob es Arnoul oder Simon Greban angehört¹⁰⁾. (Ph. II. Kält.)

GREBBY (Robert), englischer Theolog, am Ende des 16. Jahrh. in Lincolnshire geboren, widmete sich auf der Universität Cambridge der Theologie und der Philosophie und machte in diesen beiden Fächern des Wissens große Fortschritte. Nach der Beendigung seiner Studien wurde er Kaplan an dem neuen Collegium zu Cambridge und richtete nun sein ganzes Bemühen darauf, die theologischen Grundsätze mit den philosophischen in Einklang zu bringen. Es war ihm aber unmöglich, in der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zur Klarheit zu kommen; er kam deshalb mit John Good und einem andern Collegien überein, daß der, welcher von ihnen zuerst sterben würde, den beiden andern von seinem Zustande Nachricht geben sollte. Grebby starb zuerst im J. 1654 und soll J. Good, als dieser im Bette lag, erschienen sein, die Vorhänge hinweggezogen und mit bebender Stimme gesprochen haben: *Sors tua mortalis, non est mortale, quod opto*. Mit denselben Worten soll er auch seinen andern Freund begrüßt haben und diese Erzählung machte, so kindisch sie auch erscheint, unter den Lehrern und Schülern der Universität großes Aufsehen¹¹⁾. (Ph. II. Kält.)

GREBEL (Conrad), ein eifriger Anhänger der Seite der Wiedertäufer, am Ende des 15. Jahrh. zu Zürich geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und begab sich, nachdem er sich in seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, wo er unter der Leitung des berühmten Humanisten Joannes Lascaris die griechische Sprache und Literatur studirte, und dann nach Wien, um seine Kenntnisse in den verschiedenen Fächern der Theologie zu bereichern. Als Wien im J. 1518 von einer verheerenden Pest heimgesucht wurde, lehrte Grebel mit seinem Schwager Joachim von Watt (Badianus) nach Zürich zurück, wohin letzterer zuerst die Lehren und Bücher Luthers brachte; Grebel schloß sich jedoch bald mehreren jungen Leuten, wie Manz und Heber, an, welche eine reichere und durchgreifendere Reformation der Kirche verlangten, und suchte mit diesen den Lehren des Wiedertäufers Thomas Münzer, welcher sich zu Alsfeld in Thüringen aufhielt, Eingang zu verschaffen. Münzer ging darauf aus, in Gleichheit und Gütergemeinschaft das Reich Gottes auf Erden zu gründen und die Fürsten nöthigenfalls mit Gewalt zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Grebel schrieb am 5. Sept. 1524 im Namen von noch fünf andern Brüdern einen Brief an Münzer, worin er Luther und die züricher Prediger Irrelehrer und Verführer

10) Bregl. *Prosper Marchand, Dictionnaire historique* p. 280 seq. *Biographie universelle*. Tom. XVIII. p. 371 seq. *Biographie générale*. Tom. XXI. p. 929 seq.

11) Ant. Wood, *Athenae Oxonienses*. Tom. II. p. 370.

nenant. Mit Zwingli gerieth diese Partei alsbald in offenen Streit, weil dieser nicht darauf eingehen wollte, eine besondere Kirche aufzurichten, darinnen ein christliches Volk wäre, das auf das allerunschuldigste lebe, dem Evangelio fest anhäng und weder mit Zinsen noch mit andern Buxen beladen wäre, "vorans aber freilich Nichts werde, wenn man nicht die Pfaffen zu Tode schlage; Christen wären weder Zins noch Zehenden schuldig; es müßten alle Dinge gemein seyn, es müßte und sollte niemand in der Kirche seyn, als solche, welche müßten, daß sie ohne Sünd wären." Noch ärger gestaltete sich der Zwiespalt, als Mäurer sich von Aarau nach Baseldöhl an der Grenze der Schweiz flüchteten; dieser Ort wurde nun der Vereinigungspunkt zahlreicher Schwärmer aus der Schweiz, besonders aus den Cantonen Zürich und St. Gallen. Am heftigsten wüthete der Kampf zu Zürich zwischen Zwingli und Grebel und dessen Anhängern. Durch die öffentlichen Religionsgespräche mit Zwingli im Rathe immer mehr erbiß, schritten die Schwärmer allmählig zur völligen Verwerfung der Kindertaufe und zur Wiedertaufe, und der erste, welcher sich zu Zürich von Grebel taufen ließ, war Georg Blaurod, welcher bald eine hervorragende Rolle als Wiedertäufer spielte, bis er auf Befehl des Rathes aus dem Lande gepefcht wurde. Die Behörde suchte überhaupt, als der Unfug zu sehr im Zug griff, die fanatischen Menschen zum Schweigen zu bringen, wenn auch nicht durch das Schwert des Wortes, sondern durch Landesverweisung, Gefängniß und Hinrichtung, und im März 1526 erging zu Zürich die Verordnung, daß alle, welche Wiedertaufe übten, ertränkt werden sollten. Grebel machte sich schon früh davon und kam zu Ende des Monats März 1525 nach St. Gallen, wo er bald einen zahlreichen Anhang fand. Hier artete aber die Schwärmererei noch mehr aus und Grebel vermochte es selbst nicht mehr zu hindern, daß seine Jünger durch dieselbe zu Wahnsinn, Wuth und aller Auklosigkeit geführt wurden, bis endlich auch der Magistrat von St. Gallen ankam, gegen die Wiedertäufer kräftige Maßregeln zu ergreifen und sie mit Geld- und Leibesstrafen zu belegen, auf welche hin sie ihr Zusammenlaufen aufgaben, woran auch der frühzeitige Tod ihres Führers Conrad Grebel einige Schuld getragen haben mag. Dieser starb im J. 1526 in der Blüthe seiner Jahre an den Folgen seiner Ausschweifungen, wodurch er sich innerlich und äußerlich zu Grunde gerichtet hatte. Grebel war ein Mann von unheimlichem Geiste und leidenschaftlichem Gemüthe mit viel Phantasie und einiger Gelehrsamkeit, und diese Eigenschaften machten ihn zu einem gefährlichen Volksaufwühler. Sein Vater, der Rath Grebel zu Zürich, wurde in demselben Jahre zu Zürich hingerichtet, weil der fanatische Haß seiner Kollegen ihn besaß, gegen das Verbot der Staatsverfassung im Namen seines Sohnes Unterstützungsgelder von einem fremden Staate angenommen zu haben *).

(Ph. H. Kütz.)

*) Vgl. Huldr. Zwingli's Werke, herausgegeben von M. Schuler und J. Schultze. (Zürich 1830. 8.) Bd. II.

GREBEL (Moriz Wilhelm), teutscher Mathematiker, geboren am 10. Juli 1800 zu Dresden, widmete sich nach der Beendigung seiner Studien dem Unterrichtsfache und war zuerst vom Jahre 1822 bis zum Jahre 1842 Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Glogau, in welcher Stellung er sich durch eine Abhandlung über die Messung der Berghöhen (De metiendi montium altitudines ope barometri. Glogau 1823. 4.), durch eine Schrift über die färgste Dämmerung (De crepusculo minimo. Glogau 1826. 4.) und durch gute Lehrbücher für einzelne Theile der Mathematik („Ehrwürdige systematische Uebersicht der Differential- und Integral-Rechnung." Glogau 1826. 4. und „Die sphärische Trigonometrie." Glogau 1828. 4.) bekannt machte. Im J. 1842 wurde er als Professor und Oberlehrer der Mathematik an das Gymnasium zu Jena berufen, wo ihn die Pflichten seiner Stellung so sehr in Anspruch nahmen, daß er nur wenige Stunden der schriftstellerischen Thätigkeit widmen konnte und kaum hinreichende Ruhe fand, einen schon früher niedergeschriebenen Versuch aus dem Gebiete der Optik („Ueber Einfallslinien mit Rücksicht auf ihre Dide." Jena 1843. 4.) druckfertig zu machen. Auch wurde er jetzt von mancherlei körperlichen Leiden heimgesucht, denen er im besten Mannesalter am 14. Jan. 1853 erlag *).

(Ph. H. Kütz.)

GREBENTZ (Elias), teutscher reformirter Theolog, im J. 1627 in Brandenburg geboren, widmete sich der Theologie und versah nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit die Stelle eines Hofmeisters bei der Familie von Leischbrand und der J. Ram von Schöning, später sächsischem Generalleutnant. Darauf wurde er durch die Vermittlung dieser Gönner Professor der Logik und Metaphysik an der Universität zu Frankfurt an der Oder. Später erhielt er die erste Professur der Theologie an dieser Hochschule und bekleidete in seinen letzten Jahren die Würde eines Seniors. Als Lehrer der Theologie stand er in großem Rufe und auch seine Schriften, welche sich meist mit Polemik befassen, waren bei seinen Zeitgenossen beliebt. Er starb am 31. Dec. 1689. Seine literarischen Leistungen werden jetzt wenig mehr erwähnt, doch dürfen seine Abhandlungen über den rechten Gebrauch der heil. Schrift (De sacras scripturas vero usu, solis protestantibus proprio. Francof. 1687. 4.), über die unvorstellbare Gnade Gottes (De universalis gratia Dei praeveniente. Francof. 1684. 4.), über die Wiedergeburt (De regeneratione. Francof. 1671. 4.), und die teutsch geschriebene Nachricht von der Reformation und der Lutherischen Kirche (Frankf. 1680. 8.) noch Beachtung verdienen †).

(Ph. H. Kütz.)

Abth. I. S. 373 fg. J. G. E. Gieseler, Lehenbuch der Kirchengeschichte. Bd. III. Abth. I. S. 197 fg. Biographia universalis. Tom. LXVI. p. 68.

*) G. O. Renard, Schicksal des Schriftstellers. Berlin. S. 7. G. 62. J. G. Weggenborff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der neuen Wissenschaften. Bd. I. S. 946.

†) Universal-Lexikon der Wissenschaften und Künste. Bd. II. S. 755.

GREBENSTEIN, eine alterthümliche, ackerbaureiche Landstadt in der preussischen Provinz Hessen, etwa 4 Stunden von Cassel, an der Friedrich'sch-Willhelms Nordbahn mit einer Dampfschiffstation, zählt 2728 Einwohner und ist der Sitz eines Amtsgerichts und Metro-
politante.

Ihren Ursprung verdankt dieselbe der Burg, welche sich vormals in ihrer unmittelbaren Nähe auf einem schön geformten, flößt liegenden und 786 Fuß hohen Balleistegel befand, von der jetzt nur noch der Unterfuss übrig ist. Dieselbe wurde vermuthlich in der Mitte des 13. Jahrh. von Ludwig V., Grafen von Cassel, zum Schutze seiner bis in diese Gegend reichenden furmalischen Lebensgüter erbaut und erhielt den Namen Grevenstein, d. i. Grafenstein, mit welchem dieselbe urkundlich zuerst im J. 1279 genannt wird. Nach dem Tode ihres muthmasslichen Erbauers erbte dieselbe Graf Ludwig von Everlein oder dessen Sohn Diez, welcher letztere sie jedoch dem Landgrafen Heinrich I., dem Kinde, von Hessen, im J. 1297 verkaufte. Schon war in deren Nähe, jenseit des fließenden Esse, ein Stadtheil entstanden, welcher später unter dem Namen Altstadt erscheint und bereits zwischen 1279 und 1324 erwähnt wird. Die herrlichen Landgrafen, welche in den Städten eine Hauptstütze ihrer Macht gegen die ihnen feindliche Ritterschaft besaßen, wandten dieser Stadt ihre besondere Fürsorge zu, und bald entstand zwischen dem Fusse des Burgberges und der Altstadt ein neuer Stadtheil, später die Neustadt genannt, welche im J. 1370 mit der Altstadt unter einem Stadtrath vereinigt, und wie es bei dieser bereits geschehen war, mit Ringmauern, Wällen und Thürmen besetzt wurde, die bald nach 1373 ihre Vollendung fanden, zu welchem Zwecke Landgraf Heinrich II., der Eiserne, den Bürgern, um ihnen den Bau dieser Befestigung zu erleichtern, auf zwölf Jahre alle Abgaben erlies. Schon zu Anfang des 14. Jahrh. erhob sich in der Altstadt eine prächtige und geräumige Kirche, deren eider Stuhl noch heute Aufmerksamkeit verdient; dieselbe wird im J. 1355 als Stiftskirche genannt. Gegen Ende desselben Jahrhunderts ward in der Neustadt eine Kapelle im gothischen Stile erbaut, deren kirchliche Trümmer im J. 1835 abgebrochen wurden. Die Stadt war der Sitz eines Landgrafen und erhielt von den Landgrafen mancherlei Privilegien.

Die Burg ist besonders merkwürdig, weil dieselbe der Sitz eines neuen Stammvaters des herrlichen Fürstenthums wurde. Als nämlich Landgraf Heinrich II., der Eiserne, sich mit seinen nachgeborenen Brüdern, den Junkern Ludwig und Hermann, abzusinden hatte, übergab er jenen die Burg Grebenstein, diesem die Burg Nord bei Marburg. Ludwig starb aber schon 1345 mit Hinterlassung zweier unmündiger Söhne Otto und Hermann; und Otto von Nordde ererbte nun verträglich Grebenstein und schlug auch daselbst seinen Sitz auf. Derselbe starb 1376 ohne Erben, und da auch Heinrich der Eiserne ohne Mannerben war, so nahm er von Ludwig's Söhnen, welche sich beide dem geistlichen Stande gewidmet hatten, Hermann (geboren c. 1340), später

der Gesehrte genannt, zum Mitregenten und Nachfolger an. Dies veranlaßte aber den Landgrafen Hermann und die Stadt Grebenstein in schwere Drangsale. Heinrich hatte bereits seinem Tochtersohne Otto dem Quaden, Herzog von Braunschweig-Göttingen, Heiratung auf die Mitregentschaft und Nachfolge gemacht, und dieser sann nun, da er gegen Hermann juridischen mußte, auf Rache gegen diesen. Er brachte eine suchbare Coalition, bestehend aus den Erzbischofen von Mainz und Trier, die schon früher mit Heinrich in Fehde geliebt, sowie aus heffischen Ritters, denen der Baccalaureus Hermann ein Geshöft war, zu Stande, und der Krieg gegen Hermann begann. Nachdem die Verbündeten vergeblich im J. 1385 Cassel belagert hatten, zogen dieselben vor Grebenstein und die benachbarte Stadt Zinnenhausen. Die ganze Umgegend wurde vernichtet, Zinnenhausen erobert und in Asche gelegt, Grebenstein aber hielt sich heidenmüthig. Da jedoch der Landgraf für diese Stadt das Schicksal Zinnenhausens befürchtete, so verstand er sich zu einer Sühne von 20,000 Gulden. Noch einmal sah darauf im J. 1388 die Stadt in Folge der Rachsucht des Quaden einen Feind vor ihren Mauern; es war der Ritter Conrad von Splagel, der zur Verstärkung des Quaden mit den mainzischen Reissigen des Diemelstromes auf dem Wege nach Cassel, wachend der Quade zu überumpeln suchte, vor Grebenstein erschien, sich zwar auf eine Belagerung nicht einließ, aber die in der Felsruhr weidenden Schafherden mitnahm, welchen Raub derselbe jedoch mit Entschädigung von 250 Gulden der Stadt büßen mußte. Darauf hatte die Stadt Ruhe, bis die Stürme des 30jährigen Krieges, die Hessen vielfach durchtobten, auch sie trafen. Ramentlich litt dieselbe im J. 1637, wo es dem Kroateneroberer Picard nach heftigem Bombardement der Stadt gelang, dieselbe zu erobern; fast die ganze Altstadt legte derselbe in Asche und brannte auch die herrliche Kirche, deren Thurm von dem Bombardement schon schwer gelitten hatte, völlig aus. Noch hatte sich die Stadt von diesem schweren Geschehnisse nicht erholt, als sie 1647 abermals von dem Feinde überfallen wurde. Die Burg, die während dieses Krieges schwer gelitten, wurde darauf verlassen und zerstört. Im siebenjährigen Kriege hatten die grebensteiner Bürger das Glück, einen Theil der Kriegslast des vom Herzog Ferdinand von Braunschweig bei Holfeldmar geschlagenen und sich auf der Flucht befindenden französischen Heeres zu erleiden. Die Geschehnisse der Folgezeit bietet Nichts von allgemeinem Interesse dar *).

(A. Razmann.)

GREBER (Conrad), protestantischer Theolog, im J. 1801 zu Hirschfeld in Oberhessen geboren, widmete sich nachher er sich auf dem Ommathum zu Gießen die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, auf der Universität dieser Stadt der Philologie und Theologie. Nach der

*) Vergl. Die Burg und Stadt Grebenstein in Kurhessen bis zum Ende des Mittelalters. Aus geschichtlichen und ungeschichtlichen Quellen geschichtlich dargestellt von Dr. Falkenstein in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Bd. 1. S. 177 — 236, und Landau, Hessische Ritterorden. Bd. 4. S. 365 ff.

Beendigung seiner Studien und nachdem er in seinem 20. Jahre (1621) die Magisterwürde erlangt hatte, wurde er als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt angestellt. Da er aber seine ihm ungenügend scheinenden Kenntnisse noch vermehren zu müssen glaubte, so gab er seine Stelle wieder auf und kehrte nach Gießen zurück, um wiederholt die theologischen Collegien zu besuchen. Später hielt er öffentliche Vorlesungen über Logik, bis er im J. 1624 von dem Landgrafen Ludwig V. zum Unterdiakon und zum Major der Stipendiaten nach Warburg berufen und im J. 1627 zum Professor der Logik ernannt wurde, nachdem er sich durch eine philosophische Abhandlung (*De propositionibus modalibus et doctrina syllogistica*. Marp. 1626. 4.) empfohlen hatte. Einem Rufe nach Mainz als Pfarrer der Protestanten durch die damals in dieser Stadt das Regiment führenden Schweden folgte er ebenso wenig, als der Einladung als Oberpfarrer nach der ebenfalls in schwedischen Händen befindlichen Stadt Wschaffenburg zu kommen. Der Landgraf Georg II. machte ihn deshalb im J. 1632 zum Oberstadtprediger in Darmstadt, Greber ging aber, nachdem er im J. 1633 die vorgezeichnete Abhandlung (*De nonnullis fidei articulis*. Marp. 1633. 4.) vertheidigt und sich die theologische Doctorwürde verschafft hatte, als Superintendent und Prediger nach St. Goar, von wo er jedoch im J. 1635 in derselben Eigenschaft nach Darmstadt zurückkehrte, wo er am 28. Dec. 1667 starb, nachdem ihn etwa sechs Jahre zuvor, während er gerade in der Bibel las, ein Schlaganfall betroffen und dienstuntauglich gemacht hatte. Außer den schon erwähnten Abhandlungen sind noch zu erwähnen die zur Kenntniß der Specialgeschichte von Hessen brauchbaren Leichenreden: „Christliche Leichpredigt auf den Tod der Landgräfin Anne Marie von Hessen, gehalten zu Darmstadt den 6. Mai 1637“ (im „Christlichen Ehrengedächtniß.“ Warburg 1638. 5.) und „Christliche Leichpredigt auf den Tod des Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg, gehalten zu Darmstadt am 6. Juni 1638“ (im „Christlichen Ehrengedächtniß.“ Warburg 1638. Fol.) zu erwähnen *).

(Ph. II. Kuhl.)

GREBER, Jacob (oder, wie er selbst sich gewöhnlich nannte, Giacomo), teutscher Componist, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. geboren, hatte sich als Tonkünstler bereits einen ungenügenden Beifall erworben, als er (nachmaligen Frau Bewußt), einer beliebten Sängerin, im J. 1703 nach London überreiste, um dort sein Glück zu versuchen. Es gelang ihm auch hier durch seine rastlosen Bemühungen und besonders durch seine eigenen Compositionen, der italienischen Opernmuß Eingang zu verschaffen. Seine in diesem Geschnade gedruckten Singviele: „Die Liebesbündel Ergasto's“ (*The Loves of Ergasto*, 1705) und „Der Tempel der Liebe“ (*The Temple of Love*, 1706) fanden auf dem Hay-Markettheater eine sehr günstige Auf-

nahme und behaupteten sich einige Zeit auf der Bühne, später aber gerieten sie mit dem Componisten, dessen Todesjahr nicht bekannt ist, in Vergessenheit. Von seinen handchriftlichen Compositionen befindet sich eine Cantate für Bass mit Flöten- und Clavierbegleitung auf der fürstlichen Bibliothek zu Sondershausen *).

(Ph. II. Kuhl.)

GREBNER oder GRAEBNER (David v.), teutscher Arzt, im J. 1655 zu Breslau geboren, widmete sich, nachdem er in den Schulen seiner Vaterstadt sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, der Arzneiwissenschaft und begann im J. 1674 seine Studien auf der Universität zu Königsberg, welche er dann zu Leyden und zu Padua fortsetzte, wo er die Collegien der berühmtesten Professoren seines Fachs besuchte. Nachdem er seine Studien beendet und sich auf der Universität Padua die medicinische Doctorwürde erworben hatte, machte er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch Italien, Frankreich, Holland, Dänemark und England und kehrte dann in die Heimat zurück, um sich daselbst als praktischer Arzt niederzulassen. Nur kurze Zeit blieb er zu Graupadt an der sächsischen Grenze, wo er zum Physicus ernannt worden war, da er vorzog, zu Breslau, wo er von der Ausübung seiner Kunst einen mehr lohnenden Ertrag erwartete, seine Wohnung aufzuschlagen. Er suchte sich auch keineswegs in seinen Erwartungen und hatte außerdem das Glück, sich durch einige glückliche Ideen für neu zu prägende Schäumungen den Beifall und die Gnade des Kaisers Leopold I. zu erwerben, welcher ihn unter die Zahl der Hofärzte aufnahm und in den Adelsstand erhob. Als medicinischer Schriftsteller machte er sich durch seine Geschichte der im J. 1699 und in den folgenden Jahren zu Breslau herrschenden anstrengenden Krankheiten (*Historia morborum*, qui annis 1699 et sequentibus Vratislaviae grassati sunt. Vratislav. et Lipsiae 1706. 4. Ibid. 1710. 4.), welcher auch seine Abhandlung über die ärztliche Erfahrung beigefügt ist, und durch sein ebenfalls zu Breslau gedrucktes meteorologisches Tagebuch (*Diarium meteorologicum Vratislaviense ab anno 1692 usque ad annum 1700*. Vratislav. 1700. 4.) bekannt. Diese auf Erfahrung und Beobachtung beruhenden Arbeiten behaupten in der Geschichte der Medicin und der Naturwissenschaften noch immer ihren Werth; auch seine kleineren Abhandlungen aus den Gebieten der Philologie, der Physik und der Medicin (*Tractatus philologico-physico-medici VII. Vratislaviae 1703. 4. und Lipsiae 1714. 4.*) bieten manches Lesenswerthe, vergessen ist dagegen seine Apologie der Arzneiwissenschaft der Alten (*Medicina vetus restituta seu paraphrasi Hippocratico-Galenica in Theod. Craanen Tractatum de Homine*. Lipsiae 1693. 4. Ibid. 1694. 4.). Grebner starb im J. 1737 zu Breslau an einem Einschnitte *).

* G. Bernerhoff, Universal-Person der Tonkunst. Bd. II. S. 230. F. G. Fénis, Biographie universelle des Musiciens. Tom IV. p. 92.

† Chr. Wilh. Reimer, Medicinische Gelehrten-Kritik (Jena 1740. 4.) S. 360.

* H. W. Strieder, Hessische Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Bd. V. S. 90 fg.

GREBNER (Jos. C. v.), deutscher Thierarzt, geboren am 19. Dec. 1797 zu Kupferzell in Württemberg, widmete sich zuerst dem Kriegsdienste und machte als Oberlieutenant die Feldzüge von 1813 und 1814 in Teutschland und Frankreich mit; nach der Herstellung des Friedens beschloß er, sich der Thierarzneikunde zuwenden. Er studirte in den Jahren 1817 bis 1819 dieses Fach mit großem Eifer an den Universitäten zu Wien und Berlin und erhielt nach Beendigung seiner Studien die Stelle eines Oberthierarztes zu Berlin. Nach dem Tode des Professors K. A. Rudolphi (1832) wurde er zum Regiments-Vierdeztel ernannt. Er hatte kurz vorher ein „Recept-Buchendruck für Thierärzte“ (Wlm 1831. 8.) herausgegeben, welches jedoch Anfangs keine große Beachtung gefunden zu haben scheint, denn alsbald nach seinem Tode, welcher im J. 1838 zu Wlm erfolgte, mußte es mit einem neuen Titelbilde versehen werden, um als neue Auflage nochmals sein Glück zu versuchen. Den erwünschten Erfolg hatte jedoch erst die dritte von dem bekannten Thierarzte A. Straub zu Stuttgart vermehrte und verbesserte Auflage, welche unter dem Titel: „Thierärztliches Receptbuch; eine Sammlung der neuesten und bewährtesten thierärztlichen Receptformeln; zum Gebrauch für Cavalierofficiere, Defonomen und angehende Thierärzte“ (Wlm 1853. 8.) erschien).

(Ph. H. Kult.)

GREBNER (Paul), ein Schwärmer des 16. Jahrh., um das Jahr 1540 zu Schneberg im sächsischen Erzgebirge geboren, widmete sich der Theologie und scheint schon während seines Aufenthaltes auf der Universität durch je ausschließende Beschäftigung mit den prophetischen Büchern der Bibel seinem Geiste die falsche Richtung eingeimpft zu haben, welcher auch andere überspannte Köpfe in nicht geringer Anzahl folgten. Nach der Beendigung seiner Studien wurde er als Schulmeister im Bremischen angestellt, richtete aber auch jezt seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Erforschung des alten Testaments, als seine poetische Bearbeitung des Hohen Liedes Salomon's und der Klagglieder des Jeremias (Canticum Canticorum Salomonis et Threni Hieremieae Prophetae elegiaco carmine redditi, accessit Oda de conjunctione fidelium cum Jesu Christo Salvatore. Antwerp. 1563. 4.) zu beweisen scheint. Er verräth darin eine nicht gewöhnliche Anlage zur Dichtkunst und hätte vielleicht, wenn er auf dieser Bahn fortgeschritten wäre, Ruhm und Ansehen erworben, aber sein abentheuerlicher Sinn ließ ihn nicht zur ruhigen Uebersetzung gelangen. Er vertiefte deshalb seine Stellung und degab sich nach Holland, wo er Kriegsdienste nahm. Das Soldatenleben scheint ihm jedoch bald nicht mehr behagt zu haben, denn man findet ihn im J. 1567 wieder als Schulmeister zu Lüneburg, wo er bereits als Prophet auftrat und sich unmittelbar göttlicher Eingebungen rühmte. Seine Vorhersagungen erregten Aufsehen und er scheint

allmählig selbst an die Wahrheit seiner Träumereien geglaubt zu haben. Er ging sogar endlich in seiner Thorheit so weit, daß er an seinen Landesherren Erich den Jüngeren das Ansehen stellte, er solle einen Eilboten mit seinen Prophezeiungen nach Spanien an den König Philipp II. schicken. Der Herzog versuchte ihn Anfangs durch ruhige Vorstellungen wieder zur Vernunft zu bringen; als aber dieses wohlgemeinte Bestreben nicht nur seinen Erfolg hatte, sondern die Hartnäckigkeit des Aberglaubens steigerte, bewies man das Falsche seiner Behauptungen und veranlaßte dadurch, daß er unwillig den Staub von den Füßen schüttelte, um sein Glück anderwärts zu suchen. Er wählte nun Wagedurg zu seinem Aufenthalte und schmiedete daselbst um das Jahr 1573 die abnormen Prophezeiungen über die demnächst eintretenden Veränderungen in der politischen Welt (Vaticinium Europae, seu fata tristia et bella oruenta anno 1573 junii 23 und Sericum mundi alium seu vaticinium, quo nunciatur subita et pliusquam miraculosa orbis terrarum mutatio), welche zwar damals nicht gedruckt, aber vielfach in Abschriften verbreitet wurden, deren sich noch manche in den Handschriftensammlungen deutscher Bibliotheken erhalten haben. Er widmete die hauptsächlichsten dieser Prophezeiungen, den „seidenen Falschäden“ (Sericum mundi alium), welcher auch ins Teutsche, Holländische und Englische übersetzt wurde, Heinrich IV., König von Frankreich, dessen Uebertreitt zur katholischen Religion er freilich trotz seiner Prophezeie nicht vorausah, Christian IV., König von Dänemark, welchem er die Herrschaft über die katholischen Niederlande versünderte, und Elisabeth, Königin von England, welche er als spätere Beherrscherin der spanischen Besitzungen begrüßte. Der letzteren überreichte er die Prophezeie selbst während seines Aufenthaltes in England im J. 1582, und diese Abschrift soll sich noch in der Universitätsbibliothek zu Cambridge befinden. Nicht weniger freigeigelt er sich gegen die übrigen protestantischen Fürsten, während er allen katholischen den Uebergang prophezeit. Besonders scharfsinnig spricht er sich gegen das Haus Oesterreich aus und seine Schmähungen auf Maximilian II. und Rudolph II., über welche doch die Protestanten keine großen Klagen zu führen haben, würden ihm, hätte er sie durch den Druck veröffentlicht, vielleicht ebenso gut den Kopf geloset haben, wie dem geistesverwandten Propheten Nikolaus Tridacius. Die Verbohnungen, welche Grebner von den Fürsten, welche er doch so großmüthig mit nicht geringem Zuwachse an Land und Leuten bedachte, scheinen seinen Erwartungen durchaus nicht entsprochen zu haben, denn er klagt in einem Briefe an den Herzog von Gießen-Gottorp jämmerlich über seine Krankheit und bittet diesen um ein neues Kleid. Seiner unergründlichen Prophezeiungen müde, scheint er an verschiedenen Orten unsät umhergeirrt zu sein und sich abwechselnd zu Wagedurg, wo er als Prediger gewirkt haben soll, zu Hamburg, zu Gütrow und zu Welschen aufgehalten zu haben, bis der im J. 1618 erscheinende Komet von Neuem seinen Geist verwirrte und wieder zum Vorhersagen großer Ereignisse veranlaßte,

*) Biographisch-literarisches Verzeichnis der Thierärzte aller Zeiten und Länder, von Ch. M. Schneider und W. Hering (Stuttgart 1863. 8.), S. 168.

In seiner Schrift: „Conjuncturen von dem neuen Stierne in der Cassiopea“ (Magdeburg 1618. 4.), worin er Gott zum Zeugen anruft, daß er die Wahrheit spreche, und behauptet, daß Schwegen ihm das Leben kosten würde, sagt er allerlei voraus, nur das nicht, was sich wirklich später zutrug¹⁾. So faßelt er unter andern von Böhmens Schicksal: „Böhmen hat lernen mit großer Abweichung und vergaß aller Könige und Fürsten des Randes Europa, und werden die verjagten aus Böhmen, Bayern und Burgund wieder eingelegt.“ „Wenn,“ äußert er ferner, „Christophus Abolpus, der König in Schweden, sich jeso wohl hält und den bedrängten Christen treulich beisteht, wird er ihm Land und Leute verbinden, die seine eben staubhaft besitzen und glücklich regieren werden.“ Von den Ereignissen in Sachsen, Meissen und den benachbarten Ländern sagt er voraus: „Im Voigtlande und in denselben gränzen wird ein großes völd durchziehen und fast dieselbe ganze Erde zu roß und fuße bedecken, nicht weit von Oera, Zwickau, Marienberg und Annaberg wirds blinige schärmägel geben.“ Niemand achtete aber weiter auf diesen und andern in jener Zeit verbreiteten Unfann und Grebner ward völlig vergessen um das Jahr 1625. Erst nach seinem Tode sollte eine seiner Prophezeiungen, deren Wahrheit aber mehr als zweifelhaft ist, Bedeutung gewinnen. Als nämlich der Kurfürst von Sachsen, August II., im J. 1697 zum König von Polen erwählt wurde, verbreitete sich das Gerücht, dieses Ereigniß sei schon von Grebner vorhergesehen worden. August II. suchte lange vergebens sich eine Abschrift zu verschaffen, bis es endlich dessen Mutter gelang, eine solche um den Preis von 120 Thalern von dem Leibarzte Erndeln zu erwerben. In dieser liegt in der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt Abschrift, in welcher sich Grebner einen Propheten Gottes und Vorhersager des Unterganges des Reichs des römischen Antichrists²⁾ nennt, ist das Ende des Papstthums auf das Jahr 1699 gesetzt³⁾ und wirklich gesagt, daß ein Sachsö König von Polen und Kaiser werden würde⁴⁾. Der sursächsische Rath und Historiograph Wilhelm Ernst Tengel erhielt von dem Könige den Befehl, die Verschaffenheit der Handschrift genau zu untersuchen und darüber Bericht abzuhalten. Der gelehrte Mann erklärte⁵⁾ die Schrift für echt und fand keine Spur irgend einer Fälschung, später aber untersuchte der Bibliothekar Joh. Ehr. Göge⁶⁾, welcher genauer mit den Regeln der Diplomatik bekannt war, die Handschrift nochmals sorgfältig und fand nicht nur, daß der ursprüngliche Schreiber Zahlen ablenkt und frühere, weil die Prophezeiungen nicht eingetroffen waren,

mit späteren vertauscht hatte, sondern daß auch die betreffende Stelle, welche dem Beherrschcr von Sachsen die Erwerbung des Königreichs Polen voraussetzt, von anderer Hand beigezeichnet war. Daß einmal ein Sachsö König von Polen oder deutscher Kaiser werden könne, war übrigens bei den damaligen Verhältnissen keine Unmöglichkeit und konnte ebenso gut eintreffen, als der andere Theil der Prophezeiung, daß August II. nach der Besiegung der Türken in Konstantinopel begraben werden würde, nicht eintraf. Für Göge's Behauptung spricht indessen auch ein vor der Wahl August's II. zum König von Polen gedruckter Aukßus aus der erwähnten Prophezeiung (Vaticinia ex sermo mundi filo, libro jasso divino, Augusto Electori Saxoniae in arce Annabergensi exhibitio. Amstelodami 1631. 8.), worin die betreffende Stelle fehlt; die Sache hat auch an und für sich jetzt gänzlich ihre Bedeutung verloren und verdient nur als Beitrag zur Geschichte der menschlichen Thorheit Erwähnung⁷⁾. (Ph. H. Kuhn.)

GREBNER (Thomas), teuffcher Jesuit und Historiker, im J. 1718 zu Regensburg in Württemberg geboren, trat sehr früh in die Gesellschaft Jesu und widmete sich nach der Beendigung seiner Studien und nach der Ablegung seiner Gelübde dem Unterrichtsfache. Er wirkte längere Zeit als Lehrer in verschiedenen Collegien seines Ordens, bis er im J. 1755 einem Rufe als Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Würzburg folgte. Seine Vorträge fanden hier allgemeinen Anklang und ebenso erwarb er sich durch die Fortsetzung der Beigelichte seines Vorgängers, des ebenfalls als Historiker bekannten Adrian Daube¹⁾, welche er unter dem Titel: Compendium historiae universalis et pragmatice Romano-Germanici Imperii et Ecclesiae Christianae regnorum ac provinciarum, Franciae Orientalis Ducum et Episcoporum Wirceburgensium, Juris Germanici publici, privati, romani, feudalis et ecclesiastici, Scriptorum et Conciliorum, doctrinae ac disciplinae ecclesiasticae (Wirceburgi 1757 — 1764. 8. 3 Voll.) herausgab, großen Ruf auf den katholischen Universitäten und in den Collegien seines Ordens. Er folgt darin im Ganzen der Anordnung Daube's, kommt jedoch denselben an historischer Umsicht und in der praktischen Zusammenstellung der Ereignisse nicht gleich, wie er denn schon dadurch, daß er in jedem Abschnitte der Profangeschichte und die Kirchengeschichte besonders erzählt, die Uebersicht föhrt; auch klebt sich die Behandlung nicht gleich, indem sie bald über Gebühe in das Einzelne eingeht und bald allzu kurz ist²⁾. Ebenso

1) Vergl. Gollfr. Arnold, Kirchen- und Reper-Historie. (Schaffhausen 1741. 8cl.) B. II. S. 524. 2) Vases Dei et praesentium Antichristi Romani nidi everelonia. 3) Ruina Papae Romani incidit in annum 1699; exterminatus esse totum sit anno 1699. 4) Saxo in regem Poloniae creatur, atque sub Imperatore Romano rutigero Papa totus deletur. 5) In seiner Eurienfch. Bibliothek. Bd. III. S. 209. 6) Vergl. kfinf Kirchengeschichte der kfinig. Bibliothek zu Dresden B. I. S. 330 fg.

7) Vergl. J. Moller, Cimbrica literata. (Havniae 1744. fol.) Tom. II. p. 245. 3gl. Chr. Göge, Merkwürdigkeiten der kfinig. Bibliothek zu Dresden. (Dresden 1743. 4.) B. I. S. 335 fg. und 506. 3. 8. Adlung, Geschichte der menschlichen Korrdell. (Leipzig 1796. 8.) Bd. VI. S. 61 fg. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 54. (Novv. ed. Tom. XVII. p. 418.)

1) Vergl. Gantvillierpär B. 23. S. 196. 2) 3. W. Meisel (Bibliotheks Historie. Vol. I. P. 1. p. 222) sagt: „Singulis capitulis saeculorum singulorum historia traditur civilis et ecclesiastica duabus sectionibus, quae ipso minoribus segmen-

werten manche Fabeln und Sagen vor dem Richterstuhle der Kritik nicht bestehen können und überhaupt kann diese Weltgeschichte nicht mehr dem Geschmace unserer Zeit entsprechen. Mehr bleibenden Werth behalten dagegen seine einzelnen historischen Untersuchungen über die Geschichte der zu Würzburg abgehaltenen Concilien (*Dissertationes historicae de Conciliis nationis Germanicae Wirceburgi 1751. 4.*), über die Geschichte der Abtei Ober-Gotteszell im Bisthume Würzburg (*Expositio de ortu et progressu inclitae Abbatiae Cellae Dei superioris. Wircebg. 1759. 4.*) und über die ursprüngliche Gestaltung der Kirche Teutschlands (*Germania sacra in primitivo statu Ecclesiae, tanquam Reipublicae Sacrae a Christo institutae et ab Apostolis horum successoribus propagatae usque ad Constantinum M. juxta Catholicorum systema contra systemata Protestantium e fontibus historiarii vindicata. Bambergae et Herbipoli 1767. 4.*), bei welcher letzteren Schrift man freilich den Standpunkt, von welchem der Verfasser ausging, als den richtigen voraussetzen muß. Von geringer Bedeutung ist des Verfassers Handbuch der Ethik und des Naturrechts (*Philosophia Moralis sive Ethica et Jus naturae. Wircebg. 1761. 8.*). Grebner scheint um das Jahr 1770 gestorben zu sein *). — Im Fache der Geschichte und der historischen Hilfswissenschaften wirkte auch ein früherer Jesuit dieses Namens, Leonard Grebner. Geboren zu Würzburg am 6. Mai 1694, trat er in seinem 18. Jahre (7. Juli 1711) in die Gesellschaft Jesu und wurde nach Verebnigung seiner Studien als Lehrer der Theologie und der hebräischen Sprache in dem Collegium seines Ordens zu Würzburg verwendet. Später ging er als Professor des Kirchenrechts nach Bamberg, wo er am 2. Sept. 1750 starb. Sein auf astronomischer Grundlage gestützte Chronologie (*Chronologia ex principiis astronomiae. Heideleb. 1725. 8.*), seine Erörterung des Zustandes der Kirche und des Kirchenrechts unter der Herrschaft der Karolinger (*Tractatus historico-juridicus de statu ecclesiae et juris ecclesiastico observantia sub regum et imperatorum Stirpis Carolingiae imperio cum selectis observationibus. Bamberg. 1739. fol. Ibid. 1755. 4.*) und seine Abhandlung über die diplomatische Kritik (*Dissertatio de sincera ac secuta artis praecipue diplomaticae, ac suo modo sigillariae ac numismatice Crisi, itemque momentosa quorundam Imperatorum ac potius Regum germanicorum puta Choonradi I et Henrici Aucupis cura ac re diplomatica. Bamberg. 1742. 4.*) wurden von seinen Zeit-

genossen mit Beifall aufgenommen, sind aber jetzt verschollen *).

Grebo (Regershausen), s. Kra.

GRECA (Antonio la), italienischer Componist, im J. 1632 zu Palermo geboren, erhielt den Beinamen *Cardiola* von seinem Lehrer Filippo Cardiola, welcher Musikmeister an einer Kirche zu Palermo war und ihn zu einem thätigen Kapellmeister heranzubildete, da er sich durch ein ungewöhnliches Talent auszeichnete. La Greca gab schon in seinem 16. Jahre eine Sammlung von Motetten unter dem Titel: *Armonia sacra a 2, 3, 4 voci, libro 1* (Palermo 1647. 4.) heraus und componirte noch viele andere Musikstücke, die aber nicht durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß gekommen sind. Der Componist starb schon in der Blüthe seines Alters am 8. Mai 1668 zu Palermo *). — Es sind auch zwei gute Architekten dieses Namens bekannt, *Beltr* und *Vincenzo della Greca*, welche beide zu Rom thätig waren und sich eines großen Rufes erfreuten. *Beltr* della Greca vollendete den von *Giacomo della Porta* begonnenen Bau des Palastes *Siggi* und *Vincenzo della Greca*, ein Schüler J. B. Montano's, erbaute unter dem Pontificat Urban's VIII. die auch in Kupfer gestochene schöne Kirche S. Domenico nel Monte Magnanopoli und starb um die Mitte des 17. Jahrh. *).

(Ph. H. Kieß.)

GRECCHI (Marcantonio), ein italienischer Kupferstecher und Maler aus der feiner Schule, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. arbeitete. Er war zuerst, und zwar schon am Ende des 16. Jahrh., mit dem Grabstichel thätig, wie mehrere radirte Blätter von seiner Hand beweisen. Hierher gehören eine Kreuzabnahme (1595) nach A. Gafolani, und der tausende heil. Anianus (1596) nach demselben, ferner die heil. Jungfrau mit dem Kinde, der heil. Evangelist Johannes und die heil. Katharina von Siena nach eigener Erfindung (1597). In der Malerei versuchte er sich erst später und seine Arbeiten scheinen nicht häufig zu sein; eine heilige Familie in der Kirche zu *Poligno*, welche seinen Namen und die Jahreszahl 1634 trägt, beweist, daß er zu dieser Zeit noch thätig war und Vortreffliches leistete. Ranzi, der dieses Gemälde sah, nennt den Styl ausdrucksvoll, correct, dem Maler *Triarini* von *Boisogna* ähnlicher als einem andern seiner Meister *).

(Ph. H. Kieß.)

GRECO (Gaetano), ein vorzüglicher italienischer Meister und mit *Leonardo Leo* und *Francesco Duranti* einer der sogenannten neapolitanischen Schule, um das Jahr 1680 zu Neapel geboren, wurde in seiner Vaterstadt in dem Conservatorium der Armen Christi (*Poveri di Giesà Cristo*) erzogen und erhielt seinen Unterricht

dis dispenduntur, quo fit, ut series rerum gestarum minime perspicui possit. Inaequalis est etiam operis summa; mox auctor fusius justo, mox strictius res proponit. Nec fabulae et ineptiae desunt.“

*) J. G. Meusel, *Leben* von dem Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. IV. S. 385. Aug. et Al. de Backer, *Bibliothèque des Ecrivains de la Compagnie de Jésus*. Tom. II. p. 283 seq.

*) Aug. et Al. de Backer l. c. Tom. V. p. 256.

1) Ch. Vernetz, *Universal-Kritiken der Teutschen*. Bd. 2. S. 230. F. J. Feis, *Biographie universelle des Musiciens*. Vol. IV. p. 92. 2) G. R. Nagler, *Künstler-Lexikon*. Bd. 6. S. 346.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 775. G. R. Nagler, *Künstler-Lexikon*. Bd. 5. S. 346. 2. Ranzi, *Geschichte der Malerei in Italien*. Bd. 1. S. 312.

von dem berühmten Tonmeister Alessandro Scarlatti, dem er auch in seinem Amte als Professor der Composition folgte. Von dem Conservatorium dei Poveri ging er in derselben Eigenschaft an das von St. Onofrio über, in welcher Stelle er bis zu seinem Tode (um 1740) blieb. Unter seinen zahlreichen Schülern sind Giovanni Battista Pergolesi und Leonardo da Vinci als die berühmtesten zu nennen. Seine Compositionen werden nur handschriftlich aufbewahrt und man rühmt besonders seine vierstimmigen Vitanen mit zwei Geigen, einer Bratsche und der Orgel als Bass, welche Durante die seinen ähnlichen Compositionen als Muster sollen gebiet haben. Man hat von demselben Meister gute Locatinen und Fugen für die Orgel, von denen sich eine Abschrift in der Privatsammlung des Abate Santini zu Rom befindet *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRECO (Gennaro), Maler der neapolitanischen Schule, welcher in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lebte, erlernte bei dem bekannten Maler, Andr. Boyo, einem Jesuiten, die Kunst und erreichte hauptsächlich in der Perspective eine seltene Meisterschaft. Er versuchte sich mit besonderer Vorliebe in der Darstellung von architektonischen Gegenständen und in Thierskünden und erzielte reichen Beifall, der ihn aber, wie seinen Lehrer Boyo, zur Schnellmalerei und Oberflächlichkeit verleitete. Er starb eines elenden Todes, indem er in der Kirche Casa-di-Rosa zu Neapel, in der er mit einem Deckengemälde beschäftigt war, im J. 1717 vom Stürze herabfiel. Sein Sohn Vincenzo setzte die Arbeiten seines Vaters in derselben Manier fort *). Ein anderer Maler desselben Namens, Paolo Greco, lebte zu Anfang des 17. Jahrh. und verdient deshalb Erwähnung, weil er der erste Lehrmeister des berühmten Salvatore Rosa, seines Neffen, war *). Den Namen Greco führt auch Alessandro Cesari (oder Cesati), ein ausgezeichnete Edelsteinschneider und Medailleur aus der Mitte des 18. Jahrh., dessen Leistungen den Arbeiten des Alterthums gleichgehalten und von Michel Angelo sehr hoch geschätzt wurden. Unter seinen Gemmen gehörte dem Cameo des Phocion der Vornehmste, welcher nach dem einflussreichen Urtheile aller Kenner alle moderneren Arbeiten dieser Art übertrifft; fast ebenso ausgezeichnet ist der Kopf Heinrich's II. von Frankreich, erhaben auf einem Caracoi geschnitten. Unter seinen Medaillen sind besonders die Schatzmünzen auf die Päpste Paul III. und Julius III. zu erwähnen. Auch die meisten geschnittenen Steine, die mit dem Namen M. Rollins Alexander bezeichnet sind und die lange als Kunstwerke des Alterthums galten, sollen von seiner Hand sein. Den Namen Greco erbt er, wie man behauptet, weil er sich bei den Inschriften auf seinen Werken der griechischen Sprache bediente, oder, nach

Andern, weil er den berühmten griechischen Meistern des Alterthums nachahmte *). Greco heisst ferner der Maler Belisario Corenzo, im J. 1558 in Maja geboren, welcher sich um das Jahr 1596 zu Neapel niederließ und die übrigen Maler durch seine Eiferkraft und seine Künste, die selbst vor Gift und Dolch nicht zurückschreckten, aus dieser Stadt vertrieb. Er malte hauptsächlich große Wandbilder und seine Arbeiten sind geistreich und geschmackvoll. Er starb im J. 1643 und wird zu den besten Nachahmern Tintoretto's gezählt *). — Greco nennt man auch oft den Maler und Architekt Domenico Teoscopoli, welcher sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in Spanien großen Ruhm erworben (s. d. Art.). Endlich heisst Greco auch ein verdienstvoller Schüler Pellegrino's, dessen Namen man nicht kennt und von dem man nur weiß, daß er von Geburt ein Grieche war *).

(Ph. H. Kuhl.)

GRECO (Gioachino), genannt der Calabrese (il Calabrese), einer der berühmtesten Schachspieler des 17. Jahrh., wurde um das Jahr 1650 in dem königreichen Neapel geboren, seine Lebensverhältnisse sind aber völlig unbekannt und man weiß nur, daß er die verschiedenen Hauptstädte Europa's besuchte, um sich mit den geschicktesten Schachspielern seiner Zeit zu messen. Er fand aber nicht nur keinen, der ihn übertraf, sondern nicht einmal einen, der es nur einigermaßen in einem ehrenvollen Kampfe mit ihm aufnehmen konnte. Er kam auch unter der Regierung Ludwig's XIV. nach Paris, wo er mit großem Erfolg und Gewinn seine Kunst übte. Der Herzog von Nemours-Armaud, genannt der Carabinier (le Carabin), Chaumont und la Salle, welche als die ausgezeichneten Schachspieler am Hofe galten, ließen sich nach der Reihe mit ihm auf einen Zweikampf in einer Schachpartie ein, wurden aber alle so schmachlich geschlagen, daß ein Schöngelb dieses Hofersitzungs zum Gegenstand eines Gedichtes machte *). Greco führte auch in italienischer Sprache eine Abhandlung über das Schachspiel, die aus der Handschrift in das Französische übersetzt und unter dem Titel: Le Jeu des échecs, trad. de l'italien (Paris 1696. 12.) herausgegeben und in verschiedenen Auflagen (Paris 1713. 12. Ibid. 1714. 12.) wiederholt wurde. Die trutzige Literatur über Schach

- 3) W. R. Ragler, Künstler-Lexikon. Bd. 2. S. 478. Biogrammen. Bd. 1. S. 373. Biographie générale. Tom. IX. p. 499.
4) Ragler, Künstler-Lexikon. Bd. 3. S. 83.
5) P. Kaszi, Geschichte der Malerei in Italien von Querc. Bd. 2. S. 85.

1) Das Matrigal, welches (durch des Mercurio galant, Decembre 1693) auch der Welt bekannt wurde, lautet:

A peine dans le carriere
Contre moi tu fais un pas,
Que per ta demarche fere
Tous mes projets sont en bas.
Je vois dis que ta l'evancee
Ceder toutes mes defenses,
Tomber tous mes championes:
Dams ma resistance reine
Moi, chevalier, roc et reine
Sont moins dres que des lions.

*) Ob. Bernsdorff, Neues Universal-Lexikon der Tonkunst. Bd. 2. S. 230. F. J. Fets, Biographie des Musiciens. Tom. IV. p. 92.

1) B. Domenico Vite del pittori Napolitani. Tom. III. p. 563. H. G. Hirsching, Oesterreich-litterarisches Handbuch. 2) Biographie generale. Tom. XXI. p. 776.

eine neuere Bearbeitung von M. Hirschel unter dem Titel: „Das Schach des Gioachino Greco Calabrese und die Schachspielgeheimnisse des Arabers Vh. Stamma“ (Weslau 1784. 8. 3 Bde.). Die früher sehr gefuchte Schrift Greco's hat jezt durch das spätere bekannte Werk A. D. Philidor's (f. d. Art. *Math.* III. Bd. 22. S. 312) ihr Ansehen verloren?). — Ein anderer Neapolitaner dieses Namens, Benjamin Greco, welcher in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. lebte und dem Jesuitenorden angehörte, machte sich durch ein religiöses Schachspiel, welches die Geburt des Herrn behandelt (*Il primo gaudio tra gli affanni, ovvero la Natività di Nostro Signore Gesù Cristo. Napoli 1739. 8.*), welches aber jezt vergessen ist, bekannt?). — Ein dritter Schriftsteller desselben Namens, über dessen Lebensverhältnisse sich keine nähere Auskunft findet, beschäftigte sich mit Geschichte und gab eine Sammlung seiner Schriften aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., welche sich auf wichtige Ereignisse in Frankreich beziehen, unter dem Titel: *Raccolta d'alcune Scritture publicate in Francia dal 1585 sino all'anno 1593* (Bergamo 1594. 8.) heraus, welche indessen wenig bekannt zu sein scheint.

(*Ph. H. K&A.*)

GRECOURT (Jean-Baptiste-Joseph Willart de), französischer Dichter, im J. 1683 zu Tours geboren, soll von einer edeln schottischen Familie abstammen, welche durch widrige Verhältnisse gezwungen wurde, ihrem Vaterlande den Rücken zu kehren und sich in Frankreich niederzulassen. Er war der jüngste Sohn unter mehreren Geschwistern und kam in früher Jugend nach Paris, wo er sich unter der Leitung seines Onkels Germain Willart mit gutem Erfolg den Studien widmete. Er wurde deshalb zum geistlichen Stande bestimmt und erhielt durch den Einfluß seines Onkels, eines angesehenen Geistlichen, schon in seinem 13. Jahr eine Pfründe an der Kirche des heil. Martinus zu Tours. Nach der Beendigung seiner Studien lebte er in seine Vaterstadt zurück, wo seine Mutter, die unterdessen Witwe geworden war, sich durch die Vermittlung eines ihrer Verwandten, des bekannten Finanzbeamten Rouillé, die Stelle einer Postmeisterin verschafft hatte. Der junge Abbé versuchte sich, obgleich er wenig Lust zu kirchlichen Verrichtungen fühlte, als Kanzelredner und ernste durch seinen lebhaften Vortrag nicht unbedeutenden Beifall; da aber allmählig seine Predigten durch blühende Anspielungen auf mehrere bekannte Frauen der Stadt, sowie ein satyrisches Drama (*Opera comique sur la suppression du mandement de M. l'abbé Dumont, plutôt bei seinen Werken unter dem Titel: Rillons Rillettes* gedruckt) großes Aergerniß erregten, so sah er alsbald sehr ein, daß er

einen andern Weg zu seinem Fortkommen einschlagen und einen andern Ort für die seinem Charakter entsprechende Wirksamkeit zu suchen habe. Er kehrte also nach Paris zurück, wo ihn seine Freunde eine sogenannte Kapelle¹⁾ in einer Kirche verschafften, eine wahrhafte Sinecure, welche ihm Ruhe in Ueberrasung gewährte, sich einer eifrigsten Lebensweise hinzugeben, für welche er geschaffen war, und muhwillige Erzählungen und Lieber zur Erheiterung der von ihm besuchten Gesellschaften und seiner Freunde zu dichten?; seine Eigenschaft als Abbé und Pfänderer beunruhigte ihn wenig und sein Gewissen machte ihm keine Vorwürfe darüber, öffentlich als Liebhaber eines ungebundenen Lebens und der Vergnügungen zu gelten und zu erscheinen. Einer seiner ersten Gönner war der Herzog von Estrées, welcher ihn häufig mit sich zu der Sändigerversammlung der Bretagne nahm, um sich von ihm die Langeweile der Repräsentation vertreiben zu lassen. Er ertrug aber nicht eine lange Abwesenheit von Paris, weil er sich daselbst unbedacht und ungehindert seinen Neigungen überlassen konnte und viele geliebte Freunde fand. Er verstand es vortreflich, eine Gesellschaft zu unterhalten, war einer der besten Vorleser seiner Zeit und wußte anstößige Geschichten und Späße angenehm zu erzählen, weshalb er ein sehr gefuchter und beliebter Gast war, obgleich er sich durch seinen satyrischen Spott manchen heimlichen Feind machte. Er wollte indessen auch gern als gelehrter gelten, wie er denn in der römischen Literatur bewandert war, er wollte sogar die Welt glauben machen, daß er noch weit größere Kenntnisse im Griechischen besäße, obgleich er kein Wort dieser Sprache verstand, weshalb man sich oft lustig über ihn machte; er wußte aber solche Angriffe in der Regel durch Unverschämtheiten zurückzuweisen. Einer seiner liebsten Freunde war der Herzog von Aiguillon, dessen liebliche Lebensweise selbst von seinen durchaus nicht in der Moral harten Zeitgenossen getadelt wurde. Dieser nahm ihn während der schönen Jahreszeit gewöhnlich mit auf sein Schloß Veret in Touraine, wo sich eine nur der Ueppigkeit fröhrende Gesellschaft zu sammeln pflegte und wo er die Rolle eines geistreichen Lustigmachers übernahm. Er selbst nennt diesen Aufenthalt das irdische Paradies, obgleich darin unter allen Freuden und Ergötzlichkeiten Nichts weniger als das paradiesische Unschuld vertreten war. Hier verankaltete er mit der Prinzessin von Conti und mit dem Vater Binot, einem Oratoristen, eine Sammlung der rachsloßen und

1) Eine gut besetzte Pfründe, durch welche der Pfänderer verbunden war, täglich in einer bestimmten Kapelle eine Messe zu lesen oder lesen zu lassen. 2) Seine Einkünfte von dieser Zeit schickte er selbst am besten in folgenden Versen:

En conter à la prude, à la saine, à la sotte,
Jouez aux pions des autres levez une bigotte,
Parler fort sâble en vingt lieux différents,
D'un seul coup d'oeil amis, rivaux, parents,
Egayer le chagrin, arrêter la volage,
Ne pas jamais étes moi qui simple badinage,
La grille a vu mes coups et dans plus d'un saint lieu
J'ai troublé galement ce bon peuple da Dieu.

2) Vergl. P. Sayb, Dictionnaire historique, Art. Gioachino Greco. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 372. Biographie générale. Tom. XXI. p. 775. G. H. Friesmann, Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels (Düsseldorf 1839. 8.) S. 173. W. v. Schmidt, Literatur des Schachspiels (Wien 1847. 8.) S. 184. 3) Aug. et Al. de Becker, Bibliothéque des écrivains de la compagnie de Jésus. Vol. VI. p. 190.

schmuckigsten Gedichte, welche der Herzog mit eigener hoher Hand druckte?). Einem Grundsatze getreu, Alles von der lustigen Seite zu nehmen und selbst in den verdächtigsten Dingen nichts Anstößiges zu finden³⁾, lebte er nur den Freuden der Tafel und der Liebe, und der Verherrlichung eines seiner Biographen, daß man aus seinen allzu freien Gedichten nicht auf seinen Charakter schließen dürfe, daß sein Herz nie an den Verirrungen seines Geistes mitschuldig gewesen sei und daß bei ihm die Rechtschaffenheit und das Gefühl stets lauter gesprochen habe, als die Ansdreßigkeit⁴⁾, dürfte schwer zu glauben sein, und man möchte eher der Behauptung eines andern Beurtheilers beistimmen, welcher geradezu sagt, daß man seinen Christen ansehe, wo sie ankamden seien, und daß sie den Orten entsprächen, welche der Verfasser zu besuchen pflegte⁵⁾. Einen Beweis für diese Behauptung liefert die Entstehungsgeschichte eines seiner bekanntesten Gedichte, des Philotanus. Um die Günst einer schönen Hummerin auf dem Plage Maubert, welche sich als eine Anhängerin der Jansemiten bekehrte, zu gewinnen, verfasste er diese scherzhaft Satyre gegen die Jesuiten, welche zu jener Zeit, wo der Streit zwischen den Jesuiten und ihren Gegnern seinen Höhepunkt erreicht hatte, einen ungemeinlich großen Beifall fand. Philotanus (was, beiläufig gesagt, gleichbedeutend ist mit Pöbelstolz) heißt ein Teufel, welchen Greccourt einst unter einem Baume schlafend fand und den er durch die Gewalt des Weihwassers zwang, ihm das Geheimniß der verhängnißvollen Bulle Unigenitus zu offenbaren, welche Clemens XI. im J. 1713 gegen die Anmerkungen des bekannten Paschasius Quaedun über das neue Testament (1671) auf das Verlangen Ludwig's XIV. und auf Betreiben der Jesuiten erlassen hatte und worin hundert und ein Satz von Quaedun's Sätzen verdammt und die Unrichtigkeit des Papstes ausgesprochen wurde. Philotanus erzählt nun Greccourt ausführlich, wie die ganze Hölle über die Anmerkungen Quaedun's in Aufruhr gerathen sei, weil sie die Ueberzeugung erlangt habe, daß sie, wenn die Menschen nach den von Quaedun gegebenen Vorschriften leben würden, Mangel an Zuwachs haben müßte; daher habe Philotanus, der schon früher in der

Person Ravaillac's Heinrich IV. ermordet, Ludwig XIV. und den Papst überredet, wider Quaedun einzuschreiten, folglich flamme die erwähnte Bulle aus der Hölle. Daß der Teufel in seiner Erzählung die Lehren und geheimen Umtriebe der Jesuiten einer scharfen Kritik unterwerfe, läßt sich leicht denken⁶⁾. Das Verdienst solcher Werke, sagt Voltaire, besteht gewöhnlich nur in der Wahl des Gegenstandes und in der menschlichen Bosheit. Es läßt sich indessen nicht leugnen, daß sich in dem Gedichte einige gelungene Verse finden; der Anfang ist sehr glücklich gerathen, aber der weitere Verlauf entspricht dem Anfange nicht. Der Teufel erscheint nicht immer so ergötlich, wie bei seinem ersten Auftreten; der Stolz ist niedrig, einförmig und entbehrt der dialogischen Abwechslung, der Anmut und Feinheit der Sprache und die Durchführung ist völlig arm an Phantasie, kurz das Ganze ist nur eine satirische Geschichte der Bulle Unigenitus in burlesken Versen, von denen einige recht spaßhaft sind⁷⁾. Die erste Ausgabe dieses Gedichtes erschien unter dem Titel: Philotanus, poëme françois et latin, avec des remarques. S. L. et A. (1720). 12. Die lateinische Uebersetzung in Versen, welche Nic. Barchant, später Rector des Collège von Bayeux, fertigte, ist durchaus nicht schlecht. Die nur den französischen Text enthaltende Ausgabe (Paris 1733. 12.) wird als die vollständige und beste betrachtet. Manche haben Greccourt nicht für den Verfasser des Philotanus gehalten, sondern ihn dem bekannten Pamphletisten Nic. Jouin zuschreiben wollen, aber geschätzte Freunde haben nicht unterlassen zu beweisen, daß nur Greccourt auf die Ehre Anspruch machen dürfe, diese Satyre gedichtet zu haben. Oben irrthümlich hat man behauptet, daß er deshalb von den Jesuiten verfolgt worden sei, denn wir wissen durch unverdächtige Zeugnisse, daß er später noch häufig mit den Jesuiten Umgang pflog und sogar mit ihnen freiste; auch soll er im Sinne geknickt haben, aus Liebe zu der den Jesuiten holden Frau eines Schuhmachers ein ähnliches Gedicht zu Gunsten der Jesuiten gegen die Jansemiten zu machen. Uebrigens scheinen die Gegner seiner Art und Weise überhaupt manche Verurtheile gemacht zu haben, die weltliche und geistliche Behörde gegen ihn aufzuregen, jedoch bei dem Geiste der damaligen Zeit vergebens, denn er wußte sich stets geschickt zu vertheidigen und erklärte wiederholt den ihm gegen Glaubens schenkenden verdorbenen Zeitgenossen, daß er stets die größte Achtung vor der Religion gehabt habe und seine Gedichte unge-

3) Jedoch zum Glück nur in wenigen (siehe die note) Exemplaren. Die Sammlung führt den Titel: Recueil de pieces choisies, rassemblees par les soins d'un cosmopolite. Annonce (Veret) 1735. 4. Denkbare Wirkung soll auch die erste abschließende Suite de la nouvelle Cyropédie ou Reflexions de Cyrus sur ses voyages. S. L. 1728. 8. haben. 4) Diesen Wahlspruch gibt er in den Versen zu erkennen:

L'homme difficile est un sot;
Trouver tout bon, c'est le bon lot.

5) Quelque nous ayons de lui une foule de poésies libres, on n'en doit pourtant rien conclure contre son caractère: son cœur n'a jamais été complice des égarements de son esprit; la probité et les sentiments ont toujours parlé chez lui plus haut que le libertinage. Avertissement à Mr. Greccourt's Leben in der Ausgabe seiner Werke. Paris 1802. 12. 6) Malheureusement la plus grande partie ressent, si non des lieux que fréquentaient l'auteur, du moins de sa vie licencieuse. H. Goussier in der Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 873.

7) Vergl. G. Br. Bissel, Geschichte der französischen Literatur. Bd. 2. S. 618 fg.

8) La mérité de ces sortes d'ouvrages n'est d'ordinaire que dans le choix du sujet et dans la malignité humaine. Ce n'est pas qu'il n'y ait quelques vers bien faits dans ce poëme. Le commencement en est très-bourgeois; mais la suite n'y répond pas. Le diable n'y parle pas aussi plaisamment qu'il est annoncé. Le style est bas, uniforme, sans dialogue, sans grâces, sans flexion, sans pureté du style, sans imagination dans l'expression, et ce n'est enfin qu'une histoire satyrique de la bulle Unigenitus en vers bourgeois, parmi laquelle il s'en trouve de très-plaisans. Voltaire, Œuvres complètes. (Gotha 1735. 8.) Tom. XX. p. 163.

säthlich seien, weil er die anstößigsten Dinge auf die stillsamste Weise zu sagen wisse und gewohnt sei⁹⁾. Zeigte er sich auch stets als literarische und religiöse Weiser, und war er nur in der Sucht nach Vergnügungen beharrlich, so plagte ihn von allen Lebensschafften doch am wenigsten der Eizgeiz. Er gab sich zwar einige Zeit Mühe, das Amt eines Bücherensors zu erhalten, war aber züfischen und tröstete sich, als man ihm dieses aus guten Gründen wiederholt verweigerte. Mehrere eintüchtige Stellen, die ihm der berühmte Generalaufseher der Finanzen, J. Law, dessen Gesellschaften Greccourt durch seine schlüssigen Nachwerke zu erheben pflegte, wiederholt anbot, lehnte er aus Liebe zur Unabhängigkeit ab und entwickelte seinem Sönnner die Gründe dieser Weigerung in einer gelungenen Fabel (*Le Solitaire et la Fontaine*), dem anständigen und vielleicht besten seiner kleineren Gedichte, welches beweist, daß Greccourt bei einem besseren Gesinnungsstande eine ehrenvolle Stelle unter den anmuthigsten Dichtern Frankreichs hätte einnehmen können. Wie sehr es ihm aber an Geschmack fehlte, zeigte schon die auf Beschlagen der Prinzeßin von Bourbon-Gönd von ihm veranstaltete Zusammenstellung und Herausgabe der *Maranzakianina* (*De l'imprimerie du Vourst l'an 1730, so vend chez Coroco. 24*)¹⁰⁾ einer nur in einer kleinen Anzahl gedruckten Sammlung älterer Späße Maranzac's, eines einfältigen Stallknechts des Sohnes Ludwigs XIV. In seinen späteren Jahren mußte Greccourt bitter die Folgen seines ausgelassenen und unmäßigen Lebens büßen. Er zog sich nach Tours zurück und scheint sich kurz vor seinem Tode noch zur Frömmigkeit bekehrt zu haben¹¹⁾. Er ließ sich sogar mit den Sterbesacramenten versehen und verschied nach einer schmerzlichen Krankheit am 21. März 1743. Sein Leichnam wurde in dem Schiffe der Kirche des heil. Marius im Tour beigesetzt. Die Grabchrift, welche er sich selbst verfaßte¹²⁾, entspricht seinem Leben, verunsaltet aber seine wirkliche Grabstätte nicht. Greccourt wird als ein schlanker, wohlgehaltener Mann geschildert,

von etwas bräunlicher Hautfarbe, mit großen schwarzen und lebhaften Augen, langer und dünner Nase und vorstehendem dicken Kinn. Ein fröhliches und anziehendes Ansehen war über sein ganzes Aeußere verbreitet, Bis war die Seele seiner Unterhaltung; er besaß ganz besonders die Gabe, Andere in ein unaussprechliches Lachen zu versetzen, ohne selbst den Ernst zu verlieren; er war gefällig, aufschmig und freigeig gegen seine Freunde, ein Feind der Arglist und der Schmeichelei und wußte die Vorzüge eines christlichen Menschen mit den Eigenschaften eines Philosophen zu verbinden, den sein Zusammenhang zu den Vergnügungen unwiderstehlich hingog. So schildern ihn seine Freunde, und da diese in dem Geiste ihrer verkehrten Zeit urtheilten, so mag die Richtigkeit ihres Urtheils nicht ganz in Abrede gestellt werden. Greccourt war übrigens lang genug, während seiner Lebenszeit außer dem Philotannus seines feiner Gedichte drucken zu lassen und dadurch allen Unannehmlichkeiten zu entgehen. Gerathen sie nicht allmählig in gänzliche Vergessenheit, so geschieht dies hauptsächlich nur deshalb, weil sie ein unzweideutiges Zeugnis von der Sittlosigkeit seiner Zeit geben. Ihr poetischer Werth ist nur gering, der Mangel an vornehmer Phantasie macht ihn fast in allen bemerkbar und die Behandlung des Stoffes ist gewöhnlich sehr nachlässig. Greccourt reimt ohne Unterschied alle Gedanken, die sich ihm darbieten; Leichtigkeit und Natürlichkeit der Darstellung lassen sich ihm nicht absprechen, doch ist sein Verdienst als Dichter weit überschätzt worden, wie selbst die bedeutendsten Literarhistoriker seines Landes zugestehen. Seine Erzählungen (*Contes*) sind nur unvollständig unterhaltend, aber immer schmackhaft, selbst die feuchste Wink der Fabel, deren Schamlosigkeit Kajontaine und seine Nachahmer nicht zu verlegen wagten, achtet er nicht, und seine Thiere handeln und sprechen geradezu unverschämte, wie seine Menschen, seine Epiklen sind inhaltlos und fade, seinen Epigrammen fehlen Schärfe und Witz und seine Lieder (*chansons*) zeigen seine gänzliche Unfähigkeit zur diese Gattung der Poesie. Seine Ehen, seine Gedichte selbst zu sammeln und herauszugeben, gab jedoch Veranlassung, daß man ihm sehr viele unschätzbare Nachwerke und manche Ergänzungen schrieb, deren Vaterschaft die wirklichen Verfasser nicht eingesehen wollten, und so findet man unter seinen Werken viele anstößige Fädelchen von Voltaire, Moncrif, La Fontaine, Alron, Bernard, Gauslieu und anderen Dichtern, und sogar von solchen, die seiner Geburt vorzuziehen. Die erste Ausgabe der Gedichte Greccourt's erschien einige Jahre nach seinem Tode unter dem Titel: *Oeuvres diverses* (Paris 1747. 12. 2 Voll.), welche alsbald unter der Aufschrift: *Poésies diverses* (Lausanne et Genève. 1748. 12. 2 Voll.) nachgedruckt wurde. Vollständiger und genauer ist der von derselben Gesellschaft besorgte spätere Abdruck (Lausanne et Genève 1760. 12. 2 Voll. Berg-op-Zoom. 1760. 12. 3 Voll.), in welchem schon die unechten Stücke näher bezeichnen sind. Gefügt wird die von Duerlon berichtigte und vermehrte Ausgabe (*Oeuvres diverses. Nouvelle édition, soigneusement corrigée et augmentée d'un*

9) Er sagt selbst in einem seiner Briefe: „Mes généraux remuent ciel et terre pour avoir de mes poésies, prétendant y trouver des impiétés et des obscénités sans nombre, en quoi je me flatte qu'ils s'abussent; la religion m'ayant toujours été respectable, et d'ailleurs ayant un talent particulier de dire des immodesties très-modestement.“¹⁰⁾ Der letzte seiner Gedichte wird dieses besondere Talent nicht leicht herausfinden. 10) Er bekennt in einem seiner letzten Briefe: „Pour moi, je le jure, je ne suis métamorphosé, et je ferai succéder des occupations sérieuses aux frivolos amusements dont j'ai toujours eu l'esprit rempli. J'ai des obligations infinies à Dieu, il m'a enlevé aujourd'hui l'esprit de poète, pour me laisser penser en philosophe chrétien.“

11) Bon estomac, esprit très vif, il était un heros de table; Plus libre en propos qu'inventif, Et bien plus plaisant qu'inimitable. Il est mort, le pauvre chrétien; Molina perd un adversaire, Et l'Amour un historien. Si je consulte son breviaire, La religion n'y peut rien.

grand nombre de pièces qui n'avaient jamais été imprimées. Luxembourg [Paris] 1761. 8 Partt. in 4 Voll., Ibid. 1764. 8. 4 Voll.). Noch vollständiger sind die späteren Ausgaben (Amsterd. 1765, 1772, 1775, 1782. 4 Tom. en 2 Voll. Londres 1780. 15. 4 Voll. Paris 1796. 1802. 12. 4 Voll.); in allen diesen Ausgaben enthält der vierte Band die unechten Stücke. Eine gute und ausreichende Auswahl sind die Oeuvres choisies (Paris 1827. 32. 1832. 8.) und die Oeuvres badius (Paris 1832. 18.). Die französische Uebersetzung (Grecourt's Auserlesene Werke, frei überfetzt. Paris [Berlin] 1796. 8. 2 Bde.), welche indessen kaum den dritten Theil der Gedichte des Verfassers enthält, ist äußerst flüchtig und ungenau und wäre besser unterblieben, da den Liebhabern solcher reinen reinen Joten das Original hätte genügen müssen¹²⁾. Weit gefühlicher erscheint die in Teutschland längere Zeit beliebte Nachahmung dieser schmunzigen Dichters, hervorgerufen und genährt von Wieland, Goethe und besonders von dem Verfasser der „Gedichte in Grecourt's Geschmack“ (Greif. von der Holz), welche seit dem Jahre 1771 öfter und unter verschiedenen Titeln gedruckt wurden. Goethe und von der Holz, sagt G. G. Gervinus¹³⁾, wollten ebenso wol wie Wieland ohne Rücksicht und ohne Schuld ihre wüßstigen und üppigen Gemälde entworfen haben. Der letztere erscheint auch in der That bei aller groben Sinnlichkeit zugleich in schwermetalliger Schwärzerei und siegeswärtender Empfindsamkeit. Wie Johannes Secundus Lippen und Kisse bejagt, in derselben Fülle wird hier der Thron noch tieferer Liebesfreuden besungen, und man sollte nicht glauben, daß eine köstliche Phantasie dorthin Gold- und Purpur- und Honigströme zaubern würde. Die Berrichtungen der Sinnlichkeit werden hier wie Andachtsübungen behandelt, wie ein Naturdienst, und geheimnißvolle Hymnen und offene Vaneien feiern die Heiligthümer der Liebe. (Ph. H. Kult.)

GRETING (Johann Ernst), protestantischer Theolog, am das Jahr 1680 zu Weimar geboren, widmete sich der Theologie und kam bald nach der Verdingung seiner Studien im J. 1700 nach Ganaa als Rector der dortigen protestantischen Schule. Nachdem er diese mühsame Stelle 18 Jahre bekleidet hatte, erhielt er im J. 1718 die Predigerstelle zu Epiphaneim in der Grafschaft Ganaa, wo er am 13. April 1748 starb. Unter seinen Schriften, welche größtentheils aus Zeichenreden (Parratationen) bestehen, sind die Rudimenta poetica (Hanoov. 1701. 8.), der „Poetische Sparhafen, bestehend in allerhand wohlthätigen und reinen teutschen Gruf“, Dant, Hochzeiten, Vermählungen, Geburt, Rahmens, Ehrenpromotions, Zeichen und Begräbnisgedichten“ (Frankf. a. M. 1712. 8.) und die „Schriftmäßige Anleitung, wie

ein Christ alle seine Sorgen auf den Herrn werfen soll“ (Ganaa 1716. 8.) zu erwähnen¹⁴⁾. (Ph. H. Kult.)

GRETING (Johann Ernst), deutscher Arzt, am 22. Juli 1718 zu Weimar geboren, war der Sohn eines Friseurs und erlernte selbst dieses Geschäft, fing aber, da ihm das Handwerk nicht zusagte, nach der Uebernahme seines Vaters nach Greif, obgleich er schon 17 Jahre alt war, an, das dortige Gymnasium zu besuchen und brachte es durch seinen unermüdlichen, mit einem glücklichen Talente verbundenen Eifer dahin, sich die nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, um sich der Arzneiwissenschaft widmen zu können. Er besuchte zuerst die Universität zu Jena; da aber die durch den Tod seines Vaters elagierten Verhältnisse ihn zwangen, seinen Aufenthalt zu wechseln, so begab er sich nach Leipzig, wo er nicht nur fleißig die Collegien besuchte, sondern auch gern die von dem Stadtphysicus Hartmann erlangte Erlaubnis, die Kranken im Lazareth zu behandeln, zu seinem nicht geringen Beifall zu beenden. Nachdem er seine Studien beendet und sich zu Jena nach der bestehenden Vorschrift durch die Vertheidigung einer Abhandlung (Diss. inaug. de cadaveris inspectione ne sectionis legali. Jenae 1742. 4.) die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, ließ er sich zu Jena nieder, wo er 16 Jahre hindurch die Stelle eines Rats, Stadt- und Landphysicus versah. An ununterbrochenen Fleiß gewöhnt und fleißig begierig, die Fortschritte seiner Fachwissenschaft kennen zu lernen, verwendete er die wenigen Stunden, welche ihm sein Amt frei ließ, zur Uebersetzung guter medicinischer Schriften und Abhandlungen aus andern Sprachen und dahin gehören besonders „Rob. Keckitt's Oekologie oder Abhandlung von der Erzeugung der Knochen im menschlichen Körper, in zwei Vorlesungen erklärt; aus dem Englischen überfetzt.“ Keckitt einer Vorrede von Chr. Gottl. Ludvig. Mit Kupfern (Altenb. 1753. 4.); „Joh. Pringle's Beobachtungen über die Krankheiten einer Armee sowohl im Felde als in Garnison; aus dem Englischen überfetzt.“ (Ebenb. 1754. 8. Neue verbesserte Ausgabe von A. E. Brande. Ebenb. 1772. 8.); „Abhandlungen der königl. Akademie der Chirurgie zu Paris; aus dem Französischen überfetzt.“ (Ebenb. 1754—1855. 4. 2 Bde.) und „Neue medicinische Versuche und Bemerkungen der Gesellschaft zu Edinburgh.“ (Ebenb. 1766. 8. 2 Bde.). Im J. 1758 wurde Greting als Arzt des Zuchthaus zu Waldheim im leipziger Kreise berufen und in diesem mährigen Amte fand er hinlänglich Gelegenheit, seiner Vorliebe zu den Beobachtungen und Untersuchungen im Fache der pathologischen Anatomie Genüge zu leisten, welche seinem Namen einen bleibenden Ruhm verschafft haben. Da sich in dem Zuchthause viele Geistesranke und Fallsichtige befanden, so machte er fortwährend Versuche mit verschiedenen Mitteln zur Heilung dieser hartnäckigen Uebel und seirte alle Zeichen einer an denselben überforderten, am sich durch den Augenschein und durch die

12) Vergl. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 373 seq. Nouveau Dictionnaire historique par Chaudon et Delandine. Tom. V. p. 669 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 776. 8. G. Gervinus, Historisch-literarisches Handbuch. Bd. 2. Heft. 3. S. 186. 13) Gesch. der deutschen Dichtkunst. (4. Aufl.) Bd. 5. S. 6.

14) Dr. Wilh. Gervinus, Deutsche Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. 5. Bd. S. 92 ff.

sorgfältigsten Untersuchungen über die innere Leibesbeschaffenheit solcher Kranken zu überzeugen. Ebenso gewissenhaft beobachtete er die Wirkung der Heilmittel und zu seinen dankbarsten Arbeiten gehören jedenfalls die Untersuchungen dieser Art. Nach diesen bewährten sich die Kräfte des Extracts der Belladonna in der eingeengten und oft wiederkehrenden Colicpie und in der Gelbsucht in so weit, daß sich der Nutzen desselben in der letztern Krankheit als unaußerselbst herausstellte, in der ersteren aber nur Erleichterung brachte; auch die vielsprechenden Wirkungen des Stenochaletracts in der Melancholie, Kakerel und Epilepsie glaubte er nach der genaueren Beobachtung an vielen Kranken auf eine nicht sehr bedeutende Erleichterung beschränken zu müssen, den Eisenhut aber fand er bei verhärteten Drüsen geschwulsten äußerst wirksam, während er geradezu die vielfach in der Praxis gewonnene Ueberzeugung ausspricht, daß der Kupfersalmiak auf seine Weise, wie man oft behauptet hat, als spezifisches Mittel gegen Epilepsie, Weitzanz und hysterische Anfälle betrachtet werden könne. Viele einzelne Erfahrungen und Beobachtungen dieser Art theilte er in den von seinem Lehrer, dem Professor Gbr. Gottf. Ludwig zu Leipzig, herausgegebenen *Adversaria medico-practica* (Lipsiae 1769 seq. 8. 2 Voll.) mit, und es ist zu bedauern, daß er sich nicht zur Ausarbeitung einer Arzneimittellehre für Geisteskrankheiten entschließen konnte. Er starb am 27. Febr. 1775. Die Sammlung seiner „Vermischten medicinisch-chirurgischen Schriften“ (Altenburg 1781. 8.) ist vollständig und der Herausgeber derselben, sein Neffe G. W. Greding, besorgte deshalb auf vielfaches Verlangen wissenschaftlicher Kreise eine vollständige Ausgabe* unter dem Titel: „Sämmtliche Schriften von J. G. Greding“ (Greiz 1790—1791. 8. 2 Bde.), worin sich auch seine lateinisch geschriebenen Abhandlungen in deutscher Uebersetzung befinden. Der erste Band enthält die treffenden Aufsätze über die Eigenschaften der weißen Ruchwurz, des Sturmhunds, des Bilsenkrautes, des Stenochaleps, der Belladonna

und des Kupfersalmiaks und die Anwendung dieser Mittel bei Geisteskrankheiten und Fallsucht, sowie die hauptsächlich auf die pathologische Anatomie bezüglichen Aphorismen über die Melancholie und der damit zusammenhängenden Krankheiten; der zweite Band ist ausschließlich den durch die Sectionen der Leichen gewonnenen Beobachtungen über Geistesstörung gewidmet, und diese Abhandlungen gehören jetzt noch zu den ersten Schriften über diesen schwierigen Theil der Arzneikunde, wie selbst in der Behandlung solcher Krankheiten ausgezeichnete Aerzte des Auslandes, von welchen nur Porthappe, Arzt der Irrenanstalt zu Rouen, genannt werden soll, eingeschicken. Niemand, behaupten sie sogar, habe so vollständig und genau, wie er, die Veränderung des Gehirns bei Geistesstörung beobachtet und die Ergebnisse ohne alle Verächtlichung von Theorien der Wahrheit gemäß mitgetheilt. Der Herausgeber seiner Schriften, sein Neffe Karl Wilhelm Greding, im J. 1790 zu Greiz geboren, widmete sich ebenfalls der Medicin und ließ sich nach Beendigung seiner Studien als praktischer Arzt in Böhmen zuerst zu Aisch und dann zu Reusnitz nieder, zuletzt wohnte er zu Remat in der Oberpfalz, wo er im J. 1819 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde starb. Die von ihm bekannt gewordenen wenigen Schriften: *Dissertatio de primis variolarum initiis earumque contagione admodum virulenta* (Lipsiae 1781. 8.); *Tres morborum historiae in nosocomio Pragensi fratrum misericordiae conscriptae, cum episcris* (Pragae 1788. 4.) und „Beobachtungen über die vorzüglichsten Wätern überhaupt“ (Gos 1796. 8.) beurkunden den denkenden Arzt*.) (Ph. H. Kütz.)

*) Vergl. *Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis*. (Lips. 1752 seq. 8.) Tom. XV. p. 187 seq. 3ed. Gbr. Veröng. Fortsetzung mit Ergänzungen zu Jodors's *Gelehrten-Lexikon*. Bd. 2. S. 1596. 3ed. G. Meusel, *Lebens der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen leinischen Schriftsteller*. Bd. 4. S. 338. *Biographie universelle*. Tom. XLVI. p. 65.

Ende des achtundachtzigsten Theiles der ersten Section.

SBV 049546





